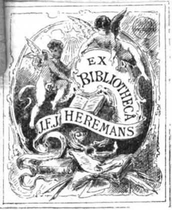
image
not
available

34



BLIOTHEEK GENT
049184
Digitized by Google

F. J. J. Heremans
prof.
1848 Gent

Digitized by Google

Digitized by Google

Conversations-Lexicon.

Vierte Auflage.

Fünfter Band.

J bis L.

Digitized by Google

Anzeige.

Der Pränumerationspreis auf dieses Werk, welcher bis auf näher Anzeige beibehalten werden soll, beträgt gegen gleich baare Bezah lung für sämmtliche zehn Bände, aus denen es bestehen wird, au Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Xr., und auf Schreib papier 18 Thlr. 18 Gr. oder 33 Fl. 45 Xr. — Privatpersonen welche sich unmittelbar an die Verlagshandlung wenden erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei, wenn sie zugleich den Betrag in Wechsel oder baar einsenden, oder dafür genügende Zu sicherung und Anweisung geben. Eine kleine Anzahl Exemplare is auf Velinpapier in großem Format abgedruckt worden, und kostet ein solches Exemplar 40 Thlr. — Den Buchhandlungen werden übrigens solche Vortheile gewährt, daß sie, in sofern sie von Leipzig nicht zu entfernt sind, ohne den Pränumerationspreis zu erhöhen, gegen baare Zahlung Exemplare liefern können; jedoch wird man an sie keine Ansprüche auf Freiexemplare oder auf Rabatt machen.

Der 8te, 9te und 10te Band ist in der vierten mit der vorhergegangenen Auflage, welche auf dem Titel zweite Aufl. und in der Norm Neue Auflage heißt, ganz gleich, da der Satz bloß wiederholt ist.

Eine Anzeige für die Herren Buchbinder

Digitized by Google

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

In zehn Bänden.

Fünfter Band.

J bis L.

Vierte Original-Auflage.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Altenburg und Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1817.

befindet sich zu Ende des Registers.

DE L'UNIVERSITE DE

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes
Verzeichniß der Pränumeranten *).

	Exempl.
Se. Königl. Hoheit Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen	1
Se. Königl. Hoheit Prinz Wilhelm von Preußen	1
Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Sachsen-Gotha und Altenburg	1
Se. Durchlaucht der regierende Herzog von Sachsen-Coburg	1
Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin von Pfalz-Neuburg	1
Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin von Curland	1
Se. Durchlaucht der regierende Fürst von Reuß-Greiz.	1
Ihre Durchlaucht die verwittwete Fürstin von Reuß-Gera	1
Ihre Durchlaucht die Prinzessin Caroline von Schwarzburg-Sondershausen.	1
Ihre Durchlaucht die regierende Frau Fürstin und Vormünderin zu Solms-Lich, geb. Gräfin zu Bentheim-Steinfurt	1
Ihre Durchlaucht die verwittwete Frau Fürstin zu Solms-Laubach, geb. Fürstin zu Ysenburg	2
Ihre Erlaucht die regierende Frau Gräfin zu Solms-Laubach, geb. Gräfin von Degenfeld-Schomburg	1
Ihre Erlaucht die regierende Frau Gräfin zu Ysenburg-Büdingen, geb. Gräfin zu Erbach-Schönberg	5
Ihre Erlaucht die Frau Gräfin zu Erbach-Fürstenau, geb. Gräfin von Degenfeld-Schomburg	1
Se. Erlaucht der regierende Herr Graf zu Solms-Rödelheim	1
Se. Erlaucht der Herr Graf von Degenfeld-Schomburg	1
Ihre Erlaucht die Frau Gräfin zu Erbach-König	1
Der Herr Graf Max zu Erbach-Schönberg	1
Die Frau Gräfin Ferdinande zu Solms-Rödelheim	1

*) Dieses Verzeichniß enthält die Namen aller der Pränumeranten, welche sich bis zu Ende des Jahrs 1814 als solche bei der Verlagshandlung gemeldet haben. Da der Pränumerationspreis nun bis zur Vollendung des Werks fortdauert, so wird dem zehnten und letzten Bande die Fortsetzung und der Schluß der weitern Beförderer dieses Werks vorgesetzt werden.

Die wenigsten Buchhandlungen haben auf die Bitte der Verlagshandlung, ihr die Namen ihrer Abnehmer einzusenden, Rücksicht genommen. In sofern solche nachgeliefert werden, sollen sie dem Verzeichnisse des zehnten Bandes noch einverleibt werden. B.

Digitized by Google

		Exempl.
Der Herr Erbgraf Karl zu Solms-Rödelheim		1
Der Herr Graf Franz zu Solms-Rödelheim		1
Aarau.	Hr. Buchhändler H. R. Sauerländer	46
Adorf.	= Postmeister Pinder	1
Albertshausen.	= Amtmann Pfitzer	1
Altenburg.	= v. Bachoff	1
	= Carl Bande	1
	= Secretär Bechstein	1
	= Kammerherr und geh. Regierungsrath Graf von Beust	1
	= Advocat v. Brock	1
	= Secretär Brümmer	1
	= Secretär Buddeus	1
	= Carius	1
	= Sprachmeister Champorcin	1
	= Generalsuperintendent Demme	1
	= Secretär Donner	1
	= Joh. Fr. Elben	1
	= Hauptmann Forster	1
	= Kammerherr von der Gabelenz	1
	= Kammerrath Geutebrück	1
	= Apotheker Gleitsmann	1
	= Kaufmann Goebel	1
	= Carl Guntermann	1
	= Kaufmann Hager	1
	= Geh. Rath von Hardenberg	1
	= Kammersecretär Hase	1
	= Haserik	1
	= Kammer-Commissär Hebenstreit	1
	= Collaborator Hedscholb	3
	= Kaufmann Heidler	2
	Demois. Caroline Hempel	1
	Hr. Gastwirth G. Hempel	1
	= Hof-Advocat Ferd. Hempel	1
	= Hof-Adv. und Raths-Actuar H. Hempel	1
	Mad. Hoffmann	1
	Hr. Kämpfer	1
	= Kirchenrath Köhler	1
	= Consistorialrath Laurich	1
	= Liebe	1
	= Landschafts-Director v. Lindenau	1
	= Regierungsrath Lorenz	1
	= Rath Lüders	1
	= Rath Ludwig	1
	Fr. Räthin Ludwig	1
	Hr. Adolph Meißner	1
	= Steur-Cassirer Meyner	1
	= Raths-Copist Neefe	1
	= Secretär Pabst	1
	= Ferd. Patschke	1
		1

Digitized by Google

		Exempl.
ltenburg.	Hr. Buchhändler Petersen	1
	Fr. Hofräthin Pierer	1
	Hr. Banquier Pietsch	1
	= Kaufmann Ranniger	1
	= Commerzienrath Reichenbach	2
	= Kaufmann A. Schlippe	1
	= Hofmaler Schmidt	1
	= Kammer=Commissär Schneegaß	1
	= Steuer=Commissär Schneegaß	1
	Die Schnuphase'sche Buchhandlung für	
	Hr. Prediger Agricola in Göllnitz	1
	= Kaufmann Albrecht in Altenburg	1
	= Kammerherr v. Bachoff auf Dobitschen	1
	= Kaufmann Besser in Altenburg	1
	= Adjunct Blumenstein in Treben	1
	= Döring in Zschernitsch	1
	= Major v. Einsiedel in Groß=Zössen	1
	= Mühlenbesitzer J. W. Engelmann in Gößnitz	1
	= Ezold in Gleina	1
	= Ezold in Schlaudiz	1
	= Kammerherr v. d. Gabelenz	1
	= Kaufmann Gentsch in Lucka	1
	= Andr. Gerty in Reimnitz	1
	Fr. Stiftspröbstin v. Hagen (in Altenburg)	1
	Hr. Obersteuer=Revisor Hager (in Altenburg)	1
	= Kammer=Commiss. Hebenstreit (in Altenburg)	1
	Heinike in Gardschutz	1
	= Heinike in Gleina	1
	= Oekonom Heitsch in Pundewitz	1
	= Prediger Hempel in Stünzhayn	1
	= Müller Herling in Treben	1
	= Obristlieut. v. Hertling in München	1
	= Hauptmann Freiherr H. v. Herzberg, auf Heukenwalde	1
	= Pred. Hesselbarth in Oberarnsdorf	1
	= Müller Hille in Münza	1
	= Garnisonpred. Hupel in Altenburg	1
	= Melchior Kertzsche in Cosma	1
	= Kirmes in Mackern	1
	= Schullehrer Klein in Monstab	1
	= Gastwirth Köhler in Altenburg	1
	= Michael Köhler in Meucha	1
	= Fr. Kuhn in Wendischleuba	1
	= Verwalter Kummer in Salis	1
	= Cantor Landmann in Kayna	1
	Fr. v. Löwenklau auf Rautenburg	1
	Hr. Jäger Martin in Zschernitsch	1
	= Kirchenrath Matthiä (in Altenburg)	1
	= Kaufmann Meder (in Altenburg)	1
	= Kirchenrath Meister (in Altenburg)	1
	Transport	39

Altenburg.	Transp. der Schnuphase'schen Pränumeranten	39
	Hr. Steuer-Expediteur Meyer in Schwarzenberg	1
	= Prediger Moller in Zipsendorf	1
	Fr. Geh. Reg. Räthin und Präsidentin von Mühlen in Altenburg	1
	Hr. Kaufmann Pabsdorf in Meißen	1
	= Kaufm. Adolph Patschke in Altenburg	1
	= Prediger Pleißner in Reichstedt	1
	= Porzig in Schlöpitz	1
	= Porzig in Steinwitz	1
	= Prediger Ramshorn in Breitenhayn	1
	= Lieutenant v. Röder in Berlin	1
	= Prediger Rothe in Niederwiera	1
	= Ludwig Schnuphase in Altenburg	1
	= Adjunct Schreckenberger in Meuselwitz	1
	= Kaufmann Schwarze daselbst	1
	= Candidat Straube in Ronneburg	1
	= Schullehrer Tanner in Kriebitsch	1
	= Rath Thienemann (in Altenburg)	1
	Fr. Hauptmännin v. Tümpling (in Altenburg)	1
	Hr. Dr. med. Winkler (in Altenburg)	1
	= Baron v. Zedlitz (in Altenburg)	1
	= Gymnasiast Zill (in Altenburg)	1
	Hr. Hof-Advocat A. Scholber	
	Mad. Schönherr	
	Hr. Kaufmann Schwarzenberg	
	= Buchbinder Seyffert	
	= Kammerherr und Kammer-Vice-Präsident v. Stutterheim	
	= Major von Taucher	
	= Minister und Geh. Rath v. Thümmel	
	= Kanzler und Geh. Rath v. Trützschler	
	= Regierungs-Rath Vanderbeck	
	= Hofrath Vater	
	= Stadtschreiber Vater	
	= Hof-Advocat Wagner	
	= Rath Wagner	
	Fräulein v. Watzdorf	
	Hr. Doct. phil. Winkler	
	= Obersteuer-Einnehmer und Bürgermeister Winkler	
	= Obersteuer-Revisor Winkler	
	= Kammerrath Zinkeisen	
Altona	Hr. Buchhändler J. F. Hammerich	
	= Hofrath und Ritter Carl Reinhard	
Amberg.	Hr. Buchhändler Uhlmann	
Amsterdam.	Hr. Buchhändler J. Müller et Comp.	
	= Kaufmann W. Trippler	
Annaberg.	Hr. Eiseustuck et Comp.	
	Die Freyersche Buchhandlung	
Ansbach.	Hr. Buchhändler Gassert	

		Exempl.	
…pach.	Hr. Kreisrath Dr. Krauß		8
…nsberg.	Hr. Buchbinder u. Commissionär C. A. Düser für		
	Hr. Pfarrer J. Bolte in Allagen	1	
	= Professor P. Baaden (in Arensberg)	1	
	= Hofkameralist F. Booz (in Arensberg)	1	
	= Hofgerichtssecretär F. Brisken (in Arensberg)	1	
	= Caplan F. Drepper (in Arensberg)	1	
	= Stabs-Auditor F. Dröge (in Arensberg)	1	
	= Buchbinder C. A. Düser (in Arensberg)	3	
	= Geograph E. Emmrich (in Arensberg)	1	
	= Hofgerichts-Advocat C. Greve (in Arensberg)	1	
	= Regierungsrath Haberkorn (in Arensberg)	1	
	= Buchdrucker F. Herken (in Arensberg)	1	
	= Hofgerichtskanzlist F. Hüser (in Arensberg)	1	
	= Caplan P. Kochling (in Arensberg)	1	
	= Regierungssecretär F. Linhoff (in Arensberg)	1	
	= Gastwirth M. Linhoff (in Arensberg)	1	
	= Botenmeister F. A. Noggerath (in Arensberg)	1	
	= Hofkammer-Registr. Osterath (in Arensberg)	1	
	= Professor F. Plaßmann (in Arensberg)	1	
	= — G. Reiter (in Arensberg)	1	
	= Kirchenregistrator H. Rieve (in Arensberg)	1	
	= Forstkassirer F. Tilmann (in Arensberg)	1	
	= Steuer-Secretär F. Vaßfeldt (in Arensberg)	1	
	= Pfarrer P. Kraft (in Bremen)	1	
	= Caplan F. Lohne (in Bremen)	1	
	= Pfarrer Schulte in Effeln	1	
	= Justizamtmann Schlinkert in Geseke	1	
	= Vicar A. Kracht in Hellefeldt	1	
	= Hofgerichts-Advocat J. F. Sommer in Kirchenheindem	1	
	= Franciskaner-Pater C. Heimes daselbst		
	= Pfarrer Lex in Menden	1	
	= Forstinspector N. Amend in Meschede	1	
	= Rent-Amtmann P. Esser in Mülheim	1	
	= Freiherr Th. v. Fürstenberg	1	
	= Vicar Lohagen	1	
	= Pfarrer Schulte in alten-Rüthen	1	
	= Vicar Leonarz (in Stockum)	1	
	= Pfarrer T. Schulte (in Stockum)	1	
	= Forstinspector T. Harbert in Sundern	1	
			40
…rnstadt.	Hr. Gymnasiast Kämpfer		1
	= Sub-Conrector Müller		1
	= Conrector Töpfer		1
…rolsen.	Hr. Buchhändler A. Speyer für		
	Hr. Kaufmann Sal. Baruch (in Arolsen)	1	
	= Adolph Kaulbach (in Arolsen)	1	
	= Ober-Commiss. Schreiber in Eilhausen	1	
	= Pfarrer Seele in Twiste	1	
	Transport	4	

		Exem	
Arolsen.	Transport der Speyer'schen Pränumeranten	4	
	Hr. Geh. Rath und Kammer-Präsident von Spilker in Arolsen	1	
	= Consistorialrath Steinmetz } in Arolsen	1	
	= expedirender Rath Dr. Varnhagen } in Arolsen	1	
	= Conductor Wezin in Höhnscheid	1	
	Ungenannte	10	
			1[illegible]
Artern.	Hr. Organist Müller		
Asch.	Hr. Diaconus J. E. Künzel		
Aschach.	Hr. Pfarrer W. de Serriere		
Aschaffenburg.	Hr. Buchhändler C. C. Etlinger		
Assenheim.	Hr. Kammer-Assessor Buff		
	= Oberkammerath Geyger		
	= Secretär Geyger		
Augsburg.	Hr. Buchhändler Braun für		
	Hr. Licentiat Beringer	1	
	= Banquier C. D. Carli	1	
	= —— J. J. Carli	1	
	= Obrist Joh. Fr. Diez	1	
	= Banquier Fr. Schätzler	1	
	= —— Jac. Fr. Schmidt	1	
	= —— Seligmann	1	
	= —— Dan. Wohnlich	1	
	Ungenannte	22	
			3[illegible]
	Hr. Wilh. Debler		2
	= Dr. Geist		1
	Die v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung		27
	Die Math. Rieger'sche Buchhandlung		1
Baireuth.	Hr. Otto		1
Bamberg.	Die Göbhardt'sche Buchhandlung für		
	Hr. Caplan Bau } in Arnstein	1	
	= Rentbeamter Probst } in Arnstein	1	
	= Hofrath Hensler in Aub	1	
	= Subregens Dr. Brenner } in Bamberg	1	
	= Hof-Conditor v. Hölz } in Bamberg	1	
	= Canzellist Nicol } in Bamberg	1	
	= Buchbinder Nußmann } in Bamberg	1	
	= Caplan Gundermann } in Burgwindheim	1	
	= Caplan Schleicher } in Burgwindheim	1	
	= Rechtspractikant Uebel } in Burgwindheim	1	
	= Caplan Joh. Balling	1	
	= Prof. Mich. Breitinger	1	
	= Rechtspractikant Ebenheg	1	
	= Student Nic. von Eckart	1	
	= Lehrer bei St. Peter, Fries	1	
	= Garnisonscantor Haas	1	
	= Hofgerichtssecretär Hasel	1	
	Transport	17	

		Exempl.	
Bamberg.	Transport der Göbhardt'schen Pränumeranten	17	
	Hr. Held	1	
	„ Alumnus Hepp	1	
	„ Student Franz Hippel	1	
	„ —— Horn	1	
	„ Gebr. Kluespies	1	
	„ Rechtspractikant Lochner	1	
	„ Provisor Meyer	1	
	„ Gebr. Schubert	1	
	„ Dr. Stang	1	
	„ Prof. A. Steinbach	1	
	„ Akademiker A. Ulrich	1	
	„ Kaufmann J. Vonderscher	1	
	„ Akademiker G. Weidemann	1	
	Ungenannte	6	36
	Hr. Buchhändler C. F. Kunz		14
Bautzen.	Hr. Buchhändler Schulze		4
Berlin.	Hr. Buchhändler Achenwall et Comp.		5
	„ —— Amelang		2
	„ —— Duncker et Humblot		6
	„ —— Franke		2
	„ —— Gebr. Gädicke		4
	„ Buchbinder W. Guht		7
	„ Buchhändler Haude et Spener		5
	„ —— G. Hayn		2
	„ —— J. E. Hitzig		3
	„ Dr. K. Ch. F. Krause		1
	Die Maurer'sche Buchhandlung		7
	Hr. Buchhändler A. Mylius		2
	„ —— Rauck		4
	Die Nicolaische Buchhandlung		35
	Hr. Buchhändler J. Pauli		2
	Die Realschulbuchhandlung		1
	„ Sander'sche Buchhandlung		3
	Hr. Buchhändler J. W. Schmidt		2
	„ —— Schöne		2
	Die neue Societäts-Buchhandlung		3
	Hr. C. A. Stuhr		1
	Die Voß'sche Buchhandlung		3
	Hr. Buchhändler L. W. Wittich		2
…benneukirchen.	Hr. Prediger Süße		1
…rna.	Hr. Doct, Med. Angermann		1
	„ Advocat Köllner		1
	„ —— Zippler		2
…mbach.	Hr. G. H. Gruber		2
…raunschweig	Hr. Buchhändler Lucius		18
	Die Schulbuchhandlung		5
B…men.	Das Comptoir für Literatur		30
	Hr. Buchhändler J. G. Heyse		16
B…lau.	Hr. —— Fr. Barth		16
	„ P. L. Bräuniger		9

*

		Exe
Breslau.	Hr. Buchhändler Joh. Fr. Korn	
	= —— Wilh. G. Korn	
	= —— Jos. Max et Comp.	
	Die Meyersche Buchhandlung	
Brünn.	Hr. Buchhändler J. G. Gastl	
	= —— J. G. Traßler	
Brunzelwaldau.	Fr. Baronin von Abschatz	
Buchholz.	Hr. C. G. Bach	
	= Aug. Kunz	
Cahla.	Hr. Floßmeister Beyer	
	= C. Esche auf Schiebelau	
	= Diaconus Rohn	
	= Obersteuer-Einnehmer Stern	
	= Rentsecretär Undeutsch	
	= Minister von Ziegesar auf Drakendorf	
	Die Gesellschaft zur Unterhaltung	
Cahlenberg.	Hr. Pachter J. H. Seegitz	
Camburg.	Hr. Floßschreiber Armach	
	= Diaconus Dämmrich	
	= Prediger Friedel zu Alt-Löbnitz	
	= Salz-Inspector Hermann	
	= Hof-Commissär Hiller	
	= Steuer-Cassirer Koch	
	= Adjunct Steinbrucker	
	= Amts-Commissär Weise	
Carlsruhe.	Hr. Buchhändler G. Braun	
Cassel.	Fr. Phil. von Calenberg, Stiftsdame	
	Hr. Hauptmann A. Fenner	
	= Capitular von Goudenau	
	= Buchhändler Griesbach	
	für:	
	Hr. Lehrer Scholand in Beverungen	1
	= Geh. Kammerrath von Hepp (in Cassel)	1
	= Pfuhr (in Cassel)	1
	= Legationsrath Richter (in Cassel)	1
	= Regierungsrath Rommel (in Cassel)	1
	= Forstrath Schminke (in Cassel)	1
	= Controlleur Wille (in Cassel)	1
	= Secretär Heller in Helsa	1
	Ungenannte	7
	Hr. Geh. Hofrath Huber	
	Fr. Gräfin von der Lippe	
	Hr. Regierungs-Assessor von der Malsburg	
	Fr. von Meyer	
	Fräulein von Schenk	
	Hr. Minister von Schmerfeld	
	= Justizrath von Schmerfeld	
	= Buchhändler Thurneisen	
Chemnitz.	Hr. Becker et Schraps	
	= Gebr. Bernhardt	
	= Geleits-Inspector J. G. Börner	

		Ex
Chemnitz.	Hr. Bretschneider et Conp.	
	= G. W. Dieterich	
	= Hofrath und Amtmann C. Dursch	
	= Fischer et Sohn	
	= Chr. Heinr. Grünler	
	= J. C. Herrman et Comp.	
	= Gebr. Hübner et Söhne	
	= J. G. Irmischer	
	= H. C. Jahn	
	= J. Carl Kobler	
	= Krause et Comp.	
	= G. F. Kummer	
	= Aug. Pfaff	
	= Chr. Fr. Scheithauer	
	= Buchhändler W. Starke	
	= Wiede et Kreisig	
Coblenz.	Hr. Buchhändler Pauli et Comp.	
Coburg.	Hr. —— R. A. W. Ahl	
	= Hofadvokat Bergner	
	= Major und Kammerjunker von Coburg	
	= Kanzler von Griesheim	
	= Landjägermeister Baron v. Hardenbroeck	
	= Buchhändler Meusel et Sohn	
	Die Sinner'sche Buchhandlung	
	Hr. Medicinal-Rath Dr. Sommer	
Cöln	Die Keil'sche Buchhandlung für	
	Hr. Dir. der Secondärschule Schug in Brühl	1
	= Coomans	1
	= Frambach	1
	= Handelslehrer D. Hammerstein	1
	= Handelsmann J. P. Heimann	1
	die Keil'sche Buchhandlung	1
	Hr. Handelsmann H. Merkens	2
	= —— Nic. de Tongre	1
	Ungenannte	1
		6
	Hr. Buchhändler H. Rommerskirchen	
Crimmitschau.	Hr. Gebr. Oehler	
	= Leop. Oehler	
Danzig.	Hr. Buchhändler G. A. Krause	
Darmstadt.	Hr. —— Heyer et Leske	
Dersheim.	Hr. Prediger Gareke	
Dessau.	Hr. Buchhändler Ackermann	
	= Buchdrucker J. C. Fritsche	
Dortmund.	Hr. Notar H. Beurhaus	
	= G. Brockhaus	
	= Lehrer an der Marieschule Hahn	
	= C. A. Köppen	
	= Rappe	
	= Assessor Schmemann	
Dresden.	Die Arnold'sche Buchhandlung	
	= Begersche Buchhandlung	

		Exem
Dresden.	Hr. Spritzenaufseher Bertram	
	= Kaufmann Boll	
	= Hofrath Böttiger	
	= Artillerie=Major und Haupt=Zeughaus=Intendant Boudet	
	= Lieutenant und Oberzeugwärter Drechsel	
	= Hauptzeughaus=Sattlermeister Franz	
	= Schmiedemeister Gregory	
	= Polizei=Capitain Griesbach	
	= Conrector an der Kreuzschule C. E. A. Gröbel	
	= Hofpostamts=Secretär Groß	
	= Ernst Fr. Hartz	
	= Prof. Hasse	
	= Premier=Lieutenant Herrmann	
	Die Hilscher'sche Buchhandlung	
	Hr. Kaufmann Höfer	
	= F. W. John	
	= Anton Kaskel	
	= Michael Kaskel	
	= Kellerschreiber Krebs	
	= Fabrikant Kretschmar	
	= Artillerie=Zeugdiener Leisering	
	= Polizei=Capitain Lindau	
	= Ludwig Lubert	[illegible]
	= Hauptzeughaus=Schlosser Müller	[illegible]
	= Regimentsquartiermeister Neumann	[illegible]
	= Stückgießer Otto	1
	= Artillerie=Zeugdiener Paasche	1
	= Schmiedemeister Päßler	2
	= Auditeur Pietsch	1
	= Hauptmann Rouvroy	1
	= Hauptzeughaus=Tischlermeister Sattler	1
	= Adjunct an der Ritterak. Fr. Schmeisser	3
	= Kellermeister Schönert	1
	= Hauptzeughaus=Secretär Schroter	3
	= Schulze et Kreyß	1
	= Hofschieferdecker Steinert	1
	= Hauptmann Thimmig	1
	Die Walther'sche Hofbuchhandlung	6
	= Winkler'sche Buchhandlung	10
	Hr. Artillerie=Zeugdiener Wolf	1
Duisburg.	Hrn. Buchhändler Bädeker et Kürzel	53
Düsseldorf.	Die J. C. Dänzersche Buchhandlung	1
	Hrn. Buchhändler H. Gondon's Frau Wittwe	11
	Hr. Buchhändler Schreiner	5
Eisenach.	Die Wittekind'sche Hofbuchhandlung	9
Eisenberg.	Hr. Dr. med. Greiner	1
	= Apotheker Fr. W. Herrmann	3
	= —— Klötzner	1
	= Buchhändler W. Schöne	6
Elberfeld.	Hr. —— H. Büschler	9
Erfurt.	Hr. —— Beyer et Maring	5

		Exempl.
Erfurt.	Hr. Buchhändler W. Hennings	3
	Die G. A. Keyserſche Buchhandlung	10
Erla. (Hammerwerk)	Hr. Berg-Commissions-Rath Nitsche	1
Erlangen.	Hr. Buchhändler Breuning	2
	= —— J. J. Palm	67
Erlbach	Fräulein Christiane von Beulwitz	1
Florstadt	Fr. Rentmeister Gebhardi	1
Fockendorf	Hr. Papiermacher Wittig	1
Frankf. a/M.	Die Andräſche Buchhandlung	78
	Hr. Kaufmann Bernard jun.	2
	= Buchhändler Ferd. Boselli	16
	= Kaufmann Franz Brentano	1
	= Buchhändler Brönner	7
	= Christian Buff	1
	= Buchhändler Eichenberg	4
	= —— Gebhard et Körber	1
	= Geheime Rath von Gerning	1
	= Dr. Grambs	1
	= Buchhändler P. H. Guilhaumann	10
	= Kaufmann Haas	1
	= Hofrath Haaser	1
	Die J. C. Hermann'sche Buchhandlung	30
	Hr. Oberlehrer M. Heß	7
	= General-Major und Kammerher von Humbracht	1
	Dlle. Isermann	1
	Die Jäger'sche Buchhandlung	18
	Hr. Buchhändler B. Körner	3
	= W. Mumm-Rübel	1
	= Geheime Rath von Rieff	1
	= Buchhändler W. Schäfer	10
	= —— Streng	1
	= —— Varrentrapp et Sohn	44
Freyberg.	Hr. —— Craz et Gerlach	7
	= C. F. Richter	1
	= Rittmeister von Schlieben	1
	= Thiele et Steinert	2
Frohburg.	Hr. Freiherr von Blümner	1
St. Gallen.	Hr. Buchhändler Huber et Comp. für:	
	Hr. Joh. von Jac. Orlandi in Bevers in Graubündten	1
	= Barth-Steinlin (in St. Gallen)	1
	= Bernet-Mittelholzer (in St. Gallen)	1
	= Joh. Jac. Hausknecht (in St. Gallen)	1
	= Huber-Schlatter (in St. Gallen)	1
	= Huber et Comp. (in St. Gallen)	1
	= Dr. med. Georg Näf (in St. Gallen)	1
	= Dr. med. David Wetter (in St. Gallen)	1
	= Dr. med. B. Wild (in St. Gallen)	1
	Transport	9

			Exempl.
St. Gallen.	Transport der Huber'schen Pränumeranten	9	
	Hr. Pfarrer Kunkler in Hauptweil im Thurgau	1	
	Ungenannte	5	
			15
Gedern.	Hr. Hauptmann von Zanthier		1
Geilsdorf.	Fr. v. Nauendorf		1
	Fräul. v. Nauendorf		1
	Hr. Prediger M. Steinhäuser		1
Gera.	Hr. Carl Bretschneider		1
	= W. F. Elkes seel. Erben		1
	= Joh. Chr. Ferber		1
	= Geh. Kammerrath von Flanz		1
	= Gerhard et Comp.		1
	= Gladitsch		1
	= Buchhändler W. Heinsius		1
	= Heinr. Kayßler		1
	= Krieg et Engelhardt		2
	= J. E. Lauwette		1
	= C. F. Lehmann		1
	= Naumann et Morand		1
	= F. C. Reichardt		1
	= Prof. Rein		4
	= Fr. Ad. Sachse		1
	= Fr. Schmidt		1
	= Kaufmann Schreiber		1
Gernsheim.	Hr. J. C. Hoffmann		4
Gießen.	Hr. Student Glasow		2
	= Buchhändler G. F. Heyer		87
	= —— Tasche		33
Glaucha.	Hr. Amts-Aktuar Förster		1
	= Herrmann et Germar		8
	Mde. Stahlschmidt		1
	Hr. Amtmann Werner		1
Glogau.	Die neue Günther'sche Buchhandlung		1
Gnandstein.	Hr. von Einsiedel		1
Görlitz.	Hr. Buchhändler C. G. Anton		8
Gotha.	Die Becker'sche Buchhandlung		8
	= Ettingersche Buchhandlung		13
	Hr. Carl Grosch		2
	= Buchhändler J. Perthes		4
	= Stadtsyndikus und Obersteuer = Schreiber Purgold		1
	= Buchhändler C. Steudel		140
	= Gebr. Wenige		1
Göttingen.	Hr. Buchhändler N. Deuerlich		5
	= —— H. Dieterich		21
	= Prof. Fr. Saalfeld		1
	= Buchhändler Vandenhök et Ruprecht		48
	= Prof. C. de Villers		1
Greifswald	Hr. Buchhändler E. Mauritius		20
Greiz.	Hr. Brauer et Hey		1
	= Gebr. Fritz		1

		Exempl.
Greiz.	Hr. Joh. Heinr. Günther	1
	: Heinr. Haas	1
	: Finanzrath Hey	1
	: Justizrath Ludewig	1
	: Chr. H. Pließ	1
	: Obrist von Richter	1
	: C. F. Romroth	1
	: Dr. Schaufuß	1
Großenhayn.	Hr. Finanz-Procurator Erbstein	1
	: Geleitsmann von Guden	1
	: Kaufmann Kaul	1
	: General-Accise-Inspector Lorenz	1
	: Advocat Lorenz	1
	: von Pflug auf und zu Tiefenau	1
	: Dr. Reiniger	1
	: Rittergutsbesitzer Roth auf Zschieschen	1
	: Apotheker Schütze	1
	: von Weissenbach auf und zu Frauenheim	1
Großkarben.	Hr. Hofmeister Henneke	1
Grünberg.	Hr. Hofrath von Golze	1
Guben.	Hr. Postmeister Beinmann	1
	: Kaufmann Bordan	1
	: Kreishauptmann von Carlsberg auf Schönaich	1
	: Syndicus Erich	1
	: Diaconus Franke	1
	: Bürgermeister Heym	1
	: Collaborator Horstig	1
	: Gerichts-Assessor Kunze-Müller	1
	: Pastor Primarius Lauriscus	
	: Dr. Leonhardt	1
	: Amts-Inspector Meisenberger	1
	: Apotheker Moritz	1
	: Senator und Stadtrichter Rábiges	1
	: Kreisbesteller Reichert	1
	: Lieutenant von Rober	1
	: von Schollenstern	1
	: Conrector Wolf	1
Gumberda.	Hr. Prediger A. W. Theil	1
Halberstadt.	Das Bureau für Literatur	49
Halle.	Hr. Prof. Bucher	1
	Die Curt'sche Buchhandlung	16
	Hr. Buchhändler Hemmerde et Schwetschke	9
	: Dr. Keferstein	1
	: Buchhändler Kümmel	1
	Die Renger'sche Buchhandlung	2
	: Waisenhaus-Buchhandlung	8
	Hr. Kaufmann Wucherer	1
Hamburg.	Die Bohn'sche Buchhandlung	22
	Hr. Buchhändler B. G. Hoffmann	9
	: —— Perthes et Besser	50
	: —— Vollmer	1

			Exemp
St. Gallen.	Transport der Huber'schen Pränumeranten	9	
	Hr. Pfarrer Kunkler in Hauptweil im Thurgau	1	
	Ungenannte	5	
			1
Gebern.	Hr. Hauptmann von Zanthier		
Geilsdorf.	Fr. v. Nauendorf		
	Fräul. v. Nauendorf		1
	Hr. Prediger M. Steinhäuser		1
Gera.	Hr. Carl Bretschneider		1
	= W. F. Elkes seel. Erben		1
	= Joh. Chr. Ferber		1
	= Geh. Kammerrath von Flanz		1
	= Gerhard et Comp.		1
	= Gladitsch		1
	= Buchhändler W. Heinsius		1
	= Heinr. Kayßler		1
	= Krieg et Engelhardt		2
	= J. E. Lauwette		1
	= C. F. Lehmann		1
	= Naumann et Morand		1
	= F. C. Reichardt		1
	= Prof. Rein		4
	= Fr. Ad. Sachse		1
	= Fr. Schmidt		1
	= Kaufmann Schreiber		1
Gernsheim.	Hr. J. C. Hoffmann		4
Gießen.	Hr. Student Glasow		2
	= Buchhändler G. F. Heyer		87
	= ——— Tasche		33
Glaucha.	Hr. Amts=Aktuar Förster		1
	= Herrmann et Germar		8
	Mde. Stahlschmidt		1
	Hr. Amtmann Werner		1
Glogau.	Die neue Günther'sche Buchhandlung		1
Gnandstein.	Hr. von Einsiedel		1
Görlitz.	Hr. Buchhändler C. G. Anton		8
Gotha.	Die Becker'sche Buchhandlung		8
	= Ettingersche Buchhandlung		13
	Hr. Carl Grosch		2
	= Buchhändler J. Perthes		4
	= Stadtsyndikus und Obersteuer = Schreiber Purgold		1
	= Buchhändler C. Steudel		140
	= Gebr. Wenige		1
Göttingen.	Hr. Buchhändler N. Deuerlich		5
	= ——— H. Dieterich		21
	= Prof. Fr. Saalfeld		1
	= Buchhändler Vandenhök et Ruprecht		48
	= Prof. C. de Villers		1
Greifswald	Hr. Buchhändler E. Mauritius		20
Greiz.	Hr. Brauer et Hey		1
	= Gebr. Fritz		1

Greiz.	Hr. Joh. Heinr. Günther
	= Heinr. Haas
	= Finanzrath Hey
	= Justizrath Ludewig
	= Chr. H. Pließ
	= Obrist von Richter
	= C. F. Romroth
	= Dr. Schaufuß
Großenhayn.	Hr. Finanz=Procurator Erbstein
	= Geleitsmann von Guben
	= Kaufmann Kaul
	= General=Accise=Inspector Lorenz
	= Advocat Lorenz
	= von Pflug auf und zu Tiefenau
	= Dr. Reiniger
	= Rittergutsbesitzer Roth auf Zschieschen
	= Apotheker Schütze
	= von Weissenbach auf und zu Frauenheim
Großkarben.	Hr. Hofmeister Henneke
Grünberg.	Hr. Hofrath von Golze
Guben.	Hr. Postmeister Beinmann
	= Kaufmann Bordan
	= Kreishauptmann von Carlsberg auf Schönaich
	= Syndicus Erich
	= Diaconus Franke
	= Bürgermeister Heym
	= Collaborator Horstig
	= Gerichts=Assessor Kunze=Müller
	= Pastor Primarius Lauriscus
	= Dr. Leonhardt
	= Amts=Inspector Meisenberger
	= Apotheker Moritz
	= Senator und Stadtrichter Räbiger
	= Kreisbesteller Reichert
	= Lieutenant von Roder
	= von Schollenstern
	= Conrector Wolf
Gumberda.	Hr. Prediger A. W. Theil
Halberstadt.	Das Bureau für Literatur
Halle.	Hr. Prof. Bucher
	Die Curt'sche Buchhandlung
	Hr. Buchhändler Hemmerde et Schwetschke
	= Dr. Keferstein
	= Buchhändler Kümmel
	Die Renger'sche Buchhandlung
	= Waisenhaus=Buchhandlung
	Hr. Kaufmann Wucherer
Hamburg.	Die Bohn'sche Buchhandlung
	Hr. Buchhändler B. G. Hoffmann
	= —— Perthes et Besser
	= —— Vollmer

			Exempl.
Hanau.	Hr. Buchhändler Joh. Heinr. Hoy für:		
	Hr Brand	1	
	= Bijoutier-Fabrikant C. Collin	1	
	= General von Constant	1	
	Dlle Diehl	1	
	Hr. Municipalrath Fritz	1	
	= Handelsmann Kuhn	1	
	Mad. Leonhard, geb. Bury	1	
	Hr Kaufmann C. J. Lossow	1	
	= Adv. Marth	1	
	= Handelsmann Mieser	1	
	= Tabacksfabrikant Pfeiffer	1	
	= Geh. Rath von Stockum	1	
	= Stork	1	
	= Rentmeister Walter	1	
	= Kaufmann Warmbold	1	
	Dlle. Weinrich	1	
	Hr. Pfarrer Zimmermann	1	
	Ungenannte	24	
			41
Hannover.	Hr. Buchhändler Hahn		127
	Die Helwing'sche Hofbuchhandlung		3
Haugen.	Hr. Kanzleirath Weller		1
	Fräulein Weller		1
Heidelberg.	Hr. Buchdrucker Engelmann		3
	= Buchhändler Mohr et Zimmer		16
Heilbron.	Hr. —— Claß		3
Heiligenstadt.	Hr. Criminalrichter Büschleb		6
	= Tribunal-Procureur Fröbe		14
Helmstedt.	Die Fleckeisen'sche Buchhandlung		5
Hildburghausen.	Hr. Legationsrath von Grundherr		3
	= Kammerherr von Schuber		1
Hirschberg.	Hr. Buchhändler Thomas		4
	= —— Treutler		2
Hof.	Hr. —— G. A. Grau		23
	= Jac. Fr. Püttner's Sohn		1
	= F. C. Stiechert		1
Hohenstein,	Hr. Carl Ferd. Diener		3
	= Grosser et Comp.		1
	= Fr. Hieronymus		1
	= Chr. Gottfr. Landgraff		1
	= Joh. Gottfr. Landgraff		1
	= Oelsner et Kahlenbeck		1
	= Aug. Zill		1
Hordorf.	Hr. Prediger Dr. C. Venturini		1
Hückeswagen.	Hr. H. W. Kocher		43
Hummelshayn.	Hr. Hof- und Jagdjunker von Ende		1
	= Förster Hocker		1
	= C. von Münchhausen		1
	= Oberforstmeister Freiherr von Schmerzing		1
	= Kammerh. und Oberforstmeister v. Ziegesar		1
Jena.	Die akademische Buchhandlung		3

			Exempl.
Jena.	Die Cröker'sche Buchhandlung		1
	Hr. von Kropf		1
	= Prof. Oken		1
	= D. C. M. Schäfer		1
	= Prof. Sturm		1
Kehl.	Hr. Großherzogl. Badischer Ober=Postamts=Secretär Dilli		22
Kempten.	Hr. G. P. Blenk		1
Kiel.	Die akademische Buchhandlung		9
Kitzingen.	Hr. Carl Hornschuch		5
	= Heinr. Kleinfeller		1
	= Kaufmann Krauß		1
	= Christoph Kreß		1
	= G. L. Lambert		1
	= N. Lehmanns		1
	= Georg Lochge		1
	= Reichard Michels		1
	= Landgerichts=Physikus Dr. Reuß		1
	= Lorenz Sander		1
	= Aug. Schram		1
	= Christ. Sirler		1
	= Rent=Amtmann Zinn		1
Klagenfurt.	Hr. Buchhändler Jos. Sigmund		16
Kleinrußdorf.	Hr. F. Meber		1
Königsberg.	Hr. Buchhändler Fr. Nicolovius		5
	= —— A. W. Unzer		7
Kösen.	Hr. Salzverwalter Eschke		1
Landshut.	Hr. Buchhändler Ph. Krüll		6
Laubach.	Hr. Advocat Adolphi		1
	= Rector Frank		1
	= Cammer=Assessor Klenze		1
	= Hofmeister und Bibliothekar Richter		1
	= Hofrath Sander		1
	= Dr. Schmall		1
Laußnitz.	Hr. Hofrath von Mader		1
	Fr. von Stein		1
Leipzig.	Hr. Buchbinder Arndt		2
	= Buchhändler J. A. Barth		1
	Die A. Bauer'sche Buchhandlung		7
	Hr. H. Baumgärtner		1
	Die Baumgärtner'sche Buchhandlung		1
	Hr. Buchhändler Fr. Bruder		17
	= —— Bruder et Hofmann		2
	Das Bureau de Musique		1
	Hr. Buchhändler Carl Cnobloch		8
	Die Dyk'sche Buchhandlung		17
	Hr. Buchhändler Wilh. Engelmann, für:		
	Hr. Dr. Angermann in Leipzig	6	
	= Dr. Arnold in Leisnig	1	
	= Cammer=Commissions=Rath Bartsch in Zeulsdorf	1	
	Transport	8	

		Exemp.
Leipzig.	Transport der Engelmannschen Pränumerant.	8
	Hr. Candidat Bauer in Grünhayn	6
	= Blaufarbenwerkfactor Bauer in Schneeberg	1
	= Beck in Leipzig	1
	= Student Beck in Leipzig	1
	= —— Blüher in Leipzig	12
	= Hüttenmeister Böttcher in Oerner	1
	= Diaconus Mag. Buch in Colleda	1
	Fr. von Bulmering in Riga	1
	Hr. Diaconus Creuz in Frauenstein	1
	= reitender Förster Cunitz in Heimburg	1
	= Schullehrer Damköhler in Blankenburg	2
	= G. F. Demmler in Oederan	1
	= Cantor Döring in Eisleben	2
	= Dr. Döring in Leipzig	1
	= Amtmann Eggeling in Heimburg	1
	= Hüttenschreiber Eggert in Leimbach	1
	= Hofrath Fischer in Dresden	1
	= Advocat Fröde in Leipzig	1
	= Student Graser in Leipzig	3
	= Günther jun. in Leisnig	1
	= Tabacksfabrikant Hänert in Eisleben	1
	= Förster Hartig in Blankenburg	1
	= Stadtmusikus Hartung in Blankenburg	1
	= Canton=Maire Hofmeister in Eisleben	1
	= Organist Hoy in Elbingerode	1
	= Jacob in Leipzig	1
	= Kanzlei=Vorsteher Jensch in Eisleben	1
	= M. Jurisch in Querfurth	1
	= Kreis=Einnehmer Kallmeyer in Blankenburg	3
	= M. Keferstein in Bornstedt	1
	= Kopp jun. in Leipzig	1
	= Prof. Krüger in Leipzig	1
	= Cantor Kurzwelly in Chemnitz	1
	= Leo in Berlin	2
	= Prediger Lerche in Hüttenrode	1
	= Leschner in Barmen	1
	= Linke in Leipzig	1
	= Dr. Messerschmidt in Naumburg	1
	= Motte et Comp. in Ronsdorf	1
	= Kreis=Einnehmer Nitkuck in Blankenburg	1
	= Oldenburg in Leipzig	2
	= Kaufmann Opitz in Altenburg	1
	= Regnier in Mühlheim am Rheine	1
	= Advocat Römisch in Leipzig	1
	= Oberhofmeister von Scheliha in Gotha	1
	= J. Fr. Schluter in Gutersloh	1
	= Schorler in Leipzig	6
	Transport	84

Leipzig.

		Exempl.
Transp. der Engelmannschen Pränumeranten	84	
Hr Dr. Schreiber in Hettstedt	1	
= Hüttenmeister Schwarz an der Seigerhütte bei Hettstedt	1	
= Dr. Stölzel in Eibenstock	1	
= Graveur Sturm in Nürnberg	1	
= Ober-Bergmeister von Veltheim in Eisleben	1	
= Oberförster Vibrans in Blankenburg	1	
= Amtsrath Walther in Timmenrode	1	
= Prediger Walther in Langenhermsdorf	1	
= Weyand in Leipzig	1	
= Kaufmann Whitfield in Colditz	1	
= Witzel, der Theol. Befl. in Blankenburg	1	
= Zeigermann in Ebersdorf	2	
= Dr. Zeutsch in Allstedt	1	
Ungenannte	38	
	—	136
Hr. Fehring		1
Die J. Benj. G. Fleischer'sche Buchhandlung		6
Hr. Buchhändler Gerh. Fleischer		23
= —— C. F. Franz		2
= Banquier Frege jun.		1
= Gihlo		1
= Prof. Gilbert		1
= Buchhändler Joh. Fr. Gleditsch		6
= —— G. J. Göschen		1
= Disputationshändler G. L. Göthe		1
= Buchhändler H. Gräff		1
= Prof. Gruber		1
= Buchhändler J. F. Hartknoch		1
= Prof. Heinroth		1
Die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung		7
Hr. Buchdrucker J. B. Hirschfeld		7
Das Industrie-Comptoir		2
Hr. Buchhändler Joachim		4
= Kaiser		2
= Buchbinder Kaiser		6
= Buchhändler C. F. Köhler		2
= Prof. Krug		1
= Buchhändler P. G. Kummer		7
= —— J. A. Leo		1
= —— A. G. Liebeskind		1
Die Märker'sche Buchhandlung		1
Hr. Buchhändler J. G. Mittler		3
= Moltrecht et Comp.		1
= Preusser et Comp.		1
= Dr. Puttrich		1
= Buchhändler C. H. Reclam		3
= —— Rein et Comp.		2
= Buchdrucker Fr. Richter		1
= Buchhändler J. G. Heinr. Richter		6
= —— C. G. Schmidt		1

		Exem
Leipzig.	Hr. Buchhändler Steinacker	
	= Prof. Dr. Tzschirner	
	= Buchhändler F. C. W. Vogel	
	= Antiquar Paul Vogel	
	= Prof. A. Wendt	
Lemgo.	Die Meyer'sche Buchhandlung	
Lengefeld.	Hr. Ferd. Pietsch	
	= G. F. Thomas	
Lichtenstein.	Hr. Chr. Fr. Böttcher	
	= Wundarzt T. L. Irmischer	
	= Hofsecretär Steineck	
	= Hofrath Vogel	
	= Gerichts-Director Weigel	
Liegnitz	Hr. Buchhändler Kuhlmey	
	Die Siegert'sche Buchhandlung	
Löbichau.	Fr. von der Recke, geb. von Medem	
	Hr. Verwalter Schmalz	
Lübben.	Hr. Gerichts-Director und Adv. Garbe	
	= Buchhändler Gotsch	
Lübeck	Hr. —— M. Michelsen	
Lucka.	Hr. Bürgermeister u. Stadtschreiber Vogel	
Lüneburg.	Hr. Buchhändler Herold et Wahlstab	
Magdeburg	Die Creutzsche Buchhandlung	
	Hr. Buchhändler W. Heinrichshofen	
	= —— A. F. von Schütz	
Mainbernheim.	Hr. Rent-Amtmann Meyer	
Mainz.	Hr. Buchhändler Florian Kupferberg	
Mannheim.	Hr. —— T. Löffler	
	= —— Schwan et Götz	
Marburg.	Hr. —— J. C. Krieger	
Meerane.	Hr. J. F. A. Richter	
	= H. A. Richter et Comp.	
Meissen.	Hr. Buchhändler Gödsche	
Memmingen.	Hr Stadtrichter von Bayr	
	= Patrizier Joh. von Grimmel	
	= Kreisrath und Kronfiskal von Schach	
	= Kronfiskal-Adjunkt Stetten	
	= Verwaltungsrath von Wachter	
	= Patrizier J. J. v. Zoller	
Merseburg.	Hr. Conrector C. Baumgarten-Crusius	
Meuselwitz.	Hr. J. C. Gentsch	
	= Diaconus Fr. Sachse	
	= C. H. Schwarz	
Mühlhausen in Thüringen.	Hr. Rendant S. G. Bacherer	
	= Notar Bader	
	= G. C. Bernichau	
	= C. G. Botticher	
	= Postsecretär Hennings	
	= Kaiserl. Rath C. A. Hübner	
	= Administrator C. A. Kleinschmidt	
	= Ascan Lutteroth sen.	
	= C. Lutteroth	

		Exempl.
Mühlhausen in Thüringen.	Hr. Lehrer am Gymn. und Cantor Pfeiffer	1
	= Stadt-Physikus Dr. Rheinhardt	1
	= Candidat des Ministerii Reinhold	1
	= Rector Schollmeyer	1
	= Hypothekenbewahrer Schotte	1
	= Candidat der Rechte C. Stephan	1
	= Apotheker G. Wigand	1
Mühlhoff.	Hr. Kaufmann J. C. Dietsch	1
	= —— D. Kripper	1
	= Justiz-Beamter C. G. Lauer	1
München.	Hr. Buchhändler E. A. Fleischmann	4
	= —— Lentner	1
	= —— Jos. Lindauer	26
	= Hauptmann von Maillinger	1
	= Minister Graf von Montgelas	1
	= Buchhändler Stöger	30
Münster	Die Coppenrath'sche Buchhandlung	15
	Hr. Buchhändler P. Waldeck	4
Muskau.	Hr. Secretär G Rhode	1
Mylau.	Hr. C. G. Brückner	2
	= J. W. Diehl	1
	= D. A. H. Dietsch	1
	= J. G. Gebhardt	1
	= Mag. J. G. Rintsch	1
	= J. C. Wehner et Sohn	1
Naumburg.	Hr. Eichhoff	1
	= Kaufmann Ferber jun.	1
	= —— Carl Geißler	1
	= —— Fr. Geißler	1
	= Hopfensak Solbrig et Comp.	1
	= Apotheker Klinger	1
	Fr. Ober-Bürgermeisterin Lauhe	1
	Hr. Finanz-Procurator Lepsius	1
	= Kaufmann Liebol	1
	= Dom-Capitular und Stadt-Physikus Dr. Messerschmidt	2
	= Fr. Nieder	1
	= Obrist-Lieutenant von Niesemeuschel auf Mayen	1
	= Marsch-Commissär, Major von Nostitz	1
	= Diaconus Mag Pietsch	1
	= Raths-Assessor und Gerichts-Dir. Pinder	1
	= Hauptmann von Planitz	1
	= Apotheker Rabenhorst	1
	Die Resource	1
	Hr. Hauptmann von Römer auf Janisroda	1
	Dlle. Stern	1
	Hr. Oberkämmerer Stockmann	1
	= Kaufmann Wilh. Vogel	1
	= Dr. Voigt	1
	= Peter Voigt et Sohn	1
	= Schuldirector Prof. Weiß	1
	= Raths-Assessor Wiedemann	1

Naumburg.	Hr. Buchhändler C. A. Wild
	: Kämmerer Zietsch
Neidschütz.	Hr. Prem. Lieutenant Wilh. v. Hartmann
Neuburg in Baiern.	Hr. Präsident des Appellations-Gerichts, Freiherr v. Aretin
	: Appellations-Gerichts-Rath von Schwarzkopf
Neunheiligen.	Hr. Gerichts-Director Knoll
Neustadt a. O.	Hr. Buchhändler K. Wagner
Neustrelitz.	Hr. —— Albanus
Neuwied.	Hr. Dr. Bernstein
Nördlingen.	Hr. Buchhändler Beck's Frau Wittwe
Nürnberg.	Hr. —— Fr. Campe
	: —— Carl Felsecker
	: —— J. B. Geyer
	: —— Monath et Kußler
	: —— Riegel et Wießner
	: —— J. L. Schrag
	Die Stein'sche Buchhandlung
Oederan.	Hr. C. Böhme et Comp.
	: Buchbinder C. Martini
Oelsnitz.	Hr. Straßenbau-Aufseher J. D. Barthol
	: Apotheker Bauer
	: Kammerherr und Kreishauptmann v. Beust auf Neuensalz
	: Kammerherr v. Beust auf Thosfelde
	: Steuer-Einnehmer Brahmer
	: Dr. G. Fr. Elz
	: General-Accise-Inspector Groh
	: Vice-Bürgermeister Groh
	: Kaufmann C. C. Kretschmar jun.
	: —— C. Fr. Radecker
	: Ober-Einnehmer Schanz
	: Superintendent C. F. Sattlow
	: Kaufmann G. A. Tanzer
	: F. W. Uibrig, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Mechelgrün
	: Kaufmann Gottlieb Zetsche
	: —— J. G. Zetsche
Offenbach.	Hr. Buchhändler Brede für
	Hr. Districts-Arzt Klein in Andernach
	Fr. Räthin Creß
	: Geh. Räthin Kugler
	Hr. Forstmeister Ruppertsberg
Offenburg.	Hr. Postverwalter Sichler
Oldenburg.	Hr. Buchhändler Schulze
Orlamünda.	Hr. Hof-Advocat Ferd. Pierer
Oschatz.	Hr. Walter
Osnabrück.	Hr. Buchhändler Crone
Paderborn.	Hr. —— Wesener
Pesth.	Hr. —— Eggenberger
	: —— Hartleben

				Exempl.
Pesth.	Hr. Buchhändler G. Kilian			26
Petersburg.	= —— W. Gräff			8
	= —— C. Lißner			4
Pforte(Schul=)	Hr. Alumnus Ackermann			1
	= —— Haun			1
	= Professor A. G. Lange			2
	= Alumnus Ranke			1
	= —— Thilo			1
	= —— Wilisch			1
Pirna.	Hr. Buchhändler Friese			3
Plauen.	= Facilides et Comp.			1
	= Amtmann Fließbach			1
	= Kaufmann A. Hartenstein			1
	= —— Krause			1
	= Diaconus Steinhäuser			1
Pößneck.	Hr. Fr. Trautmann			1
	= Buchbinder Fr. Wagener			50
Potsdam.	Hr. Buchhändler Horvath			6
Prag.	Die J. G. Calve'sche Buchhandlung			42
	Hr. Buchhändler C. W. Enders			11
	= Schallowitz et Comp.			1
	= Buchhändler Caspar Widtmann			7
Quedlinburg.	Hr. Buchhändler G. Basse			1
	= —— F. J. Ernst für			
	Hr. Candidat Behse		1	
	= Collaborator Dammköhler	in Blankenburg	1	
	= Kammer=Dir. Diedrichs	in Blankenburg	1	
	= Secretär Kallmeyer	in Blankenburg	1	
	= —— Menadier	in Blankenburg	1	
	= Greffier Pansa	in Blankenburg	1	
	= Musik=Director Pust	in Blankenburg	1	
	= Ober = Bergmeister Ribbentropp	in Blankenburg	1	
	= Rector Schulze in Hasselfelde		1	
	= Dreßler	in Quedlinburg	1	
	= Christoph Rennecker	in Quedlinburg	1	
	= Apotheker Forke in Wernigerode		1	
	Ungenannte		15	
				27
Radeberg.	Hr. Prediger Muff			1
Ratibor.	Hr. C. H. Juhr			2
Regensburg.	Die Montag et Weiß'sche Buchhandlung			11
	Hr. Phil. d'Orville Pottgießer			1
Reichsstedt.	= von Beust			1
Riga.	= Buchhändler Deubner et Treuy			27
	= —— Hartmann			26
	= —— Meinshausen			5
Rochlitz.	= Winkler et Sohn			2
Roda.	= Landrichter Burger			1
	= Förster Jäger			1
	= Dr. Reber			1
	= Rector Lommer			1

Exem

Roda.	Hr. Rentsecretär Lotze
	= Amts-Actuar Streit
	= Adv. C. Fr. Westhoff
	= Stadtschreiber Westhoff
Rödelheim.	Hr. Kammer-Director Buff
	= Lieutenant Buff
	= Dr. Hoffmann
	= Hofrath Kugler
	= Amts-Assessor Rosenkranz
	= Registrator Schaf
	= Hofrath Wichterich
Ronneburg.	Hr. Dressel et Frenzel
	= Amts-Rent-Verwalter Klein
	= Amts-Commissär Lossius
	= A. H. Maul
	= Amtmann Meißner
	= Peinemann's sel. Erben
	= Kaufmann Schubert
	= Hof-Advocat Carl Stark
	= Hof-Advocat und Stadtsyndicus Streit
Rösing.	Hr. Amtsschreiber L. W. Havemann
Rostock.	Hr. Buchhändler K. C. Stiller
Rötha.	Hr. Finanz-Procurator Freiesleben
Rudolstadt.	Die Hofbuchhandlung
Salzburg.	Die Mayr'sche Buchhandlung
Scheibenberg.	Hr. G. F. Hahn
Schleiz.	Hr. Chr. Weisker
Schleswig.	Hr. Buchhändler Koch
Schleusingen.	Hr. Gymnasiast Vormüller aus Suhla
	= —— Freund aus Römhild
	= Regierungsrath von Haak
	= L. Heym
	= Inspector Kelber
	= Mag. Krafft, dritter Lehrer am Gymnasio
	= Rentsecretär Leo
	= Gymnasiast Meyninger
	= —— Pfeiffer
	= Oberforstmeister von Polenz
	= Diaconus Reck
	= Amts-Inspector Rottenbach
	= Conrector Mag. Schmidt
	= Gymnasiast Schober aus Römhild
	= Floß-Administrator Walther
Schmiedeberg	Hr. Professor K. H. L. Pölitz
Schmöllen.	Hr. Sal, Bankwitz
	= Vice-Stadtschultheiß Beer
	= Steuer-Commissär Groschvetter
	= J. C. H. Kirchner
Schneeberg.	Hr. Stadtgerichtsschreiber Beck.
	= Buchdrucker Fulde
	= G. F. Hänel
	= Stollen-Vorsteher Hesse
	= Forstschreiber und Stadtrichter Klinkhardt

Schneeberg.	Hr. Oberforstmeister v. Lindenau	
	= Marktscheider Pilz	
	= Zehntner Scheidhauer	
Schöneck.	Hr. Organist C. F. Cunert	
	= Stadtschreiber Nitzsche	
Schönheyde.	Hr. C. G. Rauh	
Schotten.	Hr. Conrector Wendeberg	
Schwarze.	Hr. Schultheiß Hüneck	
	= Amtmann Loschigk	
Schwarzenberg.	Hr. Drahtwerksbesitzer Bonitz	
Solingen.	Hr. Georg Schätzler	
Sondershausen.	Hr. Buchhändler Bernh. Fr. Voigt für	
	Hr. Amtsverwalter Becker in Heldrungen	1
	= Diaconus Bein in Sondershausen	1
	= Registrator Bleichrodt in Frankenhausen	1
	Fr. Hofräthin Blodau } in Sondershausen	1
	Hr. Fr. Bohn } in Sondershausen	1
	= Buchbinder Bräß in Nordhausen	2
	= Gerichts-Director Braun in Griffstedt	1
	= Brenning in Osterode	1
	= Director Brohme in Ihlefeld	1
	= Regierungsrath von Bülzingslöwen in Ascherode	1
	= Prediger Cammerer in Wiedermuth	1
	= Advocat Cannabich in Sondershausen	1
	= Amtmann Chop in Ebeleben	1
	= Kammerpräsid. Ebart in Sondershausen	1
	= Amtscommissär Einert in Keula	1
	= Bergmeister Erdmann in Eisleben	1
	= Leibjäger Ermisch } in Sondershausen	1
	= Oberforstmeister v. Faßheber } in Sondershausen	1
	= Stadtcantor Fleischhauer } in Sondershausen	1
	= Cantor Forster in Heringen	1
	= Forstrath Freitag in Sondershausen	1
	= Procureur Fröbe in Heiligenstadt	1
	= Prediger Gerlach in Groß Furra	1
	= Collaborator Grebel in Frankenhausen	1
	= Carl Hallenleben in Sondershausen	1
	= Advocat Helmkampf in Keula	1
	= Musicdir. Hermstedt in Sondershausen	1
	= Hofrath Heydenreich in Kelbra	1
	= Cand. d. Theol. Heyse in Sondershausen	1
	= Rector Hoffmann in Heringen	1
	= Legationsrath Holste } in Sondershausen	1
	= Kammerherr v. Hopfgarten } in Sondershausen	1
	= Irschhausen auf Freyenbessingen	1
	= C. Kämpf in Langensalza	2
	= Consistorialr. Kayser in Sondershausen	1
	= Forstrath Kersten in Harzgerode	1
	Transport	38

Sondershausen.	Transport der Voigtschen Pränumeranten	38
	Hr. Pfarrer Klauer in Auleben	1
	= Advocat Kloß in Sangerhausen	1
	= Obrist von Kock in Sondershausen	1
	= Körting in Frankenhausen	1
	= Land-Kammerrath Krieger in Peukendorf	1
	= Amtmann Krieger in Strausberg	1
	= Kützing in Ritteburg	1
	= Regierungsrath Leopold in Sondershausen	1
	= Leuckhard's Söhne in Frankenhausen	1
	= Pfarrer Liebing in Großbruchter	1
	= Director Lingemann in Heiligenstadt	1
	= C. Linke in Gorsleben	1
	= Polizei-Secretär Löbau in Stolberg	1
	= Tribunalrichter Lommer in Heiligenstadt	1
	= Rechnungs-Director Lunde in Clausthal	1
	= Registrator Mackrott im Amte Gehren	1
	= Rath u. Amtmann Maniske } in Frankenhausen	2
	= — und Dr. Maniske }	1
	= Tribunalrichter Metz in Osterode	1
	= Forstinspector Meyer in Clausthal	1
	= Notar Mohring in Nordhausen	1
	Fr. v. Möllendorf in Brücken	1
	Hr. Bauinspector Mönch in Sondershausen	1
	= Candidat Mosche in Craga	1
	= Pfarrer Mosche in Keula	1
	= —— Müldener in Rolleben	1
	= Kaufmann W. Müller in Bleicherode	1
	= Prediger Müller in Geschwende	1
	Fr. v. Münchenrode in Sondershausen	1
	Hr. Oeconom Obbarius in Auleben	1
	= Forstschreiber Obbarius in Harzgerode	1
	= Justizrath Päßler in Gernrode	1
	= Cantor Pätz in Berga	1
	= Actuar Ramstedt in Heringen	1
	= Rector Rieschel in Sangerhausen	1
	= Stadt-Syndicus Rüdiger in Duderstadt	1
	= Kaufmann Schall in Frankenhausen	1
	= Schloßhauptmann v. Schardt in Ilmenau	1
	= Accessist Scheinhard in Frankenhausen	1
	= Bürgermeister Schlichteweg in Heringen	1
	= Oberjägermeister v. Schlottheim in Harzgerode	1
	= Hauptmann v. Schlottheim in Ulleben	1
	= Kammer-Assessor Schmidt in Roßla	1
	= Amtmann Schneidewind in Clingen	1
	= Rath und Amtmann Schneidewind in Heringen	1
	= Rath Schrader in Frankenhausen	1
	= Registrator Schreck in Sondershausen	1
	Transport	86

Sondershausen.	Transport der Voigt'schen Pränumeranten	8
	Hr. Amts = Commissär Schreier in Großbodungen	
	= Aug. Schröpfer in Berlingerode	
	= Pfarrer Schütz in Haynrode	
	= Cand. d. Theol. Schwartze in Heringen	
	= Amts=Landrichter Gebicht in Edersleben	
	= Regierungs=Advocat Seligmüller in Sondershausen	
	Candidat der Theologie Siemer daselbst	
	= Oeconomen Sondermann in Kelbra	1
	= v. Standen in Heinerode u. d. Herburg	1
	= Prediger Steinbrenner in Bodungen	1
	= Dr. Stephani } in Himmelsburg	1
	= Cantor Stephani } in Himmelsburg	1
	= J. G. Strümpfler in Langensalza	1
	= Hofrath Struve } in Frankenhausen	1
	= Superint. Thierbach } in Frankenhausen	1
	= Thon in Gotha	
	= Actuar Voigt in Allstedt	
	= Amtsschreiber Voigt in Weimar	
	= Kaufmann Vollert in Allstedt	1
	= Amts=Director Weber in Gebesee	1
	= Candidat der Rechte H. v. Wehren in Duderstadt	1
	= Actuar Weinberg } in Frankenhausen	1
	= Forstsecrt. Weinberg } in Frankenhausen	1
	= Oberstallmstr. v. Weise in Sondershausen	2
	= Weißmann } in Frankenhausen	1
	= Secretär Werner } in Frankenhausen	1
	= Wildmeister Werther in Bebra	1
	= Sprachmeister Elkan Wolf in Sondershausen	1
	Fr. Oberjägermeister von Wolfersdorf in Sondershausen	1
	Hr. Kaufmann Zeise jun. in Artern	1
	= Hofrath v. Ziegler in Sondershausen	1
	Ungenannte	37
Speyer.	Hr. Buchhändler J. C. Kolb für	
	Hr. Handelsmann Fr. Bernhardt	1
	= —— G. D. Drexel	1
	= —— J. M. Freytag	1
	= Gerichtsbote Fritz	1
	= Handelsmann H. Grebenau	1
	= —— G. F. Helzel	1
	= —— J. C. A. Holzmann	1
	= Stadtschreiber Joh. Kohler	1
	= Handelsmann Cas. Lichtenberger	1
	= —— Ph. Lichtenberger	1
	Transport	10

		Exem
Speyer.	Transport der Kolb'schen Pränumeranten	10
	Hr. Procureur J. B. Pitschaft	1
	= Rechtsgelehrter J. Schlemmer	1
	= Handelsmann Fr. Schüßler	1
	= Entrepreneur Spitz	1
	= Dr. med. J. G. Weicht	1
	= Kreis=Einnehmer Werner	1
	= Prediger J. C. Wolf	1
	Ungenannte	5
Stargard.	Hr. Landrath von der Marwitz	
Steinheim.	Hr. Pfarrer Rehm	
Stendal.	Hr. Buchhändler Franzen et Grosse	
Stralsund.	= —— C. Löffler	
Strasburg.	= —— Jung	
	= —— Amand König	
	= —— Levrault et Comp.	
	= —— Treuttel et Würtz	
Stünzhayn.	Hr. Schulmeister C. T. Back	
Stuttgardt.	Die Erhardt'sche Buchhandlung	
	Hr. Buchhändler Löflund	
	= —— Metzler	
Tanne.	= Prediger Damköhler	
Tegkwitz.	= —— Hempel	
Lennstedt.	= Syndicus Arends	
Theuma.	= Prediger C. G. Müller	
Torgau.	= Festungsbauschreiber=Assistent Wollesky	
Triebel.	= Cantor Gemeinhardt	
Tübingen.	Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung	
	Hr. Buchhändler C. F. Osiander	
Ulm.	Die Stettin'sche Buchhandlung	
Unna.	Hr. Buchhändler Hesselmann	
Unruhstadt.	= Jac. Weydner	
Upsala.	= Buchhändler Em. Bruzelius	
Utphe.	Fräulein Rautenberg	
Voigtsberg.	Hr. Amts=Actuar J. G. Schumann	
Waldenburg.	= C. H. Lundmann	
	= Hofsecretär Rente	
Wallrode.	= F. A. Trebs	
Weimar.	Die Hoffmann'sche Buchhandlung	
Weissenfels.	Hr. Steuer=Revisor Eckhardt	
	= Accise=Inspector u. Bürgermeister Oelzen	
	= Amts=Physikus Dr. Randhan	
Wellerhausen.	= Prediger Häfer	
Werdau.	= Gebr. Naundorf	
Wesel.	= Buchhändler J. A. Klönne	
Wien.	Die C. F. Beck'sche Buchhandlung	
	Das cosmographische Bureau	
	Die Carl Gerold'sche Buchhandlung	
	Hr. Buchhändler C. G. Kaulfuß	
	= —— Kupfer et Wimmer	
	= —— P. J. Schalbacher	
	= —— C. Schaumburg et. Comp.	

		Exempl.
Wiesbaden.	Hr. Buchhändler Schellenberg	3
Wildenfels.	Hr. Geh. Rath und Kammerherr Graf Fr. zu Solms	1
Winterthur.	Die Steiner'sche Buchhandlung	10
Wismar.	Hr. Lehrer am Lyceo G. F. Herrmann	1
Wolfenbüttel.	Hr. Conrector M. Leiste	14
Wolkenburg.	Hr. Gerichts-Director Schedlich	1
	= Secretär Schedlich	1
Würzburg.	Hr. Freiherr v. Bechtolsheim	1
	= Cameralpractikant Blümlein	1
	= Rechtspractikant Bömling	1
	= Graf von Buol-Schauenstein	1
	= Student P. Braun	1
	= Rechtspractikant Ebenhöch	1
	= Domprediger Erhard	1
	= Professor C. A. Fischer	1
	= Pfarrer Fritz zu Höchberg	1
	= Handelsmann F. A. Gätschenberger	1
	= ——— F. L. Gätschenberger	1
	= Student Gätschenberger	1
	Fräulein von Grimmeisen	1
	Hr. Landes-Directions-Rath Ch. Franz Freiherr v. Groß	1
	= Präsident O. P. Freiherr v. Groß	1
	= Assistent beim Rechnungs-Bureau Gutwill	1
	Die Gesellschaft: die Harmonie	1
	Hr. Hofgerichts-Advocat Hemmerich	1
	= Registrator Horn	1
	= Freiherr Alex. v. Hornstein	1
	= Student Klarenz	1
	= Director von Klinger	1
	= Prof. Leinecker	1
	= Schul-Commissions-Rath Mauer	1
	= Hospitalarzt Dr. Müller	6
	= Wasenbau-Inspector Müller	1
	= Student Neuland	1
	= Dr. juris Neulbach	3
	= Prof. Rösch	1
	= Rechtspractikant Rückert	1
	= Prof. Rutta	1
	= Dr. phil. Sattes	3
	= Pharmazent Schädel	1
	= Administrator Schirlinger	1
	= Eugen Schön	1
	= Student J. A. v. Seyffert	1
	= Prof. B. v. Siebolt	1
	= Buchhändler J. Stahel	6
	Fr. Freifrau v. Stauffenberg	1
	Hr. Hofmeister Wermuth	1
	= Apotheker Werner	1
	= Licentiat der Theologie Weyerlich	1
	= Caplan Wilner	1
	= Accessist Wiskemann	1

Würzburg.	Hr. Prof. J. B. Ziegler
Wurzen.	= Domherr v. Ampach
Zedlitz.	= Teichmann
Zeitz.	= Adolph Albrecht
	= Collaborator Mag. Dirgud
	= Mag. C. F. Kober
	= Regierungs-Assessor v. Tettenborn
	= Buchhändler W. Webel
Zerbst.	Hr. Buchhändler A. Füchsel
Zittau.	= Mag. Pescheck
	= Katechet und Zuchthausprediger M. Petri
	= Buchhändler J. D. Schöps
Züllichau.	= —— Fr. Darnmann
Zürich.	= —— Orell, Füßly et Comp.
	Die Trachsler'sche Buchhandlung
	Hr. Buchhändler Ziegler et Söhne
Zwickau.	= Hofrath Ferber
	= Buchdrucker Höfer
	= Fr. Kölz
	= Kaufmann Kurrer

J.

Jason, 1) ein Sohn des Aeson, Königs von Jolkos und der Polymede (nach Andern Polymete, Alcimede, Polypheme u. a.) gehörte zu den Heroen des alten Griechenlands und zeichnete sich vorzüglich durch die Unternehmung des Argonautenzuges aus. Vorher wohnte er schon der calydonischen Jagd bei. Sein Lehrer war der Centaur Chiron, der Erzieher fast aller damaligen griechischen Helden. Sein Vater legte die Regierung von Jolkos nieder, noch ehe Jason volljährig war. Daher regierte sein Onkel Pelias als Vormund über das Land. Die Veranlassung zu Jasons berühmten Zuge nach Kolchis erzählt die Mythe gewöhnlich folgendermaßen. Pelias ließ einst zu einem feierlichen Opfer des Neptun alle seine Verwandten, also auch den Jason, einladen. Als dieser auf seinem Wege nach Jolkos an den Fluß Evenus (Enipeus, Anaurus) kam, fand er die Juno in der Gestalt einer alten Frau, welche ihn bat, sie über den Fluß zu tragen. Jason that dieß, ließ aber seinen einen Schuh im Schlamme stecken. So kam er zum Pelias, der sich darüber entsetzte, weil ein Orakelspruch ihm geweissagt hatte, daß Derjenige ihm Thron und Leben rauben würde, der zu dem Opfer ohne Schuhe käme. Pelias fragte nun den Jason, was er wol mit Demjenigen machen würde, der ihm von dem Orakel als sein Mörder verkündigt worden wäre? Auf Eingebung der Juno antwortete Jason, er würde ihn nach Kolchis schicken, um das goldene Vließ wieder zu holen. Diesen Auftrag erhielt nun auch Jason vom Pelias. Die Veranlassung zu diesem Zuge wird auch noch auf andere Weise erzählt. Als Jason zwanzig Jahre alt war, befragte er das Orakel, wie er sich den Besitz seines rechtmäßigen Erbes wieder verschaffen könnte? Das Orakel befahl ihm, in der Kleidung eines Magnesiers, mit einer Leopardenhaut um die Schultern und mit zwei Lanzen bewaffnet, nach Jolkos an den Hof des Pelias zu gehen. Dieß geschah; doch kam Jason nur mit einem Schuhe bei dem Pelias an, da er den andern auf die angezeigte Weise verloren hatte. Alles verwunderte sich über diesen Aufzug, und Pelias, der ihn nicht kannte, erkundigte sich nach seiner Herkunft. Jason antwortete dreist, daß er Aesons Sohn, und in der Höhle des Chiron erzogen worden sey; hierauf ließ er sich die Wohnung seines Vaters zeigen. Nun kamen seine Verwandten Pheres, Neleus, Admetus, Amythron, Akastus und Melampus zu ihm, mit denen er fünf Tage das Fest des Wiedersehens feierte. Dann gingen sie zusammen zum Pelias und verlangten die Abtretung des Reichs. Pelias wagte es nicht, ihn abzuweisen und antwortete, daß er gern bereit sey, dasselbe ihm zu überlassen, wenn er zuvor eine rühmliche That ausgeführt und das goldene Vließ wieder nach Thessalien zurückgebracht haben würde, wie der Schatten des Phryxus und das Orakel es befohlen hätten, da sein eigenes hohes Alter ihm selbst nicht erlaube, diese Unternehmung auszuführen. Auf der Fahrt dahin zeugte Jason mit der Hypsipyle auf Lemnos den Euncus und Nebrophonos (Deipylus). Von der Medea (s. d. Art.) unterstützt, erreichte er den Zweck seiner Reise glücklich, und kehrte mit ihr als seiner Gemahlin, nach langem Herumirren endlich eben so glücklich in die väterliche Heimath zu-

rück. Hier rächte er die Ermordung seiner Aeltern und seines Bru[der]s durch den Tod des Pelias. Dennoch war es ihm nicht möglich, [zu] dem Throne von Jolkos zu gelangen, sondern er mußte ihn dem A[ka]stus, dem Sohne des Peleus überlassen und sich mit seiner Gemah[lin] nach Korinth flüchten. Hier lebten beide zehn Jahre in der glückl[ich]sten Ehe, bis endlich Jason, der Medea überdrüssig, sich in Gla[uke] die Tochter des korinthischen Königs Kreon verliebte, sie heirat[hete] und seine Gemahlin und Kinder verstieß. Aber jene rächte sich schr[eck]lich an der verhaßten Nebenbuhlerin und floh, als Jason sie dafür [be]strafen wollte, auf ihrem Drachenwagen zum Könige von Athen, [Ae]geus, nachdem sie ihre, mit Jason erzeugten Kinder, Mermeros [und] Pheretos, getödtet hatte. Hierauf soll sich Jason aus Verzweifl[ung] selbst getödtet haben. S. Argonauten. — II) Jason, ein [be]rühmter Tyrann von Pherä in Thessalien, brachte diesen Staat un[ge]mein empor und lebte zur Zeit des Epaminondas. Er besaß alle [Ei]genschaften eines Mannes, welcher der Stifter eines großen Rei[ches] werden will. Die Geschichte rühmt von ihm, daß er seine Unterthan[en] mit Gelindigkeit regiert und die geselligen Tugenden des Menschen eb[en] so wohl gekannt habe, als die Eigenschaften des Helden. Er faßte [den] großen Plan, die Oberherrschaft in Griechenland zu erkämpfen und da[nn] das persische Reich zu zertrümmern. Nachdem er zu dem Ende bere[its] ein bedeutendes Heer auf die Beine gebracht und mehrere einzelne V[öl]ker Griechenlands, theils besiegt, theils durch Bündnisse an sich ge[fes]selt hatte, faßte er den Entschluß, bei den pythischen Spielen, die eben herannahten, mit seiner Armee einen Besuch abzustatten, od[er] wie die Delphier glaubten, den heiligen Schatz derselben zu beraube[n]. Letztere befragten daher das Orakel, wie sie es anzufangen hätten, d[en] Tempelraub des Jason zu verhindern; der Gott antwortete, dieß [sei] seine Sorge. Einige Tage darauf ward Jason, wahrscheinlich auf A[n]stiften seiner Brüder oder der übrigen Staaten Griechenlandes, an d[er] Spitze seines Heeres von sieben verschworenen Jünglingen ermord[et], denen er Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte.

Ibarra (Joachim), königlich spanischer Hofbuchdrucker, ward [zu] Saragossa geboren und starb am 23. Nov. 1785 im sechzigsten Jah[re] seines Alters. Es gelang ihm, die Buchdruckerkunst auf eine Stu[fe] der Vollkommenheit zu erheben, von welcher man bis dahin in Sp[a]nien noch keinen Begiff gehabt hatte. Aus seinen Pressen gingen [die] Prachtausgaben der Bibel, des Missel Mozarabe, der Geschichte Sp[a]niens von Mariana, des Don Quixote und der spanischen Uebersetzu[ng] des Sallust hervor. Letztere, welche 1772 in einem Foliobande e[r]schien, ist vom Infanten Don Gabriel verfertigt und sehr selten gewo[r]den, da der Prinz die ganze Auflage an seine Freunde verschenkt[e]. Ibarra war der Erfinder einer Dinte, welche er, ohne ihrer Schwär[ze] zu schaden, nach Gefallen im Augenblicke verdicken oder verdünnen kon[n]te. Auch war er der Erste, der in Spanien die Kunst einführte, [die] Druckbogen nach dem Abdrucke zu glätten, um die Unebenheiten a[n] denselben zu verwischen und ihnen ein gefälligeres Ansehen zu gebe[n]. Da er sein Vaterland nicht verlassen hatte, so war er auch Erfind[er] fast aller seiner Geheimnisse.

Iberien war 1) ehemals eine sehr fruchtbare Landschaft im nor[d]östlichen Asien, die aus einer großen, von allen Seiten mit Gebirge[n] umschlossenen Ebene bestand, und einen Theil des jetzigen Georgien[s] ausmachte. In den ältern Zeiten gehörte dieß Land wahrscheinlich z[ur] persischen Monarchie, wenigstens scheint dieß aus dem Namen des Flu[sses]

is Cyrus zu erhellen. Alexander und seine Nachfolger kamen nicht hieher. Die Iberier blieben also von dieser Zeit an wahrscheinlich unabhängig, bis sie durch die Kriege des Pompejus und Trajan unter römische Oberherrschaft kamen, unter welcher sie bis nach Kaiser Julian blieben. Dann geriethen sie wieder unter persische Hoheit, welche sie nur mit Widerwillen duldeten, da die Perser ihnen an der Ausübung der christlichen Religion sehr hinderlich waren. 2) hieß auch ganz Spanien Iberien und der Hauptfluß Iberus (Ebro), so wie die Iberi als das Stammvolk Spaniens betrachtet wurden. Ueberhaupt glaubt man, daß diese spanischen Iberier von den asiatischen Iberiern abstammen, die auf dem sogenannten zweiten Völkerzuge nach Spanien wanderten.

Ibycus (Ibykos), ein berühmter griechischer Lyriker und Zeitgenosse des Anacreon, nach der gewöhnlichen Angabe aus Rhegium, lebte im dritten Jahre der sechs und funfzigsten Olympiade, oder 552 vor Christus. Er begab sich nach Samos, zu der Zeit, als Polycrates über diese Insel herrschte, und brachte daselbst sein Leben zu. Auf einer Reise, erzählt man, wurde er von Räubern überfallen. Da er keine Rettung sah, so drohte er ihnen, die Kraniche, die so eben über ihren Köpfen wegflogen, würden seine Rächer seyn. Und diese Drohung ließen die Götter in Erfüllung gehen. Denn als diese Räuber nachher zu Korinth einen Zug Kraniche in der Luft erblickten, sagte einer zu dem andern lachend: Siehe da die Rächer des Ibycus! Dieß hörte einer der Umstehenden und zeigte es der Obrigkeit an. Diese ließ die Räuber gefangen nehmen und, nachdem sie den Mord des Ibycus eingestanden hatten, hinrichten. Nach Suidas soll Ibycus sieben Bücher lyrischer Gedichte im dorischen Dialecte geschrieben und das musikalische Instrument, Sambuca, nebst einer Gattung Gedichte, worin er sein Leben besang und die nach ihm ibycinische Lieder genannt wurden, erfunden haben. Uebrigens dürfte es keinem unserer Leser unbekannt seyn, daß jenes Schicksal des Ibycus zu Schillers bekannter Ballade, die Kraniche des Ibycus, Veranlassung und Inhalt gegeben hat.

Icarus, ein Sohn des Dädalus (s. d. Art.), wurde mit seinem Vater in dem von demselben erbauten Labyrinthe gefangen gehalten. Beide entkamen jedoch mittelst künstlicher Flügel, die Dädalus verfertigt hatte. Nachdem aber Icarus, den Befehl seines Vaters nicht achtend, sich zu hoch in die Luft erhoben hatte, so schmolz von den Sonnenstrahlen das Wachs, womit die Flügel an den Schultern befestigt waren. So stürzte er aus den Lüften auf die Erde und fiel in dasjenige Meer, welches nachher von ihm den Namen des icarischen bekommen hat. Schon die Alten erklärten die Flügel des Icarus und Dädalus für die Segel eines Schiffes, und von der Todesart des Icarus meinten sie, daß er sein Schiff nicht zu regieren verstanden und deßhalb mit demselben bei einer Insel in der Nähe Schiffbruch erlitten habe, wo sein Leichnam ans Land geworfen und vom Herkules begraben worden sey. Nach dem Berichte des Diodorus Siculus hatte Icarus Unglück beim Landen auf der Insel Ichthyusa, und stürzte ins Meer. Die Insel, auf welcher man ihn begrub, ward hernach nach seinem Namen benannt.

Ich, so nennt Jeder sich selbst und was unmittelbar zu seiner Person gehört; vorzüglich aber sein geistiges Selbst, oder seine Seele, die mit ihren eigenthümlichen Aeußerungen und Wirkungen, als Gegenstand des innern Sinnes, vom Körper, als Gegenstand des äußern Sinnes (der in so fern zum Nichtich gehört) verschieden, aber mit demselben auf die innigste Weise verbunden ist. Dieses Ich wird auch, in

so fern es in seinen individuellen Aeußerungen und E
scheinungen (d. i. in den bestimmten Zuständen des Vorstelle
Fühlens und Begehrens) betrachtet wird, von den Philosophen
empirische Ich genannt, indem man es von dem s. g. tran
scendentalen (nicht durch einzelne Anschauung erkennbarem)
unterscheiden wollte, d. i. von der Seele als reinem und beharrlich
Subjecte der Gedanken, mit Hinwegdenkung aller besondern Zustä
und Aeußerungen derselben betrachtet, welches transscendenta
Ich selbst nur der abstrahirte Begriff eines Subjects ist. Die ka
tische Schule betrachtete die Vorstellung Ich als Product und
genstand der reinen Thätigkeit des Bewußtseyns, oder als das Bewu
seyn des Bewußtseyns, das sich selbst in seiner Thätigkeit festhält. Fich
suchte jene Vorstellung noch höher zu steigern, und über das Bewu
seyn hinauszugehen, indem er die Behauptung umkehrte, und das B
wußtseyn als Product des Ichs; das Ich selbst aber (welches
nun in so fern das absolute oder reine nannte), als das Subj
betrachtete, welches das Bewußtseyn hervorbringe, und construir
Das reine Ich (man könnte es das fichtische Ich nennen) lehrte
sey absolute Thätigkeit, welche sich selbst setzt (daher der erste Grun
satz seiner Philosophie: Ich bin Ich, A = A), und sich ein Nicht
(Object) entgegensetzt. Nach dieser Vorstellungsweise ist das Ich sel
kein Gegenstand des Bewußtseyns (d. h. es kömmt nie als etw
Wirkliches zum Bewußtseyn), sondern der letzte Grund des B
wußtseyns, von welchem alle einzelne empirische Handlungsweise au
gehe, ja von dem selbst das empirische Ich nur Accidenz, und A
les, was außer dem Ich ist, Product seyn soll. T.

Icon (Ikon) heißt im Griechischen: ein Bild. Daher Iconi
mus, ein nach dem Leben gefertigtes Ebenbild. Iconolatri
Anbetung der Bilder. Iconolasten, Bilderstürmer (s. d. Art.
Iconomachie, Bilderstreit, Bilderkrieg. Iconographie, d
Beschreibung alter Bildsäulen, Brustbilder, Hausgötzen, mosaischer A
beiten und alter Gemälde mit Wasserfarben. Man rühmt Mich
Angelo und Ursinus als die Wiederhersteller dieser Wissenschaft, welch
darauf von Johann Angelus Canini und Bernhard von Montfauco
noch mehr ausgebildet worden ist. Canini gab seine Iconogra
phie 1669 zu Rom in einem Quartbande heraus, und von Mon
faucon besitzen wir seine Antiquités expliquées. Iconologie
Bilderlehre (s. d. Art.).

Ida bedeutete in der alten Geographie 1) das berühmte Gebirg
in der Landschaft Troas, an dessen Fuße die Stadt Troja lag, un
dessen Abhang bis an das Meer eine Ebene bildete, auf welcher di
Belagerung der Stadt Troja vorging. Das Gebirge selbst hatte meh
rere Zweige. Sein südlicher Theil hieß Gargarus, und eine der höch
sten Spitzen desselben Cotyllus. Auf dem Ida befand sich ein Tempe
der Cybele, welche daher die idäische Mutter (Idaea mater) genann
wurde. Hier entschied Paris den Streit der 3 Göttinnen und sprach
der Venus den Preis der Schönheit zu. Von hier sollte auch Ganymed
entführt worden seyn. Ueberhaupt ist der Ida die Scene vieler grie
chischen Mythen. Uebrigens wuchsen besonders viel Fichten auf dem-
selben, weßwegen auch das idäische Pech sehr berühmt war. 2) Ein
Berg auf der Insel Creta, eigentlich nur der mittlere und höchste Gip-
fel des Gebirges, welches von Westen nach Osten die Insel durchschnitt,
und dessen westlicher Theil Leuci (albi montes), dessen östlicher hinge-
gen Dicte genannt wurde. Dieser höchste Gipfel des Gebirges, der

vorzugsweise Ida genannt wurde, und jetzt Psitoriti heißt, enthielt an seinem Fuße einen Umfang von 600 Stadien (22 Lieues oder 1700 Meilen). Oben endigte sich dieser Gipfel in zwei Felsenspitzen, die fast immer mit Schnee und Eis bedeckt waren. Er gewährte seiner Höhe wegen eine sehr weite Aussicht über die ganze Insel und war mit Fichten, Ahorn- und Cedernwäldern eingefaßt, sonst aber eben nicht sehr fruchtbar. Unter den wenigen Gewächsen, die auf diesem Berge wuchsen, ist die Tragacantha (Bocksdorn) bekannt. Mehrere reiche Quellen entsprangen auf demselben, welche die benachbarten Felsen befruchteten. Auf demselben zeigten sich die Höhlen, in welchen die ersten Anbauer von Creta gewohnt hatten. Auch soll auf demselben die Erfindung des Eisens gemacht worden seyn. Vor allen aber war das Gebirge Ida berühmt als Jupiters Geburtsort. S. d. Art. Creta.

Idalium war ein berühmter und von den Dichtern oft genannter Ort mitten auf der Insel Cypern. Neben demselben war auf einem Berge ein Tempel und Hain der Venus, welche davon den Namen Venus Idalia führte. Daher auch der Name der ehemals in Paris berühmten Jardins d'Idalie.

Ideal. Idealisch. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der Aesthetik Etwas, das einer Idee gemäß gebildet ist, im Gegensatz mit Dem, was bloß die Wirklichkeit zum Vorbild hat. Im Allgemeinen heißt Ideal Urbild, ein Gegenstand höchster Vollkommenheit, wie wir ihn durch Ideen denken und durch Einbildungskraft veranschaulichen; idealisch Das, was sich über die Wirklichkeit erhebt, und nur ein Gegenstand der Einbildungskraft ist. Es gibt zwei Arten ästhetischer Nachbildung, die bloß individuelle und die idealische. Jede derselben hat ihren eigenthümlichen Charakter. In jener erscheinen die Gestalten im Charakter der wirklichen oder gemeinen Natur, mit allen individuellen Mängeln, Beschränkungen und Gebrechen derselben, in dieser als Wesen einer höhern Natur, welche nur das Wesentliche darstellt, und alle zufälligen Züge, Mängel und Beschränkungen der individuellen Bildungen vermeidet. Die Einbildungskraft gelangt zu solchen Kunstidealen durch Abstraction von den Anschauungen individueller Bildungen. Indem die Einbildungskraft die bloß individuellen und zufälligen Merkmale von dem wesentlichen absondert, und nun diese darstellt, entstehen Idealbildungen einer besondern Art; sondert sie das Eigenthümliche dieser Art aufs neue von dem Wesentlichen und Allgemeinen ab, so entstehen Idealbildungen einer höhern Art, und fährt sie mit dieser Absonderung besonderer Bestimmung immer weiter fort, so gelangt sie endlich zu einem höchsten, allgemeinen Ideale, das als das reine, keiner weitern Absonderung und Verallgemeinerung fähige Idealbild der ganzen Gattung zu betrachten ist. Durch diese Fähigkeit erschafft der Mensch Bildungen, die über die wirklichen Bildungen der Natur erhaben sind. Darum sind sie aber noch nicht über die Natur selbst erhaben, denn wir verstehen unter Natur nicht bloß die wirklichen Erscheinungen in der Sinnenwelt, sondern auch die denselben zu Grunde liegenden Gesetze und Urbilder. Diesen gemäß bildet die Einbildungskraft ihre Ideale, die also ebenfalls natürlich sind; nur in höherm Sinne als das Wirkliche. Den Naturgesetzen nach sind sie bloß möglich, durch die Einbildungskraft werden sie wirklich. Die Einbildungskraft übersteigt die Schranken des Wirklichen, bildet nach diesen Gesetzen des Möglichen eine idealische Welt, und bevölkert sie mit Wesen, die vollkommener und schöner sind als die Bewohner der sichtbaren Schö-

pfung. Den Stoff zu diesen Dichtungen nimmt sie aus der Wirk keit, verarbeitet ihn aber nach Ideen der Vernunft, und vereini Züge des Vollkommenen, Großen und Schönen, die sich in der W lichkeit nur einzeln und zerstreut finden, zu einem Ideal des Voll menen, Großen und Schönen. Man glaube indeß nicht, alles Id als solches, sey auch schön, im gewöhnlichen Sinn; denn es kann ein Ideal des Häßlichen, des Schrecklichen, des Bösen geben. Ideal geht lediglich auf Vollkommenheit, mag sich diese nun im G oder Bösen, im Erhabenen oder Niedrigen, im Schönen (Anmuthi oder Häßlichen zeigen; die Einbildungskraft schafft durch dieselbe ration einen homerischen Olymp und eine dantesche Hölle, einen und einen Teufel, einen Hain der Liebesgöttin und ein dunkles Re wo der Tod mit seinen Schrecknissen hauset, eine Madonna und Caricatur. Deßhalb sind die Ausdrücke schönes Ideal, ideale Sch heit und Ideal der Schönheit, die häufig ohne Unterschied für ein der gebraucht werden, nichts weniger als gleichbedeutend. Das Id der Schönheit ist das vollkommen Schöne, das schöne Ideal die al meinste Darstellung der in der Idee irgend einer Wesengattung begr deten Idee der Schönheit, die ideale Schönheit eine solche, wo die Sch heit eines Gegenstandes durch das Idealisiren erhöht erscheint. Gewis maßen entgegengesetzt dem Ideal ist das Charakteristische, w ches begründet wird durch das Abweichende einer Bildung von reinen Gattungsform. Jede dieser Abweichungen ist eine besondere stimmung, folglich eine Beschränkung des Ideals der Gestalt auf sondere Verhältnisse ihrer Formen zu einander und zum Ganzen. dem aber das Ideal durch jede Abweichung von der Gattungsfo an seiner ursprünglichen Reinheit Etwas einbüßt, gewinnt es dadu auf der andern Seite eben so viel Charakter wieder, und befried auf diese Weise den, neben dem Idealschönen, auch bestimmte Bed tung und Individualität fodernden Kunstsinn, der nicht bloß Schö heit, sondern auch Wahrheit verlangt. Diese Kunstwahrheit wird b wirkt durch den Ausdruck des Charakteristischen. Hieraus geht v selbst hervor, daß Wahrheit und Charakteristik weder der ganz vo ständige, noch auch der höchste Zweck der Kunst sey; sondern daß ihr noch die Idealität der Form und die Schönheit der Darstellu hinzukommen müsse. In keinem Falle darf die Wahrheit der Schö heit aufgeopfert werden. Es muß also zwischen beiden ein vermittel des Princip treten, daß die Wahrheit sich nicht anders als schön da stellen könne. Dieses vermittelnde Prinzip ist das Ideal. Inde dieses alles bloß Individuelle und Zufällige hinwegräumt, und nur da Wesentliche in sich aufnimmt, fällt auch zugleich Alles weg, was d Schönheit widerstreben könnte. So war es in der Plastik der Gri chen, als deren Princip und zugleich allgemeinen Charakter ihr Werke man idealische Individualität (oder schöne Darstellung de Ideals unter charakteristischen Bedingungen) annehmen muß. — Ma unterscheidet aber überhaupt zwei Arten von Idealen. Durch Bezi hung einer Idee auf Begriffe entstehen Ideale der Vernunf durch Beziehung einer Idee auf Anschauungen, Ideale der Ein bildungskraft, auch vorzugsweise Ideale genannt. Von letzt ren war vorhin die Rede. Nach seiner Eintheilung in speculative un praktische Vernunft stellte Kant zwei Ideale der Vernunft auf, das Idea der reinen Vernunft, worunter er die Vorstellung eines Wesens alle Wesen begreift, und das Ideal der practischen Vernunft, d. i. da höchste Gut, die Vorstellung eines Wesens, welches den moralisch voll

...mensten Willen mit der höchsten Glückseligkeit in sich vereinigt, ...die Ursache aller Glückseligkeit in der Welt ist, sofern sie mit der ...lichkeit in genauem Verhältnisse steht. dd.

Ideal-Geld, Begriff-Geld ist diejenige Gattung von ...eld oder Vermögensmesser, der kein sinnlicher Stoff, son...n ein bloßer Begriff zum Grunde liegt, vermittelst ...cher also der Werth der Güter nicht körperlich ge...ssen, sondern bloß ideal ausgesprochen wird. Da ... keinen andern Zweck hat, als die Abstufungen des verglichenen ...ths der Güter und des aus ihm hervorgehenden Preises derselben ...einander abzuwägen, dieser Zweck aber schon dann erreicht werden ..., wenn man sich den allergeringsten Vermögenstheil bloß denkt, ...n Gedanken durch irgend eine willkürliche Benennung ausdrückt ... das Verhältniß dieses kleinsten Vermögenstheils zu andern grö...ern Werthen durch die Vervielfältigung (Multiplication) jener Be...nnung bezeichnet, so ist es klar, daß körperliche Gegenstände, sinn...liche Stoffe zum allgemeinen Werthmesser nicht unumgänglich ...wendig sind, sondern daß auch schon bloße Begriffe dazu ge...aucht werden können. Eines solchen idealen Maßstabes zur Ver...ichung der Werthe unter einander bedienen sich die Neger in An...gola, Loango und verschiedenen andern Staaten auf der Goldküste von Afrika und nennen denselben Makute. Alle Dinge werden dort nach solchen Makuten geschätzt; wenn die Bewohner dieser Provinzen mit einander handeln, so bedingen sie jede Waare auf so und so viel Makuten und vergüten sich alsdann diesen Werth in Waaren, welche ebenfalls nach Makuten geschätzt sind. Diese Makuten sind weder Münzen, noch überhaupt wirklich vorhandene Dinge, sondern bloß ein eingebildeter Begriff von einer Größe, wodurch man sich einen Maßstab ... allen Waaren und Gütern verschafft hat. (S. Geld.) K. M.

Ideal-Münze (Begriff-Münze). Man versteht darunter das reine Tausch- oder Werth-Ausgleichungsmittel, mit andern Worten, diejenige Anweisung auf in den Tauschverkehr kommende Güter, welche bloß als solche Anweisung einen Gebrauchswerth hat, die Münze also, welche an und für sich und abgesehen von ihrer Eigenschaft als Werth-Ausgleichungsmittel kein Gegenstand des Verkehrs, keine Waare seyn kann, ein Tauschmittel, das, sobald es die Eigenschaft, eine Anweisung auf Waaren zu seyn, verliert, nicht mehr in die Categorie der Genußmittel oder Güter gehört. — Der sinnliche Stoff, woraus eine Münze gebildet ist, mag seyn, welcher er will, hat derselbe nur entweder gar keinen oder einen so unbedeutenden Tauschwerth, daß er gar nicht in Betracht kommen kann, so gehört die Münze stets zur Classe der Ideal-Münze und nicht zu derjenigen der Real- oder Ideal-Real-Münze. — Eine Hauptgattung der bei den gebildeten Völkern gebräuchlichen Ideal-Münzen ist die Papier-Ideal-Münze, d. h. diejenige Anweisung auf in den Verkehr kommende Güter, deren sinnlicher Stoff in einem bloßen Blättchen Papier besteht. Aber nicht jede Papier-Münze ist Papier-Ideal-Münze, letzteres ist sie vielmehr nur in den Fällen, wo das Blättchen Papier, was den sinnlichen Stoff derselben bildet, eine unmittelbare Anweisung auf die in den Verkehr kommenden Güter enthält. Ist hingegen das Blättchen Papier bloß eine mittelbare Anweisung auf diese Güter, dergestalt, daß dasselbe nicht anders als vermittelst eines bestimmten Genußmittels, worauf es die

besondere Anweisung enthält, den Dienst der Münze zu verrichten v mag, wie dieß z. B. bei den von einer Zettelbank ausgegebenen No der Fall ist, so ist die Münze keine Papier=Ideal= sondern eine P pier=Real= oder Papier=Ideal=Real=Münze. — Der Char ter der Ideal=Münze ist lediglich darin zu suchen, daß ihr ei Idee zum Grund liegt, auf der allein ihre Geltung beruht, w rend allen übrigen Arten von Münzen ein Körper, welcher zugle Tauschwerth besitzt, folglich ein wirkliches Genußmittel ist, zum Grun liegt und entweder allein, wie bei der Real=Münze, oder wen stens zum Theil, wie bei der Ideal=Real=Münze, zur Bürgsch ihrer Geltung dient. Diese Idee aber ist keine andere als der Gla be, daß die Behörde, sie sey übrigens eine öffentliche oder Privatb hörde, welche die Münze ausgegeben hat, dieselbe als allgemein Werth=Ausgleichungsmittel im Verkehr werde gelten lassen wolle und können. Hierdurch wird der Name, womit diese Gattung v Münzen bezeichnet worden, vollkommen gerechtfertigt. Die Bürg eines Staats sind mit einander vereint zu gemeinsamer Vertheid gung und zu gemeinsamer Freiheit. So wie sie hierüber einig g worden sind, können sie unstreitig auch übereinkommen wegen Einfü rung einer Ideal=Münze, deren Tauschwerth bloß auf der freien U bereinkunft beruht und keineswegs auf der Beschaffenheit irgend e nes Stoffs. Die Regierung, in sich vereinigend den Gesammtwille wird erhalten können, daß kein Bürger sich weigert, ein bestimmte Gepräge, gleichviel, von welcher Art der Stoff seyn mag, den es träg ob Papier, Pergament, Leder oder was sonst, anzunehmen nach eine bestimmten Maßstabe und dafür hinzugeben, was er in Ueberfluß be sitzt, weil die Regierung ihm Bürge ist, daß er dafür im Verkehr werde erhalten können, was er bedarf. — Wir verdanken die Erfin dung der Ideal=Münze und namentlich der Papier=Ideal=Münz nicht, wie die Meisten glauben, der Politik neuerer Zeiten. In Chin und Persien hat man sich derselben bereits im 13ten Jahrhunderte z der Zeit, als dort die Mongolen als Eroberer herrschten, bedient. Es kommen davon bis in das 15te Jahrhundert Nachrichten vor. Man verfertigte das Papier dazu aus Baumrinde, die wie Blätter von Papier zugerichtet wurde. Es gab große und kleine Stücke, runde länglicht=viereckige von schwarzer Farbe; jeder zur Verfertigung derselben bestallte Staatsbeamte setzte sein Zeichen darauf und zuletzt fügte noch der vom Kaiser ernannte Vorsteher einen Stempel mit rothem Zinober hinzu, wodurch es eigentlich erst Werth und Geltung erhielt. Baumwollenpapier, mit dem Namen des Regenten bezeichnet, war umlaufende Landesmünze, worin die Unterthanen ihre Abgaben entrichteten und die Besoldeten ihren Gehalt empfingen. Abgenutzte Papiermünze konnte zur Umtauschung gegen neue eingereicht werden. Das Regalrecht, welches hierbei der Kaiser ausübte, wurde gegen Eingriffe durch Todesstrafe geschützt. — Da die Geltung einer jeden vom Staate ausgegebenen Ideal=Münze lediglich auf dem Credite des Staats, oder mit andern Worten, auf dem Zutrauen beruht, welches man in seinen guten Willen und in seine Macht setzt, geleistetes Versprechen zu halten und übernommene Verbindlichkeiten zu erfüllen, so kann sie als Münze in der Regel auch nur in diesem Staate umlaufen. Denn, wie mächtig und ehrlich immerhin eine Regierung seyn mag, so kann sie doch nie dafür bürgen, daß die Ideal=Münze, welche sie in Umlauf setzt, im Auslande gleich der Real=Münze werde angenommen werden, welche Bürgschaft sie bis auf einen gewissen Punkt in Ansehung

s inländischen Münzumlaufs allerdings zu übernehmen im Stande ist. sind daher die Gränzen des Staats gewöhnlich die Gränzen des laufs seiner Idealmünze als allgemeines Werthausgleichungsmittel. hindert jedoch nicht, daß die Idealmünze als Waare selbst im lande einen Tauschwerth besitzen kann. Wie nämlich jede Waare in dem Lande, wo sie gar nicht gebraucht wird, doch einen Hangegenstand ausmachen, wie sie dort angekauft werden kann, um Vortheil wieder verkauft zu werden, so kann auch die Idealmünze, wol sie im Auslande nicht als Münze in Umlauf zu treten vermag, als Handelsgegenstand im Verkehre vorkommen. (S. Münze.)

KM.

Ideal=Real=Münze, Begriff=Sach=Münze. Nur in selten Fällen sehen wir die Münze als reine Ideal= oder als reine Real=Münze den Dienst der Werthausgleichung verrichten. Gewöhnlich erscheint dieselbe zum Theil als Ideal=, zum Theil als Realmünze. Die Münzen dieser Art lassen sich am besten durch den Ausdruck Ideal=real=Münzen bezeichnen. Zur Classe dieser Münzen sind daher alle diejenigen zu zählen, deren sinnlicher Stoff einen eigenthümlichen aber geringern Tauschwerth besitzt als Güter, worauf die Münze eine Anweisung nicht bloß verspricht, wirklich enthält. Fast jedes Land, wo geringhaltige Metallmünzen umlaufen, liefert uns Beispiele von Ideal=real=Münzen. So konnte man in Preußen vor der neuern Kriegsepoche mit sechszehn preuß. Groschen im gewöhnlichen Verkehre dieselben Ausgleichungen vornehmen, wie mit einem Courant=Gulden, ungeachtet der Metallwerth des letztern den des erstern bei weitem überstieg; es verrichteten also damals die Groschen zum Theil den Dienst der Real=, zum Theil den der Ideal=Münze, jenen in Ansehung des in ihnen enthaltenen edlen Metalls, und diesen in Ansehung des Unterschiedes, welcher Statt fand zwischen dem Tauschwerthe des Metalls und dem Tauschwerthe der Genußmittel, welche vermittelst derselben ausgeglichen werden konnten, daher waren die preußischen Groschen zu jener Zeit mit Recht zur Classe der Ideal=Real=Münzen zu zählen. Es können übrigens dieselben Güter, welche den Werth der Real=Münzen zu verbürgen im Stande sind, auch bei der Ideal=real=Münze zum Grunde gelegt werden, und welche sinnliche Stoffe sich vorzugsweise zu jener eignen, eignen sich vorzugsweise auch zu dieser wie z. B. die edelen Metalle. Wie aber der Werth der Ideal=Münze einzig und allein auf dem Credite der Behörde beruht, welche sie ausgegeben hat, so beruht auch der Werth der Ideal=real=Münze, wenn gleich nur zum Theil, auf diesem Credit, darum ist von dem Sinken der Nationalkraft stets das Sinken des Werths der von einer Regierung ausgegebenen Ideal=real=Münze eine unmittelbare und nothwendige Folge. Einen Belag hierzu liefert uns die neueste Geschichte des preußischen Staats: als nämlich nach der unglücklichen Schlacht von Jena die Nationalkraft dieses Staats gesunken war, sahen wir auch den Credit und den Werth seiner Ideal=real=Münze plötzlich herabsinken. (S. Münze, Real=Münze, Ideal=Münze.)

K.M.

Idealisiren heißt: wirkliche Gegenstände mittelst der Einbildungskraft so behandeln, daß dieselben Vernunftideen gemäß erscheinen; das Wirkliche als Ideales darstellen. Wie die Einbildungskraft dabei verfahre, ist im Artikel Ideal gezeigt worden, aus welchem zugleich hervorgeht, von welcher Wichtigkeit dieses Verfahren in den Darstellungen der schönen Kunst sey; denn man kann gewissermaßen behaup=

ten, daß alle schöne Kunst, in so fern sie der bloßen Nachahmung d
Natur-Wirklichkeit entgegengesetzt ist, darauf beruhe. Um dieß n
genauer zu entwickeln, will ich hier eine Stelle Cicero's anführen,
so merkwürdig ist, daß sie zum Text einer vollständigen Theorie dies
Gegenstandes dienen könnte. „Als Phidias, sagt Cicero, die Stat
der Minerva oder des Jupiters verfertigte, schränkte er sich nicht bl
auf die Betrachtung eines Modelles ein, um es nachzuahmen wie
ist, sondern in seinem Innern wohnte ein anderes Urbild höherer N
tur, dessen Schönheit seine Blicke fesselte, und seine Empfindung w
seine Ausführung leitete." Wenn Cicero hier sagt, Phidias habe s
nicht bloß auf die Betrachtung eines Modelles eingeschränkt (non co
templabatur aliquem, e quo similitudinem duceret), so versteh
er darunter nicht, daß er überhaupt kein Modell gebraucht habe. Wa
er eigentlich sagen will, erklärt sich durch das Wort *aliquem*; d.
er war nicht der oder jener, den er nachahmte, seine Nachahmun
hing sich nicht an die genaue Aehnlichkeit eines Individuums, sei
Absicht war nicht die sklavische Nachbildung des Modelles, das er v
Augen hatte. Und sobald der Künstler nicht den Zweck hat, die g
treue Abbildung eines gegebenen Individuums zu liefern, sondern dur
die Formen der Gestalt die Idee einer Schönheit auszudrücken, vo
der die Natur ihm kein Ganzes in einem Modelle darzustellen ve
möchte, muß er sich wol der genauen Nachahmung des Modelles en
halten. Seine Einbildungskraft selbst muß dann, durch das ihr eigen
Vermögen Gestalten zu bilden, das Modell dazu hervorbringen. Un
dieß that Phidias. Das Urbild des Schönen, das der Künstler i
seinem Innern trägt, wird, wie Cicero sagt, der Lenker seiner Kun
und seiner Hand, und dadurch wird der Künstler ein Schöpfer, in s
weit es der Mensch zu seyn vermag. Durch das Verfahren der dich
tenden oder bildenden Einbildungskraft erscheint der dargestellte Gegen
stand einmal als ein nichtwirklicher (bloß möglicher), und dann
als einer, der alle Wirklichkeit übertrifft. Nun stehen das
Werk des Künstlers und das Werk der Natur nicht mehr in demselben
Gebiet, und erlauben auch nicht mehr denselben Maßstab. Welche
Folgerungen sich hieraus ergeben, wird man da sehen, wo das Wesen
der schönen Kunst entwickelt wird. dd.

Idealismus nennt man gewöhnlich dasjenige philosophische System, nach welchem die Dinge außer uns als bloße Erscheinungen betrachtet und aus dem menschlichen Vorstellungsvermögen erklärt werden, und nur der Betrachtende sich selbst für etwas Wirkliches hält, oder nach einer andern umfassendern Bestimmung: in welcher das Ideale als das Ursprüngliche, das Reale als das Abgeleitete gesetzt wird. In der Philosophie der Alten war Idealismus jener Art seiner Natur nach unmöglich. Descartes gab zu ihm die Veranlassung, Malebranche ging noch einen Schritt weiter, der Bischof Berkeley aber (s. diesen) suchte das Nichtdaseyn der Materie zuerst zu beweisen, und ist deßhalb als der Urheber des Idealismus anzusehen. Sein System ist dieses. Es ist keine von unsern Vorstellungen unabhängige Materie vorhanden, sondern die Ideen, die wir von der Körperwelt haben, entstehen durch die Einwirkung Gottes auf unsern Verstand, und die ganze Körperwelt existirt eigentlich nur im Verstande Gottes, der nach einer bestimmten Ordnung die sinnlichen Vorstellungen in uns erweckt, welche Ordnung den Lauf der Natur ausmacht. Kant nennt diesen Idealismus den dogmatischen oder schwärmenden, und setzt ihm entgegen seinen critischen (auch formalen und transscen-

...entalen genannt). Wenn jener behauptet, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung sey nichts als lauter Schein, und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der Vernunft sey Wahrheit: so behauptet hingegen dieser, alle Erkenntniß durch Sinne und Erfahrung ... zwar nur Erkenntniß der Erscheinungen, aber die einzige Erkenntniß für uns, worin Wahrheit sey. Der kantische Idealismus erscheint sublimirt in der Philosophie Fichte's, welche, mit Hintansetzung und Verleugnung der Natur lediglich die absolute Subjectivität ... reine Wahrheit geltend machen will. Der Geist dieser Philosophie ...steht in der Subjectivität des Objectiven, Alles wird zurückgeführt ... das Ich, welches sich ein Nicht-Ich entgegensetzt, und daraus entwickelte sich ein System der absoluten Identität (Einerleiheit) des Subjectiven und Objectiven (der Vorstellung und des Vorgestellten, der Welt in uns und der Welt außer uns, des Gedankens und der Gegenstände, des Geistes und der Materie) im Ich, welches System besonders durch Schelling auf eine blendende Weise ausgeführt wurde.

dd.

Idee. Es gibt gewisse Vorstellungen, deren Gegenstand weder durch einen Verstandesbegriff noch durch eine Anschauung völlig dargestellt werden kann, weil derselbe ein Unbedingtes, ein Unbegränztes, ein Unendliches ist, das kein Raum und keine Zeit ganz faßt, folglich auch keine Erscheinung ganz darstellt. Solche Vorstellungen sind nur möglich durch eine Kraft in uns, welche das Unbedingte, Unendliche zu denken vermag, und also über die Beschränkungen des Raumes und der Zeit erhaben ist. Wir nennen diese Kraft Vernunft, und ihre Vorstellungen nennt der durch Philosophie bestimmte Sprachgebrauch Ideen. Betrachtet man diese durch den Charakter der Undarstellbarkeit sich auszeichnenden Vorstellungen oder Ideen näher, so bemerkt man zwei besondere Arten derselben, welche sich dadurch unterscheiden, daß die einen nur auf Begriffe, die andern nur auf Anschauungen beziehbar sind. Die der erstern Art nennt man vorzugsweise Ideen der Vernunft, Vernunftbegriffe, denn sie haben bloß in dieser ihren Ursprung, ihre Gegenstände sind nur durch Vernunft denkbar (Gott, Welt, Ewigkeit, Heiligkeit u. s. w.). Die eine und höchste Idee der Vernunft ist das Unbedingte. Die Ideen des in sich selbst Gegründeten, des Unendlichen, Ewigen, Nothwendigen, Vollkommenen sind in ihr enthalten, und selbst unbegreiflich, liegt sie doch allem Erkennbaren, so wie aller philosophischen Erkenntniß zum Grunde. Sie bietet den höchsten Standpunkt dar, auf welchem der menschliche Geist die Gesetze der Natur und die Verbindung der Dinge zu einer großen harmonischen Einheit erkennen lernt. Die der andern Art nennt man Ideen der Einbildungskraft oder ästhetische, weil sie die Einbildungskraft aus verschiedenartigem Stoff erzeugt, denn theils die Sinne, theils die Vernunft liefern, und den die schöpferische Bildungskraft zu einem organischen Ganzen gestaltet, das eben darum auch durch keinen Begriff in allen seinen Merkmalen bestimmt und deutlich gedacht, sondern nur in einer Anschauung dargestellt werden kann. Ideen der Einbildungskraft sind also gleichfalls nur durch Vernunft möglich, entstehen aber nicht aus der Vernunft allein, sondern aus Vereinigung von Anschauungen und Ideen. Darum enthält auch jede Darstellung einer ästhetischen Idee, der sinnlichen Klarheit und Beschränkung ungeachtet, in der sie erscheint, zugleich immer noch etwas Unaussprechliches, Unendliches, das sich nicht begreifen, nicht deutlich machen, sondern nur fühlen läßt. Allem diesem nun zufolge sind Ideen der Vernunft reine,

von allem Sinnlichen abgezogene Vorstellungen von Dingen, die in der Erscheinung vorkommen, die aber in dem Wesen der Vernu nothwendig sind, und deren Daseyn durch sie verbürgt ist. Ide der Einbildungskraft, Ideale im engern Sinn, hingegen si Vorstellungen von Erscheinungen, aber nicht die bloß sinnlichen Abdrü derer, die uns wirklich umgeben, sondern derer, die vor der Einb dungskraft durch die Einwirkung der selbstthätigen Natur unsers Ge stes, seinen Gesetzen gemäß, aus jenen erzeugt werden, und der Möglichkeit die Anlage zur schönen Kunst überhaupt im Menschen b gründet. S. d. Art. Ideale. dd.

Identität ist ein philosophischer Kunstausdruck für gedach Gegenstände, wenn sie in jeder Hinsicht mit einander übereinstimme (Einerleiheit), oder nur in gewissen Stücken (relative Identitä Aehnlichkeit). Sie ist der Gegensatz von Verschiedenheit. Z. B die Begriffe Hund und Löwe sind identisch, in sofern sie beide di Begriffe: vierfüßige Säugethiere, Raubthiere ꝛc. enthalten, in ander Bestimmungen verschieden. Auch ist dieser Ausdruck in der Mathema tik gewöhnlich, und bezeichnet Das, was der Größe und Form nach völlig übereinkommt; z. B. zwei Dreiecke, wenn sie gleichen Flächen inhalt, gleiche Winkel und gleich an ihnen liegende Seiten haben, sind identisch. M. L.

Identitätssystem, s. schellingsche Philosophie.

Ideologie, so haben die neuern Franzosen die Metaphysik ge nannt, deren Name ihnen verhaßt war.

Idioelectrisch, s. Art. electrischer Körper.

Idioma, s. Idiotikon.

Idiosynkrasie wird von den Aerzten die eigenthümliche Einwirkungsart gewisser Reize auf einen thierischen Körper, oder (subjectiv betrachtet) die eigenthümliche (größtentheils von der Regel abweichende und nicht selten krankhafte) Empfindlichkeit eines besondern Körpers für gewisse Reize genannt. Sie zeigt sich namentlich in der Abneigung vor gewissen physischen Einwirkungen, (z. B. Abneigung vor dem Rosengeruch,) und in den nachtheiligen Wirkungen gewisser Reiz- und Heilmittel, welche in gleichem Falle sonst überall heilsam sind, vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte. Dann wird dieser Ausdruck auch zur Bezeichnung gewisser einem Individuum eigenthümlicher und von der Regel abweichenden Arten geistiger Neigung und Abneigung, oder einer besondern geistigen Reizbarkeit gebraucht, und man sagt in beiden Fällen z. B. eine Idiosynkrasie gegen Etwas haben. T.

Idiotikon nennt man ein Wörterbuch, welches nur die in einer gewissen Gegend, Provinz, Landschaft eigenthümlichen Wörter, Redensarten und Sprecharten, (Idiotismen, Spracheigenheiten von Idioma, Mundart, Dialect, Sprechart,) enthält. Wir Deutschen haben ein schweizerisches von Stalder, ein schwäbisches von Schmid, ein baierisches und oberpfälzisches von Zaupser, ein österreichisches von Höfer, ein hennebergisches von Reinwald, ein hamburgisches von Richey, ein bremisches von Tiling, ein holsteinisches von Schütze, ein westphälisches von Strodtmann, ein plattdeutsches von Dähnert, ein preußisches von Hennig, ein lief- und esthländisches von Hupel, und können das adelungische Wörterbuch als ein obersächsisches Idiotikon betrachten. Fulda gab einen Versuch einer allgemeinen deutschen Idiotikensammlung heraus, und es wäre zu wünschen, daß wir mehr als einen Versuch besäßen, weil wir dann erst den Reichthum unsers Sprach-

...zes ganz würdigen können. Daß auch für die Schriftsprache Vieles ...raus zu benutzen wäre, ist kein Zweifel, und Campe hat sich durch die hier... ...f gelenkte Aufmerksamkeit ein wahres Verdienst erworben. dd.

Idiotismus ist eine Eigenheit im Ausdrucke, welche nur in ...ser oder jener Sprache Statt findet. Die Idiotismen machen ei... ...n Hauptgegenstand desjenigen aus, was wir die Conversations... ...che, oder die Sprache des gewöhnlichen Lebens nennen. Da sich ...s menschliche Gemüth in den tausendfachen Nüancen seiner Aeußerung nach allen Seiten hinwendet und allenthalben die zweckmäßigsten ...ter zur Versinnlichung und Darstellung seiner Ideen sucht und fin...: so ergibt sich daraus, daß gerade die Conversationssprache den ...wierigsten Theil jeder Sprache ausmacht, und daher auch, beson... ...s in den fremden Sprachen, das aufmerksamste Studium erfodert. ...a übrigens die Gesetze der alten Sprachen so gut wie abgeschlossen ...nd, und wir besonders der Conversationssprache der Griechen und ...ömer, als für uns fast gar nicht vorhanden, keine Aufmerksamkeit zu ...nken brauchen: so erhellt ferner daraus, daß das Studium der neuern Sprachen, in sofern wir hier, außer der ernsten Sprache des Denkens ...nd Philosophirens auch noch die Umgangssprache des täglichen Lebens ...u lernen haben, unendlich schwieriger seyn müsse, als das Erlernen ...er alten Sprachen. Pq.

Idolatrie (griech.) Bilderdienst, Götzendienst, s. d. Art. Got...tesdienst, Götze.

Idomeneus war der Sohn des Deukalion und ein Enkel des Minos, Königs von Creta. Er soll sehr schön und einer der Liebha...ber der Helena gewesen seyn; doch blieb er Menelaos Freund und besuch...te ihn oft in Lacedämon. In Begleitung des Meriones führte er auch die Creter mit achtzig Schiffen nach Troja, und zeichnete sich daselbst durch seine vorzügliche Tapferkeit aus. Bei den Leichenspielen des Patroklus überwarf er sich mit dem Ajax Oileus, weil dieser den Eu...melus, er selbst aber den Diomedes für den ersten unter den Wettfah...rern hielt. Achilles hieß sie beide schweigen und Diomedes warf sogar dem Idomeneus Blödigkeit der Augen wegen seiner Jahre vor, woraus erhellt, daß er damals schon sehr alt gewesen seyn müsse. Nach der Eroberung Troja's schiffte er sich in Begleitung des Nestor unter allen Griechen zuerst ein, und ward unterwegs von einem heftigen Sturme überfallen. Um diesem zu entgehen, that er das unbesonnene Gelüb...de, dem Neptun, wenn ihn dieser glücklich nach Hause führen würde, die Person zu opfern, die ihm daselbst zuerst begegnen würde. Der Sturm legte sich und er gelangte glücklich im Hafen an; aber sein übereiltes Gelübde gereute ihn bald, denn die erste Person, welche ihm aufstieß, war sein einziger Sohn, der von der Ankunft des Vaters ge...hört hatte, und ihn zuerst bewillkommnen wollte. Nichts destoweniger opferte ihn Idomeneus wirklich. Seine Unterthanen, welche fürchteten, daß die Götter wegen dieser auf ihrem Lande liegenden Blutschuld zürnen würden, empörten sich deßhalb und verjagten ihn von der Insel. Er ging nach Italien, und baute daselbst die Stadt Salent, wo er die weisen Gesetze des Minos einführte und nach seinem Tode vergöttert wurde. Nach andern Schriftstellern war es Leucus, der den Idome...neus aus Creta vertrieb, welcher sich darauf nach Colophon begab, daselbst starb und auf dem Berge Cercaphus begraben wurde. Wie...der andere sagen, Idomeneus sey in Creta gestorben, bei Gnossus be...graben und göttlich verehrt worden. Bekannt ist unter diesem Na...men eine Oper von Mozarts hoher Composition.

Idria, eine kleine, aber wegen ihrer außerordentlich ergiebi[gen] Quecksilbergruben berühmte Stadt im Herzogthum Krain im Oes[ter]reichischen, mit dreihundert einzelnen, an den Bergen gebauten Häuse[rn]. Von 1809 gehörte die Stadt und das Bergwerk zu den illyrischen P[ro]vinzen des ehemaligen Kaiserthums Frankreichs. Der große Befreiun[gs]krieg hat es Oesterreich zurückgegeben. Eine Stunde davon, nörd[lich] von der Stadt, liegt der Flecken **Unter-Idria**.

Iduna, Idunna, s. d. Art. nordische Mythologie.

Idylle, (εἰδύλλιον ein kleines Bild, eine kleine Schilderu[ng,] dann überhaupt ein kleines Gedicht) ist die allgemeine Benennung v[on] Gedichten, welche den Menschen in derjenigen Einfachheit und Unv[er]dorbenheit schildern, in welcher man glaubt, daß er vor Entstehu[ng] der bürgerlichen Verhältnisse und des, aus denselben hervorgehende[n] Verderbnisses gelebt habe. Wenn wir einmal genöthigt sind, ein[en] ersten, ursprünglichen Zustand der Menschen anzunehmen; so drän[gt] sich uns der Gedanke auf, daß dieß der Hirtenstand gewesen se[yn] müsse; denn Viehzucht und Ackerbau sind die ersten Beschäftigung[en] der Menschen gewesen, und ohne Widerspruch älter, als jegliche ande[re] Beschäftigung und bürgerliche Vereinbarung. Da nun die frühest[en] Anklänge der Dichtkunst auch in dem ersten Ursprunge des Mensche[n]geschlechts gesucht werden müssen; so folgt, daß nicht allein aus diese[m] Grunde, sondern auch, weil die Natur dieses Standes nothwendig d[ie] Veranlassung zur Dichtkunst geben mußte, der erste Ursprung jeglich[er] Poesie in dem Hirtenleben zu finden ist: die Betrachtung der Natu[r,] deren Wunder jeden Augenblick vor den Blicken des Hirten offen d[a]lagen, mußte den poetischen Funken in seinem Innern entzünden un[d] ihn zum Dichter machen. Noch heutiges Tages soll auf der Insel M[i]norka eine Art poetischen Wettstreits unter den Bauern der Insel vo[r]handen seyn, bei welchem einer derselben aus dem Stegreife Verse a[b]singt, auf welche ein anderer antwortet, wobei er ihn etwa zu besi[e]gen, oder doch lächerlich zu machen sucht. Die eigentliche Idylle, al[s] besonderes Produkt der Dichtkunst, zeigt sich jedoch erst im Gegensat[z] der bürgerlichen Verdorbenheit, als Schilderung der verloren gegange[]nen Unschuld und Unbefangenheit, Naivetät und Wahrheit, und wir[d] durch die Sehnsucht des Menschen nach einem bessern Zustande un[d] nach der Wiedervereinigung mit der Natur hauptsächlich veranlaßt. Z[u] dieser Schilderung bedient man sich daher auch gern und vorzüglich de[r] Personen, Scenen und Vorfälle aus dem Landleben, weil dieses de[r] Natur noch am nächsten ist, obgleich man jene Schilderung nicht au[f] dasselbe beschränken darf (deßhalb sind auch die Namen **bukolische[s]** Gedicht, Hirtengedicht und Schäfergedicht für diese Dichtungsart z[u] beschränkend); und namentlich gab das harmlose Hirtenleben der alte[n] Völker mit dem Ideal eines goldenen Zeitalters oder einer Unschulds[]welt, wo der Mensch im friedlichen Genusse seiner selbst und der Na[]tur wenig bedürfend lebte, zu solchen Schilderungen reichen Stoff. Da diese Schilderungen theils erzählend, theils unmittelbar darstellend seyn können, so gibt es epische und dramatische Idyllen. Episch sind die bekannten Hirtenromane älter und neuerer Dichter, ferner Voßens Luise, Göthes Herrmann und Dorothea ꝛc., in beschränkterer Form der größte Theil der Idyllen des **Theokrit**, und seiner Nachahmer Virgilius und Calpurnius; dramatisch, Guarini's Pastor Fido (der allerdings ein mit romantischer Beimischung versehenes Hirtengedicht genannt werden kann), Geßners Evander und verschiedene andere Stücke der Neuern, wozu auch noch die satyrischen Stücke der Grie-

gerechnet werden können. Die Idylle versetzt uns, wie schon oben gesagt, vollkommen in den einfachen, natürlichen Zustand des Menschenlebens, und der Inhalt muß, sowol in Absicht auf die Materie, als auf die Form und den Vortrag, den Charakter dieses Zustandes genau darstellen. Man muß darin eine Welt erkennen, in welcher die Natur allein Gesetze gibt. Durch kein bürgerliches Herkommen, durch willkürliche Regeln des Wohlstandes eingeschränkt, müssen die Menschen in derselben sich den Eindrücken der Natur hingeben. Sie kennen keine Bedürfnisse, als diejenigen, welche die Natur auferlegt, und keine Güter, als die Gaben, welche sie ertheilt. Ihre Hauptleidenschaft ist Liebe, oder eine Liebe ohne Zwang, ohne Verstellung und platonische Veredelung. Ihre Künste sind Leibesübungen, Gesang und Tanz; ihr Reichthum ist schönes und fruchtbares Vieh; ihre Wirthschaft ein Hirtenstab, eine Flöte und ein Becher. Es gibt auch allegorische Idyllen, zu welcher Gattung die erste und zehnte Ekloge des Virgil, die Idyllen der Madame Deshoulieres, auch gewissermaßen Popens Messias gehört. Der größte Idyllendichter der Alten war Theokrit, der auch die einfachsten Verhältnisse des Stadtlebens in seinen Idyllen schildert. Pope hat nicht ohne Erfolg in vier Idyllen den Virgil nachgeahmt; und Geßner wurde von einigen ältern Kritikern für ein Muster der Idyllendichter, welches selbst den Theokrit übertroffen habe, ausgegeben. Seit der Maler Müller, Voß, Göthe u. A. in dem Gebiete der Idylle bekannter geworden sind, hat sich auch Geßners Ruhm sehr vermindert. Uebrigens ist keine Dichtungsart so gemißbraucht worden, wie diese, um die faden Galanterien der Mode hinter den Schein der Natur zu verstecken. Vorzüglich gilt dies von den französischen Schäfergedichten, und ihren Nachahmungen. Übrigens ist der Name Idyll, so wie andere Benennungen, z. B. Elegie (s. d. Art.) erst von spätern Generationen erfunden, und jenen Dichtungen beigelegt worden. Pq.

Iferten, s. Yverdün.

Iffland (August Wilhelm), der deutsche Roscius, ward am 19ten April 1759 zu Hannover geboren. Als der Sohn angesehener, bemittelter Aeltern erhielt er bei einer sorgfältigen Erziehung einen sehr zweckmäßigen Unterricht, welchen letztern er aber, seinem eigenen Geständnisse zufolge nicht so nützte, als es seine Talente gestattet hätten. Früh nämlich hatten ihn schon die Besuche dramatischer Vorstellungen dergestalt für die Schauspielkunst eingenommen, daß er von der Liebe zu derselben von allen andern Gegenständen abgezogen und in seinem achtzehnten Jahre zu dem Entschlusse gebracht wurde, selbst Schauspieler zu werden. Dem zufolge verließ er ohne Vorwissen seiner Aeltern Hannover, betrat in Gotha zuerst das Theater und ging darauf, als diese Bühne nach Eckhofs Tode, der sein Freund und Vorbild ward, aufgelöset wurde, 1779 nach Mannheim, von wo er im Jahre 1796 nach Berlin zur Direction des königlichen Nationaltheaters berufen wurde. Hier ernannte ihn der jetzige König von Preußen im J. 1811 zum Generaldirector aller königlichen Schauspiele und zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe. Deutschland verlor ihn den 22sten Sept. 1814. Seine Selbstbiographie befindet sich im ersten Bande seiner Werke. — Als Schauspieler gehört Iffland zu den merkwürdigsten Erscheinungen, durch welche die neuere Kunst verherrlicht worden ist. Eben so glauben wir, daß Iffland, den Begriff der Kunst streng ins Auge gefaßt, der größte aller ehemaligen und noch lebenden Schauspielkünstler sey, und daß ihn bisher noch Niemand an wahrhafter Con=

sequenz und strengem, innerm Zusammenhange, der unerlaßlichen C
terien jeder Kunst, also auch der Schauspielkunst, weder erreicht, n
viel weniger übertroffen habe. Wenn eine jahrelang geübte und a
geübte Critik, wenn ein Scharfblick, wie ihn nur immer das redlich
und beharrlichste Studium der Schauspielkunst zu verleihen vermag,
Ifflands Spiele jene unzusammenhängende Lücken, jene sich niem
bewußten Eingebungen des Moments, welche das Spiel gewöhnlic
Mechaniker zu charakterisiren pflegen, nicht wahrnehmen konnte, we
man im Gegentheil jedem einzelnen Theile seiner Darstellungen d
klarste Bewußtseyn und die uneingeschränkteste Beherrschung des Sto
ansah, und wenn endlich jede seiner Darstellungen ein streng in s
zusammenhängendes, nie unterbrochenes Ganze ausmachte; so sind w
genöthigt, Ifflanden, im weitumfassenden Sinne des Worts, ein
wahrhaften Künstler zu nennen. Zu tragischen Darstellungen war, w
nigstens in der letzten Zeit seines Lebens, sein Aeußeres wenig gee
net. Wallenstein und Wilhelm Tell konnten daher nirgen
allgemein gefallen. Im Franz Moor ist man an eine grelle Da
stellung gewöhnt, und seine tiefer gefaßte und wahrhaft poetische Da
stellung dieser Rolle (wie er selbst in seinem theatral. Taschenbuche s
schildert) ging daher für Viele verloren. Einzig aber und allgeme
anerkannt war sein König Lear. Im Ganzen ist es jedoch wahr, da
sich Ifflands künstlerischer Charakter mehr für porträtirende, besonne
und treue Sittendarstellung als für solche eignete, in welchen Gefü
und Phantasie mit schöpferischer Energie hervortreten. Seine kom
schen, bloß reflectirenden Darstellungen, in welchen das Menschliche si
nur in der Ironie spiegelt, traten mit einer, jedes Herz und jede
Sinn erfreuenden Glorie hervor, und hier ist es, wo wir in Verein
gung mit dem ganzen deutschen Publikum, dem Künstler die Palm
des Siegs zugestehen müssen. Hier nennen wir zuerst seinen Bitte
mann als eine Darstellung, die durch ihre unendliche Fülle komisch
Kraft, so wie durch Ironie und stete Beherrschung des Gegenstande
den Critiker sowol als den bloß genießenden Zuschauer, in das freu
digste Entzücken, in ein erquickendes Lachen versetzt. Derselbe Humor
dieselbe den Gegenstand durchaus beherrschende Ironie, dieselbe stren
logisch und wahrhaft künstlerisch zusammenhängende Einheit, welche si
in seiner Darstellung des Bittermann offenbaren, finden wir in alle
seinen andern Charakterrollen, z. B. in der Darstellung des Jude
von Cumberland, in welcher Iffland, außer dem logischen Zusamme
hange und der freien, komischen Ironie, noch überdem ein solche
Studium der Natur (des Vorbildes jeglicher Kunst und jeglicher kuns
reichen Bestrebung) offenbart, daß wir bei gehöriger Würdigung eine
so vollkommenen Kunstaufwandes mit Bewunderung für einen Künstle
erfüllt werden müssen, der sich durch redliches, wahrhaft künstlerische
Studium der Natur zu einer solchen Vollkommenheit empor gehobe
hatte. Ferner im Abbé de l'Epée, im Valberg, Loren
Stark, Amtmann in den Jägern und in der Aussteue
u. a. m. Ein summarisches Urtheil über Ifflands Künstlerthum dürft
in folgendem Ausspruche enthalten seyn. Seine hervorragende R
flexion im Gegensatze mit der Entbehrung der eigentlichen Tiefe de
Gefühls, machte ihn fähiger zur Hervorbringung porträtirter, scho
vorhandener Individualitäten, als zur freien Schöpfung wahrhaft küns
lerischer Gebilde; davon zeugen sein Hausvater und ähnliche Da
stellungen. Hier, wo es ihm, seinem Grundsatze zufolge, bloß daru
zu thun war, das einmal Gegebene idealisch zu porträtiren, ohn

...was Selbstgeschaffenes hervorzubringen, hier lösete er diese Aufgabe ...lich mit einem so vollendeten Künstlerthume, wie es sich die Theorie ...ch bei der kühnsten Abstraction kaum zu erdenken vermag. Nur da, ...n ihm das gegebene Schema in der Wirklichkeit nicht zu imponiren ...mochte, wie z. B. im Juden, Bittermann und in den übri... ...eigentlichen komischen Rollen, schien er wahrhaft künstlerisch und ...von den Fesseln der gegebenen Individualität, schaffen zu können. ...wurden die disparatesten Einzelnheiten, wie er sie, z. B. zu sei... ...Darstellung des Juden an Juden selbst beobachtet haben mochte, ...einem höchst vollkommen in sich zusammenhängenden Ganzen ver... ...mt. Und so stand Iffland mit seiner bewundernswürdigen Be... ...heit in der Darstellung, mit seinem Scharfsinne in Auffassung ...Charaktere in der Wirklichkeit, mit seinem Genie, das Theilweis... ...ne zu einem zusammenhängenden Ganzen umzuschaffen, und mit ...beispiellosen Routine in der äußern Mechanik der Darstellung ...der Einzige unter den bisherigen Schauspielern dar, dem es ge... ...war, die von so vielen Hunderten seiner Vorgänger und noch ...den Mitschauspieler zu einer bloßen Körperarbeit herabgewürdigte ...spielkunst zu einer wahren Kunst, d. h. zu einem Bestreben em... ...ben, wo alles Zufällige verschwinden und jegliche Aeußerung ...Erzeugniß vorhergegangener, besonnener Reflexion werden muß. ...ahmen ihn nach; keiner so glücklich als Devrient, der jetzt ...seine Stelle in Berlin ersetzen soll. — Böttiger hat eine Entwicke... ...lung des ifflandschen Spiels geschrieben (1796). So viel ...von Iffland als Schauspieler. Als dramatischer Schriftstel... ...ler entwickelte er denselben Charakter. So wie ihn hier der Mangel ...Tiefe des Gemüths zu den eigentlich höhern, poetisch-freien Pro... ...ductionen unfähig machte, so wurde er auch durch eben diesen Mangel ...in Stand gesetzt, dramatische Werke von eigentlichem poetischem Ge... ...halt zu liefern. Daher eine oberflächliche Sentimentalität, die sich ...jegliche tiefere Sehnsucht in dem Kreise wirklicher, alltäglicher ...Triebe zeigt, die Grundlage fast aller seiner Stücke ist, bei denen ...die Ironie und die komische Kraft nicht activ als gebietende Lei..., sondern höchst passiv als untergeordnete Dienerin, zu zeigen ...legt. Die Jäger, (vielleicht auch die Hagestolzen, und einige ...tien des Herbsttags) machen hiervon zum Theil, als ein in der ...lichen Darstellung roher, ungekünstelter Natur fast vollendetes ...ck, eine Ausnahme. Nicht minder sind einige wahrhaft komische ...raktere seiner Stücke sehr verdienstlich, und würden, wenn sie in ...einem rein komisch gehaltenen Ganzen ständen, des höchsten Effects ...fähig seyn. Dahin gehören, zum Beispiel, der Amtmann Riemen, ...Constant in Selbstbeherrschung und einige andere. Im Ganzen ...findet man jetzt seine Stücke sehr gedehnt und macht ihnen den Vor... ...wurf einer, wegen allzulangen und häufigen Moralisirens schleppenden ...Handlung, eines etwas holprigen Dialogs und allzugroßer Familien... ...lichkeit. In seinen theoretischen Abhandlungen und Aufsätzen, welche ...man größtentheils in seinen Theaterkalendern findet, hat Iffland er... ...weisende Blicke in das Wesen der Menschendarstellung gethan, und ...dem sich bildenden Schauspieler fruchtbare Winke gegeben. Nur möchte ...man ihnen mehr Ordnung und äußere Form wünschen. Endlich bleibt ...uns noch übrig, von Iffland, als Schauspieldirektor zu reden. Was ...zuerst die ökonomische Führung des berliner Theaters anbetrifft, so ...mag nicht geleugnet werden, daß er sich um diesen Zweig der Ver... ...waltung desselben ein großes Verdienst erworben habe: das Zutrauen

des Königs ist eine Folge der Anerkennung dieses Verdienstes gewe
In Betreff seiner künstlerischen Leitung der Vorstellungen, und der
wendung, die er von den Talenten seiner Schauspieler machte, is
von der einen Partei fast eben so unbedingt getadelt, als von der
dern unbedingt gelobt worden. Die Wahrheit mag wol hier,
überall, in der Mitte liegen. Man vergleiche die treffliche Chara
ristik Ifflands im 6ten Hefte der Zeitgenossen. Pq.

Ignaz von Loyola, s. Inquisition, und Orden (geistli

Ikonographie, Ikonismus, Ikonolatrie, I
nomachie, s. Icon.

Ikonoklasten, s. Bilderstürmer.

Ikonologie, s. Bilderlehre.

Iliade, Ilias, s. Homer.

Ilithyia, Eileithyia war bei den Griechen diejenige G
tin, welche den Gebärenden Beistand leistete. Der Name, welc
Einige fälschlich aus den morgenländischen Sprachen ableiten, sche
rein griechisch zu seyn, und die Kommende zu bedeuten. In d
ersehnten Augenblicke erscheint nämlich die erflehte Geburtsgöttin
dreimaliges Rufen, und die Gebärende ist gerettet. Pausanias sa
unweit der Capelle des Serapis zu Athen sey der Ilithyia ein Te
pel erbaut gewesen, welche, von den Hyperboreern kommend,
kreisenden Latona in Delos Hülfe geleistet habe. Dagegen glaub
die Cretenser, Ilithyia sey in der Gegend von Knosos zu Amnisus
boren und eine Tochter der Here (Juno). Es gibt also eine doppe
Ilithyia, die man wohl von einander unterscheiden muß. Der grie
schen Sage nach hatte Here, die Vorsteherin und Beschützerin der E
zwei Töchter, Hebe, welche die reine Jungfrau, und Ilithyi
welche die Gebärerin bedeutete. Daher sendet oder verweigert H
den Beistand ihrer Tochter Ilithyia; ja sie selbst stellt sich oft als
ans Licht Bringende, Helfende (Lucina) dar, wie aus der Stelle be
Terenz: Juno Lucina, fer opem, erhellt. Die zweite Göttin d
ses Namens war eine Gottheit, welche in Kleinasien als Symbol d
gebärenden und allnährenden Kraft in der Natur betrachtet wurd
und sich von Medien aus über die asiatischen Küsten des schwarz
Meers herab nach Kleinasien verbreitet hatte. Das Sinnbild dies
Göttin war am Himmel der Mond, auf der Erde die Kuh. In Sc
thien ward sie die Stiergöttin, die taurische, in Kleinasien hingege
verbunden mit dem Dienste der phrygischen Cybele, die große Mutt
mit den vielen Brüsten. Ihr Hauptsitz war zu Ephesus, und,
selbst, mit dem spätern Dienste der Kinder der Latona verschmolze
ward nachmals die Artemis der Griechen und die Diana der Röme
Uebrigens scheinen anfangs nur zwei Ilithyien gewesen zu seyn, w
es zwei Grazien und zwei Horen gab. Die eine war günstig, die a
dere ungünstig; die erste hieß die Lösende aber auch die Sänft
gende. In der Folge vermehrte sich wahrscheinlich ihre Anzahl a
drei, und es gab dann zwei gute Ilithyien. Alle drei zusammeng
nommen nannte man späterhin Genetyllides oder Geburtsgötti
nen. Die Entbindungen der Latona, so wie der Alcmene, waren m
großen Schmerzen verbunden, weil Juno aus Haß gegen beide d
Ilithyien zurückhielt.

Ilium heißen in der alten Geographie zwei Städte, welche wol
von einander zu unterscheiden sind. 1) Neu-Ilium, jetzt noch u
ter dem alten Namen Troja, oder unter dem neuen von Trojahi b
kannt, war eine Stadt in der Landschaft Troas am Hellespont, un

lag nahe am Ausflusse desselben in das ägäische Meer. Alexander der Große ertheilte ihr ansehnliche Privilegien. 2) Alt-Ilium, oder das eigentliche, durch zehnjährige Belagerung berühmte Troja, welches mehr landeinwärts lag, und von Ilus, einem Sohne des Tros, Ilium genannt wurde. S. Troja.

Illuminatenorden (der Orden der Illuminaten, d. i. die eime Gesellschaft der Erleuchteten,) wurde im J. 1776 von Adam eis haupt, damaligem Professor des canonischen Rechts zu Ingolstadt, gestiftet, wobei ihm als Zweck die höhere Ausbildung der Menschen zu reiner Sittlichkeit und einem dieser allseitig gemäßen Leben dunkel vorschwebte. Diese Gesellschaft verbreitete sich zuerst von Ingolstadt aus über München und Eichstädt, vorzüglich in dem katholischen Deutschland; dann auch in einigen Gegenden des protestantischen, und zählte zur Zeit ihrer Blüthe mehr als zweitausend Mitglieder; unter diesen Männern von den größten und anerkanntesten Verdiensten. Nachdem aber im J. 1785 die baierische Regierung mehrere Mitglieder entdeckt, und ohne gesetzmäßige Form hart bestraft, auch den Orden, als dem Wohle des Staats gefährlich, aufgehoben, und dessen Fortdauer hart verpönt hatte, erlosch derselbe völlig; wenigstens hat man seitdem von seiner Fortdauer keine Spuren nachgewiesen. Von der Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens führen wir noch folgendes an. Schon auf der Universität hatte sich Weishaupt mit schriftlichen Versuchen über einen zu stiftenden Orden beschäftigt; als Ideal schwebten ihm der Freimaurerverein vor, von dessen Einrichtung, Zusammenhang, Klugheit, Behutsamkeit in der Auswahl der Mitglieder, und unaufhörlicher Prüfung derselben er sich die übertriebensten Vorstellungen machte. Inzwischen war er zu Ende des J. 1773 nach Ingolstadt auf den Lehrstuhl des geistlichen Rechts berufen worden, welchem die Jesuiten seit 90 Jahren vorgestanden hatten. Diese boten Alles auf, ihn von dort zu entfernen. Weishaupt, der sich nach einer Schutzwehr gegen ihre Anfeindungen umsah, glaubte, daß geheime Verbindungen überhaupt das wirksamste Mittel gegen unverdienten Druck gewährten. Seine bereits beschlossene Aufnahme in eine Freimaurerloge, wo er Sicherheit zu finden hoffte, wurde anfangs durch äußere Umstände verzögert, und endlich ganz von ihm aufgegeben, als ein Emissär einer auf Alchymie arbeitenden Loge in Ingolstadt erschien, um die fähigsten der dortigen Studenten dafür zu werben. Dieß zu verhindern, beschloß er die Gründung eines eigenen Ordens, dessen Geist er in einer Stelle Abbts (in dem Buche vom Verdienste,) ausgedrückt fand. Noch bestimmter drückt sich Weishaupt später darüber also aus: „Selbstdenkende Menschen aus allen Welttheilen, von allen Ständen und allen Religionen, und unbeschadet ihrer Denkfreiheit, trotz aller so verschiedener Meinungen und Leidenschaften, durch ein gegebenes höheres Interesse in ein einziges Band dauerhaft zu vereinigen, sie dafür glühend und auf den Grad empfänglich zu machen, daß sie in der größten Entfernung als gegenwärtig, in der Unterordnung als Gleiche, daß Viele wie ein Einziger handeln und begehren, und aus eigenem Antriebe, aus wahrer Ueberzeugung von selbst thun, was kein öffentlicher Zwang, seit Welt und Menschen sind, bewirken konnte:" dieß sey die Absicht, die ihm bei seinem Orden vorgeschwebt habe. So war den unstreitig Beförderung der Weisheit und Tugend, moralische Ausbildung des Menschen, und um diese zu erreichen, zugleich Sicherung von äußern Bedrückungen aller Art, das ins Auge gefaßte Ziel; und in diesem Geiste entwarf Weishaupt die Statuten, die er, bevor er auf den

Namen Illuminaten verfiel, Perfectibilisten nannte. Am er Mai 1776 ward der Orden gegründet, und als die ersten Mitg der wurden diejenigen aufgenommen, die durch diese Anstalt gere werden sollten. Das Ritualsystem, das Lehrgebäude die Gradfolge bestand aus folgenden Theilen: Erste Clas Pflanzschule, a) Vorbereitungsaufsatz, b) Novität, c) Min valis, d) Illuminatus minor, e) Einweihung eines Magistrat Zweite Classe, Freimaurerei (d. i. damaliges Logenwese 1) symbolische: a) Ritualbuch der Lehrlinge, der Gesellen der Meister; b) Constitutionsbuch; 2) schottische: a) Illu natus major oder schottischer Noviz; b) Illuminatus dirigen oder der schottische Ritter. Dritte Classe, Mysterien, kleine, a) Presbyter oder der Priestergrad; b) Princeps oder Regentengrad; 2) große Mysterien, a) Magus, b) Rex. Charakteristik des Geistes dieser Verfassung, die nie vollständig au gearbeitet wurde, dient Weishaupts eigene Erklärung, daß ihm da die Verfassung der Jesuiten Vorbild gewesen. Was dort zu bös Zwecken angewandt worden, sollte hier zu guten angewandt werde Weishaupt foderte, was bei dem Mangel an Zwangsmitteln und d Lage der Mitglieder nicht durchzusetzen war, blinden Gehorsam d Untergebenen gegen die Obern; eine Art von katholischer Beich wurde eingeführt; die Mitglieder sollten sich bemühen, allenthalb angesehene und in Connexionen stehende Männer an sich zu zieh und in alle öffentliche Angelegenheiten Einfluß zu gewinnen; sie sol ten in den Besitz aller öffentlichen Stellen und Aemter zu komme suchen; sie sollten nicht nur über ihre eigenen Fortschritte in der Mo ral und Aufklärung monatlich Bericht erstatten, sondern auch über ih Nebenmitglieder Beobachtungen einsenden. Der moralische Schade den diese Grundsätze nach sich ziehen mußten, leuchtet ein. Auch ohn öffentliche Verfolgung konnten gute und rechtliche Männer nicht lang in einer solchen Form vereinigt bleiben; dazu aber kam noch, da viele unfähige und unwürdige Menschen aufgenommen, und daß selbs von denen, die guten Willen hatten, nur wenige Weishaupts Pla zu fassen vermochten. Dennoch, sagte ein billiger und gründliche Beurtheiler, waren die Illuminaten besser als ihr Orden. — Noc mögen einige geschichtliche Hauptmomente hier Platz finden. Nach dem der Orden einige Jahre bestanden hatte, beschloß man ihn mi den Freimaurern in Verbindung zu bringen. Weishaupt wollte zwa die Kenntniß der Maurerei den höhern Graden seines Ordens auf behalten, willigte jedoch ein, daß alle Areopagiten die drei erste Maurergrade erhalten sollten. Im Jahre 1780 ward Knigge ge wonnen. Dieser, im wahren Eifer für die Sache, und den Orden fü alt und ausgebildet haltend, nahm, dem ihm ertheilten Auftrage ge mäß, viele vornehme, gelehrte und rechtschaffene Männer zu Minerva len auf, und ertheilte ihnen das gleiche Recht der Aufnahme. Als e aber, um sie vollständig zu belehren und zu befriedigen, von Weis haupt nachdrücklich die Darlegung des ganzen Systems foderte, er hielt er von diesem das Geständniß, daß bis jetzt nur die unter Classe, die Pflanzschule in einigen katholischen Provinzen errichtet sey und zugleich die Auffoderung, nach seinen Materialien die höher Grade auszuarbeiten. Knigge erklärte sich bereit dazu. Bei eine persönlichen Zusammenkunft vereinigte man sich über die Art un Weise, und bevollmächtigte zugleich Knigge, den bevorstehenden Con vent der Freimaurer zu Wilhelmsbad zu einer Vereinigung beider Or

[ih]m zu benutzen. Knigge's Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. [E]r gewann unter andern Bode, der, nachdem er sich genau von [ih]m unterrichtet, und bis zum Illuminatus dirigens hatte befördern [la]ssen, förmlich versprach: treu und eifrig für den Orden zu wirken, [de]mselben die Oberhand in dem neuen Systeme der Freimaurerlogen [z]u verschaffen u. s. w. Doch ehe noch Bode seine Versprechen erfüllen [kon]nte, eilte der Orden seinem Ende entgegen. Knigge und Weishaupt, von verschiedenen Ansichten geleitet, entzweiten sich, und er[k]lärte sagte sich endlich am 1sten Julius 1784 von aller fernern Theilnahme los. So in seinem Innern zum Untergange reif, mußte der [Ord]en den äußern Verfolgungen unterliegen. Schon 1783 hatten sich [Sti]mme gegen ihn erhoben, und am 24sten Juni 1784 erschien ein [ku]rfürstl. baierischer Befehl, der alle geheime Verbrüderungen auf[hob]. Obwol die Illuminaten, so wie die Freimaurer gehorchten, so [er]schienen dennoch heimliche Denunciationen, zu deren Beweis die [An]gegriffenen umsonst auffoderten. Ein zweites Verbot erfolgte am [2ten] März 1785, von Pater Frank und Kreitemeyer nomine Serenissimi erlassen. Zugleich fing man an, ohne je ein Beispiel des [Un]gehorsams beweisen zu können, einige der rechtschaffensten Mitglieder des Ordens zu bestrafen. Weishaupt wurde seines Amtes ent[setzt]. Er fand bei dem Herzoge Ernst von Gotha Aufnahme. Nun [wurd]en die aus dem Orden getretenen Utschneider, Cossandey und Grünberger, die schon lange die heimlichen Angeber gewesen, vor eine geheime Commission gerufen, um Alles, was sie vom Orden wüßten, schriftlich anzuzeigen, und ohne weitere Gewähr eidlich zu erhärten. Doch noch vor ihrer Beeidigung machten Kreitemeyer und Dumhof nomine Serenissimi das dritte Verbot bekannt. Trotz der darin [ver]sprochenen Verzeihung dauerte die Verfolgung fort. Viele würdige [Mä]nner wurden abgesetzt, verwiesen, eingesperrt. Bei dem Prozesse [gin]g man jedoch mit Schonung und billiger Rücksicht auf die Verhält[nis]se der Personen zu Werke. Aus dem Gesagten geht hervor, daß [di]e Aufhebung dieses Ordens, der einen wahren Staat im Staate [bi]ldete, durchaus rechtmäßig war; aber nicht die Art, wie man dabei [v]erfuhr. Was von dem Einflusse der Illuminaten auf die französische Revolution gesagt worden ist, sind leere Träumereien.

Illusion (Täuschung). Dieser Ausdruck hat, ob er gleich von [de]m lateinischen illudere, d. i. täuschen, betrügen, berücken, ver[sp]otten, (auch vereiteln, fruchtlos machen, z. B. ein Gesetz, dessen Buchstaben man umgeht) herkömmt, in dem gesellschaftlichen Leben [un]d in dem Gebiete der schönen Künste eine günstigere Bedeutung er[h]alten, und bezeichnet eine Täuschung, der man sich gern, ja mit Bewußtseyn hingibt, im Gegensatze des Betruges (fraus), den man [v]ermeidet, und der das Schöne nur erheuchelt, wenn die Illusion [e]s erhöht. Illusion ist nämlich eine solche, größtentheils durch Kunst erzeugte Täuschung, welche auf dem Sinnenscheine beruht, der, [au]sgebildet durch die anschauende Einbildungskraft, den Verstand be[st]immt, das Sinnlichdargestellte für wirklich anzusehen. Sie ist nicht [da]nn ästhetisch, wenn sie Zweck für sich ist, d. h. diese Verwechse[lu]ng des Scheinbaren mit dem Wirklichen selbst zur Absicht hat, oder [w]enn sie eine bloß materielle Wirkung bestrebt; sondern wenn sie als Mittel dient, das Schöne darzustellen und das in sich Vollendete zu [v]erkörpern. Im erstern Falle würde sie in einen Betrug ausarten, [de]ssen Gegenstand durch Aufdeckung des Scheins sein Interesse verliert, [o]der Mißfallen und Abscheu erregt (wie z. B. gemalte Statüen):

denn ein Gegenstand muß ein höheres Interesse an sich tragen, in-
fern er nicht durch Aufhebung jenes Scheins in Nichts verschwind
soll. Die Täuschung aber, welche die Producte der schönen Kün
hervorbringen sollen, ist eine solche, welche man (d. i. der Gebilde
freiwillig, ja mit dem Bewußtseyn, daß die angeschauten Gegenstän
nicht wirklich sind, fortsetzen und erneuern kann, wobei m
also den Schein festhält, indem die Phantasie den gegebenen oder n
angedeuteten Gegenstand bis zur Anschaulichkeit des Wirklichen au
bildet. So sagt Kant: Kleider, deren Farbe vortheilhaft zum G
sichte absticht, bewirken Illusion; Schminke dagegen ist B
trug. Durch die erstere wird man verleitet, durch den zweiten geäf
und Betrug der Sinne (s. dies. Art.) findet Statt, wenn, soba
man weiß, wie es mit dem Gegenstande beschaffen ist, auch der Sche
sogleich aufhört. Doch laufen in diesen Beispielen die Gränzen ha
zusammen. — Unter allen schönen Künsten ist die Illusion vorzügli
denjenigen, welche sichtbar darstellen (darstellende Künste im engst
Sinne) eigen und natürlich, mithin den sogenannten bildenden Kü
sten (unter diesen aber vorzüglich der Malerei) und den mimische
z. B. der Schauspielerkunst. Wer dieses angenehme und unterhalten
Spiel des Gemüths mit dem Sinnenscheine hervorbringen will, mi
sehr genau den Ursprung desselben, oder die Art und Weise kenne
wie sich die Gegenstände unsern Sinnen zeigen, namentlich, was d
bildenden Künste anlangt, wie die sichtbaren Gegenstände sich de
Auge darstellen, und muß der ihm gegebenen Kunstmittel schon
gewissem Grade mächtig seyn, um denselben durch seine Kunst herv
zubringen. Der Zeichner muß daher die Wirkungen des Lichtes u
Schattens kennen, und wissen wie die sichtbaren Gegenstände nach i
rer Vorderseite einzeln, oder in der Ferne, perspectivisch, erscheine
(z. B. wie sich das Innere eines Tempels perspectivisch zeigt,) u
diesen Anblick durch Anordnung der Gegenstände auf der Fläche tä
schend hervorzubringen im Stande seyn. In der Tonkunst hat d
Illusion einen sehr beschränkten Wirkungskreis: da sie das Hörbar
in größerer Vollkommenheit als die Wirklichkeit zeigt, und alle sog
nannte Malerei der Töne unter ihrer Würde ist. Auch auf d
Poesie wird dieser Begriff übergetragen, und man redet von ein
poetischen Illusion, wenn die (selbst nicht durch Mimik dargestel
ten) poetischen Gegenstände dem Leser des Gedichts oder dessen Z
hörer mit einer solchen Anschaulichkeit vor die Einbildungskraft tr
ten, daß das Gemüth sich ganz denselben hingibt und unter ihne
wie in einer besondern Welt, verweilt, ja daß sie dem Gemüt
gleichsam wirklich werden. T.

Illyrier, Illyrien und illyrische Provinzen. D
Illyrier, ein stammverwandtes Volk der alten Thracier, (vermisc
mit Griechen, Phöniciern, Siciliern und Celten) verbreiteten si
auf dem ganzen Küstenlande an der Ostseite des adriatischen Meer
den hierzu gehörigen Inseln und dem westlichen Macedonien bis Ep
rus; doch Philipp, König von Macedonien, nahm ihnen den gan
District von Macedonien bis an den Fluß Drinius (jetzt Drino) a
und nun wurde Illyrien (Illyricum, Illyrica) in Illyris graeca u
barbara eingetheilt. Das erstere (das heutige Albanien) wur
ganz Macedonien einverleibt, und machte von dort an einen int
grirenden Theil jenes Staates aus. In demselben waren Dyrrh
chium (Durazzo), vormals Epidamnus genannt, wo sich die Röm
gewöhnlich nach Griechenland einschifften, und Apollonia, als ei

ansehnliche griechische Handelsstadt und Akademie, Hauptplätze. Das letztere erstreckte sich vom Flusse Arsia (jetzt Arsa) in Istrien bis an den Drinius und ward in Japydia, Liburnia und Dalmatia eingetheilt. An Japydia's Küste bildete das Meer einen großen Busen (Sinus Flanaticus, jetzt Golfo di Carnaro), in welchem die absyrtischen Inseln (jetzt Osero und Cherso) lagen; Flanona (Fiona), Metulum (Mettling) und Segnia (Zeng) waren die Städte darin. Liburnia, der mittlere Theil von Illyrien, dessen Bewohner als gute Seeleute bekannt und Erfinder der leichten Schiffe (naves liburnicae) waren, enthielt die Städte Jadera, (Zara Vecchia) und Scardona (jetzt eben so); vor seiner Küste lag die Insel Issa (la Grossa), bei welcher Cn. Octavius von Cäsars Admiral Vatinius geschlagen wurde. Dalmatia, s. dies. Art. (zuweilen auch Delmatia), so genannt von den Dalmaten, einem illyrischen Völkeraste, begriff, als Provinz von Illyrien, die Städte Sicum (Sebenigo), Tragurium (Trau), wegen seines Marmors berühmt, Salona, Narona (Narenta), Dalmium oder Delminium (wahrscheinlich Almissa), Dioclea, woher der Kaiser Diocletianus, Epidaurus (Ragusa, Vecchia), Rhizinium (Rhizano), Scodra (die Residenz des Königs Gentius, welcher die Römer bekriegte, jetzt Scutari), Olcynium (Dolcigno) und Lissus (Alessio); nahe dem Lande lagen die Inseln Tauris (Zuri), Pharus oder Pharia (Lessina) und Issa, die ein römisches Staatsgefängniß war. Diese Provinz erhielt einen glänzenden Namen in der Geschichte der römischen Kaiser, denn mehrere in ihr geboren worden sind. Seeräuberei war ein Haupterwerbszweig der kriegliebenden Illyrier, deren Könige daher mit den Römern schon früh in Streitigkeiten verwickelt wurden, die zu Befehdungen führten, und endlich die Unterjochung der Illyrier zur Folge hatten. Das wilde Volk suchte zwar von Zeit zu Zeit die Fesseln abzuschütteln, allein von Cäsar geschlagen, und von Augustus, Germanicus und Tiber gänzlich entkräftet, wurde ihr Land endlich eine römische Provinz, behauptete aber auch als solche stets einen bedeutenden Rang im großen Staate. Der Name selbst, dem im vierten Jahrhunderte das Beiwort magnum zugegeben wurde, umfaßte von dort an fast alle gegen Morgen gelegenen römischen Provinzen. Bei der Theilung des römischen Reichs kam Illyrien zu dem abendländischen Kaiserthume, bei dessen Verfall (476) es an die morgenländischen Kaiser fiel. In der Mitte des sechsten Jahrhunderts ließen slavische Colonisten aus Rußland und Polen sich dort nieder, denen es bald gelang, sich von der schwachen byzantinischen Regierung unabhängig zu machen. So entstanden die kleinen Königreiche Dalmatien und Kroatien. Zwar unterwarfen die Kaiser im Jahre 1020 sich diese Provinzen wieder; allein 20 Jahre darauf errangen diese ihre Unabhängigkeit aufs neue. Venetianer und Ungarn machten (1090) sich ebenfalls zu Herren kleiner Ländertheile Illyriens. Im Jahre 1170 entstand dort das Königreich Rascian, aus welchem 200 Jahre später Bosnien sich bildete. Dalmatien unterwarf sich dem herrlich constituirten Venedig; aber 1270 ward es größtentheils ein Raub der Ungarn, die bis an das schwarze Meer vorgedrungen waren. Doch sowol diese, als die Venetianer, verloren beinahe Alles davon an die Türken, denn nur ein kleiner Theil von Dalmatien verblieb Venedig, und Ungarn nur Slavonien und ein Theil von Kroatien. So blieb nur noch das Andenken an das alte Illyrien in den Annalen der Geschichte. Der Friede von Campo Formido (17. Oct. 1797) brachte endlich das venetianische Dalmatien nebst seinen Inseln bis Cattaro

unter Oesterreichs Herrschaft, dagegen die Republik Frankreich d
Rest sich zueignete. Jetzt sollte aber ein Augenblick kommen,
das längst der Zeit zum Opfer gewordene Illyricum aufs n
wie ein Schatten der Vorwelt hervorgerufen wurde. „Der Kreis v
Villach, Krain, das ehemalige österreichische Istrien, Fiume u
Triest, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt si
und Alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlassen ist, D
matien, nebst seinen Inseln, sollen künftig den Namen „„illyrisc
Provinzen““ führen.“ Also decretirte der vormalige Chef d
französischen Volkes, an jenem verhängnißvollen 14ten October 18
an welchem jene sonderbare Verbindung zwischen dem Hause Habsbu
und der Familie Bonaparte schon vorbereitet wurde. Aber die
neue Staat gehörte unter die ephemeren Schöpfungen der damalig
Politik des französischen Cabinetts, welche nach einer kurzen Dau
wieder versanken. Von unendlicher Wichtigkeit waren allerdings di
Länder und Küstenstrecken für jenes sogenannte Continenta
system. „Diese Provinzen decken Italien, setzen es mit Dalmati
in directe Communication, und verschaffen uns einen unmittelbar
Berührungspunkt mit dem Reiche von Constantinopel, welch
Frankreich aus so vielen Gründen muß aufrecht erhalten und beschütz
wollen,“ sprach der Minister des Innern, Montalivet, in seiner Da
stellung der Lage des französischen Reichs am 1sten December 180
Die Art und Weise, wie Napoleon diesen neuen Staat, so lange a
derselbe seiner Willkür hingegeben war, behandelte, schien dara
hinzudeuten, daß er demselben eine künftige Selbstständigkeit zug
dacht habe; vielleicht daß er ihn einem seiner Günstlinge zum Prei
treuer Genossenschaft aufgehoben. Bei der Stiftung des Staats war
er unter die provisorische Verwaltung eines Staatsraths (Dauchy) ge
stellt, und seine innern Hülfsquellen, wie seine Einwohner, als erobe
tes Gut in Requisition gesetzt. Funfzehn Monate hatte dieses In
terim gedauert, während dessen Illyrien noch einen Arealzuwachs vo
51 Q.Meilen durch einen Theil des, am 3ten März 1810, vo
Baiern abgetretenen italienischen Tirols erhalten hatte, als am 15te
April 1811 ein kaiserlich französisches Decret erschien, das in 18 Ti
teln und 271 Paragraphen die Organisation der illyrischen Provinzen
besonders in militärischer und finanzieller Hinsicht definitiv regulire
sollte, wodurch diese aber keineswegs wirklich mit Frankreich vereinig
wurden. Die gesammten Provinzen standen von jenem Tage an un
ter einem Generalgouvernement, das von einem Generalgouverneur
der zugleich Befehlshaber der Land- und Seemacht seyn sollte, einem
Generalintendanten der Finanzen und einem Justizcommissär, dem di
Aufsicht über die Gerichtshöfe und die Sicherheitspolizei aufgetrage
war, bestehen sollte. Dem Generalgouverneur stand im Rathe de
Provinzen der Vorsitz zu; ein kleiner Rath, der aus dem General
intendanten, dem Justizcommissär und zwei Richtern des Appellations
hofes zu Laybach zusammengesetzt war, ward dem Gouverneur beige
geben, hatte jedoch nur eine berathende Stimme. Das Territoriu
selbst wurde in sechs Civil- und eine Militärprovinz eingetheilt
jene waren Krain, Kärnthen, Istrien, Civilkroatien, Dalmatien un
Ragusa, in 20 Distrikten; die letztere bestand aus dem durch die sech
kroatischen Regimenter gebildeten Gebiete. Der Administration jede
Civilprovinz stand ein Intendant vor; statt der Unterpräfecten ware
Subdelegirte angestellt. Die Functionen der Maires waren dieselbe
wie in Frankreich. Die Gemeinden sollten vor der Hand ihre Ein

...ste behalten; beliefe sich ihr Budjet unter 10,000 Franken Ein...te, so sollte es vom Generalintendanten, beliefe es sich darüber, ...r französischen Kaiser selbst im Staatsrathe regulirt werden. Han...kammern sollten zu Triest, Ragusa und Fiume errichtet und deren ...utirte in das Generalkommerzconseil berufen werden. Die Bi..., die Cathedral- und Collegiatkapitel sollten, wie alle geistliche ...tute und Einrichtungen des Lehrstandes, mit Ausnahme der auf...enen Zehnten, fortdauern. Dieß war denn die Constitution der ...chen Provinzen, welche im Durchschnitte 10 Mill. 43,000 Fran... directen und indirecten Abgaben eintrugen, dagegen eine ...gabe von 6 Mill. 600,000 Franken erfoderten und deren ver...ander reiner Ertrag ausdrücklich zu den Kriegs- und Kriegs...nistrationskosten angewiesen ward. Das Areal betrug gegen ... Q.Meilen, die Bevölkerung, nach der Zählung von 1812, ... Mill. 551,000 Menschen, (nämlich: Kreis von Villach 180 Q. Mei... mit 130,000 Einw., Krain 233 Q.Meil. mit 432,000 Einw., ...ien mit Triest 55 Q.Meil mit 124,000 Einw., Kroatien dieß... der Save 80 Q.Meil. mit 200,000 Einw., Dalmatien und die ...gehörigen Inseln 318 Q.Meil. mit 329,000 Einw. und Ragusa ... seinem Gebiete 22 Q.Meil. mit 60,000 Einw.). Diese Gebiete, ...sehen von den in ihnen befindlichen bedeutenden Handelsstädten ... Schiffen, welche allerdings der Seemacht eines Reichs, wie das französische, nach Napoleon Bonaparte's Idee werden sollte, unent...behrlich waren, bot höchst bedeutende innere Hülfsquellen dar. Die Einwohner aber paßten gut in Napoleons Plan, durch das Schwert sich zum Alleinherrn zu machen, denn sie sind größten...theils von roher, kriegerischer und wilder Natur. Jetzt Oesterreichs ...pter von neuem unterworfen, sind diese Provinzen als der Grund... für Oesterreichs Seemacht zu würdigen. I.

Iman (Imam) ist eine von denjenigen Personen der türkischen ...ma (Geistlichkeit), welche in den Moscheen den Gottesdienst verrich.... Sie beten, lesen den Koran vor, predigen, leisten den Kranken ...stand, sprechen den Segen bei Vermählungen und sind überhaupt ... eigentlichen Priester der Türken. Ihre Tracht ist von den Perso...n weltlichen Standes bloß durch den Tulbend verschieden, der bei ...n etwas höher, als gewöhnlich, geformt ist. Sie erhalten ihre ...idung aus den Moscheen, in welchen sie angestellt sind, und ste...n bei dem Volke in großem Ansehn. Der türkische Kaiser selbst ...t als geistliches Oberhaupt der Muselmänner diesen Namen.

Imbert (Barthelemi), Mitglied der Akademie zu Nimes, sei...r Vaterstadt, ward im Jahre 1747 geboren. Er versuchte sich in ... Dichtkunst und Literatur nicht ohne Beifall; auch würde sein Ge...dicht: Le jugement de Paris, welches sich durch angenehme Ein...zelheiten, frische und lebendige Darstellung und durch eine sehr glück...liche Diction auszeichnet, einen noch größern Beifall erhalten haben, ...enn es dem Verfasser gefallen hätte, die Handlung desselben mehr ...sammenzudrängen, die Reden zu verkürzen und den Styl noch mehr ...uszubilden. Seine Fables (in einem Bande) sind mit Scharfsinn ...fanden und mit Nettigkeit vorgetragen: dasselbe läßt sich von seinen Contes sagen. Seine übrigen Werke sind: Historiettes, Gedichte und Prosa, 1781; les Egaremens de l'amour, ein angenehm ge...schriebener Roman, der 1776 erschien und 1793 wieder aufgelegt wur...de; Choix d'anciens fabliaux, 1788 (in zwei Duodezbänden), in welchem es dem Verfasser gelungen ist, die Darstellung der Vorzeit

mit Glück und ohne Aufopferung der natürlichen Einfachheit nac ahmen; le Lord anglais, Lustspiel, welches nur einen geringen fall erhielt; le Jaloux sans le savoir, Lustspiel; le Jaloux m gré lui, Lustspiel; und das Trauerspiel: Marie de Brabant. bert zeigte sich im Tragischen ohne Kraft und gezwungen, im spiel mehr verständig als komisch. Doch erhielten seine Stücke ein Beifall, weil man mehrere gut durchgeführte Scenen, eine lob werthe Diction und sehr glückliche Verse in denselben mit Dank kannte. Sein Betragen war angenehm, und seine starke Constitu versprach ein langes Leben, welches ihm jedoch noch in der Bl seiner Jahre (23sten Aug. 1790) von einem hitzigen Fieber entri wurde.

Immatriculation, Eintragung in die **Matrikel**, s. Artikel.

Immediatstände, **Immediatstifter**, in der vormali Reichsverfassung solche Stände und Stifter, welche unmittelbar un Kaiser und Reich standen. S. d. Art. **mediatisirte Fürste**

Immensurabel, **Immensurabilität**, s. d. Art. **I commensurabel**.

Imperativ, s. **Categorien** und **Kant**.

Impfen (medicin.), anstatt **einimpfen**, wird uneigentl gebraucht von der Einpflanzung einer Krankheit von einem Gesch auf das andere. Daher sagt man: die Blattern impfen, die Kr impfen. S. **Inoculation**.

Imperator hieß bei den Römern überhaupt der oberste B fehlshaber einer Armee, und **Imperium** der militärische Ober fehl. Eigentlich war aber Imperator ein Titel, der in verschieden Zeiten verschiedene Bedeutungen hatte. So führten zuerst die Cons den Titel Imperator, ehe sie Consuln genannt wurden; nachher wu es ein Titel, welchen die Soldaten und der Senat ihren Feldher nach einem großen erfochtenen Siege beilegten, und welchen diese lange behielten, bis sie triumphirt hatten. Späterhin wurde Nieme mehr mit dem Titel Imperator beehrt, als wer wenigstens zehnta send Feinde geschlagen hatte. Nach dem Untergange der republika schen Verfassung ward Imperator der vornehmste Titel der Kais um dadurch ihre höchste Gewalt anzuzeigen. Besonders bedienten Augustus Nachfolger desselben, und er war mit dem Titel Rex glei bedeutend. In noch spätern Zeiten erhielt er ganz die Bedeutu die wir mit dem Worte Kaiser verbinden. Aber auch triumphirend Generalen wurde dieser Titel noch beigelegt, und in diesem Fa hatte er die alte Bedeutung. Die Kaiser scheinen ihn vornehmlich d wegen bekommen zu haben, weil alle Generale als unter ihnen stehe betrachtet wurden. Zu den Zeiten der Republik setzte man diesen T tel hinter den Namen, z. B. Cicero imperator; als Titel d Kaiser stand er jedoch vor dem Namen. Imperator war bei den E wohnern von Präneste auch ein Beiname des Jupiter, dessen Bildsä von T. Quinctius, als dieser Präneste eroberte, mit nach Rom g nommen, und im Tempel des capitolinischen Jupiter aufgeste wurde.

Impost, eine Abgabe, welche auf eingeführte Waaren gele wird, daher der Ausdruck **impostirte** Waaren.

Imprägnation, heißt eigentlich Schwängerung, und wird der Chemie von der Vereinigung gewisser Substanzen gebraucht, we sie sich bei der Auflösung verschlucken, hauptsächlich von der Auflösu

e Salze und **Gasarten** in Wasser und andern Flüssigkeiten. Wenn man daher sagt, eine gewisse Quantität Wasser wird von einer großen Quantität Salz imprägnirt, so ist es eben so viel, als: die des Salzes wird von **der** des Wassers bei der Auflösung verschluckt. ML.

Improvisatoren, Improvisatori heißen in Italien die Dichter, welche aus dem Stegreif über jedes ihnen aufgegebene Thema ein Gedicht zugleich verfertigen und declamiren (improvisiren), oder, mit einem Instrumente sich accompagnirend, singen. Bei den wilden Völkern, wo die Phantasie stärker, lebhafter und ungebundner ist, findet sich die Gabe des Improvisirens ziemlich allgemein, besonders durch Musik angeregt, und aus mehreren Stellen der Alten läßt sich schließen, daß die ältesten griechischen Dichter eben auch nichts anders als Improvisatoren waren. In Neu-Europa scheint das Talent des Improvisirens ein natürliches Erzeugniß des italienischen Bodens zu seyn; doch auch Spanien, und besonders Valencia, entbehrt die beredten Zeugen einer poetischen Nationalität nicht. Nachdem die improvisirte Dichtkunst zugleich mit der provençalischen im 13ten Jahrhunderte in Italien eingewandert war, scheint auch Petrarcha diese Kunst ausgeübt zu haben; wenigstens ist von ihm bekannt, daß er die schöne Sitte der improvisirenden Dichter, die Sitte, den Gesang mit der Laute zu begleiten, in Italien eingeführt hat. Seit Wiederherstellung der Wissenschaften gab es in Italien Personen beiderlei Geschlechts, welche Gedichte, selbst von langem Athem, aus dem Stegreif componirten. Zuerst bediente man sich hiezu der lateinischen Sprache, welche bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die Sprache der Gelehrten war. Besonders leidenschaftlich war die Liebe zur improvisirten Poesie unter Leo X., und an den Höfen zu Urbino, Ferrara, Mantua, Mailand und Neapel. Einer der ältesten dieser Improvisatoren war Seraphino d'Aquila, geb. 1466, gest. 1500, ein jetzt längst vergessener Dichter, der aber bei seinem Leben mit Petrarcha an Ruhm wetteiferte. Doch übertraf ihn der gleichzeitige Bernardo Accolti, der Einzige von Arezzo (l'unico Aretino) zubenannt. Wenn es hieß, der Einzige recitire seine Verse an einem öffentlichen Orte, so kam Alles in Bewegung, die Läden wurden verschlossen, die Geschäfte verschoben, und Gelehrte und Ungelehrte strömten ihm zu. Fast nicht mindern Ruhm hatte der florentinische Improvisator Christoforo, der Erhabenste (Altissimo) zubenannt. Unter den Improvisatoren gegen Ende des 15ten und Anfange des 16ten Jahrhunderts waren Nicolo Leoniceno, Mario Filelfo, Pamfilo Sassi, Hippolito von Ferrara, Giovanni Battista Strozzi, Pero, Nicolo Franciotti, Cesare de Fano. Drei Improvisatoren jener Zeit waren blind, Christoforo Sordi, Aurelio Brandolini und sein Bruder Rafael. Es scheint, die griechischen Gelehrten, welche zu Anfang des 16ten Jahrhunderts von Constantinopel nach Italien flüchteten, verbreiteten daselbst, mit dem Geschmack an ihrer Sprache und Literatur auch ihre Gebräuche. In verschiedenen Städten Italiens führte man jene Symposien ein, bei denen zu den Freuden der Tafel die Freuden des Geistes sich gesellten. Leo X. liebte sie sehr, und versammelte die Gelehrten gern an seiner Tafel. Unter ihnen war Andrea Marone, ein großer Improvisator, Liebling von ihm. Die gleichzeitigen Schriftsteller erzählen Wunder von seinem Talent. Hadrian VI., der die Dichter als eine Art von Abgöttern ansah vertrieb ihn vom Vatikan, wo Leo ihm seine Wohnung angewiesen hatte, Clemens VII. aber rief

ihn zurück. Ein anderer Improvisator, Namens Querno, war bei Leo eine Art von Bouffon. Bei Tafel erhielt er, der den W nicht wenig liebte, aus des Papstes eigenem Glase zu trinken, u der Bedingung, daß er auf jeden aufgegebenen Gegenstand wenigst zwei lateinische Verse machen sollte; waren diese schlecht, so erhiel wenigstens die Hälfte Wasser unter seinen Wein. Spottweise nan Leo ihn den Erz-Poeten (Archipoëta). Beide dieser Improvi toren nahmen ein trauriges, Querno sogar ein schreckliches E Nach Leo's Tode hörte man auf, in lateinischer Sprache zu imp visiren, denn alle gute Köpfe schrieben jetzt in der lingua volga und die Improvisatoren folgten nach. Es läßt sich erwarten, daß dadurch um vieles zahlreicher wurden. Billig enthalten wir uns, ganze Liste derselben anzuführen; nur einige der berühmtesten mac wir namhaft. Der erste ist Silvio Antoniano, 1540 zu R im niedern Stande geboren, durch seine Talente aber zur Würde nes Cardinals erhoben. Er war ein gelehrter Kenner der alten Sp chen, und in allen Wissenschaften wohl bewandert. Wegen seines T lents zu improvisiren, nannte man ihn Poëtino. Einst hatte er einem schönen Frühlingsabend auf dem Lande, mitten in einer se zahlreichen Gesellschaft, in einem Lustwäldchen zu improvisiren ang fangen, als ein Nachtigall, gleichsam von seinem Gesange herbeig zogen, sich auf einen nahen Baum setzte, und wie von einer schön Eifersucht ergriffen, mit ganz besonderer Lebhaftigkeit zu schlagen a hub. Das Erstaunen der Zuhörer bei diesem unerwarteten Wet kampfe gab den Versen des Dichters neuen Reiz, und dieser, v dem eigenen Umstand selbst begeistert, verließ den vorher behandelte Gegenstand, wandte sich an den Nachtigall, und prieß die Schönhe seiner Stimme und die Anmuth seines Gesangs in so rührenden un harmonischen Versen, daß alle Zuhörer bis zu Thränen gerührt wu den. Der berühmteste aller Improvisatoren aber war der Ritte Perfetti, 1680 zu Siena geboren, und 1747 zu Rom gestorben Wir besitzen von Fabroni eine schöne lateinische Biographie diese Dichters, und von seinen improvisirten Gedichten sind 1748 zwei Bänd erschienen. Gewöhnlich begann er mit einer, den Umständen ange messenen Anrufung, und kam dann auf den Gegenstand. Sein Vor trag war klar; über jeden Gegenstand wußte er eigenthümliche Schmuck zu verbreiten; und da er ein unglaubliches Gedächtniß besaß so drängte er am Ende den Inhat seines ganzen Vortrags in wenig Verse zusammen. Er hatte dabe das Ansehn eines Begeisterten, und war gewöhnlich am Ende vor Erschöpfung bewegungslos und halbtodt Er recitirte seine Verse singend, um Zeit zum Ueberdenken zu ge winnen und das Maß besser zu halten, und ließ sie auch wol von ei ner Guitarre begleiten. Sein liebstes Versmaß war das achtfüßige, welches die Italiener das epsche nennen; das schwerste von allen. Der glorreichste Tag seines Lebens war der, an welchem er (unter Benedikt XIII.) durch Verwendung der Prinzessin Violanta von Baiern auf dem Kapitol die Lorbeerkrone empfing, eine Ehre, die damals um so schmeichelhafter war, da sie durch Verschwendung noch nicht an Werth verloren hatte; denn nur Petrarcha und Tasso waren bis dahin dieser Ehre würdig geachtet worden. Das römische Bürgerrecht, und das Recht, die Lorbeerkrone seinem Wappen beizufügen, waren neue Auszeichnungen für ihn. Metastasio zeigte ebenfalls von früher Jugend an ein seltnes Talent zu improvisiren, allein die Ausübung dieses Talents war bei ihm eine gewaltsame Anstrengung der

...tur. Hatte er eine Zeitlang improvisirt, dann fühlte er alle seine ...äfte erschöpft, man mußte ihn zu Bette bringen und durch Reiz... ...mel wieder beleben; seine Kräfte aber kehrten unter 24 Stunden ...n zurück. Die Aerzte kündigten ihn deßhalb an, er müsse, wenn er ...n Leben erhalten wolle, solch einer gefährlichen Kunst entsagen. ...ngens hat es auch an Frauen nicht gemangelt, welche dieses Ta... ...t in einem hohen Grade ausgebildet hatten. Quadrio gedenkt ...er Improvisatricen mit Ruhm, der Cecilia Micheli von ...edig, der Giovanna di Santi, und einer Nonne Barbara ...a Correggio. Keine von allen indeß hat mehr Ruf erhalten, als ...er Pius VI. die berühmte Maddalena Morelli Fernandez, unter ...n Arcadiern Corilla Olimpica genannt, die im Toskanischen ..., und die Bewunderung aller Reisenden erregte. Sie war zu ...ja geboren, wo ihr Talent, das sie durch vielfaches Studium ...zeitig ausbildete, sich frühzeitig entwickelte. Der Beifall, der ihr ...Italien zurauschte, bewog den Kaiser Franz I., sie nach Wien ...berufen, wo sie mit Auszeichnung empfangen, und mit Gnade über... ...st entlassen wurde. Die Kaiserin Catharina berief sie nach Pe... ...burg; die Furcht vor dem strengen Clima hielt sie aber ab, dahin ...gehen. Die Akademie der Arkadier nahm sie zu ihrem Mitgliede ..., und im Jahre 1776 ward sie zu Rom öffentlich gekrönt und von ...römischen Senate zu einer Nobile cittadina ernannt. v. Archen... ...holz in seinem Werke: England und Italien, berichtet, es würde an eine ...poetische Krönung nicht gedacht worden seyn, wenn nicht die mäch... ...tige Protection eines der vornehmsten Cardinäle diese Krönungssache, ...ungeachtet des Widerspruchs von ganz Rom durchgesetzt hätte. „Der ...Papst" sagt er, „gab seine Einwilligung dazu; Corilla wurde ge... ...krönt, ausgepfiffen, vom Gassenpöbel beschimpft, vom Dichterpöbel ...besungen, und vom Fürsten beschenkt. Sie verließ schleunig Rom, ...und lebt jetzt zu Florenz" (wo sie den 8ten Nov. 1800 starb). Billi... ...ge Beurtheiler, als Archenholz, erinnern sich, daß Bosheit und ...Neid den Ritter Perfetti nicht glimpflicher behandelten, und daß selbst ...Petrarcha in seinen Briefen sich über den Neid und die Verfolgungen ...beklagte, die ihm der römische Lorbeer zugezogen. 1764 starb zu Ve... ...ona der berühmte Improvisator Zucco, der an dem Abbé Lau... ...zi einen würdigen Zögling und Nachfolger hinterließ. Auch der ...Advocat Bernardi in Rom war als Improvisator sehr berühmt. ...Den größten Ruf unter den Improvisatoren unserer Zeit hat Fran... ...cesco Gianni, welcher, ein eifriger Republikaner, die Belage... ...rung von Genua und die Schlacht von Marengo besang, dann sich ...nach Paris begab, wo ein Gedicht auf die Schlacht von Austerlitz ihm ...eine Pension verschaffte, und von dessen Stegreifgesängen eine Samm... ...lung 1795 im Publikum erschienen ist. Wenn auch diese den Er... ...wartungen, welche ein berühmter Dichtername erregt, nicht entspre... ...chen sollten, so ist dieß nur eine gewöhnliche Erscheinung; denn von ...jeher erschienen die gedruckten Werke der bewundertesten Impro... ...visatoren nicht über dem Mittelmäßigen. Perfetti war deßwegen klug ...genug, nie zuzugeben, daß etwas von ihm gedruckt werde, und ...wahrscheinlich hätten wir auch von Metastasio nicht solche reizende ...Gedichte, hätte er nicht dem Improvisiren entsagen müssen. Der ...Grund ergibt sich von selbst. Die Gegner dieser Art von poetischen ...Ergötzungen mögen deßhalb in ihrem strengen Urtheile nicht ganz Un... ...recht haben, ohne daß deßhalb die Bewunderer der Improvisatoren an ...Geschmack und Einsicht verdächtig gemacht werden könnten. Die wirk...

liche oder anscheinende Begeisterung des Dichters, sein lebhaftes Gefühl, seine treffende Action und Mimik, die Begleitung eines Instruments, und überhaupt das ganze erhöhte Wirken einer lebendigen Gegenwart können der mächtigsten Wirkungen nicht verfehlen, und lassen der Krittelei keine Zeit, sich zu äußern. Mit Recht sagt daher Bouterweck in seiner Gesch. der ital. Poesie: Unter den poetischen Merkwürdigkeiten des heutigen Italien ist die Kunst der Improvisatoren von mehr Bedeutung, als die meisten gedruckten Sammlungen neuerer ital. Gedichte. Ihre Kunst beweiset, mit welcher Biegsamkeit und Kraft eine italienische Phantasie, wenn sie einmal in Bewegung ist, Bilder und Worte in poetische Verhältnisse zusammenträgt. Daraus erklärt sich, wie es einem Italiener, auch bei einer nur mäßigen Cultur des Geistes möglich ist, durch ein Bändchen nicht schlechter Verse, die Zahl der vielen, die er vor sich findet, zu vermehren, wenn er die Poesie seiner Vorfahren auch nur mit dem Gedächtnisse aufgefaßt hat. Der erkünstelte und doch glückliche Enthusiasmus der heutigen Improvisatoren ist das lebendige Denkmal der guten Zeit des italienischen Geistes." Freilich jemehr Geist und poetischer Enthusiasmus den Improvisator beseelt, desto vorzüglicher wird ihm sein Werk gelingen; nach den gewöhnlichen herumziehenden Improvisatoren, wie sie z. B. in Rom auf dem Platze von Termini ihre Künste täglich zeigen, darf man nicht alle beurtheilen. Auffallend ist es, daß fast alle Improvisatoren in Toscana oder Venedig, hauptsächlich aber zu Siena und Verona geboren sind, und daß ebendaselbst dieses Talent des Improvisirens sich ununterbrochen fortgepflanzt hat. Unsere Karschin würde in Italien gewiß eine sehr bewunderte Improvisatrice geworden seyn. Theodor Körner soll dieses Talent ebenfalls in gewissem Grade besessen haben.

Imputation, s. Zurechnung.

Inca, s. Peru.

Incest, (Incestus) s. Blutschande.

Inclination heißt überhaupt die Neigung; in der Mathematik die Richtung einer Linie nach einem gewissen Punkte (nach dem Sinne der alten Mathematiker, namentlich Apollonius und Pappus). Die Astronomie bedient sich dieses Worts für die Winkel, welche die Planeten- und Cometenbahnen mit der Erdbahn (Ekliptik, gewöhnlich Sonnenbahn genannt) machen. Ein solcher Winkel ist desto kleiner, je weniger der Planet oder Comet von der Ekliptik abweicht. Nach den neuesten Beobachtungen von la Lande und Bode ist der Winkel dieser Abweichung bei Merkur 7°; für Venus 3°, 23′, 20″; bei Mars 1°, 51′; bei Pallas ungefähr 30°, bei Ceres 10°, 47′; bei Jupiter 1°, 19′, 10″; bei Saturn 2°, 30′, 20″; bei Uranus 9°, 43′, 35″. Genauere Bestimmungen für Ceres und Pallas, so wie für Juno und Vesta sind von der Zukunft zu erwarten. Die Cometen weichen unter verschiedenen oft sehr großen Winkeln von der Ekliptik ab, da sie den ganzen Himmel durchkreuzen. Die Inclination der Bahn des Mondes ist, je nachdem die Sonne auf ihn wirkt, verschieden, hält sich aber zwischen 5°, 1′ und 5°, 17′. M. L.

Incommensurabel, unmeßbar, nennt man in der Mathematik eine solche Größe, welche von keiner anden Größe als Einheit gemessen werden kann. Von der Art sind z. B. alle Quadratwurzeln, welche nicht ganze Zahlen sind, als die Q. W. von 12 ist = 3,4641 ... und so ins Unendliche fort. Diese Eigenschaft der Größen heißt daher **Incommensurabilität**. M. L.

Incognito (aus dem Lateinischen) wird eigentlich gesagt, wenn [ei]n regierender Fürst, um Aufwand zu vermelden, oder aus andern [Gr]ünden unter fremden Namen reiset. Incognito heißt also so viel, [al]s Namens- oder Standesverheimlichung. So pflegt man zu sagen: [„D]ieser Fürst hat ein strenges Incognito beobachtet," d. h. „er hat [si]ch durchaus nicht zu erkennen gegeben." Die Italiener und Franzo[se]n bedienen sich desselben Ausdrucks.

Incubus, s. Alp.

Incunabeln (aus dem Lateinischen, das Wiegenzeug, da[he]r der erste Anfang einer Sache) heißen diejenigen ersten oder Urdrücke [vo]n Büchern, welche von der Erfindung der Buchdruckerkunst an, bis [zum J]ahr 1536 (nach Panzer) gedruckt worden sind.

Independenten, s. anglicanische Kirche.

Indien, indische Colonien. Wir wollen diese merkwürdige Erd[geg]end, welche im Art. Hindostan in geographischer und statistischer [Hin]sicht beschrieben ward, nun auch noch in Hinsicht auf den Welt[ha]ndel historisch betrachten, und hier eine Uebersicht der von den Eu[rop]äern in Indien gegründeten Colonien und Hand[l]ungsniederlassungen geben. Die kostbaren Schätze, welche [dies] reiche Land besitzt, besonders die Gewürze desselben, lockten [sch]on in den frühesten Zeiten den gewinnlustigen und betriebsamen [K]aufmann. Die Europäer aber erhielten bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts die köstlichsten Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Aegypten, wohin sie auf dem arabischen Meerbu[se]n kamen, theils auf einem langen Caravanenwege durch das innere [A]sien. Dieser Handel war in den Händen der Venetianer und Ge[nu]eser, welche die europäischen Märkte mit asiatischen Waaren versa[he]n und dadurch reich und mächtig wurden. Die Umschiffung des [Vo]rgebirges der guten Hoffnung, welche (1498) nach manchen miß[lu]ngenen Versuchen, einen Seeweg zu Indiens Reichthümern zu fin[de]n, gelang, führte die Portugiesen in kurzer Zeit zum Besitze eines [Re]ichs in Asien. Wenige Jahre, nachdem Vasco da Gama (s. d. Art. Gama) an der Küste von Indien gelandet war, waren sie schon [d]ie begünstigtesten Kaufleute auf der ganzen Küste, hatten trotz der [ge]schäftigen Eifersucht der Muhamedaner, in deren Händen bisher [de]r gewinnvolle Handel mit indischen Waaren gewesen war, einige [Ni]ederlassungen gegründet, und mit mehreren einheimischen Fürsten [H]andelsbündnisse geschlossen, in welchen dieselben den König von [P]ortugal für ihren Oberherrn erkannten. Franz von Almeidan, [de]r erste portugiesische Vicekönig in Indien (von 1505 bis 1509) er[we]iterte den Ruhm seines Volkes in den indischen Meeren; überall, wo [sei]ne Schiffe landeten, gründete er Handelsniederlassungen, und nahm [sel]bst Ceylon schon 1506 in Besitz. Sein größerer Nachfolger in der [Ve]rwaltung, Alphons von Albuquerque, (von 1510 bis 1515) [be]festigte das stolze Gebäude der portugiesischen Herrschaft in den in[dis]chen Meeren. Er legte Festungen an zur Beschützung der Han[de]lsniederlassungen, zu deren Mittelpunkte er Goa machte, er er[ob]erte das wichtige Malacca, wo sich die Handelsschiffe von Japan, [Ch]ina, den Molukken, den Philippinen, von Bengalen, Persien, Ara[bi]en und Afrika sammelten, und der Schrecken, welchen diese Erobe[ru]ng verbreitete, bewog die mächtigsten Fürsten der jenseitigen indi[sch]en Halbinsel, das Bündniß der Portugiesen zu suchen; er nahm [b]ald darauf die Molukken und mit ihnen den reichen Gewürzhan[de]l, und beschloß seine Laufbahn mit der Eroberung von Ormuz,

der reichsten und wichtigsten Handelsstadt im persischen Meerbus deren Besitz er durch eine starke Festung sicherte. Bald nach sein Tode herrschten die Portugiesen vom arabischen bis zum persisc Meere; fast alle Häfen und Inseln an den Küsten von Persien u Indien waren in kurzer Zeit in ihrer Gewalt; sie besaßen die ga malabarische Küste bis zum Vorgebirge Comorin, hatten Niederl sungen auf der Küste Coromandel und am bengalischen Meerbus die Insel Ceylon war ihnen zinsbar; selbst in Sina hatten sie F toreien, und die Häfen von Japan, wohin ein Sturm ihnen Weg wies, waren ihren Handelsschiffen geöffnet. In dieser H war ihre Macht um das Jahr 542 gestiegen, und sechzig Jahre la führten sie ihren gewinnvollen Handel ohne mächtige Nebenbuhl Auf allen europäischen und asiatischen Märkten bestimmten sie d Preis der Waaren. Kein fremdes Handelsschiff konnte in den in schen Häfen eine Ladung einnehmen, ehe nicht die portugiesisch Schiffe befrachtet waren; kein Schiff konnte sicher in den indisch Gewässern fahren, ohne portugiesische Pässe, und selbst diejenige welche mit Erlaubniß der Portugiesen Handel trieben, durften da nicht mit Zimmet, Ingwer, Pfeffer, Stahl, Eisen, Blei und Waff handeln, weil diese Waaren Gegenstände ihres Alleinhandels ware Der Mittelpunkt ihrer Herrschaft war Goa, wo der Statthalt des Königs von Portugal, unter dem Namen eines Vicekönigs od Gouverneurs seinen Sitz hatte. Durch kühne, oft empörende Gewal streiche sicherten sie ihre Herrschaft in Asien. Sie beschossen die mäc tigsten Städte auf den indischen Küsten, verbrannten die Schi ihrer Feinde in den eigenen Häfen derselben, wiegelten die abhäng gen einheimischen Fürsten gegen ihren Oberherrn auf, um die inne Zwietracht zur Erhöhung ihrer Macht zu benutzen, und keinem Fü sten gewährten sie Frieden oder Bündniß, der nicht dem Könige vo Portugal huldigte und seine Abhängigkeit durch die Erlaubniß, ein Festung in seiner Hauptstadt zu bauen, sicherte. Selbst in den Kü stenländern, wo sie nur handelten und nicht zugleich geboten, sonder die Eingebornen ihren einheimischen Fürsten allein unterworfen blie ben, herrschten sie doch mittelbar durch den Schrecken ihres Namens Portugal verdankt diese Herrschaft der Kraft einzelner vorleuchtende Männer, die in der schönsten Zeit seines Ruhmes mit heroischer Be geisterung zu jenem fernen Schauplatze eilten. Der Hang zu ritterli chen Abenteuern, der nach der Bezwingung der Mauren keinen Gegen stand mehr in der Heimath fand, hoffte und suchte dort volle Befrie digung. Aber die Nachfolger der Helden, welche die Handelsgröß ihres Volks gegründet hatten, waren nicht mit gleicher Kraft gerüstet Habgier und Plünderungssucht wurden bald die einzigen Beweg gründe, welche zu Unternehmungen antrieben; die Ehre des portugie sischen Namens, dem jene Männer, selbst wenn sie Gewaltschläge fallen ließen, Achtung zu erhalten wußten, ward immer mehr verdunkelt; de empörende Mißbrauch der Gewalt reizte den Widerstand der Einge bornen, welche früher durch die Herrschsucht der listigen Fremdling gegen einander bewaffnet, jetzt beim Anblicke der gemeinsamen Ge fahr desto fester sich verbanden. Als nun auch auf dem Throne von Portugal dem kräftigen Johann II., und dem großherzigen Emanuel, schwache Fürsten folgten, als unter dem Jesuitenzög linge, dem fanatischen Sebastian, das Reich seinem Verfalle immer mehr entgegensank, verfiel auch das stolze Gebäude in Asien, das der Väter Tapferkeit und Klugheit gegründet hatte. Die Vereinigung

[Po]rtugals mit Spanien (1580) entschied den Sturz der portugiesi[schen] Handelsmacht in Indien. Die spanischen Könige vernachlässig[ten] die asiatischen Niederlassungen. Raub, Plünderung und Ungehor[sam] nahmen überhand; einige Befehlshaber in Indien machten sich [un]abhängig, andere gingen zu den indischen Fürsten über, andere wur[den] Seeräuber. Die Portugiesen wurden von Holländern und Eng[ländern] wie Spanier behandelt. Die Niederlande hatten bisher [die] indischen Waaren, mit deren Vertrieb sie sich beschäftigten, von [dem] großen Handelsmarkte, Lissabon, abgeholt. Philipp II. aber, [un]willig gegen die Abgefallenen, verbot den niederländischen Schiffen [die] Hafen der portugiesischen Hauptstadt, und zwang dadurch das be[trieb]same Volk, von der Quelle zu holen, was sie vorher aus der [zwe]iten Hand empfangen hatten. Sie waren eben mit dem vergebli[ch]en Versuchen beschäftigt, einen neuen Weg nach Indien durch die [nör]dlichen Meere zu finden, um ihren Feinden auszuweichen, als Cor[ne]lius Houtman, ein Niederländer, der mehrmals auf portugiesischen Schiffen Handelsreisen nach Indien gemacht hatte, ihnen seine Dienste [an]bot. Er ward im J. 1595, mit vier Schiffen nach Indien ge[sa]ndt, um die Küsten, die Bewohner derselben, und die Handelsver[hä]ltnisse jedes Orts zu erforschen, und kehrte mit günstigen Hoffnun[gen] zurück; denn schon auf dieser ersten Reise waren Handelsbündnisse mit den Fürsten auf der Insel Java geschlossen. Die Gesellschaft der Kaufleute, welche diese Unternehmung beförderte, sandte darauf den Admiral van Steck mit dem Auftrag ab, auf jeder Insel, (die von dem Mittelpunkte der portugiesischen Handelsmacht entfernt, aber den Gewürzinseln nahe genug lag, um einen Schleichhandel zu begünsti[gen], und nicht weniger gut gelegen war zur Anknüpfung eines Han[de]lsverkehrs mit Sina und Japan,) holländische Comptoire anzulegen und mit den einheimischen Fürsten Verträge zu schließen. Der Haß, [wel]chen die Eingebornen auf die, zuweilen auch hier landenden Portu[gie]sen geworfen hatten, unterstützte ihn nicht wenig bei der Ausfüh[ru]ng dieses Unternehmens. Es traten nun, durch so glückliche Erfolge [er]muntert, mehrere kleine Gesellschaften in Holland zusammen, die den [in]dischen Handel zum Gegenstande ihrer Unternehmungen machten; aber [es] zeigte sich bald, daß der zu starke Zudrang die Handelsmärkte in [In]dien, wie in Europa, überfüllte. Um diesen Nachtheil aufzuheben [un]d den eifersüchtigen Portugiesen einen kräftigern Widerstand entge[gen]setzen zu können, als Einzelne zu leisten vermochten, wurden die [klei]nen Handelsgesellschaften 1602 in eine große ostindische Gesell[sc]haft vereinigt, welche das Recht erhielt, Krieg und Frieden mit den [Fü]rsten Asiens zu schließen, Festungen zu bauen, Besatzungen zu unter[hal]ten und einen Gouverneur zu wählen. Als nun auf Java und [au]f andern Punkten befestigte Comptoire angelegt, und mit mehreren Fürsten von Bengalen Handelsbündnisse geschlossen wurden, begann der [la]nge Kampf mit den eifersüchtigen Nebenbuhlern. Hatten die Por[tu]giesen den Vortheil einer genauern Kenntniß der indischen Meere, so [ko]nnten dagegen die Niederlande auf eine kräftigere Unterstützung aus Europa rechnen, da Philipp II. und seine Nachfolger die Niederlas[su]ngen in Asien oft ohne Hülfe ließen. Als aber Zeit und Erfahrung [je]nen Vortheil auch den Holländern gaben, und sie damit auch noch den Vorzug einer stärkern und besser bedienten Seemacht verbanden, [s]o ward den Portugiesen ein Platz nach dem andern entrissen. Im J. 1621 räumten diese ihren siegreichen Nebenbuhlern die Moluk[ke]n, 1638 Japan, 1641 Malacca, 1658 Ceylon, 1660 Ce-

lebes, (wo die Portugiesen nach dem Verluste der Molukken sich
gesetzt hatten, um sich durch Schleichhandel noch einigen Antheil an
Gewürzhandel zu verschaffen,) und seit 1663 fielen auch die wichti
Plätze auf der Malabarküste, wo sich die portugiesische Han
macht am längsten behauptet hatte, in die Gewalt der Holländer
gleicher Zeit, als die Portugiesen mit den Holländern kämpften, tr
auch die Engländer gegen sie in die Schranken. Schon im J.
gab die Königin Elisabeth den Kaufleuten in London ein ausschli
des Vorrecht zum Handel nach Indien auf funfzehn Jahre, und im
genden Jahre liefen die ersten vier Handelsschiffe der ostindisc
Compagnie von Lancaster nach den Molukken aus. Der reiche
winn dieser ersten Handelsreise reizte die verbundenen Kaufleute,
aufzubieten, um die Hindernisse zu besiegen, welche Portugiesen
Niederländer neuen Ansiedelungen auf den indischen Küsten in den
legten, und es gelang ihnen bald, auf Java, Amboina und Banda
derlassungen und Festungen anzulegen, und den Gewürzhandel mit
Niederländern zu theilen. Zwar ward ihnen dieser Vortheil bald
der durch die Holländer entrissen, welche sich durch einen Gewaltstr
im alleinigen Besitze der Molukken sicherten, dagegen aber waren
Engländer desto glücklicher in ihren Niederlassungen auf den Küsten
Malabar und Coromandel, und schlugen die Angriffe der stärkern
tugiesen immer glücklich ab. Wichtiger noch war der Vortheil, den
im J. 1623 errungen, als sie, von den Persern gerufen, diesen
Portugiesen aus Ormuz vertreiben halfen; denn außer dem Anth
an der reichen Beute der eroberten Waarenlager, erhielten sie eine
derlassung am Eingange des persischen Meerbusens (Bender-Abas
und gelangten zu dem Handel mit Seide, morgenländischen Teppich
Goldstoffen und andern persischen Waaren. So erhob sich seit
Mitte des 17ten Jahrhunderts auf den Trümmern des portugiesisc
Asiens die Handelsmacht der Holländer und Britten. Aber
freudigen Begrüßungen, womit die Eingebornen, als sie der Herrsch
der verhaßten Portugiesen los wurden, die Holländer empfingen, fo
ten bald Unmuth und neue Trauer. Sie sahen, daß sie das harte
der Portugiesen mit einem härteren vertauscht hatten, daß Habsu
und Kaufmannsgeiz unter den neuen Gebietern dieselben Wirkung
hervorbrachten, die ihrer Ruhe und Freiheit seit der Ankunft der
sten Europäer so verderblich gewesen waren. Auch die Holländer w
ren, wie die Portugiesen, fast immer im Kriege mit den Eingeborn
auf den Inseln und auf dem festen Lande, wo sie Niederlassungen
gründet hatten. So ward gleich nach der Vertreibung der Portugie
von den Gewürzinseln durch Gewalt erzwungen, daß die Gewürznelk
bäume auf allen Inseln, außer auf Amboina, ausgerottet wurden;
Banda wurden alle Bewohner vertilgt, weil sie nicht Sclaven werd
wollten, und die ganze Insel wurde unter Weiße vertheilt, welche v
den benachbarten Eilanden Sclaven zum Anbau ihres Bodens zoge
Das prächtige Batavia auf der Nordküste der Insel Java ward s
1619 der Sitz der holländischen Regierung von Indien und die Haup
niederlage des asiatischen Handels der ostindischen Gesellschaft; von hi
aus herrschte der Generalstatthalter, gleich einem Könige, während d
fünfjährigen Dauer seiner Amtsgewalt, über die inländischen Fürste
Bis auf die neuesten Zeiten, wo das ganze europäische Colonialsyste
ttert ward, und fast alle Handelsniederlassungen in Asien in d
t der meerherrschenden Britten fielen, blieben die Holländer u
t häufiger Kämpfe mit den Eingebornen, im Besitze ihrer A

[Ansi]edelungen, unter welchen Surate auf der Nordküste der vorder=in[d]ischen Halbinsel, das Commandement Malabar, wo Cochin die Hauptfestung, das Gouvernement Coromandel mit der Festung Negapatnam; die Niederlassung Chinsura in der Direction Bengalen; das Gouvernement Malacca, die äußerste holländische Besitzung auf der südlichen Spitze der Halbinsel diesseits des Ganges; Celebes, das einzige Gebiet, wo sie nach der Entwaffnung und Unterjochung der eingebornen Fürsten förmlich herrschten; Java; die Molukken, die südliche Küste von Borneo (die späteste Niederlassung), die wichtigsten waren. Ehe wir zu den englischen Colonien in Indien zurückkehren, müssen wir einen Blick auf die übrigen Handelsniederlassungen werfen, welche gleichfalls im 17ten Jahrhunderte gegründet wurden: die Ansiedelungen der Dänen und Franzosen. Ein holländischer Faktor, Boschower, der von dem Könige von Ceylon, als hohen Gunstbeweis den Titel eines Prinzen erhalten hatte, ward nach seiner Rückkehr in die Heimath kalt aufgenommen, und bot unmuthig dem Könige Christian dem IV. seine Dienste zur Anlegung einer Niederlassung auf Ceylon an. Es ward sogleich, im J. 1618, eine ostindische Gesellschaft in Kopenhagen gebildet, und Boschower reisete mit sechs Schiffen, von welchen die Hälfte dem Könige, die andere jener Gesellschaft gehörte, nach Indien ab. Er starb unterweges. Der dänische Seemann, der die Schiffe führte, fand eine schlechte Aufnahme in Ceylon, als er ohne Boschower ankam, und wandte sich alsbald nach Coromandel, der nächsten Küste des indischen festen Landes. Der inländische Fürst von Kanjore bewilligte ihm, gegen eine jährliche Abgabe, einen fruchtbaren Landstrich, wo sogleich der Grund zu der Stadt Tranquebar gelegt, und bald darauf zur Beschützung der neuen Niederlassung die Festung Dansburg erbaut ward. Die übrigen Europäer, welche sich in Indien niedergelassen hatten, legten den Dänen anfangs keine Schwierigkeiten in den Weg, und diese betrieben einen ziemlich bedeutenden Handel. Als aber die Holländer immer mächtiger und übermüthiger wurden, schlossen sie die neuen Nebenbuhler bald von allen Märkten aus. Die Angelegenheiten der dänischen Gesellschaft verfielen; sie trat der Regierung ihre Niederlassungen ab, und ward im J. 1634 völlig aufgelöset. Seit 1643 hörte die Schifffahrt der Dänen nach Indien ganz auf. Im J. 1670 aber errichtete Christian der V. eine neue Handelsgesellschaft, welcher er durch Ausrüstung von Schiffen ein so bedeutendes Geschenk machte, daß fast die Hälfte des zusammengeschossenen Capitals von seiner Freigebigkeit herrührte. Sie erhielt überdieß das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen. Die neue Gesellschaft ward bald in neue Kriege mit den eifersüchtigen Holländern und dem, von diesen aufgehetzten, Fürsten von Kanjore verwickelt. Ohnmächtig dauerte sie fort bis 1729, wo sie nicht mehr im Stande war, ihr kleines Gebiet länger zu behaupten, und aufgehoben wurde. Zwei Jahre nachher ward sie von Christian dem VI. zum dritten Male erneuert. Sie erhielt einen Freiheitsbrief auf 40 Jahre und den ausschließenden Handel vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis nach Sina. Die Gesellschaft hatte so glücklichen Fortgang, daß ihr Freibrief, als derselbe abgelaufen war, auf 20 Jahre erneuert ward, aber mit einer Einschränkung, welche das Recht des Alleinhandels der Gesellschaft nahm, und jedem dänischen Unterthan den indischen Handel gegen eine gewisse Abgabe an die Gesellschaft freigab. Während dieser Zeit waren mehrere wichtige Niederlassungen und Besitzungen auf den Küsten Malabar und Coromandel, in Bengalen, in Behar, in Orissa,

an der Malaccastraße erworben, und diese Ansiedelungen waren in H
sicht auf die Belebung der Schifffahrt und des Handels der Dänen
wichtig geworden, daß der König im J. 1770 der Gesellschaft alle N
derlassungen in Indien für 170,000 Thaler abkaufte und die Beam
derselben in seine Dienste nahm. Der Handel nach Indien und n
Sina ward seitdem allen dänischen Unterthanen freigegeben. — Sc
waren die ostindischen Gesellschaften in England und Holland aufgeblü
und die Franzosen hatten, einzelne mißlungene Unternehmungen ab
rechnet, noch keinen unmittelbaren Handelsverkehr mit Indien angeknüp
Endlich aber ward der französische Finanzminister Colbert so laut auf
fodert, den Unternehmungsgeist der Nation zu begünstigen, daß er
im J. 1665 entschloß, eine ostindische Handlungsgesellschaft zu grü
den, und ihr auf 50 Jahre alle Freiheiten und Rechte zu verleih
welche die englische und holländische Gesellschaft genossen. Die verbü
denen Kaufleute mußten ein Kapital von 15 Millionen Livres zusa
menbringen. Die Insel Madagascar, die am Eingange des in
schen Meeres und der afrikanischen Küste nahe, zum Handel nach Afri
Persien, Arabien und Indien gut gelegen war, wurde zum Mittelpun
der neuen Niederlassungen gewählt. Aber schon in fünf Jahren w
die Handelsgesellschaft durch schlechte Verwaltung, durch Veruntreuu
gen ihrer Beamten in solchen Verfall gerathen, daß sie ihre Nied
lassungen der Regierung abtrat. Es ward nicht besser, und zwei Jah
später wurden alle Franzosen, die noch auf Madagascar zurückgebl
ben waren, ermordet. Indeß ward statt Surate in Guzerat, wo
Franzosen anfangs die Niederlage ihrer Waaren hatten, der dama
unbedeutende Flecken Pondichery gewählt, welcher sich bald zu ein
ansehnlichen Stadt erhob. Während des ganzen 17ten Jahrhunder
aber konnte der französische Handel nach Indien sich nicht heben. D
Mängel des Verwaltungssystems, Kriegsunfälle, unkluges Eingreif
der Regierung, hinderten das Gedeihen aller Niederlassungen, so d
manche kaum gegründete Ansiedelung schnell wieder aufgegeben werd
mußte. Endlich überließ die ostindische Gesellschaft den uneingeschrän
ten Genuß ihrer, seit 1714 wieder erneuerten, Vorrechte den Schiff
ausrüstern von St. Malo. Erst unter der Staatsverwaltung des Ca
dinals Fleury kam Ordnung und Thätigkeit in diese Handelsunterne
mungen, als die Brüder Orri und Fulvy die Leitung derselben übe
nahmen. Pondichery hob sich bald aus seinem Verfalle, und das se
1720 von den Franzosen in Besitz genommene, als Station der Indie
fahrer trefflich gelegene, Isle de France blühte durch des erfahr
nen Bourdonaye's (s. d. Art.) Vorkehrungen seit 1735 in kurzer Ze
herrlich auf. Eben so gedieh unter des verdienstvollen Dupleix (s.
Art.) Leitung die Colonie Chandernagor am Ganges. Auf allen ö
lichen Meeren, wo gewinnvoller Handel zu erwarten war, segelte
französische Schiffe. In dem Seekriege zwischen Frankreich und Eng
land von 1745 bis 1747, behaupteten sich die Franzosen auf das tapfer
ste in Indien; ungeachtet sie aus Europa wenig Unterstützung erhie
ten; aber am höchsten stieg gleich nach dem Frieden von 1748 ihre Mac
durch ihren glücklichen Einfluß auf die Kriege der indischen Fürsten
Sie erwarben ansehnliche Besitzungen an den Küsten von Golconda
Orissa und Coromandel, die aber freilich zu weit aus ein
ander lagen, als daß sie sich hätten unterstützen können. Währen
des neuen Krieges mit England (von 1755 bis 1763) gingen nach un
nach alle Theile des französischen Reichs in Indien verloren. Der
Friede gab ihnen nur Pondichery und Mahio zurück, und erlaubte ihnen

bei kleine Faktoreien in Bengalen mit schwachen Besatzungen. Der Friede von 1783 vergrößerte das französische Gebiet nur um Pondicherry und dieß, was sie mit allen außereuropäischen Niederlassungen im Revolutionskriege verloren haben, hat ihnen der im März 1814 geschlossene pariser Friede wiedergegeben. Die Britten sind nun, nachdem alle ihre Nebenbuhler theils gefallen, theils erschöpft sind, die herrschende Handelsmacht in Indien. Auf dem Grunde, welcher im 17ten Jahrhunderte, wie oben erwähnt worden ist, dazu gelegt ward, erhob sich der stolze Bau ihrer Herrschaft, seit im Jahre 1702 die Fonds aller kleinen Handelsgesellschaften, welche sich kurz vorher gebildet hatten, mit der ostindischen Compagnie waren vereinigt worden. Es wird unter dem Artikel: ostindische Compagnie, erzählt, wie diese Gesellschaft in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts ihren Handel ausgebreitet, wie sie in der zweiten Hälfte desselben durch Niederdrükkung der französischen Handelsmacht, durch vortheilbringende Einmischung in die innern Zwistigkeiten der inländischen Fürsten, ihr politisches Uebergewicht befestigt, und ein größeres Reich, als selbst die Portugiesen in der Zeit ihres höchsten Glanzes, besaßen, in Indien erworben haben, welches seit dem Falle des mächtigen Mysore (1799) und den letzten Siegen über die Maratten, ihre gefährlichsten Nachbarn, noch fester gegründet worden ist. R.

Indifferentismus nennt man diejenige Denkungsart, welche in Rücksicht auf die Wahl zwischen mehreren, verschiedenartigen Gegenständen der Beurtheilung, des Glaubens oder der Neigung unentschieden bleibt, und den Werth dieser Gegenstände dahingestellt seyn läßt, weil sie für keinen derselben ein überwiegendes Interesse hat, oder überhaupt nicht Kenntniß davon nimmt. Ob nun wol diese Denkungsart ein Beweis von Unkunde oder Kälte und Gleichgültigkeit gegen die Dinge ist, auf die sie sich bezieht, so verträgt sie sich doch so gut mit der Parteigängerei, daß man einen desto entschiedeneren Indifferentismus verräth, je weniger man sich bedenkt, die Rollen zu wechseln. So gibt es Indifferentisten in der Politik, in der Philosophie, in der Religion und Moral, denen es gar nichts kostet von einem System zum andern überzuspringen. Weil sie sich im Grunde aus keinem etwas machen, in keins eingedrungen, für keins erwärmt sind, ist es ihnen einerlei, zu welchem sie sich bekennen, und sie werden daher allemal die Farbe desjenigen Systems annehmen, bei dem sie sich eben die meisten Vortheile versprechen. Freilich kann bei dem Indifferentismus der Parteigängerei von Wahrheitsliebe und Consequenz des Charakters nicht die Rede seyn, und wenn es auch Rücksichten der Klugheit gibt, welche die Behauptung einer friedlichen Neutralität, die überhaupt keine Partei ergreift, auf dem Felde der Politik und Schulphilosophie rechtfertigen mögen, so verräth es doch, selbst abgesehen von den unreinen Bewegungsgründen jenes Rollenwechsels, immer Ungewissenhaftigkeit, sich ohne Ueberzeugung, bald für diese, bald für jene Partei zu erklären, und kein gebildeter Mensch wird sich den Mangel an allem Interesse für die Sache des Rechts und der Wahrheit, die immer nur Eine ist, verzeihen; ja in Sachen des religiösen Glaubens und der moralischen Ueberzeugung kann man ohne strafbare Gleichgültigkeit gegen das Heiligste weder ganz indifferent, noch irgend neutral bleiben, denn hier gilt der alte Spruch: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Jener vornehme Indifferentismus, welcher es unter der Würde hält, in die Wissenschaften einzugehen, deren Anbau das Verdienst eines geringern Standes ist, verdient mindestens den Vorwurf der Inhumanität, und die verän-

derte Denkart der höheren Stände hat ihn auch genöthiget, sich hin
die Firma der Bequemlichkeit zu verbergen, unter der er, mit Verzi
leistung auf jeden Genuß und Ruhm, den die Theilnahme an den g
ßen Angelegenheiten der Menschheit verschafft, Duldung genießt. D
Indifferentismus der Unkunde in dem, was allen Mensc
wichtig ist, muß man, wo er von Indolenz und Unfähigkeit des G
stes, über den Kreis der sinnlichen Erfahrung hinauszugehen, herrüh
bemitleiden. Nahe steht ihm der physische Indifferentism
oder die Unempfänglichkeit gegen sinnliche Lust und Unlust, die entwe
ein Zeichen der äußersten Rohheit und Abstumpfung, oder, wie
Apathie der Stoiker und Asceten, ein gekünstelter, die Gränzen
Menschlichkeit überschreitender Heroismus ist. Aber gar nicht verwe
seln darf man in jenen Aeußerungen des moralischen Indifferentism
die Unparteilichkeit des Geschichtschreibers, welcher, u
treu und unbefangen zu bleiben, der eigenen Meinung oder Neigung k
nen Einfluß auf seine historischen Darstellungen verstattet, die Behu
samkeit und Selbstständigkeit des Eklektikers, der, überzeug
daß die Wahrheit in der Mitte liege, sich für keine vorhandene Pa
tei erklärt, und das Beste, wo er es findet, anerkennt, noch die, fre
lich an den religiösen Indifferentismus streifende, Liberalität des Sy
kretisten, der die Abweichungen der verschiedenen Religionen von eina
der für außerwesentlich und unschädlich erklärt, endlich des sogenannt
Latitudinariers, der sich überzeugt hält, man könne Gott in jeder R
ligion wohlgefallen und es sey ihm gleichviel, wie er geehrt werd
wenn man nur die Absicht habe, ihn zu ehren. Kirchlicher Indi
ferentismus ist diese in unsern Tagen beliebte und nur zu weit g
triebene Liberalität allerdings, und die traurigen Symptone der Laui
keit gegen die Religion selbst, die sich damit eingeschlichen hat, nöth
gen zu der Annahme, daß es doch besser sey, sich für eine bestimm
Religionspartei zu erklären und ihr mit ganzer Seele anzuhänge
als alle gleich gut zu finden und dabei selbst weder kalt noch warm z
seyn. Ueberdieß geht der Indifferentismus in Ansehung kirchlicher E
genheiten nur zu leicht in den eigentlich religiösen, oder in den entschied
nen Unglauben über, der sich für keine Religion interessirt, weil er s
alle für gleich ungegründet und chimärisch hält; und daß dieser wede
für den, der sich ihm ergibt, noch für die um ihn Lebenden, wohlthuen
seyn kann, bedarf keines Beweises. Am bedaurenswürdigsten aber i
der totale Indifferentismus, wo man sich überhaupt für nichts meh
interessirt, nichts mehr liebt oder haßt, und an Geist und Herz ausge
brannt und erschlafft ist. Denn mit dem warmen Interesse für oder wi
der irgend etwas stirbt auch das Leben und die Thatkraft selbst ab, un
wie weit man auch immer jener, jetzt eben modischen Gesinnung, die sic
bald Unparteilichkeit und Toleranz, bald Mäßigung und Gleichmuth
bald Erhabenheit über alles Thun und Treiben der Menschen nenne
läßt, Einfluß verstatten mag; um nicht der traurigsten Leere preisgege
ben zu seyn, und in den Abgrund eines geistigen Todes zu versinken
wird man immer wenigstens Eins haben müssen, was man liebt, da
Gute; und Eins, welches man haßt, das Böse. E.

Indigenat. Unter Indigenat, — auch Incolat — versteh
man das Eingeborenseyn in irgend einem bestimmten Lande in Bezie
hung auf die daraus entspringenden Rechtsverhältnisse und Verbindlich
keiten. So haben z. B. in den meisten Staaten die Eingebornen das
Recht, entweder ausschließentlich, oder doch vorzugsweise vor Fremden zu
Aemtern rc. berufen zu werden. Je volksmäßiger die Verfassungen

..., um so mehr Vorrechte vor Fremden (Indigenats- oder Incolatsrecht) pflegen in dem Indigenat zu liegen. Ein Beispiel ist England. Als Beispiel besonderer, in dem Indigenate liegender Verbindlichkeiten führen wir die Soldatenpflichtigkeit an für das Land, in welchem man geboren ist. Da aber in den meisten Ländern außer der Geburt auch auf andere gesetzlich bestimmte Weisen alle oder doch ein und die andern Rechte des Eingeborenseyns erworben werden können, so hat man den Indigenat in natürlichen oder wahren, und einen bloß gesetzlich erworbenen, in einen vollständigen, und in einen weniger vollständigen eingetheilt.

Indigo, die bekannte Färberpflanze, ist ein strauchartiges, einige Fuß hohes Gewächs, mit gefiederten Blättern, welche aus sechs bis acht Paar eirunden, bläulich angelaufenen Blättchen zusammengesetzt sind. Ihre kleinen Blumen haben meistens eine aus Roth und Gelb gemischte Farbe, und hinterlassen dünne und knotige Schoten, welche von außen schwarz aussehen, und schwarzen, schwarzgrünen oder auch anders gefärbten Samen enthalten. Jedoch gibt es hierin mancherlei Abweichungen. Die Pflanze heißt bei den Arabern Nil (mit dem Artikel Anil), bei den Botanikern aber Indigofera tinctoria, und wird besonders in Ostindien, aber auch in Afrika und Amerika gefunden. In Deutschland ist sie, selbst in Gewächshäusern äußerst mühsam zu erhalten. Man schneidet die Pflanze, wenn sie acht bis zwölf Wochen alt ist, und ehe noch die Blüthen hervorkommen, mit einer Sichel ab, und dieß wird mehreremale wiederholt, bis sie ein Alter von zwei bis drei Jahren erreicht hat. Das abgeschnittene Kraut wird in Bündel gebunden, in große Kübel gelegt, mit Steinen oder sonst etwas Schwerem belegt und dann mit Wasser begossen. Nach sechszehn bis achtzehn Stunden kömmt es in Gährung, brauset auf, und wenn es ausgegohren hat, wird das grüngefärbte Wasser in andere Gefäße abgezapft, und mit Stöcken und Schaufeln so lange umgerührt, bis sich ein blauer Satz scheidet und das Wasser wie goldgelb geworden ist. Dieß Wasser wird, wenn sich jener Satz völlig zu Boden gesenkt hat, durch Hähne abgelassen; der Satz selbst in leinene Beutel gebracht und mit klarem Wasser ausgespült. Nachdem man ihn alsdann hat ablaufen, in hölzernen Kasten hart werden und in der Sonne völlig trocknen lassen, wird er in Stücken zerbrochen und zum Verkauf eingepackt. Es gibt sehr viele Indigoarten und auch noch andere Verfahrungsweisen, ihn zu fertigen, obgleich sie in der Hauptsache alle mit einander übereinstimmen. Die Güte des Indigo's ist ebenfalls sehr verschieden: der beste ist schwarzblau, spielt, wenn man ihn auf dem Nagel reibt, ins Kupferfarbene und ist sehr leicht. Ostindien liefert die schönste Art. Übrigens glauben Einige, daß der Indigo, als Färbestoff schon länger als zweitausend Jahre in Gebrauch gewesen ist, obgleich das Indicum, welches beim Plinius vorkömmt, von Andern nur für eine Malerfarbe gehalten wird. Bestimmt wird des Indigo's zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1194 gedacht; aber auch dieß hält man noch für eine Malerfarbe, weil ein späterer Schriftsteller, Giovanni Ventura Rosetti, welcher 1548 unter dem Namen Plictho von der Färberkunst geschrieben hat, unsern jetzigen Indigo noch nicht kannte. Er wurde in der Mitte des 16ten Jahrhunderts durch die Holländer aus Ostindien nach Europa gebracht, aber erst zu Anfange des 17ten Jahrhunderts allgemein bekannt. In Mailand soll jetzt aus nordkarolinischem Indigo eine Pflanze gezogen werden, der diesen an Farbe und Vortrefflichkeit weit übertrifft. Unter den übrigen Surrogaten nimmt wol der Waid den ersten Rang ein.

Indirect, nicht gerade zu, mittelbar, z. B. indirecte Auflagen.

Indossation, die Abtretung des Rechts, einen Wechsel zu erheben, welche auf der Rückseite desselben (dosso im Italienischen) angezeigt wird. Diese schriftliche Erklärung auf der Rückseite des Wechsels heißt Indossament (franz. Endossement); der, welcher das Recht den Wechsel zu erheben durch diese Aufschrift auf einen Andern überträgt, der Indossant; der, welchem es übertragen wird, der Indossat, oder Indossatar. Es gibt zwei Arten der Indossation: die eine, durch welche dem Indossaten nur der Auftrag den Wechsel zu erheben, ohne Abtretung des Eigenthums an demselben gegeben wird (sie heißt indossatio per modum mandati, oder indossatio in procura). Der Indossat wird hier nur Bevollmächtigter des Indossanten, und kann daher ohne specielle Vollmacht desselben den Wechselbrief nicht weiter indossiren, sondern muß die Gelder selbst einziehen. Man bedient sich dabei z. B. der Formel: Für mich zahle der Herr N. N. an Hrn. N. N., als welchen ich hierdurch bevollmächtige; oder: Inhalt dieses zahle Herr N. N. an Hrn. N. N. Es soll mir valediren (oder auch, es soll mir gute Zahlung seyn). Die zweite Art der Indossation ist diejenige, vermöge deren auch das Eigenthum des Wechsels auf den Andern übertragen wird (indossatio per mundum cessionis); und sie hat alle Wirkungen einer förmlichen Cession. Hier kann der Indossat, welcher durch dieselbe wirklicher Eigenthümer wird, entweder die Gelder selbst erheben, oder den Wechsel an einen Andern indossiren, oder auch verhandeln, wobei noch der Vortheil ist, daß wider den Indossaten als einen Dritten, keine Exception (wie die exceptio solutionis oder compensationis etc.), welche doch dem Indossanten mit Wirkung opponirt werden könnten, Statt finden, sondern der Wechsel unverweigerlich bezahlt werden muß, und daß der Indossat wegen nicht erhaltener Zahlung an seinen Indossanten zurückgehen (Regreß nehmen), und gegen denselben nach Wechselrecht verfahren kann. Hier heißt die Formel gewöhnlich: Für mich zahle der Herr N. N. an Hrn. N. N. Valutam (den Werth) habe von demselben erhalten; oder: Inhalt dieses zahlen Herr N. N. für mich an Hrn. N. N. oder dessen Ordre, die Summa rc. Einige halten das Wort Ordre hier für charakteristisch, da nach der leipziger Wechselordnung nicht einmal nothwendig ist, der Valuta zu gedenken. — Bisweilen kann eine Cession des Wechsels auch ohne Indossament vorkommen; in diesem Falle tritt der Cedirende aus der Wechselverbindlichkeit heraus, da hingegen bei der Indossation der Cedirende immer in der Wechselverbindlichkeit bleibt. In der Regel, und bei unbestimmtem Ausdruck wird die erstere Art der Indossation präsumirt. Eine abgekürzte Indossation (indossamento in bianco) findet Statt, wenn nur der Name des Indossanten bemerkt wird. Einige Wechselordnungen verbieten dieselbe. — Uebrigens s. d. Art. Giro und Giriren, welches mit Indossament und Indossiren oft gleichbedeutend gebraucht wird.

Induction (in der Logik) der Schluß von dem Besondern auf das Allgemeine. Die ordentlichen Schlüsse pflegen sonst alle vom Allgemeinen auf das Besondere zu gehen, und gebraucht zu werden, wo die Universalkenntniß früher vorhanden ist, als die Specialerkenntniß; sie geben logische Gewißheit, dagegen jene nur empirische Wahrscheinlichkeit gewähren. Unter Specialkenntniß wird nämlich Alles verstanden, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten ist, es mögen nun subordinirte Begriffe oder Fälle (Respectus) seyn,

welche unter dem allgemeinen Begriffe gedacht, oder worauf derselbe bezogen werden kann. Wenn nun in dem, was **unter** einem Begriffe (Subjecte) enthalten, der Grund anzutreffen ist, warum man ein Prädicat mit diesem Subjecte zu verbinden die Befugniß hat, so nennt man dieß eine **Induction**. Dasjenige, was unter einem allgemeinen Begriffe enthalten ist, schließt entweder noch immer allgemeine Begriffe in sich, oder es sind einzelne Fälle. Im erstern Falle geht dann der Schluß zwar vom Allgemeinen aus, aber auf Etwas, das noch allgemeiner ist. Wenn z. B. die Aufgabe wäre: Welche Regierungsform die beste sey u. dergl.; so ist diese Aufgabe etwas Allgemeines, die Universalerkenntniß, auf welche zu schließen aufgegeben wird. Bei dem ersten Anblick dieser Frage ist es uns gleich natürlich, an einen oder mehrere Fälle zu denken, in welchen das Prädicat von dem Subjecte könne gesagt werden. Wollten wir nun aber einen solchen Fall beweisen, so würde es nicht hinlänglich seyn, einen Satz aus den möglichen Fällen anzunehmen und ihn direct zu beweisen, gesetzt auch, daß dieses Verfahren anwendbar wäre. Denn man will ja überdieß auch wissen, ob unter allen Fällen keiner weiter Statt finde, und ob dieser Fall der einzige sey. Folglich muß die Specialerkenntniß vollständig seyn. Da nun die subordinirten Glieder immer noch allgemeine Begriffe sind, wie z. B. die Species der Regierungsform, nämlich Monarchie, Democratie, Aristocratie u. s. w.; so geht eine solche Induction freilich vom Allgemeinen aus, endigt sich aber in einem noch Allgemeinern, und kann mithin mit Recht a priori heißen. Sind es jedoch einzelne existirende Dinge, oder **Fälle**, die die Specialkenntniß ausmachen; so heißt es eine inductio a posteriori. Diese wird auch von Einigen inductio primaria genannt. Eine inductio ist ferner entweder **vollständig** oder **unvollständig**. Vollständig ist sie, wenn man darthun kann, daß die ganze Sphäre des Hauptbegriffs, woraus geschlossen werden soll, erschöpft, und kein Fall übergangen worden ist. Hieraus erhellt nun zugleich, was eine unvollständige Induction ist. Bei der vollständigen Induction kommt es nicht darauf an, ob, wie mehrentheils geglaubt worden ist, man ein und dasselbe Prädicat gerade bei allen untergeordneten Begriffen wahrgenommen hat. Dieß kann freilich geschehen seyn. Ist aber auch das Gegentheil vorhanden; so bleibt die Induction um nichts destoweniger vollständig, vorausgesetzt, daß nur alle Fälle, in welchen die allgemeine Idee vorkommen kann, aufgesucht worden sind. Die inductio primaria, welche selten vollständig seyn kann, gibt bloß empirische Erkenntnisse, die nur auf comparative Allgemeinheit Anspruch machen können.

Indulgenz, Nachsicht, Verstattung, ferner: Erlaß einer Strafe, Begnadigung, wird auch von dem Ablaß in der römisch-katholischen Kirche gebraucht; daher **Indulgenzbriefe**.

Indult ist, in kirchlichem Sinne, mit Indulgenz und Ablaß gleichbedeutend. In der Jurisprudenz, bedeutet es die Frist, die Jemanden zur Erfüllung einer Verbindlichkeit verstattet, dann auch insbesondre die Urkunde, die von der competenten Behörde einem Schuldner auf sein Ansuchen unter gewissen dazu qualificirten Umständen ausgestellt wird, um ihn auf eine darin angegebene Zeit vor den Verfolgungen seiner Gläubiger zu schützen, ein Anstandsbrief, Moratorium, (s. letzteres).

Industrie oder **industrielle Productivkraft** ist derjenige auf die Erhaltung und Verschönerung des Menschlebens be-

rechnete ununterbrochene Fleiß, oder diejenige ausdauernde Betriebsamkeit des Menschen, welche entweder nur geistig, also ohne alle vorhandenen rohen Stoff erschafft, oder den Urstoff, rohen Stoff aus der Hand der urproductiven Kraft erhält, und mittelst der Veränderung seiner Gestalt in ein Genußmittel veredelt und verwandelt, letzteres indem sie dem in seiner ursprünglichen Eigenschaft ganz ungenießbaren Stoffe Genießbarkeit gibt, oder ihn für eine andere Gattung von Genuß brauchbar macht. Die industrielle Productivkraft also macht eine große Masse außerdem ungenießbarer Stoffe genießbar, vermehrt und vermannichfaltigt durch jene meist veredelnde Veränderung der Gestalt die Summe der Genußmittel, und behauptet daher als eine wahre Production mit der Urproduction gleichen Rang. Die Veredlung des Productivstoffs, obgleich gewöhnlich damit verbunden, ist jedoch kein wesentlicher Bestandtheil des Begriffs von industrieller Production; sondern wesentlich ist nur die Veränderung der Gestalt des Productivstoffs, und die aus dieser Veränderung entstehende Erscheinung eines neuen Genußmittels. Der industriellen Productivkraft gehören demnach alle wissenschaftlichen Arbeiten, selbst in national-ökonomischer Hinsicht, alle Künste, alle Handwerke, Manufacturen, Fabriken und der Handel an, obschon der letztere keine Gestaltveränderung bewirkt, sondern bloß einer Kraftäußerung zur Verbreitung der aus der industriellen Productivkraft entstandenen Genußmittel bedarf, die ohne jene Kraftäußerung nicht zum Genusse gekommen seyn, und mithin in der industriellen Productivkraft einen Stillstand veranlaßt haben würden. Die industrielle Productivkraft befriedigt dennoch nicht allein die ersten Lebensbedürfnisse, sondern auch die Bedürfnisse der Bequemlichkeit, des Luxus, der Verzierung, des Putzes und der ausgedachten Weichlichkeit. Wenn nun ein Kapitalbesitzer als Verleger den Productstoff aller Art durch gemiethete Arbeiter für seine Rechnung bearbeiten und in Genußmittel verändern läßt, so nennt man dieses Unternehmen gewöhnlich eine Industrieanstalt. Industrieschule aber nennt man diejenige Schule, deren Zweck der Gewerbfleiß ist. X.

Ines de Castro. Der Infant Pedro, Sohn Alfonso's IV. König von Portugal, hatte nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia (1344), sich mit seiner Geliebten Ines (Agnes) de Castro, die von castilischem Königsstamme entsprossen war, von welchem auch Pedro von mütterlicher Seite abstammte, heimlich verbunden. Als er nun alle Vorschläge zu einer neuen Vermählung standhaft verwarf, durchschaute der Argwohn das Geheimniß, und die Neider der schönen Ines befürchteten, es möchten ihr Bruder und ihre Verwandten des einstigen Königs ausschließende Gunst gewinnen. Der alte König ward von den hinterlistigen Rathgebern, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coello und Alvaro Gonsalvez leicht eingenommen. Sie theilten ihm ihren Argwohn über jenes Verhältniß mit, und erweckten in ihm die Besorgniß, daß diese Verbindung seinem unmündigen Enkel, Ferdinand, (dem Sohne Pedro's von seiner verstorbenen Gemahlin Constantia) leicht nachtheilig werden könnte. Alfonso fragte seinen Sohn, ob er mit Ines vermählt sey. Pedro wagte es nicht, seinem Vater die Wahrheit zu gestehen; noch weniger konnte er des Königs Befehl gehorchen, seiner Geliebten zu entsagen und sich mit einer Andern zu vermählen. Alfonso pflog von neuem Rath mit seinen Günstlingen, und es ward beschlossen, die unglückliche Ines zu tödten. Die Königin Beatrix, des Infanten Mutter, welche von dem grausamen Entschlusse Kunde

hielt, warnte ihren Sohn. Pedro aber, den Wink seiner Mutter und selbst die Warnung des Erzbischofs von Braga verschmähend, meinte, man habe nur, um ihn zu schrecken, das drohende Gerücht erfunden. Alfonso trug indeß den harten Entschluß mit sich herum, und als sich Pedro einst entfernt hatte, um einige Tage der Jagd zu ...n, eilte der König nach Coimbra, wo Ines mit ihren Kindern im Kloster der heiligen Klara wohnte. Erschrocken vernahm die Unglückliche Alfonso's Ankunft; aber sich fassend trat sie vor ihn hin, warf sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen, und bat mit Thränen um Gnade und Erbarmung. Alfonso, gerührt durch diesen Anblick, hatte nicht den Muth, die grausame That zu vollführen. Als er sich aber ...nt hatte, gelang es seinen bösen Rathgebern leicht, den erhaltenen Eindruck wieder auszulöschen, und er gab ihnen Erlaubniß, den beschlossenen Mord zu vollziehen. Dieser erfolgte noch in derselben Stunde; Ines erlag unter den Dolchen ihrer Feinde. Ihr Leichnam ward in jenem Kloster (1355) begraben. Pedro war außer sich, als er die schreckliche Botschaft empfing. Er empörte sich wider seinen Vater, und es würden blutige Auftritte erfolgt seyn, wenn es nicht der Königin und dem Erzbischof von Braga gelungen wäre, Vater und Sohn zu versöhnen. Pedro erhielt manche Vorrechte, wogegen er eidlich versprochen haben soll, sich an den Mördern seiner Geliebten nicht zu rächen. Zwei Jahre darauf starb König Alfonso; noch vor seinem Tode gingen, auf seinen Rath, jene drei Männer, auf welchen die schwere Blutschuld lastete, aus dem Reiche, um in Castilien ihre Sicherheit zu suchen. Hier herrschte damals Peter der Grausame, vor dessen furchtbarer Strenge einige edle Castilier nach Portugal entflohen waren. Er ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen die Mörder der unglücklichen Ines auszuwechseln. Pedro ließ die Castilier greifen und ausliefern, und erhielt dagegen Pedro Coello und Alvaro Gonsalvez, indem der dritte Mörder, Pacheco, ... Zeit gehabt hatte, nach Arragon zu entfliehen. Der König ließ die Mörder vor seinen Augen peinigen, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, dann Beiden das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche in die Lüfte streuen (1360). Zwei Jahre später berief er die Ersten seines Reichs nach Cataneda, und erklärte, durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium, er habe nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia, kraft päpstlicher Erlaubniß, sich mit Ines de Castro zu Braganza trauen lassen, und zwar in Gegenwart des Erzbischofs von Guarda und eines seiner Hofbeamten, Stephan Lobato. Darauf ging Pedro nach Coimbra. Der Erzbischof und Lobato mußten des Königs Wort bekräftigen, und es ward die päpstliche Urkunde, worauf der König sich bezogen, öffentlich verkündet. Der König ließ den Leichnam seiner geliebten Ines aus dem Grabe heben, und mit dem königlichen Gewande und einer Krone geschmückt auf einen Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küssen, und der Königin nach dem Tode die Huldigung zu leisten, die sie im Leben nicht hatte empfangen sollen. Darauf ward die Leiche auf einem Trauerwagen nach Alcobaza geführt. Der König, die Bischöfe, die Großen und Ritter des Reichs begleiteten den Zug zu Fuß, und der ganze, 17 Meilen lange Weg von Coimbra bis Alcobaza, war von vielen Tausenden, die brennende Fackeln hielten, auf beiden Seiten besetzt. In Alcobaza ward ihr ein prächtiges Grabmal von weißem Marmor errichtet, auf welchem ihr Bild, mit der Königskrone auf dem Haupte, zu sehen war. — Die

Geschichte der unglücklichen Ines hat mehreren Dichtern verschieden Völker Stoff zu Trauerspielen gegeben (unter den Deutschen dem Gr fen Soden); am schönsten aber hat die Muse der portugiesische Dichtkunst selbst sie durch den Mund des göttlichen Camoens ve ewigt, in dessen berühmter Lusiade die Geschichte ihrer Liebe ei der herrlichsten Episoden bildet. R.

Infamie (aus dem Lateinischen) Ehrlosigkeit; Verlust der bü gerlichen Ehre, oder derjenigen, welche Jemand als Staatsbürger g nießt. Diese kann in einer rechtlichen Verfassung nur durch gesetz widrige, den Bürger wahrhaft entehrende Handlungen verloren g hen, und als Folge dieses Verlustes muß sie den Verlust der Staat ämter und Würden, die Unfähigkeit ein vollgültiges Zeugniß abzuleger nothwendig nach sich ziehen. Hier und da geht mit der bürgerliche Ehre auch die Lehnsfähigkeit, ein Theil des Erbrechts, in gewissen Fä len auch Standesrechte, das Recht gewisse Gewerbe zu treiben, ja selb das Recht eines ehrlichen Begräbnisses u. s. w. verloren. Infam ehrlos, insbesondere der bürgerlichen Ehre verlustig, z. B. e ist infam gemacht und fortgejagt worden; eine Infamie (eine ehrlos That) begehen. Infamia notatus wird von demjenigen gesagt, de wegen gesetzwidriger Handlungen für ehrlos erklärt ist. Cum infamia relegirt werden, heißt so viel, als mit Schimpf und Schande, ode mit Verlust der Ehre, von hohen Schulen verwiesen werden. Infa mation, das Ehrlosmachen. Infamiren, unehrlich machen, fü ehrlos erklären; auch verläumden, verlästern, verschreien.

Infant (aus dem Lateinischen; wörtlich das Kind), ist de Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweise die Prinzen des königlichen Hauses, mit Ausnahme der Kronprinzen erhalten. Denn der Kronprinz von Portugal führt den Titel eines Prinzen von Brasilien; der spanische wird Prinz von Asturien genannt. Sämmtlichen Prinzessinnen wird an gedachten Höfen der Titel Infantin beigelegt.

Infel, s. Inful.

Inferien, (inferiae) Todtenopfer, welche den unterirdischen Gottheiten für die Seele des Verstorbenen gebracht wurden. Aus ihnen mögen wol die Exequien in der christlichen Kirche entstanden seyn.

Infinitesimalrechnung oder Analysis des Unendlichen (Fluxionenrechnung der Engländer) begreift denjenigen Theil der reinen Mathematik, welcher die Lehre von den veränderlichen Größen enthält. Es werden die Aenderungen, sogenannte Differenzen dieser Größen, hier aber als unendlich klein, oder als verschwindend, in Vergleich mit andern endlichen Größen, gedacht. Der Theil der Infinitesimalrechnung, welcher diese unendlich kleine Aenderungen (das Differenzial einer endlichen Größe, welche auf eine bestimmte arithmetische Weise von einer andern hinwiederum abhängig, oder als Function derselben gegeben ist), finden lehrt, wird Differenzialrechnung genannt. Wenn eine Größe um ein gewisses Increment wächst, so muß offenbar auch die andere von ihr abhängige und durch sie gegebene wachsen. Dieses Wachsthum, oder sogenannte Differenz, kann in jedem Falle mit Hülfe der Analysis des Endlichen gefunden werden, und man hat nur noch diese Differenz als unendlich klein zu setzen (differenziiren), um sogleich das verlangte Differenzial zu erhalten. Aus der vorher gegebenen Gleichung zwischen den veränderlichen Größen selbst, hat man dann die Gleichung zwischen ihren Differenzialen (ihre Differenzialgleichung), abgeleitet. Dagegen lehrt nun umgekehrt die Integralrechnung

us dem gegebenen Differenzial die veränderliche Größe selbst oder as Integral und aus der gegebenen Differenzialgleichung die Gleichung zwischen den veränderlichen Größen selbst, aus der jene entstanden war, zu finden, oder zu integriren. Die Infinitesimalrechnung idet überall bei Vergleichung von ungleichartigen Größen ihre Anwendung, wo die eine nicht geradezu als Maß der andern angesehen, ndern nur näherungsweise, bis auf eine unendlich kleine Größe, oder s zu einer gewissen Gränze hin, (weßwegen die Differenzialrechnung ch wol als die Lehre von den Gränzverhältnissen erklärt rd) als der andern gleich, oder als in ihr enthalten, gedacht werden nn; wie z. B. in der Geometrie bei Vergleichung des Kreises mit r geraden Linie, überhaupt der krummen Linien mit den geraden, der mmen Flächen mit den ebenen Flächen u. s. w., in der Mechanik bei stimmung der Geschwindigkeit der Bewegung, wenn solche in jedem ugenblick um eine bestimmte Größe wächst, u. a. m. Die Infinitesimalrechnung begreift nun außer der Differenzial- und Integralrechnung noch die Variationsrechnung. Diese lehrt die unendlich kleine Aenderung (Variation) einer Größe finden (variiren), welche dieselbe nicht bloß durch die Differenzialänderung der andern Größe, von welcher sie als abhängig gegeben ist, sondern noch durch eine andere festgesetzte, in einem verschiedenen Sinne wirkende Aenderung erleidet, und dann auch umgekehrt aus der gegebenen Variation wieder die veränderliche Größe selbst herleiten. L.

Influenza, (von influentia der Einfluß) eigentlich jede epidemische Krankheit, die von allgemeinen äußern Einflüssen (s. dies. Art.) der Witterung herrührt, insbesondere hat man oft eine eigene catharrhalisch-rheumatische Krankheit so benannt, die im Frühling oder im Herbste ganze Länderstriche durchwandert, und zuweilen leicht, zuweilen mit gefährlichen Zufällen verbunden ist. So hat man z. B. mehrmals ein von Osten nach Westen, oder vom Norden nach dem Süden, aus dem östlichen Rußland nach Polen, Preußen, Deutschland, bis Frankreich und Holland wanderndes Catharrhalfieber mit Brustzufällen und Nervenzufällen, mit diesem Namen belegt. Im Jahre 1800 herrschte eine solche Influenza, die auch 1782 bemerkt worden war. Sie erstreckte sich von Rußland aus, auf dem schon bemerkten Striche, bis Deutschland. Die Krankheit befiel Jeden unvermuthet, und war gleich anfänglich mit mehr oder weniger heftigem Schnupfen und einem gewöhnlich sehr angreifenden Husten, mit drückenden Kopfschmerzen, Leibesverstopfung und Fieber begleitet. Bei Einigen erschien blutiger Auswurf, bei Andern litt der Magen zugleich. In Königsberg war die Krankheit (1780) so allgemein, daß die Geschäfte bei den Collegien darunter litten, und bei der Garnison die Wachen nicht hinlänglich besetzt werden konnten. Auch diejenigen, welche sonst den Catharrhen nicht unterworfen waren, waren dießmal damit befallen; dahingegen diejenigen, deren Brust schon etwas schwächlich war, theils heftig erkrankten, theils mehrere Rückfälle erlitten, theils auch wol in Lungenentzündungen verfielen. Bei Andern erschienen nach ihrer eigenthümlichen Disposition auch noch andere Zufälle, z. B. Hämorrhoiden, Durchfälle, Augenentzündungen, Brustkrämpfe, Gliederschmerzen, besonders ein eigenes schmerzhaftes Ziehen in den Gliedern. Der Influenza 1800 war noch das schnelle Sinken der Kräfte eigenthümlich. Innerhalb zwei bis drei Tagen, wenn auch das Fieber nicht gar zu heftig gewesen war, fanden sich die Kranken so kraftlos, daß sie beim Aussteigen aus dem Bette mit Schwindel befallen wurden, und sich ohne Hülfe nicht auf

den Füßen erhalten konnten. Genasen die Kranken, so folgte doch ei[n]e nur langsame Erholung. H.

Insul (lat. infula) hieß bei den alten Römern der breite, wei[ß] wollene Hauptschmuck, in welchem Priester, Vestalinnen, Supplicanten, ja selbst Opferthiere erschienen, weil man die Verhüllung des Kopfes für ein Zeichen der Demuth ansah. Zu einem Zeichen der Würde brauchten späterhin die kaiserlichen Statthalter diese Kopfbedeckung und als solches wurde sie auch im 7ten Jahrhunderte von den Bischöfen der katholischen Christenheit angenommen, welche noch jetzt die Bischofsmütze, die man bei großen Feierlichkeiten auf ihrem Haupte, sonst aber immer abgebildet auf ihrem Wappen erblickt, Insul nennen. Sie besteht aus zwei großen, oberwärts spitz zulaufenden Blättern, eins vorn, das andere hinten, so daß sie in der Mitte hohl ist. Die Blätter sind von Blech oder Pappe, mit weißem Seidenzeuge überzogen, und das vordere sieht man mit einem Kreuze geziert. Insuliren, zum Bischof erklären, und mit der Insul schmücken, ist ein Vorrecht des Papstes, der damit auch bisweilen die Aebte ausgezeichneter Klöster beehrt, die daher insulirte Aebte heißen. E.

Infusions-Thierchen, oder Infusions-Würmer heißen alle diejenigen in den Flüssigkeiten sich erzeugende Geschöpfe, welche dem bloßen Auge unsichtbar sind, und nur mit dem Microscop gesehen werden können. Eigentlich müßte man, da das Wort Infusion einen Aufguß oder die Aufgießung bedeutet, nur solchen Würmern diesen Namen beilegen, welche sich erzeugen, wenn man Wasser oder andere Flüssigkeiten auf animalische oder vegetabilische Körper gießt und eine Zeitlang stehen läßt. Die Infusions-Würmchen machen die fünfte und letzte Ordnung in der Classe der Würmer aus, und beschließen zugleich das ganze Thierreich. In neuern Zeiten hat sich die Anzahl derselben sehr vermehrt, ob uns gleich ihre eigentliche Entstehung, Ausbildung und Lebensart noch ganz unenthüllt ist. Alle stehende Gewässer, mancherlei thierische und vegetabilische Säfte, die Samenflüssigkeit der Menschen und Thiere, der Schleim der Gedärme u. s. w. sind von diesen Thierchen belebt. Viele scheinen nur durchsichtige belebte Bläschen zu seyn; an andern erblickt dagegen das bewaffnete Auge Anhängsel, welche Schwänzen gleichen. Meistens bewegen sich diese Thierchen sehr lebhaft und nach allerlei Richtungen. Auch scheinen sie Empfindungen zu haben; denn sie fliehen, wenn ihnen etwas Widriges aufstößt, und ziehen sich, wenn die Flüssigkeit, in der sie leben, auszutrocknen anfängt, nach feuchten Stellen. Viele sterben sogleich, wenn sie ins Trockne kommen, ohne wieder aufzuleben; andere dagegen können Jahre lang eingetrocknet liegen, und leben darnach wieder auf, wenn sie befeuchtet werden; ja, man behauptet sogar, daß manchen die Hitze des siedenden Wassers, so wie die stärkste Kälte nichts schade. Einige dieser Würmer entstehen durch Theilung; andere pflanzen sich durch Eier oder lebendige Junge fort. Es sind davon bis jetzt etwa funfzehn Geschlechter bekannt, die beinahe an zweihundert Gattungen enthalten. Die wichtigsten davon heißen: die Schildpolypen, Afterpolypen, Haarpolypen, Beutelwürmer, Flaschenwürmer, Aalwürmer rc.

Ingenhouß (Johann), Physicus, Mitglied der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, und kaiserlicher Leibarzt, ward 1730 zu Breda in Holland geboren, und begab sich 1767 nach England, wo er einen großen Theil seines Lebens zubrachte, und mehrere Werke in englischer Sprache herausgab. Nachdem er hier die Pocken-

Impfung des Sutton hatte kennen lernen, ging er 1768 nach Wien, wo er mehrere kaiserliche Prinzen und Prinzessinnen impfte, und dafür eine jährliche Pension von sechshundert Gulden nebst dem Titel eines kaiserlichen Leibarztes erhielt. Er kehrte darauf nach England zurück, und starb daselbst nahe bei London am 7ten September 1799. Man hat diesem Arzte mehrere sehr nützliche chemische, physische, physiologische und medicinische Entdeckungen zu verdanken, welche in den Schriften desselben aufbewahrt sind. Folgendes ist ihr Verzeichniß: I. Nova, tuta, facilisque methodus curandi calculum, scorbutum, podagram etc., ein Band in gr. Octav, Leyden 1778. Dies Werk ist ins Deutsche übersetzt worden. II. Expériences sur les végétaux qui sont connaître leur grande influence pour la purification de l'air atmosphérique, ein Octav-Band, ward zuerst 1779 in englischer Sprache geschrieben, und dann (Paris 1780) vom Verfasser selbst ins Französische, nachher auch ins Deutsche und Holländische übersetzt. III. Eine große Anzahl Denkschriften in den philosophischen Verhandlungen und in dem Journale der Physik.

Ingenieurkunst (Kriegsbaukunst), ein wichtiger Theil der Kriegskunst, welcher darin besteht, daß man durch zweckmäßige, künstlich erhöhete Benutzung des Terrains, die übrigens gleichen, oder selbst geringern Streitkräften, das besetzte Terrain auf längere Zeit gegen den Feind zu vertheidigen und zu behaupten vermag. Dieses Uebergewicht wird erhalten durch Verschanzung, d. i. durch Deckung der Menschen und des Geschützes gegen das feindliche Feuer vermittelst aufgeworfener Erdmassen, (der sogenannten Brustwehren) oder auch vermittelst bombenfester Gewölbe, (der Casematten und casemattirter Batterien) durch ein den Feind dominirendes und zugleich rasirendes Feuer, (indem man die hochgelegenen Punkte des Terrains besetzt) durch ein mehrfaches, sich kreuzendes Feuer, besonders an den vorspringenden, dem Angriffe des Feindes am meisten ausgesetzten Punkten (welches dadurch möglich wird, daß man nicht in einer geraden, sondern in einer gebrochenen, ein- und auswärts gehende Winkel bildenden Linie Truppen und Geschütz aufstellt, in welchem Falle dann jede Linie der Verschanzung wieder durch eine andere flankirende Linie, die so viel als möglich einen rechten Winkel mit jener bilden muß, vertheidigt wird); ferner durch natürliche oder künstliche Hindernisse, um den Feind bei seinem Angriffe länger unter dem Feuer aufzuhalten, wie durch Gräben, Pallisaden, Sturmpfähle, spanische Reiter, Hecken, Verhaue, Wolfsgruben, Eggen, Fußangeln u. s. w. durch Minen, und endlich durch mehrere geräumige und zweckmäßig gelegene Ausgänge, um den durch obige Mittel abgeschlagenen Feind schnell verfolgen zu können. Auf einer weisen Vereinigung aller dieser Vertheidigungsmittel, auf der Verbindung eines starken Profils (d. i. gehöriger Höhe und Dicke der Brustwehr, und Tiefe und Breite des vor ihr liegenden Grabens, welcher die Erde zu jener hergibt), mit einem guten Grundriß (dem äußern Umriß der Verschanzung), beruhet dann die Befestigungskunst, welche nach ihrem verschiedenen Zwecke, (je nachdem man nur das Terrain, welches ein Posten, ein einzelnes Corps, oder eine ganze Armee auf einige Zeit besetzt hält, gegen die Angriffe, oder je nachdem man einen ganzen Landesstrich gegen die Einfälle des Feindes vertheidigen will,) in die Feldbefestigungs- oder Verschanzungskunst (fortification passagère) und in die Royalbefestigungskunst (fortification royale) eingetheilt wird. Die letz-

tere unterscheidet sich von der erstern bloß durch die größere Dauerh tigkeit und Festigkeit, welche sie haben muß, um den lange fortges ten und mit Muße wiederholten Angriffen des Feindes sowol, als Zeit, zu trotzen, also durch ein viel stärkeres Profil und durch V vielfältigung der Vertheidigungslinien, von denen die innern imm die äußern dominiren müssen. Aber es ist nicht genug, daß die V schanzung oder Festung gut angelegt ist, sie muß nun auch du zweckmäßige Stellung und Anordnung des Geschützes, der Mannsch schnelle Wiederherstellung des eben entstandenen Schadens und du alle übrigen Hülfsmittel auch geschickt vertheidigt werden. Die In nieurkunst lehrt ferner die Art Verschanzungen und Festungen an greifen und zu bezwingen, und verfährt dabei theils nach ähnliche theils nach entgegengesetzten Regeln, weil es darauf ankommt, zugle die Befestigung des Feindes zu zerstören und während der Zeit d angreifenden Theil, vor den Hindernissen und Vernichtungsmittel welche der Belagerte anwenden kann, zu schützen. Jede Belageru und jede Vertheidigung irgend eines befestigten Platzes muß du einen Ingenieur-Offizier geleitet werden. Außerdem gehören zur I genieurkunst noch eine Menge von Hülfswissenschaften, als: eine a gemeine Kenntniß des Geschützes, und vorzüglich seiner Wirkunge Pontonierwissenschaft, so wie alle Kriegswissenschaften übe haupt, ferner Geodäsie und Architektur, und insbesondere au die Meßkunst; daher auch nicht bloß der der Kriegsbaukunst Beflissen sondern auch jeder Feld- oder Landmesser Ingenieur genan wird. L.

Inhalt ist der Inbegriff dessen, was in einem wirklichen od gedachten Gegenstande enthalten ist, und wird dem Umfange od der Form entgegengesetzt, z. B. der Inhalt eines Maßes, ein Buchs, eines Briefs, eines Gedanken etc. In der Mathematik i Inhalt der Verhältnißbegriff, wenn eine Größe durch eine andere au gedrückt wird. So bestimmt man den Inhalt einer Zahl nach ein andern als Einheit, eine Länge nach Ruthen, Fuß, Zoll etc., den In halt einer Fläche nach Quadraten, den eines Körpers nach Würfel den der Zeit nach Jahren, Monaten, Tagen, Stunden etc. M. I

Injurie wird insbesondere eine Ehrenverletzung genannt, welc in Worten (Verbalinjurie, Verunglimpfung, Beschimpfung) od durch Thätlichkeiten (Realinjurie) bestehen kann. Hiernach wird au die Injurienklage genannt, die der an seiner Ehre Beleidig anstellt.

Innung, s. Gilde.

Innviertel, ein Theil von Oesterreich, besteht aus demjen gen Stücke von Baiern, daß 1779 an das Haus Oesterreich gekom men war, aber von diesem 1810 wieder an Baiern und 1816 wied an Oesterreich zurückgegeben wurde. Es enthält die Aemter Brauna Schärdingen, Ried, Mattighofen, Wildshut und Friburg, beträ 41 geographische Quadratmeilen, und faßte (1792) 125,549 Einwo ner in sich. Es hat sehr ergiebigen Feldbau und beträchtliche Wa dungen. Die beiden Städte in demselben heißen Braunau un Schärdingen.

Ino, eine Tochter des Cadmus und der Harmonia, zweite Ga tin des Athamas, zog sich den Zorn der Juno dadurch zu, daß s den jungen Bacchus, den Sohn der Semele, säugte. Da sie nachh ihre Stiefkinder, Phrixus und Helle, ermorden lassen wollte, die aber, durch eine Erscheinung ihrer rechten Mutter im Traume gewarn

sich durch die Flucht retteten: fand Juno um so mehr Ursache, ihren Haß gegen Ino zu befriedigen. Sie machte daher Athamas, den Gemahl derselben, rasend. Dieser zerschmetterte seinen ältesten, mit Ino erzeugten Sohn, Learchus, an einem Felsen. Ino floh mit ihrem jüngern Sohne Melicertes, ward vom Athamas bis an eine Felsenspitze verfolgt, und stürzte sich mit dem Knaben ins Meer. Dieser ward von einem Delphin ans Ufer getragen, wo ihn der König Sisyphus begraben ließ, und ihm zu Ehren die berühmten isthmischen Spiele (s. d. Art.) anstellte, besonders da, auf Bitten der Venus, Ino und Melicertes unter die Meergötter versetzt wurden, und Ino unter dem Namen Leucothea verehrt wurde. Nach einer andern Erzählung soll der Körper des Melicertes anfangs unbegraben gelegen, und eine verheerliche Pest verursacht haben, worauf alsdann vom Orakel befohlen worden, den Körper mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu beerdigen, und ihm zu Ehren Spiele anzustellen.

Inoculation der Blattern, die willkürliche Erregung der Blatternkrankheit durch Einbringung einer kleinen Quantität von Blatternmaterie in die Haut eines Menschen oder Thieres. Letztere geschieht auf verschiedene Weise. Man entblößt die Haut von dem Oberhäutchen, entweder mittelst eines kleinen Zugpflästerchens, oder durch Abschaben mit dem Messer, oder man macht einen kleinen oberflächlichen Einschnitt in die Haut mit der Lanzette, oder sticht mit der Impfnadel in schiefer Richtung unter das Oberhäutchen bis auf die untere Haut. Dann wird das Blatterngift entweder mit einem damit getränkten Faden, oder noch besser mit einer damit bestrichenen Impfnadel, oder, noch frisch und flüssig, unmittelbar aus einer geöffneten Blatterpustel in die wunde Stelle aufgetragen. Die Art mit dem Schnitt oder Stich und frischer Blatternmaterie zu impfen, ist die beste, und schlägt am seltensten fehl. Der Unterschied zwischen der Ansteckung und der Impfung der Blattern liegt darin, daß bei der letztern die Krankheit milder und gutartiger wird, als bei der Ansteckung. Der Grund davon ist nach Hufeland der, daß bei der Impfung die örtliche Blatternkrankheit der allgemeinen vorangeht, mithin das Gift in der Impfwunde vorher verarbeitet, gemildert, und erst alsdann den Säften mitgetheilt wird; ein anderer Grund davon liegt in dem Umstande, daß durch den vorhergehenden Reiz der Entzündung und Eiterung in der Impfwunde, eine Ableitung von den innern Theilen nach der Haut, und überhaupt eine Tendenz der Säfte nach der Oberfläche des Körpers erregt und befördert wird. Ueber die Einführung der Impfung der Blattern in Europa, s. d. Art. Blattern, so wie über die Impfung der Kuhpocken die Art. Jenner und Kuhpocken.

H.

Inquisition. Die nächste Veranlassung zur Gründung der Glaubensgerichte gab die Sekte der Albigenser, deren Verfolgung im 12ten und 13ten Jahrhunderte das südliche Frankreich zu einem Schauplatze blutiger Unruhen machte. (S. d. Art. Dominicus de Guzman) Papst Innocenz III., welcher im Jahre 1199 den römischen Stuhl bestieg, faßte den schlau ersonnenen, von seinen nächsten Nachfolgern vollends ausgeführten Entwurf, durch diese Anstalten die abtrünnigen Glieder der Kirche auszurotten, und sich derselben zur Erweiterung der päpstlichen Gewalt zum Nachtheile der bischöflichen zu bedienen. Diese Gerichte, durch den Namen der heiligen Inquisition, oder des heiligen Amts (sanctum officium) ausgezeichnet, sollten unmittelbar unter dem römischen Stuhle stehen, und die Ketzer und Anhänger

irriger Glaubenslehren aufsuchen, über deren Güter, Ehre und L
ihr furchtbarer Ausspruch unwiderruflich entscheiden konnte. Das
fahren derselben war ganz abweichend von dem, welches die bürg
chen Gerichte befolgten. Angeber wurden von der Inquisition
nur verschwiegen, sondern auch belohnt. Der Beschuldigte mußte
eigener Ankläger werden; der Verdächtige ward heimlich ergriffen
ins Gefängniß geführt. Man fand keine bequemere Werkzeug
Glaubensrichtern, als die Bettelmönche. Vorzüglich waren es die
den, zu Anfange des 13ten Jahrhunderts gestifteten, Orden der F
ciscaner und Dominicaner, deren sich die Päpste bedienten, die
tzer zu vertilgen und das Betragen der Landesbischöfe auszukundsc
ten. Papst Gregor IX. vollendete um das Jahr 1233 den Entwurf
ner Vorfahren, und als es gelungen war, den ketzerrichtenden Mönd
die ganz von dem Papste abhängig waren, einen unbeschränkte
Wirkungskreis zu geben, und die Theilnahme der weltlichen Obrig
ten nur scheinbar zu machen, wurde die Inquisition nach und nach
mehrern Landschaften Italiens, und in einigen Gegenden von Fr
reich eingeführt; hier mehr, dort minder beschränkt in der Ausüb
ihrer Gewalt. Selbst jenseits der Pyrenäen fanden die Glaubens
richte um die Mitte des 13ten Jahrhunderts schon Eingang; a
standhaft ward, besonders in Castilien und Leon, dem Eindrin
der neuen Richter gewehrt, und hier behaupteten die Bischöfe
Recht, in Religionsangelegenheiten allein zu richten. Während a
in andern Ländern Europa's diese Gerichte sich nie recht festse
konnten, und theils ganz in Verfall geriethen, wie in Frankre
theils, wie in Venedig, der strengsten Aufsicht der Staatsgewalt
tergeordnet wurden, bildete sich in Spanien am Ende des 15ten Ja
hunderts eine Anstalt, die unter allen andern Glaubensgerichten
Mittelalters, von welchen sie sich jedoch durch Zweck und Einrichtu
auffallend unterschied, am merkwürdigsten geworden ist. Jenes gl
liche Herrscherpaar, der schlaue Ferdinand von Aragon und die kl
Isabella von Castilien, hatte um jene Zeit schon manche gelung
Versuche gemacht, die Gewalt des Lehnadels zu brechen und die U
beschränktheit der königlichen Macht vorzubereiten. Auch die Inqu
tion sollte ein Mittel werden, ihre Entwürfe auszuführen. Es g
damals drei Glaubensparteien in Spanien: Christen, Juden und M
hamedaner. Die Mauren behaupteten noch den letzten Ueberrest ih
Herrschaft, das Königreich Granada, das jedoch von Ferdinands u
Isabella's Rüstungen schon bedroht ward. In den vornehmsten St
ten Spaniens hatten die Juden ihre Synagogen, und bildeten ei
ganz abgesonderte Volksklasse. Der Handel war größtentheils in
ren Händen, sie waren die Pächter der Könige und der Großen, u
erlitten keinen Druck; ein Kopfgeld von 30 Dineros abgerechnet, w
ches sie seit dem Jahre 1302 an die Geistlichkeit bezahlen mußte
Der Reichthum, den sie durch ihre Betriebsamkeit erworben hatte
erweckte ihnen großen Neid und Haß, welche von unverständigen Pri
stern genährt wurden. Die Predigten eines fanatischen Mönchs, Fe
nan Martinez Nunez, der die Verfolgung der Juden als ein gut
Werk pries, waren die Hauptveranlassung, daß sich in den Jahre
1391 und 1392 der Pöbel mehrerer Städte gegen dieses unglücklic
Volk, plündernd, raubend und mordend zusammenrottete. Viele J
den ließen sich taufen, um ihr Leben zu retten. Die Abkömmling
dieser Unglücklichen, welchen Furcht und Gewalt das Bekenntniß de
neuen Glaubens entrissen hatte, waren ungefähr hundert Jah

waren die ersten Gegenstände des ketzerspähenden Eifers. Im Jahre 1477, als mehrere unruhige Große im südlichen Spanien bezwungen waren, ging die Königin Isabella mit dem Cardinal Pedro Gonzalez de Mendoza nach Sevilla; damals machte dieser Geistliche, als Erzbischof von Sevilla, den ersten Versuch, ein Glaubensgericht einzuführen. Auf seinen Befehl wurden viele öffentliche und geheime Bestrafungen verhängt, und unter manchen Dingen wollte man auch ausgefunden haben, daß viele Bewohner Sevilla's von jüdischer Abkunft in ihren Häusern heimlich nach den Gesetzen und Gebräuchen ihrer Väter lebten. Der Cardinal bestellte viele Geistliche, um diese Leute heimlich im Glauben zu unterrichten und die Heuchler zu treuen Anhängern der Kirche zu machen. Es gelang den Lehrern, heimlich manche zurück zu führen; viele aber, die bei ihren Meinungen beharreten, wurden verurtheilt und bestraft. Nach allen diesen heimlichen Vorspielen trat man endlich öffentlich mit dem Entwurfe hervor, die Inquisition über das ganze Reich auszudehnen, und Mendoza war es, der diesen den Königen (so nannte man Ferdinand und Isabella) vorlegte. Sie genehmigten die Einrichtung einer Anstalt, welche zwar dem Verfolgungsgeiste des Zeitalters dienen, aber auch als Werkzeug der Staatsgewalt wirksam benutzt werden konnte. Man wollte durch diese, ganz vom Hofe abhängige Anstalt die öffentlichen und heimlichen Juden und Muhamedaner (und manche christliche Große gehörten zur Partei der Muhamedaner, der beständigen Verbündeten der Unzufriedenen) unterdrücken, den königlichen Schatz, dem alle Güter der Verurtheilten zufielen, bereichern, und die Macht der Großen und der Geistlichkeit auch dadurch beschränken. — Zwei große Schwierigkeiten mußten überwunden werden, ehe die Inquisition in Castilien fest gegründet war. Die Einwilligung der Stände war nöthig, und der Einwilligung der Päpste mußte man Werth beizulegen scheinen. Auf dem Reichstage zu Toledo im Jahre 1480 war das neue Gericht die wichtigste Angelegenheit, die der Cardinal betrieb. Als die obern Verwaltungsbehörden, der hohe Rath von Castilien, der Staatsrath, der Finanzrath und der Rath von Aragon, von den Ständen bestätigt waren, erklärte der Cardinal, es sey schicklich und nöthig, auch ein beständiges Gericht zu bestellen, das sich mit Glaubensangelegenheiten und mit Verwaltung der geistlichen Polizei beschäftigte. Alles Widerspruchs ungeachtet, ward beschlossen, ein Glaubensgericht unter dem Namen General-Inquisition (general inquisicion suprema) zu gründen. Gleich nach dem Reichstage ward das neue Gericht in Sevilla (1481) eröffnet. Thomas de Torquemada, Prior des Dominicanerklosters zu Segovia und Beichtvater des Cardinals Mendoza, seines Beförderers, war schon im Jahre 1478 von Ferdinand und Isabella zum ersten Glaubensrichter ernannt worden, gleich anfangs, von den Königen kräftig unterstützt, ein furchtbarer Ketzerrichter. Er hatte 200 Inquisitionsbediente, und eine Schutzwache von 50 Reitern; dennoch quälte ihn stets die Furcht vor Vergiftung. Das Dominicanerkloster zu Sevilla ward bald zu eng für die zahlreichen Gefangenen, so daß der König dem Gerichte das Schloß in der Vorstadt Triana einräumen mußte. In dem ersten Auto de fe (Glaubenshandlung) wurden sieben abgefallene Christen verbrannt; größer noch war die Zahl der Büßenden. Ueber 17000 gaben sich, wie spanische Geschichtschreiber erzählen, selber bei der Inquisition an, über 2000 wurden in den ersten Jahren zum Scheiterhaufen verurtheilt; noch mehrere flüchteten in die Nachbarländer. Viele Juden flohen nach Portugal,

Afrika und anderen Gegenden, und mehrere Häuser in **Sevilla un** dern Städten standen leer. Als die neue Anstalt durch die Ein gung der Stände bestätigt war, bemühte man sich nachdrückliche des Papstes Genehmigung. Seit der ersten Gründung **der span** Inquisition widersetzte sich der Papst der Verwandlung **eines** g chen Gerichts in ein weltliches, und that mehrere **Schritte, welch** Absicht ausdrückten, solche Neuerung nicht zu dulden. **Er hatt** Erzbischof von Toledo, Mendoza's eifrigen Gegner, **kurz nac** Einsetzung des neuen Inquisitors berechtiget, ein **feierliches** G zu halten über einen Lehrer in Salamanca, der **ketzerischer Me** gen beschuldigt ward, und den General-Inquisitor **mehrmal nach** gefodert; aber Torquemada folgte dem Rufe nicht, **sondern** s einen Freund, seine Vertheidigung zu führen. **Der Streit** zwi dem Papste und dem spanischen Hofe ward bis zum **Jahre 1483** tig geführt, als endlich Sixtus IV. nachgeben und **Torquemada** General-Inquisitor von Castilien und Leon bestätigen **mußte. Zug** ward diesem durch die päpstliche Bulle gestattet, **Untergericht** Glaubenssachen nach eigenem Gutdünken zu bestellen, die **vorher** Papste angeordneten Richter abzusetzen und das **alte Verfahre** Glaubensuntersuchungen nach der neuen Vorschrift **einzurichten.** (spätere Bulle unterwarf Aragon, Valencia und auch Sicilien, F nands Erbe, dem castilischen Groß-Inquisitor, und so **ward die** quisition das erste Gericht, dessen Sprengel sich über beide spani Reiche, Castilien und Aragon, ausdehnte: denn auch **die aragoni** Stände mußten auf der Versammlung zu **Tarragona 1484** schwö die Inquisition zu schützen. Aber die Einführung **des neuen Geri** erweckte Gährungen und Aufstand in mehreren Gegenden. **Emp** durch die Härte der Glaubensrichter, vielleicht auch **aufgereizt von** eifersüchtigen Bischöfen, verweigerten mehrere Städte **den Inqui** ren den Eintritt und mancher von ihnen mußte **es mit dem Le** büßen. Der heftigste Aufstand war zu Zaragoza (Saragossa). **D** erbitterte Volk erschlug den aragonischen Inquisitor, **Pedro de Arbu** den späterhin, auf Carls V. Ansuchen, der Papst **als einen Märty** heilig sprach. Das gerichtliche Verfahren der **Glaubensrichter,** sag die Aragoner, wäre unvereinbar mit ihrer **verfassungsmäßigen** F heit und den Vorrechten **ihres** Landes, wo schon seit dem 13ten **14ten Jahrhunderte der Anklageprozeß und die Tortur verboten** ren. **Die aragonischen Abgeordneten, die nach Cordova zu dem** nige gesandt wurden, boten ihm eine große Geldsumme an, da die Einführung der Inquisition unterbliebe. Ungnädig empfing F dinand die Botschaft, und gerüstet zu dem Kriege gegen die Maur ward es ihm leicht, den Aufruhr in Aragon zu dämpfen und un dem freisinnigen Volke, wie in Castilien, seine Entwürfe durchzu tzen. Die Könige waren nun unbeschränkte Richter in Glaubenssache die Ehre, das Vermögen und das Leben jedes Unterthanen wa ihrer Willkür unterworfen. Sie ernannten den Groß-Inquisitor, u von ihnen, oder doch unter ihrem unmittelbaren Einflusse, wurd die Beisitzer, selbst die weltlichen gewählt, worunter zwei aus d hohen Rathe von Castilien waren. So ward das Gericht ganz a hängig von dem Hofe, und ein kräftiges Werkzeug, die willkürli Königsgewalt auf den Trümmern der alten Landesfreiheiten zu grü den, die mächtige Geistlichkeit, die sonst nur des römischen Stuh Richtergewalt anerkennen wollte, zu unterwerfen, den kühnen A und die Vorrechte der Stände zu unterdrücken. Die eingezogenen G

Digitized by Google

der Verurtheilten fielen dem Könige zu, und wenn sie auch der Inquisition geschenkt wurden, so stand es doch in seiner Gewalt, darüber zu verfügen. Ferdinand und Isabella brauchten zwar einen Theil dieser Güter zur Stiftung von Klöstern oder Spitälern; dessen ungeachtet wurden der Kirche durch die Inquisition viele Reichthümer entzogen, und daß diese Anstalt auch ein Mittel werden mußte, der durch den Krieg erschöpften, königlichen Kasse neue Zuflüsse zu verschaffen, beweist eine Verordnung, die Torquemada im Jahre 1487 ausfertigte: denn schon damals war die Kasse der Inquisition mit so vielen königlichen Anweisungen belastet, daß die Beamten der Anstalt nicht einmal ihre Besoldungen daraus erhalten konnten. Die erste von Torquemada entworfene Verordnung, nach welcher dieses Gericht zum Dienste *Gottes und ihrer Hoheiten* gehalten werden sollte, erschien im Jahre 1484. Es finden sich darin unter andern folgende Bestimmungen, aus welchen erhellt, wie politisch wirksam diese Anstalt werden mußte. In jeder Gemeinde sollte der Groß-Inquisitor eine Gnadenfrist von 30 bis 40 Tagen verkünden, binnen welcher die Ketzer und Abgefallenen sich der Inquisition angeben müßten. Reuige Ketzer und Abgefallene, wenn gleich begnadigt, waren von Rechtswegen ehrlos, und sollten darum keine öffentliche Aemter verwalten, nicht Pächter, Sachwalter, Aerzte, Apotheker, Spezereihändler werden können, nicht Gold, Silber und Edelsteine tragen, nicht reiten und Waffen führen lebenslänglich; bei Strafe des Rückfalls in die Ketzerei; und um sie fühlen zu lassen, wie schwer ihr Verbrechen gewesen, mußten sie einen Theil ihres Vermögens als Hülfsgelder zum Kriege gegen die Mauren abgeben. Wer nach der bestimmten Zeit sich nicht angab, hatte seine Güter unwiderruflich verloren. Auch Abwesende und Verstorbene, obgleich seit 30 bis 40 Jahren todt, konnten verurtheilt werden, wenn hinlängliche Zeugen da waren. Die Gebeine verurtheilter Todten wurden aus ihrer Ruhestätte herausgerissen und ihre Güter für die königliche Kammer eingezogen. Torquemada starb im Jahre 1498, und ward im Dominicanerkloster zu Avila begraben, welches, aus eingezogenen Ketzergütern gestiftet, im eigentlichen Sinne ein Denkmal seiner grausamen Wirksamkeit war. Zwei Jahre vorher hatte er, vom Podagra geplagt, sein Amt niedergelegt. Nach einer andern Erzählung aber trat Torquemada nicht so ruhig vom Schauplatze. Er war besorgt, sagt man, daß Ferdinand und Isabella, bei dem Geldmangel, worin die Maurenkriege sie gestürzt, sich endlich durch die großen, ihnen dargebotenen Summen würden bewegen lassen, die Inquisition einzuschränken, und beunruhigt von dieser Besorgniß, ging er, mit einem Kruzifixe unter dem Mantel, ins königliche Schloß. „Ich kenne Eure Gedanken," sprach er dreist zu den Königen. „Sehet hier das Bild des Gekreuzigten, den der gottlose Judas seinen Feinden für 30 Silberlinge verkauft hat. Wenn Ihr die That lobet, so verkauft ihn theuer. Ich lege mein Amt nieder und bin nun frei von aller Verantwortung; Ihr aber sollt Rechenschaft geben vor Gott." Darauf ließ er das Kreuz zurück, und ging aus der Burg. — Anfangs war der Gerichtssprengel der Inquisition nicht genau bestimmt; in der Instruction vom Jahre 1484 aber (von Reuß übersetzt, und mit einer Vorrede von *Spittler* zu Hannover 1788 erschienen), wurden, um festere Ordnung zu gründen, in verschiedenen Landschaften Spaniens Inquisitionsgerichte gestiftet, die dem General-Inquisitor untergeordnet waren. Ein solches Untergericht bestand aus drei Inquisitoren oder Räthen, zwei Schreibern

einem Alguazil und andern Gerichtsdienern. Sie durften keinen
mann, keinen Priester verhaften, noch Auto de fe halten,
Vorwissen des Obergerichts. Zuweilen sandte das höchste Inquisiti
gericht Einen seiner Räthe, um dem Auto de fe mehr Feierlich
zu geben. Jährlich mußte das Untergericht dem obern Gerichts
Rechenschaft geben von den geendigten Untersuchungen, von der
und dem Zustande der Gefangenen, und monatlich von den eingez
nen Gütern und eingegangenen Geldern. In spätern Zeiten war
höchste Glaubensgericht zu Madrid. Der Groß-Inquisi
hatte den Vorsitz. Von den 6 bis 7 Räthen, die er auf des Kör
Vorschlag wählte, mußte, nach einer Verordnung Philipps des
Einer Dominicaner seyn. Ihm standen zur Seite ein Fiscal, ein
Secretäre, ein Einnehmer, zwei Referenten, und mehrere sogenan
Offiziale, die der Präsident mit des Königs Vorwissen ernannte.
lich versammelte sich der Inquisitionsrath, nur an Festtagen nicht,
königlichen Palaste, an den letzten drei Tagen der Woche wohnten
Mitglieder des Raths von Castilien der Versammlung bei. Ein
Beisitzer mußten über das Verhältniß theologischer Meinungen
Sätze zu dem kirchlichen Lehrbegriffe entscheiden, und hießen Cali
cadores. Die übrigen waren Rechtsgelehrte, welche bloß eine
rathende Stimme hatten. Der Ausspruch der Inquisitoren allein e
schied. Dem Fiscal lag es ob, die Zeugenaussagen zu untersuchen,
Verbrecher anzugeben, um Verhaftung derselben anzuhalten, und w
sie zur Haft gebracht waren, sie anzuklagen. Er war zugegen bei
Abhörung der Zeugen, bei der Tortur, und bei der Versammlung,
die Stimmen der Richter abgelegt wurden. Die Schreiber hatt
außer der Führung des Protokolls, den Auftrag, die Angeber, Zeug
und Angeklagten, während der gerichtlichen Verhandlung, zu beoba
ten, und auf die leisesten Bewegungeu derselben, wodurch sich irge
das Innere verriethe, spähend zu merken. Die Offiziale waren P
sonen, welche das Gericht aussandte, Angeklagte zu verhaften. Ueb
die eingezogenen Güter führte die Aufsicht ein sogenannter Sequ
strador, der dem Gerichte Bürgschaft leisten mußte. Der Einnehm
empfing das Geld, welches aus den verfallenen Gütern gelöset wa
und zahlte die Besoldungen und Anweisungen aus, die von der Ca
bestritten werden mußten. Man rechnete in Spanien über zwanzi
tausend Gehülfen der Inquisition, Familiares genannt, welche a
Aufseher und Ausspäher dienten. Solche Stellen wurden selbst v
Personen aus den vornehmsten Geschlechtern gesucht, weil bedeuten
bürgerliche Vorrechte und reichlicher Ablaß damit verbunden ware
Sobald ein Angeber aufgetreten war und der Fiscal die Gewalt d
Gerichts aufgerufen hatte, ward Befehl ertheilt, den Angeklagten
verhaften. In einer Verordnung vom J. 1732 wird es allen Glä
bigen zur Pflicht gemacht, der Inquisition Meldung zu thun, we
sie wissen, daß irgend Jemand, er sey lebendig oder verstorben, gege
wärtig oder abwesend, sich gegen die Glaubensgesetze vergangen hat
daß Jemand das Gesetz Moses beobachte, oder beobachtet, ja nur gelo
habe, daß irgend Jemand der Secte Luthers folge, oder gefolgt se
daß Jemand mit dem Teufel einen ausdrücklichen oder stillschweigend
Bund geschlossen, daß Dieser oder Jener ketzerische Bücher, oder den K
ran, oder Bibeln in spanischer Sprache besitze, daß Jemand endli
Ketzer verhehlt, aufgenommen oder begünstigt habe. Erschien der A
geklagte nicht auf die dritte Vorladung, so traf ihn die Strafe d
Bannes. Der Verhaftete war von dem Augenblicke an, wo er der G

Digitized by Google

...nit des Gerichts überliefert ward, abgeschnitten von der Welt. Die ...fängnisse, heilige Häuser (casas santas) genannt, bestanden ...n gewölbten Gängen, jeder in mehrere kleine viereckige Zellen ge... ...ilt, die gewölbt, etwa zehn Fuß hoch, und in zwei Reihen über ein... ...der angelegt waren. In die obern Zellen fiel durch eine vergitterte ...öffnung ein schwacher Lichtstrahl; die untern waren kleiner und finster. ...der Kerker hatte zwei Thüren. An der innern, mit Eisen überzo... ...gen, befand sich ein Gitter, durch welches dem Gefangenen Nahrung ...reicht ward. Die andere Thür wurde früh morgens geöffnet, um ...n Kerker zu lüften. Dem Gefangenen wurde kein Besuch von Freun... ...den oder Verwandten gegönnt, kein Andachtsbuch verwilligt: er mußte ...in dem finstern Gewölbe ruhig und schweigend sitzen, und wenn seine ...empfindung in einem Tone der Klage, oder des Unmuths, ja selbst in ...einem frommen Gesange laut ward, ermahnte ihn der immer wachsame ...Kerkermeister zur Stille. Gewöhnlich ward nur ein Gefangener in ...die Zelle gesperrt, wenn nicht etwa die Absicht, Entdeckungen zu ma... ...chen, eine Ausnahme von dieser Regel veranlaßte. In dem ersten ...Verhöre ward dem Angeklagten das Bekenntniß seiner Schuld abgefo... ...dert. Gestand er das Verbrechen, dessen er beschuldigt war, so hatte ...er sich selber das Urtheil gesprochen, und seine Güter waren verloren. ...Leugnete er die Beschuldigung gegen die Aussagen der Zeugen, so ...ward er dennoch als Ueberwiesener verdammt. Der Sachwalter, den ...man ihm gestattete, durfte sich nicht anders, als in Gegenwart der In... ...quisitoren mit ihm besprechen. Der Angeklagte ward weder mit sei... ...nem Ankläger, noch mit den Zeugen vor Gericht zusammen gehalten; ...beide wurden ihm nicht genannt, und man unterwarf ihn der Tortur, ...um ihn zu einem befriedigenden Bekenntnisse, oder zur Entdeckung ...von Umständen, welche durch die Zeugenaussagen nicht völlig aufgeklärt ...waren, zu zwingen. Der Angeklagte, welcher durch Bekenntniß und ...Reue dem Tode entging, mußte seinen Irrthum abschwören, und das ...Versprechen leisten, sich allen Strafen und Büßungen zu unterwerfen, ...welche das Gericht ihm auflegen wollte. Gefängniß auf Lebenszeit, ...Geißelungen, Einziehung der Güter, waren die Strafen, die der ...Reuige erdulden mußte. Er ward mit seinen Kindern und Kindes... ...kindern für ehrlos geachtet. Eine gewöhnliche Strafe für Büßende ...war's, den Sanbenito, (das safranfarbige Bußkleid, mit einem ...Kreuze auf der Brust und auf dem Rücken bezeichnet, und mit Teu... ...felslarven bemalt,) zu tragen. Gegen einen Angeklagten, der so ...glücklich war zu entfliehen, ehe die Diener des Glaubensgerichts ihn ...verhaften konnten, ward verfahren wie gegen einen hartnäckigen Ke... ...tzer. Auf allen öffentlichen Plätzen wurden Vorladungen gegen ihn ...angeheftet, und erschien er nicht binnen der bestimmten Frist, so ward er, ...wenn die Zeugenaussagen die Anklage bewiesen, der weltlichen Obrig... ...keit übergeben, die ihn im Bildnisse verbrannte. Wenn Verstorbene, ...die schon über vierzig Jahre im Grabe lagen, verurtheilt wurden, so ...blieb zwar ihren Kindern der Besitz geerbter Güter, aber dennoch wur... ...den die Unschuldigen ehrlos und unfähig zur Verwaltung öffentlicher ...Aemter. War dem Angeklagten das Todesurtheil gesprochen, so wurde ...das feierliche Auto de fe angeordnet. Gewöhnlich ward es an ei... ...nem Sonntage zwischen dem Dreieinigkeitsfeste und der Adventszeit ...gehalten. Bei Tagesanbruch rief der dumpfe Ton der großen Glocke ...der Domkirche die Gläubigen zu dem schrecklichen Schauspiele. Die ...Vornehmsten selbst drängten sich, ihre Dienste als Begleiter der Ver... ...urtheilten anzubieten, und oft sah man Grandes als Familiares

der Inquisition. Barfuß, mit dem scheußlichen Sanbenito angethan, und einer spitzigen Mütze (coroza) auf dem Kopfe, erschienen die Verurtheilten. Die Dominicaner, mit der Fahne der Inquisition eröffneten den Zug. Voran gingen die Reuigen, welchen nur Bu aufgelegt war, und nach dem Kreuze, das hinter diesen getragen ward, folgten die Unglücklichen, die zum Tode wandelten. Die Bildnisse der Entflohenen, und die Gebeine verurtheilter Todten, in schwarzen mit Flammen und höllischen Sinnbildern bemalten Särgen liegend, erschienen auch in dem furchtbaren Zuge, den Priester und Mönche schlossen. Durch die Hauptstraßen der Stadt ging es zu der Kirche, wo nach einer feierlichen Predigt das Urtheil verkündiget war. Die Beschuldigten standen, während man das Verdammungsurtheil vorlas, mit einer ausgelöschten Wachskerze in der Hand vor einem Kruzifixe. Darauf gab ein Diener des Glaubensgerichts jedem Verurtheilten mit der Hand einen Schlag auf die Brust, zum Zeichen, daß die Inquisition keine Gewalt mehr über ihn habe. Ein Beamter der weltlichen Obrigkeit übernahm nun die Verurtheilten, ließ ihnen sogleich Fesseln anlegen und sie bald nachher zum Richtplatze führen. Wer auf die Frage, in welchem Glauben er sterben wollte, den katholischen nannte, ward vorher erdrosselt; die übrigen aber wurden lebendig auf den Scheiterhaufen geführt. Die Autos de fe waren Feierlichkeiten, zu welchen das Volk, wie zu einem Siegesaufzuge, schaulustig hinströmte. Selbst Könige hielten es für eine verdienstliche Handlung, mit ihrem ganzen Hofe diesen Schauspielen beizuwohnen, und die Qualen der Schlachtopfer anzusehen, die nicht nur den Henkern, sondern auch den Verwünschungen des Volks hingegeben waren. „Es war (heißt es in einem Berichte von einem im J. 1680 gehaltenen Auto de fe) ein großer Trost für die Andächtigen, eine Beschämung für die Lauen und erweckte das Erstaunen aller Anwesenden, als sie Zeugen waren von einer Ausdauer, die Jahrhunderte lang bewundert zu werden verdient. Von früh acht Uhr an, war des Königs Majestät auf dem Balkon, ohne daß die Hitze Sie drückte, oder das große Volksgedränge Sie belästigte, oder die langwierige Feierlichkeit Sie langweilte. Ihre Andacht und ihr frommer Eifer waren ihrer Ermüdung so sehr überlegen, daß Allerhöchstdieselben nicht einmal auf eine Viertelstunde sich entfernten, um zu essen, und als die Feierlichkeit zu Ende war, fragten Sie, ob noch Etwas zu sehen wäre, oder ob man nun fortgehen könne." So verfuhr die Inquisition in der Zeit ihrer furchtbarsten Wirksamkeit. Die Spanier empfanden die Beschränkungen, welche für ihre persönliche Freiheit aus dieser Anstalt hervorgingen, schon in frühern Zeiten so tief, daß eines der Hauptgesuche der Mißvergnügten unter Carl des Ersten Regierung war, der König möchte dafür sorgen, daß die Inquisition ihr Amt mit Gerechtigkeit verwaltete. Aber die wichtigen Folgen, welche das Glaubensgericht im Laufe der folgenden Jahrhunderte auf den Staat und auf den sittlichen Charakter der Spanier gehabt hat, ließen sich damals noch nicht ahnen. Das edle geistvolle Volk ward durch die finstere Gewalt der Glaubensrichter mehr, als durch irgend eine andere Waffe der Herrscherwillkür gebeugt, und die gehemmte Geistesthätigkeit wirkte seit der Entdeckung von Amerika mit andern verderblichen Ursachen zusammen, den alten Kunstfleiß des Landes zu lähmen, die herrlichsten Kräfte des Staats zu ersticken, und die Fortschritte zu höherer Menschenbildung auf lange Zeit hinaus aufzuhalten. Die ursprünglichste Verfassung der Inquisition wurde zwar selbst in neuern Zeiten, wo fast in allen übrigen

ändern Europa's Glaubenseifer und Verfolgungsgeist gefesselt waren, ur wenig geändert; dessen ungeachtet nahm die Furchtbarkeit des ihern Gerichts allmälig ab. Selten sah man im verflossenen Jahrhunderte das schreckliche Schauspiel eines Auto de fe, und sehr oft züchtigte die Inquisition, wenn sie ihre Gewalt ausübte, nur solche Vergehen, die überall ein Gegenstand der strafenden Polizei gewesen würden. Während dieses Zeitraums wurde die Macht des Gerichts sehr beschränkt. Schon im J. 1762 ward der Groß-Inquisitor, weil er gegen des Königs ausdrücklichen Willen eine Bulle, welche ein französisches Buch verdammte, bekannt gemacht hatte, in ein Kloster 13 Meilen von Madrid, verwiesen. Eine Verordnung der Regierung gebot, daß die Inquisition ohne des Königs Einwilligung keine Befehle erlassen sollte, daß der Groß-Inquisitor, wenn er Bullen erhielte, durch welche Bücher verboten würden, sich nach den Landesgesetzen richten, und das Verbot nur Kraft der Gewalt, die ihm sein Amt gab, nicht aber mit Anführung der Bulle bekannt machen sollte, und daß die Glaubensrichter vor dem Verbote eines Buches erst den Verfasser vorladen sollten, um seine Vertheidigung zu hören. Unter der Verwaltung des einsichtsvollen Aranda ward im J. 1770 die Richtergewalt der Inquisition bloß auf hartnäckige Ketzerei und Abfall vom Glauben beschränkt, und dem Gerichte verboten, einen Unterthan des Königs zu verhaften, ehe nicht jede Beschuldigung völlig erwiesen wäre. Eine spätere Verfügung schützte einen Theil der Staatsbürger gegen die Neckerei des heiligen Amts, als im J. 1784 bestimmt ward, daß die Inquisition, wenn sie einem Grande, einem Minister, einem Offizier, kurz einem angesehenen Beamten, den Prozeß gemacht hatte, dem Könige die Acten zur Durchsicht vorlegen sollte. Ueberblickt man die merkwürdigsten Aeußerungen der Thätigkeit des Inquisitionsgerichts im 18ten Jahrhunderte, so findet man, daß diese Anstalt, ungeachtet der beschränkenden Aufsicht, welche eine verständigere Politik oft ausübte, immer noch ein Werkzeug blieb, das unter begünstigenden Umständen empörende Wirkungen hervorbringen konnte. Wenn das Gericht im J. 1714 einige Mönche wegen verbrecherischen Wandels, dem Tode überlieferte, wenn 1784 und 1804 einige Personen, die Liebestränke bereitet, oder gewahrsagt hatten, zur Einsperrung und Büßung verurtheilt wurden, oder Manchem wegen unbedachtsamer Aeußerungen Widerruf und Kirchenstrafe auferlegt ward, so konnte Niemand Grund zu Besorgniß haben; aber lebhafter mußte diese erwachen und der Abscheu gegen die verderbliche Anstalt lauter sich regen, als im J. 1763 in einem Auto de fe zu Lerena einige hartnäckige Ketzer den Flammen übergeben wurden, oder wenn selbst noch im J. 1777, als kaum die Geistesfreiheit einen Sieg gewonnen zu haben schien, die Inquisition gegen einen Mann, dem man nichts, als Schwäche und Unvorsichtigkeit, vorwerfen konnte, gegen den berühmten Olavides mit allen ihren Schrecknissen sich bewaffnete, oder wenn noch im J. 1780 ein armes Weib in Sevilla, als der Zauberei überwiesen, von dem Glaubensgerichte verurtheilt und lebendig verbrannt wurde. Ja es blieb, bei aller Beschränkung seiner Gewalt, bei aller Milde des Gerichts, zu dessen Oberbeamten unter den letzten Regierungen gewöhnlich nur Männer von Einsicht und edler, gemäßigter Gesinnung gewählt wurden; es blieb doch der verderbliche Geist der Anstalt, und das empörende gerichtliche Verfahren, und so war die Inquisition bis zu dem Augenblicke, wo sie durch die Verordnung des französischen Kaisers vom 4ten Dezember 1808 aufgehoben ward, ein

mächtiges Hinderniß der höhern Geistesbildung und jedes freien Gedankenverkehrs. Bis in die neuesten Zeiten machte die Inquisition jährlich ein Verzeichniß verbotener Bücher bekannt, in welchem neben den Ausgeburten des unsinnigen Aberglaubens, oder schmutziger Schamlosigkeit, gegen welche sie ihr Amt mit allem Rechte ausübte, auch treffliche und unschuldige Schriften mit dem Verdammungsfluche belegt wurden. Alle Schriften, welche einsichtsvolle Männer unter den beiden letzten Regierungen wagten, um das veraltete Werkzeug einer finstern Politik zu zerstören, waren ohne Zusammenhang und daher ohne eingreifende Wirkung, und jene Männer erlagen zum Theil unter den Ränken, wodurch ein allmächtiger Günstling, die Geistlichkeit und die Inquisition ihren gemeinsamen Vortheil zu sichern wußten. Selbst der, im J. 1806 entschiedene Prozeß gegen zwei wackere, sehr gebildete Männer, die Domherren Antonio und Geronimo Cuesta (S. die Zeitschrift Pallas, 7. St., Jahrg. 1809), welchen die schändliche Rachsucht ihres unwürdigen, von dem Fürsten de la Paz beschützten, Bischofs Verderben geschworen hatte, — dieses letzte Lebenszeichen des furchtbaren Gerichts verrieth deutlich, daß Ränkesucht, wenn sie mit der geheimen Wirksamkeit der Inquisition sich verbündete, auch in den neuesten Zeiten noch einen verderblichen Einfluß in Spanien haben konnte, und die Entscheidung des Königs, welcher die Angeklagten für unschuldig, und das Verfahren der Inquisition für gesetzwidrig erklärte, war ziemlich schonend gegen die ungerechten Glaubensrichter, ja bestätigte sogar die herrschende Meinung, welche diejenigen, die in die Gewalt der Inquisition gefallen waren, mit dem Verluste bürgerlicher Achtung bestrafte. — Der jetzige König von Spanien, Ferdinand VII. hat die Inquisition bis zu einem gewissen Grade wiederhergestellt. — In Portugal ward die Inquisition im J. 1557 nach langem Widerspruche eingeführt. Das oberste Glaubensgericht hatte seinen Sitz zu Lissabon; die Untergerichte in andern Städten des Reichs waren demselben unterworfen. Der Groß-Inquisitor ward vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. Johann von Braganza wollte nach der Befreiung des Landes von der spanischen Herrschaft, auch die Inquisition unterdrücken. Aber es gelang ihm nur, dem Glaubensgerichte die Befugniß zu nehmen, die Güter der Verurtheilten an sich zu reißen. Nach seinem Tode ward er dafür von der Inquisition in den Bann gethan, und seine Gemahlin mußte das unwürdige Schauspiel gestatten, daß man dem Leichname die Lossprechung gab. So wie die Spanier die Inquisition mit nach Amerika nahmen, so brachten die Portugiesen sie nach Indien, wo sie ihren Sitz in Goa hatte, wie unverträglich diese Anstalt auch mit den Einrichtungen einer Handelsniederlassung seyn möchte. Im 18ten Jahrhunderte ward die Gewalt der Inquisition in Portugal durch die Verordnung beschränkt, daß der Ankläger des Gerichtshofs dem Beschuldigten die Anklagepunkte und die Namen der Zeugen zuvor mittheilen, daß der Angeklagte die Freiheit haben sollte, einen Sachwalter zu wählen, und sich mit demselben zu besprechen, und daß kein Urtheilsspruch der Inquisition ohne Bestätigung des königlichen Raths vollzogen werden sollte. (S. auch d. Art. Staatsinquisition.) R.

Insecten (Ziefer) machen die fünfte Classe des Thierreichs aus, und haben ihren lateinischen Namen daher, weil ihr Körper, mit einigen Ausnahmen, gleichsam eingekerbt oder eingeschnitten (daher auch Kerbthiere, Einschnittler) und in drei Haupttheile, Kopf, Bruststück und Hinterleib abgetheilt ist. Bei vielen Insecten, zumal bei den Wespen,

gehen diese Einschnitte so tief, daß besonders der Hinterleib gleichsam nur durch einen Faden mit dem Bruststücke verbunden ist. Bei andern, vorzüglich bei ungeflügelten Insecten sieht man diese Einschnitte nicht so deutlich; bei wenigen, z. B. bei dem Floh, gar nicht. Die Zahl der Insecten ist vielleicht noch größer, als die der Pflanzen. Unterscheidungsmerkmale, die allen Insecten ohne Ausnahme zukommen, sind: der weißliche, kalte Saft in ihrem Körper, der, wie es scheint, die Stelle des Bluts vertritt; die zwei Fühlhörner am Kopfe, und die eingelenkten hornartigen Bewegungswerkzeuge oder Beine, von denen kein Insect weniger als sechs hat. Die Fühlhörner, welche bei mehrern sogar den Geschlechts-Unterschied zeigen, scheinen bloße Werkzeuge des Gefühls zu seyn, obgleich sie von einigen Naturforschern für die Organe des Geschmacks und Geruchs, von andern gar eines uns noch völlig unbekannten Sinnes gehalten worden sind. Die Augen der Insecten sind in Rücksicht ihres Baues doppelter Art. Die eine stellt Halbkugeln vor, die im Verhältniß zum Körper oft ungeheuer groß, bei manchen einfach, bei den mehrsten oft aus einigen tausend Lagen zusammengesetzt sind, dergleichen man in dem Auge einer Stubenfliege 8000, in dem Auge eines Schmetterlings aber an 1700 gezählt haben will. Die andere Art von Augen, welche man Nebenaugen oder Ocellen nennt, sind einfach, klein, und in Rücksicht ihres Standortes und ihrer Lage verschieden. Die ersten scheinen mehr für die Ferne, die letztern mehr für die Nähe gemacht zu seyn. Bei den meisten Insecten (den Krebsen ausgenommen) stehen die Augen unbeweglich fest; dagegen ist der Kopf desto beweglicher. Der Mund ist bei ihnen verschiedenartiger, als bei allen andern Thieren gebildet. Bei einigen sind es zangenförmige Kinnladen, die sich seitwärts bewegen; andere haben einen zugespitzten hornartigen Rüssel; mehrere, z. B. die Schmetterlinge, eine Art von sehr langer Zunge, die sie wie eine Spiralfeder zusammenrollen und ausstrecken können. Bei den Fliegen und einigen andern Insecten besteht der Mund aus einem fleischlichen Schlurfrüssel, welcher am Ende zwei Lippen hat, und sich ausdehnen und zurückziehen läßt. Gehör- und Geruchs-Werkzeuge hat man bisher an keinem Insecte entdecken können, und manche Naturforscher haben daher diesen Thieren beide Sinne gänzlich absprechen wollen. Wie will man jedoch das Vermögen nennen, vermöge welches der Aaskäfer (Todtengräber), die Schmeißfliegen und andere Insecten stark ausdünstende Körper in beträchtlicher Entfernung wittern können? Wenn es ferner wahr ist, daß der Laut, den einige Insecten, z. B. das Hauskäferchen, zur Zeit der Paarung hören lassen, dazu dient, den Gatten anzulocken: so werden wir berechtigt, denselben auch den Sinn des Gehörs beizulegen. Die äußere Hülle der Insecten besteht aus härtern Theilen, welche oft noch mit einer besondern Decke von Haaren, Federn, Schuppen oder einer Art Panzer, wie die Flügeldecken bei den Käfern, überzogen, und mit den prächtigsten Farben geziert sind. — Diese Art der Bedeckung war ihnen bei dem Mangel an Knochen und andern festen Theilen im Innern des Körpers durchaus nöthig. Das Herz der Insecten besteht in einem längs dem Körper liegenden Kanale, der mit Knoten und Klappen versehen ist, aus welchem aber keine Adern entspringen; weßhalb die Ernährung dieser Thiere auf eine ganz eigene Art geschehen muß. Lungen findet man in keinem Insecte, statt deren aber unzählige Luftröhren, die auf eine bewundernswürdige Weise gebaut sind. Ein wirkliches Athmen nimmt man an den Heuschrecken und einigen andern Insecten wahr. Muskeln fand man in der Weidenraupe über

4000. Hieraus läßt sich die im Verhältniß mit ihrem kleinen Körp- so beträchtliche Summe von Kraft erklären, die man bei manchen In- secten wahrnimmt. Verhältnißmäßig finden sich im Meere und in d- Erde weniger Insecten, als auf der Oberfläche derselben: doch lebe- sie überall, und alle vegetabilische oder thierische Theile dienen ihne- zur Nahrung. Die meisten Insecten sind im Larvenzustande groß- Fresser. Eine Raupe verzehrt z. B. den Tag über wol sechs bis acht m- so viel, als sie wiegt; der aus ihr sich bildende Schmetterling genieß- dagegen sehr wenig; ja, die Hafte, deren Leben so flüchtig ist, scheine- gar nichts zu genießen. Man zweifelt, daß die Entstehung auch nur ei- nes einzigen Insectes durch Fäulniß oder Gährung geschehe. Merkwür- dig ist es, daß bei vielen Insecten, zumal männlichen Geschlechts, de- Tod auf das Geschäft der Zeugung unmittelbar folgt, und daß durch Verzögerung desselben ihr Leben verlängert wird. Es gibt auch Ge- schlechtslose unter ihnen. Nur wenige, z. B. die Schmeißfliege, brin- gen lebendige Junge hervor; die größere Zahl legt jedoch Eier. Bei einigen, wie bei der Blattlaus, wirkt die Befruchtung bis ins neunte Glied; bei andern wachsen die Eier noch, nachdem sie schon gelegt sind, und einige wenige gebären Junge, die nachher nicht mehr wach- sen. Nur die ungeflügelten Insecten, und auch diese nicht einmal alle, erhalten gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie ihre voll- kommene Gestalt, und wachsen noch als vollkommene Insecten; alle übrigen aber sind einer zweimaligen Verwandlung unterworfen, ehe sie vollkommene Insecten werden. Wenn sie aus dem Eie gekommen sind, werden sie Larven genannt: als solche haben sie keinen Ge- schlechtsunterschied, und pflanzen sich auch nicht fort. Aus der Larve wird das Insect zur Puppe oder Nymphe, von denen einige fres- sen und sich bewegen, andere aber wie im Schlafe liegen und ganz ohne Nahrung leben. Daraus entsteht nun endlich das vollkommene Insect. Einige leben dann wenige Stunden, andere, wie Spinnen und Krebse, einige Jahre; die wenigsten aber kaum 1 Jahr. Linné hat diese ganze Classe in 7 Ordnungen eingetheilt: I. Insecten mit zwei häutigen, zusammengefalteten Flügeln, über welche zwei horn- artige Decken liegen. Käfer. Coleoptera. II. Mit vier kreuzweis zusammengelegten, gerade ausgestreckten, meist zur Hälfte harten oder pergamentartigen Flügeln. Halbflügler. Hemiptera. III. Mit vier bestäubten, oder eigentlich geschuppten Flügeln, Schuppen- flügler, Schmetterlinge. Lepidoptera. IV. Mit vier durch- sichtigen netzförmigen Flügeln. Nervenflügler. Neuroptera. V. Mit vier durchsichtigen geäderten Flügeln. Hautflügler. Hy- menoptera. VI. Mit zwei unbedeckten Flügeln. Zweiflügler. Diptera. VII. Ungeflügelte. Aptera. Die Insectenkunde wird Insectologie, oder Entomologie genannt.

Insel (Eiland) bedeutet ein allenthalben von Wasser umgebenes Land; Halbinsel, ein Land, welches nur theilweise von Wasser um- flossen ist. Inseln im Winde (Barlovento) heißen bei den Spa- niern alle die kleinen Antillen in Westindien, die von Portorico gegen Süden bis nach Trinidad liegen. Sie führen diesen Namen, weil sie dem hier herrschenden Ostwinde unmittelbar und zunächst ausgesetzt sind. Inseln unter dem Winde (sotto vento) sind diejenigen mittelamerikanischen Inseln, welche über der Nordküste Südamerika's und auf der Südseite des mexicanischen Meerbusens längs der Terra firma liegen. Zu den Inseln unter dem Winde werden insbesondere St. Domingo, Portorico und Cuba gerechnet. Die Engländer und

Franzosen zählen schon die Inseln von Martinique weiter nordwestlich bis Portorico zu den Inseln unter dem Winde. Sie haben ihren Namen daher, weil sie dem Ostwinde gar nicht ausgesetzt sind.

Inseln der Seligen (insulae beatorum, νησοι μακαρῶν), oder das Elysium Homers, waren in den Mythen der frühesten griechischen Religion die glücklichen Inseln, welche man sich westwärts im Ocean an der Lichtseite dachte, und wo die Günstlinge Jupiters, dem Tode entrückt, in Freude und Wonne lebten. Nach dem Hesiodus waren sie besonders der Aufenthaltsort des vierten Geschlechts der Heroen. In den frühesten Mythologien werden überhaupt die Inseln der Seligen, die sogenannten elysäischen Gefilde und die Unterwelt sehr häufig mit einander vermischt.

Inspiration, Eingebung, nennt die christliche Dogmatik denjenigen Einfluß des göttlichen Geistes auf die Seelen der biblischen Schriftsteller und Apostel Jesu, der sie im Lehren und Schreiben fähig machte, die Religionswahrheiten, welche Gott durch sie den Menschen verkündigen wollte, vollkommen richtig, deutlich und erbaulich vorzutragen. Daß von himmlischen Dingen, deren Erkenntniß über das Gebiet der sinnlichen Erfahrung hinausreicht, von Gott und seinem Verhältnisse zur Welt nur der, den Gott selbst darüber belehrt habe, Kunde geben könne, war der allgemeine Glaube des Alterthums. (S. den Art. Offenbarung.) Wie die Poesie der Reflexion, mußte der Begriff der Inspiration dem Begriffe der philosophischen Vernunfterkenntniß vorangehen. Von Gott begeistert, seiner unmittelbaren Belehrung gewürdigt, erschienen daher den Heiden und Juden die Verkündiger religiöser Wahrheiten, die heiligen Dichter und Lehrer; sie wußten und sagten, was sonst in keines Menschen Sinn kam, Gott mußte es ihnen also eingegeben haben. Das Sinnbild, mit dem die Sprachen des Alterthums diese Eingebung bezeichnen, ist der Anhauch, der Geist Gottes, Ruach, Pneuma, Spiritus, daher Inspiration. Nur diesem Geiste konnte auch die Ausrüstung der ersten Lehrer des Christenthums, dessen Verkündigung an inspirationsgläubige Völker erging, beigemessen werden; und diese Lehrer nannten die Schriftsteller des alten Testaments und sich selbst Inspirirte, heilige Menschen Gottes, die, getrieben und unterstützt von dem heil. Geiste, den Jesus ihnen zum Beistande verheißen, sprächen und schrieben. Die Entstehung der biblischen Schriften auf göttliche Eingebung zurückzuführen, und sie wegen dieses Ursprungs als Gottes Wort zu achten, wurde daher ein Hauptgrundsatz des christlichen Glaubens. Die protestantischen Kirchen haben ihn als die Bürgschaft der Göttlichkeit des Christenthums beibehalten, aber die seit dem 4ten Jahrhundert ausgebildete und in der katholischen Kirche gültige Meinung von einer fortwährenden Inspiration, die den Kirchenversammlungen und Päpsten zu Theil werde, und ihren Entscheidungen das Ansehn göttlicher Aussprüche und den Charakter der Untrüglichkeit gebe, nicht angenommen. Da der Protestantismus die Bibel als einzige Erkenntnißquelle der Religion betrachtet, und der Autorität ihrer Aussprüche Alles unterwirft, so mußte seit der Reformation der Begriff der Inspiration natürlich ein Gegenstand genauerer Untersuchungen werden. Der Dogmatismus der ältern protestantischen Theologen hat ihn näher zu bestimmen, und die philosophische Critik der neuern mannichfaltig zu modificiren gesucht. Jene dachten sich die Verfasser der Bibel im strengsten Sinne als Instrumente des heiligen Geistes, denen er nicht nur den Inhalt, sondern auch die Form ihrer Schriften wörtlich eingegeben habe. Diese fanden

daß die heiligen Schriftsteller, als Augen- und Ohrenzeugen und auf den natürlichen Wege der mündlichen Mittheilung und Ueberlieferung Vieles erfahren haben konnten, was wir in ihren Büchern lesen, und waren größtentheils nur darüber uneinig, ob der Beistand, den ihnen der heilige Geist bei Abfassung derselben leistete, in der Bewahrung vor jedem Irrthume beim Niederschreiben des ihnen schon Bekannten, oder in einer ungewöhnlichen Erhöhung ihrer eigenen Geisteskräfte bestanden habe. Weil aber die letztere Meinung endlich darauf hinauslief, daß schon jede Einwirkung der Gottheit auf die geistige Natur des Menschen, durch die ein Fortschritt in der Erkenntniß möglich würde, Inspiration zu nennen, jeder große sich unerwartet aufdringende Gedanke, jedes Aufflammen des Genies, jede Exaltation des Gefühls für das Gute und Wahre, ja der Zustand der Begeisterung überhaupt als ein Anhauch Gottes zu betrachten, und folglich, was man in diesem Zustande spricht und schreibt, Gottes Wort zu nennen wäre, so schien, um die classischen Profanschriftsteller, die in diesem Sinne allerdings auch Inspirirte heißen können, nicht den heiligen Schriftstellern gleichsetzen zu müssen, und um die Bibel, als ein Werk des heiligen Geistes, mit göttlicher Autorität ausgerüstet, von den Werken des menschlichen Geistes gehörig zu unterscheiden, eine nach den gegenwärtigen Fortschritten der Bibelerklärung modificirte Rückkehr zu dem älteren, engeren Begriffe der Inspiration nothwendig. Wenn wir daher den Exegeten auch zugestehen müssen, daß die biblischen Bücher, was Einkleidung und Darstellung betrifft, der Individualität ihrer Verfasser angehören, und in Rücksicht des historischen Inhalts, so weit ihn die positive Religionslehre nicht in Anspruch nimmt, wie andere Geschichtsbücher der historischen Critik unterliegen; so bleiben wir doch mit den gründlichsten Dogmatikern unserer Zeit dabei, die in der Bibel enthaltenen Religionswahrheit als ein über jeden Verdacht des Irrthums und jeden Vergleich mit menschlichen Geisteswerken erhabenes, wahrhaft göttliches Wort zu betrachten, ohne über die Art und Weise der Mittheilung desselben an die heiligen Schriftsteller mehr bestimmen zu wollen, als diese selbst thun und die Natur der Sache lehrt. Die Autorität der heiligen Schrift, die wir bei diesem Glauben für uns haben, fehlt aber jenen allzunüchternen Critikern, die eine nicht natürlich erklärbare Einwirkung des göttlichen Geistes auf menschliche Seelen für unmöglich halten, ebensowol, als auch den Schwärmern, die sich fortwährender göttlicher Eingebungen rühmten. Dergleichen eingebildete Inspirirte gab es zu allen Zeiten unter den Christen, besonders unter den Secten, die sich zum Mysticismus neigten. Gichtel, Jac. Böhme und Swedenborg sind unter den Inspirirten der neuern Zeit vor andern bekannt, und nicht nur die Camisarden und die jansenistischen Convulsionairs in Frankreich gaben vor, himmlische Eingebungen empfangen zu haben; auch die Quäker, Methodisten und andere exaltirte Secten in England und Nordamerika glauben noch jetzt die begeisterten Reden, die sie im Moment der Extase in ihren Versammlungen hören lassen, der göttlichen Inspiration zu verdanken. Ueberreste von den Camisarden, jenen ursprünglich reformirten Schwärmern im südlichen Frankreich, die um 1700 durch die Gewalt der Waffen unterdrückt wurden, flüchteten nach England, und traten, da sie dort keinen Beifall fanden, 1710 in Deutschland auf, wo sie sich unter dem Namen der Neu-Inspirirten, oder neuen Propheten, bekannt machten, auch in Berlin, Halle und einigen Städten am Rhein Anhang gewannen, und ihren Hauptsitz endlich in Berleburg

[...]schlugen. Hier gaben sie seit 1739 unter ihrem Oberhaupte, dem [...]sattler zu Marienborn, Joh. Friedr. Roch ihr Tagebuch heraus, [...] der Tod dieses Mannes auch ihre Zerstreuung nach sich zog. Eigen [...] ihnen besonders die Meinung, daß nun auf die Religionsverfas[...]ngen Gottes des Vaters (das Judenthum) und Gottes des Sohnes [...] Christenthum) auch eine Religionsverfassung des heiligen Geistes [...]en, und in ihr die Gabe der Weissagung allgemein verbreitet seyn [...]de. In wiefern aber von fortwährenden Wirkungen des heiligen [...]stes in der christlichen Kirche die Rede seyn könne, haben wir im [...] Art. heiligen Geist näher erklärt. E.

Insprück (**Insprugg**), in Tirol, Hauptstadt von Tirol, am [...], über welchem hier eine schöne Brücke führt. Die Stadt ist an [...] klein, hat aber ansehnliche Vorstädte, schöne Kirchen, 574 Häuser [...] 10,000 Einwohner. Sie ist die Residenz des Landes-Hauptmanns [...] Gouverneurs über Tirol, so wie des österreichischen Landesguber[...]ums über Oberösterreich. Kaiser Leopold I. errichtete hier 1672 eine Universität, welche 1782 in ein Lyceum verwandelt, 1792 wieder hergestellt, im Jahre 1810 jedoch abermals aufgehoben und in ein Ly[...]ceum verwandelt wurde. Mit derselben war ehemals auch ein Gene[...]ral-Seminarium für Tirol verbunden. Die dortigen Handschuh-, Sei[...]denzeug-, Bänder- und Cattun-Fabriken, so wie die Glasarbeiten, sind nicht unbedeutend. Seit 1810 war sie eine Zeitlang die Residenz des Kronprinzen von Baiern. (Vergl. Tirol.)

Instanz. Abgesehen von derjenigen Bedeutung des Wortes Instanz, in welcher es dem deutschen **Beispiel** ziemlich gleichbedeutend, einen wirklichen, oder nur erdachten Fall oder Umstand anzeigt, welcher zum Belag, noch gewöhnlicher zur **Widerlegung** irgend eines allgemeinen Satzes angeführt wird, ist der Ausdruck **Instanz** besonders in juristischer Hinsicht merkwürdig. Es ist nämlich durch die allermeisten Gerichtsverfassungen hergebracht, daß der competente Gerichtsstand eines Unterthanen, d. i. das Gericht, unter welchem er entweder in Hinsicht seiner Person, oder in Hinsicht der besondern in Streit befangenen Sache steht, mehrfach ist, ein unterer oder ein oberer, dergestalt, daß die Erkenntniß und Urthel des erstern den Verbesserungen und Abänderungen des letztern unterworfen sind, sobald eine von beiden Parteien, durch die erste Entscheidung sich in ihren Rechten verletzt achtend, auf die Entscheidung des höhern Richters provocirt. Für die meisten Personen und Sachen gibt es drei, auch wol vier solcher einander stufenweise vorgesetzter Gerichtsstände, z. B. in den königl. sächsischen Ländern die Stadt- oder Dorfgerichte, das Amt, in dessen Bezirk erstere liegen, die Hofgerichte, und zuletzt als vierter und letzter Gerichtsstand, die Landesregierung in Verbindung mit dem Appellationsgerichte. Jeder einzelne **Gerichtsstand** wird in dieser successiven Verbindung **Instanz** genannt, woher sich denn eine erste, zweite, dritte und vierte Instanz ergibt. Manche Personen und Sachen haben aber weniger Instanzen, indem sie, aus einem ihnen besonders ertheilten Vorrechte, diejenige Instanz, welcher andere als der zweiten oder vielleicht gar als der dritten unterworfen sind, unmittelbar als die ersten anerkennen. Ein Jeder hat das Recht zu fodern, daß er zunächst vor seiner ersten und untersten Instanz belangt werde, und daß, wenn deren Entscheidung einer oder der andern Partei nicht hinlänglich in den Rechten begründet scheint, die Sache dann in ununterbrochener Stufenfolge von der untern Instanz an die zunächst höhere gebracht werde. Jedoch haben manche Personen das Vorzugsrecht, den

Beklagten unmittelbar vor seiner höchsten Instanz zu belangen; z.
sogenannte personae miserabiles, besonders bedrängte und hülf
bedürftige Personen, um ihnen den prozessualischen Aufwand an Kost
und Zeit möglichst zu ersparen. Außerdem bedeutet **Instanz** a
ein (besonders **dringendes**) Gesuch. Dm.

Instinct, ein natürlicher, Thieren und Menschen angeborn
Trieb, welcher sie zum Begehren oder Vermeiden einer Sache und
gewissen Handlungen antreibt. Der Instinct ist **angeboren**, de
er wird nicht erst durch Gewohnheit oder Nachahmung angenomme
sondern äußert sich sogleich mit dem Daseyn des Thieres und des Me
schen. So z. B. läuft die nur eben aus dem Ei gekrochene Ente de
Wasser zu, das junge Huhn fürchtet sich vor demselben; beide th
Beides aus einem angebornen Triebe. Das neugeborne Kind suc
ohne Anweisung die Brust der Mutter, und weiß seine Nahrung a
derselben ohne Belehrung zu ziehen. Der Instinct ist **natürlich**e
Trieb; er hängt nämlich nicht von Verstand und Vernunft, oder vo
Begriffen und Ideen ab, sondern von dem, jedem Thiergeschlechte eige
thümlichen Bau, und von seiner besondern körperlichen Beschaffenhe
oder seiner Natur, aus welcher ein dunkles Gefühl entspringt, welche
das Geschöpf antreibt, gewisse Dinge zu begehren, andere zu fliehe
und diesem gemäß zu handeln. Dieses dunkle Gefühl dessen, was zu
Erhaltung des Lebens, des Individuums und Geschlechts nothwendi
ist, entsteht wahrscheinlich aus einer Einwirkung der eigenthümliche
Mischung der organischen Stoffe und der Organisation auf die Nerve
des Gemeingefühls; denn es gibt Instincte, welche allen thierische
Geschöpfen gemein sind, (z. B. der Selbsterhaltung, der Nahrung, de
Geschlechtstriebes,) andere, welche nur besondern Thierarten eige
sind, (z. B. den Wasservögeln der Trieb und die Geschicklichkeit i
Wasser zu schwimmen, bei vielen Thieren der besondere Trieb, ihr
Wohnungen, jede Art wieder anders, zu bauen;) andere Thiere sche
nen zu gewissen Zeiten zu schlafen, zu andern Zeiten wieder erweck
zu werden (z. B. bei den Zugvögeln, der Trieb zu Versammlunge
und Wanderungen, der Trieb zur Brutzeit Nester von besonderer Bau
art zu bauen). Der Instinct vertritt bei den Thieren die Vernunft
Zu welchen künstlichen Verrichtungen sie dadurch angetrieben werden
sehen wir an jenen Wohnungen der Biber, der Bienen u. a. m. (S
den Art. **Kunsttrieb**.) Bei dem Menschen ist der Instinct durc
die Vernunft theils ganz verdrängt, theils geschwächt. Natürlich, da
das dunkle Gefühl von der klaren Vernunft überstrahlt wird. Beid
stehen im umgekehrten Verhältnisse. Wo der Instinct noch kräftig un
rege ist, da hat der Mensch ihn durch Vernunft zu ordnen, zu mäßi
gen und zu regieren. — Es entstehen aber auch **ungewöhnlich**
Instincte, z. B. in Krankheiten, wo die Mischung der organischen Be
standtheile, folglich auch das Gemeingefühl verändert wird. Hier kan
auch beim Menschen ein Instinct deutlicher, als im gesunden Zustand
hervortreten. Es ist dann, als wenn die Seele ein dunkles Gefüh
von dem außerordentlichen Bedürfnisse des Körpers erlangte. So zeig
sich z. B. in Fiebern ein größeres Verlangen nach Flüssigkeiten, zu
mal nach säuerlichen, bei großer Schwäche, Durst nach Wein; bei Kin
dern, die viel Säure im Magen haben, hat man zuweilen einen be
sondern Trieb zu erdigen Mitteln, Kreide, Thon und dergl. bemerkt
bei Kranken zeigt sich zuweilen mitten in der Krankheit ein plötzliche
Appetit zu irgend Etwas, und gemeiniglich ist dieß ein Instinct, wel
cher ein inneres, der Krankheit angemessenes Bedürfniß verkündigt,

Digitized by Google

sen Befriedigung öfters nicht nur unschädlich, sondern sogar heil-m ist. (S. a. d. Art. Naturtrieb.) H.

Institut kann man eigentlich mit Recht jede zu einem bestimm-m Zwecke errichtete Anstalt (z. B. den Staat, die Kirche, die Polizei, ie Armenversorgung u. s. w.) nennen. Seit kurzem aber hat man, nn von Instituten die Rede gewesen ist, dabei zunächst an eine Er-ziehungs- oder Unterrichtsanstalt gedacht, und wo sich diese auf die Bildung für einen gewissen Stand, eine gewisse Menschenclasse (Blin-deninstitut, Taubstummeninstitut) oder eine gewisse Kunst beschränkt, dem Zweck beigefügt, z. B. Militär-, Handlungs-, Hebammen-, Forst-, Singinstitute; unter dem Ausdruck Institute ohne Beisatz ein gewöhnlich Erziehungsanstalten, in denen Kinder für eine ge-wisse Pension verpflegt, erzogen und unterrichtet werden (Pensio-nen), verstanden. Sie sollen die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts mit den Vortheilen der häuslichen Erziehung vereinigen, und jemehr sie dem ungezwungenen, vertraulichen Verhältnisse der Familie gleich-kommen, ohne darum in der Stätigkeit und dem Wetteifer des Lehrens und Lernens zurückzubleiben, desto mehr erfüllen sie ihre Bestimmung. Das Alterthum scheint solche Anstalten nicht gekannt zu haben; denn was der Staat in Sparta für die öffentliche Erziehung angeordnet hat-te, war allgemeine Nationalangelegenheit, und sollte die Familie über dem Staate vergessen machen. An den im Mittelalter entstandenen Kloster- und Stiftsschulen aber, die, um künftige Cleriker und Staats-männer zu bilden, und die bessern Köpfe der Nation von Kindheit an für die Zwecke der Kirche zu erziehen, für gewisse Schenkungen der Ael-tern Kinder aufnahmen, war in der Regel weniger die Erziehung als der Unterricht zu loben, und auch dieser den Zeitbegriffen gemäß dürftig und einseitig. Als die erste freiere Erziehungsanstalt verdient die von dem utrechter Canonicus Geirt Groote (Gerhardus magnus) um 1376 zu Deventer gestiftete pädagogische Brüderschaft der Hierony-mianer genannt zu werden, in welcher er Erwachsene und Kinder bei-der Geschlechter und alle Stände zum Arbeiten, Lehren und Lernen ver-einigte. Ihre Verfassung glich den Chorhäusern der Herrnhuter, und nach ihrem Muster bildeten sich damals die weiblichen Erziehungsanstal-ten der Beguinen. Anderer Art war die nicht klösterliche Erziehungs-anstalt, die Wolf von Gemmingen um 1520 zu Gemmingen im Kraichgau für Söhne des Adels stiftete, eine Vorläuferin unserer Rit-terakademien. Aber als eine Rückkehr zur mönchischen Erziehungs-weise sind die gegen Ende des 16ten Jahrhunderts entstandenen Je-suitencollegien zu betrachten, die durch ihre wissenschaftliche Ten-denz und kluge Disciplin zwar bald allgemeinen Beifall fanden, und sich in den katholischen Ländern der Erziehung der Knaben fast allein zu bemächtigen, aber eben diese Gelegenheit, auf die Völker zu wirken, nur zu sehr für ihren hierarchisch-politischen Hauptzweck zu benutzen wußten. Daneben hatten die Klosterpensionen für Knaben und Mäd-chen immer fortgedauert, und in protestantischen Ländern mußten sich Aeltern, die ihre Söhne außer dem Hause erziehen lassen wollten, an die wenigen Fürsten- und secularisirten Klosterschulen halten. Da aber so-wol diese als jene von ihrer altfränkischen Form und düstern Mönchs-disciplin noch immer nicht lassen mochten, und zu weit hinter den Fo-derungen des sich regenden Zeitgeistes zurückblieben, so wagten es end-lich die Pädagogen des 18ten Jahrhunderts, die unterdrückten Rechte der Jugend geltend zu machen. Die frankischen Stiftungen zu Halle und die Kinderanstalten der Brüdergemeinde, die immer noch

zu früh Sündenerkenntniß und ascetische Frömmigkeit erzwingen wo
ten, machen den Uebergang von jener alten Prügelzucht zur freien E
ziehung der Philanthropen. Basedow und seine Freunde glaubt
Locke's und Rousseau's Ideen einer naturgemäßen, liberalen Erziehu
zum Weltbürgersinne nicht leichter realisiren, und die Regeneration d
entarteten Menschheit, nach welcher tausend Stimmen verlangten, ni
besser bewerkstelligen zu können, als wenn sie Erziehungsinstitute a
eigene Hand errichteten, die, unabhängig von Staat und Kirche, ein frei
Feld zur Ausführung der pädagogischen Theorien und Weltverbesserung
plane des Tages darböten. Das 1774 zu Dessau eröffnete Phila
thropin wurde mit einem Enthusiasmus aufgenommen, der sei
elektrischen Funken in alle Gegenden verbreitete, und bald mehrer
Anstalten dieser Art ihr Daseyn gab. Die Erziehungsinstitute d
edeln v. Salis zu Marschlues, des Abenteurers Bahrdt zu H
desheim, Campe's und Trapp's zu Trittow, Salzmann's
Schnepfenthal, Feder's, Spazier's, Olivier's und Tillich
Pensionen zu Dessau fanden ein empfängliches Publicum, und na
der Meinung ihrer Bewunderer konnte man darin nicht weniger, a
Alles lernen und ein vollkommener Mensch werden. Denn daß d
Ideal einer guten Erziehung in solchen Anstalten, wo die Jugend v
den sachverständigsten Männern Schritt vor Schritt, nach dem Fad
der schönsten Theorie, herangezogen und planmäßig ausgebildet werd
besser als unter den Störungen und Unvollkommenheiten des Familie
lebens zur Ausführung kommen müsse, hielten Viele für ausgemach
Wenn aber auch der äußere Glanz dieser Institute in Rücksicht ihr
heitern Tones und der liberalen Behandlung, wodurch sie den Mu
und Frohsinn der Jugend belebten, so wie in Rücksicht ihrer gymnasti
schen Uebungen und der rühmlichen Sorgfalt, die sie auf Gesundhe
und Körperbildung ihrer Zöglinge wendeten, die Probe hielt; so kon
ten ihre Leitungspläne, in denen nicht leicht eine Wissenschaft vermi
ward, ihre Alles erleichternden und versüßenden Lehrmethoden, ih
Kinderfeste, Meritentafeln, goldenen und schwarzen Nägel, Ehr- un
Schandbücher, Verdienstorden und Strafzettel doch nicht verhüten, d
nicht mancher als oberflächlicher Halbwisser und anmaßender Schwätz
aus ihnen hervorgehende Jüngling die Gründlichkeit ihres Unterrich
und den Ernst ihrer Disciplin verdächtig machte. Mehrere jener I
stitute gingen daher eben so schnell, als sie begonnen hatten, wied
unter; mehrere kamen in andere Hände, und nur das salzmannsc
besteht durch seine gute ökonomische Verwaltung, und durch den Ruh
seine schönen Versprechungen wenigstens in Rücksicht der körperlich
und moralischen, wenn auch minder in Betreff der intellectuellen B
dung seiner Zöglinge, seit 30 Jahren gehalten zu haben, noch bis di
sen Tag. An Instituten, die mit ihm wetteiferten, hat es übrige
in dieser Periode nicht gefehlt. Das christianische bei Kopenhag
(jetzt unter anderer Firma), das hundeikersche zu Vechelde b
Braunschweig, und seit kurzem das von Carl Lang in Wackerbartsru
bei Dresden gegründete, wurden vor andern berühmt, und fast in jed
größeren Stadt fanden sich Unternehmer, die Pensionen mit Samm
schulen zu verbinden, und aus den wohlfeilsten Candidaten und Stude
ten das nöthige Lehrerpersonale herzustellen wußten. Denn nur zu o
lag eine schlecht verhüllte Finanzspeculation solchen Unternehmung
zum Grunde, und mancher Hauslehrer trat, bloß um heirathen zu kö
nen, als Institutsdirector auf. Besonders fiel die weibliche Jugen
weil die Frau Directorin etwa Französisch verstand und Gouvernan

Digitized by Google

gewesen war, oft in solche Hände, und das Erziehungsinstitut der edeln Carolina Rudolphi, das von Hamburg nach Heidelberg wanderte, gehört, wie die dem Adel allein zugänglichen, und wegen ihrer Fonds der Aufsicht des Staates stehenden Fräuleinstifte, nur unter ehrenvollen Ausnahmen von den Mädchenpensionen gewöhnlichen Schlages, in denen die weibliche Jugend öfter verdorben als erzogen wurde. Ueberhaupt bedarf diese noch mehr, als die männliche, der Familien=Erziehung, und wie unentbehrlich auch Mädcheninstitute, in denen man Alles, was feinen Zirkeln gefällt und geltend macht, lernen kann, der modischen Eitelkeit scheinen mögen, so ist dennoch der Sinn für die kleinen Sorgen und unschuldigen Freuden der Häuslichkeit, den nur eine redliche Mutter einflößen kann, der künftigen Gattin und Mutter noch unentbehrlicher. Dergleichen Institute sollten daher nur als Rettungsanstalten für solche Töchter bestehen, für die es sonst kein Haus und keine Mutter mehr gibt. Aber leider wird die Institutserziehung immer ein Bedürfniß für Söhne und Töchter solcher Aeltern bleiben, die ohnehin unvermögend den nöthigen Unterricht selbst zu ertheilen, theils an ihrem Wohnorte keine gute Lehranstalt finden, theils die nahe Verbindung mit unerfahrenen Hauslehrern scheuen, theils im Bewußtseyn ihrer eigenen Unfähigkeit zum Erziehen, oder aus Liebe zur Bequemlichkeit, oder wegen ehelicher Mißverhältnisse, es für dienlicher achten, ihre Kinder aus dem Hause zu erziehen, und wohlhabend genug sind, die meist beträchtlichen Kosten der Pension zu bestreiten. Zu wünschen wäre aber, daß die Erziehungsinstitute allenthalben unter Aufsicht höherer Schulbehörden gesetzt würden, um unwürdige Unternehmer und Lehrer abzuhalten, und die wirkliche Ausführung der gewöhnlich sehr viel versprechenden Pläne zu verbürgen. Anders verhält es sich jedoch mit Pestalozzi's Unternehmen, dessen Institut zu Yverdün, als eine Experimentalanstalt zur Ausbildung und Bewährung seiner neuen Methode, und als eine vortreffliche Uebungsschule für Lehrer, jetzt ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit unseres Zeitalters, und eine Angelegenheit der Menschheit geworden ist. Neben ihm verdienen die Filialinstitute, die von Pestalozzi's Jüngern in Nordamerika, Neapel, Petersburg und in mehreren Städten Deutschlands errichtet worden sind, und das unter königlicher Autorität bestehende zellersche Normalinstitut zu Karlene in Preußisch=Litthauen, als wetteifernde Musteranstalten genannt zu werden. Und wenn auch ein abtrünnig gewordener Zögling und Lehrer des Instituts zu Yverdün, der als Verfasser einiger gelungener Lehrbücher bekannte Joseph Schmid die Erziehungsinstitute überhaupt für eine Schande der Menschheit erklärte; so gibt es doch noch zu viele Rücksichten und Umstände, die sein übereiltes Urtheil mildern, als daß wir für den Untergang dieser, wenn sie mit Geist und Erfahrung begonnen, mit Besonnenheit, Uneigennützigkeit und wahrem Vatersinne geleitet werden, immer wohlthätigen Anstalten stimmen möchten. Denn für die Resultate der Erziehung sind nicht die Theorien, Pläne und Methoden das Wesentliche, sondern der Sinn und die Tüchtigkeit der Personen, die dieß Alles handhaben. E.

Institut (National=). Unter diesem Namen ist die große gelehrte Anstalt, welche nach den ersten Revolutions=Stürmen, in denen alle wissenschaftlichen und Kunst=Akademien des königlichen Frankreichs untergegangen waren, neu gebildet wurde, und alle früheren einzelnen Akademien durch ein großes Ganze ersetzen sollte, am berühmtesten. Es entstand dasselbe durch ein Decret vom 3ten

Brümaire des Jahres 4, aus der ehemaligen Academie françoi der Academie des sciences und der Academie des belles lett et inscriptions. Gleich anfangs ward als seine Bestimmung an geben, Künste und Wissenschaften durch ununterbrochene Nachforsch gen, durch Bekanntmachung neuer Entdeckungen, so wie durch Co spondenz mit den vornehmsten Gelehrten aller Wissenschaften zu v vollkommnen, und hauptsächlich solche Wissenschaften und literari Beschäftigungen zu betreiben, die auf den allgemeinen Nutzen und Ruhm der Nation abzwecken. Seine Organisation ward gleich anfa so bestimmt, wie sie nachmals in der Hauptsache geblieben ist. D Institut sollte nämlich aus einer Anzahl zu Paris wohnhafter M glieder, und einer gleichen Anzahl Associés in den verschiedenen Th len der Republik bestehen, auch sollte außerdem jede Classe sich a auswärtige Gelehrte zugesellen können. Anfänglich ward das Instit in drei Classen, jede mit mehreren Sectionen getheilt, von denen erste die physischen und mathematischen, die zweite die moralischen u historischen Wissenschaften, die dritte endlich die Literatur und die sc nen Künste in ganzer Ausdehnung begreifen sollte; die Zahl der wi lichen Mitglieder ward ohne die Associés auf 144 bestimmt. Sei endliche Organisation erhielt jedoch das Nationalinstitut durch ein A rété vom 3ten Pluviose des Jahres 11 (23sten Januar 1803). Hi durch ward dasselbe in vier Classen getheilt: 1) die Classe der physik lischen und mathematischen Wissenschaften; 2) die Classe der franzö schen Sprache und Literatur; 3) die Classe der Geschichte und alt Literatur, und 4) die Classe der schönen Künste. Die erstere wa wiederum in mehrere Sectionen getheilt; nämlich die mathematisch Wissenschaften in die Sectionen der Geometrie, der Mechanik und d Astronomie, wozu noch eine Section der Geographie und Schifffahrt kunde kam; die physikalischen Wissenschaften in die Sectionen der Ch mie, der Mineralogie, der Botanik, der Landwirthschaft und Thierar neikunst, der Anatomie und Zoologie, so wie der Medizin und Chiru gie. Die zweite und dritte Classe erhielten keine Sectionen, wol ab die vierte, die in die Sectionen der Malerei, der Bildhauerkunst, d Architektur, der Kupferstecherkunst und der Musik zerfällt. Die ers Classe, aus 64 Mitgliedern bestehend, hat zwei beständige Sekretär den einen für die mathematischen, den zweiten für die physikalisch Wissenschaften, die sie mit Bestätigung der Regierung aus ihrer Mit ernennt, und die zwar Mitglieder der Classe sind, aber zu kein Section gezählt werden; sechs ihrer Mitglieder kann sie unter de übrigen Classen des Instituts, nebst acht auswärtigen Associés un hundert einheimischen und fremden Correspondenten ernennen. D zweite Classe besteht aus 40 Mitgliedern, und ist hauptsächlich m der Verfertigung eines allgemeinen Wörterbuchs der französischen Spr che beauftragt. Sie untersucht, in Rücksicht der Sprache, die wichti sten Werke der Literatur, der Geschichte und der Wissenschaften, un muß wenigstens einmal im Jahre eine Sammlung ihrer critischen B merkungen bekannt machen; auch sie ernennt mit Bestätigung d Regierung eins ihrer Mitglieder zum beständigen Sekretär, und kan zwölf ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen des Institut ernennen. Die dritte Classe besteht gleichsam aus 40 Mitgliedern un aus acht fremden Associés; sie beschäftigt sich mit den gelehrten Spr chen, mit Antiquitäten und Monumenten, mit der Geschichte und alle moralischen und politischen Wissenschaften in ihrem Verhältnisse zu Geschichte. Hauptsächlich soll sie sich bemühen, die französische Litera

en mit den Werken der griechischen, lateinischen und orientalischen Classiker, die noch nicht übersetzt sind, zu bereichern, und sich mit der Fortsetzung der diplomatischen Sammlungen beschäftigen. Sie ernennt gleichfalls mit Bestätigung der Regierung aus ihrer Mitte einen beständigen Sekretär, kann neun ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen, und 60 einheimische und fremde Correspondenten ernennen. Die vierte Classe endlich besteht aus 28 Mitgliedern und acht fremden Associés, und ernennt eben so aus ihrer Mitte und mit Bestätigung der Regierung einen beständigen Sekretär, der zu keiner Section gehört. Sie kann sechs ihrer Mitglieder aus denen der übrigen Classen ernennen, und 36 einheimische und fremde Correspondenten wählen. — Die associirten Mitglieder der Classen haben nur in dem, was wissenschaftliche Gegenstände betrifft, eine deliberative Stimme, gehören aber in ihrer Classe zu keiner Section und erhalten auch keinen Gehalt. Die Ernennung zu den erledigten Plätzen geschieht übrigens durch jede Classe, mit Bestätigung der Regierung. Die Mitglieder jeder der vier Classen haben das Recht, wechselseitig bei den besonderen Sitzungen einer jeden Classe zugegen zu seyn, und darin auf Verlangen Vorlesungen zu halten. Viermal im Jahre vereinigen sich die verschiedenen Classen in allgemeinen Sitzungen, um sich wechselseitig Rechenschaft von ihren Arbeiten abzulegen; auch ernennen sie gemeinschaftlich einen Bibliothekar und einen Unterbibliothekar, so wie die Agenten, die dem gesammten Institute angehören. Jede Classe legt der Regierung die besondern Statuten und Ordnungen über ihre innere Polizei vor; auch hält eine jede jährlich eine öffentliche Sitzung, wobei die drei andern zugegen sind. Die allgemeine Verwaltung wird durch eine Verwaltungscommission besorgt, die aus fünf Mitgliedern des Instituts, nämlich zweien der ersten, und einem jeder der übrigen Classen, von denen sie zugleich ernannt werden, besteht. Diese Commission läßt in den allgemeinen Sitzungen des Instituts alles das reguliren, was sich auf die Verwaltung, die allgemeinen Ausgaben und die Vertheilung der Fonds unter die einzelnen Classen bezieht. Jede Classe regulirt alsdann wiederum für sich die Verwendung der, zu ihren besonderen Ausgaben, bestimmten Fonds, so wie Alles, was den Druck und die Bekanntmachung ihrer Memoires betrifft. Die wirklichen Mitglieder und die beständigen Sekretärs der Classen werden von der Regierung besoldet, die dem Institute eine jährliche, in dem Budjet des Ministers des Innern begriffene, Summe für seine Ausgaben anweiset. Alle Jahre werden von jeder der vier Classen Preise ausgetheilt, auch ist dem Institute der Ausspruch über die Zuerkennung der großen, durch die Decrete vom 24sten Fructidor des Jahres 12 und vom 28sten November 1809 angeordneten zehnjährigen Preise überlassen. In dem letzten Jahre des kaiserlichen Frankreichs nahm das National-Institut den Namen eines kaiserlichen Instituts an, und jetzt, nach der Restauration der Bourbons, hat es wieder den Namen Akademie erhalten oder ist wieder in seine ersten Bestandtheile der drei im Anfange dieses Art. genannten Akademien zerlegt worden. Eine Anzahl Mitglieder des Instituts, die sich der Revolution zu sehr geneigt gezeigt hatten, und sogenannte régicides wurden bei dieser neuen Bildung der 3 Akademien als Mitglieder entfernt. CZ.

Institutionen, s. Corpus juris und röm. Recht.

Instrument (überhaupt ein jedes Werkzeug), in der juristischen Sprache eine förmlich aufgenommene Urkunde (z. B. Notariats-Instrument, Friedens-Instrument); — in der Musik, und vorzugsweise

ein Ton- oder Klangwerkzeug, musikal. Instrument. S. d. folgenden Artikel.

Instrumentalmusik ist diejenige Musik, welche bloß von musikalischen Instrumenten ausgeübt, und deßhalb von der Vocalmusik, welche aus den Tönen der menschlichen Stimme entsteht, unterschieden wird. Daß alle Instrumentalmusik ursprünglich eine Nachahmung des menschlichen Gesanges, oder des Gesanges der Vögel sey, kann, wo nicht historisch, doch wenigstens physiologisch und philosophisch erwiesen werden. Denn die Töne der menschlichen Kehle, so wie der Gesang der Vögel, klangen dem Ohre zu lieblich, als daß der Mensch nicht hätte auf die Erfindung kommen sollen, diese Töne auch durch den Klang todter Körper hervorzubringen. Somit entstand wahrscheinlich unter allen musikalischen Instrumenten die Flöte am ersten, weil es sehr natürlich war, daß Leute, welche im Freien lebten, zufällig ein gehöhltes Rohr an den Mund setzten, und eben so zufällig durch Einblasen des Athems einen Ton aus demselben hervorlockten. Die Entstehung der Saiteninstrumente, als bei weitem complicirterer Körper, fällt wahrscheinlich in spätere Zeit. Die Instrumentalmusik der Griechen beschränkte sich auf wenige Instrumente, unter denen die Flöte, die Zither und die Posaune, welche Instrumente den unsrigen gleiches Namens nicht ganz ähnlich sind, die vornehmsten waren. Bei den Neuern hatte die Instrumentalmusik ebenfalls einen geringen Ursprung; sie war anfangs nur auf sehr wenige Instrumente beschränkt. Es leuchtet von selbst ein, daß man sich derjenigen Instrumente, auf welchen man eine Melodie spielen konnte, zuerst bediente; denn man hatte oder mußte ja den Zweck haben, diejenige Melodie, welche bereits mit Hülfe der menschlichen Stimme erfunden war, nun auch auf diesen Instrumenten nachzuahmen. So entstand der Gebrauch der Geige, als eines Hauptinstruments. Warum die Flöte, als ein weit älteres Instrument, gewissermaßen von der Geige verdrängt wurde, läßt sich leicht erklären; das Spiel eines Saiteninstruments ist bei weitem nicht so ermüdend, als das eines Blaseinstruments; der Ton der Geige contrastirt mehr mit der Menschenstimme, dahingegen die Flöte mit derselben zu sehr verschmilzt, und also keine Befriedigung gewährt; und endlich liegt es in der Natur der Sache, daß das Wohlgefallen an den Blaseinstrumenten von keiner so langen Dauer ist, als dasjenige an Geigeninstrumenten. Das Instrument, welches die Melodie zu spielen vermochte, war also gefunden. Was also natürlicher, als daß man, da jede moralische und physische Thätigkeit der Seele eine Grundlage haben will, nun auch bemüht war, zu jener Melodie einen Stützpunkt, auf welchem sie um so sicherer einherschreiten könnte, zu erfinden? Auf diese Weise verfiel man auf die Verfertigung der Baßinstrumente. Es konnte aber nicht lange währen, so fühlte man auch das Bedürfniß, die großen und leeren Zwischenräume zwischen den hohen Tönen der Geigen- und den tiefen der Baßinstrumente, welche das Ohr sehr unbefriedigt ließen, auszufüllen; nun entstanden die Bratsche (die tiefere Geige) und das Violoncell (der höhere Baß), mit deren Tönen jene Zwischenräume auf eine dem Ohre sehr angenehme Weise ausgefüllt wurden. Da nun hierdurch der vierstimmige Gesang, dessen Erfindung wir eben so gut, als die Erfindung jeglicher anderer Kunstbestrebungen, einer bloß mechanisch bedingten Ursache zuschreiben, begründet war; so scheinen die italienischen Componisten bis fast in die Mitte des vorigen Jahrhunderts kein Bedürfniß gefühlt zu haben, sich außer den Geigen und den Bässen noch anderer Instrumente zu

bedienen; wenigstens findet man in den Compositionen jener Zeit nur selten ein Blaseinstrument angewandt. So wie nun aber die menschliche Natur Alles steigert, und Alles stets verändern will, so fingen auch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die italienischen Componisten an, zu den Geigeninstrumenten noch die Hoboe und das Horn hinzuzufügen; die Flöte dagegen ist überhaupt in Italien, besonders in der Instrumentalmusik, nie sehr geschätzt worden. Die Hoboe aber mit ihrem schneidenden, streng contrastirenden Tone, schien jenen Componisten zur Hervorbringung des beabsichtigten Endzwecks am geeignetesten zu seyn. Mit der Erfindung der Hoboe waren nun die Geigen unterstützt, und es wäre ein Mißverhältniß gewesen, wenn man nicht auch den untern Stimmen eine ähnliche Stütze hätte geben wollen. Dieß geschah durch Zulassung des Horns. Hoboe und Horn, überdem stets nur begleitend und nie obligat spielend, waren und blieben aber auch die einzigen Blaseinstrumente, deren man sich fast bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Italien bediente; ja noch in diesem Augenblicke sind die Italiener mit ihren Blaseinstrumenten bei weitem nicht so verschwenderisch, als die Deutschen, besonders aber die Franzosen. Nachdem aber die melodische Musik der Italiener, die durch den streng-vierstimmigen Satz ohne weitere Unterstützung in sich selbst hinlänglich abgeschlossen und qualitativ begründet zu seyn schien, von den deutschen Componisten, besonders von Mozart, auch quantitativ zu harmonischen vielfach ausgebildet worden war, fand man den Kreis jener wenigen Instrumente zu eng begränzt, und es wurden nun, je nachdem man einen besondern Effect beabsichtigte, bei den *neuern* Compositionen auch alle bekannte Blaseinstrumente angewandt. So wie sich aber die ersten deutschen Componisten der Fülle der Instrumente des innern qualitativen Effects wegen bedienten, so begannen die neuern französischen Componisten und ihre Nachahmer unter den Deutschen hingegen alle Instrumente nur der äußern, quantitativen Ohrenbetäubung wegen und bei jeder Veranlassung in Bewegung zu setzen. Daher die wenigen Noten in den italienischen, die vielen in den deutschen, der stete Ueberfluß an denselben in den neuern französischen Partituren. So viel über die historische Entstehung der Instrumente und überhaupt der Instrumentalmusik. Was nun ihren ästhetischen Charakter anbetrifft, so ist dieser bisher von den meisten Critikern durchaus verkannt worden. Da nämlich die Musik ihrem Wesen nach rein romantisch ist, d. h. da sie mit Ausschluß alles dessen, was dem Verstande anheim fällt, nur die Sehnsucht nach einem unbekannten, außer uns liegenden Etwas darzustellen und auszudrücken sucht; so folgt daraus, daß sie im eigentlichen Verstande keiner Worte bedarf, um in unserer Seele die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Nichtsdestoweniger kann die bloße Instrumentalmusik, in sofern sie dennoch immer nur eine Nachahmung der Vocalmusik ist, dieser durchaus nicht vorzuziehen, sondern billigerweise nur mit derselben gleichzustellen seyn. Uebrigens ist hier noch zu bemerken, daß man unter Instrumentalmusik auch die Instrumentaltonstücke versteht, und diese allen musikalischen Stücken entgegensetzt, in welchen sich Gesang befindet, so daß sie auch eben so wenig die bloße Begleitung zu diesem bedeutet. Im Allgemeinen gehören zur Instrumentalmusik Sinfonien und Ouvertüren, Solo's, Duetts, Trio's, Quartetts, Quintetts rc., Sonaten und Phantasien, Concerte für einzelne Instrumente, Tänze, Märsche und andere Stücke. Pq.

Insurrektion, Insurgenten (vergl. Aufstand). Grundbedeutung dieses, in der letzten Zeit so oft gehörten und versch den gebeuteten Worts ist mit Aufstand oder Aufruhr (s. d. Art.) v kommen gleichbedeutend, doch wird das Wort gewöhnlich nur gebrau um einen allgemeinern Aufstand, einen allgemeinern Aufruhr zu beze nen; auch verbindet man damit in der Regel die Idee einer ges widrigen Widersetzlichkeit gegen die rechtmäßige Obrigkeit. Ehe jedoch von den Bedeutungen, oder vielmehr von den Mißdeutungen n ter sprechen, welche in neuern Zeiten das Wort erhalten, müssen vorher noch einer besondern Bedeutung erwähnen, welche dasselbe ungarischen Staatsrechte hat. Dort bedeutet es den Aufstand des sammten Reichsadels in Masse, den der König bei dringenden Gef ren zur Vertheidigung der Gränzen durch ein allgemeines Aufgel (Heerbann) aufzurufen befugt, und dem zufolge alsdann jeder Adli verbunden ist, in Person bewaffnet im Felde zu erscheinen. Noch neuern Zeiten, zum letzten Male im J. 1809, hat die ungarische Insi rektionsarmee rühmlich gegen den Feind, der die Gränzen des Vat landes betrat, gefochten. Ob nun eine Insurrektion im obigen u gewöhnlichen Sinne des Worts gerechtfertigt werden könne, ist ei sehr bestrittene Frage und wir beziehen uns hier auf das, was unt dem Artikel Aufstand darüber gesagt worden ist. Unstreitig aber jede Insurrektion rechtmäßig, sobald sie gegen die Anmaßungen fremd Tyrannei und Usurpation gerichtet ist. Ein Volk, das in einem s chen Falle zu den Waffen greift, vertheidigt seine heiligsten Rechte g gen die Willkür der Uebermacht, und so hat in unsern Tagen d Wort Insurrektion und Insurgenten eine edlere Bedeutung gewonne als man vormals mit demselben verband. So sprachen die Franzose von spanischen Insurgenten, und meinten damit die übergroße Meh zahl der Nation, die sich nicht vom französischen Uebermuthe schände nicht ihres rechtmäßigen Königs berauben lassen wollte; so sprachen f von Insurrektionen in Deutschland, wenn die Einwohner zu Gunste ihrer rechtmäßigen Fürsten gegen die fremden Unterdrücker die Waffe ergriffen. So haben die Worte Insurrektion und Insurgenten, Uebe gesinnte und manche andere ihren vormaligen gehässigen Sinn dadur verloren, daß sie oft gerade in der entgegengesetzten Bedeutung g braucht worden sind. Was das Verfahren im Kriege mit denjenige betrifft, die, sey es mit Recht oder Unrecht, von der Gegenpartei fü Insurgenten erklärt worden sind, so pflegt man diesen freilich die Vo rechte ordentlicher Krieger nicht zuzugestehen, und mit ihnen keine guten Krieg zu führen, (d. h. man hält sich für berechtigt, ihre Wol nungen zu zerstören und sie selbst, wenn sie in Gefangenschaft gerc then, als Verbrecher zu bestrafen,) doch hängt dieß größtentheils d von ab, ob die Insurgenten stark genug sind, um Repressalien z üben, in welchem Falle, wie die neueste Geschichte des spanischen Kri ges beweiset, man sich gewöhnlich bequemt, sie gleich andern ordnung mäßigen Kriegern zu behandeln. C. Z.

Integralrechnung, s. Infinitesimalrechnung.

Intellectuell, von dem lateinischen Worte Intellectus, Ve stand, bedeutet häufig bloß so viel als verständig, einsichtsvoll, geisti — auch dem Erkennen angehörend, auf dem Erkennen beruhend, ent gegengesetzt dem Moralischen und Aesthetischen, z. B. in den Ausdrucke intellectuelle Bildung. Wird dieser Ausdruck von Er kenntnissen gebraucht, so versteht man darunter solche, die aus den Verstande entsprungen sind, im Gegensatz der sensuellen oder sensitiven

Digitized by Google

ie aus den Sinnen und der Empfindung entspringen; die Gegen-
inde dieser Erkenntniß nennt man aber intelligibel, nur dem
rstande oder der Vernunft erkennbar. So ist z. B. der Satz, daß
le Veränderungen eine Ursache haben, eine intellectuelle Erkenntniß.
ie Philosophie Fichte's und Schellings redet von einer intellectuellen
schauung, welche nichts anders ist, als die unmittelbare, reine Selbst-
schauung oder die nicht sinnliche Anschauung des Absoluten. „Ich
aue mich selbst an, heißt es, in der unmittelbaren, in sich zurückge-
enden Thätigkeit, wodurch ich ein Ich bin; diese reine Vorstellung
iner selbst ist nicht sinnlich; keine Wahrnehmung oder Betrachtung
einer sinnlichen Eigenschaften, meiner persönlichen Beschaffenheit oder
ndividualität; die Vorstellung meines empirischen Selbst setzt schon
ie intellectuelle Selbstanschauung voraus; denn Ich bin eher, als ich
ragen kann, wer ich sey? die Anschauung des Actes, wodurch das
Ich entsteht, das unmittelbare Bewußtseyn der aus sich selbst hervor-
gehenden und in sich selbst zurückgehenden Thätigkeit macht die intel-
ectuelle Anschauung aus.“ Betrachtet man dieß Alles genauer, so
ergiebt sich, daß bei Fichte das reine Selbstbewußtseyn als intellectuelle
Anschauung in ihrer höchsten Abgezogenheit von sinnlicher innerer An-
schauung erscheint. Bei Schelling sollte die intellectuelle Anschauung,
als Grundbewußtseyn der Einheit überhaupt geltend gemacht werden;
daher ist ihm die bloß intellectuelle Anschauung der absoluten Iden-
tität. Es ist hier der Ort nicht, dieß weiter auszuführen. Wer sich
darüber weiter unterrichten möchte, was denn überhaupt die intellec-
tuelle Anschauung solle, und wie sie in die neuere Philosophie gekom-
men sey, der lese in dem Werke Reinhold, Fichte und Schel-
ling von Jakob Fries, S. 224 fgg.

Intelligenz, Vernunftwesen, d. h. ein Wesen, welches im
Vernunftgebrauche von sinnlichen Eindrücken unabhängig ist. Der
Mensch ist Intelligenz in dem Bewußtseyn, daß er, unabhängig von
den sinnlichen Eindrücken der Lust und Unlust, seine Vernunft zum
Handel gebrauchen, seinen Willen frei durch eigene Gesetze bestim-
men kann, und hierdurch ist er in eine andere Ordnung der Dinge ge-
setzt, als die der Sinnenwelt ist. Unter der höchsten Intelligenz ver-
steht man die Gottheit, welche wir nicht anschauen können, weil sie
kein sinnliches Wesen ist, und die in der Erkenntniß nicht, wie wir,
von sinnlichen Eindrücken abhängt, sondern die Dinge erkennt wie sie
sind, nicht bloß wie sie erscheinen. Nach Fichte besteht das Wesen der
Intelligenz in der Ichheit oder Selbstheit; sie sieht sich selbst zu,
schaut sich selbst an; Seyn und Wissen ist in ihr unzertrennlich; was
sie nicht anschaut, das ist für sie nicht, sie selbst ist nur, indem sie
sich selbst sieht, also auf sich selbst handelt. Was für die Intelligenz
seyn soll, das muß sie in gewissem Verstande selbst seyn, das muß sie
in sich selbst anschauen: denn ihr Wesen besteht darin, daß sie sich
selbst zusieht. Sie kann nichts seyn, und in ihr kann nichts seyn,
was sie nicht setzt, was sie nicht anschaut, dem sie nicht zusieht. Das
vorstellende Wesen ist Alles, was es ist, und was für dasselbe ist,
nothwendig für sich selbst, und nur in so fern ist es Intelligenz, des-
sen Charakter durch Ichheit bezeichnet wird. Es ist sich selbst Object
erscheint sich selbst, handelt auf sich selbst: alle Dinge, die für dasselbe
sind, müssen in ihm seyn, zu ihren eigenen Selbsterscheinungen gehö-
ren, Gegenstände ihrer Selbstbeschauung ausmachen. Wenn man das
sich selbst zusehen das Ideale und das Seyn das Reale nennt, so
kann man sagen, daß Ideale und Reale ist unzertrennlich vereinigt.

In dieser unzertrennlichen, unmittelbaren Vereinigung des Zufek und Seyns, des Idealen und Realen, besteht eben das Wesen Intelligenz, die Natur des Ich, der Charakter des Geistes. darf nicht vergessen, daß diese Ansicht lediglich von dem idealistis Standpunkte aus kann erhalten werden. Bei unsern Sprachmeng bedeutet Intelligenz oft nichts weiter als Einsicht, Verständigi Vernünftigkeit. dd.

Intelligenzblätter heißen solche, wöchentlich gedruckte gen, in welche Nachrichten eingerückt werden, die schleunig **zur** E **sicht, Kenntniß** (Intelligenz) des Publicums kommen sollen. Anstalt, an welche dergleichen Nachrichten schriftlich eingeliefert n den, und welche sie darauf durch den Druck bekannt machen läßt, n ein Intelligenz-Comptoir (Nachweisungsanstalt) genannt. Bei Römern vertraten die Acta populi Romani, in welchen die Geb nen, Gestorbenen, Hochzeiten, Ehescheidungen, Todesstrafen, Ad tionen, Manumissionen, wie auch die Ankunft der Fremden aufgezei net wurden, und welche Jedermann lesen und nachschlagen durfte, Stelle solcher öffentlicher Nachrichten, welche auch späterhin an öffe liche Gebäude und dazu errichtete Säulen angeschlagen wurden. T ersten Vorschlag, ein Intelligenz-Comptoir zu errichten, in welch alle Nachrichten eingegeben und zu Papiere gebracht würden, dar die Nachfragenden beschieden werden könnten, soll der Vater des Mo tagne, der 1559 starb, gethan haben; John Innys war hingegen l erste, der 1637 ein solches Intelligenz-Comptoir wirklich zu Lond errichtete. Er nannte es the office of intelligence, und erhi vom Könige Carl I. auf 40 Jahre ein Privilegium darüber. Deutschland hat der Baron Wilhelm von Schröder, der 1663 ermort wurde, zuerst dem Kaiser Leopold einen Entwurf zu einem Intelliger Comptoir überreicht, welchen Herr von Boden 1703 wiederholte, wo auf dann 1727 zu Berlin, 1729 zu Halle, 1744 zu Augsburg, 17 zu Nürnberg, 1750 zu Hannover und 1763 zu Leipzig Intelliger Comptoire errichtet wurden.

Intelligibel, s. **Intellectuell.**

Intension bedeutet die innere Stärke oder Kraft, Gehalt, auch die Verstärkung der innern Kraft, Anspannung, im Gegensa der Extension oder Ausdehnung. So spricht man von einer Intensi der Gefühle, wenn man die Innigkeit derselben anzeigen will; welchem Sinne man sich auch des Beiworts **intensiv** bedient. I **tensives** Leben nennt man ein solches, dessen Dauer man nic nach der Zeit, sondern nach der Wirksamkeit und dem Genusse bere net. **Intensiv vergrößern** heißt verinnigen, dem innern Wert nach erhöhen. Ein Verbum intensivum (in der Sprachlehre) ein verstärkendes Zeitwort: z. B. betteln ist das Verbum intens vum von bitten. **Intensität** ist eben so viel, als intensive Stärk d. h. die innere, nicht von der Qualität der Theile abhängende Wir samkeit eines körperlichen Stoffes.

Interdict hieß I. in der römischen Rechtspflege eine Zwische verordnung des Prätors, durch welche bei streitigem Besitze der He ausgeworfene bis nach Austrag der Sache, in Besitz gesetzt wurd II. Der große Bann, mit dem der Papst ganze Städte, Provinz und Länder zur Strafe der Widersetzlichkeit belegte, welche sich d Einwohner oder die Regenten gegen ihn und den Clerus hatten Schulden kommen lassen. Er war der furchtbarste Schlag, der da Volk und die Fürsten treffen konnte. Aller Gottesdienst hörte au

die Kirchen wurden verschlossen, keine Glocken durften mehr geläutet, keine Sacramente verwaltet, keine Leichen mit kirchlicher Feierlichkeit beerdigt werden; was sonst heilig und segensvoll hieß, Kreuze, Gnadenbilder, Altäre, war nun entweiht und kraftlos. Dieß schreckliche Anathema wurde zuerst von Gregor V. 998 gegen Frankreich, dessen König Robert sich von seiner im 4ten Grade mit ihm verwandten Gemahlin Bertha nicht trennen wollte, ausgesprochen, und dieser Monarch mußte, um eine völlige Empörung der Nation zu verhüten, endlich nachgeben und sich von seiner Gemahlin trennen. Noch bedeutendere Folgen hatte das 1208 von Innocenz III. über England verhängte Interdict, welches durch des Königs Johann Weigerung, den Peterspfennig oder Romgroschen eintreiben und dem Papste das Patronat über die englischen Bisthümer zu lassen, verursacht wurde. Nachdem das Interdict 6 Jahre lang gedauert hatte, mußte Johann nicht nur das Verweigerte gestatten, sondern auch unter den schimpflichsten Demüthigungen und Büßungen, die ihm abgesprochene Krone als päpstl. Lehn wieder annehmen, und die empörten Großen des Reichs 1215 durch die Unterzeichnung der **Magua Charta**, worauf die englische Freiheit beruht, zufrieden stellen. Je öfter indeß die Päpste sich dieses Mittels, die Fürsten zu demüthigen und die Völker zu zwingen, bedienten, desto mehr verlor es von seiner Kraft, und wenn sie auch fortfuhren, in wichtigen Fällen das Interdict zu verhängen, so wurde es doch seit dem 15ten Jahrhunderte nicht mehr wie sonst beachtet, und die neuere Zeit weiß nichts mehr von diesen Anmaßungen der päpstlichen Hierarchie. (S. d. Art. **Bann**). E.

Interesse, interessant (von dem Lateinischen interesse, dabei seyn, daran gelegen seyn). Interesse ist der Antheil, den wir an einer Sache nehmen; in Hinsicht des Gegenstandes selbst, der Bezug oder die Wichtigkeit, die sie für uns hat. Daher sagt man in letzterer oder objectiver Rücksicht: ich habe ein Interesse bei der Sache oder bin bei derselben interessirt, d. h. ich bin bei derselben beantheiligt, in dieselbe verwickelt, ferner ein Gegenstand interessirt mich (hat für mich Interesse), wenn er etwas Anziehendes, eine Wichtigkeit für mich hat, und man nennt ihn in so fern interessant, d. i. wichtig, besonders anziehend, reizend, z. B. eine Person, wenn sie unterhaltend ist; in ersterer oder subjectiver Hinsicht aber: ich interessire mich für einen Gegenstand, d. h. nehme Antheil an ihm, (daher Interessent, Theilhaber, Theilnehmer) lasse mir ihn angelegen seyn, z. B. ich interessire mich für eine Person, d. i. ich nehme auf sie vorzügliche Rücksicht, verwende mich für sie u. s. w. Letzteres setzt voraus, daß ein Gegenstand ein Interesse für mich habe oder mir interessant sey. Das Interesse der Menschen, d. i. der Gegenstand, für welchen sie sich interessiren, so wie der Grund, warum, und die Art, auf welche sie sich für ihn interessiren, ist verschieden nach der Art und den Graden ihrer Bildung. Dem sinnlichen Menschen ist nur das Sinnliche, oder der Nutzen und Gewinn interessant, und man nennt daher diesen Antheil, um so stärker er ist, Interesse im engern und niedern Sinne, d. i. Eigennutz, angelegentliche Sorge für seinen Vortheil, auch diesen Vortheil oder Gewinn selbst Interesse, besonders wenn er sich auf Geld oder Geldeswerth bezieht; daher auch in der Mehrzahl die Interessen, im bürgerlichen Leben die Zinsen von Capitalien und Grundstücken genannt werden. Nicht minder hat jeder Stand, jede Lebensart, jedes Geschlecht ein eigenthümliches Interesse. Von diesem speciellen Interesse

unterscheidet man daher Das, was allen Menschen interessant f
sollte, was mithin an sich interessant ist, und was man unter Ge
beten schlechthin interessant nennt. Interessant in dieser Bei
tung ist nichts Gemeines und Gewöhnliches, sondern nur Das, r
auf eine ausgezeichnete Weise die höheren Thätigkeiten des Gei
beschäftigt, oder ein eigenthümlicher Ausdruck derselben ist, wenn
auch nicht immer unmittelbar ein reines Lustgefühl erwecken sollte,
welchem freilich größtentheils und vorzüglich das Interesse beru
was mithin entweder durch seine bedeutsame Form oder seinen wic
gen Inhalt die Aufmerksamkeit des Gebildeten, der jene Kräfte
und zu einem ungemeinen Grade ausbildet, an sich zieht, insbes
dere aber Das, was sich auf Menschheit, ihre Bestimmung und eig
thümliche Darstellung in der Wirklichkeit und Kunst bezieht oder r
ihr in einem seltsamen Widerspruche steht, nach dem Ausspruc
homo sum, nihil humani a me alienum esse puto (ich bin
Mensch, und nichts was Menschen angeht, ist mir fremd), oder r
der deutsche Dichter sagt: „die Menschheit ist dem Menschen das I
teressanteste." Das Interessante ist sonach nicht immer das Schön
obgleich das Schöne in gewissem Sinne immer auch interessant
(interessiren muß). Interessant ist z. B. in der Kunst auch das Pr
duct einer großen, originellen Kraft, welcher die Vollendung d
Schönen noch mangelt, und man nennt auch eine Person, ihr Betr
gen, ihre Physiognomie interessant, (d. i. durch einzelne hervorstechen
oder eigenthümliche Züge die Aufmerksamkeit, vorzüglich mit Wo
gefallen an sich ziehend,) wenn sie auch nicht schön (d. i. in vollko
men ausgebildeter Form einen bedeutungsvollen Charakter verschli
ßend) genannt werden darf. T.

Interim. Nach Ueberwältigung des schmalkaldischen Bund
erließ Carl V., um wie die politischen Verhältnisse, so auch das Rel
gionswesen in Deutschland auf den alten Fuß zu setzen, eine Veror
nung, wie es einstweilen (daher sie das Interim genan
wurde) bis zur definitiven Entscheidung eines allgemeinen Concils m
Kirchenverfassung, Lehre und Gebräuchen in Deutschland gehalten we
den sollte, und gab ihr auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 d
Kraft eines Reichsgesetzes. Nur der Kelch im Abendmahle und d
Priesterehe waren den Protestanten darin nachgelassen; in allem Uebr
gen sollten sie die schon seit mehr als 20 Jahren außer Gebrauch g
kommenen Formen und Ceremonien des Katholicismus wieder beobac
ten. Die katholischen Stände sahen in diesem Interim nur eine im
mer noch zu gelinde Rectification der Protestanten, und diese wußte
durch Unterhandlungen und halbe Befolgungen Zeit zu gewinnen
bis ihnen die passauer Verträge 1552 und der Friede zu Augsbur
1555 vollkommene Religionsfreiheit sicherten. E.

Intermezzo, Zwischenspiel, ist keine Erfindung de
Neuern; denn schon die Alten kannten gewisse kurze, abgerissene, locke
in einander verwobene Darstellungen, durch welche sie den Uebergan
von einem Stücke zu dem andern zu machen suchten. So wie sie Pro
loge und Epiloge hatten, die dazu bestimmt waren, entweder vo
oder nach dem Stücke das Publicum in eine befriedigende Beziehun
mit demselben zu setzen, so dienten auch solche Zwischenspiele dazu, da
vorhergehende Stück gleichsam mit dem folgenden zu verbinden un
längere Zwischenräume der Zeit auszufüllen. Gegenwärtig gibt ma
den Namen Intermezzo hauptsächlich kleinen italienischen oder deut
schen komischen Opern, welche nur für eine, höchstens zwei Personen

schrieben sind, aber weder mit dem vorhergehenden, noch mit dem nachfolgenden Stücke in irgend einer Verbindung stehen. Da die Kunst an diese Art Producte, eben weil sie durch die geringe Anzahl [...]ienen sehr beschränkt sind, keine strenge Anfoderungen zu machen [sch]eint; so fühlt man sich von denselben hinlänglich befriedigt, wenn [s]ie sich nur durch Laune und komische Kraft auszeichnen, ohne es ge[nau] mit dem innern regelmäßigen Zusammenhange derselben sehr ge[na]u zu nehmen. Die neuern Intermezzo's sollen anfangs, wenn man [Ar]teaga's Behauptung trauen darf, Madrigale gewesen seyn, wel[che] zu mehreren Stimmen zwischen den Aufzügen abgesungen wur[den], und auf das Stück Beziehung hatten. Als eins der ältesten [und] schönsten nennt man il Combattimento d'Apolline col ser[pe]nti von Bardi. Bald aber entfernten sich diese Madrigale von [ihr]er ersten Bestimmung, und stellten eigene Handlungen für sich vor. [In] der Darstellungen solcher Intermezzo's hat sich besonders in der [neu]ern Zeit der königl. preuß. Kammersänger Bianchi, und unter den [Deut]schen Elmenreich sehr ausgezeichnet. Eines der bekanntesten ist [de]r Schuster (il calzolaro) des Erstern, und il Maestro di Ca[pe]lla. Pp.

Internuntius wird derjenige Gesandte oder Unterbotschafter [gen]annt, welchen der Papst an auswärtigen kleinern Höfen, oder bei [Re]publiken hält. Ein Gesandter des Papstes an größern Höfen, bei Kaisern und Königen, heißt Nuntius. Auch heißt der ordentliche österreichische Botschafter zu Constantinopel Internuntius.

Interpolation, so viel als Einschaltung, ist ein Kunstwort der Mathematik, und bedeutet das Bilden eines Gliedes in einer Reihe von Größen aus den Gliedern einer ander Reihe. In der philologischen Critik nennt man Interpolation die Einschaltung [unäch]ter Stellen in eine Schrift, Verfälschung des Schriftstellers durch eingeschobene (interpolirte) Stellen. M. L.

Interpretation, s. Erklärung, Exegese und Hermeneutik.

Interpunktion und Interpunktionszeichen. Interpunktion nennt man die Abtheilung einzelner Worte, ganzer Sätze und vollständiger Gedankenreihen durch gewisse Zeichen, welche theils die Verbindung, theils die Trennung dessen, was dem Sinne nach zusammen gehört oder getrennt werden muß, theils auch die Hebung und Senkung der Stimme andeuten (von interpungere, Zwischenpunkte machen). Das, was wir jetzt Interpunktion nennen, und das ganze darüber aufgestellte System, ist ein Eigenthum der neuern abendländischen Sprachen. Die Morgenländer kennen nur Ton-, aber keine eigentlichen Interpunktionszeichen; die Römer kannten zwar den Namen (Cic. de oratore III., 44 und 46 Senecae ep. 40), verbanden aber damit einen ganz andern Begriff. Ihre Interpunktion war, so wie die der Griechen, größtentheils eine bloß oratorische, d. h. sie bezog sich nur auf den Vortrag und die Declamation der Worte, und wurde oft gar nicht, oder höchstens durch einen Punkt am Ende des Satzes, oder durch neue Linienanfänge und Absätze (versus, στιχοι) angedeutet. Die neuere größtentheils grammatische Interpunktion dagegen, war spätern Ursprungs, und angeblich eine Erfindung des alexandrinischen Grammatikers Aristophanes, welche von den folgenden Grammatikern mehr ausgebildet wurde, sich aber zu Carls des Großen Zeiten schon wieder so verloren hatte, daß er für nöthig fand, sie durch Warnefried und Alkuin wieder herstellen zu lassen. Sie bestands anfangs

nur in einem auf dreifache Art angebrachten Punkt (στιγμή, daher der Diplomatik Stigmeologie, die Interpunktionslehre) und biswei noch in einem Striche, die aber beide auf sehr verschiedene Art gefor wurden. Da man aber bei dem Gebrauche dieser Zeichen keine stimmte Regeln befolgte, und sich ihrer zur nothdürftigen Abtheilu der Sätze sehr willkürlich bediente, so behielt die Interpunktion noch i mer viel Schwankendes, bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts gelehrten venetianer Buchdrucker Manucci die Interpunktionszeich vermehrten, und sich ihrer nach festern Regeln zu bedienen anfing. Ihr Beispiel wirkte bald so allgemein, daß man sie allerdings als Sch pfer der jetzigen Interpunktionsmethode betrachten kann, und es (wenn gleich Heynatz und einige andere neuere Grammatiker auf Verm rung der Interpunktionen antrugen) seit jener Zeit außer einzelnen nauern Bestimmungen nichts hinzugethan worden. Die sämmtlichen a gemein-üblichen Interpunktionszeichen sind nämlich folgend 1) das Komma (,) (Strich, Beistrich), steht vor allen beziehend Fürwörtern; vor und nach eingeschobenen Worten oder kurzen Zw schensätzen; vor und nach Erklärungsbegriffen (Appositionen); vor l len Bindewörtern (Conjunctionen), durch welche einfache Sätze mit ei ander verbunden werden; zwischen mehreren einzelnen, nicht durch Bi dewörter mit einander verbundenen Haupt- und Beschaffenheitswörte (Substantiven und Adjectiven), und überhaupt zum Unterschiede d einzelnen Theile einfacher Sätze. 2) das Semikolon (;) (Punk strich, Strichpunkt) bestimmt mehr als das Komma, aber weniger a das Kolon. Es steht in den Sätzen und Perioden, welche aus mehrer Gliedern bestehen, besonders wenn diese Glieder von einiger Län sind; besonders, um den Nachsatz von dem Vordersatz in solchen Sätz zu trennen, welche eine Ursache, Erklärung, Einschränkung und F gerung enthalten, gewöhnlich vor den Worten, aber, denn, allei wiewol, indessen, dennoch, nur, hingegen u. s. w. 3) Das Kolo (:) (Doppelpunkt) steht vor einem Nachsatze, wenn der Vorders zusammengesetzt, besonders, wenn er durch ein Semikolon oder mehre abgetheilt gewesen; wenn man seine eigenen oder eines Ander Worte unmittelbar anführt, und die Ankündigung vorher anzeig wenn man Beispiele anführt, oder eine oder mehrere Sachen gleichsa aufzählt; und wenn sich der Sinn oder die Kraft einer ganzen Ste in einem einzigen Worte, oder in einigen Worten concentirt. 4) Da Punktum (.) (Schlußpunkt) steht am Ende jedes vollständigen Sa zes, der weder eine Frage noch einen Ruf enthält; und als Abkü zungszeichen bei unausgeschriebenen Worten, nach bloßen Anfangsbu staben von Worten und Namen, so wie bei Zahlen; jedoch richtig n bei Ordnungszahlen, oder bei solchen Grundzahlen, die für Ordnung zahlen gelten, wohin besonders auch die Jahrzahlen gehören. Mehre neben einander gesetzte Punkte bezeichnen einen abgebrochenen, unvolle deten Satz, oder im umgekehrten Falle die Mangelhaftigkeit ein Rede von vorn herein, oder überhaupt andere Lücken, z. B. nach A fangsbuchstaben von Namen, die man aus guten Gründen nicht au schreiben will. 5) das Fragezeichen (?) (Fragpunkt) dient, d Ton der lebendigen Stimme in der Schrift zu ersetzen und wird na jeder unmittelbaren Frage gesetzt. Wird aber eine Frage nur mitt bar oder erzählungsweise angeführt, so ist das Fragzeichen nicht nöthi 6) das Ausrufungszeichen (!) (Rufzeichen) wird an das En solcher Sätze gesetzt, welche einen Befehl, Aufruf, Wunsch, Verwund rung, Betheurung, oder lebhafte Gemüthsbewegung aussprechen; be

ichen nach allen Empfindungswörtern, wenn sie allein stehen, und ch allen Worten, wenn sie mit Affect ausgesprochen werden. Er= ckt sich der Aufruf auf den ganzen Satz, so erhält dieser das Aus= ungszeichen, und das Empfindungswort nur ein Komma, oder wird r nicht unterschieden. Fehlerhaft steht es am Eingange der Briefe, nach der Anrede. Seine Verdoppelung als Zeichen der ver= rkten Empfindung, oder des Tadels (!! wol gar !!!), so wie die s Fragzeichens (??), ist mit Vorsicht zu gebrauchen, und in den bei reitem mehreren Fällen ein Beweis, daß der Schreiber bei der Stelle nichts empfand, oder zu sagen wußte. 7) Das Theilungs= Ommas oder Bindezeichen (= oder auch —) steht am Ende der Zeile, um die durch den Raum verursachte Trennung der zu einem Worte gehörenden Sylben anzudeuten, ferner zwischen zwei Begriffen, die zwar zu Einem Ganzen verbunden sind, die man aber, da jeder einen eigenen Ursprung und seine besondere Abstammung hat, isolirt denken und verstehen kann; oder wenn man bei einem zusammengesetz= ten langen Worte die Etymologie (Ableitung) desselben anzeigen, und die leichte Uebersicht, so wie das richtige Lesen desselben befördern will; oder wenn ein oder mehrere vorhergehende Worte sich auf ein gemeinschaftliches Schlußwort beziehen, z. B. Polizei= und Prozeß= ordnung. 8) Die Parenthese, der Einschluß, das Einschlie= ßungszeichen (() oder [], auch durch zwei Striche bezeichnet,) wird gebraucht, wenn ein eingeschobener Nebensatz von der übrigen Rede unterschieden werden soll, deßgleichen bei erklärenden Beisätzen und Beiwörtern, und wenn man einen ganz fremdartigen Begriff, nach einer eigenen und von dem andern Satze verschiedenen Stellung und Construction, in die Mitte setzt. Das Zeichen [] braucht man auch dann, wenn man mitten in der angeführten Rede eines Andern Etwas anzumerken hat, damit der Leser dieß nicht für eine in die Rede selbst gehörige Parenthese halte. 9) Der Gedankenstrich (—), (Querstrich, Pause) findet da seine Anwendung, wo man die Aufmerk= samkeit des Lesers auf einen Gedanken, auf eine sonderbare Wendung, oder auf einen Gegensatz rege machen, oder auch eine längere Pause im Reden, einen verschwiegenen Gedanken oder eine Lücke andeuten will. Auch steht es zwischen Sätzen, welche zwar eine gewisse innere Ver= wandtschaft unter einander haben, aber ohne genauere äußere Verbin= dung zusammengestellt sind. Deßgleichen wird es gebraucht bei plötz= licher Abweichung von der angefangenen Construction (Anakoluthon). 10) Das Anführungs= oder Citationszeichen („“) steht zur Bezeichnung unmittelbar angeführter fremder Worte und Reden, angeführter Bücherstellen, Beispiele u. s. w. sowol bei ganzen Sätzen, als bei einzelnen Worten. (Es wird beim Schreiben auch als Tren= nungszeichen gebraucht.) 11) Der Apostroph (’) (Abkürzungszei= chen) bezeichnet die Weglassung eines Vokals, besonders des e und i, seltener einiger anderer Buchstaben (z. B. bei’m statt bei dem). Man darf ihn, außer in Gedichten, nur sehr vorsichtig brauchen. Es gab eine Periode, in welcher, durch blinde Nachahmung des humoristi= schen wandsbecker Boten, der Apostroph so sehr an der Tagesordnung war, daß man seinen häufigen Gebrauch für ein ächtes Kennzeichen des Witzes hielt. 12) Das Abkürzungszeichen (p oder pp, ꝛc., etc.) steht am Ende eines Satzes, anzudeuten, entweder, daß derselbe un= vollendet sey, oder daß man sich zu dem Gesagten noch mehreres Aehn= liche hinzudenken könne. Außer diesen Zeichen kann man weiter keine zu den Interpunktionen rechnen: denn die Anmerkungszeichen

(*†), der Paragraph (§), Eintheilungszeichen (entweder durch Buchstaben oder durch Zahlen), Tonzeichen, und Fortweisungszeichen (. fg. ff.) sind nur Hülfsmittel zum bessern Verständniß des allgemeinen Sinnes einer Schrift oder einzelner Stellen, beziehen sich aber nicht auf den oben aufgestellten herrschenden Begriff der Interpunktion. A — s.

Interregnum (Zwischenreich), s. d. Art., Vicariat, Reichsvicarien und Deutschland.

Intervall, Zwischenraum, nennt man in der Musik den Abstand zweier Töne in Rücksicht ihrer Höhe und Tiefe, d. i. der verschiedenen Geschwindigkeit, mit welcher die Schwingungen der tönenden Körper geschehen, = Tonverhältniß; auch die Töne selbst, in sofern sie in diesem Verhältnisse stehen. Das Gehör empfindet nämlich die Resultate dieser Verhältnisse eben so, wie das Auge die mehrere oder mindere Einfachheit oder Symmetrie zweier Verhältnisse im Raume, ohne die Verhältnisse selbst erst zu messen oder die Nähe und Entfernung der Gegenstände zu berechnen. Ein Tonverhältniß ist consonirend, wenn die Schwingungszahlen in sehr einfachen Verhältnissen stehen; alle diese Verhältnisse lassen sich durch die Zahlen 1 bis 6 oder deren Verdoppelungen ausdrücken. Die dissonirenden Tonverhältnisse sind weniger einfach; die brauchbaren beruhen auf Multiplicationen oder Divisionen der Zahlen unter sich. Die consonirenden Verhältnisse sind dem Ohre für sich angenehm; die dissonirenden aber nur, wenn sie sich auf etwas Einfacheres beziehen, und zu etwas Einfacherem übergehen. Alle Intervalle werden beim Generalbaß durch Ziffern bezeichnet, und darnach auch benannt Prime (Grundton), Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime, Octave, (dieses sind die einfachen Intervalle,) dann None, Decime 2c.

Intoleranz, ist die Unduldsamkeit gegen Anderer Ansichten und Meinungen, besonders in Sachen der Religion. Sie steht der jedem Menschen angebornen Denk- und Religionsfreiheit entgegen, und ist mit der Geneigtheit, diese zu beschränken größtentheils verbunden. Sie entspringt ebensowol aus Festigkeit eigener Ueberzeugungen, als aus Eigensinn, Irrthum, Scheinreligion und Bosheit, und kann in ihren Wirkungen höchst verderblich werden. Da aber die Religion nur durch Freiheit erworben werden kann: so hat auch ein Jeder das Recht, sich hierin dieser Freiheit nach eigenem Gefallen zu bedienen, wenn er nur kein öffentliches Aergerniß dadurch gibt. Es kann daher kein Mensch berechtiget seyn, einen andern zu zwingen, daß er sich zu irgend einer Religion bekennen soll, die Zwangsmittel dazu mögen nun öffentliche, z. B. Verfolgung, oder geheime seyn, z. B. Bestechungen. Auch darf kein Mensch dem andern deßwegen ein Uebel zufügen, weil er sich von einer Kirche trennt, und entweder für sich selbst, oder in einer andern Kirche seine Religionsübung anstellen will. Darum muß man nicht eben aus Indifferentismus (s. d. Art.) tolerant seyn. Doch darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Geistesfreiheit, die eigentlich jedes Menschen Erbtheil ist, da, wo von Religion die Rede ist, mit der bürgerlichen Freiheit, die durch den Staat bedingt wird, in auffallende Berührung geräth. Denn in sofern die Religion nicht bloß in Gesinnungen besteht, sondern auch auf das Handeln Einfluß hat, und gewisse äußere Handlungen, als Ausdruck dieser Gesinnungen nothwendig macht; so scheint daraus hervorzugehen, daß der Staat, als solcher, das Recht habe, gewisse Vorrechte, z. B. den Antheil an der Staatsverwaltung durch gewisse Aemter, von dem Bekenntniß der herr-

Digitized by Google

schenden Religion abhängig zu machen, und daher den Antheil an der öffentlichen Religionsübung oder an den kirchlichen Symbolen von seinen Bürgern gesetzlich zu verlangen. Eine Religion ist nun einmal als unerläßliche Stütze jedes Staats, oder vielmehr jeder bürgerlichen Gesellschaft angenommen und aufgestellt worden. Auch würde die Moralität des großen Haufens, dem weder Erziehung noch Unterricht eine Fertigkeit in der Ausübung moralischer Grundsätze verschafft haben, ohne den Zaum der Religion zum Nachtheile der bürgerlichen Gesellschaft sehr bemerklich gefährdet werden. So sehr also auch gewisse Eiferer, welche die Religion, als Religion, und nur durch die ihr inwohnende heilige Kraft, gepflegt wissen wollen, sie von dem Staate und seinen Zwecken und Motiven zu trennen bestrebt sind; so kann dennoch kein Denker in Abrede seyn, daß sie, außer dem höhern Zwecke, den Menschen zum Ebenbilde Gottes zu machen, auch noch zur Ruhe und Beförderung der bürgerlichen Ordnung beitragen könne und auch müsse. Wenn diese Behauptung, wie wir glauben, zu einem unumstößlichen Grundsatze, dem keine Erfahrung zu widerstreiten vermag, geworden ist: so folgt daraus, daß der Staat, als solcher, allerdings verpflichtet sey, die Ausübung der in demselben herrschenden Religionen zu berücksichtigen und sie, so viel als möglich, zum Augenmerke seiner polizeilichen Gesetzgebung zu machen. Wenn wir diesen Grundsatz streng ins Auge fassen, so wird uns, ohne daß wir deßhalb zu fanatischen Schwärmern werden dürfen, die Nothwendigkeit einleuchten, mit welcher der Staat über die äußere Ausübung der in dessen Gebiete herrschenden Religionen zu wachen hat, weßhalb ihm auch in diesem Sinne genommen, nichts weniger als eine absolute Toleranz zuzumuthen ist. Wir verwahren uns aber vor dem Verdachte, als wollten wir dem Staate auch auf die Meinungen, insofern diese Meinungen bleiben, Einfluß gestatten. Auch verträgt sich überall mit einem wahren, regen Eifer, den wir für alles Wichtige, also auch für die Religion, haben sollen, jene absolute Toleranz nicht, welche, im eigentlichen Verstande, nichts als absolute Gleichgültigkeit für alles Vorhandene genannt werden muß. Diese Gleichgültigkeit, oder dieser Indifferentismus, pflegt auch gewöhnlich nur solchen Individuen gegeben zu seyn, die, in eine gewisse Unthätigkeit und Schlaffheit der Seele versunken, weder für die Tugend, noch für das Laster ein eigentliches Interesse fühlen, und von beiden gleich wenig gerührt werden können. Es bedarf keines Beweises, daß dergleichen Personen weder im Moralischen noch im Religiösen jemals etwas Großes, Erhabenes, oder das Wohl der Menschheit Förderndes unternehmen werden. Daher kann auch die gewöhnliche Denkungsart solcher Individuen, vermöge welcher nur darum die fremde Ruhe nicht gestört werden soll, damit die eigene erhalten werde, zu keiner Maxime für Diejenigen werden, die das Heil der Menschen selbst mit Aufopferung ihres eigenen Glücks zu fördern im Stande sind. Diejenige Toleranz, welche Alles, was geschieht, für gut erklärt, und nach welcher Niemand in seinem Handeln gestört werden soll, wenn er nur das Positiv-Böse unterläßt, möchte er auch für ewige Zeiten das Gute nicht thun, diese Toleranz soll weder in der Religion, noch in der Moral, noch im bürgerlichen Leben, noch irgendwo in den Bestrebungen der Menschen geduldet werden. Pq.

Intonation bezeichnet in der Musik das Angeben der Töne durch Stimme oder Instrumente, und die Fähigkeit dazu. Die Intonation ist in der Musik von der höchsten Wichtigkeit, weil von der Reinheit derselben der größte Theil des Vergnügens abhängt, welches

wir bei jener finden; ja die **reine** Intonation, d. i. die, durch we
che der rechte Ton genau getroffen wird, ist die erste und unerlaßlich
Bedingung eines jeglichen Gesanges, und das Ohr kann diesem, rüh
er auch übrigens von der schönsten und geübtesten Kehle her, kein
Geschmack abgewinnen, wenn die Intonation **unrein** ist, d. h. we
sie entweder etwas über, oder unter dem rechten Tone schwebt. D
Ursache des **unreinen** Intonirens (Distoniren), welches man i
Italienischen stonare, im Französischen détoner nennt und dess
doppelte Art man im Deutschen auch durch die Worte **herunterz**i
hen (gewöhnlich **unterziehen**) und **hinaufziehen** (gewöhnli
aufziehen) ausdrückt, ist immer noch nicht hinlänglich erklärt, wen
man sie in einem fehlerhaft, oder nicht genugsam gebildeten Gehö
sucht. Wir haben Sänger gekannt, die bei einer wahrhaft künstleris
ausgebildeten Stimme, überhaupt bei allen Vorzügen einer mit Fle
und Anstrengung erworbenen Virtuosität, nicht selten in den Fehl
der falschen Intonation verfielen, diesen selbst erkannten und ihn do
nicht verbessern konnten. Es scheint daher, als liege die Ursache di
ses Fehlers oft mehr in einer momentanen körperlichen Schwäche, al
in der Ungebildetheit des Gehörs. Dem sey wie ihm wolle, so i
das Studium der reinen Intonation das nothwendigste Erfoderni
bei der Erlernung des Gesanges, und sie kann nur auf die Weis
zweckmäßig erlernt und mit Erfolg ausgeübt werden, wenn der Lehr
ling, nicht, wie es meistens zu geschehen pflegt, mit geschwinden Stü
ken, oder gar mit Bravour-Arien, sondern mit dem langen Aushalte
der einzelnen Töne erst nach ihrer natürlichen, fortschreitenden Ord
nung, dann in schwereren Intervallen (Singen der Scala, oder Sol
feggiren) beginnt. Denn, wird die menschliche Stimme, ehe sie durch
angestrengte Uebung zur Festigkeit des qualitativen Tones gelangt, ge
zwungen, eine Quantität von Tönen hervorzubringen: so muß sie na
türlich in sich selbst zerbrechen und zu jeder Leistung von kräftiger,
gediegener Intonation gänzlich unfähig gemacht werden. Da wir keine
eigentliche Singschulen, im Sinne der Italiener, in Deutschland besit-
zen; so wird daraus begreiflich, warum der Gesang im Allgemeinen,
besonders aber die Fertigkeit in geschwinden Passagen, so wie die rei-
ne Intonation der einzelnen Noten, bei weitem weniger in Deutsch-
land, als in Italien, zur Kunst ausgebildet worden ist. In Italien,
wo das Solfeggiren ein anhaltendes, jahrelanges Studium, ja, den
vornehmsten Theil der Singkunst, ausmacht, ist es allein möglich, die-
jenige Fertigkeit und Biegsamkeit der Stimme zu erhalten, die wir
bei den Italienern bewundern, und die ein charakteristisches Kennzei-
chen fast aller italienischen Stimmen ist. Nächst der Reinheit des To-
nes, kommt es bei der Intonation auch auf die Fertigkeit an, die Töne
schnell und mit Leichtigkeit hinter einander anzugeben. Was die In-
tonation der Instrumente anbetrifft, so ist diese allerdings auch gro-
ßen Schwierigkeiten unterworfen, besonders bei den Blaseinstrumen-
ten, auf denen ein reiner und schöner Ton weit seltener ist, als auf
den Saiteninstrumenten. Bei diesen hängt es bloß von der Führung
des Arms, und von dem Instrumente selbst ab, ob wir einen reinen
Ton hervorbringen, oder nicht. Die Intonation der Blaseinstrumente
aber hängt nicht allein von der Fähigkeit des Mundes, welche durch
Trockenheit der Lippen oder eine andere vorherrschende Disposition
des Körpers, bedingt werden kann, ab; sondern die augenblickliche
Beschaffenheit des Instruments, welches der jedesmaligen Einwirkung
der Luft unterworfen ist, stellt dem Künstler eine andere und noch

nit wichtigere Schwierigkeit entgegen. Die Erfahrung bestätigt die- se: denn gegen zehn erträgliche Geiger, sieht man kaum zwei Künst- ler, welche auf Blaseinstrumenten genügen. Daher muß das Studium des Künstlers auf dem Blaseinstrumente unablässig dahin gerichtet seyn, durch eine im Ansatze der Lippen auf das sorgfältigste beachtete Into- nation sich Schönheit und Leichtigkeit des Tons zu erwerben. Beim Gottesdienste heißt intoniren einen Gesang anstimmen, und wird sonders von dem Geistlichen gesagt, welcher vor dem Altare einige Worte singend anstimmt, worauf der Chor dann antwortet. S. An- tiphonie.

Pq.

Intrade (ital. intrata) ist ein aus vollstimmiger Instrumen- talmusik bestehender kurzer Satz, der einem größern Tonstücke, oder überhaupt einer theatralischen Handlung zur Einleitung dient, und mehrentheils einen ernsthaften oder feierlichen Charakter behauptet. Ursprünglich scheint die Intrade von den Trompetern herzurühren, die durch ihre Instrumente die Aufmerksamkeit der Menge auf die folgen- de, öffentliche oder theatralische Handlung rege machen mußten. Nach und nach wurde dieses anfangs bloß mechanische Hülfsmittel künstlerisch behandelt, wo man dann zu den Trompeten auch noch die übrigen ...lichen Instrumente hinzufügte. So entstanden endlich die charakteri- sirenden Einleitungsmusiken, die wie jetzt Ouvertüren und Sinfonien (s. d. Art.) nennen. Endlich bezeichnet man mit dem Worte Intrade das lärmende, und an keine bestimmte Melodie gebundene Untereinan- derblasen eines Trompetercorps, welches sich am Ende in ein sanftes Aushalten der Dominante, ihrer Terzen und Quinten verwandelt. In- traden werden aber auch Staatseinkünfte und landesherrliche Ge- fälle genannt.

Introduction heißt in der Musik eine Einleitungsmusik, be- sonders das Gesangsstück, welches in der italienischen Oper nach der Ouvertüre folgt.

Invaliden heißen diejenigen Soldaten (Gemeine) und Offi- ziere, welche, weil sie ausgedient haben, oder im Kriege verstümmelt worden sind, zum fernern Dienste untauglich sind. Mehrentheils wer- den sie in einem öffentlichen Gebäude (Invalidenhaus) vom Staate le- benslänglich erhalten. Schon bei den Alten findet man Spuren von einer ähnlichen Anstalt. Die Athenienser hatten ein besonderes Gesetz, welches gebot, die im Kriege Verstümmelten auf öffentliche Kosten zu ernähren. Auch die Römer gaben den Invaliden einigen, obgleich ge- ringen Unterhalt. Späterhin wurden sie lange Zeit in den Klöstern versorgt. Das erste Invalidenhaus wurde in Frankreich errichtet, wo König Philipp August zuerst den Plan dazu entwarf. Allein da Papst Innocentius III. nicht erlauben wollte, daß dieses Institut unter der Gerichtsbarkeit des Bischofs stehe, so gab der König seinen Plan auf. Erst Ludwig XIV. führte diesen Gedanken aus, und ließ im J. 1669 zu Paris am Ende der Vorstadt St. Germain ein prächtiges Invaliden- haus (aux Invalides) aufführen, in welchem 3000 Gemeine und 500 Offiziere verpflegt werden. Es hat seine eigene Kirche, ein Kranken- haus, seinen eigenen Gouverneur, Major und andere Offiziere; man hält eine ordentliche Wache in demselben, auch werden alle andere For- malitäten, die in einer Festung üblich sind, darin beobachtet. Derje- nige Soldat, der wegen Armuth und Schwäche darin aufgenommen werden will, muß zehn Jahre gedient haben. Die Invaliden dürfen kein Gewehr tragen, außer die, welche auf der Wache sind. In der ersten Zeit der Revolution hatte diese Anstalt sehr gelitten, ist aber

während des Kaiserthums, zweckmäßiger als je eingerichtet worden. Das ansehnliche Invalidenhaus zu Berlin, mit der schönen Inschrif Laeso et invicto militi, hat Friedrich der Große 1748 erbau lassen.

Inventarium heißt im Allgemeinen jedes genaue Verzeichn vorgefundener Sachen, insbesondere ein jedes (genaue) Verzeichniß all einzelnen Sachen, welche das bewegliche Capital eines Menschen au machen, er mag dasselbe nun selbst in seiner Verwahrung und Ve waltung behalten, oder einem Andern anvertrauet haben, um Rechnu darüber zu führen. Dergleichen Verzeichnisse werden z. B. bei Ka leuten jährlich unter dem Namen Inventur über die vorhanden Waaren, bei Antretung einer Vormundschaft über das Vermögen d Mündels, bei Sterbefällen über die Verlassenschaft des Verstorbene bei Uebernahme eines erkauften oder ererbten Gutes, bei Pachten verfertigt (es wird inventirt). Bei Landgütern aber macht d eigentlich sogenannte Wirthschafts-Inventarium, oder d Verzeichniß des beweglichen Capitals, einen wesentlichen Bestandth derselben aus, weil ohne die Summe von beweglichen Mitteln d landwirthschaftliche Production, oder die Bearbeitung und Benutzu des Grundcapitals eines Landgutes, nicht Statt finden kann. In di ser Rücksicht wird das Wirthschafts-Inventarium eingetheilt 1) in d lebendige oder Viehinventarium, auch Moventien (r sese moventes) genannt, wozu alles Zug-, Last-, oder Arbeits Nutz- und Zucht-Vieh gehört, und 2) in das todte oder leblo Inventarium, auch Fahrniß oder Mobilien (res mobile genannt, zu welchem man die Summe aller leblosen Dinge und Sache z. B. Geräthe, Werkzeuge, Maschinen, Schränke rc. rechnet, weld durch Menschen und Thiere fortgebracht und in Bewegung gesetzt we den müssen. X.

Investitur (Einkleidung, feierliche Einweihung, Einsetzung) hi insbesondere die Belehnung, durch welche Bischöfe und Aebte sich, se das Lehnswesen bestand, von ihren Landesfürsten in den Genuß ihr Kirchengüter einsetzen lassen mußten. Diese Belehnungssitte hatte i ren Grund in dem Umstande, daß viele dieser Güter erst von den La desfürsten verliehen worden, und ihre jederzeitigen Besitzer daher a Vasallen derselben zu betrachten waren. Weil die Fürsten sich ab nicht begnügten, den Bischöfen und Prälaten die Zeichen der Bele nung (Ring und Krummstab) zu überreichen, sondern dadurch au Einfluß auf die Besetzung dieser geistlichen Aemter zu erlangen gewu hatten, so griff der Papst Gregor VII. das Investiturrecht der Fü sten an, und erregte dadurch den Investiturstreit, einen lan wierigen Kampf zwischen Kirche und Staat, der von ihm und seine Nachfolgern mit abwechselndem Glücke gegen die Fürsten der kathol schen Staaten geführt, und für Deutschland erst durch das wormse Concordat 1122 (in welchem der Kaiser auf die Wahl und In vestitur der Bischöfe und Aebte Verzicht leistete, und sich nur die Be stätigung ihrer Wahl und ihre Belehnung mit den Regalien, dur Ueberreichung des Scepters, vorbehielt) beigelegt wurde. Seitde üben die Capitel und Klöster in Deutschland das Recht einer frei Wahl ihrer Bischöfe und Prälaten aus; in den übrigen katholische Staaten ist aber, obgleich die Abschaffung der Investitur von de Landesfürsten verlangt wurde, ihr Einfluß auf diese Wahl in neuere Zeiten dennoch wieder entscheidend geworden. L.

Io, eine Tochter des Inachos (nach Andern des Argus Panoptes,) und der Peitho, nach Andern des Jasos und der Leucane, war ein wunderschönes Mädchen, in welches sich Jupiter verliebte. Sie wollte anfangs seine Wünsche nicht erhören; als sie aber von ihm in einen dicken Nebel gehüllt wurde, gewährte sie ihm ihre Umarmung. Trotz dieser Verhüllung merkte Juno die Untreue ihres Gemahls, und wollte Beide auf der That überraschen. Aber Jupiter verwandelte die Geliebte, um sie dem Zorne der Juno zu entziehen, sogleich in eine schöne weiße Kuh; Juno erkannte jedoch die Io, und bat sich die Kuh von ihrem Gemahle zum Geschenk aus. Jener, nichts Arges ahnend, gewährte ihr diese Bitte. Juno nahm die Kuh mit sich und gab ihr den hundertäugigen Argus zum Hüter. Jetzt reuete den Jupiter seine Willfährigkeit; aber die That war nicht ungeschehen zu machen. Um jedoch die Io zu befreien, gab er dem Mercur den Auftrag, den Argus zu tödten. Dieser richtete zwar den Auftrag glücklich aus, indem er zuerst den Wächter durch sein Flötenspiel einschläferte; in dem Augenblicke aber, wo sich Io wieder in Freiheit glaubte, ward sie durch die eifersüchtige Juno wahnsinnig gemacht und rastlos durch die ganze Welt getrieben. Sie sprang ins ionische Meer, kam nach Illyrien, setzte über den Hämus, durchstreifte Thracien, schwamm durch den thracischen Bosporus nach Asien, streifte durch Scythien über den Caucasus, und kam endlich nach Aegypten. Im caucasischen Gebirge kam sie zum Prometheus, der sie tröstete und ihr den Weg zeigte, den sie nehmen sollte. Dieser Weg wird im Prometheus des Aeschylus weitläufig beschrieben. In Aegypten endigten sich ihre Leiden; hier erhielt sie ihre vorige Gestalt wieder, und gebar den mit Jupiter erzeugten Epaphus. Diesen mußten jedoch, auf Anstiften der Juno, die Kureten verbergen, welche dafür vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen wurden. Nach langem Suchen fand endlich Io ihren Sohn in Syrien wieder, und kam mit demselben nach Aegypten zurück, wo sie der König Telegonus zu seiner Gemahlin nahm. Sie ward nun zur Göttin, und die Aegypter verehrten sie unter dem Namen Isis.

Jocaste (Epicaste), eine Tochter des Menöceus, Schwester des Creon und Gemahlin des thebanischen Königs Lajus, dem sie den Oedipus gebar. Nachdem dieser seinen Vater Lajus unwissend erschlagen, und das Räthsel der Sphinx gelöset hatte, bekam er zur Belohnung Jocasten, seine eigene Mutter, zur Gemahlin. Die Täuschung wurde bald entdeckt, und Jocaste erhing sich selbst aus Verzweiflung. (S. d. Art. Oedipus.)

Jole, s. Hercules.

Ion, ein Sohn des Xuthus und der Kreusa, einer Tochter des Erechtheus. Das gleichnamige Trauerspiel des Euripides, so wie das deutsche von A. W. Schlegel, gründet sich auf folgende Mythe. Ion war eigentlich der Sohn des Apollo, der ihn heimlich mit Kreusa erzeugt hatte. Diese legte das junge Kind in ein Kästchen, und setzte dasselbe in die nämliche Höhle, in welcher sie vom Apollo umarmt worden war. Auf Bitten desselben brachte Mercur das Kind zur delphischen Pythia, wo es erzogen wurde. Indessen hatte Kreusa den Xuthus geheirathet. Da sie aber keine Kinder von demselben bekam; so ersann Apollo den Plan, den jungen Ion dem Xuthus als seinen eigenen Sohn zu übergeben. Die Gelegenheit zur Ausführung dieses Vorhabens fand sich, als Xuthus wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel um Rath fragen ließ. Dieß gab ihm zur Antwort: er habe bereits einen Sohn, und derjenige sey es, der ihm, aus dem Tempel gehend,

zuerst begegnen würde. Xuthus, der einst bei einem Bachusfeste Delphi ein Mädchen umarmt hatte, glaubte, der so eben gefund Sohn sey eine Frucht jener Umarmung, und nahm daher denselben väterlicher Liebe auf. Da er, aus dem Tempel gehend, denselben zu gefunden hatte; so gab er ihm auch den Namen daher. Desto un friedener war seine Gemahlin mit dem neuen Erben, den sie für Frucht irgend einer begünstigten Nebenbuhlerin hielt. Ihr Haß g so weit, daß sie sogar bei einem Gastmahle, welches der freudige Xuth hatte anstellen lassen, den Jon vergiften wollte. Jon aber trank z Glück den Giftbecher nicht, sondern opferte ihn den Göttern. E Taube, die von dem ausgegossenen Tranke kostete, und gleich dar starb, entdeckte Kreusa's schreckliches Vorhaben. Sie wird zur St nigung verurtheilt, flieht zum Altare, und als Jon eben im Begri ist, sie von demselben wegzureißen, bringt jene Priesterin das Kästch herbei, in welches ehemals Kreusa ihren neugebornen Knaben gele hatte. Diese erkennt es und zugleich ihren Sohn, und nennt sein Vater Apollo. Minerva, welche diese Aussage bekräftigt, bered Beide, den Xuthus in dem Glauben zu lassen, als sey Jon sein wa rer Sohn. Jon zeichnete sich bald durch männliche Thaten aus. Na der Sage führte er gegen 1406 v. Chr. eine Colonie nach dem Pel ponnes. Hier erhielt er das Königreich Aegjalea, dessen Beherrsch Selinus ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, und ihn selbst an Ki des Statt annahm. Seiner Gemahlin zu Ehren baute er die Sta Helice, und nannte das Land nach seinem eigenen Namen Jonien, wie die Einwohner desselben Jonier. — Unterdessen wählten ihn d Athener in ihrem Kriege gegen die Eleusinier zu ihrem Anführer. E besiegte die Thracier, und die Athener legten dankbar den Scepter i seine Hände, und hießen nun ebenfalls **Jonier**. Er theilte Attika i vier Stämme (tribus), die er entweder nach seinen Söhnen, od nach der Beschäftigung dieser Stämme benannte, und legte die b rühmte **ionische** Colonie in Kleinasien an (s. d. folgd. Art.). Na einigen Zeugnissen war er sogar der Anführer der letztern, kehrte abe nach Athen zurück und starb daselbst.

Jonien hieß dasjenige Land, in welchem sich die Jonier, vo den Achäern verdrängt, in Kleinasien anbaueten. Es erstreckte si zwischen den Flüssen Hermus (jetzt Sarabat) und Mäander (jetzt Min der) längs der Küste, den Inseln Samos und Chios gegenüber. Ge gen Mittag gränzte es an Karien, gegen Abend an das ägäische Meer gegen Mitternacht an Aeolien, und gegen Morgen an Lydien und a einen Theil Kariens. Durch Handlung, Schifffahrt (besonders an de Küsten des mittelländischen Meers) und Ackerbau ward Jonien bal eine der blühendsten Provinzen Kleinasiens. Es enthielt zwölf Städte die zusammen einen Verein schlossen, der unter dem Namen des **ioni schen Bundes** bekannt ist. Jene zwölf Städte hießen: **Phocä** (jetzt ein Dorf Fochia), das noch blühende Smyrna, Clazomene (au dessen Ruinen jetzt Bourla oder Kelisman steht), Erythrä (jetzt Eretri) woher die erythräische Sybille, Chalcis, Tejos (jetzt Segesi), des Ana kreon Vaterland, Myonesus (jetzt Psili), Lebedus (jetzt Karabasch) Colophon (jetzt Altobosco), Ephesus (s. d. Art.), Priene, des Weise Bias Geburtsort, Myus und **Miletus** (jetzt Palatscha), woher Tha les und Anaximander, so wie der Redner Aeschines stammten. Ephe sus war unter diesen die vornehmste, und zugleich die berühmteste Stadt von Kleinasien. Anfangs war die Regierungsform der Jonier monarchisch, indem mehrere kleine Könige daselbst herrschten; aber bald

wurde sie in eine demokratische verwandelt. Jede einzelne Stadt machte einen eigenen Freistaat aus; doch waren alle durch ein gemeinschaftliches Band zu einem Ganzen vereinigt. Der ionische Bund wurde geschlossen, als Medien und andere asiatische Reiche mächtig zu werden anfingen. Die Abgeordneten jeder Stadt kamen alle Jahre bei dem Tempel des Neptun zusammen, welcher sich in einem heiligen Haine am Fuße des Berges Mycale, nicht weit von Ephesus befand. Nach einem feierlichen Opfer, wobei ein Jüngling aus Priene den Vorsitz führte, berathschlagte man sich über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Bundes. Der Ort, wo diese Zusammenkunft geschah oder auch diese selbst, ward Panionium genannt. Als das lydische Königreich mächtig zu werden begann, mußten sich demselben mehrere Städte des Bundes unterwerfen; ja, Crösus unterwarf den ganzen ionischen Freistaat seiner Herrschaft. Doch erlaubte er ihnen, nur nach ihren eigenen Gesetzen zu leben; nur mußten sie ihm einen jährlichen Tribut zahlen und Hülfstruppen senden. Als Cyrus den Crösus mit Krieg überzog, lud jener sie ein, mit ihm gegen den lydischen König gemeinschaftliche Sache zu machen; doch wollten die Jonier die Partei des Crösus nicht verlassen, und verwarfen Cyrus Antrag. Nachdem aber dieser in der Schlacht bei Thymbra den lydischen König besiegt hatte, schickten die Jonier Gesandte an ihn, mit dem Antrage, sich ihm unter den nämlichen Bedingungen, wie dem Crösus, zu unterwerfen. Aber Cyrus bestand nun auf unbedingter Unterwerfung; doch wurden die Milesier milder von ihm behandelt. Nun rüsteten sich die Jonier zum Kriege gegen ihn, wurden jedoch, trotz allem muthigen Widerstande, nebst den andern asiatischen Griechen, endlich dem persischen Scepter unterworfen. Indessen ertrugen sie die Herrschaft der persischen Könige nur mit Widerwillen, und wünschten nichts mehr, als das Joch derselben von sich abzuschütteln. Die Gelegenheit dazu fand sich unter Darius Hystaspis, als sich zuerst die Milesier zu empören begannen. Diesen schlossen sich alle asiatische Griechen an, und verjagten oder tödteten die Statthalter und Fürsten der Perser. Dieses Unternehmen ward insgeheim von den eigentlichen Griechen, besonders von den Athenern, kräftig unterstützt; ja, mit Hülfe derselben eroberten die Empörer sogar die Stadt Sardes, verbrannten und zerstörten dieselbe. Da jedoch kurz darauf die Jonier von den europäischen Griechen verlassen wurden, mußten sie sich nicht allein von neuem unter ein noch härteres Joch der Perser beugen, sondern sogar in dem, zwischen den Griechen und Persern nun ausbrechenden Kriege, Hülfstruppen gegen ihre eignen Landsleute stellen. Mit welchem Widerwillen sie dieß thaten, bewiesen sie dadurch, daß sie durch ihr Benehmen in der Schlacht bei Salamis Themistocles den Sieg über die Perser zu erleichtern wußten. Nachdem die Perser zu wiederholten Malen von den Griechen geschlagen worden waren, empörten sich die Jonier nebst den andern asiatischen Griechen von neuem, worauf sie endlich mit Hülfe der Lacedämonier und Athener durch den cimonischen Frieden ihre Unabhängigkeit wieder erhielten. Aus Dankbarkeit gegen die Athener zahlten sie diesen einen jährlichen Tribut und schlossen mit ihnen ein Bündniß. Doch brachte ihnen dieses keinen Vortheil; denn die Athener fingen nun an, die Jonier auf mancherlei Art zu drücken, den Tribut zu erhöhen, und zwangen sie endlich, einen großen Theil der Kosten des peloponnesischen Krieges zu zahlen. Unter Artaxerxes Mnemon verloren sie gar ihre Freiheit wieder, weil sie diesen durch die Anhänglichkeit an den jüngern Cyrus ge-

reizt hatten. Zwar wurden sie jetzt von den Lacedämoniern, besonders unter deren Anführer Agesilaus, glücklich gegen die Perser unterstützt. Da jedoch die Lacedämonier durch innere Kriege in Griechenland selbst genöthigt wurden, ihre Truppen aus Asien herauszuziehen, und mit den Persern den berühmten antalcidischen Frieden zu schließen: so mußten die asiatischen Griechen das Opfer desselben werden, und aufs neue die persische Oberherrschaft anerkennen, unter welcher sie so lange verblieben, bis sie Alexander wieder von derselben befreite. Von nun an genossen sie auch einer leidlichen Freiheit, bis endlich sich die Römer zu Herren von Asien machten, und das reiche Jonien durch unermeßliche Abgaben bald zu Grunde richteten. Doch verhinderte die Industrie der ionischen Städte, so wie ihre unterwürfige Schmeichelei gegen die römischen Despoten, den gänzlichen Verfall derselben, und sicherte ihnen sogar eine Art des ehemaligen Wohlstandes. Die Macht der Saracenen vertilgte aber auch diese ihre letzte Blüthe. — Die Jonier waren als das verzärteltste, aber auch als das liebenswürdigste Volk unter den Griechen bekannt: Beides eine Wirkung des sanften und heitern ionischen Himmels. Dieß zeigt sich auch in ihrer Sprache; der ionische Dialect war, wegen Häufung der Vocale, unter allen Dialecten der weichste. Die ältesten epischen und lyrischen Dichter der Griechen bildeten ihn aus. Die Künste des Luxus und der Schwelgerei hatten bei den Joniern den höchsten Gipfel erstiegen. Nicht weniger groß war der Ruf ihrer Verdienste um die schönen Künste und Wissenschaften, die bei ihnen zuerst blühten, und in welchen sie die Lehrer der andern Griechen wurden. Ein Jonier, Homer, war wahrscheinlich der erste aller griechischen Dichter; der Arzt Hippocrates, die Maler Parrhasius und Apelles, waren Jonier, und die erste philosophische Schule der Griechen, welche mit Naturforschung begann, war die ionische Schule. Zu ihr gehören Thales, Anaximander, Anaximenes, und Heraclit. Auch Pythagoras, Xenophanes (der Stifter der eleatischen Schule) und Anaxagoras waren aus Jonien. Auch hat die ionische Säulenordnung daher ihren Ursprung (s. Säulenordnung). — Was die Geschichte der Einwohner Joniens selbst anbetrifft, so hießen, wie man glaubt, die ersten Bewohner Griechenlands, die Pelasger, von einem gewissen Jon, den man aber mit des Xuthus Sohn, Jon, nicht verwechseln darf, Jonier, und zwar soll jener Jon mit Javan, des Noah Enkel und Japhets Sohn, einerlei Person seyn. Andere Schriftsteller lassen aber die eigentlichen Jonier, die zu den Hellenen gehörten, von Jon, Xuthus Sohn, abstammen, der von den Söhnen des Königs Erechteus mit seiner Familie aus Athen vertrieben, sich auf der dürren Sandküste des korinthischen Meerbusens im Peloponnesus niedergelassen hatte. Seine Nachkommen vermischten sich mit den schon vorhandenen Bewohnern und nahmen zusammen den Namen Jonier an, so wie sie ihr Land, das vorher Aegialea hieß, Jonia nannten. Die Jonier waren ein fleißiges und betriebsames Volk, das in kurzem den dürren Boden des Peloponnesus in einen fruchtbaren verwandelte und sehr wohlhabend wurde. Schon im Peloponnesus theilten sie sich in zwölf Stämme und wohnten in zwölf verschiedenen Städten, die zusammen einen republikanischen Staat ausmachten. So blieb ihre Verfassung bis zu der Eroberung des Peloponnes durch die Heracliden. Denn als die Achäer von diesen aus Argos und Lacedämon vertrieben wurden, wollten sie sich zu den Joniern retten. Da sie jedoch von denselben nicht aufgenommen wurden, so eröffneten sie sich mit Gewalt den Einzug in das Land, und ver-

trieben die Jonier daraus. Diese zogen nun nach Attica, wo sie bis zum Jahre der Welt 2930 friedlich wohnten. Allein da der Raum dieses Landes ihnen zu enge wurde, und sie ihren ehemaligen Wohlstand und ihre Unabhängigkeit nicht wieder zu erreichen glaubten, so lange sie da wohnen blieben; so beschlossen sie aufs neue, ihren Wohnsitz zu verändern. Sie wählten daher die gegenüber liegenden reichen Küsten Asiens, welche theils von Barbaren, theils schon von griechischen Colonien, den Aeoliern, bewohnt wurden, vereinigten sich mit mehreren unzufriedenen Athenern und einer Menge aus den verschiedensten Ländern herzuströmender Menschen, und gingen unter Anführung des Neleus, Codrus Sohn, glücklich nach Asien hinüber. Die dort wohnenden Barbaren leisteten nur schwachen Widerstand, und in kurzem sahen sich die Jonier im Besitz dieses reichen Erdstrichs und eben so vieler Städte, als sie im Peloponnesus gehabt hatten. Sie behielten hier den alten Namen Jonier bei, und gaben dem Lande selbst den Namen Jonia.

Jonische Inseln, s. Sieben-Inseln-Republik.

Iphigenia, die Tochter Agamemnons und der Klytämnestra, (nach Andern eine uneheliche Tochter des Theseus und der Helena, aber von Klytämnestra an Kindes Statt angenommen,) sollte, auf des Sehers Kalchas Rath, der Diana geopfert werden, als der Zorn derselben über die von Agamemnon auf der Jagd erlegte, ihr geweihte Hirschkuh, durch eine Windstille die griechische Flotte in Aulis zurückhielt. Sie wurde deßhalb von ihrer Mutter, unter dem Vorwande, daß sie mit dem Achilles vermählt werden sollte, abgeholt und zum Altare geführt. Aber in dem Augenblicke, wo der Opferpriester ihr den Todesstreich versetzte, war Iphigenia verschwunden und eine große schöne Hirschkuh lag statt ihrer auf dem Boden, deren Blut über den Altar strömte. Diana hatte sich ihrer erbarmt und sie in einer Wolke nach Tauris entführt, wo sie sie zu ihrer Priesterin machte. Der grausamen Sitte des Landes gemäß, mußte sie hier jeden anlandenden Griechen opfern. Herodot erzählt, daß alle in Tauris ankommende Schiffbrüchige der Iphigenia selbst seyen geopfert worden. Man habe sie nach vollbrachtem Gebete mit einer Keule vor den Kopf geschlagen, darauf diesen abgehauen und an ein Kreuz genagelt, den Körper selbst aber vom Berge des Tempels herabgestürzt. Als Iphigeniens Bruder, Orestes, in Verzweiflung über den begangenen Muttermord herumirrend, hier ankam und Dianens Bildsäule entführen wollte, sollte er ebenfalls der Göttin geopfert werden. Beide erkannten sich jedoch im Tempel, und nachdem sie sich wegen ihrer Rettung berathschlagt hatten, entführte Orestes glücklich Iphigenien und die Bildsäule der Diana. Diese letztere Begebenheit ist der Inhalt des Trauerspiels, Iphigenia in Tauris, von Euripides, so wie die Opferung der Iphigenia der Inhalt der Iphigenia in Aulis von demselben Dichter. Eben so heißen zwei Opern mit der berühmten Musik von Gluck. Eine andere Iphigenia in Tauris verdanken wir Göthe. Mehrere Völker behaupteten, daß sie den Dienst der taurischen Diana von der Iphigenia erhalten hätten. Sie selbst soll zuletzt nach der Insel Leuca gekommen seyn, und sich daselbst, nachdem ihr hier unsterbliche Jugend und der Name Orilochia ertheilt worden war, mit dem Schatten des Achilles vermählt haben. Nach dem Pausanias soll man ihr Begräbniß zu Megara gezeigt haben.

Irene, I) in der Mythologie eine der Horen (s. d. Art.), den Frieden bezeichnend, II) eine Kaiserin von Constantinopel, gleich berühmt durch Geist und Schönheit, wie durch Lasterthaten, ward

zu Athen geboren und im Jahre 769 mit Leo IV. vermählt, nach dessen Tode sie (den sie durch Vergiftung bewirkt), 780, mit Unterstützung der Großen, sich und ihren Sohn Constantin VI. Porphyrogenetes, der erst 9 Jahr alt war, auf den kaiserlichen Thron setzen ließ. Sie glaubte sich in dieser Würde durch neue Mordthaten befestigen zu müssen, und begann damit, die beiden Brüder ihres verstorbenen Gemahls, welche eine Verschwörung gegen sie angestiftet hatten, hinrichten zu lassen. Damals bedrohte Carl der Große das morgenländische Kaiserthum; Irene wußte ihn durch Versprechungen hinzuhalten. Ja, sie widersetzte sich ihm endlich mit den Waffen in der Hand, ward aber von demselben im J. 788 in Calabrien aufs Haupt geschlagen. Zwei Jahre vorher hatte sie die zweite große Kirchenversammlung zu Nicea zusammenberufen lassen, auf welcher besonders die Iconoclasten bekämpft wurden (s. d. Art. Bilderstürmer). Als Constantin herangewachsen war, entriß er, aus Eifersucht über die Macht seiner Mutter, derselben die Regierung, welche ihn dafür 797 hinrichten ließ. Irene war die erste Frau, die das morgenländische Kaiserthum beherrschte. Ihr Einzug in Constantinopel auf einem von Gold und Edelsteinen glänzenden Triumphwagen, ihre Freigebigkeit gegen das Volk, die Freiheit, welche sie allen Gefangenen ertheilen ließ, und andere von ihr gebrauchte Kunstgriffe, waren jedoch nicht im Stande, sie vor den Folgen ihrer frevelhaften Thronbesteigung zu sichern. Sie hatte mehrere Große verweisen lassen, und so eben um sich noch sicherer auf dem Throne zu befestigen, den Entschluß gefaßt, Carl den Großen zu heirathen, als Nicephorus zum Kaiser ausgerufen, sie (802) auf die Insel Lesbos verwies, wo sie 803 starb.

Iris, 1) des Thaumas Tochter, mit der Electra (des Oceanus Tochter) erzeugt, Schwester der Harpyen, die windschnelle, goldgeflügelte Botin und Dienerin der Götter, besonders des Zeus und der Here, welche sie, nach einer Sage, zur Belohnung in der Gestalt eines Regenbogens an den Himmel versetzten. Sie wird als ein schönes Mädchen mit Flügeln und buntem Gewande, einen Regenbogen über sich, oder einen Nimbus über dem Kopfe, der alle Farben des Regenbogens spielt, abgebildet. Auf jeden Fall wurde die physische Erscheinung des Regenbogens in dieser Mythe, nach griechischer Sitte, anthropomorphosirt. Darum ist sie Dienerin der Luftgötter. Der Regenbogen, glaubte man, ziehe Dünste aus Meer- und Landgewässern zu den Wolken hinauf, und schlürfe mit einem Stierhaupte die Flüsse aus. Auch wurde er als Zeichen der Witterung angesehen. Alles dieß verbindet sich in jener mythischen Personification. Auch wird 2) der Augenring, oder der farbige Ring um den Augapfel, Iris genannt; so wie Irissteine gewisse Crystalle oder Quarze, welche die Farben des Regenbogens spielen.

Irkutsk ist die Hauptstadt in der Provinz und dem Gouvernement gleiches Namens in Sibirien, am Zusammenflusse des Irkut und der Angara, nicht weit vom See Baikal. Sie ist nach Tobolsk die größte und wichtigste Stadt in ganz Sibirien, hat 2,800 Häuser, 20,000 Einwohner, und treibt beträchtlichen Handel, vorzüglich mit chinesischen Waaren. Die warmen Bäder im bargusinischen Districte des Gouvernements Irkutsk sind gegen rheumatische und scorbutische Zufälle sehr heilsam, und werden daher häufig besucht. Zur Bequemlichkeit der Badegäste ist 1779 ein Dorf angelegt worden.

Irland (Ireland), bei den Einwohnern Erin, eine von den zwei großen brittannischen Inseln, getrennt von Großbrittannien durch

das irländische Meer. Sie enthält 1,700 Q.Meilen mit 4,400,000 Einwohnern, worunter 3,500,000 Katholiken. Im Norden und Süden finden sich mäßige Berge; die mittlern Gegenden aber sind durchaus flach und haben viel Seen und Sümpfe. Das Clima ist gemäßigt. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht in der Viehzucht, welche bei den schönen Weiden trefflich gedeiht. Auch die Bienenzucht ist bedeutend. Flachs und Hanf wird in vorzüglicher Güte gezogen und die Leinwand ist das einzige Fabrikat von Wichtigkeit, das hier verfertigt wird. Getreide wurde ehemals wenig, jetzt aber bei wachsender Volksmenge und Thätigkeit hinreichend für den Bedarf erbaut. Die Waldungen liefern nicht so viel Holz als gebraucht wird, und die Schätze von Torf und Steinkohlen sind noch nicht genugsam benutzt, um die Einfuhr von außen her entbehrlich zu machen. Von Mineralien liefert die Insel nur Blei und etwas Eisen, auch Salz. Eingetheilt wird Irland in 4 Provinzen und 32 Grafschaften, nämlich I. Provinz Leicester: 1) Dublin, mit der Hauptstadt der ganzen Insel, Dublin; 2) Wicklow; 3) Wexford; 4) Kilkenny; 5) Carlow; 6) Kildare; 7) Queens; 8) Kings; 9) Louth; 10) East-Meath; 11) West-Meath; 12) Longford. II. Provinz Ulster: 13) Caran; 14) Monaghan; 15) Armagh; 16) Dowa; 17) Antrim; 18) Londonderry; 19) Donegal; 20) Tyrone; 21) Fermanagh. III. Provinz Cannaught: 22) Leitrim; 23) Sligo; 24) Mayd; 25) Roscommon; 26) Galway. IV. Provinz Monuster: 27) Klara; 28) Tipperary; 29) Waterford; 30) Limerick; 31) Kerry; 32) Cork. In geistlicher Hinsicht enthält es 4 Erzbisthümer und 19 Bisthümer. Es finden sich von alten Zeiten her in der Insel dreierlei Stämme von Einwohnern: Spanier, in Kerry und in einem Theile von Limerick und Cork; Schottländer, im nördlichen Theile, welche noch die hochschottische Sprache reden; und Abkömmlinge der Angeln, in einem Districte bei Dublin. Der übrige Theil der Einwohner besteht aus gemischten Geschlechtern. Im Allgemeinen ist der Irländer sehr genügsam und dabei fröhlich und gesellig. Ueber den ältesten Zustand Irlands sehe man den Art. Hibernien. Im 12ten Jahrhunderte wendete sich ein vertriebener Fürst von Leicester an König Heinrich II. und gab dadurch Veranlassung, daß die Engländer die ganze Insel eroberten, die bisher weder einem Ausländer, noch auch nur einem gemeinschaftlichen Oberhaupte gehorcht hatte. Irland wurde dadurch in seinem Innern beruhigt. Aber in den Kriegen der weißen und rothen Rose erklärten sich die englischen Vorsteher Irlands für das Haus York, und mußten durch Heinrich VII. mit den Waffen bezwungen werden. Dadurch bereiteten sie den Einwohnern den ersten harten Druck. Kaum hatten sich die Parteien versöhnt, als Religionswuth sie aufs neue entzweite. Die Irländer blieben dem Glauben ihrer Väter treu, während die Engländer entschieden zum Protestantismus übertraten. Argwohn auf dieser und Haß auf jener Seite erzeugten eine Erbitterung, die 1641 gegen 20,000 Protestanten binnen wenigen Monaten das Leben kostete. Die Furcht vor ähnlichen Gefahren dictirte nach gänzlicher Besiegung der Irländer die harten, seit 1691 gegen alle Katholiken in Irland genommenen Maßregeln, von denen man erst in den neuern Zeiten zurückgekommen ist. Während des amerikanischen Krieges setzten es die Irländer, wiewol nicht ohne Unruhen, durch, daß ihnen 1780 die freie Ausfuhr ihrer Wollearbeiten, und überhaupt der freie Handel mit den brittischen Colonien, und im J. 1782 die Unabhängigkeit vom brittischen Parlamente, welchem das ir-

ländische gänzlich unterthan war, bewilligt wurden. Dennoch wußte sich der Hof, was die Regierung betrifft, seinen Einfluß zu erhalten. Der Vicekönig behauptete stets seinen Einfluß, und wie das irländische Parlament in eben die Rechte gesetzt wurde, welche das brittische (mit welchem es die nämliche äußere Einrichtung hatte) für England und Schottland besitzt, so fand auch bei demselben das nämliche Bestechungssystem, die nämliche Unterwerfung unter den königlichen Willen Statt. Die Irländer fühlten diese Bedrückungen wohl, aber ihr Mißvergnügen schlummerte, während ihr Wohlstand wuchs. Ihr Feld, vorzüglich der Kornbau stieg täglich höher; der Leinwandhandel erweiterte sich. Als aber die französische Revolution die Ideen von Freiheit und Gleichheit nach allen Seiten hin verbreiteten, zeigte sich die größte Empfänglichkeit dafür in Irland. Allenthalben im Königreiche bildeten sich Wigh=Clubbs, unter denen der zu Dublin der wichtigste war. Reform des Parlaments und Aufhebung aller Einschränkungen der Katholiken waren die beiden Hauptfoderungen der Irländer. Die Regierung fand es der Klugheit gemäß, keine strenge Maßregeln zu ergreifen, sondern tolerante Gesinnungen zu äußern, und wirklich gelang es ihr dadurch, zur Zeit eine gewaltsame Empörung zu verhindern. Es wurde im irländischen Parlamente eine Bill eingebracht, welche der königlichen Gewalt in Irland noch engere Gränzen, als in England setzte, der König gab mehrere aus Irland gezogene Einkünfte auf, und die eigentlichen Bedrückungen der Katholiken wurden abgeschafft; nur Sitz und Stimme im Parlamente wurde ihnen versagt. Die Gährung dauerte indeß fort. Eine Menge Aufrührer traten zusammen, die sich Defenders und vereinigte Irländer nannten, im Grunde aber nur Räuber unter der Maske der Reformatoren waren. Man streute aufrührerische Schriften aus, versprach französische Hülfe; in Dublin formirte sich ein militärischer Haufe. Dennoch wurde dem Ausbruche ziemlich vorgebeugt, so daß zu Anfang des Jahres 1794 die Irländer fast gänzlich beruhigt waren. Aber es erhoben sich in kurzem wieder Stimmen des Mißvergnügens. Die Regierung machte sich durch Auflegung neuer Taxen, durch angenommene Strenge, und durch Begünstigung eines, dem Reiche nachtheiligen Emigrationsplans, um Canada zu bevölkern, der Nation aufs neue verdächtig. Auch jetzt wurden die Unruhen gedämpft. Statt sie aber durch fortgesetzte Mäßigung und Nachgiebigkeit ganz zu stillen, schien es die Regierung vielmehr zu reuen, so viel nachgegeben zu haben. Sie ernannte im J. 1795 den Lord Carhampton zum Befehlshaber aller Truppen in Irland, mit ausgedehnter Vollmacht, nach Gutdünken mit militärischer Gewalt zu verfahren, verschaffte sich eine Menge Anhänger im Parlament, und nahm alle Maßregeln, einer Empörung zu begegnen. Diese brach 1796 aufs neue aus. Man entdeckte im Februar zu Dublin ein Complott, welches den Mord des Vicekönigs und eine förmliche Umwälzung zur Absicht hatte. Die Defenders begingen die größten Ausschweifungen; vornehmlich brach im November im nördlichen Irland eine Rebellion aus, welche unter dem Namen der Kartoffelninsurrection bekannt worden ist. Sie wurde für den Augenblick zwar gestillt; allein das Feuer glimmte unter der Asche fort, und 1798 erneuerte sich der Ausbruch, der höchst gefährlich hätte werden können, wenn die französische Unterstützung bedeutender gewesen wäre. Erst nach vielem Blutvergießen wurde die Ruhe durch die englischen Truppen und durch die Loyalisten (Englischgesinnten) wieder hergestellt. Das französische Hülfscorps von 1108 Mann mußte sich ergeben. Das eng=

Digitized by Google

sche Ministerium beschäftigte sich jetzt ernstlich mit den Maßregeln, wodurch allen ähnlichen Auftritten für die Zukunft vorgebeugt werden könnte, und glaubte diesen Zweck am sichersten durch die Vereinigung Irlands mit Großbrittannien unter Ein Parlament zu erreichen. Diese Vereinigung wurde im J. 1800 von Pitt durchgesetzt, und begann mit dem 1sten Januar 1801. Irland schickte nun 4 geistliche und 28 weltliche Lords ins Oberhaus, und 100 Repräsentanten ins Unterhaus des gemeinschaftlichen Parlaments, zahlt $^2/_{17}$ der Staatsabgaben, behält in der Hand seine ehemaligen Gesetze und Verordnungen, und hat statt eines Vicekönigs einen Lord-Generalstatthalter an der Spitze der Staats- und Justizverwaltung. Die Schuldenlast Irlands belief sich im Jahre 1807 auf 56,296,356 Pfund Sterling. Uebrigens vergleiche man den Art. Großbrittannien, über die irländischen Katholiken aber den Art. Emancipation.

Irmensäule (Irminful) ist eine von den alten Sachsen göttlich verehrte Bildsäule, welche einen, nach Art der alten Deutschen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der rechten, und einer Lanze in der linken Hand vorstellte. Diese Säule war das heiligste Idol unserer Vorfahren, und soll bei Eresburg, einer Hauptfestung der Sachsen (ungefähr im heutigen Paderborn), in einem heiligen Hain gestanden haben. Carl der Große zerstörte diese Festung im J. 772 und mit ihr jenes Denkmal des Alterthums. Die Geschichte und Deutung der Irmensäule ist sehr dunkel: nach der gemeinen Meinung war sie zu Ehren des Herrmann oder Arminius, des Befreiers der Deutschen, errichtet worden; wahrscheinlich aber stellte sie das Bild einer vorzüglichen Gottheit unserer Vorfahren, vielleicht selbst des Wodan vor, und der Name Irmin oder Herrmann, welcher einen Kriegsmann bedeutete, wurde ihr beigelegt, weil Wodan der Gott des Krieges war.

Irokesen oder Mohaker, fünf (vormals sechs) vereinigte freie Nationen in Nordamerika, deren jede ihre eigene republikanische Verfassung, doch unter einem allgemeinen Oberhaupte, hat. Sie wohnen im nordwestlichen Theile von Neu-York bis an den See Ontario, welcher Strich das Mohakerland genannt wird, in der Nachbarschaft von Pensylvanien und Maryland. Ihre Namen heißen: Mohaws, Onoputen (Oneidaer), Onondagaer, Kajugaer, Semekaer, Tuskarogaer und Sississogaer. Die Franzosen, so lange sie in Canada Nachbarn derselben waren, wie auch die Engländer, haben zum öftern, ungeachtet der mit ihnen geschlossenen Verträge, feindselige und grausame Anfälle von ihnen auszustehen gehabt. Die Zahl und Ausdehnung der Irokesen wird aber immer mehr eingeschränkt. Ihr Hauptort ist Anondago. Im Jahre 1700 zählten sie 54,550 Krieger, jetzt etwa 1500.

Ironie. Für dieses aus dem Griechischen entlehnte Wort (εἰρωνεία, Verstellung) haben wir kein entsprechendes deutsches, wenn wir nicht das von Campe erfundene: Schalksernst, dafür gebrauchen wollen. Man versteht unter Ironie jene feinere Art des Spottes, welche unter der Maske treuherziger Einfalt, oder der Unwissenheit, die Fehler, Inconsequenzen und Schiefheiten der anmaßenden Thorheit hervorhebt, und lächerlich macht, oder dadurch lächerlich werden läßt, daß sie gerade das Gegentheil zu thun scheint. Sie setzt weder ein böses Herz, noch einen schlimmen Zweck voraus, und kann mit so viel Gutmüthigkeit und wahrer Urbanität bestehen, daß selbst der Belachte zum Mitlachen genöthigt, oder zu besserer Einsicht erhoben wird. Die Ironie kann sich aber auf doppelte Weise zeigen, ein-

Digitized by Google

mal indem der Ironische sich stellt, als halte auch er die falsche Meinung oder Maxime für die wahre, (verstellte Unwissenheit), während er sich doch durch immer stärkere Beleuchtung gegen die wahre in einen solchen Contrast stellt, daß sie unfehlbar als absurd erscheinen muß, oder indem er die Maske der Naivetät vornimmt, wodurch die Ironie den Charakter der Schalkhaftigkeit erhält. In beiden Fällen liegt aber Schalkslaune, Ernst des Scheines, zum Grunde. Ueber den Gebrauch und die Behandlung der Ironie in der komischen und satyrischen Poesie hat bis jetzt das treffendste Wort Jean Paul gesagt in seiner Vorschule der Aesthestik. Ueber die socratische Ironie, s. Socrates. Von der ächten Ironie gibt es aber eine gewisse Abart (die Persifflage), welche derselben Mittel, wodurch jene auf Belehrung und Besserung zielt, sich bedient, um mit Andern ein boshaftes Spiel zu treiben. dd.

Irrational nennt man in der Mathematik eine Größe, wenn sie nicht aus ebendenselben gleichen Theilen zusammengesetzt ist, als eine andere. Ein irrationales Verhältniß ist ein solches, deren Größen kein gemeinschaftliches Maß haben, und diese Beschaffenheit der Größen nennt man daher Irrationalität. M. L.

Irregulär ist überhaupt Alles, was von der Regel abweicht und dieser zuwider ist. In der Mathematik heißen Raumgestalten irregulär, wenn die Seiten, oder Winkel, oder Ecken, oder Flächen, nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, im Gegensatze der regulären, bei welchen diese gleich sind. M. L.

Irritabilität, Reizbarkeit, nach Haller, welcher der Entdecker derselben ist, das Vermögen gewisser Organe (der Muskeln) sich auf einen geschehenen Reiz (der Nerven oder anderer äußeren Dinge) gegen ihren Mittelpunkt zusammenziehen. Sie wird der Sensibilität gewissermaßen entgegengesetzt, und fälschlich Lebenskraft genannt. Reil hat ihr Wesen genauer untersucht (de irritabilitatis notione, natura et morbis. Hal. 1793 unter dem Namen Gautier). S. Haller, Leben, Reizbarkeit.

Irrlicht oder Irrwisch heißt eine kleine leuchtende Lufterscheinung von der Größe einer Lichtflamme, welche sich eben so zeigt, wie entzündetes Wasserstoffgas. Gewöhnlich erscheinen Irrlichter da, wo thierische Substanzen faulen, als an sumpfigen Orten, auf Gottesäckern, Schlachtfeldern, Schindangern ꝛc. Der leiseste Hauch der Luft bewegt sie fort, daher scheinen sie von einem Orte zum andern zu hüpfen. Wer sie nun in der finstern Nacht für wirkliche Lichter in Häusern hält, und ihnen folgt, wird irre geführt; daher ihr Name. Aberglaube und Unbekanntschaft mit der Natur haben sie in der Vorzeit zu bösen Geistern gemacht, welche die Reisenden neckten und irreleiteten. In warmen Sommernächten werden sie öfterer gesehen, als im Winter, und sind überhaupt in südlichen und warmen Gegenden häufiger, als in nördlichen und kalten. In jenen sind sie auch größer, z. B. in Spanien oft 12 Fuß hoch. Ihre Natur ist noch unbekannt; wahrscheinlich aber bestehen sie aus gephosphortem Wasserstoffgas, welches sich aus faulenden Körpern entwickelt, und bei der Berührung mit der Luft entzündet.

Irrthum heißt ein falsches Urtheil, in sofern es für wahr gehalten wird. Diese Veranlassung dazu ist der Schein, d. h. subjective Verhältnisse, welche statt objectiver (oder Erkenntnißgründe gebraucht werden. Dieser Schein wurde von den Alten species veri genannt, und sie behaupteten mit Recht, daß ein jeder Irrthum einen solchen

Schein voraussetze, weil, wenn der Verstand einsieht, daß eine Sache nicht vollständig gedenkbar ist, oder, wenn er die Nichtübereinstimmung und den Widerspruch seiner Gedanken deutlich wahrnimmt, er solche unmöglich für wahr halten kann. Dieser Schein bezieht sich entweder auf die logische Form, oder auf die Materie des Urtheils. Im ersten Falle entsteht der formale, im andern der reale, oder materielle Irrthum. Eine Erkenntniß, die den Gesetzen des Verstandes, d. h., sich selbst widerspricht, ist logisch falsch. Irrt der Verstand; so merkt er diesen Widerspruch nicht, und die Nichtübereinstimmung der Gedanken mit den Gesetzen des Verstandes ist für ihn nicht vorhanden. Wird nun dieser Schein aufgedeckt; so verschwindet der Irrthum. Der reale Irrthum bezieht sich auf die Sache, und besteht in dem Widerspruche der Gedanken und Urtheile mit den Gegenständen. Der formale Irrthum läßt sich aus logischen Grundsätzen erkennen; der reale oder materiale aber nicht, weil die Vorstellung eines besondern Gegenstandes nach etwas ganz Anderem bestimmt wird, als nach den bloßen Gesetzen des Denkens, indem durch diese allein nicht begriffen werden kann, ob unsere Vorstellungen mit den Gegenständen übereinstimmen, oder nicht. Da nun die allgemeine Logik von allem Inhalte der Erkenntniß abstrahirt; so kann sie auch nicht bestimmen, ob, wenn sich materiale Vorstellungen in uns befinden, diese mit ihren Objecten übereinstimmen, oder nicht, und kann mithin kein allgemeines materiales Kennzeichen des Irrthums so wenig als der Wahrheit liefern. Verknüpfet man mit einem Irrthume mehrere andere, deren Wahrheit man auf jenes erste falsche Urtheil ankommen läßt, so heißt das erste falsche Urtheil, welches an der Spitze aller übrigen steht, der Grundirrthum, das Uebrige sind abgeleitete Irrthümer. An und für sich ist jeder Irrthum ein überwindlicher (error vincibilis), und es gibt eigentlich keinen unüberwindlichen (error invincibilis), doch nennt man auch einen unüberwindlichen den, welcher unter gegebenen Umständen von einer bestimmten Person sehr schwer zu vermeiden war. Man vermeidet den Irrthum, wenn man der Geneigtheit, als subjectiven Gründen zu urtheilen, nicht folgt, und nicht urtheilt, ohne hinlängliche Erkenntnißgründe zu haben. Man überwindet ihn durch wirkliche Einsicht in die Gegenstände, so wie durch Anerkennung seiner Unwissenheit. Ein Irrthum in Hinsicht eines Gesetzes heißt error legis; betrifft aber der Irrthum die That: so ist es ein error facti. Da übrigens ein Irrthum ein Urtheil ist, und das Urtheil aus dem Verstande, und nicht aus den Sinnen hervorgeht; so kann man allerdings sagen, daß die Sinne nicht irren, aber nicht darum, weil sie jederzeit richtig urtheilen, sondern vielmehr, weil sie gar nicht urtheilen, ob sie gleich durch ihren Einfluß auf den Verstand zum Irrthume verleiten können. Fassen wir nun nicht mehr in unser Urtheil auf, als was wirklich durch die Sinne empfunden worden ist; so ist auch kein Irrthum vorhanden. Sage ich, z. B. die Wolken scheinen auf den Bergen zu liegen, oder, die Sonne scheint beim Untergange größer, als beim Aufgange: so ist dieses kein Irrthum. Sobald ich aber das Scheinen in ein Seyn verwandle und sage, die Wolken liegen auf den Gebirgen, die Sonne ist im Untergange größer, als im Aufgange; so haben nicht die Sinne, sondern der Verstand geirrt, indem dieser durch den Schein verleitet, mehr in sein Urtheil aufgenommen hat, als ihm durch die Sinne war überliefert worden. Irrthum ist also nur in dem Verhältnisse des äußeren Gegenstandes zu unserm Verstande anzutreffen

und der zureichende Grund desselben liegt in dem freien Gebrauche der Urtheilskraft, vermöge dessen, wir etwas Gegebenes auf eine Regel beziehen, unter welche es nicht gehört, oder Dinge, die ihrer Natur und der Natur der menschlichen Erkenntniß nach, keine Gewißheit erlauben, als solche behandeln, die mit völliger Gewißheit erkannt werden können. Die Umstände, welche Irrthümer veranlassen können, sind theils innere, theils äußere. Jene beziehen sich entweder auf das Erkenntnißvermögen, oder auf das Begehrungsvermögen. Zu den erstern gehört natürliche Schwäche, entweder des gesammten, oder nur eines oder des andern Erkenntnißvermögens, oder auch eine unharmonische und unverhältnißmäßige Ausbildung einer Function des Erkenntnißvermögens mit Vernachlässigung der andern, Uebereilung, Mangel an nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen, Unterlassung fleißiger Uebung im Nachdenken und Erwählung falscher Methoden, besonders bei dem gelehrten Nachdenken. So kann eine unregelmäßige Einbildungskraft bei einem schwachen Verstande, oder eine schwache Urtheilskraft die Quelle vieler Irrthümer werden. In Absicht auf das Begehrungsvermögen gehört dahin Eitelkeit, Eigenliebe, Leidenschaften, Neigungen, Temperament, thörichte Furcht und Zaghaftigkeit, allzugroßes Selbstvertrauen und Abscheu vor mühsamer Untersuchung. Descartes und Gassendi haben sich daher einander wol nicht recht verstanden, wenn der erste sagte, die Ursache des Irrthums liege darin, quod voluntas latius pateat intellectu (daß der Wille sich weiter erstrecke als der Verstand), der andere hingegen behauptete, in nullam rem voluntas fertur, quam intellectus non praeviderit (der Wille strebe nur nach Demjenigen, was der Verstand bereits vorhergesehen habe). Zu den äußern Ursachen des Irrthums gehört Alles, was uns die erste Richtung zu gewissen Gedanken und Handlungsmaximen geben kann, als Erziehung, Unterricht, Lebensart und Umgang, welche Dinge öfters nicht in unserer Gewalt stehen. Uebrigens leuchtet es schon aus dem Obigen ein, daß es keinen totalen Irrthum, sondern nur einen partialen gibt, d. h. daß in jedem Irrthume zugleich etwas Wahres sey.

Isaak, der Sohn Abrahams, merkwürdig durch die seinen Aeltern lang verheißene, und erst im hohen Alter derselben erfolgte Geburt, und durch die Bestimmung zu einem frühen Opfertode (s. d. Art. Abraham), dem er nur durch ein Wunder entging, glich seinem großen Vater an Glauben und Standhaftigkeit in der Verehrung des wahren Gottes mitten unter den Heiden, doch nicht an Thatkraft und Seelengröße. In ihm erscheint der patriarchalische Charakter milder und weicher als in Abraham, aber reiner und edler als in seinem Sohne Jacob. Durch den Ackerbau, den er schon mehr als Abraham trieb, an Ruhe gewöhnt, und weniger wandernd als seine Vorfahren, nachgiebig und duldend im Streite, zeigt er sich auch in seinem Hause als ein zärtlicher, aber früh gealterter, schwacher und leicht zu täuschender Vater, der den stillen hinterlistigen Jacob dem wilden und redlichern Esau vorzieht. In dem schönen, (neuerlich in den biblischen Idyllen der geistreichen Caroline Pichler bearbeiteten,) poetischen Stoffe seiner Heirathsgeschichte mit Rebecca, glänzt diese vor ihm hervor, und überall, wie unter den Erzvätern der Juden, scheint er bestimmt nur den zweiten Rang einzunehmen. E.

Isabelle von Castilien, die berühmte und staatskluge Königin von Spanien, Tochter Johanns II., ward im Jahre 1451 geboren, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V., König von Aragonien,

und bestieg, obgleich nach dem Tode ihres Bruders, Heinrichs IV. des Unvermögenden, ihre ältere Schwester Johanna den rechtmäßigsten Anspruch auf das Reich hatte, mit Ausschluß dieser, im Jahre 1474 den Thron von Castilien. Sie hatte sich nämlich noch bei Lebzeiten ihres Bruders die Stände des Reichs so geneigt zu machen gewußt, daß ein großer Theil derselben, nach dem Tode Heinrichs IV., sich für sie erklärte: dem andern Theile nöthigten die siegreichen Waffen ihres Gemahls nach der Schlacht bei Toro im Jahre 1476 die Zustimmung ab. Nachdem die Reiche Castilien und Aragonien auf diese Weise mit einander vereinigt waren, nahmen Ferdinand und Isabelle den königlichen Titel von Spanien an. Ferdinand gelangte darauf 1479 durch Erbrecht zum Besitze von Sicilien, und eroberte von 1501 bis 1504 Neapel. Mit der Grazie und Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts verband Isabelle den Muth eines Helden, die tiefe Staatsklugheit eines Ministers, den Scharfsinn eines Gesetzgebers und die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers. Sie war stets bei den Staatsverhandlungen gegenwärtig, und verlangte, daß man in den öffentlichen Edicten neben dem Namen ihres Gemahls auch den ihrigen setzen sollte. Die Eroberung von Granada, nach welcher die Mauren gänzlich aus Spanien vertrieben wurden, so wie die Entdeckung Amerika's, ist größtentheils ihr Werk, und verschaffte ihr Gelegenheit, stets gerüstet zu seyn. In allen ihren Unternehmungen stand ihr der staatskluge Cardinal Ximenes leitend zur Seite. Man hat ihr Härte, Stolz, Ehrgeiz und eine ungemessene Herrschsucht vorgeworfen: aber diese Fehler förderten das Wohl des Reichs eben so sehr, als ihre Tugenden und Talente. Ein Geist wie der ihrige war nöthig, den Uebermuth der Großen zu demüthigen, ohne sie zu empören, Granada zu erobern, ohne die Horden Afrika's nach Europa zu locken, und die Laster ihrer Unterthanen, welche durch schlechte Verwaltung der Gesetze gänzlich ausgeartet waren, unter die Füße zu treten, ohne das Leben rechtschaffener Leute in Gefahr zu setzen. Durch Einführung eines strengen Hofceremoniels, welches noch heut zu Tage am spanischen Hofe besteht, wußte sie den Uebermuth der zahlreichen Adeligen von der Person des Königs zu entfernen, und ihnen somit jeden verderblichen Einfluß auf diesen zu benehmen. Das Faustrecht, welches bis dahin, eben so wie in Deutschland, zum Verderben der öffentlichen Ruhe geherrscht hatte, wußte sie durch Behauptung eines allgemeinen Landfriedens, so wie durch Einführung einer schnellen Justizpflege zu stürzen. Schon im J. 1492 hatte der Papst Alexander VI. beiden Gatten den Titel, katholischer König, feierlich bestätigt, der ihnen bereits von Innocenz VIII. ertheilt worden war. Der Eifer für die katholische Religion, welcher ihnen diese Titel verschafft hatte, unterstützte auch die Inquisition, welche besonders auf Eingebung ihres Beichtvaters Torquemada 1480 in Spanien eingeführt wurde. Von dieser Zeit an muß man die Veränderung rechnen, welche sich mit dem Charakter der spanischen Nation ereignet hat: die Furcht nämlich, in die Gewalt jenes blutdürstigen Tribunals zu fallen, war Ursache, daß sich die Nation zu dem Ernste und der Einsilbigkeit gewöhnte, welche wir noch jetzt an ihr bemerken: Eigenschaften, die mit der sonstigen Lebhaftigkeit der Bewohner eines südlichen, gesegneten Klimas gerade im Widerspruche stehen. Mit jenen Maßregeln hing auch die Vertreibung der Juden aus Spanien zusammen. Diese große Königin starb 1504, nachdem sie ihrem Gemahl, auf welchen sie stets sehr

eifersüchtig war, den Schwur abgenommen hatte, sich nicht zum zweiten Male zu verheirathen. S. Ferdinand V.

Iselin (Isaak) ein verdienstvoller schweizerischer Gelehrter, ward am 17. März 1728 zu Basel geboren, und studirte zu Göttingen die Rechtsgelehrsamkeit und Staatskunde. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt 1749 faßte er den Plan, das eidgenossische Staatsrecht in ein System zu bringen, und lieferte in einer Inauguraldisputation, unter dem Titel: Tentamen juris publici Helvetici, eine Probe davon, worauf er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Er ging sodann auf Reisen, und suchte sich besonders seinen Aufenthalt zu Paris so lehrreich als möglich zu machen. Außer der Rechtswissenschaft widmete er sich mit besonderem Eifer der Philosophie und Geschichte und beschäftigte sich mit der Ausarbeitung einer helvetischen Geschichte, an deren Beendigung er aber dadurch verhindert wurde, daß ihn der große Rath 1754 zu seinem Mitgliede wählte, worauf er zwei Jahre später die ansehnliche und wichtige, aber sehr mühsame Stelle eines Rathsschreibers erhielt, welches Amt mit der Aufsicht über die Staatskanzlei verbunden war. Hier suchte er theils durch weise Vorschläge im Rathe, theils durch Ausarbeitung zweckmäßiger Schriften, seinem Vaterlande nützlich zu werden. Bestrebungen, die dahin abzweckten, unterstützte er, wenn sie auch aus der Fremde kamen. So empfahl er Quesnay's System der Staatshaushaltung mit dringender Wärme, und suchte es mit dem möglichsten Eifer zu befördern. Er war, wo nicht der Gründer, doch wenigstens die erste Veranlassung zu der helvetischen Gesellschaft, so wie er auch im Jahre 1777 in seiner Vaterstadt die Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen stiftete. Die rastlose Anstrengung, mit welcher er sich sowol durch Schrift und Rede, als durch That dem allgemeinen Besten widmete, hatte seine ohnehin schwache Gesundheit untergraben; er starb am 15ten Juni 1782 im 54sten Jahre seines Alters. Seine vorzüglichsten Schriften sind: Ueber die Nothwendigkeit und Unzulänglichkeit der Prachtgesetze; Ueber den wahren Werth der Reichthümer; Ueber den wahren Patrioten; Ueber Gesetzgebung und Gesetze; Ueber den Werth der politischen Tugenden; Die Geschichte der Menschheit (sein reifstes und am meisten vollendetes Werk), und die Ephemeriden der Menschheit, sieben Jahrgänge, Basel, 1776 bis 1782, welche nach Iselins Tode von W. G. Becker bis zum 10ten Jahrgange, Leipzig 1786, fortgesetzt wurden.

Isenburg. Das Fürstenthum Isenburg, welches aus dem eigentlichen Fürstenthume Isenburg, aus den mediatisirten Besitzungen der Grafen von Isenburg=Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, und aus der Herrschaft Heusenstamm des Grafen von Schönborn und der Herrschaft Eppershausen des Freiherrn von Groschlag bestand, ward durch das bisherige Großherzogthum Frankfurt in zwei Theile getheilt. Die Hauptmasse ward in Osten und Süden von diesem Großherzogthume, in Norden und Westen aber von dem Großherzogthume Hessen begränzt. Der kleinere Theil, oder das Oberamt Offenbach, lag zwischen den Großherzogthümern Frankfurt und Hessen, die Dörfer Griesheim und Münster aber mitten im Hessischen. Die gesammten Länder betrugen 14 bis 15 Q. Meilen mit etwa 40,000 Einwohnern. Der Boden ist großen Theils gebirgig, er liefert Getreide, Flachs, Taback, viel Holz, ferner Eisen und Salz, und hat treffliche Viehzucht und gute Fischereien. Die Einkünfte, welche meistens auf dem Verkaufe von Holz und den Dominialhöfen beruhten, wurden für den

souveränen Fürsten auf 150,000 Gulden, und für die mediatisirten Grafen auf 140,000 Gulden geschätzt. Die bedeutendste Stadt ist Offenbach, mit 8000 Einwohnern. Folgendes führen wir von der Geschichte des Hauses Isenburg an: Die Grafen von Isenburg, von deren Stammschlosse in der Nähe von Coblenz sich nur wenige Ruinen erhalten haben, werden zuerst bei den Fehden und Turnieren des zehnten Jahrhunderts genannt. Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts erweiterte Graf Theodorich von Isenburg, durch Vermählung mit einer Gräfin von Wied, seine Besitzungen. Nach der Theilung der Länder im Jahre 1290 bestanden zwei Linien, die der Grafschaft Ober- und Nieder-Isenburg. Erstere lag im ehemaligen oberrheinischen, die letztere im ehemaligen churrheinischen Kreise. Die Linie in der Grafschaft Nieder-Isenburg erlosch 1664 mit dem Grafen Ernst. Da diese Grafschaft ein Lehen von Trier und Fulda gewesen war, so zog jetzt Chur-Trier seine Lehnstücke als ein eröffnetes Lehen, trotz des Widerspruchs der Grafen, nachmaligen Fürsten von Wied, ein. Den andern kleineren Theil nahm das Haus Wied und der Graf von Walderdorf in Besitz, welche noch bei Lebzeiten der Grafen eine Anwartschaft darauf erhalten hatten. Die Grafschaft Ober-Isenburg wurde 1633 nach dem Tode des Grafen Wolfgang Ernst unter seine beiden Söhne getheilt. Der ältere, Wolfgang Heinrich, stiftete die Linie Offenbach-Birstein, der jüngere, Johann Ernst, die Linie Büdingen. Die Länder der Letztern wurden nach Johann Ernsts Tode 1673 von neuem unter seine vier Söhne getheilt, von denen Johann Casimir die gräfl. Linie Büdingen, Ferdinand Maximilian die gräfl. Linie Wächtersbach, Georg Albrecht die gräfl. Linie Meerholz, Carl August die gräfl. Linie Marienborn stiftete. In der Linie Isenburg-Birstein folgte auf Wolfgang Heinrich 1635 dessen Sohn, Johann Ludwig; nach dessen 1685 erfolgtem Tode dessen beide Söhne die Länder so unter sich theilten, daß der ältere, Johann Philipp, zu Offenbach, der jüngere, Wilhelm Moritz, zu Birstein regierte. Allein schon 1718 erlosch mit Johann Philipp die Seitenlinie zu Offenbach, und ihre Besitzungen erbte Graf Wolfgang Ernst I., der seinem Vater Wilhelm Moritz 1711 gefolgt war, und 1744 zum Reichsfürsten erhoben wurde. Ihm folgte 1754 sein Enkel Wolfgang Ernst II., und diesem 1803 sein Sohn, Carl, geb. 1766, vermählt mit Charlotte Auguste Wilhelmine, Gräfin von Erbach-Erbach, aus welcher Ehe eine Tochter und zwei Söhne leben. Am 12ten Juli 1806 trat der Fürst dem Rheinbunde bei, und erhielt dadurch die Souveränetät über die Besitzungen der drei noch fortdauernden büdingischen Nebenlinien, wie auch der Grafen von Schönborn-Heusenstamm und Lerchenfeld, als ritterschaftliche, angränzende Territorien. Er stellte ein Contingent von 291 Mann, trat als General in französische Dienste, und organisirte in Leipzig 1807 ein Infanterieregiment, in französischen Diensten. Nach der Auflösung des Rheinbundes wurde das Fürstenthum administrirt, da der Fürst sich entfernt hatte. Nach der Bestimmung der Congreßacte ist das Fürstenthum als mediatisirtes Land unter die Souveränetät des Kaisers von Oesterreich gestellt und später an Hessen-Darmstadt übergeben worden.

Iserlohn, eine wohlgebauete und volkreiche, wahrhaft wichtige preußische Handelsstadt in der Grafschaft Mark, nach der neuen Eintheilung, zur Provinz Westphalen, hagener Kreis, 5te Militärabtheilung, gehörig, am kleinen Flusse Baare, mit 4700 Einwohnern in 700 Häusern. Die lutherische Religion ist die herrschende; doch haben

auch die Reformirten und Katholiken freien Gottesdienst. Es sind daselbst drei lutherische, eine reformirte und eine katholische Kirche, auch ein Gymnasium. Die dortigen Fabriken verfertigen hauptsächlich vielerlei Arbeiten von Eisen, Messing und Draht, und mancherlei daraus verfertigte kleine Waaren, als Nähnadeln, Wagebalken, messingene Schalen u. s. w.; auch gibt es daselbst Fabriken von Sammet- und Seidenband, Wollenzeugen u. dgl. m. Nicht weit davon liegt im Herzogthume Berg die bekannte Messingfabrik in der Grüne.

Isidorus. Unter diesem Namen kennt die katholische Kirchengeschichte nicht wenige Märtyrer, Heilige, Mönche und Bischöfe. Besonders ist der Name Isidorus für die Geschichte des päpstlichen Rechtes, durch die Sammlungen der päpstlichen Decretalen merkwürdig geworden, welche nichts anders sind, als Gutachten und Antworten, welche die Päpste auf Anfragen über rechtsstreitige Fälle ertheilten, und die bei der Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung im Mittelalter bald ein gesetzliches Ansehn erlangten. Frühzeitig fertigte Dionysius, mit dem Zunamen der Kleine (Exiguus), eine solche Sammlung derselben, welche der spanische Bischof Isidorus vermehrt herausgab. Später, und zwar gegen das Ende des 8ten Jahrhunderts, ward eine andere unächte Sammlung, welche eine Menge falscher und untergeschobener Decrete enthält, von einem Betrüger, der den Namen Isidorus annahm, und den man deßhalb Pseudoisidorus genannt, bekannt und verbreitet. Weil aber deren Inhalt den Päpsten zur Erwerbung und Behauptung ihrer sogenannten Reservatrechte ungemein günstig war, so gaben sie sich stets die größte Mühe, jene Sammlung im Ansehn der Aechtheit zu erhalten. S. Decretalen. — Daß ein geschätzter junger deutscher Dichter, Graf Otto von Löben, sich Isidorus Orientalis oder bloß Isidorus zu nennen pflegt, kann hier noch bemerkt werden. Dm.

Isis, die erste Göttin bei den Aegyptern, über deren Abstammung man aber nur griechische, und zwar widersprechende Nachrichten hat. Im Allgemeinen ist sie das Symbol der Natur, der Mutter und Ernährerin aller Dinge. Nach Diodor wurde Osiris, Isis, Typhon, Apollo und Aphrodite von Zeus und Here erzeugt. Osiris, der Dionysus der Griechen, vermählte sich mit Isis (Sonne und Mond). Beide machten die Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens zu ihrer nächsten Angelegenheit. Es wurden keine Menschen mehr geschlachtet, seit Isis die bis dahin wildwachsende, und von den Menschen ungekannte Frucht des Weizens und der Gerste entdeckte, und Osiris diese Früchte zubereiten lehrte. Zum Danke dafür brachten die Einwohner jedesmal die zuerst abgemähten Aehren der Isis als Opfer dar. Alles, was überhaupt der Grieche von seiner Demeter pries, rühmte auch der Aegypter von seiner Isis. Mit dem Ackerbau mußten auch nothwendig nach und nach eine höhere Cultur, und ein Streben nach Kunst und Wissenschaft entstehen. Wenigstens wird unter den Aegyptern erst nach der Isis von Gründung der Städte, Tempel und priesterlichem Dienste gesprochen; auch wurde sie als Erfinderin der Segel verehrt. Nach Plutarch wurde Osiris vom Kronos und der Rhea ungesetzmäßig erzeugt. Als Helios, ihr Gemahl, hiervon Kunde erhielt, fluchte er der Rhea und that den Ausspruch, sie solle weder in einem Monate, noch in einem Jahre gebären. Dieß hörte Hermes, der die Rhea ebenfalls liebte und von ihr geliebt ward, und erfand ein Mittel, wie sie, trotz jenem Fluche, dennoch gebären konnte. Er spielte nämlich mit dem Monde im Brettspiele, gewann ihm von seinem jedesmaligen Lichte den 70sten Theil ab, machte daraus 5 Tage, fügte

diese den 360 Tagen bei, aus denen bisher das Jahr bestanden hatte, und verschaffte der Göttin also Zeit zur Geburt. Dieß waren die Schalttage der Aegypter, welche von ihnen als Geburtstage ihrer Götter gefeiert wurden. Zuerst wurde Osiris geboren, während des eine Stimme rief: der Herr der Welt ist geboren. Am zweiten Tage gebar Rhea den Arueris, oder ältern Horus (Apollo), am dritten den Typhon, am vierten die Isis, am fünften endlich Nephthys, die man das Ende nannte, ob sie gleich auch von andern den Namen Aphrodite, auch Nike (die Siegesgöttin), erhielt. Zu diesen fünf Kindern gab es drei Väter; Helios, Kronos und Hermes. Typhon vermählte sich mit Nephthys; Osiris und Isis liebten sich bereits seit ihrer Geburt. Osiris, als der gute Geist, ward von Typhon, dem Principe des Bösen, verfolgt, listigerweise in einen Kasten gesperrt und ins Meer geworfen. Als Isis diese Nachricht erhielt, schnitt sie sich eine Locke ab, legte Trauerkleider an und schweifte trostlos, überall den Kasten suchend, umher. Inzwischen erfuhr sie, Osiris habe, im Wahne bei ihr zu seyn, sich zu ihrer Schwester Nephthys gesellt, und diese das neugeborne Kind ausgesetzt. Isis suchte daher dasselbe auf, und erzog es unter dem Namen Anubis. Der Kasten, in welchem Osiris eingeschlossen lag, war unterdessen in der Gegend von Byblos an das Land getrieben und in einem Gesträuche niedergesetzt worden, das in kurzer Zeit zu einem schönen, großen Baum erwachsen, ihn ganz eingeschlossen hatte. Dieser Baum wurde darauf vom Könige, als eine Seltenheit, umgehauen, und als Pfeiler an seinem Palaste gebraucht. Hier ward der Kasten durch List der Isis entwandt, der Leichnam endlich dennoch von Typhon entdeckt und in 14 Stücke zerrissen. Auf die Nachricht davon suchte Isis die Stücke wieder zusammen, fand sie auch alle, bis auf das Zeugungsglied, an dessen Statt sie ein ähnliches bildete. So kam es, daß der Phallus geheiligt, und ihm zu Ehren von den Aegyptern ein Fest gefeiert ward. Osiris kehrte ins Leben zurück, und Isis gebar ihm den, noch unzeitigen, an den untern Gliedern gebrechlichen Gott des Schweigens, Harpocrates. Horus, der Sohn der Isis, besiegte darauf in einem Kampfe den Typhon, und gab ihn seiner Mutter zur Verwahrung. Diese gab ihm die Freiheit, wofür Horus Hand an sie legte und ihr die Krone abriß, an deren Stelle Hermes ihr einen Stierschädel aufsetzte. Als Göttin der Fruchtbarkeit und allgemeine Wohlthäterin, beschäftigte sie sich auch mit Heilungen menschlicher Krankheiten, und noch zu Galens Zeiten gab es einige Arzneimittel, die ihren Namen führten. Nach ihrem Tode ward sie als Hauptgottheit verehrt. Nach Herodot bildeten die Aegypter die Isis in weiblicher Gestalt mit Kuhhörnern; so wie ihr auch die Kuh heilig war, und sie selbst gehörnt abgebildet wurde. Ja, nach einer Sage wird Isis, als junge Kuh, durch einen Strahl vom Himmel (Osiris) Mutter des Apis: d. h. Sonne und Mond erhalten die Erde. Außerdem erkennt man sie an den Attributen des Lotus über der Scheitel, und dem Sistrum in der Hand, einem musikalischen Instrumente, dessen sich die Aegypter bei ihren gottesdienstlichen Verehrungen bedienten. Die Bekleidung der Isis besteht in einem knapp anliegenden Unterkleide und einem Mantel, der auf der Brust in einem Knoten zusammengeschlagen und befestigt ist. Ihr Kopf ist von der aegyptischen Haube bedeckt, dem Urbild unserer Nonnenschleier. Bisweilen wird sie auch, gleich der Artemis von Ephesos, der Allmutter, mit einer Menge von Brüsten dargestellt. Späterhin erhielt Isis bei den Römern in Gesichts-

bildung, Gestalt und Bekleidung einen junonischen Charakter. Nur an dem Mantel und dem Schleier, welcher mit Franzen besetzt ist, und an den übrigen Attributen erkennt man die aus der Ferne eingebrachte Göttin. Sie wurde besonders in Memphis, dann aber auch durch ganz Aegypten verehrt. Jährlich wurde ihr zu Ehren ein 10tägiges Fest (Isisfest) gefeiert, welches in einer allgemeinen Reinigung bestand. Es wurde auch in Rom eingeführt, aber wegen der Mißbräuche oft verboten. Unter August waren die Isistempel Freistätten der größten Ausschweifungen. Von Aegypten ging der Dienst dieser Göttin nach Griechenland (S. Io.) und Rom über.

Isistafel (mensa Isiaca auch tabula Bembina), wird ein altes berühmtes, ägyptisches Denkmal genannt, worauf der Dienst der Göttin Isis, mit seinen Ceremonien und Geheimnissen dargestellt war. Es bestand aus einer mit schwarzem Schmelzwerk überzogenen, kupfernen Tafel, mit künstlich eingelegten Silberplättchen. Die Hauptfigur derselben war die sitzende Isis. Diese Tafel kam nach Eroberung Roms (1525) an den Cardinal Bembus, von welchem sie der Herzog von Mantua für sein Cabinett erhielt. Bei der Einnahme von Mantua 1630 ging sie verloren. Man besitzt jedoch eine Copie derselben von Aeneas Vicus gearbeitet, und nach derselben mehrere Abbildungen in Kupferstichen.

Islam (wörtlich: der rechte Glaube), Islamismus, s. Mahomet.

Island ward 870 von zwei norwegischen Edelleuten, Ingulf und Hiörleif, welche aus Norwegen ausgewandert waren, entdeckt, und von diesen und einigen andern Normännern, die sich zu ihnen gesellt hatten, bevölkert. Sie lebten während 387 Jahren in einer unabhängigen Aristokratie, und im J. 1000 ward das Christenthum unter ihnen eingeführt. Erst im J. 1261 begaben sich die Isländer, und zwar freiwillig, unter die Herrschaft des Königs von Norwegen, Haquin (Hakon) VI. Von Island aus entdeckte Erich Rothkopf im J. 981 (982) Grönland, und ließ sich daselbst im folgenden Jahre in dem Dorfe Brattalid, welches er an dem Meerbusen Eriksford erbaut hatte, häuslich nieder. Ihm folgten nach und nach mehrere Isländer dahin, und 995 wurde die christliche Religion unter der dortigen Colonie eingeführt. Im J. 1023 wurden die Grönländer dem Könige von Norwegen, Olaus II., dem Heiligen zinsbar. Nachdem sich die dortigen Einwohner sehr vermehrt hatten, breiteten sie sich auch in Westgrönland aus; ja sie unternahmen sogar Seezüge bis nach Labrador, und in noch weiter gegen Südwesten gelegene Länder. In Ostgrönland hatte obenerwähnter Erich Rothkopf die Stadt Garde erbaut, wohin die Norweger jährliche Handelsreisen anstellten. Die Isländer reiseten im Mittelalter sehr viel in fremde Länder, theils um sich zu bilden und Kenntnisse einzusammeln, theils des Handels wegen. Andere nahmen Dienste an fremden Höfen; einige standen sogar unter der Garde der griechischen Kaiser zu Constantinopel, ja, sie wallfahrteten, nach der Einführung des Christenthums, auch nach Jerusalem und nach Rom. Die Wissenschaften blüheten in Island vor der Mitte des elften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und schon frühzeitig waren zu Skalholt Schulen, in welchen man die lateinische Sprache, Philosophie und Theologie lehrte. Einige Isländer studirten in ihrem Vaterlande, einige gingen auf auswärtige Schulen, besonders nach Paris. Auf ihren Reisen lernten sie die Dichtkunst der Provenzalen oder Troubadours kennen, und brachten sie im zwölften und zu

Anfange des dreizehnten Jahrhunderts mit sich auf ihre Insel, welche darauf in kurzer Zeit viele Dichter, besonders Romanzensänger hervorbrachte. Die berühmte isländische Edda, die wahrscheinlich den berühmten Lagmann (Aufseher der Gesetze) und einen der ältesten Geschichtschreiber der Isländer, Snorro Sturlesson zum Hauptverfasser hat, ist eine Anleitung zur Dichtkunst. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts kamen die Künste und Wissenschaften in Island in Verfall, erhoben sich jedoch wieder, als König Christian III. 1540 die Reformation daselbst einführte, welche aber erst 1591 völlig zu Stande kam. Zehn Jahre früher war in Skalholt schon eine Buchdruckerei angelegt worden. — Island ist eine große Insel von 1460 geogr. Quadratmeilen, zwischen Norwegen und Grönland, hat aber bis jetzt nur eine einzige Stadt Reykewig, mit 311 Einwohnern. Die übrigen Einwohner auf derselben leben größtentheils in zerstreuten Höfen. Es sind daselbst zwei bischöfliche Sitze, einer zu Skalholt im südlichen und der andere zu Holum im nördlichen Theile. An beiden Orten befindet sich eine Cathedral-Schule, welche 1552 errichtet und 1743 erneuert worden ist, in denen die dänische, lateinische und griechische Sprache, Theologie, Kirchengeschichte, Arithmetik u. s. w. gelehrt wird. Nach der Zählung der Einwohner im J. 1801 betrug die Zahl derselben 47,207. Ihre Hauptbeschäftigung ist Fischerei und Viehzucht; der Ackerbau ist wegen des kalten Clima's nicht vorhanden. Der Falkenfang ist daselbst sehr häufig, und die dortigen Eidern liefern die schönsten Eiderdunen (s. d. Art.). Das isländische Moos (lichen islandicus), ein bekanntes Felsengras, welches bei uns ein stärkendes Arzeneimittel ist, dient hier zur gewöhnlichen Nahrung. Island hat warme und heiße Quellen, und den berühmten feuerspeienden Berg Hecla. Von den erstern gleichen mehrere, insbesondere der Geiser im südlichen Theile der Insel, den künstlichsten Springbrunnen, indem das Wasser aus denselben oft mehrere hundert Fuß in die Höhe springt, eine Erscheinung, die sich aus der vulkanischen Beschaffenheit erklären läßt.

Isle de France, eine bergigte Insel, östlich von Madagascar, im indischen Meere, unter 92 Gr. südl. Breite und 73 Gr. westl. Länge, ist vulkanischen Ursprungs, voller Berge und von einem milden Clima, hat jedoch keinen so fruchtbaren Boden, als die Insel Bourbon. Sie ist eine von den mascarenischen Inseln, und ward im J. 1504 von den Portugiesen entdeckt, welche sie Corne nannten. Diese wurden 1598 durch die Holländer vertrieben, die ihr, dem Prinzen von Oranien zu Ehren, den Namen St. Mauritius gaben. Nachdem sich diese aber im J. 1712 wieder hinwegbegaben, wurde sie 1721 von den Franzosen in Besitz genommen, welchen sie die jetzige Benennung zu verdanken hat. Die Insel hat viele Kokosbäume, schöne Papagaien, große Schildkröten, schönes Ebenholz und beträchtlichen Weizen- und Reißbau; auch Kaffee, Zucker und Indigo, doch nur in geringer Menge. Die Erhaltung dieser Insel kostete Frankreich jährlich mehr, als sie einbrachte, wurde aber beibehalten, da sie für den ostindischen Handel von größter Wichtigkeit ist. S. Indien. Raynal sagte daher von der politischen Wichtigkeit dieser Insel: quelle honte, quel malheur pour la France, si elle se laissoit dépouiller de cette île! Durch die vielen Fremden, die sich hier, theils des Handels wegen, theils um ihr Glück zu machen, aufhalten, haben Sittenverderbniß und Luxus bereits sehr überhand genommen. Im J. 1799 zählte man hier 9000 Weiße, 55,230 Negersclaven und 1300 freie Neger,

wobei die Zahl der Sclaven wahrscheinlich übertrieben ist. Die Insel hat zwei vortreffliche Häfen, den großen Hafen in Südosten und den kleinen Hafen in Nordosten, an welchem letztern Portlouis, die einzige Stadt, erbaut, aber nicht einmal gepflastert, und nur mit elenden Hütten besetzt ist. Die meisten Einwohner leben auf ihren Pflanzungen. Die beiden Inseln Isle de France und de la Reunion (Bourbon), standen seit 1803 unter einem Generalcapitän, dessen Gewalt sich auf Militär- und Civil-Regierung erstreckte. Isle de France, welches vermöge seiner Lage der Schifffahrt der Engländer bedeutenden Schaden zufügte, ward von diesen am Ende des Jahrs 1810 durch Capitulation eingenommen, und ist im Frieden 1814 an sie abgetreten worden, wodurch die brittische Macht in Ostindien neue Befestigung erhalten hat.

Ismaeliten nennt sich eine mahomedanische Secte, die ursprünglich zu den Schiiten, den Anhängern Ali's und Gegnern der Sunniten gehörte, als aber im ersten Jahrhunderte der Hedschra die Imanswürde derselben von dem frühverstorbenen Ismael, dem Erstgebornen des Imans Djafar-elsadek, auf dessen jüngern Sohn Muse überging, von letzterm abfiel, und seitdem nun Ismaels Nachkommen für ihre rechtmäßige Imans erkennt. Sie werden von den orientalischen Geschichtschreibern unter die Bathenin, d. h. Anhänger der innern, allegorischen Lehre des Islamismus gerechnet. Vom 8ten bis ins 12te Jahrh. behaupteten sie im Orient eine bedeutende Macht. Unter dem Namen Karmaten (wie sie von dem Geburtsorte ihres Oberhauptes Karseh Karmati bei Cufe im 8ten Jahrh. genannt wurden) verwüsteten sie Irak und Syrien. In Persien, welches sie um diese Zeit ebenfalls überschwemmten, nannte man sie Meladehs, d. h. Gottlose oder Talimiten, weil sie sich zu Talims Lehre, der Mensch könne die Wahrheit nur durch Unterricht lernen, bekannten. Eine Dynastie der Ismaeliten, von Muhamed Abu-Obkid-Allah gestiftet, eroberte um 910 Aegypten, und wurde erst 1177, wo sie mit Adhed-lidin-Allah ausstarb, von Saladin, dem Califen von Bagdad überwältigt. Der andere noch bestehende ismaelitische Stamm gründete 1090 unter dem Iman Hassan Ben-Sabbah ein Reich in Syrien, das dem ganzen Orient durch seine kriegerische Größe furchtbar ward. Hassan ist, wie seine 7 Nachfolger im Occident, unter dem Namen der Alte vom Berge bekannt, weil er seinen Sitz auf der Bergfestung Mesiade in Syrien hatte. Von hier sandte er seine Krieger (die wegen des unmäßigen Genusses des bis zur Wuth berauschenden Hanfblattes, arab. Haschischeh, Haschischi hießen) auf Raub und Meuchelmord aus; daher diese Ismaeliten im Occident den Namen Assassinen (verstümmelt von Haschischi) erhielten, und noch jetzt der Meuchelmord Assassinat und Meuchelmörder Assassinen genannt werden. Die Mongolen machten der Herrschaft des Alten vom Berge am Schlusse des 12ten Jahrhunderts ein Ende; seitdem haben sich nur noch ohnmächtige Ueberreste der Ismaeliten, von denen um 1020 auch die Drusen ausgegangen waren, in Persien und Syrien erhalten. Zu Khekh, im persischen District Khom, residirt noch jetzt ein ismaelitischer Iman, der von den bis nach Indien hin zerstreuten Ismaeliten wie ein Gott verehrt und mit ihrem Raube beschenkt wird, wovon er dem Schach von Persien einen ansehnlichen Tribut zahlt. Die syrischen Ismaeliten wohnen um das alte Mesiade westlich von Hamah und in dem Gebirge Semmack am Libanon, und werden unter türkischer Hoheit von einem eigenen Sheikh regieret, der,

für einen jährlichen Tribut von 16,500 Piastern an die Türken, die reichen Einkünfte des fruchtbaren, durch Ackerbau und Handel (mit Baumwolle, Honig, Seide und Oel) blühenden Landes der Ismaeliten genießt. Dieß Volk wird von neueren Reisenden wegen seiner Gastfreiheit, Häuslichkeit, Sanftmuth und Religiosität gerühmt. Seinen Wohlstand hat es aber in einem Kriege gegen die Nosairier (s. d. Art.), welche 1809 Mesiade einnahmen und Alles verwüsteten, größtentheils verloren und fristet nun, obwol seit 1810 wieder in den Besitz seiner Wohnplätze eingesetzt, ein kümmerliches Daseyn. An seinem Separatismus in der Religion hält es indeß noch streng. Der ismaelitische Glaube verehrt mit allen Schiiten den Propheten Ali als die eingefleischte Gottheit, und Mahomed als einen Gesandten Gottes und Verfasser des Korans. Alle Ismaeliten nennen sich Séid, d. h. Abkömmlinge der Familie Mahomeds, und tragen den grünen Turban zum Zeichen ihres vorgeblichen Adels. Zufolge ihrer Auslegung des Korans glauben sie an eine übernatürliche Mittheilung der Gottheit durch die Propheten (Imams), und an die Seelenwanderung, leugnen Paradies und Hölle, beobachten die Reinigungen und Fasten der orthodoxen Mahomedaner nicht, und wallfahrten, anstatt nach Mekka, nach Nadjef dem Begräbnißorte Ali's, 4 Tagereisen von Bagdad. Oeffentliche Tempel haben sie nicht, und ihre einfachen Gebräuche deuten mehr, als die mahomedanischen, auf reinen Theismus hin. E.

Ismail, eine beträchtliche türkische Stadt und Festung in Bessarabien, am nördlichen Hauptarme der Donau, etwa 15 deutsche Meilen vom schwarzen Meere, hat nur einen Erdwall, der aber hoch, und mit Pallisaden und einem tiefen Graben umgeben ist. Von der Donauseite her ist die Stadt gänzlich offen. Sie hat bedeutenden Handel mit den Producten der Moldau, und von den dortigen Armeniern wird schönes Leder verfertigt. In dem russisch-türkischen Kriege (am 22sten Dec. 1790) wurde Ismail von Suwarow, auf dieselbe Weise, wie früher Oczakow, mit Sturm und einem noch schaudervollern Gemetzel genommen. Eine in die Donau gebrachte russische Flotte unter Ribas wirkte dazu mit.

Isocrates, einer der berühmtesten griechischen Redner. Er war zu Athen, im ersten Jahre der 86sten Olympiade (436 v. Chr.), geboren, und machte unter seinen Lehrern Gorgias, Prodicus, Protagoras und andern die größten Fortschritte in der Beredsamkeit. Wegen seiner schwachen Stimme und einer, ihm angebornen Furchtsamkeit wagte er es nicht leicht, sich öffentlich hören zu lassen. Dagegen beschäftigte er sich desto eifriger mit dem Unterrichte in der Redekunst und mit Verfertigung der Reden für Andere. Daß er von beiden einen ansehnlichen Gewinn zog, erhellt daraus, daß er für eine Rede, die er dem Könige von Cypern, Nikokles, zugeeignet hatte, ein Geschenk von 20 Talenten (27,000 Thalern), so wie für die Abfassung eines Schreibens, welches Timotheus an die Athenienser ergehen ließ, 1 Talent erhielt. Den Unterricht in der Redekunst ließ er sich von Fremden mit 1000 Drachmen bezahlen, und Plutarch berichtet, daß ihm dieser Unterricht überhaupt 1000 Minen (oder 22,000 Thaler) eingebracht habe. In seiner Kindheit war er ein Gespiele des Plato, und diese so früh angeknüpfte Freundschaft trug sich auch auf das späteste Alter über. Auch war er ein großer Verehrer des Sokrates. Nach dessen unschuldig erlittenem Tode, der alle seine Schüler mit Furcht und Entsetzen erfüllte, hatte er allein den Muth, sich öffentlich in Athen in Trauerkleidern zu zeigen. Ein anderes Beispiel von Furcht

losigkeit gab er, indem er den Theramenes, der von den 30 Tyrannen in die Acht erklärt worden war, öffentlich vertheidigte. In der Folge schien ihn jedoch dieser Muth verlassen zu haben; denn nie wagte er es ferner, öffentlich aufzutreten und in den Volksversammlungen für das Beste des Staats zu wirken. Dieß war auch die Ursache, warum er nicht zu Aemtern und Magistratswürden gelangte, zu denen man sich überhaupt in Athen nur durch öffentliche Beredsamkeit emporschwingen konnte. Eine solche Hintansetzung schmerzte seinen Ehrgeiz bitter, und es konnte ihn nicht dafür entschädigen, daß Könige, Feldherren, Staatsmänner, Geschichtschreiber und Schriftsteller jeder Art zu seinen Schülern gehörten. Uebrigens hatte die Beredsamkeit ihm Vieles zu verdanken: er setzte ein besonderes Verdienst in einen gebildeten Styl und eine harmonische Rundung der Phrasen. Deßhalb kostete ihn das Verfertigen, Feilen, Wiederfeilen und Umändern seiner Reden viele Zeit, und daher kommt es, daß er auch nur wenige geliefert hat. Mit seiner berühmten Lobrede auf Athen (Panathenaicus) brachte er 10 Jahre zu, und es war daher auch wol kein Wunder, daß sie ein Muster kunstmäßiger Ausarbeitung werden mußte. Als Fehler warfen ihm die Critiker seiner Zeit vor, daß sein Styl oft schleppend, weitschweifig und mit Zierrathen überladen sey, daß er mehr dem Ohre zu schmeicheln, als das Herz zu erschüttern suche, daß er seine Gedanken den Worten sclavisch unterwerfe, mit kindischer Sorgfalt das Zusammentreffen der Vocale vermeide, und oft mäßige Ausdrücke und unpassende Figuren gebrauche, um seinen Perioden gehörige Rundung zu geben. Da übrigens seine Reden alle nach einerlei Zuschnitt verfertigt waren, so erregten sie durch Mangel an Abwechselung am Ende Kälte und Ueberdruß. Sie hatten die wichtigsten Punkte der Sittenlehre und Politik zum Gegenstande; aber man vermißte in ihnen die Wärme, welche überzeugt und fortreißt. Seine Ermahnungen an die Fürsten waren so mild, daß diese nicht dadurch verwundet werden konnten, und seine Bemühungen am Ende noch belohnten. Er wußte ihnen auch auf die feinste und anziehendste Art zu schmeicheln. Ein Beweis davon ist der Brief, den er, in einem Alter von 90 Jahren an den macedonischen König Philipp schrieb, welchem Fürsten er, zwar auf versteckte Art, so starke Schmeicheleien sagte, daß selbst der feinste Höfling sich ihrer nicht zu schämen gebraucht hätte. Dennoch wünschte er Griechenlands Freiheit, und zwar mit solcher Innigkeit, daß er sich aus Verdruß über das unglückliche Treffen bei Chäronea zu Tode hungerte. Er starb im 3ten Jahre der 110ten Olympiade (337 Jahre v. Chr.), im 98sten Jahre seines Alters. Unter seinem Namen hatte man zu Plutarchs Zeiten 60 Reden, von denen aber nicht die Hälfte für ächt gehalten wurden. Jetzt sind deren noch 21 übrig, von denen der Panegyricus (eine Rede, in welcher er die Griechen zur Eintracht und zum Kriege gegen die Perser ermuntert, — von Morus, 3te Aufl. 1804. Leipz. herausgegeben, und von Wieland, im attischen Museum übersetzt), und der Panathenaicus die vornehmsten sind, nebst 10 Briefen. Auch als Schauspieldichter soll er sich ausgezeichnet und, nach Plutarch, 37 Trauerspiele geschrieben haben, von denen aber 2 für unächt gehalten wurden.

Isoliren wird in der Lehre von der Electricität gebraucht, wenn man einen Körper außer Verbindung mit einem andern setzt, damit er die Electricität von jenem nicht fortleitet. Z. B. wenn man einen Körper, den man electrisiren will, auf Füße von Glas setzt, so ist er, weil das Glas die Electricität nicht leitet, isolirt; deßgleichen auch,

wenn man ihn an einen seidenen Faden hängt, oder frei in der Luft schweben ließe. Um einen zu electrisirenden Körper zu isoliren, bedient man sich des Isolirschemels, welches ein Harzkuchen ist, der auf gläsernen Füßen steht. M. L.

Ispahan (Hispahan, Isfahan) vordem eine der größten Städte in der Welt und Hauptstadt in Persien, in der Provinz Erack (Irack) gelegen. Sie hatte drei Vorstädte, von welchen Julfa (Dschulfa) die vorzüglichste war. Hier wohnten 100,000 Armenier, in der zweiten meistentheils Georgier, und in der dritten Parsen oder Feuerverehrer. Diese Vorstädte hatten nebst der Stadt einen Umfang von etwa 6 deutschen Meilen. Es ward daselbst ein ausgebreiteter Handel von den meisten asiatischen Nationen getrieben. In der dort befindlichen Festung ward der königliche Schatz verwahrt. Der Fluß Seederut (Zeederut) sonderte die Stadt in zwei Theile ab. Sie hatte drei katholische Klöster. Diese sonst so berühmte Stadt ist in den Unruhen, die auf Schach Nadirs Tod folgten, größtentheils zerstört worden, und doch leben noch mehr als 200,000 Menschen daselbst.

Israel und Israeliten, s. Jacob und Hebräer.

Istakar, s. Persepolis.

Istambol, s. Stambul.

Isthmische Spiele, s. den folgenden Art.

Isthmus, eigentlich überhaupt jede Erdenge, insbesondere aber die Erdenge bei Korinth, welche den Peloponnesus mit dem festen Lande verband. Auf derselben war dem Neptun ein berühmter Tempel geweiht, neben welchem die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Auf der einen Seite des Tempels standen die Statüen der Sieger in diesen Spielen, und auf der andern war ein Hain von Fichten. In dem Tempel standen 4 Pferde, welche bis auf die elfenbeinernen Hufe ganz vergoldet waren; neben den Pferden zwei Tritonen, die von oben bis zur Hälfte vergoldet und von da an aus Elfenbein verfertigt waren. Hinter den Pferden stand ein Wagen mit den aus Gold und Elfenbein verfertigten Bildsäulen Neptuns und Amphitritens. Nicht weit vom Tempel sah man ein ansehnliches Theater und das Stadium von weißen Steinen, wo die Spiele gehalten wurden. Der ganze Isthmus war dem Neptun heilig, der daher Isthmios genannt wurde. Die isthmischen Spiele (Isthmia, sc. solennia oder certamina) wurden nach der gewöhnlicheren Meinung zur Ehre des Palämon oder Melicertes gestiftet, welcher ein Sohn der Ino und des thebanischen Königs Athamas war. S. Ino. Als man einst diese Spiele aussetzte, kam die Pest wieder: daher wurden dieselben, einem neuen Orakelspruche zufolge, durch Gesetze auf ewige Zeiten festgesetzt. Andere behaupten, Theseus habe diese Spiele zu Ehren Neptuns gestiftet. Um diese Meinung mit der vorigen zu vereinbaren, nehmen einige Schriftsteller zwei verschiedene Spiele auf dem Isthmus an, und berufen sich dabei auf das Zeugniß des Musäus, der eine Abhandlung von den isthmischen Spielen geschrieben hat. Auch behaupten Einige, diese Spiele seyen zuerst dem Neptun, und hernach dem Palämon zu Ehren gefeiert worden; Plutarch ist der entgegengesetzten Meinung, und führt dabei noch an, daß nach Einiger Behauptung diese Spiele von Theseus eingesetzt worden, nachdem derselbe den berüchtigten Räuber Sciron oder Sinnis getödtet habe. Wahrscheinlich waren diese Spiele, die anfangs nur in der Nacht gehalten wurden, wieder eingegangen; Theseus aber erneuerte sie und befahl, sie auch am Tage zu feiern. Eben weil nun Theseus Stifter

oder doch wenigstens Erneuerer dieser Spiele gewesen war, führten auch die Athenienser in denselben den Vorsitz. An den isthmischen Spielen nahm übrigens ganz Griechenland Theil; die Eleer ausgenommen, welche aus folgender, von Pausanias angeführten, Ursache bei denselben nicht erschienen. Als nämlich einstens die Söhne des Actor zu diesen Spielen reisen wollten, wurden sie bei Cleonä vom Herkules erschlagen. Ihre Mutter, Molione, entdeckte den Mörder, der sich eben in dem Gebiete von Argos aufhielt. Sie verlangte daher von den Argiviern Genugthuung, und bat, als diese sie verweigerten, die Corinther, daß sie den Argiviern, als Störern der öffentlichen Sicherheit, den Zutritt zu den Spielen versagen möchten. Da nun diese ebenfalls in ihr Begehren nicht willigten, so belegte Molione alle Eleer mit dem entsetzlichsten Fluche, wenn sie an diesen Spielen je wieder Antheil nehmen würden. Die Wirkung dieses Fluchs dauerte selbst zu Pausanias Zeiten fort. Sie wurden übrigens mit derselben Pracht, wie die olympischen und andere öffentliche Spiele, zwei Mal in jeder Olympiade, wahrscheinlich im Herbste, gefeiert; auch waren die Kampfübungen dieselben. Unter den isthmischen Siegern besingt Pindar den Herodotus aus Theben, den Xenokrates, Melissus, Pylacides, Pytheas, Euthymenes, Sterpsiades und Kleander. Die meisten waren Pankratiasten. Als die Römer den macedonischen König Philipp überwunden hatten, wurden diese Spiele auf eine besonders ausgezeichnete Art gefeiert. Der Consul T. Quintus Flaminius ließ nämlich während derselben allen Griechen auf feierliche Art ihre Freiheit ankündigen. Etwas Aehnliches, freilich mehr zum Schein, that in der Folge auch der Kaiser Nero, wie Sueton in dessen Leben erzählt. Nachdem der römische Feldherr Mummius Korinth erobert und zerstört hatte, übertrug er die Spiele den Sicyoniern, bis Korinth wieder aufgebaut worden war, und seine alten Rechte wieder bekommen hatte. Die Sieger in diesen Spielen wurden anfangs mit Kränzen von Fichtenzweigen, nachher aber mit Kränzen von trockenem und welkem Eppich geschmückt. Endlich wurden die Fichtenkränze wieder eingeführt.

Istria oder Histria, eine Landschaft im nordöstlichen Italien, welche sich in Gestalt einer Halbinsel in den venetianischen Meerbusen erstreckt und gegen 64 geogr. Q. Meil. groß ist. Sie gränzt an Krain, Friaul und Croatien, hat ungesunde Luft, ist aber reich an Wein, feinem Oele, Wiesenwachs, Honig, Getreide, Schiffbauholz, auch wichtigem Fischfang, Marmor und Bausteinen. Die Einwohner der Städte sind von italienischer Abkunft; die auf dem Lande hingegen sind slavischen Ursprungs und reden eine sehr rauhe Sprache. Männer und Weiber sind von festem Körperbau und an die schwerste Arbeit gewöhnt. In den alten Zeiten gehörte Istrien zu Illyrien, wurde aber von August und Tiber zu Italien geschlagen. Nach und nach hatte sich Venedig, bis zu Anfange des 15ten Jahrhunderts, den ganzen Landstrich unterworfen. Die Venetianer besaßen über zwei Drittheile des Landes; das übrige, was gegen Nordosten liegt, gehört Oesterreich (österreichisches Istrien, Hysterreich), worin die Grafschaft Mitterburg mit der Stadt gleiches Namens) und machte einen Theil des Herzogthums Krain aus. Im venetianischen Antheile zählte man 70,000 Einwohner. Seit dem Frieden von Campo Formido besetzte Oesterreich auch diesen größeren Theil des Landes, zu welchem noch mehrere venetianische Besitzungen geschlagen, und von Oesterreich 1804 zu dem Gouvernement von Triest gezogen wurden. Als aber der österreichische Kai-

er in dem Frieden zu Preßburg auf die sämmtlichen venetianischen Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte er auch Istrien an die französische Regierung abtreten. Späterhin kam es zu den illyrischen Provinzen (s. d. A.) und 1813 an Oesterreich zurück. In dem venetianischen Istrien lag Capo d'Istria (Aegiola), ehemals die Hauptstadt und Festung, Rovigno (Trevigno), die reichste Stadt mit 6,000 Einwohnern und 2 Häfen, und Pola, ehemals eine bedeutende Stadt, jetzt sehr verödet. Zu Rovigno wird der berühmte Muskatwein nur ausgetreten, nicht ausgepreßt. Das Amphitheater zu Pola war in alten Zeiten sehr berühmt, und mochte leicht gegen 18,000 Menschen fassen.

Italien, auch Welschland, d. i. das Land der Undeutschen, genannt, ehemals der Freiheit Heimath, seit Jahrhunderten aber schon derselben beraubt, doch immer durch herrliche Natur und liebliches Clima die Freude und der Stolz seiner Bewohner und das Verlangen der Ausländer, erstreckt sich von den Alpen und dem 46sten Grade nördlicher Breite, bis zum 38sten, als eine schmale Halbinsel ins mittelländische Meer hinein, das im Norden Italiens das adriatische, im Süden das etrurische Meer heißt. Von den Meeralpen (s. d. Art. Alpen) an ziehen sich als Hauptgebirge die Apenninen mitten durch das Land, scheiden die Lombardey vom Genuesischen und Toscana, dann dieses von Romagna, durchschneiden den Kirchenstaat, und laufen durchs Königreich Neapel bis an die Meerenge von Messina. Oberitalien (die Lombardey) ist besonders wasserreich; der Po, dem aus den großen Seen am Fuße der Alpen, Lago Maggiore, di Lugano, di Como, d'Iseo und di Garda eine Menge Flüsse zuströmen, und die Etsch (Adigo) sind dort die Hauptflüsse; beide kommen von den Alpen und ergießen sich ins adriatische Meer. In Mittelitalien (Toskana und den Kirchenstaat) entspringen der Arno und die Tiber in den Apenninen und fließen ins tyrrhenische Meer. In Unteritalien (Neapel), fehlt es an großen Flüssen, wegen der Kürze ihres Laufs vom Gebirge nach der See; der Garigliano ist der bedeutendste. Die Luft ist warm ohne unerträgliche Hitze und fast überall gesund; der Winter auch in Oberitalien sehr gelinde; in Neapel schneiet es fast nie. Die Fülle und Trefflichkeit der Landesprodukte sind dem schönen Clima angemessen. Die Erzeugnisse des Nordens und Südens, die Italien vereint hervorbringt, werden an vielen Orten zwei-, dreimal des Jahrs geerntet. Geognostisch ist besonders merkwürdig die vulkanische Beschaffenheit der Küsten Unteritaliens, namentlich der Gegend von Pozzuoli und des Vesuvs; gleiche Beschaffenheit haben die nahen Inseln im Mittelmeere. Die Einwohnerzahl, in keine Vergleichung zu stellen mit der Bevölkerung dieses schönen Landes vor Zeiten, wird jetzt auf 19 Millionen 690,000 geschätzt. Der sonst heitere italienische Nationalcharakter, den immer heftige Leidenschaften auszeichneten, ist durch langwierige Unterdrückung in düstern sinnlichen Egoismus verkehrt worden, doch findet man in den unverdorbenen Landleuten noch das feurige Blut, die alte südliche Lebendigkeit. Dabei ist dem Italiener eine gewisse Schlauheit und geistige Gewandheit, und eine Liebe zum Gelde eigen, die ihn zum Kaufmann stempeln. Im Mittelalter waren Venedig, Genua, Florenz, Pisa und andere Städte die Hauptstapelplätze des Welthandels aus Ostindien, und Italiener (in Deutschland und Frankreich ohne Unterschied Lombarden genannt) waren des Handels wegen durch ganz Europa verbreitet; die Entdeckung des

Seewegs entzog ihnen den indischen Handel, und seitdem sank der Flor jener Republiken unaufhaltsam. Der Italiener auf eigenem Gewerbsfleiß, und Handel mit eigenen Producten fast allein eingeschränkt, ist gleichwol immer ein geschickter und thätiger Kaufmann geblieben, wie die Erfindung und Ausbildung des Wechselgeschäfts sattsam beurkunden. Folgender Abriß der Geschichte Italiens kann nur die Hauptmomente derselben angeben; über die Geschichte der einzelnen italienischen Staaten sind die ihnen gewidmeten Artikel nachzusehen. Ehe vor drittehalbtausend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zusammenzog, war dieses Land sehr zahlreich, und größtentheils von civilisirten Nationen, bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längsten den Römern Stand hielt, wohnten, ein halb wildes Volk, die Gallier; weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner, aber starker Völkerschaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenossische Verbindung ihr betriebsames Leben zu sichern suchten und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griechischen Colonien Unteritaliens, nach denen diese Gegend Großgriechenland genannt ward. Wie alle diese Völker, zur traurigen Vernichtung ihres herrlichen Flors, dem selbstsüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geschichte dieser Stadt. Neben der Geschichte der Ueberwinder verschwindet die der Ueberwundenen; es beginnt daher die von Italien mit dem Sturze des weströmischen Reichs, und es geht ihre

Erste Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568). Sie umfaßt das Reich der Heruler und Rugier, so wie das ostgothische Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrschenden Stadt; Augustus gründete darin die Universalmonarchie, und Romulus Augustulus hieß ihr letzter ohnmächtiger Repräsentant, dem seine deutsche Leibwache das fernere Herrschen untersagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der sich an seine Stelle setzte, machte sich nicht durch den Kaisertitel lächerlich; er nannte sich König von Italien, wodurch dieses Land aus der Ländermasse des röm. Reichs zuerst wieder gesondert heraustrat. Selbstständigkeit aber und neue Kraft konnte auch dieser wackere Deutsche dem entmannten und verderbten Geschlechte der Italiener nicht geben; nur gänzliche Verschmelzung mit einem anderen edleren Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon stand ein solches Volk von dem Kaiser Zeno selbst veranlaßt, an den Gränzen Italiens; es betrat dieselben im J. 493. Dietrich, König der Ostgothen, warf mit leichter Mühe die Herrschaft der wenigen deutschen Landsknechte um, und gewann ganz Italien, sich zum Königreiche, seinen Gothen aber, die sich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Wohnsitz und Eigenthum. Nur in den adriatischen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzsiedern, die vor Attilas Verheerungen dahin geflohen, unüberwindlich seine Freiheit und Eidgenossenschaft. Dietrich, der Versöhner nordischer Kraft mit südlicher Cultur, ist mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der ersten Helden im altdeutschen Fabelkreis geworden. Aber in seinem Volke und seinen Nachfolgern unterlag nur zu bald die deutsche Kraft der römischen Verderbniß, und damit auch ihre Herrschaft der römischen Kriegskunst. Vergeblich machte der wackere Totila dem Belisar die fast vollendete Eroberung zehn Jahre lang streitig (von 541 bis 552). Bald nach seinem Tode ward Italien wieder

Digitized by Google

eine **Provinz** des constantinopolitanischen Kaiserreichs (554), und der verschnittene **Narses** sein Statthalter, (**Exarch** genannt) der zu **Ravenna** saß. Aber eben dieser gab, aus Rachgier gegen die Ränke des **byzantinischen** Hofes, zu einer zweiten, folgenreichern Einwanderung **eines deutschen** Volks den Anlaß. Von der Ostsee hergewandert, saßen **die Longobarden** schon seit geraumer Zeit in Pannonien. Jetzt, auf Narses Auffoderung, unter König **Alboin** nach Italien aufbrechend, eroberten sie dieses fast ohne Schwertstreich, doch nicht so **vollständig**, als früher die Gothen, auch war ihre Herrschaft den Wissenschaften und Künsten weniger günstig.

Zweite Periode, von Alboin bis Carl dem Großen (774) **oder Periode des Longobardenreichs.** Das Königreich der Longobarden begriff ganz Oberitalien, das noch von ihnen die **Lombardey** heißt, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu **Benevent** ein **Herzogthum**, womit er den **Zotto** belehnte, das aber nur an Einem Orte, zu Salerno, die See **berührte**. Das ganze longobardische Italien war überhaupt in **dreißig große** Lehne getheilt, unter Herzögen, Grafen &c., die bald erblich **wurden**. Neben dem neuen Reiche bestand die Eidgenossenschaft der **Flüchtlinge** in den Lagunen in unstörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben sich in diesem Zeitraume (697) durch Erwählung des ersten Dogen Anafesto eine Centralregierung, und die **Republik Venedig** war gebildet (s. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebst Romagna, die Pentapolis oder die fünf Seestädte (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und fast die ganze Küste von Unteritalien, wo Amalfi und Gaeta eigene Herzöge griechischer Nation hatten, blieben nebst Sicilien und der Hauptstadt Rom, die ein **Patricier** in des Kaisers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hofe von Byzant mehr den Worten nach angehörig, als wirklich unterworfen. Diese geringe Abhängigkeit verschwand fast ganz, als Leo der Isaurier im Anfange des 8ten Jahrhunderts durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Die Städte verjagten seine Beamten und gaben sich Consuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrschaft, doch eine gewisse väterliche Gewalt seiner Bischöfe, die durch Heiligkeit solches verdienten, auch im Weltlichen an. Die Päpste, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu schützen, vom byzantinischen Hofe verlassen, wandten sich deßhalb gewöhnlich an die fränkischen Könige. Aus Dankbarkeit für den gegen König **Astolf** geleisteten Beistand besiegelte Papst Zacharias nicht nur Pipins Erhebung zum König (750), sondern erlaubte sich, nebst der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaisers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte zweimal, der römischen Kirche zum Beistand, den König **Desiderius**, stürzte ihn endlich, und verleibte sein Reich der fränkischen Monarchie ein (774), doch gab er Italien einen eigenen König in seinem Sohne Pipin. Vergeblich waren aber seine Unternehmungen auf das Herzogthum Benevent, dessen Unabhängigkeit Herzog **Arichis** behauptete, und auf die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amalfi und Gaeta durch Schifffahrt und Handel zu großem Reichthume gelangten. Das Exarchat nebst den fünf Städten schenkte Carl dem Papste, dessen späte Nachfolger aber erst zum ruhigen Besitze derselben gelangen konnten; damals wurden auch diese Gegenden frei.

Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto

dem Großen (961), oder Periode der Carolinger und Zwischenreich. Leo III. belehnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländischen Kaiserkrone, die eines Carls bedurfte, um sich aus dem Nichts zu erheben. Aus Abneigung gegen die Franken aber, deren Eroberung man als einen neuen Barbareneinfall ansah, schlossen sich die freien Städte, Rom ausgenommen, wieder fester an das oströmische Reich an. Pipin vererbte das fränkische Italien noch bei Lebzeiten seines Vaters auf seinen Sohn Bernhard (810). Als aber dieser von seinem Oheim Ludwig dem Frommen abgesetzt und geblendet worden, blieb es unmittelbarer Bestandtheil der fränkischen Monarchie bis zur Theilung dieser im Vertrage von Verdün (843), worin es nebst der Kaiserwürde und dem, seitdem sogenannten, Lothringen dem ältesten der Söhne Ludwigs, Lothar I., zufiel. Dieser überließ die Regierung bald (844) seinem Sohne Ludwig II., dem löblichsten der italienischeu Fürsten carolingischen Stammes. Nach seinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauses. Zuerst nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Besitz: als er gestorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) sein Bruder Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieser vereinigte nach Abgang der übrigen Linien die ganze fränkische Monarchie zum letzten Male wieder. Seine Absetzung (887) war die Epoche der Anarchie und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebst dem Markgrafen von Ivrea die einzigen von jenen dreißig übrigen großen Vasallen) buhlten mit einander um die Krone. Guido ward zum König und Kaiser gekrönt, und nach seinem Tode auch sein Sohn Lambert. Arnulf, der carolingische König der Deutschen, wagte es, ihnen die Kronen streitig zu machen, vermochte dieß aber, wie fast alle seine Nachfolger, nicht länger als sein Aufenthalt in Italien dauerte. Nach Lamberts und Arnulfs Tode (898 und 899) trat Ludewig, König von Niederburgund, als Nebenbuhler Berengars auf, daher dieser tapfere, edle Fürst, obgleich 910 zum Kaiser gekrönt, erst nach Ludwigs Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern Prätendenten, Rudolph von Oberburgund, zur ruhigen Regierung gelangte; doch konnte er bei der Auflösung des Staats auch unter innerer Ruhe das Reich nicht gegen die räuberischen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungarn (von 900 an) wirksam vertheidigen. Nach seiner verrätherischen Ermordung (924) vertauschte Rudolph seine Ansprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieses Land. Ein Streben, durch blutige Tyrannei den unsichern Thron Italiens zu befestigen, bezeichnet Hugo's Regierung. Der Neffe desselben, Berengar, Markgraf von Ivrea, floh vor seinen Nachstellungen zu Otto dem Großen nach Deutschland (940), sammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück, und stürzte Hugo, der seinen weniger verhaßten Sohn, Lothar, zum Nachfolger erhielt; Berengar ward dessen erster Rath. Nachdem aber Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, bald gestorben war, wollte letzterer seine Witwe, die schöne Adelheid, zu einer Heirath mit seinem Sohne Adelbert wider ihren Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, entfloh sie ebenfalls über die Alpen zum deutschen Otto, in welchem sie einen Beschützer und zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Heeresmacht nach Italien. Einer schleunigen Unterwerfung, und der Abtretung Friauls, des Schlüssels von Italien, welches Otto seinem Bruder Heinrich gab, verdankte es Berengar, daß er noch ferner als Otto's Vasall regieren durfte. Als

aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen ihn einliefen, kehrte Otto zurück (961), ließ ihn gefangen nach Bamberg führen, und ward selbst von den bewundernden Lombarden zum König gewählt, ja durch ein Reichsgrundgesetz die italienische Krone auf ewig mit der deutschen vereinigt. Otto gab die großen Reichslehen an Deutsche, und den italienischen Städten feste republikanische Verfassungen, welche die Freiheit begründeten, der sie in einem fast immer anarchischen Lande immer mehr entgegen reiften. Die Bereicherung der Päpste durch die Frankenkönige, welche ihren, unter Leo IV. und seines Gleichen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Regierung befördert hatte, war durch die im 10ten Jahrhundert eingerissene Verderbniß des päpstlichen Hofes, der erste Grund seines Sinkens geworden. Die Geistlichkeit und das Volk wählten den Papst nach dem Willen der Consuln und weniger Patricier. So geschah es, daß in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts zwei vornehme buhlerische Weiber über den heil. Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber, Johann X, und deren Tochter Marozia ihren Sohn Johann XI. Des letztern Bruder, Alberich von Camerino, so wie dessen Sohn, Octavian, waren unumschränkte Herren von Rom, letzterer auch Papst unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 Jahren (956). Otto der Große, den er gekrönt, setzte ihn ab und Leo den VIII. an seine Stelle; das Volk dagegen, auf sein Wahlrecht eifersüchtig, wählte Benedict V. Die verächtlichen Päpste wurden von nun an, statt über das Volk von Rom zu herrschen, vom ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaeta und Almasi, gegen das longobardische Herzogthum Benevent, ihre Unabhängigkeit; und zwar desto leichter, seit (839) dasselbe erst unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und seit sie mit den Herzögen einen gemeinschaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, welche sie früher (um 830) beide aus Sicilien herübergerufen, um sie als Hülfsvölker gegen einander zu gebrauchen, die sich aber selbst in Apulien niederließen und befestigten. Als König Ludwig II. und Kaiser Basilius Macedo mit vereinigter Kraft die Macht der Muselmänner gebrochen hatten (866), konnte sich jener dennoch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen wieder festern Fuß. Letztere bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen Gegenden eine eigene Provinz, das Thema der Lombardey genannt, welches von einem Katapan (Generalstatthalter) zu Bari regiert, über hundert Jahre, doch der Freiheit der Republiken unbeschadet, unter ihrer Botmäßigkeit blieb. Selbst Otto dem Großen gelang es nicht ganz, sie aus Italien zu vertreiben; seinen Bemühungen zu diesem Zwecke machte die Heirath seines Sohnes Otto II., mit der griechischen Prinzessin Theophania, so wie den erneueten ähnlichen Versuchen des letzteren die unglückliche Schlacht bei Basentello (980) ein Ende.

Vierte Periode, von Otto dem Großen bis auf Gregor VII. (1073) Herrschaft der deutschen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abwesenden Kaiser zu Rom vertreten wollten, versuchte ein edler Römer, der Consul Crescentius, des alten Roms Freiheit und Würde wieder herzustellen (980). Otto II. seit 973 König, ließ, mit Eroberungsversuchen auf Unteritalien beschäftigt, dessen ruhmvolle, den lasterhaften Päpsten, (Bonifaz VII. und Johann XV.) fürchterliche, Verwaltung ungestört. Als Otto III., der seit 983 in Deutschland herrschte, seinen

Vetter, Gregor V. zum Papste erhob, verdrängte ihn Crescentius, ließ vom Volke Johann XVI., einen Griechen, wählen, und suchte Rom zur Scheinherrschaft des byzantinischen Throns zurückzuführen. Dafür ward er nebst dem neuen Papste von Otto III. hinterlistig gemeuchelmordet, von seiner Gemahlin, der edlen Stephania, aber gerächt; der Kaiser starb durch sie an Gift (1002), der letzte männliche Sprößling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche für aufgelöst; man wählte zum König Arduin, Markgrafen von Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grunds genug für Mailand, die Feindin Pavia's, sich gegen ihn für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutschland zu erklären. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, der aber nicht als solcher galt in einem Lande, wo jede Stadt, auf ihre Mauern trotzend, sich als eigenen Staat betrachtete. Heinrich verbrannte (1004) Pavia; nach Arduins Tode (1015) ward er von der ganzen Lombardey als König erkannt, so wie nach seinem Ableben auch Conrad II. (in Italien I.), der von mütterlicher Seite von Otto dem Großen abstammte. Dieser machte auf einem Reichstage auf den roncalischen Feldern bei Piacenza (1026) die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgesetz, und suchte hier, so wie zu Pavia (1037) dem Staate Frieden und Festigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Bischöfe gegen die Edelleute, und dieser gegen ihre Hintersassen. Das republikanische Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Conrad II., noch die verächtlichen Päpste zum Gehorsam bringen. Als Heinrich III. (in Italien II.) Conrads Sohn und Nachfolger (1039) nach Italien kam (1046), fand er in Rom drei Päpste. Er setzte sie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II. und besetzte nachher stets aus eigener Macht, bei jeder Erledigung, den heiligen Stuhl, allemal mit würdigen deutschen Geistlichen. Diese Reform gab den Päpsten ein neues Ansehn, das später seinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich IV. (in Italien III.) gelang es der, besonders durch den allmächtigen Einfluß des deutschen Mönchs Hildebrand, nachher Gregors VII., ganz veränderten, und auf das Kühnste gerichteten Politik der Päpste, eine Opposition gegen die weltliche Macht, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, vorzubereiten. (S. d. Art. Papst.) In Unteritalien erhoben sich in diesem Zeitraume aus geringen Anfängen gewaltige Dinge, jene geistliche Macht auch weltlich zu stärken. Seit 1016 hatten einzelne Colonien von Normännern aus der Normandie, in Calabrien und Apulien sich niedergelassen und behauptet. Bundesgenossen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen gegen einander und gegen die Saracenen, wurden sie durch kleine Kriege immer mächtiger. Leo's IX. große Anstalten zu ihrer Vertreibung endigten mit seiner Niederlage und Gefangenschaft (1053). Da belehnte er auf ihr Bitten die normännischen Fürsten Robert Guiscard, Humfried und Richard mit allen schon gemachten und noch bevorstehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts gehörte. Die wirkliche Vollendung dieser Eroberung durch Robert Guiscard, den treuen päpstlichen Vasallen, gab den Widerstrebungen der Päpste, seiner Lehensherren, gegen die kaiserliche Macht einen Nachdruck, durch den sie in der italienischen, wie in der Kirchengeschichte Epoche macht. Während im südlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwuchsen, lösete sich im

sterben das Königreich immer mehr in unzählige kleine Staaten auf. Die lombardischen Städte sammelten in diesem Zeitraume die Elemente künftiger Größe, aber schon mächtig und furchtbar standen nicht nur **Venedig**, sondern auch Genua und Pisa da. Die Pisaner, die schon 980 **Otto II.** gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leisteten, und 1005 in denselben Gegenden die Saracenen tapfer bekämpften, wagten es, in Verbindung mit den nicht weniger kriegerischen und schifffahrtskundigen Genuesern, die Ungläubigen in ihren Besitzungen anzugreifen, und eroberten Sardinien zweimal (1017 und 1050), worauf sie es in mehrern großen Lehen unter ihre angesehensten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohenstaufen. Kämpfe der Päpste und Republiken mit den Kaisern. Gregor VII. demüthigte Heinrich IV. aufs tiefste. **Urban II.** sein Nachfolger, und Erbe seines Hasses, trieb die Sache soweit, die eigenen Söhne gegen den Kaiser aufzuhetzen. Conrad, der älteste, wurde 1093 zum Könige von Italien gekrönt; nach dessen Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu drängen, worauf dieser bald vor Gram starb. Heinrich V., das Geschöpf des Papstes, trat bald als dessen Widersacher auf, schloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das **wormser Concordat**. Ein Hauptpunkt der in diesem unverglichen blieb, erregte das ganze 12te und 13te Jahrhundert hindurch neue Zwiste, die Erbschaft der Gräfin Mathilde, Markgräfin von Toscana († 1115), die alle ihre Güter mittelst Testaments, dessen Gültigkeit die Kaiser anfechten, dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte. Im Süden bildete sich indeß, auf den Trümmern republikanischer Freiheit und veralteter Griechen- und Lombardenherrschaft, der normännische Staat zum Königreich, dessen Titel **Roger I.** (1138) annahm (s. d. Art. Neapel). In den Verfassungen der kleinen Freistaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Consuln, den kleinen Rath (credenza), den großen Rath und die Volksversammlung (parliamento), vertheilt. Kleine Fehden unter einander, dienten ihnen zur Uebung ihrer jugendlichen Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111), und die mit Recht dem trojanischen Kriege verglichene zehnjährige Belagerung Como's durch Heere aller lombardischen Städte (1118 bis 1128). Durch endliche Unterwerfung auch dieser Stadt erwarb Mailand eine Macht, die es zur ersten Stadt der Lombardey erhob, und eine Menge benachbarter Städte in ihr Bündniß lockte. Andere, des Uebermuths satt, den die Mailänder mit der Uebergewalt annahmen, bildeten um ihre Nebenbuhlerin, Pavia, einen zweiten, jener entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona, über die Schutzherrschaft von Cremona, veranlaßten zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg (1129), dem der Streit Lothars II. und Conrads von Hohenstaufen um die Krone bald einen höhern Zweck, oder Vorwand gab. Dieß der Ursprung der **Gibellinen** (Kaiserlichgesinnten) und **Guelfen** (der dem Hause der Guelfen, dann überhaupt der Partei der Päpste, Zugethanen). In dem Volke Roms erhob sich der, vor der Energie eines Gregor verstummte Freiheitssinn in dem Maße wieder, als diese Energie bei seinen Nachfolgern abnahm. Besonders die Schismen zwischen Gelasius II. und Gregor VIII. (Burdino). Innocenz II. und Anaclet II., erneuerten das Selbstgefühl der Römer. **Arnold von Brescia**, früher (1139) wegen strafender

Predigten gegen den Luxus der Geistlichen des Landes verwiesen, ward ihr Demagog (1146). Erst nach acht Jahren gelang es Adrian IV. dessen Sturz und Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenstaufen, genannt Rothbart, trieb die Erbitterung über das Aufstreben der Longobarden zur Freiheit, welche ihm Empörung war, zu mehrern Zügen über die Alpen. Für Pavia's Partei, als die schwächere, erklärt, verheerte er 1154 das Mailändische, zerstörte Tortana, und ließ sich in Pavia und Rom krönen. Auf seinem zweiten Zuge nach Italien, im Jahre 1158, belagerte und bezwang er Mailand, schleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo er die kaiserlichen Rechte im Sinne des justinianischen Codex ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) setzte, und einen Landfrieden verkündete. Nach neuer Empörung, die seine Ungerechtigkeiten erregt hatten, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohner daraus, und schleifte die Stadt von Grund aus (1161). So gründete der Schrecken den Despotismus, aber mit ihm fiel er auch zusammen. Als der Kaiser 1163 ohne Heer nach Italien kam, schlossen die Städte einen Verein für die Freiheit, der sich 1167 zum lombardischen Bunde bildete. Dieser Bund baute, gegen das einzig gibellinische Pavia, eine neue Stadt, dem Papste zu Ehren, welcher ebenfalls mit Heinrich in Zwistigkeiten verwickelt war, Alessandria genannt. Nicht dem Statthalter Friedrichs, Christian, Erzbischof von Mainz, nicht ihm selbst gelang es, gegen den Bund etwas auszurichten; jener scheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibellinischen Toscana; der Kaiser mit den Deutschen vor Alessandria (1175), ja er ward vom Bunde bei Lignano gänzlich aufs Haupt geschlagen (1176). Da schloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenstillstand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der diesen die Freiheit sicherte, zu Costanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaiserschaft die Potestà bei, fremde Edelleute, nun von ihnen selbst zu Richtern und Feldherren gewählt. Anstatt aber ihren Bund zu einer steten Eidgenossenschaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befestigen, zerfielen sie bald in neue Parteiungen, als die Pläne der Hohenstaufen auf Siciliens Thronfolge Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lombardey abgezogen. Berühmt ist aus einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein fast aller lombardischen Städte, die Niederlage, die sie dieser überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Este als Häupter, jene der Gibellinen, diese der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Gegend umher neu zu begründen, und die Ansprüche auf Carl des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; auch zog er fast ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft, als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine, und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaiserkrone auf das hohenstaufensche Haus in der Person Friedrichs II. die alten Verhältnisse wieder her (1212). In Florenz gab dieser politische Factionsgeist den Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbelei-

bigungen entstanden, Vorwand und Nahrung (1215), und so theilten nun fast alle Städte auch im Innern sich in Guelfen und Gibellinen; doch behielt stets eine Partei die Oberhand. Die guelfischen Städte der Lombardey, die nicht einmal die äußere Ehre der italienischen Krone Friedrich gönnten, erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Dem Bürgerkriege erhob sich damals in dem Dominicaner Johann von Vicenza ein unermüdeter und hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Versammlung von Paquara (1233) schien seine Bemühungen zu krönen; aber Mißkennen seines Berufs, und das Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza, stürzten ihn. Der Kaiser, von seinem Kreuzzuge zurückgekehrt (1230), führte den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannstrahls nicht achtend, mit abwechselndem Glücke, während Ezelino da Romano unter dem Vorwande des Gibellinismus durch Tyrannei und Gewaltthaten aller Art die eigene Herrschaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpstliche Hof wußte durch Ränke die pisanische Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu seinen Vasallen zu machen, unter heftigem Widerspruch dieser, und besonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Pisa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich seinen Bastard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan der Päpste, Friedrich abzusetzen, unter Gregor IX. schmerzlich vereitelt, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245), und gab der Gibellinenpartei, welche durch die unermüdlichen Ränke der Bettelorden schon sehr untergraben war, einen tödtlichen Stoß. Das von jeher getreue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) war nur von zweijähriger, und ein neuer nach der Schlacht von Monte Aperto (1260), nur von sechsjähriger Dauer; die Bologneser zwangen alle Städte Italiens in einen guelfischen Bund, und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Bastard Enzius gefangen, den sie nie wieder frei gaben. Nur in der trevisanischen Mark hatte der gibellinische Name, durch den Schrecken Ezelino's die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit war und ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano in der Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardey seine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben sich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die in Toscana blieben frei.

Sechste Periode, vom Falle der Hohenstaufen bis zur Gestaltung der neuern Staaten; Kämpfe, diese Gestaltung vorbereitend. Dieser Zeitraum erhält durch auf einander folgende Bestrebungen verschiedener Fürsten, die Oberherrschaft von Italien an sich zu reißen, mehrere Abtheilungen. I. Die Anjoue. Seit Carl I. von Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, Senator von Rom, päpstlicher Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone seine ehrgeizigen Blicke richtete, (eine Politik, der seine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Zu diesen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen fast überall die des letztern siegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregors X. († 1276), Frieden zu stiften, waren vergeblich; wirk-

samer die Nikolaus III., der Carls Uebermacht fürchtete; aber Martin IV. (1280), diesem knechtisch ergeben, verdarb Alles wieder, und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein anderes Interesse trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueser halfen dem Michael Paläologus (1261) Constantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chios; bei Meloria vernichteten sie (1284) die Seemacht der Pisaner, und vollendeten ihre Meeresherrschaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete seine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute (1282), und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz, und bald in ganz Toscana die Guelfen selbst in zwei Factionen, die schwarzen und die weißen genannt (1300). Diese wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. fast überall vertrieben, und verbanden sich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardey schien die ersterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; auf einmal erhob sich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, fast in allen Städten das Volk und verjagte sie (1302 bis 1306), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten. — II. Die Deutschen und die della Scala. Heinrich VII., der erste Kaiser, der nach 60 Jahren wieder (1317) in Italien erschien, führte die Fürsten in ihre Städte zurück, und fand bei seinen Foderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorsam. Nur Florenz begann jetzt die zwei Jahrhunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf fünf Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Protector, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibellinische Pisa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach seiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrscht, einen andern in Castruccio Castracani (1316); Padua fiel (1318) dem Hause Carrara, Alessandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand, Mantua, seit 1275 von den Bonaccorsi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1275 die Polenta. In den übrigen Städten war dieselbe Tyrannei, aber noch häufig von Geschlecht zu Geschlechte wechselnd, und desto drückender. Diese kleinen Fürsten, besonders della Scala, Matteo Visconti, Castruccio, hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage; doch erwarb dieser seinem Sohne, Carl von Calabrien, die Herrschaft von Florenz und Siena, die er bis zu seinem Tode behielt (1328). Ludwig der Baier, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte selbst zu thun mit den Gibellinen, die er durch seine Unbeständigkeit und Treulosigkeit von sich entfremdete, so wie andererseits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen so abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend, sich nun einander mehr näherten. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen seyn, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder

die Florentiner sich ihm entgegengestellt. Bei seinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden sie sich mit Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und seinen Bundesgenossen, den päpstlichen Legaten Bertrand von Poiet, der sich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturze beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrschen anfingen, begann Mastino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardey und von Lucca, die Freiheit der Lombardey zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz die Opposition, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Mastino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die Pisaner und eroberten es für sich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte Colo Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen. Nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten Cardinal Albornoz zurückgekehrt (1354), herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstande ermordet ward. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria, und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien, und gaben sich in Simon Boccanigra den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Factionen, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, diese verjagten (1348). Um diese Zeit litt Italien durch fürchterliche Landplagen. Auf eine entsetzliche Hungersnoth (1347) folgte eine gräßlichere Pest (1348), welche zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die selbst bereitete Geißel der Söldnerbanden, oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, und überall plünderten und brandschatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). — III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbischof und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anschlägen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft, nicht durch Carls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstlicher Legaten, so wirksam gestört, als durch der Republiken, besonders der Florentiner Weisheit und Unerschrockenheit. Carl erschien 1355, stürzte in Pisa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti: in Siena die Herrschaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat; unterwarf sich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. 1368 zurückgekehrt, richtete er gegen die Visconti eben so wenig aus, befreite Lucca von der pisanischen Herrschaft, und stürzte in Siena die Zwölfe wieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisa's und Siena's Freiheit an dem tapfern Freiheitssinn der Bürger. Papst Innocenz VI. gelang es durch den Cardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenstaat zu erobern (1354—1360); aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Aeußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberte Städte wieder ab. Die Grausamkeiten des Cardinals Robert von Genf, (nachher Clemens VII.) und seiner Bande bretagnischer Söldner, konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder vielmehr die Her-

schaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indeß beharrten die Visconti unausgesetzt in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem Johann Visconti (1353), und Bologna erkaufte dieser von den Pepoli (1350), aber seine Unternehmung auf Toscana scheiterte an dem festen Widerstande der verbündeten toscanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardey. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpstlichen Legaten (1375). In Florenz spalteten sich die Guelfen in die Parteien der Ricci und der Albizzi; den dadurch veranlaßten Tumult der Ciompi (1378) wußte der von ihnen selbst zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando so mannhaft als uneigennützig zu stillen. Als die Venetianer, von dem Carrara durch ihre Unterstützung der Genueser im Kriege zu Chiozza, (1379) gereizt, ruhig zusahen, wie Johann Galeazzo Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 1388), stand Florenz allein mit den unglücklichen Fürsten. Franz Carrara bemächtigte sich Padua's wieder (1390), und behauptete sich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz verändernd, aus Gegnern der viscontischen Eroberungsabsichten ihre Nebenbuhler wurden. Johann Galeazzo erwarb von Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard von Appiano (der sich nur das Fürstenthum Piombino vorbehielt) Pisa (das aber sein Bastard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf sich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), so daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Sein gelegener Tod (1402) schaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit seiner Söhne ging ein großer Theil seiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte (1409), dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Aber diese Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle seine Staaten der Lombardey wieder erobert (1416—1420); auch Genua, das abwechselnd bald in sogenannter Freiheit stürmischen Parteifehden (der Fregosi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396), bald dem Markgrafen von Montferrat (1411) unterthänig gewesen war, unterwarf sich ihm (1421). Da verband sich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, sich zum Herrn dieser Stadt und von ganz Umbrien, ja selbst auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416). In Siena gelangten (1430) die Petrucci zur festen Herrschaft. — IV. Gleichgewicht der italienischen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beständigen Beunruhigung des in Neapel gefolgten Alfons von Aragonien durch die Partei der Anjou (s. den Art. Neapel), war keine gefährliche Uebermacht in Italien mehr vorhanden, obwol gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italienischen Miethsoldaten,

die Bracceschi (von Braccio da Montone) und die Sforzeschi (von Sforza Attendolo so genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander stets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Aussterben der Visconti (1447), sich zum Herrn des mailändischen Staats (1450) zu machen (s. Mailand). Als die ländersüchtigen Venetianer mit einigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, das mit Aenderung der Umstände, weislich auch seine Politik änderte. Dort erhob sich um diese Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (s. d. Art. Mediceer). Die Kräfte von Mailand, (wo die Sforza sich befestigten,) von Venedig, (das die Hälfte der Lombardey besaß,) von Florenz, (durch Lorenzo Medici weise geleitet,) vom Kirchenstaat, (großen Theils dem heil. Stuhl zurückgegeben,) und von Neapel, (das unfähig war, seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen), bildeten im 15ten Jahrhunderte das politische Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen, aber folgenlosen Fehden dieser Staaten, keinen der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden ließ, bis zum Jahre 1494, wo Carl VIII. von Frankreich die Begierde, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludwig Moro Sforza erst als sein Bundesgenosse, dann als sein Feind auftrat, Papst Alexander VI. aber, um seinen Sohn Cäsar Borgia zu erheben, die französische Freundschaft eifrig suchte. — V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch sein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholiken aus dem, mit ihrem eroberten, Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt (1500), sich unterwarf. Cäsar Borgia's begonnene Unternehmungen auf Italiens Herrschaft wurden durch den Tod seines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegerische Papst, Julius II., die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenstaats, doch nicht für einen Bastard oder Neffen, sondern im Namen des heiligen Stuhls vollendete. Er schloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholiken und Ludwig XII. die Ligue von Cambray (1508) gegen die Vergrößerungs-Absichten der Venetianer, deren Schlauheit aber diesen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er sich mit eben diesen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzosen aus Italien; diese heilige Ligue (1509) erreichte aber damals ihren Zweck noch nicht, so wenig auch Julius durch das französisch-deutsche Concilium zu Pisa, das ihn absetzen wollte, sich schrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab, aber Kaiser Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen Franzens Anstrengungen stets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebst vielen andern Ansprüchen, auch den auf Mailand entsagen, das dem Sforza blieb, und nach dessen Tode (1540) von Carl V. seinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren zumeist auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Carl V., unter dem seit der Schlacht von Pavia sich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anschläge, seine Macht zu schwächen; er eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papste versöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürstlichen Herrschaft. Florenz, das im Jahre 1494, über das unkluge Benehmen

Seewegs entzog ihnen den indischen Handel, und seitdem sank der Flor jener Republiken unaufhaltsam. Der Italiener auf eigenem Gewerbfleiß, und Handel mit eigenen Producten fast allein eingeschränkt, ist gleichwol immer ein geschickter und thätiger Kaufmann geblieben, wie die Erfindung und Ausbildung des Wechselgeschäfts sattsam beurkunden. Folgender Abriß der Geschichte Italiens kann nur die Hauptmomente derselben angeben; über die Geschichte der einzelnen italienischen Staaten sind die ihnen gewidmeten Artikel nachzusehen. Ehe vor drittehalbtausend Jahren das übermächtige Rom alle Lebenskraft Italiens in Einen Punkt zusammenzog, war dieses Land sehr zahlreich, und größtentheils von civilisirten Nationen, bevölkert. Nur im Norden Italiens, der am längsten den Römern Stand hielt, wohnten, ein halb wildes Volk, die Gallier; weiter hinab, am Arno und der Tiber, eine Menge kleiner, aber starker Völkerschaften, die, wie die Etrusker, Samniter, Latiner, größtentheils durch eidgenossische Verbindung ihr betriebsames Leben zu sichern suchten und ihre Freiheit den Römern theuer verkauften. Weniger eng verbunden, oft einander feindlich, waren die griechischen Colonien Unteritaliens, nach denen diese Gegend Großgriechenland genannt ward. Wie alle diese Völker, zur traurigen Vernichtung ihres herrlichen Flors, dem selbstsüchtigen Rom unterworfen worden, gehört in die Geschichte dieser Stadt. Neben der Geschichte der Ueberwinder verschwindet die der Ueberwundenen; es beginnt daher die von Italien mit dem Sturze des weströmischen Reichs, und es geht ihre

Erste Periode von Odoaker (476) bis Alboin (568). Sie umfaßt das Reich der Heruler und Rugier, so wie das ostgothische Reich. Romulus hieß der Erbauer der weltbeherrschenden Stadt; Augustus gründete darin die Universalmonarchie, und Romulus Augustulus hieß ihr letzter ohnmächtiger Repräsentant, dem seine deutsche Leibwache das fernere Herrschen untersagte. Odoaker, ihr Hauptmann, der sich an seine Stelle setzte, machte sich nicht durch den Kaisertitel lächerlich; er nannte sich König von Italien, wodurch dieses Land aus der Ländermasse des röm. Reichs zuerst wieder gesondert heraustrat. Selbstständigkeit aber und neue Kraft konnte auch dieser wackere Deutsche dem entmannten und verderbten Geschlechte der Italiener nicht geben; nur gänzliche Verschmelzung mit einem anderen edleren Volke konnte ihre Wiedergeburt bewirken. Schon stand ein solches Volk von dem Kaiser Zeno selbst veranlaßt, an den Gränzen Italiens; es betrat dieselben im J. 493. Dietrich, König der Ostgothen, warf mit leichter Mühe die Herrschaft der wenigen deutschen Landsknechte um, und gewann ganz Italien, sich zum Königreiche, seinen Gothen aber, die sich von den Alpen bis zur Meerenge verbreiteten, zum Wohnsitz und Eigenthum. Nur in den adriatischen Lagunen behauptete ein Völkchen von Schiffern und Salzsiedern, die vor Attilas Verheerungen dahin geflohen, unüberwindlich seine Freiheit und Eidgenossenschaft. Dietrich, der Versöhner nordischer Kraft mit südlicher Cultur, ist mit Recht der Große genannt, und unter dem Namen Dietrich von Bern (Verona) einer der ersten Helden im altdeutschen Fabelkreis geworden. Aber in seinem Volke und seinen Nachfolgern unterlag nur zu bald die deutsche Kraft der römischen Verderbniß, und damit auch ihre Herrschaft der römischen Kriegskunst. Vergeblich machte der wackere Totila dem Belisar die fast vollendete Eroberung zehn Jahre lang streitig (von 541 bis 552). Bald nach seinem Tode ward Italien wieder

eine Provinz des constantinopolitanischen Kaiserreichs (554), und der verschnittene Narses sein Statthalter, (Exarch genannt) der zu Ravenna saß. Aber eben dieser gab, aus Rachgier gegen die Ränke des byzantinischen Hofes, zu einer zweiten, folgenreichern Einwanderung eines deutschen Volks den Anlaß. Von der Ostsee hergewandert, saßen die Longobarden schon seit geraumer Zeit in Pannonien. Jetzt, auf Narses Auffoderung, unter König Alboin nach Italien aufbrechend, eroberten sie dieses fast ohne Schwertstreich, doch nicht so vollständig, als früher die Gothen, auch war ihre Herrschaft den Wissenschaften und Künsten weniger günstig.

Zweite Periode, von Alboin bis Carl dem Großen (774) oder Periode des Longobardenreichs. Das Königreich der Longobarden begriff ganz Oberitalien, das noch von ihnen die Lombardey heißt, Toscana und Umbrien. Außerdem errichtete Alboin in Unteritalien zu Benevent ein Herzogthum, womit er den Zotto belehnte, das aber nur an Einem Orte, zu Salerno, die See berührte. Das ganze longobardische Italien war überhaupt in dreißig große Lehne getheilt, unter Herzögen, Grafen ꝛc., die bald erblich wurden. Neben dem neuen Reiche bestand die Eidgenossenschaft der Flüchtlinge in den Lagunen in unstörbarer Freiheit. Die Eiländer gaben sich in diesem Zeitraume (697) durch Erwählung des ersten Dogen Anafesto eine Centralregierung, und die Republik Venedig war gebildet (s. d. Art.). Ravenna, der Sitz des Exarchen, nebst Romagna, die Pentapolis oder die fünf Seestädte (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia und Ancona) und fast die ganze Küste von Unteritalien, wo Amasi und Gaeta eigene Herzöge griechischer Nation hatten, blieben nebst Sicilien und der Hauptstadt Rom, die ein Patricier in des Kaisers Namen regierte, unerobert, jedoch dem Hofe von Byzant mehr den Worten nach angehörig, als wirklich unterworfen. Diese geringe Abhängigkeit verschwand fast ganz, als Leo der Isaurier im Anfange des 8ten Jahrhunderts durch seine Bilderstürmerei die orthodoxen Italiener erbitterte. Die Städte verjagten seine Beamten und gaben sich Consuln und einen Senat, wie in alter Zeit. Rom erkannte dabei zwar nicht die Herrschaft, doch eine gewisse väterliche Gewalt seiner Bischöfe, die durch Heiligkeit solches verdienten, auch im Weltlichen an. Die Päpste, in ihren Bemühungen, die Freiheit Roms gegen die Longobarden zu schützen, vom byzantinischen Hofe verlassen, wandten sich deßhalb gewöhnlich an die fränkischen Könige. Aus Dankbarkeit für den gegen König Astolf geleisteten Beistand besiegelte Papst Zacharias nicht nur Pipins Erhebung zum König (750), sondern erlaubte sich, nebst der Gemeinde von Rom, ihn zum Patricier zu ernennen, wie bisher des Kaisers Statthalter geheißen. Carl der Große bekriegte zweimal, der römischen Kirche zum Beistand, den König Desiderius, stürzte ihn endlich, und verleibte sein Reich der fränkischen Monarchie ein (774), doch gab er Italien einen eigenen König in seinem Sohne Pipin. Vergeblich waren aber seine Unternehmungen auf das Herzogthum Benevent, dessen Unabhängigkeit Herzog Arichis behauptete, und auf die Republiken in Unteritalien, wo besonders Neapel, Amasi und Gaeta durch Schifffahrt und Handel zu großem Reichthume gelangten. Das Exarchat nebst den fünf Städten schenkte Carl dem Papste, dessen späte Nachfolger aber erst zum ruhigen Besitze derselben gelangen konnten; damals wurden auch diese Gegenden frei.

Dritte Periode, von Carl dem Großen bis Otto

dem Großen (961), oder Periode der Carolinger und Zwischenreich. Leo III. belehnte den König der Franken am Weihnachtstage 800 mit der abendländischen Kaiserkrone, die eines Carls bedurfte, um sich aus dem Nichts zu erheben. Aus Abneigung gegen die Franken aber, deren Eroberung man als einen neuen Barbareneinfall ansah, schlossen sich die freien Städte, Rom ausgenommen, wieder fester an das oströmische Reich an. Pipin vererbte das fränkische Italien noch bei Lebzeiten seines Vaters auf seinen Sohn Bernhard (810). Als aber dieser von seinem Oheim Ludwig dem Frommen abgesetzt und geblendet worden, blieb es unmittelbarer Bestandtheil der fränkischen Monarchie bis zur Theilung dieser im Vertrage von Verdün (843), worin es nebst der Kaiserwürde und dem, seitdem sogenannten, Lothringen dem ältesten der Söhne Ludwigs, Lothar I., zufiel. Dieser überließ die Regierung bald (844) seinem Sohne Ludwig II., dem löblichsten der italienischeu Fürsten carolingischen Stammes. Nach seinem Tode (875) ward Italien der Zankapfel des ganzen Hauses. Zuerst nahm Carl der Kahle von Frankreich es in Besitz: als er gestorben (877), Carlmann, König von Baiern, welchem (879) sein Bruder Carl der Dicke, König von Schwaben, folgte. Dieser vereinigte nach Abgang der übrigen Linien die ganze fränkische Monarchie zum letzten Male wieder. Seine Absetzung (887) war die Epoche der Anarchie und der bürgerlichen Kriege in Italien. Berengar, Herzog von Friaul, und Guido, Herzog von Spoleto (nebst dem Markgrafen von Ivrea die einzigen von jenen dreißig übrigen großen Vasallen) buhlten mit einander um die Krone. Guido ward zum König und Kaiser gekrönt, und nach seinem Tode auch sein Sohn Lambert. Arnulf, der carolingische König der Deutschen, wagte es, ihnen die Kronen streitig zu machen, vermochte dieß aber, wie fast alle seine Nachfolger, nicht länger als sein Aufenthalt in Italien dauerte. Nach Lamberts und Arnulfs Tode (898 und 899) trat Ludewig, König von Niederburgund, als Nebenbuhler Berengars auf, daher dieser tapfere, edle Fürst, obgleich 910 zum Kaiser gekrönt, erst nach Ludwigs Tode (915) und nach Bekämpfung eines andern Prätendenten, Rudolph von Oberburgund, zur ruhigen Regierung gelangte; doch konnte er bei der Auflösung des Staats auch unter innerer Ruhe das Reich nicht gegen die räuberischen Einfälle der Saracenen (von 890 an) und Ungarn (von 900 an) wirksam vertheidigen. Nach seiner verrätherischen Ermordung (924) vertauschte Rudolph seine Ansprüche an Hugo, Grafen von Provence, gegen dieses Land. Ein Streben, durch blutige Tyrannei den unsichern Thron Italiens zu befestigen, bezeichnet Hugo's Regierung. Der Neffe desselben, Berengar, Markgraf von Ivrea, floh vor seinen Nachstellungen zu Otto dem Großen nach Deutschland (940), sammelte dort ein Heer von Ausgewanderten, kehrte zurück, und stürzte Hugo, der seinen weniger verhaßten Sohn, Lothar, zum Nachfolger erhielt; Berengar ward dessen erster Rath. Nachdem aber Lothar, wie es hieß, von Berengar vergiftet, bald gestorben war, wollte letzterer seine Witwe, die schöne Adelheid, zu einer Heirath mit seinem Sohne Adelbert wider ihren Willen nöthigen. Seinen Mißhandlungen und ihrem Kerker entronnen, entfloh sie ebenfalls über die Alpen zum deutschen Otto, in welchem sie einen Beschützer und zweiten Gemahl fand. Otto zog (951) mit Heeresmacht nach Italien. Einer schleunigen Unterwerfung, und der Abtretung Friauls, des Schlüssels von Italien, welches Otto seinem Bruder Heinrich gab, verdankte es Berengar, daß er noch ferner als Otto's Vasall regieren durfte. Als

aber nach zehn Jahren von Italiens Großen neue Klagen gegen ihn einliefen, kehrte Otto zurück (961), ließ ihn gefangen nach Bamberg führen, und ward selbst von den bewundernden Lombarden zum König gewählt, ja durch ein Reichsgrundgesetz die italienische Krone auf ewig mit der deutschen vereinigt. Otto gab die großen Reichslehen an Deutsche, und den italienischen Städten feste republikanische Verfassungen, welche die Freiheit begründeten, der sie in einem fast immer anarchischen Lande immer mehr entgegen reiften. Die Bereicherung der Päpste durch die Frankenkönige, welche ihren, unter Leo IV. und seines Gleichen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Regierung befördert hatte, war durch die im 10ten Jahrhundert eingerissene Verderbniß des päpstlichen Hofes, der erste Grund seines Sinkens geworden. Die Geistlichkeit und das Volk wählten den Papst nach dem Willen der Consuln und weniger Patricier. So geschah es, daß in der ersten Hälfte des 10ten Jahrhunderts zwei vornehme buhlerische Weiber über den heil. Stuhl verfügten. Theodora erhob auf ihn (914) ihren Liebhaber, Johann X, und deren Tochter Marozia ihren Sohn Johann XI. Des letztern Bruder, Alberich von Camerino, so wie dessen Sohn, Octavian, waren unumschränkte Herren von Rom, letzterer auch Papst unter dem Namen Johann XII. bei einem Alter von 20 Jahren (956). Otto der Große, den er gekrönt, setzte ihn ab und Leo den VIII. an seine Stelle; das Volk dagegen, auf sein Wahlrecht eifersüchtig, wählte Benedict V. Die verächtlichen Päpste wurden von nun an, statt über das Volk von Rom zu herrschen, vom ihm abhängig. Noch behaupteten in Unteritalien die Republiken Neapel, Gaeta und Almafi, gegen das longobardische Herzogthum Benevent, ihre Unabhängigkeit; und zwar desto leichter, seit (839) dasselbe erst unter Siconolf zu Salerno und Radelchis zu Benevent, dann noch vielfacher getheilt wurde, und seit sie mit den Herzögen einen gemeinschaftlichen Feind in den Saracenen zu bekämpfen hatten, welche sie früher (um 830) beide aus Sicilien herübergerufen, um sie als Hülfsvölker gegen einander zu gebrauchen, die sich aber selbst in Apulien niederließen und befestigten. Als König Ludwig II. und Kaiser Basilius Macedo mit vereinigter Kraft die Macht der Muselmänner gebrochen hatten (866), konnte sich jener dennoch in Unteritalien nicht behaupten; dagegen faßten die Griechen wieder festern Fuß. Letztere bildeten aus den, den Saracenen abgenommenen Gegenden eine eigene Provinz, das Thema der Lombardey genannt, welches von einem Katapan (Generalstatthalter) zu Bari regiert, über hundert Jahre, doch der Freiheit der Republiken unbeschadet, unter ihrer Botmäßigkeit blieb. Selbst Otto dem Großen gelang es nicht ganz, sie aus Italien zu vertreiben; seinen Bemühungen zu diesem Zwecke machte die Heirath seines Sohnes Otto II., mit der griechischen Prinzessin Theophania, so wie den erneueten ähnlichen Versuchen des letzteren die unglückliche Schlacht bei Basentello (980) ein Ende.

Vierte Periode, von Otto dem Großen bis auf Gregor VII. (1073) Herrschaft der deutschen Könige. Gegen den Einfluß der Grafen von Tusculum, die den abwesenden Kaiser zu Rom vertreten wollten, versuchte ein edler Römer, der Consul Crescentius, des alten Roms Freiheit und Würde wieder herzustellen (980). Otto II. seit 973 König, ließ, mit Eroberungsversuchen auf Unteritalien beschäftigt, dessen ruhmvolle, den lasterhaften Päpsten, (Bonifaz VII. und Johann XV.) fürchterliche, Verwaltung ungestört. Als Otto III., der seit 983 in Deutschland herrschte, seinen

Vetter, Gregor V. zum Papste erhob, verdrängte ihn Crescentius, ließ vom Volke Johann XVI., einen Griechen, wählen, und suchte Rom zur Scheinherrschaft des byzantinischen Throns zurückzuführen. Dafür ward er nebst dem neuen Papste von Otto III. hinterlistig gemeuchelmordet, von seiner Gemahlin, der edlen Stephania, aber gerächt; der Kaiser starb durch sie an Gift (1002), der letzte männliche Sprößling Otto's des Großen. Nun hielten die Italiener ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche für aufgelöst; man wählte zum König Ardoin, Markgrafen von Ivrea, der zu Pavia gekrönt wurde; Grunds genug für Mailand, die Feindin Pavia's, sich gegen ihn für Heinrich II. (in Italien I.) von Deutschland zu erklären. Ein bürgerlicher Krieg war die Folge, der aber nicht als solcher galt in einem Lande, wo jede Stadt, auf ihre Mauern trotzend, sich als eigenen Staat betrachtete. Heinrich verbrannte (1004) Pavia; nach Ardoins Tode (1015) ward er von der ganzen Lombardey als König erkannt, so wie nach seinem Ableben auch Conrad II. (in Italien I.), der von mütterlicher Seite von Otto dem Großen abstammte. Dieser machte auf einem Reichstage auf den roncalischen Feldern bei Piacenza (1026) die Erblichkeit der Lehen zum Reichsgrundgesetz, und suchte hier, so wie zu Pavia (1037) dem Staate Frieden und Festigkeit zu geben. Doch vergeblich; untilgbar wütheten die Fehden der immer mächtiger werdenden Städte und der Bischöfe gegen die Edelleute, und dieser gegen ihre Hintersassen. Das republikanische Rom, von der Familie des Crescentius geleitet, konnten weder Heinrich II. und Conrad II., noch die verächtlichen Päpste zum Gehorsam bringen. Als Heinrich III. (in Italien II.) Conrads Sohn und Nachfolger (1039) nach Italien kam (1046), fand er in Rom drei Päpste. Er setzte sie alle drei ab, ernannte an ihre Stelle Clemens II. und besetzte nachher stets aus eigener Macht, bei jeder Erledigung, den heiligen Stuhl, allemal mit würdigen deutschen Geistlichen. Diese Reform gab den Päpsten ein neues Ansehn, das später seinem Nachfolger verderblich wurde († 1056). Während der langen Minderjährigkeit seines Sohnes Heinrich IV. (in Italien III.) gelang es der, besonders durch den allmächtigen Einfluß des deutschen Mönchs Hildebrand, nachher Gregors VII., ganz veränderten, und auf das Kühnste gerichteten Politik der Päpste, eine Opposition gegen die weltliche Macht, die bald zu einer furchtbaren Größe anwuchs, vorzubereiten. (S. d. Art. Papst.) In Unteritalien erhoben sich in diesem Zeitraume aus geringen Anfängen gewaltige Dinge, jene geistliche Macht auch weltlich zu stärken. Seit 1016 hatten einzelne Colonien von Normännern aus der Normandie, in Calabrien und Apulien sich niedergelassen und behauptet. Bundesgenossen, bald der Lombarden, bald der Republiken, bald der Griechen gegen einander und gegen die Saracenen, wurden sie durch kleine Kriege immer mächtiger. Leo's IX. große Anstalten zu ihrer Vertreibung endigten mit seiner Niederlage und Gefangenschaft (1053). Da belehnte er auf ihr Bitten die normännischen Fürsten Robert Guiscard, Humfried und Richard mit allen schon gemachten und noch bevorstehenden Eroberungen in Unteritalien, wovon ihm nichts gehörte. Die wirkliche Vollendung dieser Eroberung durch Robert Guiscard, den treuen päpstlichen Vasallen, gab den Widerstrebungen der Päpste, seiner Lehensherren, gegen die kaiserliche Macht einen Nachdruck, durch den sie in der italienischen, wie in der Kirchengeschichte Epoche macht. Während im südlichen Italien die kleinen Staaten zu einem großen zusammenwuchsen, lösete sich im

Norden das Königreich immer mehr in unzählige kleine Staaten auf. Die lombardischen Städte sammelten in diesem Zeitraume die Elemente künftiger Größe, aber schon mächtig und furchtbar standen nicht nur Venedig, sondern auch Genua und Pisa da. Die Pisaner, die schon 980 Otto II. gegen die Griechen in Unteritalien nachdrückliche Hülfe leisteten, und 1005 in denselben Gegenden die Saracenen tapfer bekämpften, wagten es, in Verbindung mit den nicht weniger kriegerischen und schifffahrtskundigen Genuesern, die Ungläubigen in ihren Wohnsitzen anzugreifen, und eroberten Sardinien zweimal (1017 und 1050), worauf sie es in mehrern großen Lehen unter ihre angesehensten Bürger vertheilten.

Fünfte Periode, von Gregor VII. bis auf den Fall der Hohenstaufen. Kämpfe der Päpste und Republiken mit den Kaisern. Gregor VII. demüthigte Heinrich IV. aufs tiefste. Urban II. sein Nachfolger, und Erbe seines Hasses, trieb die Wuth soweit, die eigenen Söhne gegen den Kaiser aufzuhetzen. Conrad, der älteste, wurde 1093 zum Könige von Italien gekrönt; nach seinem Tode (1101) gelang es dem zweiten, Heinrich, den Vater vom Kaiserthrone zu drängen, worauf dieser bald vor Gram starb. Heinrich V., das Geschöpf des Papstes, trat bald als dessen Widersacher auf, schloß aber nach harten Kämpfen mit ihm das wormser Concordat. Ein Hauptpunkt der in diesem unverglichen blieb, erregte das ganze 12te und 13te Jahrhundert hindurch neue Zwiste, die Erbschaft der Gräfin Mathilde, Markgräfin von Toscana († 1115), die alle ihre Güter mittelst Testaments, dessen Gültigkeit die Kaiser anfochten, dem päpstlichen Stuhle vermacht hatte. Im Süden bildete sich indeß, auf den Trümmern republikanischer Freiheit und veralteter Griechen- und Lombardenherrschaft, der normännische Staat zum Königreich, dessen Titel Roger I. (1138) annahm (s. d. Art. Neapel). In den Verfassungen der kleinen Freistaaten im Norden Italiens war die Staatsgewalt gewöhnlich unter die Consuln, den kleinen Rath (credenza), den großen Rath und die Volksversammlung (parliamento), vertheilt. Kleine Fehden unter einander, dienten ihnen zur Uebung ihrer jugendlichen Kraft. Dergleichen war die, welche mit der Zerstörung von Lodi durch die Mailänder endigte (1111), und die mit Recht dem trojanischen Kriege verglichene zehnjährige Belagerung Como's durch Heere aller lombardischen Städte (1118 bis 1128). Durch endliche Unterwerfung auch dieser Stadt erwarb Mailand eine Macht, die es zur ersten Stadt der Lombardey erhob, und eine Menge benachbarter Städte in ihr Bündniß lockte. Andere, des Uebermuths satt, den die Mailänder mit der Uebergewalt annahmen, bildeten um ihre Nebenbuhlerin, Pavia, einen zweiten, jener entgegengesetzten Bund. Streitigkeiten zwischen Mailand und Cremona, über die Schutzherrschaft von Cremona, veranlaßten zwischen beiden Vereinen den ersten Krieg (1129), dem der Streit Lothars II. und Conrads von Hohenstaufen um die Krone bald einen höhern Zweck, oder Vorwand gab. Dieß der Ursprung der Gibellinen (Kaiserlichgesinnten) und Guelfen (der dem Hause der Guelfen, dann überhaupt der Partei der Päpste, Zugethanen). In dem Volke Roms erhob sich der, vor der Energie eines Gregor verstummte Freiheitssinn in dem Maße wieder, als diese Energie bei seinen Nachfolgern abnahm. Besonders die Schismen zwischen Gelasius II. und Gregor VIII. (Burdino). Innocenz II. und Anaclet II., erneuerten das Selbstgefühl der Römer. Arnold von Brescia, früher (1139) wegen strafender

Predigten gegen den Luxus der Geistlichen des Landes verwiesen, ward ihr Demagog (1146). Erst nach acht Jahren gelang es Adrian IV. dessen Sturz und Hinrichtung zu bewirken. Friedrich I. von Hohenstaufen, genannt Rothbart, trieb die Erbitterung über das Aufstreben der Longobarden zur Freiheit, welche ihm Empörung war, zu mehrern Zügen über die Alpen. Für Pavia's Partei, als die schwächere, erklärt, verheerte er 1154 das Mailändische, zerstörte Tortona, und ließ sich in Pavia und Rom krönen. Auf seinem zweiten Zuge nach Italien, im Jahre 1158, belagerte und bezwang er Mailand, schleifte die Werke von Piacenza, und hielt einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, wo er die kaiserlichen Rechte im Sinne des justinianischen Codex ausdehnte, den Städten Vögte (Podestà) setzte, und einen Landfrieden verkündete. Nach neuer Empörung, die seine Ungerechtigkeiten erregt hatten, verbrannte er Crema (1160), vertrieb nach Mailands Unterwerfung alle Einwohner daraus, und schleifte die Stadt von Grund aus (1161). So gründete der Schrecken den Despotismus, aber mit ihm fiel er auch zusammen. Als der Kaiser 1163 ohne Heer nach Italien kam, schlossen die Städte einen Verein für die Freiheit, der sich 1167 zum lombardischen Bunde bildete. Dieser Bund baute, gegen das einzig gibellinische Pavia, eine neue Stadt, dem Papste zu Ehren, welcher ebenfalls mit Heinrich in Zwistigkeiten verwickelt war, Alessandria genannt. Nicht dem Statthalter Friedrichs, Christian, Erzbischof von Mainz, nicht ihm selbst gelang es, gegen den Bund etwas auszurichten; jener scheiterte vor Ancona (1174) mit der Macht des ganzen, damals gibellinischen Toscana; der Kaiser mit den Deutschen vor Alessandria (1175), ja er ward vom Bunde bei Lignano gänzlich aufs Haupt geschlagen (1176). Da schloß er zu Venedig ein Concordat mit Alexander III. und einen Waffenstillstand mit den Städten (1176), den Frieden aber, der diesen die Freiheit sicherte, zu Costanz (1183). Die Republiken behielten von der Kaiserschaft die Potestà bei, fremde Edelleute, nun von ihnen selbst zu Richtern und Feldherren gewählt. Anstatt aber ihren Bund zu einer steten Eidgenossenschaft (dem einzigen Heil für Italien) zu befestigen, zerfielen sie bald in neue Parteiungen, als die Pläne der Hohenstaufen auf Siciliens Thronfolge Friedrich und Heinrich VI. (V.) von der Lombardey abgezogen. Berühmt ist aus einem Kriege der Brescianer gegen einen Verein fast aller lombardischen Städte, die Niederlage, die sie dieser überlegenen Macht am Oglio beibrachten, la mala morte genannt (1197). Unter den Edelleuten traten die Herren da Romano und die Markgrafen von Este als Häupter, jene der Gibellinen, diese der Guelfen auf. Während der Minderjährigkeit Friedrichs II. und des Thronfolgestreits in Deutschland gelang es Innocenz III., Friedrichs Vormund, die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhls in Rom und in der Gegend umher neu zu begründen, und die Ansprüche auf Carl des Großen und Mathildens Schenkungen geltend zu machen; auch zog er fast ganz Toscana zur Guelfenpartei (1197); nur Pisa nicht. Mehr blinde Erbfeindschaft, als Eifer für die Sache begeisterte die Parteien; denn als in Otto IV. ein Guelfe den Kaiserthron bestieg, wurden die Guelfen seine, und die Gibellinen des Papstes Partei; bald stellte jedoch die Rückkehr der Kaiserkrone auf das hohenstaufensche Haus in der Person Friedrichs II. die alten Verhältnisse wieder her (1212). In Florenz gab dieser politische Factionsgeist den Zwisten der Buondelmonti und Donati gegen die Uberti und Amidei, aus Privatbelei-

digungen entstanden, Vorwand und Nahrung (1215), und so theilten nun fast alle Städte auch im Innern sich in Guelfen und Gibellinen; doch behielt stets eine Partei die Oberhand. Die guelfischen Städte der Lombardey, die nicht einmal die äußere Ehre der italienischen Krone Friedrich gönnten, erneuerten 1226 den lombardischen Bund. Dem Bürgerkriege erhob sich damals in dem Dominicaner Johann von Vicenza ein unermüdeter und hochgeachteter Strafprediger und Schiedsrichter. Die Versammlung von Paquara (1233) schien seine Bemühungen zu krönen; aber Mißkennen seines Berufs, und das Streben nach weltlicher Herrschaft in Vicenza, stürzten ihn. Der Kaiser, von seinem Kreuzzuge zurückgekehrt (1230), führte den Krieg gegen die Städte und gegen Gregor IX., des Bannstrahls nicht achtend, mit abwechselndem Glücke, während Forelino da Romano unter dem Vorwande des Gibellinismus durch Tyrannei und Gewaltthaten aller Art die eigene Herrschaft in Padua, Verona, Vicenza und der Umgegend begründete. Der päpstliche Hof wußte durch Ränke die pisanische Familie der Visconti zu Gattura, auf Sardinien, der Republik abtrünnig und zu seinen Vasallen zu machen, unter heftigem Widerspruch dieser, und besonders der Grafen Gherardesca. Daher auch in Pisa Spaltung in Gibellinen (Conti) und Guelfen (Visconti). Dennoch verheirathete Friedrich seinen Bastard Enzius mit einer Visconti, und gab ihm den Titel König von Sardinien. Der Plan der Päpste, Friedrich abzusetzen, unter Gregor IX. schmerzlich vereitelt, gelang endlich Innocenz IV. auf dem Concilium zu Lyon (1245), und gab der Gibellinenpartei, welche durch die unermüdlichen Ränke der Bettelorden schon sehr untergraben war, einen tödtlichen Stoß. Das von jeher getreue Parma fiel ab; der Sieg der Gibellinen in Florenz (1248) war nur von zweijähriger, und ein neuer nach der Schlacht von Monte Aperto (1260), nur von sechsjähriger Dauer; die Bologneser zwangen alle Städte Italiens in einen guelfischen Bund, und nahmen in der Schlacht am Panaro (1249) den Bastard Enzius gefangen, den sie nie wieder frei gaben. Nur in der trevisanischen Mark hatte der gibellinische Name, durch den Schrecken Forelino's die Oberhand, bis er einem Kreuzzuge aller Guelfen gegen ihn unterlag (1259). Aber die Freiheit war und ging immer mehr in diesen Kämpfen verloren; das Haus della Scala folgte dem der Romano in der Herrschaft, und selbst Mailand fand mit einem großen Theile der Lombardey seine Herren in den della Torre. Ueberall erhoben sich Tyrannen; nur die Seerepubliken und die in Toscana blieben frei.

Sechste Periode, vom Falle der Hohenstaufen bis zur Gestaltung der neuern Staaten; Kämpfe, diese Gestaltung vorbereitend. Dieser Zeitraum erhält durch auf einander folgende Bestrebungen verschiedener Fürsten, die Oberherrschaft von Italien an sich zu reißen, mehrere Abtheilungen. I. Die Anjoue. Seit Carl I. von Anjou, durch des Papstes Gunst König von Neapel, Senator von Rom, päpstlicher Vicarius in Toscana, auf Italiens Königskrone seine ehrgeizigen Blicke richtete, (eine Politik, der seine Nachfolger treu blieben), bekamen die Namen der Guelfen und Gibellinen eine neue Bedeutung. Jener bezeichnete die Freunde, dieser die Feinde der Franzosen. Zu diesen Parteien kamen in den Republiken noch die des Adels und des Volks, von denen fast überall die des letztern siegte. Die redlichen Bemühungen des edeln Gregors X. († 1276), Frieden zu stiften, waren vergeblich; wirk-

samer die Nikolaus III., der Carls Uebermacht fürchtete; aber Martin IV. (1280), diesem knechtisch ergeben, verdarb Alles wieder, und verfolgte die Gibellinen mit neuer Wuth. Ein anderes Interesse trieb die Seerepubliken gegen einander zu den Waffen, das des Handels und der Schifffahrt. Die Genueser halfen dem Michael Paläologus (1261) Constantinopel von den Venetianern wieder erobern, und erhielten dafür Chios; bei Meloria vernichteten sie (1284) die Seemacht der Pisaner, und vollendeten ihre Meeresherrschaft durch den Sieg über die Venetianer bei Curzola (1298). Florenz vollendete seine Demokratie durch gänzliche Aechtung der Edelleute (1282), und befestigte die Guelfenpartei durch weise Einrichtungen; aber bald theilte eine neue Parteiung, von dem unbedeutenden Pistoja aus verbreitet, in Florenz, und bald in ganz Toscana die Guelfen selbst in zwei Factionen, die schwarzen und die weißen genannt (1300). Diese wurden durch die Ränke Bonifaz VIII. fast überall vertrieben, und verbanden sich nun mit den Gibellinen (1302). In der Lombardey schien die ersterbende Freiheit zum letzten Male aufzulodern; auf einmal erhob sich, der ewigen Fehden der Tyrannen müde, fast in allen Städten das Volk und verjagte sie (1302 bis 1306), darunter auch die Visconti, die 1277 die della Torre in der Herrschaft von Mailand verdrängt hatten.—II. Die Deutschen und die della Scala. Heinrich VII., der erste Kaiser, der nach 60 Jahren wieder (1317) in Italien erschien, führte die Fürsten in ihre Städte zurück, und fand bei seinen Foderungen: Friede unter den Parteien und Huldigung dem Reiche, überall Gehorsam. Nur Florenz begann jetzt die zwei Jahrhunderte lang ruhmvoll geführte Rolle der Freiheitswächterin von Italien, wählte auf fünf Jahre Heinrichs Feind, Robert von Neapel, zum Protector, und blieb frei, während Italien von Tyrannen wimmelte. Das gibellinische Pisa bekam nach Heinrichs Tode einen Herrn in Uguccione della Faggiuola (1314); nach seiner Vertreibung Lucca, das er auch beherrscht, einen andern in Castruccio Castracani (1316); Padua fiel (1318) dem Hause Carrara, Alessandria, Tortona (1315) und Cremona (1322) dem Visconti zu Mailand, Mantua, seit 1275 von den Bonaccorsi regiert, dem Gonzaga (1328) erblich anheim; in Ferrara befestigte sich 1317 die lange bestrittene Herrschaft der Este; Ravenna beherrschten schon seit 1275 die Polenta. In den übrigen Städten war dieselbe Tyrannei, aber noch häufig von Geschlecht zu Geschlechte wechselnd, und desto drückender. Diese kleinen Fürsten, besonders della Scala, Matteo Visconti, Castruccio, hielten den Vergrößerungsabsichten Roberts von Neapel, von Clemens V. zum Reichsvicarius in Italien ernannt, die Wage; doch erwarb dieser seinem Sohne, Carl von Calabrien, die Herrschaft von Florenz und Siena, die er bis zu seinem Tode behielt (1328). Ludwig der Baier, der nach Italien kam (1327), die Anjou und die Guelfen zu unterdrücken, hatte selbst zu thun mit den Gibellinen, die er durch seine Unbeständigkeit und Treulosigkeit von sich entfremdete, so wie andererseits die Schlechtigkeit Johanns XXII. auch den Eifer der Guelfen so abkühlte, daß beide Parteien, das gemeinschaftliche Interesse der Freiheit erkennend, sich nun einander mehr näherten. Plötzlich kam nach Italien der liebenswürdige Abenteurer Johann, König von Böhmen (1330). Von den Brescianern gerufen, vom Papste begünstigt, von Lucca zum Herrn gewählt, überall den Versöhner und Friedensstifter spielend, würde es ihm gelungen seyn, die Macht, die er beabsichtigte, zu gründen, hätten nicht wieder

die Florentiner sich ihm entgegengestellt. Bei seinem zweiten Zuge nach Italien (1333) verbanden sie sich mit Azzo Visconti, Mastino della Scala und Robert von Neapel gegen ihn und seinen Bundesgenossen, den päpstlichen Legaten Bertrand von Poiet, der sich in Bologna zum Herrn aufwarf. Nach dem Sturze beider (1334), worauf die Pepoli zu Bologna zu herrschen anfingen, begann Mastino della Scala, Herr der Hälfte der Lombardey und von Lucca, die Freiheit der Lombardey zu bedrohen. Auch gegen ihn leitete Florenz die Opposition, und erregte ihm einen Bundeskrieg, in dem es nichts gewann, als Sicherung der Freiheit. Als der bedrängte Mastino den Florentinern Lucca verkaufte, erhoben sich die Pisaner und eroberten es für sich (1342). Da wählten jene einen Dictator, Walther von Brienne, Herzog von Athen, vertrieben ihn aber, seiner Tyrannei müde, bald wieder. In dem von Aristokraten zerrissenen Rom suchte Colo Rienzi (1347) Ordnung und Ruhe einzuführen; zum Volkstribun ernannt, mußte er doch nach sieben Monaten dem Adel weichen. Nach siebenjähriger Verbannung mit dem Legaten Cardinal Albornoz zurückgekehrt (1354), herrschte er wieder kurze Zeit, als er in einem Aufstande ermordet ward. Die Genueser, der ewigen Zänkereien der gibellinischen Spinola und Doria, und der guelfischen Grimaldi und Fieschi müde, vertrieben 1339 alle diese Familien, und gaben sich in Simon Boccanigra den ersten Doge. In Pisa theilten sich die Gibellinen, Räthe des Generalcapitäns Ricciani della Gherardesca, in zwei neue Factionen, Bergolini und Raspanti, wovon jene, unter Andrea Gambacorti, diese verjagten (1348). Um diese Zeit litt Italien durch fürchterliche Landplagen. Auf eine entsetzliche Hungersnoth (1347) folgte eine gräßlichere Pest (1348), welche zwei Drittheile der Bevölkerung hinraffte. Nicht weniger furchtbar war die selbst bereitete Geißel der Söldnerbanden, oder großen Compagnien, die nach jedem Frieden den Krieg auf eigene Hand fortsetzten, und überall plünderten und brandschatzten, wie die des Grafen Werner (1348) und des Ritters Montreal (1354). — III. Die Visconti. Johann Visconti, Erzbischof und Herr zu Mailand, und seine Nachfolger wurden in ihren gefährlichen Anschlägen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft, nicht durch Carls IV. Durchzüge durch Italien, nicht durch die Bemühungen unzähliger päpstlicher Legaten, so wirksam gestört, als durch der Republiken, besonders der Florentiner Weisheit und Unerschrockenheit. Carl erschien 1355, stürzte in Pisa, die Raspanti erhebend, die Gambacorti: in Siena die Herrschaft der Neun, an deren Stelle die der Zwölf trat; unterwarf sich augenblicklich ganz Toscana, und nöthigte selbst Florenz, wenigstens den Titel einer Reichsstadt von ihm zu erkaufen. 1368 zurückgekehrt, richtete er gegen die Visconti eben so wenig aus, befreite Lucca von der pisanischen Herrschaft, und stürzte in Siena die Zwölfe wieder, scheiterte aber in seinen Angriffen auf Pisa's und Siena's Freiheit an dem tapfern Freiheitssinn der Bürger. Papst Innocenz VI. gelang es durch den Cardinal Legaten Egidius Albornoz, den ganzen Kirchenstaat zu erobern (1354—1360); aber durch die Bedrückungen der Legaten aufs Aeußerste gebracht, und von Florenz, der Feindin aller Tyrannei, unterstützt, fielen 1375 alle eroberte Städte wieder ab. Die Grausamkeiten des Cardinals Robert von Genf, (nachher Clemens VII.) und seiner Bande bretagnischer Söldner, konnten nur theilweise Unterwerfung erzwingen, und im großen Schisma ward die Freiheit dieser Städte, oder vielmehr die Herr-

schaft ihrer kleinen Tyrannen, völlig befestigt. Indeß beharrten die Visconti unausgesetzt in ihren Eroberungsplänen, reizten Italiens ganze Kraft zum Widerstande, und machten die alte Parteiung der Guelfen und Gibellinen über die nahe Gefahr vergessen. Genua unterwarf sich dem Johann Visconti (1353), und Bologna erkaufte dieser von den Pepoli (1350), aber seine Unternehmung auf Toscana scheiterte an dem festen Widerstande der verbündeten toscanischen Republiken. Einen andern Bund gegen ihn schlossen 1354 die Venetianer mit den kleinen Tyrannen der Lombardey. Kurze Zeit nur dauerte die Verbindung der Florentiner mit den Visconti gegen die päpstlichen Legaten (1375). In Florenz spalteten sich die Guelfen in die Parteien der Ricci und der Albizzi; den dadurch veranlaßten Tumult der Ciompi (1378) wußte der von ihnen selbst zum Gonfalonier erwählte Michael di Lando so mannhaft als uneigennützig zu stillen. Als die Venetianer, von dem Carrara durch ihre Unterstützung der Genueser im Kriege zu Chiozza, (1379) gereizt, ruhig zusahen, wie Johann Galeazzo Visconti die della Scala und die Carrara aller ihrer Staaten beraubte (1387 u. 1388), stand Florenz allein mit den unglücklichen Fürsten. Franz Carrara bemächtigte sich Padua's wieder (1390), und behauptete sich, bis er der Bosheit der Venetianer unterlag (1406), die von nun an, ihre Politik ganz verändernd, aus Gegnern der viscontischen Eroberungsabsichten ihre Nebenbuhler wurden. Johann Galeazzo erwarb von Kaiser Wenzel die Belehnung mit Mailand als Herzogthum (1395), erkaufte 1398 vom Tyrannen Gerhard von Appiano (der sich nur das Fürstenthum Piombino vorbehielt) Pisa (das aber sein Bastard Gabriel 1405 an Florenz verhandelte), und unterwarf sich Siena (1399), Perugia (1400) und Bologna (1402), so daß Florenz, furchtbar bedroht, allein für die Sache der Freiheit gegen ihn stand. Sein gelegener Tod (1402) schaffte wieder Luft, und während der Minderjährigkeit seiner Söhne ging ein großer Theil seiner Staaten verloren. Als in Ladislav von Neapel, der, das Schisma benutzend, sich des ganzen Kirchenstaats bemächtigte (1409), dem bedrängten Italien ein neuer Eroberer aufstand, wagte wiederum Florenz allein ihm zu widerstehen. Aber diese Gefahr war nur vorübergehend; bald erhoben sich dagegen die Visconti wieder. Herzog Philipp Maria hatte durch den großen Carmagnola alle seine Staaten der Lombardey wieder erobert (1416—1420); auch Genua, das abwechselnd bald in sogenannter Freiheit stürmischen Parteifehden (der Fregosi, Adorni, Montalto, Guarco) hingegeben, bald Frankreich (1396), bald dem Markgrafen von Montferrat (1411) unterthänig gewesen war, unterwarf sich ihm (1421). Da verband sich Florenz nochmals gegen ihn mit den Venetianern (1425), die durch den zu ihnen übergegangenen Carmagnola alles Land bis an die Adda eroberten, und im Frieden von Ferrara (1428) behielten. In Perugia gelang es dem großen Condottier Braccio da Montone, von der Partei der Baglioni, sich zum Herrn dieser Stadt und von ganz Umbrien, ja selbst auf eine Zeitlang von Rom, zu machen (1416). In Siena gelangten (1430) die Petrucci zur festen Herrschaft. — IV. Gleichgewicht der italienischen Staaten. Nach der Schwächung Mailands durch die Venetianer und Florentiner, und bei der beständigen Beunruhigung des in Neapel gefolgten Alfons von Aragonien durch die Partei der Anjou (s. den Art. Neapel), war keine gefährliche Uebermacht in Italien mehr vorhanden, obwol gegenseitige Eifersucht noch häufige Kriege erregte, in welchen zwei Parteien unter den italienischen Miethsoldaten,

die Bracceschi (von Braccio da Moutone) und die Sforzeschi (von Sforza Attenbolo so genannt), wider die Gewohnheit gleichgültiger Söldner, einander stets feindlich blieben. Dem Franz Sforza gelang es, nach dem Aussterben der Visconti (1447), sich zum Herrn des mailändischen Staats (1450) zu machen (s. Mailand). Als die ländersüchtigen Venetianer mit einigen Fürsten sich gegen ihn verbanden, fand er einen Bundesgenossen an Florenz, das mit Aenderung der Umstände, weislich auch seine Politik änderte. Dort erhob sich um diese Zeit durch Reichthum und Klugheit das Haus Medici (s. d. Art. Mediceer). Die Kräfte von Mailand, (wo die Sforza sich befestigten,) von Venedig, (das die Hälfte der Lombarden besaß,) von Florenz, (durch Lorenzo Medici weise geleitet,) vom Kirchenstaat, (großen Theils dem heil. Stuhl zurückgegeben,) und von Neapel, (das unfähig war, seine Macht zu gefährlichen Angriffen zu gebrauchen), bildeten im 15ten Jahrhunderte das politische Gleichgewicht von Italien, welches in den mannichfachen, aber folgenlosen Fehden dieser Staaten, keinen der Unabhängigkeit des andern furchtbar werden ließ, bis zum Jahre 1494, wo Carl VIII. von Frankreich die Begierde, Neapel zu erobern, nach Italien trieb, und Ludwig Moro Sforza erst als sein Bundesgenosse, dann als sein Feind auftrat, Papst Alexander VI. aber, um seinen Sohn Cäsar Borgia zu erheben, die französische Freundschaft eifrig suchte. — V. Streit fremder Mächte um Italiens Provinzen. Carl VIII. mußte Neapel und ganz Italien bald wieder räumen; auch sein Nachfolger, Ludwig XII., wurde von Ferdinand dem Katholiken aus dem, mit ihrem eroberten, Neapel verdrängt (1504). Glücklicher war er gegen Mailand, das er, auf ein Erbrecht gestützt (1500), sich unterwarf. Cäsar Borgia's begonnene Unternehmungen auf Italiens Herrschaft wurden durch den Tod seines Vaters (1505) vereitelt; worauf der kriegerische Papst, Julius II., die vor ihm begonnene Unterwerfung des Kirchenstaats, doch nicht für einen Bastard oder Neffen, sondern im Namen des heiligen Stuhls vollendete. Er schloß mit Maximilian I., Ferdinand dem Katholiken und Ludwig XII. die Ligue von Cambray (1508) gegen die Vergrößerungs-Absichten der Venetianer, deren Schlauheit aber diesen Vernichtung drohenden Bund bald zu trennen wußte. Sodann verband er sich mit eben diesen Venetianern, Spanien und den Schweizern, zu Vertreibung der Franzosen aus Italien; diese heilige Ligue (1509) erreichte aber damals ihren Zweck noch nicht, so wenig auch Julius durch das französisch-deutsche Concilium zu Pisa, das ihn absetzen wollte, sich schrecken ließ. Maximilian Sforza, der (1512) Mailand wieder gewonnen, trat es (1515) Franz I. völlig ab, aber Kaiser Carl V. zog es als eröffnetes Reichslehn ein, und gab es (1520) dem Franz Sforza, Maximilians Bruder. Daher heftige Kriege, in denen Franzens Anstrengungen stets unglücklich waren; er ward 1525 bei Pavia gefangen, und mußte nebst vielen andern Ansprüchen, auch den auf Mailand entsagen, das dem Sforza blieb, und nach dessen Tode (1540) von Carl V. seinem Sohne Philipp gegeben wurde. Die mediceischen Päpste, Leo X. (1513) und Clemens VII. (1523) waren zumeist auf Vergrößerung ihres Hauses bedacht. Carl V., unter dem seit der Schlacht von Pavia sich ganz Italien beugte, vereitelte zwar Clemens VII., Venedigs und Mailands Anschläge, seine Macht zu schwächen; er eroberte und plünderte Rom (1527), aber bald mit dem Papste versöhnt, erhob er (1530) die Mediceer zur fürstlichen Herrschaft. Florenz, das im Jahre 1494, über das unkluge Benehmen

Pieros gegen Frankreich aufgebracht, die Mediceer verjagt, aber schon 1512 wieder aufgenommen hatte, mußte nun unter Herzog Alexander I., dem Mediceer, sich in die Reihe der Fürstenthümer einstellen. Von da an gebricht es der italienischen Politik, von der Florenz immer die Seele gewesen, an allem Gemeingeist, und somit der Geschichte Italiens an einem Mittelpunkte.

Siebente Periode. Umgestaltungen der italienischen Staaten bis auf die französische Revolution. Abgang aller alten Regentenhäuser. Nach Aussterben des Mannsstammes der Markgrafen von Montferrat, gab Carl V. dieses Land dem Gonzaga zu Mantua (1536). Später (1573) erhob Maximilian II. Montferrat zu einem Herzogthum. Den Florentinern mißlang (1537) ein neuer Versuch, nach Ermordung Herzog Alexanders, sich frei zu machen; Cosmus I. folgte ihm in der Regierung durch Carls V. Einfluß. Aus Parma und Piacenza, die Julius II. für den heil. Stuhl erobert, machte (1545) Paul III. ein Herzogthum, und gab es seinem Bastard, Peter Aloys Farnese, dessen Sohn Octavio 1556 die kaiserliche Belehnung erhielt. Genua, seit 1499 den Franzosen unterworfen, fand in Andreas Doria (1528) seinen Befreier. Er begründete die Aristokratie, und der Verschwörung Fiesko's (1547) gelang es nicht, ihn zu stürzen (s. Genua). Carl V. überließ schon 1553 (also drei Jahre vor seiner völligen Abdankung) außer Mailand, auch Neapel seinem Sohne Philipp II., der damals durch seine Gemahlin König von England war. Die wetteifernden Anschläge Philipps und Heinrichs II. von Frankreich auf Piemont wurden im Frieden von Cambresis (1559) aufgegeben, und Piemont seinem rechtmäßigen Herrn, Herzog Emanuel Filibert von Savoyen, dem wackern spanischen Feldherrn, zurückgegeben. Im Jahre 1597 starb der ächte Mannsstamm des Hauses Este aus, worauf der Bastard, Cäsar von Este Modena und Reggio vom Reiche erhielt, Ferrara aber vom heil. Stuhle, als eröffnetes Lehen, eingezogen wurde. In der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts hob sich der Flor Italiens, so viel bei dem Verluste des Welthandels möglich war, durch langen Frieden. Dieser wurde noch mehr gesichert, als in dem Vertrage von Lyon Heinrich IV. von Frankreich auch Saluzzo, die letzte französische Besitzung in Italien, an Savoyen vertauschte, und dauerte glücklich fort bis zum Erbfolgestreit über Mantua und Montferrat, nach Aussterben der Gonzaga (1627), wodurch des dreißigjährigen Krieges Noth auch über Italien kam. Unglück in Deutschland nöthigte Ferdinand II., beide Länder (1631) Frankreichs Schützling, Carl von Nevers, zu Lehen zu reichen, dessen Geschlecht bis zum spanischen Erbfolgekriege in deren Besitze blieb. Zugleich erlangte Richelieus Schlauheit im Frieden von Chierasco (1631) Pignarol und Casale, als feste Stützpunkte zu neuen Einfällen in Italien; wiewol er letzteres (1637) wieder aufgeben mußte. Durch den Abgang des Hauses della Rovero, dem Julius II. das Herzogthum Urbino verliehen, fiel dieses 1631 dem päpstlichen Stuhle anheim. Der Friede Italiens wurde, außer einigen Unternehmungen Ludwigs XIV. auf Savoyen und Piemont, in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts nicht gestört, und schien durch den turiner Neutralitätsvertrag (1696) auf lange gesichert zu seyn; als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Dieser verwandelte in Italien Vieles. Oesterreich eroberte 1706 Mailand, Mantua und Montferrat, behielt die erstern beiden für sich, und gab letzteres an

Savoyen. Im utrechter Frieden (1714) bekam Oesterreich noch Neapel, Savoyen und Sicilien; zur Gränze zwischen Frankreich und Italien wurde der Mont Genievre bestimmt. Parma und Piacenza erhielt, als 1727 das Haus Farnese ausstarb, der spanische Infant Carl. Schon 1718 wurde Sicilien dem Herzoge Victor Amadeus von Savoyen durch Spanien, und diesem wieder durch Oesterreich entrissen. In dem polnischen Thronfolgekriege von 1733 eroberte Carl Emanuel von Savoyen, mit Frankreich und Spanien verbunden, Mailand, und behielt davon im wiener Frieden (1738) Novara und Tortona, so wie er, für Sicilien, Sardinien bekam, und von nun an König von Sardinien hieß, (s. d. Art. Sardinien). Der Infant Carl von Spanien ward König beider Sicilien, und trat dafür Parma und Piacenza an Oesterreich ab. Auch die Mediceer zu Florenz, seit 1575 Großherzoge von Toscana betitelt, starben 1737 aus. Franz Stephan, Herzog von Lothringen, erhielt nun, nach der Bestimmung des wiener Friedens, Toscana, und machte, als er 1745 Kaiser wurde, daraus eine Secundogenitur des österreichisch-lothringischen Hauses. Im österreichischen Erbfolgekriege eroberten die Spanier Mailand (1745), wurden aber durch Carl Emanuel wieder daraus vertrieben, welchem Maria Theresia zum Dank einige mailändische Landschaften, nämlich Vigevanasco und Bobbio ganz, und Anghiora und Pavese zum Theil, abtrat. Massa und Carrara fielen 1743 durch Erbgangsrecht an Modena. Parma und Piacenza eroberte der spanische Infant Don Philipp für sich, verlor es zwar wieder, erhielt es aber als erbliches Herzogthum im aachner Frieden (1748) zurück. So theilten im 18ten Jahrhunderte die Häuser Lothringen, Bourbon und Savoyen ganz Italien, bis auf den Kirchenstaat und die Republiken, welche, als Greise, so sich selbst überlebt, dem Treiben der neuen Zeit, in die sie nicht mehr paßten, thatenlos und kraftlos zuschauten. Eine 40jährige Stille ging dem fürchterlichen Ungewitter vorher, das die Unsicherheit ihres Bestandes durch ihren Sturz beweisen sollte.

Achte Periode. Von der französischen Revolution bis auf die neueste Zeit. Im September 1792 drangen die revolutionären französischen Truppen zuerst in Savoyen ein und errichteten dort Freiheitsbäume. Durch die Piemonteser und Oesterreicher 1793 auf einige Zeit daraus vertrieben, behaupteten sie es doch am Ende des Jahrs. Der Nationalconvent hatte schon im Febr. 1793 auch Neapel den Krieg erklärt. 1794 im April rückten die Franzosen im Piemontesischen und Genuesischen vor, wurden aber im Juli 1795 von den Oesterreichern, Sardiniern und Neapolitanern aus Italien vertrieben. Im J. 1796 erhielt Napoleon Bonaparte das Commando der französischen Armee in Italien. Er drang so plötzlich, als unaufhaltsam vor, zwang den König von Sardinien zum Frieden, worin er Nizza und Savoyen an Frankreich abtreten mußte, eroberte die ganze österreichische Lombardey bis auf Mantua und die Citadelle von Mailand, brandschatzte den Herzog von Parma und den Papst, und jagte dem Könige von Neapel solche Furcht ein, daß er um Frieden bat. Nachdem im folgenden Jahre auch Mantua gefallen, errichtete Bonaparte aus Mailand, Mantua, dem Theile von Parma diesseits des Po, und Modena eine neue Republik, die cisalpinische genannt, die, wie die französische, ein Directorium von fünf Männern und zwei gesetzgebende Räthe erhielt. Auch den Papst überzog man mit Krieg und vereinigte Bologna mit der cisalpinischen Republik

durch einen Frieden, den das Oberhaupt der Kirche nicht halten konnte. Da rückten die Franzosen nach Rom vor, stürzten das geistliche Regiment, und errichteten eine römische Republik. In Genua zettelte der ränkevolle Bonaparte eine Revolution an, wodurch die Aristokratie vernichtet, und eine demokratische Republik, nach dem Modell der französischen, unter dem Namen der ligurischen, errichtet wurde. Die Franzosen waren indeß durch das venetianische Gebiet in Oesterreich eingedrungen. Da nun die Venetianer mit den tapfern Tirolern, welche die Franzosen aus ihren Alpen jagten, zu Behauptung der Neutralität ihres Gebiets gemeinschaftliche Sache machten, benutzte Bonaparte diesen Vorwand, diesen ehrwürdigen, uralten Freistaat zu vernichten. Er besetzte ohne Schwertstreich Venedig und gab der Republik eine demokratische Form; aber im Frieden zu Campo Formido (7ten Oct. 1797) ward das venetianische Gebiet bis an die Etsch an Oesterreich überlassen, der Ueberrest mit der cisalpinischen Republik vereinigt. Der König von Sardinien schloß mit Frankreich am 25sten Oct. einen Allianz- und Subsidientractat; aber im folgenden Jahre (1798) fand das Directorium für gut, ihn von neuem anzufallen, von Land und Leuten zu jagen und durch eine förmliche Verzichtsurkunde zur Abtretung Piemonts zu nöthigen. Neapel hatte ebenfalls einen Freundschaftsvertrag mit Frankreich geschlossen, aber da es 1798 mit England ein Bündniß einging, dem auch Toscana beitrat, so eroberten im J. 1799 die Franzosen Neapel, und errichteten da die parthenopeische Republik. Der Großherzog von Toscana mußte nach Wien flüchten, und sein Land wurde, wie Piemont, von den Franzosen militärisch administrirt. Als nach Zerschlagung des rastadter Congresses Oesterreich und das Reich, unter russischer Unterstützung den Krieg gegen die Franzosen erneuerten, wurden diese von den Engländern, Russen und Türken wieder aus Neapel und Rom vertrieben; der König und der Papst kehrten in ihre Hauptstädte zurück. In der Lombardey wurden die Franzosen von den Oesterreichern unter Kray und Melas, und von den Russen unter Suworow in sechs Hauptschlachten besiegt, und verloren alle Festungen wieder, bis auf das einzige Genua, wo Massena eine harte Belagerung aushielt, während seine Landsleute ganz Italien räumen mußten. Aber indessen war Bonaparte von seinem ägyptischen Zuge zurückgekehrt, hatte die Directorialregierung gestürzt, und sich zum ersten Consul aufgeworfen. Er floh mit einem neuen Heere nach Italien, schlug die von den Russen verlassenen Oesterreicher bei Marengo, und zwang sie zu einer Capitulation, wodurch ihm alle verlorene italienische Festungen wieder eingeräumt wurden. Im lüneviller Frieden (9ten Febr. 1801) war der Besitz Venedigs für Oesterreich bestätigt, welches den Herzog von Modena durch Abtretung des Breisgaus entschädigen sollte, diese Abtretung aber nicht vollzog. Der Herzog von Parma bekam Toscana, und nachher von Bonaparte den Titel: König von Etrurien. Die cisalpinische und ligurische Republik wurde von Oesterreich und Frankreich garantirt und mit letzterer die eingeschlossenen Reichslehen vereinigt. Nun ward auch der König von Neapel, der den Kirchenstaat hatte besetzen lassen, zum Frieden zu Florenz (28sten März) genöthigt. Durch russische Vermittlung kam er mit Abtretung von Piombino des Stato dei Presidi und seiner Hälfte der Insel Elba, so wie mit dem Versprechen, seine Häfen den Engländern zu sperren, durch. Die andere Hälfte von Elba hatte Toscana bereits an Frankreich abgetreten. Die

ganze Insel aber wurde von den Engländern und Corsen, nebst den bewaffneten Einwohnern, hartnäckig vertheidigt, und erst im Herbste geräumt. Den Präsidienstaat trat Frankreich am 19ten Sept. an Etrurien ab. Starke französische Truppenabtheilungen blieben sowol in Neapel als in Toscana stehen, und ihr Unterhalt kostete ungeheure Summen. Den Republiken Genua und Lucca gab der erste Consul noch 1801 neue Constitutionen. Aber im Jahre 1802 erfolgte die Umschmelzung der cisalpinischen in eine italienische Republik, nach dem Muster der neuen französischen Verfassung, und Bonaparte ward Präsident derselben. Zum Vicepräsidenten ernannte er den Bürger Melzi d'Erile. Bedeutende Unruhen in vielen Departements folgten auf diesen Streich, wurden aber von den französischen Waffen bald unterdrückt. Auch Genua erhielt abermals eine neue Constitution und den Girolamo Durazzo zum Doge. Piemont aber ward durch einen consularischen Beschluß vom 11ten Sept. 1802 definitiv mit Frankreich vereinigt. Nachdem Bonaparte in den Jahren 1803 und 1804 Italien aufs willkürlichste und drückendste benutzt hatte, ermuthigte ihn endlich die Lethargie der europäischen Mächte, am 17ten März 1805, zu seiner neuen Kaiserkrone auch die italienische Königskrone hinzuzufügen, doch versprach er ausdrücklich, das neue Reich nie mit Frankreich zu vereinigen, ja sogar, ihm bald einen eigenen König zu geben. Die abermalige neue Constitution glich der des französischen Kaiserreichs. Napoleon stiftete den Orden der eisernen Krone, und ernannte, nachdem er sich am 26sten Mai zu Mailand feierlich die Krone aufgesetzt, seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig von Italien, den er mit vielem äußern Glanz umgab, ohne ihm wahre Macht einzuräumen. Drückender, als diese neue Regierung, war nie eine für Italien gewesen, denn im Frieden betrug das Staatsbedürfniß 100 Mill. Fr., die von nicht ganz 4 Millionen Menschen aufzubringen waren, und wovon ein Drittheil für französisches Interesse verwendet wurde. Keine europäische Macht erkannte übrigens das italienische Königthum Napoleons ausdrücklich an. Der Kaiser, in seinen willkürlichen Verfügungen gegen den Geist des lüneviller Friedens fortfahrend, gab seiner Schwester Elisa das Fürstenthum Piombino, und ihrem Gemahl, Pasquale Bacciochi, die Republik Lucca als Fürstenthum, beides aber als französische Lehne, und ließ den ligurischen Staat selbst, am 25sten Mai, die Vereinigung Genua's und der Rivieren mit Frankreich proclamiren. Es wurden die drei Departements, Genua, Mantenotte und Appennin daraus gemacht. Eben so wurden Parma, Piacenza und Guastalla am 21sten Juli definitiv dem französischen Reiche einverleibt. Den Papst erhielt in seinem Eigenthume nur die Einwilligung, das Schauspiel der Kaiserkrönung durch seine Gegenwart zu verherrlichen. Endlich erhob sich Oesterreich aus dem Schlafe der Ohnmacht, so ungescheuter Willkür Einhalt zu thun; aber Frankreich war ihm indeß zu mächtig geworden. Auf redliche, aber auch in Italien, wo sie am glücklichsten waren, durch das Unglück bei Ulm und Austerlitz vereitelte Anstrengungen, folgte bald der Friede zu Preßburg (26sten Dec. 1805), der die Gründung der französischen Allgewalt auch in Italien vollendete. Das österreichische Venedig nebst Istrien und Dalmatien ward mit dem Königreich Italien vereinigt, und dieses, nebst allen französischen Einrichtungen in Italien, anerkannt. Das Königreich hatte nun einen Flächeninhalt von 1672 Quadratmeilen und 5,657,000 Ein-

wohner. Neapel, welches die gelandeten russischen und englischen Hülfstruppen nach der Schlacht von Austerlitz räumen mußten, traf im Anfange des Jahrs 1806 sein endliches Schicksal. Ungeachtet der Anstalten der Königin zu einem allgemeinen Aufstande, drangen die Franzosen dennoch in dieses Reich ein, besetzten am 14ten Febr. Neapel, und die Bourbons waren auch von diesem Throne vertrieben. Napoleon ersetzte diese Dynastie durch die seinige, indem er am 31sten März durch ein Machtwort seinen ältern Bruder, **Joseph**, zum **König von Neapel** ernannte. Vergeblich vertheidigte der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal die Festung Gaeta standhaft; vergeblich erhob sich in Calabrien ein Aufstand, den die Engländer kräftig unterstützten. Diese schlugen zwar unter General Stuart die Franzosen bei Meida am 4ten Juli, und eroberten mehrere feste Plätze an der Küste; als aber Gaeta am 18ten Juli gefallen war, und Massena nach Calabrien vordrang, schifften sie sich wieder ein, und überließen das Reich den Franzosen. Der neapolitanische Hof mußte froh seyn, daß das von den Engländern beherrschte Meer ihm wenigstens Sicilien, wohin er sich geflüchtet, sicherte. Doch ließ er im folgenden Jahre (1807) eine neue Landung in Calabrien unter dem Prinzen von Philippsthal versuchen, die aber mißglückte. Im Jahre 1808 wurde auch die Witwe des Königs von Etrurien, die seit dem Tode ihres Gemahls für ihren unmündigen Sohn die Regentschaft führte, ihres Reichs entsetzt, dieses, unter Anführung politischer Gründe, aber nicht Eines rechtlichen, mit Frankreich vereinigt, und in die Departements des Arno, des Ombrone, und des mittelländischen Meers getheilt. Auch ernannte Napoleon seinen Vetter, den Prinzen Borghese zum Generalgouverneur der Departements jenseit der Alpen, welcher seinen Sitz zu Turin nahm. Da indessen Napoleons Wink den Bruder vom neapolitanischen Thron auf den spanischen verpflanzt hatte, besetzte er jenen wieder mit **Joachim Murat**, bisherigem Großherzog von Berg, der den 6ten Septbr. 1808 in Neapel einzog. (S. Neapel.) Im folgenden Jahre 1809 stellte der Kaiser des Schaffens und Umschaffens nicht müde, das Großherzogthum Toscana wieder her, und gab es, doch nur als eine Statthalterschaft, seiner Schwester Elise von Piombino. In demselben Jahre machte Oesterreich mit beispiellosen Anstrengungen einen neuen Versuch, durch einen verzweifelten Kampf die Uebermacht und den Uebermuth Frankreichs zu brechen. Die Oesterreicher waren zwar anfangs in Italien glücklich; aber das Kriegsglück trug Napoleon wiederum pfeilschnell nach Wien, und von hier aus proclamirte er, am 17ten Mai, die Vernichtung der weltlichen Herrschaft der Päpste, und die Vereinigung des Kirchenstaats mit Frankreich. Rom ward kaiserliche freie Stadt, und dem Papste 2 Millionen Franken Jahrgeld bewilligt. Nach dem **schönbrunner Frieden**, durch welchen Napoleon die sogenannten **illyrischen** Provinzen erwarb, ward Istrien und Dalmatien vom Königreich Italien abgerissen und zu jenen geschlagen. Dagegen trat Baiern von Tirol den Etschkreis, einen Theil des Eisackkreises und das Landgericht Klausen an Italien ab. Unerschütterlich schien nun des französischen Kaisers Macht in Italien, wie in ganz Europa, befestigt. Während das italienische Volk französische Heere ernähren, seine eigenen in den fernen Eroberungskriegen Napoleons aufopfern, und beim gänzlichen Ruin des Handels und Gewerbes drückende Abgaben aufbringen mußte, waren alle Zeitungen voll Lobpreisungen der Anstalten zu Belebung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe in Italien. Man duldete schweigend und hoffnungslos,

bis der unersättliche Weltbezwinger in seinen eigenen ungeheuern Unternehmungen unterging. Wir sahen, nach dem gräßlichen Rückzuge aus Rußland, seinen Schwager Murat, den persönlich von ihm beleidigten König von Neapel, ihn verlassen, dann bei seinen fernern Rüstungen unthätig bleiben, und endlich, als die Oesterreicher, unter Bellegarde, in Italien vordrangen, mit diesen seit dem 11ten Jan. 1814 verbunden, als seinen Feind auftreten. Der Vicekönig Eugen blieb Napoleon und seinem Charakter treu, und leistete den Feinden seiner Dynastie den tapfersten Widerstand, welchen aber die Niederlagen Napoleons in Frankreich vereitelten. Nach dem Waffenstillstande vom 21sten April 1814, räumten die französischen Truppen ganz Italien; hierauf wurden die meisten Provinzen ihren rechtmäßigen Beherrschern zurückgegeben. Doch erhielt Napoleons Gemahlin, die Kaiserin Marie Louise, die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, welche auf ihren Sohn übergehen sollten, und Napoleon selbst wurde Souverän von Elba, wovon er den 4ten Mai Besitz nahm. Allein, noch ehe der Congreß zu Wien die Staatenverhältnisse Europa's wieder geordnet hatte, unternahm er den Einfall in Frankreich den 1sten März 1815. Zugleich trat der König von Neapel, Murat, aus seiner bisher zweideutigen Stellung, und griff für Italiens Unabhängigkeit, wie er vorgab, zu den Waffen. Allein der deßhalb an die Italiener erlassene Aufruf, Rimini den 30sten März, wurde durch Oesterreichs Kriegserklärung vom 12ten April beantwortet. Hierauf, durch dessen Waffen den 15ten April aus Bologna gedrängt, und den 2ten und 3ten Mai von Bianchi bei Tolentino gänzlich geschlagen, verlor er sein Königreich Neapel, wohin der österreichische General von Nugent von Rom, und der österreichische F. M. L. von Bianchi von Aquila her, vorgedrungen waren, sieben Wochen, nachdem er den Feldzug eröffnet. Er schiffte sich auf schimpflicher Flucht den 19ten Mai von Neapel nach Frankreich ein. Ferdinand IV. kam von Palermo herüber, und Murats Familie erhielt in Oesterreich eine Freistätte. Joachim begab sich, als Napoleon abgedankt hatte, nach Corsica, und machte von hier aus einen Versuch in Calabrien, das verlorne Königreich wiederzugewinnen, er wurde aber bei Pizzo gefangen und nach Urthel und Recht den 13ten October 1815, erschossen. Unterdessen hatte die wiener Congreßacte vom 9ten Juni 1815, Italiens Verhältnisse geordnet. 1) Der König von **Sardinien** erhielt seine Staaten wieder, nach den Gränzen von 1792, mit einigen Gebietsveränderungen auf der Seite von Genf; denn der bei Frankreich im pariser Frieden vom 30sten Mai 1814, gebliebene Theil von Savoyen wurde ihm durch den pariser Vertrag vom 20sten Nov. 1815 zurückgegeben. Mit seinen Staaten wurde **Genua**, nach dem Umfange, den diese Republik im J. 1792 hatte, als Herzogthum, vereinigt. 2) Der Kaiser von Oesterreich vereinigte mit seiner Erbmonarchie das neu errichtete **lombardisch-venetianische Königreich**, welches aus den schon früher mit Oesterreich verbundenen venetianischen Provinzen, aus dem Veltlin, Mantua und Mailand besteht; doch gehören Istrien, Dalmatien und Ragusa zu dem deutsch-österreichischen Königreiche Illyrien. Als Gränze gegen den römischen Staat und gegen Parma wurde der Thalweg des Po angenommen, übrigens die Gränze vom 1sten Jan. 1792. — 3) Das Haus Oesterreich-**Este** wurde wieder Souverän von **Modena**, Reggio, Mirandola, Massa und Carrara. — 4) Die Kaiserin Marie Louise behielt den Staat von **Parma** als souveräne Herzogin; — 5) der Erzherzog Ferdi-

nand von Oesterreich wurde wieder Großherzog von Toscana, womit man den Stato degli Presidii, den ehemals neapolitanischen Antheil an der Insel Elba, die Landeshoheit über das Fürstenthum Piombino und einige kleine eingeschlossene Bezirke, ehemalige kaiserliche Lehne, verband. Uebrigens behielt der Prinz Ludovisi Buoncompagni seine sämmtlichen Eigenthumsrechte auf Elba und in Piombino. — 6) Die Infantin Marie Louise erhielt für sich und ihre Nachkommen das Fürstenthum Lucca als souveränes Herzogthum, nebst einer Rente von 500,000 Fr. bis diesem Fürstenhause eine andere Besitzung zu Theil werden könnte. — 7) Der Kirchenstaat erhielt zurück die Marken, Camerino, das Herzogthum Benevento, das Fürstenthum Ponte Corvo und die Legationen Ravenna, Bologna und Ferrara, mit Ausnahme des auf dem linken Poufer gelegenen Landstrichs. Oesterreich behielt das Besatzungsrecht in Ferrara und Commachio. — 8) Der König Ferdinand IV. wurde wiederum als König von beiden Sicilien anerkannt. — Außerdem behielt England Malta, und wurde Schutzherr der vereinigten ionischen Inseln (S. Sieben Inseln.). Der Johanniter-Orden erwartet noch die Bestimmung seines endlichen Schicksals. Die Rep. St. Marino hat sich allein mitten unter den 15 politischen Umgestaltungen, die Italien seit 25 Jahren erlebt hat, unversehrt erhalten. — Nach dieser Uebersicht ist in Italien das österreichische Uebergewicht fester als jemals begründet; wovon auch die Anstellung des östr. Gen. Grafen Nugent, als Oberbefehlshaber der neapolitanischen Armee zeugt. Auf der See und an den Küsten gebietet der brittische Dreizack. Indeß ist unter den Völkern Italiens der Wunsch nach Einheit und Unabhängigkeit noch nicht unterdrückt. Noch allgemeiner ist das Verlangen nach einer freien, oder repräsentativen Verfassung. Daher haben mehrere Regierungen, vorzüglich Neapel, Rom und Turin, gegen die liberalen Ideen und gegen die geheimen Gesellschaften (Unitarier, Carbonari) selbst gegen die Freimaurer, sich durch Ketzergerichte, Jesuiten und geheime Polizei zu schützen bemüht. Gleichwol ist unter allen das blühendste und zufriedenste Land, Toscana, wo jene Ideen seit Leopolds Regierung längst in Ausübung gekommen waren. Das wichtigste Ereigniß für Italien ist der Friede, den England und Sardinien mit den Barbaresken 1816 abgeschlossen haben, wodurch die Sclaverei der weißen Kriegsgefangenen aufgehoben wurde. Das beruhigte Italien möge nun endlich seiner Lage und seines Himmels sich erfreuen lernen, und statt gegen die Vernunft und den Zeitgeist anzukämpfen, sich gegen die Räuber aus Afrika waffnen, um wieder zu seyn, was es war, die Wiege der Künste und Wissenschaften, die Heimath des Handels und der Garten von Europa!

H. L. und K.

Italienische oder künstliche Blumen kamen zuerst aus Siena in Italien. Seguin in Paris war der erste, welcher dergleichen aus Mark vom Hollunderbaume und von gefärbten Silberplättchen verfertigt hat. Gewöhnlich werden sie von den Cocons verfertigt.

Italienische oder doppelte Buchhaltung ist die in größeren Handlungen eingeführte Art und Weise, die Handlungsbücher so zu führen, daß alle Posten (Einnahmen und Ausgaben sowol an Geld oder Waaren) doppelt, sowol im debet, als im credit eingetragen werden. Sie hat den Vortheil, daß das Verhältniß derer, die mit einander in Geschäften stehen, schnell übersehen, und der ganze Zustand einer Handlung, sie sey auch von einem noch so ausgebreiteten Um-

nge zu jeder Stunde eingesehen und beurtheilt werden kann. Das Buchhalten überhaupt, oder die Kunst, Rechnungs- und Handlungsbücher zu führen, ist so alt wie der Handel. Das einfache Buchhalten ist jedoch vom ältesten Ursprunge. Schon die Phönicier führten darnach ihre Rechnungen. Von diesen kam die einfache Buchhaltung in der Folge zu den Griechen und Römern, von welchen es das übrige Europa erlernte. Bei Handlungen von geringem Umfange ist sie noch jetzt gebräuchlich. Denn bei derselben führt der Kaufmann nur zwei Bücher, als: ein Journal, in welches er täglich Alles hinter einander einträgt, was man ihm, oder was er andern für verkaufte, oder für erkaufte Waaren schuldig ist, und was hiervon von Zeit zu Zeit bezahlt wird. Aus diesem Journale trägt er bei gelegener Zeit Alles in das zweite, oder Hauptbuch, unter die daselbst für jede mit ihm in Verkehr oder Geschäften stehenden Conti ein. Was man ihm schuldig ist oder was er bezahlt hat, wird den Parteien in Debet (Soll) gesetzt, was hingegen ihm bezahlt wird, oder was er schuldig ist, wird den Parteien in Credit geschrieben. Wenn also der Handelsmann das Debet und Credit zusammenrechnet, und mit einander vergleicht, so kann er bald finden, was er andern schuldig ist, oder von ihnen einzunehmen hat. Es ist aber diese Buchhaltung deßwegen unvollkommen, weil nicht jede Ausgabe und Einnahme, sondern nur diejenige ins Buch eingetragen wird, bei welcher es auf eine Abrechnung mit andern ankommt. Weit vollkommener ist daher die doppelte Buchhaltung, welche die Italiener höchst wahrscheinlich schon im 12ten Jahrhunderte, bald nach Einführung der Bank zu Venedig, erfunden haben, obgleich das Werk des ersten Schriftstellers von der doppelten Buchhaltung (des Italieners Lucas Paccioli) nicht früher, als 1494, zu Venedig gedruckt worden ist. In England gab der Schulmeister Hugh-Oldcastle 1543, und in Deutschland der nürnberger Bürger Johann Gottlieb 1531 die erste Schrift von der doppelten Buchhaltung heraus. Sie erfodert vorzüglich nachstehende acht Handlungsbücher, nämlich 1) das Memorial- 2) Cassa- 3) Journal- 4) Haupt- 5) monatliche Balance- 6) Waaren-Calculations- 7) Waaren-Scontro- und 8) Banco-Scontro-Buch. Der Grund der doppelten Buchhaltung ist die richtige Kenntniß des wahren Sinnes der beiden Wörter Credit und Debet. Aller Empfang ist Debet, und alle Ausgabe ist Credit. Aller Verlust ist Debet und aller Gewinn Credit. Beide Wörter braucht der Kaufmann sowol in Rücksicht wirklicher Personen, als auch in Rücksicht der Rechnung immer mit Beziehung auf Sachen und Personen. Mit Einem Worte, Alles was er kauft, empfängt oder in Verwahrung nimmt, wird Debet, wie derjenige, dem er etwas bezahlt; da hingegen Alles, was er verkauft, ausliefert, oder aus seiner Verwahrung gibt, ebenso unter das Credit kommt, wie derjenige, welcher ihm etwas bezahlt oder borgt. Zur doppelten Buchhaltung ist endlich ein richtiges Inventarium nothwendig, welches auf der einen Seite in den vorhandenen gangbaren Geldern, beweglichen und unbeweglichen Gütern, Waaren- und Activschulden, auf der andern Seite aber in Passivschulden besteht, und durch Vergleichung beider Summen dem Eigenthümer das Capital seines ganzen Vermögens ausweiset. X.

Italienische Musik. Italienische Musik wird vorzugsweise diejenige genannt, welche nicht bloß in Italien und von italienischen Künstlern, sondern auch in der Setzart und im Charakter dieser letzten

componirt ist. So wie es nämlich eine individuelle, subjective Weise, musikalische Werke hervorzubringen, gibt; so gibt es auch einen allgemeinen, objectiven Unterschied in der musikalischen Setzkunst, der sich nach der verschiedenen poetisch-romantischen Bildung der drei europäischen Hauptnationen, der Deutschen, Italiener und Franzosen, richtet. Die romantische Bildung entsprang zuerst in Italien, und also mußte auch Italien die Wiege der Musik werden. Von hier aus verbreitete sie sich nach Deutschland und Frankreich, wo sie sich, jedoch ganz verschiedenartig entwickelt hat. In Italien reines, unmittelbares Erzeugniß der Sehnsucht nach einem, das ganze Wesen des Menschen erfüllenden, ihm stets unbekannt vorschwebenden Gegenstande, mußte sie sich, gleichsam noch in Unschuld und Kindheit befangen, einfach und schmucklos gestalten; so finden wir sie auch dort wirklich: die einfachste, natürlichste, des Herzens Sehnsucht in seinen innersten Tiefen erregende Melodie, welche gerade nur so viel von Harmonie unterstützt ist, als jegliche Melodie zu einer ihr nothwendigen Grundlage nöthig hat. Dieß war die italienische Musik bei ihrer ersten Entstehung, und dieß ist sie auch, mit wenigen Ausnahmen, z. B. Righini, noch in diesem Augenblicke: einfache, höchst schmeichelnde Melodie, ungesucht, und so natürlich als möglich ausgeführt, ist noch immer das Hervorstechende der italienischen Musik. Wer, der nur einigermaßen eine Kenntniß der italienischen, deutschen und französischen Musik hat, sollte es sich nicht zutrauen, unter tausend deutschen und französischen Musikstücken auch ein einziges italienisches herauszufinden? So sehr ist der Charakter der italienischen, deutschen und französischen Musik von einander verschieden! Auch muß die italienische Musik schon deßhalb unsere Bewunderung auf sich ziehen, weil sie sich, von allem Einflusse des Auslandes, insbesondere des deutschen und französischen Styls, möglichst zu bewahren gewußt, und dadurch in sich selbst eine seltene Festigkeit und Consequenz bewahrt hat. Aus diesem, sich stets gleichbleibenden Charakter der italienischen Musik sollte man fast geneigt seyn, zu schließen, daß die Art des Satzes, welche wir in ihr vorherrschend finden, den wahrsten und natürlichsten Charakter der Musik aufstellt, und daß jede Abweichung von demselben nur den Nachtheil dieser Kunst zur Folge haben könne. Nichts desto weniger hat die **deutsche Musik** in den letzten dreißig Jahren eine fast gänzlich neue, und von dem Style der italienischen Musik durchaus abweichende Bahn gebrochen. Wenn die Musik der Italiener in ihrem Streben nach bloßer Melodie nur der Uebergang von der reinen Poesie der Alten zu der Romantik der Neuern zu seyn scheint; so ist es dagegen der deutschen Musik vorbehalten gewesen, in dem tausendfältigen, wunderbaren Spiele der Harmonie, verbunden mit der Melodie, den romantischen Charakter auf das vollkommenste zu entwickeln und auszubilden. Es scheint überhaupt, daß die Romantik, jemehr sie sich dem Norden nähert, sich auch immer vollkommener zu gestalten strebe: davon zeigt der Charakter der nordischen Poesie, im Gegensatze mit der Poesie des südlichen Europa. Die deutsche Musik steht daher auf dem Punkte, sich, da schon an und für sich nichts romantischer ist, als eben Musik, zum vollkommensten Erzeugnisse der romantischen Kunst auszubilden: wir dürfen hier nur Mozart's Werke nennen, welche Vorbilder für alle jetzige und folgende Musik sind. Wenn man endlich durchaus geneigt seyn sollte, den eigentlichen Unterschied, so wie wir ihn zwischen der jetzigen italienischen und deutschen Musik finden, nicht bloß mit dem Gefühle zu ahnen, sondern auch mit dem Verstande

de zu begreifen, so könnte jener Unterschied etwa so angegeben werden, daß die italienische Musik nur formell, die deutsche hingegen formell und materiell romantisch sey. Um überhaupt den Unterschied zwischen der italienischen und deutschen Musik auch selbst dem Unkundigen verständlich zu machen, dürfen wir ihn nur einladen, Mozarts Don Juan und Paesiellos Müllerin neben einander zu stellen, und das, was er in jenem auffallend Verschiedenes von der Musik dieser findet, für das eigentlich Romantische zu nehmen. Wenn nun zwischen beiden Arten der Musik noch immer eine gemeinschaftliche Beziehung Statt findet, welche in der Gleichheit ihrer innern Natur und ihrem gemeinsamen Ursprunge begründet ist, so macht dagegen die französische Musik, in so weit diese nämlich ein nationelles, keinem fremden Volke nachgebildetes Erzeugniß ist, eine ganz eigene, von der italienischen und deutschen Musik gänzlich verschiedene Gattung aus. Der Geist der Franzosen, den schon früh die Fesseln des monarchischen Königsthum drückten, bildete, statt in seiner vollendeten Einheit die Freiheit zu erringen, in Einzelnheiten sich erschöpfend, das bürgerliche Leben aus. Daher die witzige Bildung des Franzosen, die nie nach dem Ganzen, sondern stets nach dem Einzelnen strebt, und auch den unterscheidenden Charakter ihrer Poesie und Musik ausmacht. Wenn die Musik der Italiener und Deutschen danach strebt, selbst mit Verzichtleistung der Darstellung aller einzelnen, materiellen Theile, hauptsächlich den Geist der jedesmal vorherrschenden Empfindung wiederzugeben: so macht es sich im Gegentheile die französische Musik, mit Uebergehung jeglichen Gesammteindrucks, zum Vorwurfe, nur die prosaischen Einzelnheiten des Darzustellenden Gegenstandes zu malen und zur Anschauung zu bringen. Dieß ist der unterscheidende Charakter der ursprünglich französischen National-Musik der Franzosen, in welcher Rameau und Lulli als vollendete Meister sich ausgezeichnet haben. Ob es nun wol nicht geleugnet werden mag, daß in den letzten Jahrzehnten die französische Musik durch den Einfluß der deutschen und italienischen eine bedeutende Veränderung erlitten habe: so wird diese Veränderung, die nicht von innen heraus, sondern von außen bewirkt worden ist, wol kaum im Stande seyn, derselben ihren eigentlichen National-Charakter zu nehmen, und ihr eine wahrhaft poetisch-romantische Natur zu ertheilen. Das, was also bis jetzt die ältere französische Tonsetzkunst in ihren alten Werken aufzuweisen gehabt hat, mag keine eigentliche Musik, sondern eine bloße musikalische Deklamation genannt werden, bei der man nicht von innerer, poetischer Nothwendigkeit, sondern vom äußern Erfoderniß einer ergötzenden Abwechselung, als herrschendem Gesetze, ausgegangen ist; die neuern musikalischen Werke der Franzosen hingegen haben für den Verlust jenes ihnen eigenthümlichen National-Charakters, der doch wenigstens die Nation selbst vollkommen befriedigte, durch den Einfluß der italienischen und deutschen Musik durchaus nicht entschädigen können, und gefallen, als eine zwitterartige Mittelgattung, die weder Frankreich, noch das Ausland befriedigt, nur demjenigen, der sich einmal durch Reflexion zum Wohlgefallen an der neuern französischen Musik gewaltsam hinaufgesteigert hat. Es soll uns überhaupt leicht werden, zu beweisen, daß selbst die Franzosen an den Werken ihres Rameau und Lulli, die das, was sie waren, ausschließlich und unvermischt zur Erscheinung brachten, ein wahres, natürlicheres und ungetheilteres Interesse genommen haben, als an den sämmtlichen Erzeugnissen ihrer modernen Musik, die eben, weil sie weder französisch, noch italienisch,

oder deutsch ist, weder den Foderungen der Franzosen, noch der Ausländer entsprechen kann. Daraus folgt aber auch eben so natürlich, daß es ein gänzlich unstatthaftes und widersprechendes Verlangen ist, wenn man den Franzosen zumuthet, daß sie an den Werken deutscher Musik, die ihrer innern Geistesbildung durchaus nicht entsprechen kann, einen wirklichen Geschmack finden sollten. Es wird daher stets ein mißliches Unternehmen bleiben, für deutsche Musik, und insbesondere für Mozarts Werke, in Frankreich aufrichtige, wahre Theilnahme zu erregen. Man wird dort freilich, wie bisher auch der Fall gewesen ist, sich auf das redlichste bestreben, der deutschen Musik Geschmack abzugewinnen, man wird derselben nothgedrungen eine öffentliche Achtung darbringen wollen; aber innerlich kann und wird kein Franzose, jemehr er dieß nämlich im eigentlichen Sinne des Worts ist, an deutscher Musik sich wahrhaft ergötzen können, so wie überhaupt dem französischen Volke nie der Sinn für eigentliche romantische Poesie aufgehen wird. Ein anderes Verhältniß tritt freilich zwischen der deutschen Nation und der französischen Musik ein: theils sind die Deutschen allgemeiner gebildet, und finden also auch an Einzelnheiten, da, wo diese, wie bei den Franzosen, in ihrer Art vollkommen ausgebildet sind, Vergnügen, theils ist die Bildung unter dem großen Haufen der Deutschen auch zur Zeit noch mehr prosaisch, als eigentlich romantisch, weßwegen denn auch jene prosaisch-witzigen Erzeugnisse der französischen Composition dem deutschen Geschmacke dann und wann noch inniger zusagen, als es billig der Fall seyn sollte. (s. d. Art. französische Musik). Um aber zur italienischen Musik zurückzukehren, so bemerken wir noch folgendes. Die Italiener zeichnen sich durch ihr großes Talent zum Singen aus, durch welches sie Meister im Gesange und Lehrer anderer Völker geworden sind. Dieser Vorzug steht mit den angegebenen Charakter ihrer Musik, in welcher die Melodie vorherrschend ist, in der innigsten Beziehung. Weniger sind sie als Virtuosen in der Instrumentalmusik ausgezeichnet. Auch hat der Flor des katholischen Cultus in Italien dazu unendlich beigetragen, denn überall stand die Musik mit der Religion in der engsten Verbindung. Natürlich wurde der Kirchenstyl zuerst ausgebildet, der von der einfachern Vocalmusik ausging, und mit der Theorie der Harmonie und der Tonsetzkunst gleichen Schritt hielt. Die Ausbildung der musikalischen Notenschrift durch Verbesserung der bisher gebrauchten deutschen Tablatur, Erfindung der Schlüssel, Benennung der Töne durch ut re mi fa sol la si fällt schon ins 11te Jahrhundert, und gehört dem Benedictiner Guido von Arezzo, als Erfinder an. Viele Päpste begünstigten die Musik, namentlich den Gesang sehr, und heiligten sie durch ihre Breve's, so z. B. Pius IV. und Sixtus VI., welcher letztere für seine Capelle 150,000 fl. bezahlte. Unter den Mediceern hatte die italienische Musik schon eine hohe Stufe der Ausbildung erreicht. Zu Ende des 16ten und in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zieht die Republik Venedig besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Giuseppe Zarlino, Capellmeister von St Marcus in Venedig, macht durch seine theoretischen Werke (bes. über die Harmonie) Epoche. Auch wurde zu Venedig 1624 die erste Opfer aufgeführt. Von Rom und Venedig drang der Enthusiasmus für Musik nach Neapel und Genua; und ganz Italien, sagt Schubart, ward bald ein lautschallender Conzertsaal, der alle Europäer herbeilockte, um wahre Tonkunst (besonders schönen Gesang) zu lernen und zu hören. Vinci, Allegri (s. d. Art.) Palestrina waren die größten Componisten jener

Zeit. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, wo die Theatermusik sich immer mehr empor hob, fing die Einfalt an, in Pracht überzugehen. Die Musik vereinigte die weltliche Miene des Drama's mit dem Glutanlitze des Kirchenstyls, und dieß legte den ersten Grund zum Verfalle des letztern. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts ist Anton Caldara ausgezeichnet, der zwar das Fugenartige beibehielt, und den Gesang durch Instrumente hob, aber in seinem Style schon manches Theatralische annahm, ferner Brescianello, Tonini, Marotti. In der Mitte dieses Jahrhunderts blühte die italienische Musik, besonders die dramatische, in Italien und Deutschland. Kenner behaupten, es sey dieß die glänzendste Periode derselben gewesen. Noch herrschte der Gesang, und die Instrumente dienten ihm, wie es in der Natur der italienischen Musik liegt. Virtuosen wurden verschwenderisch belohnt; aber auch die Castrationen ad honorem dei, wie es in einem päpstlichen Breve heißt, authorisirt. Nach dieser Zeit finden wir erst große Instrumentisten unter den Italienern. Die vorzüglichsten Componisten seit jener Zeit sind Traetta, Galuppi, durch einfachen und lieblichen Gesang ausgezeichnet, Jomelli (s. d. Art.), der der Instrumentalmusik größern Antheil gab; Nic. Porpora, der Stifter einer neuen Singschule, und durch seine Solfeggi's berühmt; Pergolesi, dessen Kirchenmusik (z. B. stabat mater) durch ihre einfache Schönheit noch heute entzückt; der große Theoretiker Pater Martini, der süße Piccini, der gefällige Sacchini, Sarti, Paesiello, Cimarosa, die Blüthe der italienischen Musik, Salieri und Righini, welche sich an die Deutschen, Cherubini und Spontini, welche sich an sie, und die an die Franzosen anschließen. Die neuesten, welche im italienischen Geschmack arbeiten, sind Nasolini und Zingarelli. Was die Sänger Italiens anlangt, so haben sie den künstlichen, anmuthig verzierten Gesang auf den höchsten Gipfel der Ausbildung gebracht, und sind nur von den Deutschen, früher im Volkston und durch bedeutende Einfachheit, später auch in ihrer eigenen Manier, doch mehr von Einzelnen, übertroffen worden. Früher waren das Ansehn und die Belohnung der Sänger ungemein. Der Castrat Farinelli kaufte sich ein Herzogthum. Doch lieferte Italien größtentheils nur schöne Diskant- und Altstimmen; weniger Bässe. Wer kennt nicht die Namen einer Faustina, Hasse's Gattin, einer Allegrandi, eines Corestini, Farinelli? Von den noch lebenden erinnern wir uns nur eines Brizi, Crescentini, Concialini und einer Catalani. Doch ist es auch bekannt, mit welchem, sonst unerhörten Beifall in der letzten Zeit mehrere deutsche Sängerinnen in Italien aufgenommen worden sind, z. B. Charlotte Häser u. a. Unter den Instrumentalisten erinnern wir uns der Virtuosen auf der Violine Tartini, Dominico, Ferrari, Lolli, Nardini, und des berühmten Clavierspielers und Componisten Clementi, des Guitarrenspielers Bartolozzi, Ferrari u. a. Pq.

Italienische Sprache. Die Gränzen der italienischen Sprache lassen sich nicht wohl mit Bestimmtheit angeben. Im Norden wechseln gegen die Schweiz, Tirol und die übrigen Nachbarländer die Thäler und Gegenden, wo deutsche, italienische oder auch noch Dialecte der altrömischen Sprache vernommen werden, auf das mannichfaltigste mit einander ab. Setzt doch das Meer keine bestimmte Gränze. Bei der frühen Verbreitung der Italiener auch über die nicht eigentlich italienischen Inseln des Mittelmeers, über die Eilande und Küsten des nahen Griechenlands, wer mag es bestimmen, wo

der letzte italienische Laut einheimisch erklinge? In das Dunkel verliert sich ebenfalls die Entstehung dieser schönen Sprache. Die allgemein verbreitete Vorstellung, als sey sie durch Vermischung des Lateinischen, wie wir solches aus den altrömischen Schriftstellern kennen, mit den barbarischen Sprachen zur Zeit der Völkerwanderung entstanden, ist unrichtig. Die römische Sprache, welche der Neuere aus Cicero und Horazius erlernt, war nur Schriftsprache, nicht Sprache des Volks. Letztere mußte, der Erfahrung und Natur der Sache nach, bald mehr bald weniger auffallend sich von jener trennen. Bei jener war eine Vermischung mit den Dialecten der Barbaren nicht mehr denkbar, wovon als deutlicher Beweis angesehen werden mag, daß die altrömische Sprache in dem frühern Mittelalter noch lange vor Wiedererweckung der classischen Literatur, fortdauernd mit einer Reinheit geschrieben ward, welche unter den gegebenen Umständen wahrhaft bewundernswürdig ist. Als nun durch Einwanderung nördlicher Völkerschaften die Sprache des Lebens gänzlich umgestaltet worden, da bildete sich, bei steter Fortdauer der altrömischen Schriftsprache, jenen neuen Volksdialecten gegenüber auch eine neue Schriftsprache; doch langsam, weil Dichter und Gelehrte, von welchen die letzte ihre Bildung erhalten mußte, sie zum Theil als barbarischen Abfall von dem Lateinischen verachteten und verschmähten. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. In keinem Bezirk Italiens findet sich rein als Volkssprache jenes Idiom, dessen melodischer Wohlklang uns in dem unbedeutendsten italienischen Schriftsteller unwiderstehlich mit fortzieht, und ein Irrthum ist es, wenn Ausländer glauben, Boccaccio's Sprache werde in dem Munde toskanischer Bäuerinnen oder florentinischer Facchini's vernommen. Auch die toscanische und florentinische Sprechart entfernt sich durch Eigenthümlichkeiten von dem reinen Schriftidiom, welches während der frühesten Jahrhunderte der ital. Literatur, wo dieses in Neapel und Sicilien erblühte, bei Dichtern jener Länder reiner gefunden wird, als in den wenigen gleichzeitigen toscanischen Schriftstellern. Nur der Zufälligkeit, daß die spätern großen Häupter italienischer Poesie und Prosa in Florenz geboren wurden, zum Theil auch den noch spätern Ermächtigungen toscanischer Akademien, namentlich der della Crusca, verdankt es dieser Dialect, daß, ungeachtet seine rauhen Kehllaute den übrigen Italienern ein Aergerniß sind, er doch vor allen Sprecharten seinen Antheil an der gesammten Schriftsprache den bedeutendsten nennen darf. Schon Dante, der Schöpfer der italienischen Prosa und Poesie, dessen Werke reich an Eigenthümlichkeiten verschiedener Mundarten sind, behauptet im Tractate de vulgari eloquentia mit bestimmtester Deutlichkeit, daß es unzulässig sey, einen Dialect zur Schriftsprache erheben zu wollen. Wenn Dante ferner in der lingua volgare (so nannte man die neuere, nach dem Einfalle der Barbaren entstandene, in den verschiedenen Gegenden Italiens verschiedene Sprechart) ein volgare illustre, cardinale, aulicum, curiale unterscheidet, so beweiset dieß wol deutlich, daß schon er die gegebene Ansicht hatte. Fernow (röm. Stud. B. 3. No. XI.) zählt 15 verschiedene Hauptmundarten, unter denen die toscanische wieder auf 6 Untergattungen hat. Die Mundarten, in welchen sich keine literärische Hervorbringung findet, sind dabei noch unerwähnt. Denn unter jenen 25 Hauptmundarten hat jede ein oder das andere Werk aufzuweisen, das den Dialect, meistens bloß um des Autors Liebe zu seiner Geburtsstadt willen, der eigentlichen Schriftsprache vorzog. Unter den neuern italienischen Sprachlehren

ist die beste von **Fernow** (Tüb. 1804 2. Bde. 8.), welcher sich die von **Filippi** annähert. Das beste **Wörterbuch** ist noch das von **Jagemann** (in 4 Bdn. gr. 8. 2te Aufl.) Dm.

Italienische Poesie. Im 12ten bis hinein in das 13te Jahrhundert findet sich in Italien bloß fremde Poesie (die Prosa bildete sich ungleich später), die ritterliche Liebespoesie der Provençalen und Troubadours. Dem damaligen Italiener, und besonders dem Lombarden verständlich durch ihre Nachbarsprache, durchzogen diese wandernden Sänger Italien, und fanden, besonders an den Hoflagern der lombardischen Großen die freundlichste Aufnahme, bereitet durch gleiches Bedürfniß schöner und ergötzlicher Reime, welches die Völker des Südens gemein haben, wäre es auch aus bloß sinnlichem Wohlgefallen am Gesange. Zum Beweise, wie in jenen ritterlichen Zeiten die Troubadours als schönste Zierden fürstlicher Höfe erachtet wurden, dient das Beispiel Raimondo Berlinghieri's, Grafen von Barcellona, welcher 1164, begleitet von einer Anzahl provençalischer Dichter, Friedrich den Rothbart in Turin besuchte. In seiner Sprache zu reimen und zu singen wagte kein Italiener. Mästro Ferrari, unter Azzo VIII. Herzog von Ferrara, reimte in provençalischer Mundart. Scodello von Mantua reisete selbst in die Provence, damit er sich so leichter der dort einheimischen Sprech- und Liederweise bemächtigte. Allzunahe Nachbarschaft der Provençalen mit den Lombarden, ließ bei diesen nicht leicht das Bedürfniß und die Lust an einheimischen Liedern erwachen. Venedig, Genua, Florenz und die andern Freistaaten Italiens ermangelten bei bürgerlichen Parteifehden und Händeln des ritterlichen Sinnes, dem die provençalische Ritterpoesie zusagen mochte. Der Geist des Papstthums hinderte gleichmäßig in seiner Nähe die Aufnahme der provençalischen und die Entwicklung der einheimischen Poesie. „Nur bei den Sicilianern konnte sich italienische Poesie entwickeln. Denn sie, ein poetisches Volk seit dem Alterthume, sprachen einen Dialect, der sanft genug war, um darin mit Anmuth zu dichten. Weder Gewinnsucht noch scholastische Fehden stumpften ihren Sinn für das Schöne ab. Nicht so leicht als den Lombarden war es ihnen, provençalische Sänger in ihre Mitte zu ziehen, oder selbst in jenes Land der Liebe und Dichtkunst zu wallfahrten; aber es schallten genug der Lieder zu ihnen hinüber, welche sie ermunterten, in eigener Mundart ähnliche Versuche zu wagen," um so mehr als ihnen ein Hof nahe war, reich an Mustern ritterlicher und fürstlicher Tugend. Friedrich II., seine Jugendjahre 1198 — 1212 in Palermo verlebend, krönte mit eigener Hand einen Dichter, und nicht nur von seinem Kanzler Petrus de Vineis, und Heinrich von Sardinien, Friedrichs natürlichem Sohne, auch von dem nachherigen Kaiser selbst sind noch die gefälligsten Reime vorhanden. Ein Wechselgang des Ciullo oder Vincenzo d'Alcamo, in Form und Charakter ganz der provençalischen Poesie angehörig, ist das älteste Denkmal jener frühesten sicilischen Periode, deren Spuren nach 1300 sich verlieren, während mit dem bologneser Guido Guinicelli († 1276) und andern ihm geistig und in der Zeit verwandten Dichtern die eigentlich sogenannte altitalienische Dichterschule anhebt. Gleichzeitig verbot die Republik Bologna 1288 den Provençalen, sich auf öffentlichen Plätzen hören zu lassen. Genannt zu werden verdienen aus dem 13ten Jahrhundert: Guittone d'Arezzo, (von ihm ein Buch Gedichte und 40 Briefe moralischen Inhalts, besonders merkwürdig, als der erste bekannte Anfang italienischer Prosa); Brunetto Latini (1220 in Florenz), Dantes Lehrer (von ihm der Tesoro,

ein Inbegriff alles damals Wissenswürdigsten;) Cino von Pistoja; der Florentiner Guido Cavalcanti und Dante von Majano. Die Formen der ältesten ital. Poesie, unstreitig dem Arnaut Daniel und andern berühmten Provençalen nachgeahmt, ihre Ausbildung aber erst von den spätern Meistern erwartend, sind jedoch meistens dieselben, worin sich die jüngern Hervorbringungen der ital. Dichtkunst bewegen, mannichfache Arten der Canzonen, Balladen und Sestinen. Unsere Literatoren wollen schon bei den Provençalen das regelmäßige Sonett von 14 Zeilen finden; daß es altsicilianische ottave rime gibt (achtzeilige Stanzen), ist unbestritten. Aber auch der innere Charakter der ital. Poesie ist in jener ältesten Periode mit höchster Bestimmtheit ausgesprochen. Religion ist das Höchste in allem menschlichen Seyn und Wirken. Hat man den religiösen Charakter einer Zeit lebendig begriffen, so ist keine Erscheinung in derselben, deren nothwendige Bedingungen nicht enträthselt werden könnten. Besonders gilt dieß von der Poesie, welche ja eben auch das Verhältniß verkündigt, worin ein ganzes Zeitalter sich zu Gott und der Natur findet. Wie nun die sinnliche Religion Griechenlands nothwendig zur Objectivität und auf das Plastische in der Kunst dringen mußte, so war in dem Geiste des Christenthums, in seiner Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen, die musikalische Richtung der Poesie, die Einigung des Universums in dem Gefühle nothwendig bedingt. Da nun ferner die moderne Liebe, wenn man sie in ihrem heiligsten und wahrsten Wesen erfaßt, das Kind der christlichen Religion, ihre untergeordnete Erscheinung ist, — die Anbetung des Uebersinnlichen, welche in dem unbewußten Gefühle der menschlichen Schwäche, auf Erden das Bild der Gottheit, die Vollendung und Einheit des Seyns im Irdischen finden möchte: so mußte in der modernen Zeit, trat die Dichtkunst nicht als **unmittelbare** Enthüllerin der Religion auf, wie es bei dem hochbegabten Spanier, bei dem gottgeliebten Calderon der Fall ist, bei Nationen, welche durch andere, wol meist climatische Verhältnisse, weniger andächtig gestimmt, weniger zum unmittelbaren Ergreifen des Göttlichen geeignet waren, die Liebe, als untergeordnetere Anbetung des Göttlichen, Grundton und Hauptcharakter ihrer Poesie, und darum, (weil die Liebe in jedem Individuum etwas durchaus Subjectives ist,) jene selbst durchaus subjectiv seyn und werden. Hieraus, dünkt mich, wird das Wesen, welches die italienische Kunst in ihren frühesten Zeiten annahm und in ihren höchsten Meistern am vollendetsten aussprach, begreiflich. Selbst im Boccaccio, dessen Trefflichkeit beschränkte Kunstrichter nicht ohne Aergerniß über seine Anstößigkeiten bewundern, bleibt Liebe der stete Grundton, und die vergötternde Glut, womit er das Angedenken seiner Fiammetta verherrlichet, hätte nie in der Brust eines griechischen Künstlers sich entzünden können, und dünkt mir der vollständigste Beweis der oben, freilich nur angedeuteten, Ideen. Nachdem die vorbereitende Periode der italienischen Poesie vorüber war, erschien der göttliche Florentiner **Dante Alighieri** (geb. 1265). Ueber sein Leben und seine einzelnen Werke s. d. Art. **Dante**. Hier kann nur von seinem Verhältnisse zur gesammten ital. Kunst und Literatur die Rede seyn, und so müssen wir denn gestehen, daß er eigentlich ganz aus ihrem gewöhnlichen Kreise heraustritt. Denn ohne Vorgänger war er, ohne Nachfolger blieb er, so viel herrliche Namen auch Italien der Nachwelt nennt. Wir meinen hiemit, versteht sich, nicht die Form und Darstellungsart, welche ihrer Natur nach in der Divina Commedia einzig seyn und bleiben mußte; wir meinen die Eigenthümlichkeit sei-

nes Geistes. Auch sein großes Gedicht, an welches, wie er selbst sagt, Erde und Himmel die Hand legten, daß ihm, dem Dichter, jahrelanges, bleichendes Kunststudium kostete, hat die Liebe geschaffen; aber tiefern und umfassendern Gemüths, als Petrarca, ergreift er sie in ihrem ersten göttlichen Ursprunge, in ihrer höhern religiösen Bedeutung, und, entzückt von den leuchtenden Augen seiner Beatrice, spricht er mit begeisterten Lippen, in den Anschauungsformen der katholischen Religion die ewigen Ideen aus von des Universums uranfänglicher Einheit mit Gott, seinem Abfall in dem Heidenthume und der wiedererwachten Liebe in der christlichen Religion. Nur der Sprache nach gehört er den Italienern an, in der unendlichen Plastik seiner Darstellungen ist er gleich den größten griechischen Meistern. Was aber das Wesen seines Gedichts ausmacht, die Klarheit, womit alles menschliche Wissen und alle Geschichte auf die Einheit und den Ursprung in der göttlichen Idee zurückgeführt ist, nach diesem gehört er den Deutschen an. Wie merkwürdig es übrigens sey, daß man beim Studium der göttlichen Comödie sich gedrungen fühlt, den ersten und größten Dichter der Neuern fast eben so sehr in der Eigenschaft eines Philosophen, als des Dichters zu bewundern, kann nur angedeutet werden. Wenn nun aber gleich die göttliche Comödie nicht einheimisch in der ital. Kunst und Literaturgeschichte ist, so ist sie doch durch ihre Verdienste um die italienische Sprache von nicht zu berechnenden Folgen für diese gewesen. Dante's anfänglicher Entschluß, sein großes Gedicht in lateinischen Hexametern zu schreiben, beweiset zur Genüge, in welchem Zustande der Unvollkommenheit er die Sprache traf; wie wenig durch das leichte Spiel mit zierlichen Reimen in Canzonen und Sonetten sie den Umfang gewonnen hatte, der ihr nöthig war für die göttliche Comödie. Dante mußte der Schöpfer seiner Sprache werden, und wir glauben noch die geniale Gewalt zu erkennen, durch die er, wie mit allmächtigen Zauberformeln, ihre spröde Unvollkommenheit bezwang, daß sie in einem Gedichte von hundert Gesängen, in terze rime (der schwersten ital. Versart, welcher Dante zugleich mit ihre Vollendung gab) seinen unendlichen Anfoderungen genügte. Während den neuern Italienern das Verständniß des Dante abzugehen scheint, und Petrarca, Ariost und Tasso ihnen das höchste ihrer Poesie sind, war in den, Dante näher verwandten Zeiten der Enthusiasmus für die göttliche Comödie groß genug, um zu Florenz, Bologna und Pisa Professuren zur Erklärung der göttlichen Comödie zu stiften. Die erstere bekleidete zuerst Boccaccio. Commentatoren derselben traten auf, unter welchen wir, außer dem spätern Pater Lombardi, nur Dante's eigene Söhne, Peter und Jacob, nennen wollen. Der Erzbischof von Mailand, Johann Visconti, berief zwei Theologen, zwei Philosophen und zwei Florentiner, um vereint die Auslegung des Theologischen, Philosophischen und Historischen im Dante zu übernehmen. — Cecco d'Ascoli, ein Zeitgenosse des Dante, schrieb ein Lehrgedicht (l'acerba), das in fünf Büchern die Physik, Moral und Religion abhandelte. Der anfänglich große Ruhm dieses Werks ist im Laufe der Zeit untergegangen. Ebenfalls bloß noch literärische Merkwürdigkeit ist des gleichzeitigen Fazio degli Uberti Dittamondo, eine versificirte Astronomie und Geographie. Die Zeitfolge führt uns auf Petrarca (1304 — 1374), als Dichter und Philosoph minder groß denn Dante, aber größeren Ruhmes bei der Mitwelt und Nachwelt. Wer hätte nicht von seinen Sonetten und Canzonen gehört? Wer kennt den Namen Laura's nicht, den Namen

der vergötterten Geliebten? Wir werden das Leben des Dichters und die noch nicht völlig unbestrittene Geschichte seiner denkwürdigen Liebe in einem besondern Artikel abhandeln, wo auch sein Standpunkt und sein Einfluß in der Geschichte der ital. Gelehrsamkeit dargestellt wird. Sein Verhältniß zur ital. Poesie und schönen Kunst läßt sich kürzer bestimmen. In sofern steht er offenbar unter Dante, als die Liebe, Beider gemeinschaftlicher Begeisterungsquell, in ihm keine Idee von einem Werke, das die künstlerische Objectivität der Divina Commedia hätte, aufzuwecken vermochte. Allein in jener lyrischen, rein subjectiven und darum untergeordneten Gattung der Poesie wird er ewig unerreichbar seyn. Hier erscheint er in der Masse von Sonetten und Canzonen zu Laura's Ruhm als der erfindungsreichste und sinnvollste Dichter. Gleich groß sind seine Verdienste um die ital. Sprache. Während sie im Dante noch manche Sprödigkeit und Härte hat, welche jedoch das majestätische Gedicht mehr heben, als verunstalten, hat er sie, der geistreiche Kenner römischer Spracheleganz, zur vollendetsten Schönheit und Reinheit, zu dem reinsten Wohlklang ausgebildet. Zahllos kann man die Schaar seiner Nachfolger nennen. Der Ruhm, den Petrarca sich in einer Gattung erworben hatte, welche an sich leicht genug war, (denn was ist leichter als ein Sonett, eine Canzone zum Lobe der Geliebten) war zu verführerisch. Hätten jedoch die Petrarchisten bedacht, daß seine Vortrefflichkeit in dieser Gattung, sein sinnvoller Erfindungsreichthum so unendlich sey, daß jede Nachahmung nur die Unmöglichkeit ihn zu erreichen belegen müsse, sie würden vorsichtiger gewesen seyn, sich der gewagten Vergleichung auszustellen. Doch Petrarca selbst nöthigt die Strenge dieses Urtheils zu mildern; denn leider! ja haben wir von ihm eine höchst verunglückte Nachahmung des Dante, die nichts Gemeinsames mit der Divina Commedia hat, als die terze rime. Wir meinen Petrarca's in Capitoli eingetheilten Triumphe, der Liebe, der Keuschheit, des Todes, des Nachruhms der Zeit und endlich der Gottheit. Bekannt und berühmt, wie Petrarca's Sonette, ist Boccaccio's (1315 — 1375) Novellensammlung, der Decamerone. Gleich den Petrarchisten erfüllen dessen Nachahmer die ital. Literaturgeschichte. Obgleich der sentimentalen Zartheit des größten Sonettendichters entgegengesetzt, kann man doch von ihm mit demselben Rechte, wie von jenem sagen, daß er nur für die Liebe lebte. Maria, natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines dortigen Großen, Schwester und Freundin der Königin Johanna, deren unglückliches Schicksal sie theilte, entzündete seinen jugendlichen Sinn zu der feurigsten Liebe. Veredelung der rohen männlichen Jugendkraft durch die Liebe, eine kräftig glühende Sinnlichkeit und naive Herzlichkeit im Genusse, die durch plötzliche Trennung schnell unterbrochen wird, deren Schmerzen sich die zerrissenen Liebenden bis zum Tode heftig überlassen, sind überall die Grundzüge von Boccaccio's Liebe und seine Ansicht derselben. Die Tendenz seiner Kunst war es, diese Subjectivität mit tiefster Wahrheit und Innigkeit rein an das Licht zu stellen. Sie spricht in der Fiammetta, dem Roman, den er noch als Mann, längst von ihr getrennt, dem Angedenken der Geliebten weihte, am deutlichsten aus. Die Fiammetta ist das herrliche Denkmal, welches Boccaccio auf den Gipfel seiner geistigen Kraft der Geliebten zur ewigen Verherrlichung setzte. Es ist eine in mehrere Bücher abgetheilte Rede oder Erzählung, worin Fiammetta selbst spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden sey. Dieses ist jedoch nur der An-

fang; den größten Theil des Buches nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt, und mit allen Thorheiten, zu denen sie dasselbe lockt, dargestellt ist; wie sie, von Eifersucht zerrissen, dennoch wieder Hoffnung faßt, wie diese immer höher steigt, und endlich nach dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergibt. Es ist so gut wie keine äußere Geschichte, auch keine Charakteristik und Individualität; Alles ist groß und allgemein, es ist nur Liebe, nichts als Liebe. Alles ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer, verborgener Glut. Verschmäht ist auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hoheit dieser Elegie, die würdig ist, zwischen den besten des Alterthums und den Gesängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen. Diese weitläufigere Erwähnung des Inhalts der Fiammetta dürfte vielleicht, da das gegenwärtige Werk so glücklich ist, ein ausgezeichnet großes Publikum zu finden, dienen, die genauere Bekanntschaft mit diesem Gedichte, was jetzt eine literärische Seltenheit ist, zu veranlassen. Nicht nur die übrigen Werke des Boccaccio, auch seine Novellen sprechen im Durchschnitte mehr oder weniger deutlich denselben subjectiven Charakter seiner dichterischen Tendenz aus, und mit der gewohnten Tiefe hat Fr. Schlegel (im 2ten Bande der Charakteristiken und Critiken) dargethan, daß der anscheinend objective Charakter der Novelle sich oft glücklicher, als die rein lyrische Form, zu subjectiven Darstellungen, auf eine zwar indirecte, aber darum oft anmuthigere Weise, eigne. Der Inhalt des Decamerone (vermissen wir gleich noch eine wahrhaft gute Uebersetzung dieses reichen Werkes) darf wol bei den meisten Lesern als bekannt vorausgesetzt werden. Während Florenz von einer verheerenden Pest heimgesucht wird, welche zu Anfange des Decamerone mit einer Kraft geschildert wird, welche sich nicht schämen darf, an eine gleiche Beschreibung im Thucydides zu erinnern, verbinden sich drei Jünglinge und sieben junge florentinische Damen, um der Ansteckung zu entfliehen, auf einem Landsitze einer reizenden Gegend. Hier versammeln sie sich zehn Abende nach einander unter dem wechselnden Vorsitze eines Königs oder einer Königin aus ihrer Mitte, und jedes erzählt eine Novelle. „Heitere Reden, Landlust und Gesänge" schmücken das reiche Werk wie „ein goldener Rahmen." Bouterweck, von dem wir übrigens gestehen müssen, nicht wenige Notizen entlehnt zu haben, scheint den oben angedeuteten Charakter der Novelle wenig verstanden zu haben, wenn er die gleichmäßige Erzählungsweise in dem Munde eines jeden Erzählenden tadelswerth findet. Obschon unter allen Werken des Boccaccio der Styl in der Fiammetta am großartigsten und ausgebildetsten ist, so „daß das Vortrefflichste und Größte, was der Decamerone aufzuweisen hat, nur als Annäherung oder Nachhall erscheinen kann gegen diese Würde und Schönheit," ward doch der Styl des Decamerone, der, welchen die Italiener am meisten nachbildeten. Ja lange schienen sie (eine allerdings höchst einseitige Bewunderung) für keine Gattung der Prosa ein höheres Muster als den Styl des Decamerone zu kennen. Zugleich gebührt dem Boccaccio der Ruhm, in seinem Filostrato den ersten großen Schritt zur Ausbildung der Stanze gethan zu haben. Eine unglückliche Nachahmung des Dante, noch unglücklicher als die trionfi, ist die amorosa visione. Unmittelbar als Nachahmer folgten auf Petrarca Senuccio del Bene und Franceschino degli Albizzi,

auch ein Buonaccorso di Montemagno. Franco Sacchetti's Novellensammlung, in künstlerischer Hinsicht von außerordentlich geringer Bedeutung (der Autor lebte bis zu Anfang des 15ten Jahrhunderts), kann bloß den Sprachliebhaber um ihrer correcten und ächt toscanischen Diction willen anziehen. Der pecorone des Ser Giovanni, eine andere bald nach Boccaccio's Tode erschienene Novellensammlung, verdient um der seltsamen Anordnung des Ganzen einer Erwähnung. Ein Jüngling (mit dem Titel meint sich der geistreiche Verfasser selbst) verliebt sich auf bloßes Hörensagen in eine schöne und tugendhafte Nonne, und wird, ehe er sie nur gesehen hat, deßhalb zum Klosterbruder. Unter einem Dache mit ihr, wird es leicht, ein Verständniß anzuknüpfen. Die Liebenden halten keusche Zusammenkünfte. In 25 Abenden erzählen sie einander eine Anzahl Novellen, und dann ist es alle!! Berühmter sind die spätern Novellatoren, welche Boccacsio nachahmten, Bandello, Masuccio, Straparola rc. Bekannt sind die satyrischen Sonette des Antonio Pucci, aber ohne vielen Witz. Bei diesem Stillstande in intensiver Ausbildung der ital. Literatur ist es nicht zu verwundern, wenn sich auch die didactische Poesie regte und ein Bologneser, Paganino Buonafede den Ackerbau besang. Sein Landsmann Federigo Frezzi glaubte, und mit ihm glaubten es ital. Critiker, nach dem Dante geordnet werden zu müssen, wenn er in seinem Quadriregno eine Beschreibung der vier Reiche, des Amor, des Satanas, der Laster und der Tugenden gäbe. Jedes Urtheil über diese Albernheit würde überflüssig seyn. — Ein Giusto de Conti verliebt sich 1409 zu Rom in eine Dame, deren ausgezeichnet schöne Hand ihn bestimmte, eine Sammlung Sonette unter dem Titel la bella mano herauszugeben. Um das Jahr 1415 erwarb sich der Barbier Burchiello zu Florenz einen Ruhm durch ausgelassene satyrische Sonette. Merkwürdig ist der Versuch, welchen etwas später unter Cosmus von Medici der Maler und Baumeister Leon Battista Alberti machte, in italienischer Sprache Hexameter und Pentameter zu schreiben. Lorenz von Medici, seit 1464, wo sein Großvater Cosmus starb, durch Neigung und Verhältnisse zum Perikles der florentinischen Republik berufen, ward von Lucretia Donati, einer edlen Florentinerin, begeistert, dem Petrarca mit selbstständigem Dichtergeiste nachzufolgen. Wohl mußten dem ritterlichen Lorenzo, dem Zöglinge des Platonikers Marsiglio Ficino, Liebesgesänge gelingen. Allgemein war in jenen schönen Tagen der Sinn und die Begeisterung für Plato. Den Einfluß, den die Buchdruckerkunst überall auf Literatur und Kunst geäußert hat, hatte sie auch in Italien, wo dieselbe 1471 durch den florentinischen Goldschmid Bernardo Connini bekannt wurde. Von Lorenz von Medici sind außer Sonetten und Canzonen, Capitoli, Stanzen, Terzinen und Carnevalslieder bekannt geworden. Sein Symposium (oder die Trinker) enthält drei Reisen in einen Weinkeller. Dieß Fragment ist eine scherzhaft durchgeführte Nachahmung des Dante. Wir nennen die berühmtesten Zeitgenossen des Lorenzo. Angelo Ambrogini, von dem Städtchen Montepulciano Poliziano zugenannt, auch als geistreicher Philolog berühmt, verdient hier Erwähnung. Von ihm sind, außer dem weiter unten zu nennenden Orpheus, wunderschöne Stanzen zum Lobe des Julian von Medici, bei Gelegenheit eines Turniers, das die Brüder in Florenz gaben, Bernardo, Luca und Luigi Pulci. Der erste von den genannten Brüdern wird weit von den beiden andern verdunkelt. Der Cirisso Calvaneo des zweiten, ein episches Rittergedicht, an sich ebenfalls ohne besondern Werth, und Fragment, ist merk-

würdig als erster bedeutender Anklang zu jenem ironisch ernsthaften Ritterheldenliede, welches bei dem untergehenden Geiste des Ritterthums und beim Ausgange des eigentlich poetischen Mittelalters durch den dichterischen Charakter der Italiener nothwendig bedingt war. Von ihm sind auch Nachahmungen der ovidischen Heroiden in terze rime. Der dritte, Luigi Pulci (mehrere seiner poetischen Hervorbringungen zu geschweigen, welche ihm wol nie einen berühmten Namen gemacht haben würden), ist durch seinen Morgante der merkwürdige Vorläufer des Ariost's geworden. Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano, 1436 — 1494, lebte am Hofe zu Ferrara: von ihm der Orlando inamorato (der verliebte Roland). Dieser ist aber so wie er ursprünglich war, wenig bekannt. Bekannter ist er in Domenichi's Verbesserung und Berni's gänzlicher Umgestaltung. Bojardo's ernsthafte Manier konnte den Italienern wenig zusagen, da sie nicht den Ernst, sondern die Ironie in den Ritterepopöen lieb gewonnen hatten. Gleichzeitig mit diesen Dichtern laufen die Poesien der sogenannten Petrarchisten als Hauptbestandtheil der Masse italienischer Poesie fort. Denn unter allen Elementen der Poesie bleibt die Liebe ewig neu. Unter diesen Petrarchisten ist Serafino d'Aquila aus Abruzzo gegen Ende des 15ten Jahrhunderts am berühmtesten geworden. Als bei den Italienern wenig versuchte Gattung sind die Barzelleten (Lieder) ebendesselben zu bemerken. Tibaldeo von Ferrara 1463 — 1537, und Bernardo Accolti (siehe Improvisatoren) dürfen neben dem Serafino genannt werden. Als ital. Dichterinnen glänzen die Mutter des Lorenzo von Medici (Lucretia Tornabuoni, eine der vortrefflichsten Frauen ihrer Zeit); Isabella von Aragonien und Serafina Colonna. Die Geschichte der ital. Poesie vom Ende des 15ten bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, der Periode, wo der Enthusiasmus ital. Fürsten und besonders der Päpste für Poesie und Kunst in edelmüthiger Beförderung des Talents auf das herrlichste wetteiferte, beginnt mit Ariost. (Ueber diesen siehe den besondern ihm gewidmeten Artikel. Giovanni Giorgio Trissino (wir werden diesen nüchternen Nachahmer der Alten noch einmal bei der Geschichte des ital. Theaters erwähnen müssen) suchte, dem Ariost gegenüber, in seiner Befreiung Italiens von den Gothen eine ernsthafte, regelmäßige Epopöe aufzustellen, wozu ihm der fünffüßige Jambe ohne Reim geschickter schien, als die ottave rime. Das Ganze ist über alle Maßen trocken und nüchtern. Giovanni Rucellai, 1475 — 1525, verfertigte ein Lehrgedicht, die Bienen; auch in fünffüßigen, reimlosen Jamben, aber voll der höchsten Zartheit. Luigi Alamanni, 1495 — 1556, schrieb ein Lehrgedicht über den Ackerbau. Von ihm ist auch in ottave rime eine Bearbeitung des altfranzösischen Romans von Giron dem Adlichen. Seine Avarchide (von Avarcum, dem alten Namen des Flecken Bourges in Frankreich) ist eine mit wenigem Glücke auf modernen Boden verpflanzte Iliade. Von Sannazaro, 1458 — 1533, der sich besonders in der neueren lateinischen Poesie ausgezeichnet hat, ist ein Schäferroman, Arcadien, theils in Versen, theils in romantischer Prosa. An diesem Romane, höchst zart und sinnvoll gedichtet, hat des Dichters Liebe zu Carmosina Bonifazia großen Antheil. Von ihm sind auch Sonette und Canzonen. Berni zeichnete sich zu derselben Zeit durch seine Satyren aus. Der ital. Name für diese Gattung, poesia Bernesca, beweiset, wie sehr er Epoche machte. Der Cardinal Bembo, der Graf Balthasar Castiglione und Francesca Maria Molza sind unter den Petrarchisten dieses Zeitalters besonderer

Auszeichnung werth. Merkwürdig ist es auch, wie Cabarino Domenichi 1559 die vermischten Gedichte von 50 edlen und tugendreichen Frauen herausgeben konnte. Wir nennen unter denselben nur Vittoria Colonna, des Ritters Fernando d'Acalo, Marchesen von Pescara, geistreiche Gemahlin. Bernardo Tasso, 1493—1569, schrieb in hundert Gesängen, welche an 7000 Stanzen enthalten, das Ritterepos Amadis. Es fand wenig Beifall, indeß verdient es unter der Menge damaliger Nachahmungen des Ariost's ausgehoben zu werden. Eben so gab es in diesem Zeitraume eine große Anzahl Satyriker. Von Torquato Tasso, welcher zunächst in der Zeitordnung folgt, dem Verfasser des befreiten Jerusalems, s. den besondern Art. Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts lebte der gelehrte Pater Bernardino Baldi, welcher, außer Sonetten und Eclogen, 100 Apologen (äsopische Fabeln), in Prosa herausgab, nachdem früher weniger gelungene, obschon versificirte Fabeln von Cesare Pavesi unter dem Namen Targa, und andere von Giammaria Verdizotti herausgegeben worden waren. Von dem gleichzeitigen Guarini und seinem getreuen Schäfer s. unten. Auch waren seine Sonette sehr beliebt. Chiabrera (Gabriello), 1552—1677, macht in der lyrischen Poesie Epoche. Von ihm mehrere epische Gedichte und Schäferspiele; Alles Nachahmungen anderer großer ital. Meister. Wenn Chiabrera, nach der Versicherung eines Literators, voll Bewunderung für Pindar, der Pindar der Italiener werden wollte, so ist ihm dieses, dürfen wir aus wenigen Proben urtheilen, ungefähr eben so gelungen, wie früher ähnliche Versuche in Deutschland gelangen. Ein großes Lob dürfte seinen Liedern (canzonette) gebühren. Alessandra Tassoni, 1565—1635, merkwürdig durch den Eimerraub (la Secchia rapita), die vermischten Gedanken (pensieri diversi), eine Sammlung critischer Bemerkungen, in welchen er des Aristoteles verjährtes Ansehn bestritt, und die tadelnden Bemerkungen über den Petrarca (considerazioni sopra il Petrarca), durch welche er Veranlassung zu einem literärischen Streite gab. Der Eimerraub ist ein rein komisches, satyrisches Gedicht, mit dem lebendigsten Geiste in eleganteſter Sprache ausgearbeitet. Es enthält den Streit der Gemeinheiten Bologna und Modena über einer von erstern der letztern geraubten Eimer. Wie, ohne dadurch der dichterischen Individualität des Ariost's zu nahe treten zu wollen, der ironische Charakter seines Rittergedichts, das Verlöschen eines eigentlich poetischen Zeitalters bemerken läßt, so konnte das eben genannte rein komische Gedicht nur in seiner Zeit recht eigentlich einheimisch seyn, wo in Italien, wie in ganz Europa, die guten alten Tage der Poesie schon verloschen waren. Bracciolini (Francesco) lebte in der Mitte des 17ten Jahrhunderts. Sein wiedereroberte Kreuz (la croce racquistata) ist eine Nachahmung des befreiten Jerusalems. Seine epische Verspottung der Götter (Scherno degli Dei), worin er mit dem Tassoni in der komischen Epopöe wetteiferte, fand, und wol verdienter Weise, durchaus bei dem Publikum nicht den nämlichen Beifall, wie der Eimerraub. Ein nichtsnütziger literärischer Streit entspann sich übrigens, welches der beiden Werke früher sey, in der Absicht einem oder dem andern den Ruhm der Erfindung dieser Gattung zuzusprechen. Zu weitläufig würde es seyn, die Werke des fruchtbaren Giambattista Marino (s. d. Art.) aufzuzählen, welcher für Italien und zum Theil Frankreich, wohin die ital. Literatur auf kurze Zeit vordrang, das Haupt einer schwülstigen, übertreibenden Dichterschule wurde. Das höchste in dieser Gattung ist

Marino's Adoni's, ein episch-romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Claudio Achillini, Casoni und Antonio Bruni heben wir als seine eifrigsten Bewunderer und Nachahmer heraus. Der Graf Fulvio Testi, 1593 — 1646, war der Horaz seiner Nation, ungefähr wie Chiabrera der Pindar derselben. Seine epischen Gedichte, die Constantin und die Eroberung Indiens (India conquistata) sind Fragmente geblieben. Von mehreren Nachahmern im Fache der komischen Epopöe des Tassoni, als Carlo de Dottori, Bartolomeo Bocchini, Cesaro Caporali, zeichnete sich Lorenzo Lippi aus, in seiner Wiedereroberung von Malmantil. Des Malers Salvator Rosa's Satyren, derb und bitter, sind bei der allgemeinen Nüchternheit ital. Poesie um die Mitte des 17ten Jahrhunderts nicht zu verschweigen. Der Aufenthalt der Königin Christina in Rom und ihre Vorliebe für die antike Muse diente in dem Kreise von Dichtern, welche sie um sich versammelte (und es gehörte zum Ton, ihren gelehrten Hofstaat mehren zu helfen), die marinistische Excentricität durch eine nüchterne Correctheit zu verbannen. Ihr Uebertritt in die katholische Kirche war auch Veranlassung, daß, wovon früher sich wenig Spuren zeigten, zum Theil eine geistliche Poesie Mode ward. Besonderer Erwähnung verdient wol kein Dichter ihres Cirkels. Eine komische Epopöe, der Ricciardetto des Niccolo Fortinguerra, 1674—1735, in 30 Gesängen, ist auszuzeichnen. Rolli, 1687 — 1764, der Lieder und Oden geschrieben, welche Lob gefunden haben, übersetzte Miltons verlorenes Paradies nebst andern Sachen aus dem Englischen, und bewirkte so zuerst einige Bekanntschaft mit englischer Literatur in Italien, während gleichzeitig der französische Geschmack hereinzubrechen begann, welcher besonders auf die dramatische Literatur der Italiener seinen Einfluß bewies. Der ital. Parnaß wird nun immer entvölkerter, und nur weil eben keine andere zu nennen sind, werden nachstehende Namen angeführt. Ein Abate Carlo Innocenzio Frugoni, 1692 — 1768, hat unter einer Menge poetischer Werke, Sonette (meistens kalte Gelegenheitsstücke), und größtentheils scherzende Canzonetten gemacht, welche man mehr rühmt, als die erstern. Von Saverio Mattei, im J. 1775, existirt eine Uebersetzung der Psalmen. Die Schauspielkunst (l'arte rapresentativa), ein merkwürdiges Lehrgedicht des Lodovico Riccoboni (1682 — 1752), der auf einige Zeit das ital. Theater in Paris in großes Ansehn brachte. Francesco Algarotti, der französisch gebildete Tischgenosse Friedrichs II., hat in seinen poetischen Episteln ganz die gefällige Leichtigkeit dieser Gattung bei den Franzosen. Den Styl der äsopischen Fabel hat nochmals der Abate Roberti nachgeahmt und mit höchster Leichtigkeit und Zierlichkeit, ja mit origineller Selbstständigkeit hat Lorenzo Pignotti in derselben Gattung gearbeitet. Zwanzig verschiedene Mitarbeiter, unter denen Frugoni der berühmteste ist, haben unter dem Titel: Bertoldo, Bertoldino und Cacasenno, ein komisches ital. Volksmährchen in Stanzen erzählt. Wir übergehen mit Stillschweigen die Namen von einer Masse ganz unbedeutender Reimer und Versemacher, unter welchen Baretti, Bertola, Pellegrini, ferner Bondi und neuerlich Monti einige Berühmtheit erhalten haben. S. auch den Art. Improvisatoren. Die Geschichte der ital. Poesie ist in den beiden ersten Bänden von Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit (Göttingen 1801 — 1802); in Guingenè's histoire litteraire d'Italie. V. Voll. Paris 1802 — 1812 ausführlich behandelt worden. Dm.

Italienisches Theater. Bei der durchaus subjectiven Richtung, welche die ital. Kunst schon in den frühesten Zeiten nahm, war vorauszusehen, daß sie den Foderungen, welche man an dramatische Werke macht, wenig genügen werde, und allerdings ist die dramatische Literatur, überhaupt das ganze Theaterwesen Italiens, in einem Zustande gänzlicher Nullität. Denn das improvisirte Drama mit stehenden Masken (s. Masken) verstößt der herrschende Ton, eben darum, weil es so kräftig national ist, unter die Belustigungen der gemeinen Stände, und während diese für nichts Sinn haben, als für die Commedia dell' arte, ist alle Liebe und Begünstigung der höhern Classen nur auf die Opern gerichtet. So erschienen von jeher die dramatischen Hervorbringungen der Italiener als eine, ihrer Literatur wie mit Gewalt aufgedrungene Zugabe, und Niemand wird es eine willkürliche Trennung nennen, wenn wir besonders behandeln, was von der Gesammtheit der ital. Literatur immer gesondert war. Sie gingen von Nachahmungen der Alten aus, dergestalt, daß bis zu Angelo Poliziano (im letzten Viertel des 15ten Jahrhunderts) kein Italiener eine Tragödie anders als in lateinischer Sprache schrieb. Sein Orpheus aber ist eine Sammlung dramatisch an einander gereihter Gedichte von lyrischer Erfindung und Ausführung; Tragödie bloß dem Namen nach. Die Sophonisbe des Trissino, den antiken Mustern in allen Formen, selbst in der Beibehaltung des Chors, möglich, nachgeahmt, ist nach Sachkundiger Urtheil eine geistlose pedantische Arbeit, welche man indeß unter Leo X. 1516 vorzüglich genug fand, um sie in Rom mit möglichster Pracht aufzuführen. Nicht nur den Rucellai (1525) trifft derselbe Tadel gänzlich ermangelnder Selbstständigkeit und dichterischer Schöpferkraft, selbst Tasso leidet in seinem Torrismonde ungefähr 159. an derselben Nichtigkeit, obschon einzelne Schönheiten an Tasso's selbst erworbenen Ruhm erinnern. Bei dem fortdauernd falschen Verständnisse und der einseitigen Anwendung aristotelischer Regeln, welche mehrere andere, nicht des Nennens werthe, ital. Tragiker ängstlich beobachteten, verdient rühmliche Erwähnung, wie im Anfange des 17ten Jahrhunderts der Graf Prospero Buonacelli den Chor wegzulassen wagte, dem entgegen der Rechtsgelehrte Vincenzo Gravina, noch einmal den Versuch wagte, Nachahmungen des Seneca, als einzig möglichen Weg zur tragischen Vollendung aufzubringen. Nachdem endlich Mortello zu Anfange des 18ten Jahrhunderts durch Nachahmung des Racine und Corneille das Rechte hatte ergreifen wollen (er trieb die Verkehrtheit so weit, im Italienischen das Geklapper französischer Alexandrinen einführen zu wollen), glaubte der Literator Maffei in seiner Merope durch die That bewiesen zu haben, wie man auf einem Mittelwege, und ohne Nachahmung des Einen, oder des Andern, die Vorzüge des Seneca und des französischen Theaters vereinigen könnte. Bei diesem Mangel eigentlicher Tragödien dürfen wol die ernsthaften Opern, die musikalischen Dramen des Metastasio, geb. 1608, erwähnt werden. Ihre Gattung war schon, durch die etwas früheren Bestrebungen des Apostolo Zeno für negative Correctheit in den Opern, vorbereitet worden. Der Charakteristik, so wie jedes phantastischen Schwunges gänzlich ermangelnd, befolgten sie stets jene französische Theaterdecenz, welche bei einem Hofdichter zu Anfange des verwichenen Jahrhunderts freilich unerläßlich schien. Aber an zierlicher Eleganz einer wohllautenden Sprache, an musikalischer Weichheit des Ausdrucks für allgemein angenommene Aeußerungen der Leidenschaft,

besonders der Liebe, dürften sie vielleicht lange unerreichbar bleiben. **Alfieri**, gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, bildet in seinen Tragödien den durchgängigen Gegensatz des Metastasio. Ohne Tiefe der Charakteristik, ohne poetischen Glanz der Phantasie, athmen seine Tragödien, welche in steifster Regelmäßigkeit herkömmlicher aristotelischer Regeln gebildet sind, den eisernen Trotz seines altrömischen Gemüthes, welches sich sogar in der undichterischen Einförmigkeit und Starrheit des Dialogs ausspricht. Als eine merkwürdige Gattung des italienischen Theaters erscheinen die Schäferspiele des **Tasso** und **Guarini**, nämlich der **Amyntas** des erstern, und der getreue Schäfer des letztern. Nur von diesen beiden brauchen wir zu sprechen. Sie haben die Schäferspiele eines Niccolo von Correggio, Agostino Beccari, Cinthio Giraldi, Agostino Argenti und Buonacelli auf immer verdunkelt. Die Vereinigung aller süßesten Laute aus dem Theocrit, Anacreon und den Eclogen des Virgils in den wunderschönsten und reinsten ital. Versen, gelang dem Tasso, ohne der Selbstständigkeit seines Genius Abbruch zu thun. In seiner Schäferwelt, welche einzig aus antiken Idyllen genommen zu seyn scheint, vernehmen wir die innigsten Laute der Liebe. In den Gesprächen und Klagen seiner Hirten entfaltet sich der volle Geist moderner Liebe. Doch erscheint Amyntas im Vergleich zu dem getreuen Schäfer als ein Werk gestaltloser Süßigkeit. Sprache und Verse sind gleich schön, allein das Ganze des letztern Gedichtes in seiner wunderbar glücklichen Verschmelzung des romantischen Geistes mit den Formen des antiken Theaters, und auf ächt antike Ansichten vom Schicksal gegründet, ist unendlich tiefer. Vorzüglich die Chorgesänge sprechen von den erhabensten Mysterien der Liebe in den göttlichsten Tönen. In dem **Lustspiele** gingen die Italiener ebenfalls von einer einseitigen Nachahmung der Alten aus. Nicht aber die großartigen, phantasiereichen Lustspiele des Aristophanes waren ihnen Muster, sondern die der Römer, des Plautus, und des nüchternen Terentius. Diese Nachahmungen nannte man im Gegensatz zu dem improvisirten Lustspiel commedie erudite (gelehrte Comödien). Die Lustspiele des **Ariost** und die Clizia des **Machiavelli** belegen dieß. Des letztern übrige, allerdings florentinisch-nationelle Lustspiele sind voll der ärgerlichsten Anstößigkeiten, und beweisen, wie einer der eminentesten Köpfe aller Zeiten und Völker ohne alle Ahnung jenes höheren und geläuterten Charakters der Comödie seyn konnte, welchen wir im Shakespeare bewundern. Die Tancia des jüngern Michael Angelo **Buonarotti** (1626) ist, um ihrer feinen florentinischen Popularität willen, eins der vorzüglichsten ital. Lustspiele, obgleich in ihr wenig Talent zu erkennen ist. **Goldoni** in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts suchte durch seine nüchternen, bürgerlich moralisirenden Comödien der bei dem Volke beliebten Commedia dell' arte auf einmal ein Ende zu machen. Er ist, um ihn den Deutschen in zwei Worten zu charakterisiren, der ital. Kotzebue, ohne jedoch des Deutschen leichtes Talent und oft gefälligen Witz zu haben. Ihm entgegen suchte **Gozzi** die improvisirte Volkscomödie durch Veredelung derselben zu retten. In Tragicomödien, deren Inhalt früher aus den buntesten Mährchen, später aus dem Calderon, aber auch nur in Hinsicht der Fabel, ohne deren tiefpoetische Ausführung, entlehnt war, dialogisirte er nur die Hauptpartien, und auch diese nur in den leichtesten Versen. In den Nebenpartien, welche eigentlich für die stehenden Masken berechnet waren, begnügte er sich, nur den ungefähren Inhalt anzudeuten, die Ausführung dem improvi-

sirenden Talente des Schauspielers überlassend. Er blieb ohne Nachahmer. Erwähnen wollen wir übrigens noch, bloß wegen des Verfassers berühmten Namen, gli intrighi d'Amore von Tasso. A. W. Schlegel sagt (S. 68, 2ter Bd. der dramatischen Vorlesungen): „Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, sowol die dramatische Poesie als die Schauspielkunst, sey in Italien im tiefsten Verfalle. Es sey noch nicht einmal der Anfang zu einer Nationalbühne gemacht, auch, ohne einen gänzlichen Umschwung in den leitenden Begriffen, keine Aussicht dazu vorhanden." Dm.

Italienische Prosa. Wären auch nicht innere Gründe vorhanden, die Geschichte der ital. Prosa in Masse von der Geschichte der schönen Kunst abzusondern, der Zweck des gegenwärtigen Werks, möglichst klare Uebersicht des Wissenswürdigsten, würde es nöthig machen. Von einigen der allerersten Anfänge ital. Prosa war bereits oben die Rede. Dante in dem Tractat de vulgari eloquentia, den wir auch bereits schon oben anführten, verbreitete sich wissenschaftlich über dieselbe. Sein prosaisches Werk (das neue Leben), die aufrichtige Geschichte seiner Liebe, hat, wenn wir fremden Urtheilen über dieses wenig bekannte Werk trauen dürfen, das unverkennbare Bestreben, der prosaischen Sprache die erhabene Kraft der altrömischen zu geben. Sein Gastmahl (der Verfasser hat in ihm den Inbegriff seiner Wissenschaftlichkeit niederzulegen gesucht) wird von einem Literator, in Hinsicht seines Styls, den bessern Werken des Alterthums gleich gesetzt. Von den Novellen des Boccaccio war oben die Rede. Seine anmuthige Geschwätzigkeit war lange Zeit fast zum einzigen Muster genommen. Bandello, Masuccio, Firenzuola, Straparola ꝛc. und eine Menge anderer Novellatoren ahmten ihm nach. Nie konnte aber die ital. Prosa zur vollkommenen Ausbildung kommen. Die unglücklichen Staatsumwälzungen des Landes machten in späterer Zeit den vollen Enthusiasmus für Geschichtschreibung unmöglich. Der Entwickelung der philosophischen Sprache standen die nämlichen Hindernisse entgegen, welche das Papstthum überhaupt der Philosophie entgegenstellte. Im didactischen Styl nennen wir nach Anleitung Eichhorns folgende. Der Cardinal Bembo, gegen die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts, suchte in den asolanischen Untersuchungen (Herren und Damen besprechen sich hier bei Vermählung der Königin von Cypern zu Asole, im Venetianischen, über die Freuden und Leiden der Liebe) Ciceros Sprache in den tusculanischen Untersuchungen mit der romantischen des Boccaccio zu vereinigen. Die Reinheit der Diction wird an diesem seltsamen Werke gelobt. Della Casa in seinem Galateo (etwas später), worin er Regeln des guten Betragens aufstellt, und Benedetto Varchi (ungefähr zu derselben Zeit) in seinen popularisirenden Vorlesungen über aristotelische Philosophie, haben auch das, oft nur zu wenig sagende, Lob der Correctheit. Nicolo Machiavelli, vor 1526, schrieb mit höchster Klarheit und Correctheit, und bildete die didactische Prosa nach den Mustern der alten Classiker aus, allein seine weitläufigen Perioden bewähren eine Bewunderung für Boccaccio's Prosa (s. Machiavelli). Genannt wird noch Gravina (1718); von ihm einige ästhetische Abhandlungen, und Maffei, im Anfange des 18ten Jahrhunderts. Algarotti (1737) wollte im wissenschaftlichen Styl der ital. Voltaire werden. Beccaria (1764), über Verbrechen und Strafen, und Filangieri (1781), über Gesetzgebung, sind Muster einer anspruchslosen und würdevollen Prosa. Von Algarotti hat man auch Dialogen, welche

so wenig; als Caspar Gozzi, Aufsehn gemacht haben. Sperone Speronis (vor 1588) wissenschaftliche Dialogen würden nichts zu wünschen lassen, wenn sie den wahren dialogischen Charakter so gut zu treffen gewußt hätten, als den Ausdruck ächt antiker Prosa. Berni's Satyren in Prosa (vor 1536) sind gehaltlos. Pietro Aretinos (vor 1566) Satyren gegen den Lebenswandel der ital. Geistlichkeit sind originell, suchen aber frecher Lüsternheit unter dem Schein der Satyre zu schmeicheln. Niccolo Franco (vor 1596), in seinen persönlich-satyrischen Dialogen, gab der Satyre die möglichst elende Richtung. Ferrante Pallavicino hat die keckste Satyre (im 17ten Jahrhunderte) geschrieben. Als Verfasser von Briefen sind die schon erwähnten Bembo und della Casa bekannt. Correct mögen sie seyn, von der einfachen Simplicität des Briefstyls sind sie weit entfernt. Die Briefe des Annibals Caro, der auch die Rhetorik des Aristoteles in die ital. Sprache übersetzte, (vor 1566) verdienen diesen Tadel wenig oder nicht. Algarotti'n wurde es möglich, in dieser Gattung, durch Beobachtung französischer Muster, etwas Besseres zu leisten. Einige andere, weniger bedeutende, übergehen wir. An eigentlichen Rednern ist Italien höchst arm, und mußte es seyn bei dem System des Papstthums, der Einrichtung der Gerichte bis zur Französirung des Landes in neuesten Zeiten, und bei den politischen Verfassungen, welche größtentheils in früheren Zeiten schon freie Reden fürchteten. Als geistliche Redner werden genannt: Aegidius von Viterbo, zu Ende des 17ten, und die beiden Paolo Segnieri, Jesuiten, zu Anfange des 18ten Jahrhunderts. Als Rechtsgelehrte: Pietro Baduaro und Cornelio Franzipani. Die politischen Reden eines della Casa und Sperone Speroni, bei Gesandtschaften und andern öffentlichen Angelegenheiten, sind „herrliche Denkmale einer Schreibart in correcten und sonoren Perioden." Um der Merkwürdigkeit willen verdienen erwähnt zu werden; „die akademischen Schwatzreden (Cicalate), die nach der Stiftung der Academia della Crusca, in der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, eine Belustigung der Akademien wurden, und unter den Abhandlungen derselben in oratorischem Style einen Platz gefunden haben. In diesen läppischen Haranguen wurden allerlei beliebige Gegenstände, nach Art einer akademischen Vorlesung, possenhaft verhandelt." So etwas konnte wol nur in Italien vorfallen. Ueberhaupt ist der seltsam fantastische Geist der ital. Akademien unter denen, so viele auch nachher sich in Italien nach demselben Muster bildeten, die unter dem schäferlichen Namen der Arcadier in Rom 1690 gegründete, sich auszeichnet, etwas dieser Nation ganz Eigenthümliches. Der freie Geist der Italiener in dem eigentlichen Mittelalter, und die großen vielbewegten Schicksale des Landes zu Ausgange des Mittelalters, erweckten mehrere ausgezeichnete Historiker. Zeitverwandt mit Dante sind Ricordano Malaspina, Giovanni Villani, Dino Compagni und der Ungenannte von Pistoja. Noch heute werden diese Väter der ital. Geschichte, als grammatische Autoritäten angeführt, oder, wie die Italiener sich ausdrücken, als Muster des Sprachtextes. Giovanni Villani, mit Recht der berühmteste, umfaßt in zwölf Büchern die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz, von ihrem Ursprunge bis zum Jahre 1348, wo der Autor starb. Sismondi glaubt ihn in mehreren Beziehungen den Herodot seines Volkes nennen zu können. Von Machiavellis classischer Geschichte der florentinischen Republik, welche mit der höchsten Eleganz der Sprache die klarste Darstellung verbindet, s. Machiavelli. Die nächste Stelle nach ihm nimmt Guicciardini ein, welcher in 20 Büchern die Ge=

schichte Italiens in den denkwürdigen Jahren 1449 — 1534 erzählt. Bembo's lat. geschriebene Geschichte von Venedig leidet an einem einseitigen Streben nach altrömischer Sprachreinheit, das wiederum auf die, von ihm selbst gefertigte, ital. Uebersetzung nicht den günstigsten Einfluß gehabt hat. Adriani setzte, auf Verlangen des Herzogs Cosmus des Ersten von Florenz, in 22 Büchern die Geschichte des Guicciardini fort. Aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts und den folgenden Zeiten nennen wir Paolo Sarpi's Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung; hierin der erste kirchengeschichtliche Pragmatismus; ferner Arrigo Caterino Davila's Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich, so wie des Cardinals Bentivoglio Geschichte des flandrischen Krieges. Battista Nani's Geschichte von Venedig umfaßt den Zeitraum von 1613 — 1673, läßt aber in Hinsicht der historischen Kunst noch fast Alles zu wünschen übrig. Denina's Geschichte der Revolution in Italien (1769) ist unendlich übertroffen worden durch Sismondis ganz neuerlich erschienene, unvergleichbar treffliche Geschichte der ital. Republiken im Mittelalter, von der nur zu bedauren ist, daß der Verfasser das Französische der Sprache seines Volks vorgezogen hat. Die Sprach- und ästhetische Critik fand in Italien viele Hindernisse. Der oft genannte Cardinal Bembo steht an der Spitze der ital. Critiker. Hierher gehört sein Buch von der ital. Sprache (della volgar lingua), welches großes Ansehn erhielt. Trissin schließt sich durch seine grammatikalischen und critischen Abhandlungen an. Castelvetro schrieb einen Commentar über Aristoteles Poetik. Benedetto Varchi eine Reihe critischer Gespräche über die ital. Sprache und Literatur (Ercolano genannt). Auch gehören Maffei's critische Schriften hierher. Der vorzüglichste ital. Sprachforscher ist Melch. Casarotti, dessen Werke zu Pisa 1800 u. f. in 10 Bden. 8. erschienen sind. Von ästhetischen Werken haben wir nur äußerst wenige zu nennen, nämlich: Gravina, (zu Anfange des 18ten Jahrhunderts), von dem Wesen der Poesie: Muratori, von der vollkommenen ital. Poesie, und von der Einbildungskraft; Spaletti, Bettinelli und Malespina's Schriften über die Schönheit und die Künste; Crescembeni's, des Arcadiers, Geschichte der ital. Poesie; und Arteaga's, des Spaniers, ital. geschriebene Geschichte der Oper. Den Beschluß machen wir mit Tiraboschi's Geschichte der ital. Literatur (reicht bis 1500), dem sich Sismondi's neuestes, ebenfalls französisch geschriebenes Werk, de la litterature du midi de l'Europe anschließt. Für die Literaturgeschichte ist Mazzuchelli's Werk über die ital. Schriftsteller wichtig.

Dm.

Italienische Kunst. Einen vollkommenen Gegensatz zu den theatralischen Producten der Italiener geben die bildenden Künste bei denselben, namentlich Malerei und Bildhauerei. In ihnen sprach sich auf der einen Seite die feurigste Phantasie, üppige Lebenslust und Streben nach dem Plastischen, auf der andern die tiefste Religiosität und Frömmigkeit auf das Deutlichste aus. Was zwischen beiden Extremen inne liegt, ist den Italienern selten, fast nie gelungen. Doch hat die Bildhauerei in Italien nie so einheimisch werden und so hoch steigen können, als die Malerei. Die unübertrefflichsten Muster der Antike verdunkelten im voraus alle späteren Bestrebungen in dieser Gattung. Die Muster ital. Malerei werden dagegen ewig unerreichbar bleiben. Die Anfänge dieser Kunst wurden zuerst im 12ten Jahrhundert auf ital. Boden verpflanzt durch griechische Meister, welche zur Ausschmückung des Doms in Venedig, später des Batisterii der Kirche St. Maria No-

rella u. a. m., nach Florenz berufen wurden. Von ihnen lernte der Florentiner Tafi (im 13ten Jahrhunderte), späterhin Guido und Buffalmacco von Siena, Giunta von Pisa und Margherittone von Arezzo, deren Werke in ihren Geburtsörtern und andern Städten zum Theil noch vorhanden sind. Ihnen folgt Cimabue, gleichfalls ein Florentiner, als der eigentliche Wiederhersteller der Malerei und Vorläufer der ganzen neuen Kunst. Seine Werke, durch richtigere Proportionen und Haltung, durch Lebendigkeit und Ausdruck über alle früheren sich erhebend, wurden von den Zeitgenossen als Wunder angestaunt. Giotto, sein Schüler, und Freund des Dante, verband mit den Vorzügen seines Lehrers eine bisher unbekannte Grazie und Lieblichkeit, und noch richtigere Zeichnung. Benedict XI. berief ihn, als den trefflichsten Künstler damaliger Zeit, zu Verzierung der Peterskirche nach Rom. Aber erst Massaccio (c. 1440) näherte die Kunst durch noch größere Vorzüge, welche er seinen Werken gab, ihrer völligen Reife. Seine Köpfe haben schon bestimmten, tiefen Charakter, Licht und Schatten sind besser vertheilt, und so Haltung in die Gemälde gebracht. Rühmliche Erwähnung verdienen neben ihm: Domenico von Venedig, Vittore Pisanello, Francesco Squarcione, besonders Andrea Mantegna, Lehrer des Correggio, und andere, bei den einzelnen Schulen zu nennende Meister. Und nun brach auf einmal mit Michel Angelo, Rafael, Tizian und Correggio der helle Mittagsglanz der Kunst herein. Reiche, prachtliebende und verständige Fürsten wirkten, dem äußern Scheine nach, zu dieser plötzlichen Revolution am meisten; doch wirkten auch andere, tiefer in der Geschichte der ital. Staaten und der Menschenbildung liegende Ursachen. Erst von dieser Zeit an zerfällt die ital. Kunst in vier verschiedene Hauptzweige, oder Schulen, die eine besondere Betrachtung verdienen, nämlich in die römische, florentinische, venetianische und lombardische Schule. — Die römische Schule rechnet unter ihre Stifter schon den Miniaturmaler Oderigi († 1300), welcher die Handschriften mit kleinen Gemälden verzierte, ferner die etwas spätern Guido Palmerucci, Pietro Cavallini (c. 1350), Gentile da Fabriano, Fra Carnevale, Bened. Bonsigli. Allein wahrhaft gegründet wurde sie durch Pietro Perugino (geb. 1446). Seine Gemälde haben schon einen hohen Grad der Vollkommenheit, und bilden den Uebergang zu Rafael, dessen früheste Werke fast mit denen seines Lehrmeisters zu verwechseln sind. Rafaels von Urbino Geist (1483 † 1520) überflügelte schnell den seines Lehrers, und zeigte sich bald (schon im 21sten Jahre) in seiner, immer noch unerreichten Größe in den Gemälden der vaticanischen Stanzen (besonders der Schule von Athen und dem Brande des Borgo) in den Loggien oder der Bibel, im Leben der Psyche im farnesischen Palast, in seiner Cecilie, bisher in Paris, in seinen heiligen Familien, besonders der Madonna della Sedia (ebenfalls in Paris), und der auf der dresdener Galerie, endlich aber im höchsten Schwunge in seiner Verklärung (zuletzt ebenfalls in Paris). Weit hinter ihm blieben seine Mitschüler in Perugino's Schule zurück, Piuturicchio, Sinibaldo von Perugia, Andrea Luigi u. a. Unter Rafael bildeten sich viele vortreffliche Künstler: Giulio Romano († 1546), Franc. Penni il Fattore († 1528), welche seine Erben wurden, Giovanni da Udine, besonders wegen der Arabesken um Rafaels Bilder im Vaticane merkwürdig; Pierino del Vaga, Bagnacavallo, Polidoro da Caravaggio, Meister in der Kunst grau in Grau zu malen; Benvenuto Garofalo u. a. Nach ihnen artete aber die römische Schule in

Manier und bloße Nachahmung aus, und nur durch Federigo Barocci († 1612), der mit den Vorzügen der römischen Schule des Correggio Anmuth zu vereinigen suchte, nebst seinen Schülern Francesco Vanni, Pellegrini und Gebrüdern Zucheri, wurde ein neues Leben in diese Kunst gebracht. Nach dem Tode des feurigen Arpino († 1640) und Domenico Feti, wurde die Ausartung des Geschmacks in der Malerei immer sichtbarer, und bekam durch das Emporkommen der Bambocciaden des Pater Laar, genannt il Bamboccio, und seinen Nachfolger Michel Angelo da Caravaggio (1650) eine ganz falsche Richtung, welche gewiß ein gänzliches Verderbniß der wahren Kunst zur Folge gehabt hätte, wenn nicht And. Sachi († 1661), berühmt durch seinen heiligen Romouald, und seine Anhänger, Lauri, Carlo, Maratti († 1713) u. a. den bessern Geschmack wieder aufgeholfen hätten. So blieb denn in den Arbeiten der Schüler des letztern, Berettoni, Caroselli, Ciro, Ferri, Francesco Romanelli, wenigstens ein Schein von der ehemaligen Größe der römischen Schule, aus welcher nach dem Tode des Battoni († 1787), und unsers berühmten, in Rom gebildeten Landsmanns Mengs († 1779), keine bedeutende Männer hervorgegangen sind. Der ausgezeichnete Charakter und Vorzug der römischen Schule bestand stets, mehr oder minder, in Schönheit, Adel und Anmuth der Zeichnung, Einfachheit und Würde der Composition, Charakter in den Köpfen und Gebehrden, und Richtigkeit des Ausdrucks. Hierin hat keine andere Schule die römische erreicht. — Der florentinischen Schule erste Stifter waren schon die zum Theil obgedachten: Tasi, Simone, Memmi, Orcagna, Andr. Verocchio, Giov. da Fiesole, Massolino da Panicale, Masaccio und Dom. Ghirlandajo (geb. 1451), Lehrer des großen Michel Angelo, deren Werke in Florenz, im Campo santo zu Pisa u. s. w. stets merkwürdig bleiben. Der als Dichter, Baumeister, Mechaniker und Musiker, so wie als Maler gleich merkwürdige Leonardo da Vinci (1444 — 1519) erreichte in seinem Abendmahl (im Refectorio der Dominikaner zu Mailand) und andern trefflichen Arbeiten schon beinahe das Höchste der Kunst, und seine Schüler, Luini, Fra Bartolomeo (geb. 1469), ein Freund des Rafael, und Andrea del Sarto († 1530) gingen mit Glück auf der gebrochenen Bahn weiter. Doch erst dem Michel Angelo Buonarotti (1474 — 1564) war es vorbehalten, auf einem ganz andern Wege, als Rafael, nämlich durch Feuer und Kühnheit der Composition, welche oft an das Riesenmäßige gränzt, durch gründliches Studium der Anatomie, die sich in der, bis in das Detail gehenden Zeichnung, so wie in kühnen Wendungen und Verkürzungen ausspricht, das Höchste der Kunst in seiner Art zu erreichen. Seine sixtinische Capelle, besonders das jüngste Gericht, werden ewig bewundernswürdig bleiben. Gleich groß war er als Bildhauer und Baumeister. Seine Schüler und Nachahmer Fr. Primaticcio, Rosso, Niccolo dell'Abate, welche viel in Frankreich arbeiteten, der große Porträtmaler Angelo Bronzino, Al. Allori, Daniel da Volterra, dessen Kreuzabnahme, für die Capelle Trinita de Monti in Rom, seinen Ruhm immer bewähren wird, und Giorgio Vasari († 1574), als Schriftsteller für ital. Malerei so achtbar, haben ungeachtet ihrer vielen Verdienste, dennoch der Kunst mehr geschadet als genützt, weil sie den Grund zu der, von nun an unwiderstehlich einreißenden Manier legten, welche das Verderben der florentinischen Schule herbeiführte. Beweis dessen sind: Lod. Cigoli, Gregorio Pagani, Sorri, Gentileschi, Mannozzi, Franceschini il Volterrano und Carlo Dolce.

Alle tragen mehr oder weniger den eigentlichen Charakter der florent. Schule an sich, Vortrefflichkeit in der Zeichnung, auf Studium der Anatomie gegründet, oft aber in Uebertreibung ausartendes Feuer, und eine Größe der Composition, welche nicht selten aller Anmuth ermangelt. Das letztere ist besonders der Fall bei Pietro da Cortona († 1669). Mit Cimignani, Baldi, Pietro Testa, Gabbiani, Lutti (1700) ist eigentlich diese Schule ausgestorben, da, was die noch Neuern leisteten, ohne Bedeutung ist. — In der venetianischen Schule findet man nicht jene plötzlichen Evolutionen, die wir bei den beiden erstgedachten sahen. Sie schritt stufenweiser und ruhiger zum Ziele. Zu ihren Begründern gehören Galasio von Ferrara (c. 1240), Sen. Filippo, Guariento von Padua (c. 1350), Luigi Vivarino (c. 1400), Antonello da Messina, Squarcione (c. 1470), Vittore Carpacio, die Bellini (c. 1500), Marco Basaiti, welche nach und nach das Ich des alten steifen Geschmacks immer mehr abschüttelten. Endlich kam Giorgino del Castelfranco (1477 — 1511), der nebst seinem Zeitgenossen Tiziano Vecelli (1477 — 1576) als eigentlicher Stifter dieser Schule anzusehen ist. Doch erst letzterer brachte die Kunst auf den Standpunkt, den sie auf einem, dieser Schule eigenthümlichen Wege erreicht hat. Wir meinen hiermit die Natürlichkeit und Wahrheit der Zeichnung sowol, als ganz besonders das Colorit. Ihre Schüler Sebastiano del Piombo, di Palma, Pordenone, Andrea Schiavone, vorzüglich Tintoretto und Paolo Veronese, werden stets berühmt bleiben, weil sie, fast immer die Natur bei ihren Arbeiten zu Rathe ziehend, nur äußerst selten manierirt wurden. Allein schon in den späteren Künstlern, Paolo Farinati (geb. 1522), Dom. Ricci, Benedetto und Carletto Cagliari (der erste war der Bruder, der andere der Enkel des Paolo Veronese), Zelotti, fing die Schule zu sinken an. Ihr Verfall wurde immer sichtbarer im Leonardo Corona, Santo Peranda, Gambarato, Cantarino und andern Manieristen, welche gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts lebten. Der neue Schwung, welcher gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts durch Varottari, Al. Turchi, Tib. Pinelli und Carlo Ridolsi in die Kunst zu kommen schien, war nur das letzte Auflodern einer verlöschenden Flamme, und Carlo Sarazeno, Pietro Liberi, Carlotto, Antonio Balestra, Gius. Nogari, Seb. Ricci, Rosalba Carriera, Fr. Trevisani, Piazetta und Tiepolo, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, können nur einen schwachen Schimmer von der ehemaligen Größe der venetianischen Schule geben. — Die Geschichte der lombardischen Schule ist, da sie eine Menge kleiner Schulen verschiedener Städte, Ferrara, Parma, Modena, Mantua, Mailand, Bologna &c. in sich begreift, eigentlich in der früheren Zeit zu trennen. Allein da durch die Caracci eine Vereinigung aller in die eine bolognesische herbeigeführt wurde, so kann man sie mit gutem Grund vereint betrachten. Unter den Stiftern dieser Schule verdienen außer Giovanni Alighieri (c. 1180), welcher Handschriften mit schönen Miniaturen verzierte, Galosso (c. 1390), Gir. Macchietti, besonders Lorenzo Costa und Ercole Grandi († 1531), die Dossi, Benv. Garofalo, der Freund und Schüler Rafaels, die Filippi und Carlo Bononi (geb. 1569), sämmtlich aus Ferrara, genannt zu werden. Unter den Modenesern zeichnete sich aus Thomas von Modena, oder Mutina (c. 1350), den man für einen böhmischen Maler hatte halten wollen, Serafini, Pellegrino, Ant. Begarelli (c. 1500), Bart. Grassi, eigentlich aus Parma, Vinc. Foppa (c. 1460), Polidoro und Mi-

Manier und bloße Nachahmung aus, und nur durch Feberigo Barocci († 1612), der mit den Vorzügen der römischen Schule des Correggio Anmuth zu vereinigen suchte, nebst seinen Schülern Francesco Vanni, Pellegrini und Gebrüdern Zucheri, wurde ein neues Leben in diese Kunst gebracht. Nach dem Tode des feurigen Arpino († 1640) und Domenico Feti, wurde die Ausartung des Geschmacks in der Malerei immer sichtbarer, und bekam durch das Emporkommen der Bambocciaden des Pater Laar, genannt il Bamboccio, und seinen Nachfolger Michel Angelo da Caravaggio (1650) eine ganz falsche Richtung, welche gewiß ein gänzliches Verderbniß der wahren Kunst zur Folge gehabt hätte, wenn nicht And. Sacchi († 1661), berühmt durch seinen heiligen Romouald, und seine Anhänger, Lauri, Carlo, Maratti († 1713) u. a. den bessern Geschmack wieder aufgeholfen hätten. So blieb denn in den Arbeiten der Schüler des letztern, Berettoni, Caroselli, Ciro, Ferri, Francesco Romanelli, wenigstens ein Schein von der ehemaligen Größe der römischen Schule, aus welcher nach dem Tode des Battoni († 1787), und unsers berühmten, in Rom gebildeten Landsmanns Mengs († 1779), keine bedeutende Männer hervorgegangen sind. Der ausgezeichnete Charakter und Vorzug der römischen Schule bestand stets, mehr oder minder, in Schönheit, Adel und Anmuth der Zeichnung, Einfachheit und Würde der Composition, Charakter in den Köpfen und Gebehrden, und Richtigkeit des Ausdrucks. Hierin hat keine andere Schule die römische erreicht. — Der florentinischen Schule erste Stifter waren schon die zum Theil obgedachten: Tasi, Simone, Memmi, Orcagna, Andr. Verocchio, Giov. da Fiesole, Massolino da Panicale, Masaccio und Dom. Ghirlandajo (geb. 1451), Lehrer des großen Michel Angelo, deren Werke in Florenz, im Campo santo zu Pisa u. s. w. stets merkwürdig bleiben. Der als Dichter, Baumeister, Mechaniker und Musiker, so wie als Maler gleich merkwürdige Leonardo da Vinci (1444—1519) erreichte in seinem Abendmahl (im Refectorio der Dominikaner zu Mailand) und andern trefflichen Arbeiten schon beinahe das Höchste der Kunst, und seine Schüler, Luini, Fra Bartolomeo (geb. 1469), ein Freund des Rafael, und Andrea del Sarto († 1530) gingen mit Glück auf der gebrochenen Bahn weiter. Doch erst dem Michel Angelo Buonarotti (1474 — 1564) war es vorbehalten, auf einem ganz andern Wege, als Rafael, nämlich durch Feuer und Kühnheit der Composition, welche oft an das Riesenmäßige gränzt, durch gründliches Studium der Anatomie, die sich in der, bis in das Detail gehenden Zeichnung, so wie in kühnen Wendungen und Verkürzungen ausspricht, das Höchste der Kunst in seiner Art zu erreichen. Seine sixtinische Capelle, besonders das jüngste Gericht, werden ewig bewundernswürdig bleiben. Gleich groß war er als Bildhauer und Baumeister. Seine Schüler und Nachahmer Fr. Primaticcio, Rosso, Niccolo dell'Abate, welche viel in Frankreich arbeiteten, der große Porträtmaler Angelo Bronzino, Al. Allori, Daniel da Volterra, dessen Kreuzabnahme, für die Capelle Trinita de Monti in Rom, seinen Ruhm immer bewähren wird, und Giorgio Vasari († 1574), als Schriftsteller für ital. Malerei so achtbar, haben ungeachtet ihrer vielen Verdienste, dennoch der Kunst mehr geschadet als genützt, weil sie den Grund zu der, von nun an unwiderstehlich einreißenden Manier legten, welche das Verderben der florentinischen Schule herbeiführte. Beweis dessen sind: Lod. Cigoli, Gregorio Pagani, Sorri, Gentileschi, Mannozzi, Franceschini il Volterrano und Carlo Dolce.

Alle tragen mehr oder weniger den eigentlichen Charakter der florent. Schule an sich, Vortrefflichkeit in der Zeichnung, auf Studium der Anatomie gegründet, oft aber in Uebertreibung ausartendes Feuer, und eine Größe der Composition, welche nicht selten aller Anmuth ermangelt. Das letztere ist besonders der Fall bei Pietro da Cortona († 1669). Mit Gimignani, Baldi, Pietro Testa, Gabbiani, Lutti (1700) ist eigentlich diese Schule ausgestorben, da, was die noch Neuern leisteten, ohne Bedeutung ist. — In der venetianischen Schule findet man nicht jene plötzlichen Evolutionen, die wir bei den beiden erstgedachten sahen. Sie schritt stufenweiser und ruhiger zum Ziele. Zu ihren Begründern gehören Galasio von Ferrara (c. 1240), Sen. Filippo, Guariento von Padua (c. 1350), Luigi Vivarino (c. 1400), Antonello da Messina, Squarcione (c. 1470), Vittore Carpacio, die Bellini (c. 1500), Marco Basaiti, welche nach und nach das Ich des alten steifen Geschmacks immer mehr abschüttelten. Endlich kam Giorgino del Castelfranco (1477 — 1511), der nebst seinem Zeitgenossen Tiziano Vecelli (1477 — 1576) als eigentlicher Stifter dieser Schule anzusehen ist. Doch erst letzterer brachte die Kunst auf den Standpunkt, den sie auf einem, dieser Schule eigenthümlichen Wege erreicht hat. Wir meinen hiermit die Natürlichkeit und Wahrheit der Zeichnung sowol, als ganz besonders das Colorit. Ihre Schüler Sebastiano del Piombo, di Palma, Pordenone, Andrea Schiavone, vorzüglich Tintoretto und Paolo Veronese, werden stets berühmt bleiben, weil sie, fast immer die Natur bei ihren Arbeiten zu Rathe ziehend, nur äußerst selten manierirt wurden. Allein schon in den späteren Künstlern, Paolo Farinati (geb. 1522), Dom. Ricci, Benedetto und Carletto Cagliari (der erste war der Bruder, der andere der Enkel des Paolo Veronese), Zelotti, fing die Schule zu sinken an. Ihr Verfall wurde immer sichtbarer im Leonardo Corona, Santo Peranda, Gambarato, Cantarino und andern Manieristen, welche gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts lebten. Der neue Schwung, welcher gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts durch Barottari, Al. Turchi, Tib. Pinelli und Carlo Ridolfi in die Kunst zu kommen schien, war nur das letzte Auflodern einer verlöschenden Flamme, und Carlo Sarazeno, Pietro Liberi, Carlotto, Antonio Balestra, Gius. Nogari, Seb. Ricci, Rosalba Carriera, Fr. Trevisani, Piazetta und Tiepolo, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, können nur einen schwachen Schimmer von der ehemaligen Größe der venetianischen Schule geben. — Die Geschichte der lombardischen Schule ist, da sie eine Menge kleiner Schulen verschiedener Städte, Ferrara, Parma, Modena, Mantua, Mailand, Bologna ꝛc. in sich begreift, eigentlich in der früheren Zeit zu trennen. Allein da durch die Caracci eine Vereinigung aller in die eine bolognesische herbeigeführt wurde, so kann man sie mit gutem Grund vereint betrachten. Unter den Stiftern dieser Schule verdienen außer Giovanni Alighieri (c. 1180), welcher Handschriften mit schönen Miniaturen verzierte, Galosso (c. 1390), Gir. Machietti, besonders Lorenzo Costa und Ercole Grandi († 1531), die Dossi, Benv. Garofalo, der Freund und Schüler Rafaels, die Filippi und Carlo Bononi (geb. 1569), sämmtlich aus Ferrara, genannt zu werden. Unter den Modenesern zeichnete sich aus Thomas von Modena, oder Mutina (c. 1350), den man für einen böhmischen Maler hatte halten wollen, Serafini, Pellegrino, Ant. Begarelli (c. 1500), Bart. Grassi, eigentlich aus Parma, Vinc. Foppa (c. 1460), Polidoro und Mi-

chelangelo Caravaggio, Gaud. Ferrari, die Campi, Lomazzo (c. 1550), die Procaccini und Bianchi. Vor Allen aber waren die Bologneser Franco (c 1370), Vitale, Simone de Crocefissi, Lippo, Dalmasio, der berühmte Franc. Francia (geb. 1450), die Ramenghi, besonders il Bagnacavallo, Innocenzo da Imola, Tibaldi, Fontana und seine Tochter Lavinia, Sabbatini, Sammacchini, die Passerotti und der antwerpner Dionys. Calvart, Lehrer der Caracci, von großem Einfluß. Als der Vortrefflichste unter Allen, und als der wahre Repräsentant muß aber Antonio Allegri da Correggio († 1534) angesehen werden. Seine Verdienste in Hinsicht der Farbenharmonie, die er durch das Helldunkel bewirkte, und wodurch er Alles erreichte, was nur durch Farbengebung zu erreichen steht, so wie die Lieblichkeit und Grazie, welche seine Werke umschwebt, sind unübertrefflich gewesen, und halten den Vorzügen der andern Schulen die Wage. Seine Nacht, sein heiliger Georg, seine Magdalene in der dresdener Gallerie, sein Tag, oder heiliger Hieronymus in dem pariser Museum, seine Gemälde im Kloster des heiligen Paulus zu Parma, werden als unvergängliche Denkmäler seines hohen Geistes bewundert. Sein berühmter Nachfolger und Nachahmer, Francesco Mazzuoli il Parmeggiano († 1540) ist als einer der größten Meister dieser Schule anzusehen, obschon eine gewisse Manier und Ziererei an ihm unverkennbar sind. Nun standen gegen Ende des 16ten Jahrhunderts die drei Caracci, Lodovico, Agostino und Annibale auf, welche die Vortrefflichkeiten aller Schulen zu vereinigen suchten. Es gelang ihnen auf diesem Wege, eine ungemeine Höhe zu erreichen, wie ihre Werke im Palaste Magnani zu Bologna, im Palaste Farnese und in der Kirche St. Michele in Bosco zu Rom rc. unwidersprechlich beweisen. Sie stifteten in Bologna eine große Schule, aus welcher vortreffliche Männer, der edle und hohe Domenichino, den man fast als Rafaels Nebenbuhler ansehen kann, der zarte Albani, der kühne und feurige Lanfranco hervorgingen. In stetem Kampfe mit den Caracci und ihrer Schule lebten die Naturalisten Michel Angelo da Caravaggio, Manfredi, Leon. Spada, zum Theil sogar Guercino und deren Nachahmer. Aus der Schule der Caracci gingen mehrere Meister hervor, welche sich fast allein nach Correggio bildeten, die Aretusi, Bartolomeo Schedoni (geb. 1540) und andere. Auch Lanfranco kann in mancher Hinsicht dazu gerechnet werden, wie seine Werke in der Kirche des heiligen Andreas zu Rom rc. beweisen. Dagegen bildete sich Guido Reni (geb. 1575), dessen Aurora im Palaste Borghese, und St. Michael bei den Capuzinern in Rom seinen Ruhm ewig begründet haben, einen aus Correggios und Caravaggios Behandlungsart zusammengesetzten originellen Styl. Albani (geb. 1578), dessen Galerie Verospi alle übrigen Arbeiten übertrifft, blieb mehr ein idyllischer Maler; sein Styl war aber ebenfalls eigenthümlich. Domenichino's (geb. 1581) größtes Verdienst bestand in Reichthum der Erfindung und des Ausdrucks, Einfachheit und Schönheit der Gruppirung, und näherte sich dadurch der römischen Schule, ungeachtet die Vortrefflichkeit seiner Färbung auf seine Abstammung als lombardischer Maler hindeutet. Sein unsterbliches Gemälde, die Communion des heiligen Hieronymus, für die Kirche della Carita in Rom, nachher im pariser Museum, und das Leben der heil. Cecilia in der Capelle des heil. Ludwig, haben seinen Ruhm für die fernsten Zeiten begründet. Noch verdienen eine Auszeichnung Francesco Gessi Cervi († 1630), Guido Cagnacci, die Bibiena, die Mola, Al-

Tiarini († 1668), Curti il Dentone, Cavedone, und besonders Giovanni Francesco Barbieri, genannt Guercino da Cento († 1666), dessen heilige Petronilla, gegenwärtig im pariser Museum, deßgleichen sein David und Abigail, für den Cardinal Barberini, einen der vortrefflichsten Meister bewähren. Endlich sind die Gennari, Bart. Tesi, Lucio Massari, Viani, († 1709), Cignani († 1719), als die letzten guten Sprößlinge dieser Schule anzusehen. — Es sind noch außer diesen vier Hauptschulen, deren jede sich durch besondere Vorzüge auszeichnet, zwei Orte, nämlich Neapel und Genua, in Hinsicht der Malerei merkwürdig. Unter den Neapolitanern sind Tommaso da Stefani (c. 1250), Fil. Tesauro, Simone († 1360), Colantonio di Fiori († 1499), Solario il Zingaro († 1455), Antonello da Messina, von welchem van Eyck die Oelmalerei erlernt haben soll, Sabatino († 1545), die Criscuoli, Corenzio, Ribera il Spagnoletto (geb. 1593), ein fleißiger und talentvoller Naturalist, Salvator Rosa († 1675), ein feuriger, jedoch das Edle nie erreichender Geist, Preti il Calabrese († 1699), und Lucca Giordano († 1705, der eine unzählige Menge geistreicher Werke hinterlassen hat, vorzüglich zu bemerken. Auch Solimena († 1748) und Franc. di Mura († 1782) haben noch einigen Werth. Die Genueser besitzen einen Semini (c. 1500), Luca Cambiasi († 1585), Paggi (c. 1600), Strozzi († 1644), Castiglione († 1670), Gaulli († 1709) und Andere, welche aber doch nicht unter die vorzüglich ausgezeichneten ital. Maler gerechnet werden können. — Als ein Mittelglied zwischen der Malerei und Bildhauerkunst (was diese auch besonders bei den Italienern betrifft, siehe den Artikel Bildhauerei) muß die Mosaik betrachtet werden, welche ungeachtet ihrer großen Unvollkommenheit im Allgemeinen, in Rom und Florenz dennoch außerordentlich weit gebracht worden ist. Die römische Mosaik besteht darin, daß kleine kubisch geschliffene Steine, oder Glasstücke von verschiedenen Farben und Abstufungen, mittelst eines Kittes so an einander gesetzt und befestigt werden, daß sie Gemälde vorstellen. Schon Tasi, Giotto und Cavallini, sein Schüler, verfertigten dergleichen. Um 1600 arbeitete Zucca in Rom viel in dieser Gattung, ferner Calandra (c. 1630), und gegen das Ende dieses Jahrhunderts Christofano, der eine besondere Schule errichtete. Da in der Peterskirche die Gemälde durch Feuchtigkeit litten, so setzte man die meisten derselben in Mosaik und nahm die Originale weg. Die Copien nach Guercino's Petronilla und Domenichino's Hieronymus zeichnen sich in dieser Art vorzüglich aus, allein das ganze Unternehmen bleibt doch nur Fabrikarbeit. Die florentinische Mosaik dagegen besteht aus ganzen Steinen von bedeutender Größe, sogar Edelsteinen, welche so zusammengestellt werden, daß sie Thiere, Früchte, Blumen u. s. w. vorstellen. Duccio aus Siena († 1357) und seine Schüler haben auf diese Weise den Boden des Doms von Pisa ausgelegt. Allein auch diese Arbeiten gränzen mehr an Fabrikarbeiten, und die Namen Derjenigen, welche sie unternahmen, sind meistens ganz verloren gegangen. — Noch muß die Kupferstecherkunst erwähnt werden, in welcher die Italiener sich ebenfalls vortheilhaft ausgezeichnet haben. Noch immer streitet Italien sich mit Deutschland um die Erfindung dieser trefflichen Kunst. Tomaso Finiguerra (c. 1460), ein Florentiner, ist nach Vasari's Angabe, der erste bekannte Meister dieser Kunst, welcher sie dem Baccio Bandini mittheilte. Ihnen folgte der auch als Maler erwähnte Montegna; allein erst Marco Antonio Raimondi von Bologna (c. 1500) brachte eine grö-

ßere Freiheit in seine Kupferstiche. Er bildete sich nach Düros ihm bekannt gewordenen Blättern, und stach sie sogar nach. Seine Arbeiten nach Rafael (der ihm selbst oft die Contouren auf die Platte gezeichnet haben soll) und andern, werden wegen der Vortrefflichkeit der Zeichnung, die darin herrscht, stets von großem Werthe bleiben. In seiner Manier, aber immer noch mit Meisterhaftigkeit, arbeiteten Bonasone, Marco di Ravenna, Beatricetto, die Ghisi aus Mantua und andere. Auch verdienen, jedoch in einer andern Art, Agostino Caracci, Parmeggiano, Carlo Maratti und Pietro Testa genannt zu werden, welche vortreffliche Sachen mit der Radiernadel hervorgebracht haben. Stefano della Bella zeichnete sich durch kleine, geistreich und nett ausgeführte Arbeiten aus. Unter den Neuern, welche die Vortrefflichkeit der Zeichnung der frühern Meister nicht in so hohem Grade besitzen, dagegen eine, den frühern Kupferstechern fast unbekannte, affectvolle und fleißige Behandlungsart einführten, verdienen Cunego, bekannt durch seine Stiche nach Michel-Angelo, Domenichino u. s. w. im hamiltonschen Werke, Volpato, dessen rafaelischen Stanzen ein steter Ruhm gewiß ist, und Bettelini vor allen eine Erwähnung. Allein Keiner hat diese Art der Kupferstecherkunst auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, als der noch lebende Florentiner, Rafael Morghen, dessen Abendmahl nach Leon. da Vinci, Verklärung nach Rafael und Stunden nach Poussin, die vortrefflichsten Arbeiten in ihrer Art bleiben werden. Ueber die italienische Baukunst s. d. Art. Geschichte der Baukunst. Dm.

Ithaca, eine kleine Insel im ionischen Meere, welche neben Cefalonia (dem alten Cephalenia) liegt, und des Ulysses Vaterland war. Die ganze Insel besteht aus einem Felsen von geringem Umfange, auf welchem uns Homer einen Berg mit Namen Neion, und daneben die Stadt Ithaca, ferner einen Rabenfelsen (Coraconpetra), eine Quelle, Arethusa, und einen Hafen Reithron bemerken läßt. Nach einigen Schriftstellern wird sie jetzt Val di Compare, nach andern aber Dhaki (Theaki), auch klein Cefalonia genannt. Der Hafen Reithron wird jetzt Porto Vati genannt.

Ixion, König der Lapithen in Thessalien, nach der gewöhnlichen Angabe ein Sohn des Phlegyas, oder des Leonteus, und ein Enkel des Periphas, eines Sohns des Lapithas, welcher letzterer der Stammvater der Lapithen war. Er heirathete die Dia, des Dejoneus Tochter, mit welcher er den Pirithous zeugte. Weil er seinem Schwiegervater die Hochzeitgeschenke verweigerte, mit welchen damals die Braut gelöset zu werden pflegte; so raubte ihm dieser dafür seine Pferde. Ixion beschloß dafür heimlich Rache zu nehmen. Er lud den Dejoneus zu einem Feste ein. Als dieser gekommen war, ließ er ihn durch eine verborgene Falle in einen feurigen Ofen fallen, in welchem er von den Flammen verzehrt wurde. Doch reuete nachher Ixion diese Grausamkeit, so, daß Jupiter ihn mit den Rachegöttern wieder aussöhnte und ihn zur Göttertafel einlud. Hier entbrannte er für Juno: diese täuschte ihn, und er umarmte statt ihrer eine Wolke, aus welcher Umarmung die fabelhaften Centauren entsprungen seyn sollen. Nach einer andern Meinung zeugte er mit eben dieser Wolke den Hyperphialus, von dem die übrigen Centauren abstammten. Nach Pindar zeugte er die Centauren mit Pferden. Ixion ward wegen dieses begangenen Frevels von den Göttern bestraft; Jupiter schleuderte ihn mit seinem Blitze in den Tartarus, wo er denselben mit Schlangen an ein Rad fesseln ließ, das vom Sturmwinde in ewigen Kreisen herumgetrieben wird.

Jod.

Jacob, Isaaks Sohn und Abrahams Enkel, ist als der letzte unter den Patriarchen, und als der ächte Stammvater der Juden merkwürdig. Schon im Mutterleibe uneinig mit seinem erstgebornen Zwillingsbruder Esau, hielt er bei dessen Geburt dessen Ferse, daher sein Name Jacob (Fersenhalter, der dem Andern ein Bein unterschlägt). Verzärtelt durch die Vorliebe seiner Mutter, häuslich und weich, mochte er sich überhaupt der Vortheile des Lebens lieber durch List, als mit männlichem Trotze bemächtigen. Er ersieht als Jüngling die Gelegenheit, seinem Bruder, da er eben hungrig von der Jagd kommt, das wichtige Recht der Erstgeburt für ein Linsengericht abzuhandeln und auf Anstiften der Mutter den ersten Segen, an dem das Erbe der herrlichen Verheißung Abrahams hing, unter der Maske Esau's von dem blinden und schwachen Isaak zu erschleichen. Dem Zorne des gekränkten Bruders muß er entfliehen; auf dem Wege zu Laban aber, dem Bruder seiner Mutter, wird ihm die erste Bestätigung, daß das Erbe jener göttlichen Verheißung auf ihn übergegangen sey. Er sieht im Traume eine bis in den Himmel reichende Leiter, auf deren Sprossen Engel auf- und niedersteigen, und über welcher der schützende Gott seines Stammes, den er sich außer Isaaks Zelten nicht nahe geglaubt, ihm verkündigt, Abrahams Segen ruhe auf ihm. Seit dieser Vision hält er den Glauben, daß Jehovah ihn schütze und zum Stammvater eines großen Volks ausersehen habe, fest. Dieser Glaube, und die Liebe, die Labans Tochter Rahel ihm eingeflößt, ist seine Stütze während der beschwerlichen Jahre, die er bei den Heerden dieses Oheims um die Geliebte dienen muß. Und als er schon für diesen Preis sieben Dienstjahre ertragen, muß er in der verschleierten Braut, die man ihm zuführt, die ungeliebte Lea, die ältere Schwester der Rahel erkennen, und um diese dazu zu erhalten, noch andere sieben Jahre dienen. Außer diesen 14 Jahren dient er noch 6 um eine Heerde, die er sein nennen will, und indem er dabei seinem Schwiegervater auf eine sehr sinnreiche Art (1 Mos. 30, 27 — 43) den Betrug vergilt, erwirbt er ein beträchtliches Eigenthum, mit dem er sammt Weibern und Kindern entflieht. Laban setzt ihm nach; und kaum hat er diesen beschwichtiget, so muß er auf dem Wege nach der 20 Jahre entbehrten Heimath vor dem begegnenden Heere der Knechte Esau's fürchten. In dieser Angst sucht Jacob Hülfe im Gebet, und ein Mann ringt mit ihm in der Nacht, bis die Morgenröthe anbricht. Jacob geht als Sieger, doch mit gelähmter Hüfte, aus dem Kampfe, und wird von seinem Schutzgott, den er in diesem Kämpfer anerkennt, zum ewigen Gedächtnisse Israel, d. h. Held Gottes genannt. Dieß wird zugleich der Ehrenname seines ganzen Hauses, und die Juden heißen nach ihm Israeliten. Ob er diesen Namen nun durch die Stärke seines Vertrauens im nächtlichen Gebete verdiente, und sein Sieg nur die göttliche Erhörung war, oder welche Deutung man dieser seltsamen Kampfgeschichte sonst unterlegen mag, Jacob ging als ein Israel, d. h. muthiger und stärker im Herzen, dem gefürchteten Tage des Zusammentreffens mit Esau entgegen, und wußte den rauhen, aber edeln Bruder durch zuvorkommende Unterwürfigkeit zu versöhnen. Die Rückkehr zu den väterlichen Zelten macht einen merklichen Abschnitt in der Charakterbildung Jacobs. Jene zweideutige

Schlauheit und Erwerbsamkeit, worin er ein nicht eben ehrwürdiges Original unter den Patriarchen und das Vorbild des jetztlebenden Geschlechts seiner Nachkommen ist, scheint, wie später bei diesem gedrückten Volke, bei ihm nur das Nothmittel gewesen zu seyn, sich unter den zwangvollen Verhältnissen der Abhängigkeit durchzuwinden. Als selbstständiger Hausvater und Herr seines Eigenthums zeigt er sich seiner Väter werth, und, wenn auch nicht an Kraft und Größe, doch an Frömmigkeit und zärtlichem Vatersinn gegen die Seinigen dem Abraham ähnlich. Aber gerade von ihnen mußte er die meisten Kränkungen erfahren. Da er zwei rechtmäßige Frauen und dazu nach Landessitte noch zwei Mägde derselben Bilha und Silpa als Beischläferinnen, also 4 Weiber mit 12 Söhnen und einer Tochter zusammenzuhalten hatte, so konnte es ihm auch an häuslichem Zwiste und Kummer nicht fehlen. Die geliebte Rahel starb ihm bald nach seiner Heimkehr; seine Tochter Dina schändete ein Fürstensohn der Hevither, und seine unbändigen Söhne rächten sie durch Mord und Plünderung an diesem Volke. Er konnte es eben so wenig hindern, als die Blutschande seines ältesten Sohns Ruben mit der Bilha; denn nachgeben, dulden und für die Fehltritte seiner Jugend büßen, schien nun einmal sein Loos. Das größte Herzeleid machte ihm aber der Verlust seines geliebtesten Sohnes Joseph, dessen blutiges Kleid die Brüder, die den Beneideten an eine ismaelitische Handelscaravane verkauft hatten, als das Zeichen, daß er von wilden Thieren zerrissen worden sey, dem bekümmerten Vater brachten. Doch eben dieß Unglück entscheidet das Schicksal des Hauses Israel. Joseph, durch seine Weisheit am Hofe der Pharaonen zu den höchsten Ehrenstellen emporgestiegen (s. d. Art. Joseph), erkennt seine Brüder, da sie um Getreide einzukaufen nach Aegypten kommen, verzeiht ihnen, und ruft das ganze Haus seines Vaters aus Canaan, um in einer fruchtbaren Gegend Aegyptens zu wohnen. So umarmte der alte Jacob nach langen Jahren den todtgeglaubten Liebling wieder und genoß unter seinem mächtigen Schutze noch ein glückliches Alter. Kurz vor seinem Tode versammelte er seine Söhne um sein Sterbebette, und sprach über jeden einen besondern Segen voll bedeutender Ahnung des Charakters und der künftigen Schicksale seines Stammes aus (vergl. Herder über den Geist der hebräischen Poesie Th. II. S. 187, im Abschnitte Segensspruch über Israel, und den Art. Hebräer). Seinem vierten Sohne Juda gab er darin den Vorzug der Erstgeburt, dessen Ruben durch jene Unthat, Simeon und Levi durch den Mord der Hevither sich unwürdig gemacht hatten; seinen Enkeln, den Söhnen Josephs, Manasse und Ephraim verlieh er aber gleiches Recht mit seinen übrigen Söhnen. Der Stamm Juda wurde auch wirklich der mächtigste unter den 12 Stämmen der Hebräer, und nach ihm nennen sie sich noch jetzt Juden. Jacobs letzten Willen gemäß begrub ihn Joseph im Erbbegräbnisse Abrahams vor dem Haine Mammre in Canaan. Den reichhaltigen poetischen Stoff, den die Scenen aus Jacobs Leben in der heiligen Urkunde darbieten, hat die Kunst mannichfach verarbeitet; und in der That war es nicht schwer, eine Geschichte in das Gebiet der Poesie zu ziehen, die schon an und für sich durch die lebendige Individualität ihrer Situationen, durch wunderbare Verwickelungen und unerwartete Auflösungen anzieht und rührt. Unerweislich scheint aber die Meinung einiger Neuern, daß die Geschichte Jacobs mythisch, und der vielgeprüfte Patriarch nicht einmal eine historische Person, sondern entweder der ränkevolle Kronos, oder der gewandte Hermes, oder gar

der hinkende Hephästos der vorderasiatischen Mythe, und die Zahl seiner Söhne nur ein Symbol der 12 Monate des Sonnenjahrs sey. Die Erzählung, die die heil. Urkunde von dem Leben dieses Patriarchen gibt, trägt zu sehr das Gepräge einfacher Naturwahrheit, und hängt zu genau mit der unbestrittenen spätern Geschichte und Verfassung des jüdischen Volks zusammen, als daß sie nicht auf festem historischem Boden stehen sollte. Und wenn die Mythen des Alterthums im Laufe der Zeit ihre Bedeutung verloren, so mußte die Geschichte Jacobs um so mehr an Bedeutung und Wichtigkeit gewinnen, je herrlicher sich der in ihr sichtbare Gang einer weisen und geltenden Vorsehung, den die dichterische Einkleidung der Gespräche des frommen Patriarchen mit Gott keinesweges verdächtig macht, durch die spätere Leitung seines Volks und durch das Christenthum selbst entwickelt und gerechtfertiget hat. E.

Jacob I. von England (als König von Schottland Jacob VI.), ein Sohn Heinrich Stuarts und der unglücklichen Marie, ward 1566 geboren. Marie war im vierten Monate schwanger mit ihm, als der bekannte Rizzio vor ihren Augen erstochen wurde. Daher soll Jacob während seines ganzen Lebens vor einem bloßen Degen gezittert haben, so viele Mühe er sich auch gegeben, diese natürliche Schwäche zu besiegen. Nach dem Tode Elisabeths, die ihn nach Hinrichtung seiner Mutter zu ihrem Nachfolger hatte erwählen lassen, bestieg er 1603 den englischen Thron, und vereinigte also Schottland, Irland und England mit einander. Er begann seine Regierung mit einem Edicte, durch welches alle katholische Priester aus dem Reiche verbannt wurden. Eine Verschwörung gegen das Leben des Königs, der Familie desselben und der Vornehmsten des Reichs war die Folge davon; 36 Fässer mit Pulver sollten das Gebäude, in welchem der König und das Parlament sich zu versammeln pflegten, in die Luft sprengen. Ein anonymer Brief, in welchem einer der Verschwornen seinen Freund von dem Besuche der Versammlung abrieth, gab Veranlassung, diese Verschwörung zu entdecken. Man fand die Fässer, und daneben einen Mann, der beauftragt war, wenige Stunden nachher die Fässer anzuzünden. Nun legte Jacob I. den Katholiken jenen berühmten Eid auf, vermöge dessen sie schwören mußten, dem Könige zu gehorchen, und gegen die Macht des Papstes, Könige abzusetzen und ihre Unterthanen der Pflicht gegen dieselben zu entbinden, zu protestiren. Ob nun gleich seine hierauf folgende Regierung sich durch einen 22jährigen Frieden auszeichnete, in welchem der Handel blühete und das Volk in großem Wohlstande lebte; so wollte doch die Inconsequenz des Zeitalters, daß eben diese Regierung sowol im Lande selbst, als bei den auswärtigen Nationen, verächtlich betrachtet wurde. Man warf dem Könige vor, daß er, als die vornehmste Stütze des Protestantismus in Europa, in dem böhmischen Kriege nichts zu dessen Aufrechthaltung gethan, vielmehr seinen Schwiegersohn, den Churfürsten von der Pfalz, verlassen, überhaupt diplomatisch unterhandelt habe, wo er mit dem Schwert in der Hand hätte streiten sollen, und daß er von den Höfen zu Wien und Madrid gleich sehr betrogen worden sey. Indessen würden diese Vorwürfe, die ihm immer nur noch von außen her gemacht wurden, nichts von seinem Credite im Innern entrissen haben, wenn er diesen nicht selbst durch die Herrschsucht zu schwächen begonnen hätte, mit welcher er das Parlement in einer steten Abhängigkeit von sich erhalten wollte. Dieses widersetzte sich, und nun entstanden 1621 die beiden Parteien der To-

rys, welche für den König, und der Whigs, welche für das Volk stritten. Jacob I. starb am 8ten April 1625 und hinterließ den Ruf eines mehr indolenten, als friedfertigen, eines mehr schwachen, als guten Fürsten. Doch kann man ihm wahrhafte Herzensgüte, Kenntnisse, Gelehrsamkeit und Staatsklugheit durchaus nicht absprechen. Er gefiel sich als öffentlicher Redner, zog aber durch den Pedantismus, mit welchem er sprach, oft bittere Critiken auf sich. Er war freigebig bis zur Verschwendung. Einer seiner Lieblinge sah einstens eine Last Geldes in den königlichen Schatz tragen, und äußerte gegen seinen Nachbar, wie glücklich ihn der Besitz dieses Geldes machen würde. Der König, welcher dieß hörte, ließ dem Günstlinge auf der Stelle die Summe schenken. Seine Freigebigkeit setzte ihn aber oft selbst in die größte Verlegenheit. Als er eines Tages spazieren fuhr, ward er mitten in den Straßen von London wegen 50 Louisd'or, welche der Hoffattler zu fodern hatte, von Gerichtsdienern arretirt. Seine Leibwache wollte letztere in die Flucht schlagen; er aber verbot es, bezahlte die Summe und sagte: „Wer Gesetze gibt, muß sie auch zuerst beobachten." Uebrigens fing, wie schon oben gesagt, das Reich unter seiner Regierung zu blühen an: englische Colonien entstanden in Amerika; der Ackerbau machte die größten Fortschritte: Künste und Wissenschaften bildeten den Geist der Engländer und verschönerten das gesellschaftliche Leben derselben. Jacob war der erste, der sich den Titel König von Großbrittannien beilegte. Am gerechtesten scheint man ihm seine blinde Liebe gegen verächtliche Günstlinge, unter denen insbesondere der berüchtigte Herzog von Buckingham (s. d. Art.) sich auszeichnete, zum Vorwurfe machen zu können. Sein Sohn, Carl I., folgte ihm in der Regierung, und seine Tochter Elisabeth ward an Friedrich V., Churfürsten von der Pfalz, verheirathet. Die Nachkommen aus dieser Ehe bestiegen in der Folge den Thron von England. Unter den literarischen Werken, welche wir von Jacob I. haben und welche 1619 in einem Foliobande zu London herausgekommen sind, nennen wir als die merkwürdigsten: Basilikon doron (das königliche Geschenk), worin er zum Besten seines Sohnes Heinrich, der früh verstarb, vortreffliche Grundsätze für den Unterricht der Könige entwickelt; (dieß Werk war drei- oder viermal in lateinischer Sprache, und dann auch in der französischen Uebersetzung verschiedene Male aufgelegt) und sein spaßhaftes Werk gegen den Mißbrauch des Tabacks, in welchem er die Gründe, die man damals für den Gebrauch desselben angeführt hatte, zu widerlegen strebt.

Jacob II. Enkel Jacobs I., zweiter Sohn des unglücklichen Carls I., kam nach seines Bruders Carls II. Tode (1685), als der einzige Stuart, auf den großbrittannischen Thron. Dieser hatte, ungeachtet der ausgezeichneten Talente, welche ihm die Natur zur Herrschaft verliehen, theils durch die wenige Achtung, die er für die Rechte der Nation und für die Grundsätze der englischen Verfassung bezeigte, theils auch durch seinen fanatischen Eifer, mit welchem er die katholische Kirche wieder einzusetzen strebte, den größten Theil seiner Unterthanen unversöhnlich gegen sich aufgebracht. Um sich gegen die Folgen dieser unüberlegten Schritte zu sichern, hatte er sagar in der Nähe von London ein Heer von irländischen und schottländischen Truppen zusammengezogen, und dadurch das Schrecken und die Besorgniß des Volks noch vergrößert. Dieses wurde nun von einem unauslöschlichen Hasse gegen einen Monarchen entflammt, der das Theuerste, was es hatte, die pro-

testantische Religion, unter die Füße treten wollte. Indessen war dem Volke noch der Trost geblieben, daß der König keinen Sohn hatte, er selbst schon bejahrt und seine Gemahlin kränklich, es also gar nicht wahrscheinlich war, daß demselben noch ein Thronerbe geboren werden würde. Seine beiden Töchter, in der protestantischen Religion erzogen und an derselben festhängend, mußten dann die Regierung erben, und das Volk war zufrieden. Nun aber erscholl im Jahre 1687 auf einmal das Gerücht, die Königin sey schwanger. So groß die Freude und so laut der Jubel der katholischen Priester, der Höflinge und aller Papisten über dieß Ereigniß war, so groß war der Schrecken der Protestanten und der Argwohn, welcher sich damit verknüpfte. Selbst die Katholiken hatten bis dahin an der Möglichkeit gezweifelt, daß die Königin noch einmal gebären würde, und deßhalb den Tod derselben gewünscht; jetzt aber ward die Sage von der Prophezeihung eines Prinzen und von einer Wunderwirkung der Mutter Gottes verbreitet. Natürlich erzeugte nun der Haß der Protestanten gegen die Katholiken den Verdacht, als sey die Schwangerschaft der Königin erdichtet. Diesen Verdacht vermehrte das Bestreben des Hofes, alle fremde Personen aus der Umgebung der Königin zu entfernen, und Niemanden durch den Augenschein sich von der wirklichen Schwangerschaft derselben überzeugen zu lassen. Am 10ten Jan. 1688 erfolgte endlich unter dem Donner der Kanonen die Niederkunft der Königin, und dem Volke ward durch eine königliche Proclamation kund gethan, daß der Himmel das Land mit einem Thronerben gesegnet habe. Es ist hier nicht der Ort, die Beweise für und gegen die Aechtheit der Geburt desselben anzuführen, noch weniger, sie widerlegen oder bekräftigen zu wollen: nur so viel sey hier angemerkt, daß das Volk an keine Entbindung der Königin von einem Prinzen glaubte, und dieß laut und öffentlich verkündigte. Die Protestanten schlossen sich nun immer enger und zahlreicher an den Prinzen von Oranien, den Schwiegersohn des Königs, an, und noch war der Prinz von Wallis kein halbes Jahr alt, als jener bereits, auf den Ruf der Nation, in England landete, und seinen Schwiegervater und Schwager vom Throne stieß. Jacob II. entfloh mit seiner ganzen Familie am 21sten Dec. 1688 nach Frankreich, wo er von Ludwig XIV. sehr freundschaftlich aufgenommen, und ihm das Lustschloß St. Germain zur Residenz eingeräumt wurde. Von dort aus unterhielt der König eine stete Verbindung mit seinen Anhängern in Schottland und Irland, mit deren Hülfe er mehrere vergebliche Versuche machte, den verlornen Thron wieder zu erlangen. Im J. 1692 ward Jacobs II. Gemahlin abermals schwanger und gebar, Allen bewußt und von Niemanden in Zweifel gezogen, eine Tochter, wodurch wenigstens die Fähigkeit der Königin, gesunde Kinder zur Welt zu bringen, bewiesen wurde. Jacob II. starb 1701 zu St. Germain, und nun ward der sogenannte Prinz von Wales öffentlich und feierlich von Ludwig XIV. für den rechtmäßigen König von England, Schottland und Irland anerkannt, und Jacob III. genannt, als welcher er sich nun auch öffentlich, wie in seinem Palaste zu benehmen anfing.

Jacob III., in der Geschichte auch der Prätendent, oder Ritter St. Georg genannt (s. d. vorigen Art.), ward nicht allein von Frankreich, sondern auch von Spanien, dem Papste, den Herzögen von Modena und Parma öffentlich anerkannt, dahingegen aber von dem englischen Parlamente des Hochverraths schuldig erklärt und auf ewige Zeiten vom Throne ausgeschlossen. Ludwig XIV. versicherte ihn zwar seiner fortdauernden Unterstützung; es ist jedoch sehr wahrscheinlich,

daß er, besonders in der letzten Zeit, sich Jacobs III. nur wie eines Schreckbildes bedient habe, um mit demselben England stets in Furcht zu erhalten. Unterdessen waren in Schottland, wo man über die Vereinigung dieses Landes mit England sehr unzufrieden war, bedeutende Unruhen ausgebrochen, welche Ludwig XIV. zu seinem eigenen Besten, und nebenbei auch zu Gunsten seines Schützlings zu benutzen beschloß. Die Zahl der Anhänger Jacobs III. vermehrte sich täglich in jenem Lande, und es hatte allerdings das Ansehn, als ob eine Landung desselben, die allgemein gewünscht wurde, auch die Losung zu einer Empörung in Schottland geben würde. Ludwig XIV. unternahm nun wirklich im Jahre 1708 eine Expedition dahin, an deren Spitze sich Jacob III. befand. Der elende, vertheidigungslose Zustand, in welchen damals die Parteisucht der Engländer das Land versetzt hatte, trug dazu bei, die Erwartungen Jacobs zu beleben, und ihn einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens hoffen zu lassen. Als letzteres in England bekannt wurde, setzte das Parlament einen Preis von 100,000 Pfund Sterling auf den Kopf des Prätendenten; ein Name, dessen man sich bei dieser Verhandlung zum erstenmal officiell bediente. Die Flotte ankerte an den schottischen Küsten. Noch ehe man aber darüber einig werden konnte, ob und wo man landen sollte, erscholl die Nachricht von der Annäherung einer überlegenen englischen Flotte, und nun hatte Jacob nichts eiligeres zu thun, als mit der seinigen nach Frankreich zurückzusegeln. Er mußte darauf, eben so willenlos, als er der Expedition nach Schottland beigewohnt hatte, als Freiwilliger unter dem Herzoge von Burgund den Feldzug in den Niederlanden mitmachen, wo er, nach des Letztern Zeugnisse, manche Beweise persönlicher Tapferkeit gab. Ludwig XIV. sah sich von Jahr zu Jahr immer mehr in die Nothwendigkeit versetzt, mit den Engländern Frieden zu schließen; und diese machten die Entfernung des Prätendenten, und die Anerkennung der Königin Anna zur Hauptbedingung der Friedenspräliminarien. Letztere hatte bis dahin, wie man versichert, im geheimen Briefwechsel mit ihrem Bruder, dem Prätendenten gestanden, und ihm sogar versprochen, wenn er die protestantische Religion annehmen werde, zu Gunsten seiner den Scepter niederzulegen. Wie es sich nun auch mit dieser Correspondenz und den Gesinnungen der Königin für ihren sogenannten Bruder verhalten haben mag; so ist es doch gewiß, daß diese Verhandlungen durchaus keine Folgen hatten. Im Jahre 1713 erfolgte endlich der Abschluß des utrechter Friedens, in welchem sich Ludwig XIV. verpflichtete, den Prätendenten aus seinen Staaten zu entfernen und die hannöversche Erbfolge jetzt und künftig auf keine Weise zu stören. Nun starb auch 1714 die Königin Anna, ohne jene günstigen Gesinnungen für den Prätendenten durch die That und öffentlich zu bewähren. Nichts destoweniger war immer noch, sowol in Schottland, als selbst in England, die Partei der Torys, welche man damals Jacobiten nannte, wider den neuen König Georg, und für den Prätendenten. Da nun auch zwischen Frankreich und dem neuen Könige von England abermalige Mißhelligkeiten ausgebrochen waren: so schien dem Prätendenten ein neuer Glücksstern zu lächeln, der aber bei dem im Jahre 1715 erfolgten Tode Ludwigs XIV. schnell erlosch. Doch zeigte sich in Schottland, wo er feierlich zum Könige ausgerufen wurde, die Stimmung günstiger, als je für ihn, und dieß bewog ihn, 1716 eine abermalige Expedition dahin zu unternehmen, und wirklich dort zu landen. Während der Zeit waren aber die schottischen Aufrührer von den königlichen Truppen völlig geschlagen worden, und der Prätendent

sah sich zum zweiten Male genöthigt, Schottland zu verlassen, und nach Frankreich zurückzukehren. Von nun an erregte sein Schicksal mehr Spott, als Mitleid und Unterstützung, und er sah sich von allen seinen Freunden, selbst von Frankreich, verlassen. Als ihm nun auch der Aufenthalt in Frankreich versagt wurde, war er gezwungen, bei dem Papste Hülfe zu suchen, der ihm und seinem zahlreichen Gefolge, anfangs in Avignon, Schutz und Unterstützung gab, ihn aber dann nach Italien kommen ließ. Hier ward er überall, wie ein regierender König, mit den größten Ehrenbezeigungen aufgenommen. Während dieser Zeit hatte Jacobs Anhang in England und Schottland noch einmal sein Haupt erhoben und diesem neue Hoffnung zum Besitze der englischen Krone gemacht. Spanien, welches mit England zerfallen war, trat seinen Entwürfen bei, und lud den Prätendenten ein, schleunig nach Madrid zu kommen. Dieser säumte nicht, der Einladung zu folgen und reisete am 8ten Febr. 1719 dahin ab. Um aber den Engländern nicht in die Hände zu fallen, ließ er, während er selbst zu Nettino auf einem spanischen Schiffe unter Segel ging, absichtlich das Gerücht verbreiten, als reise er zu Lande über Bologna und Mailand nach Spanien. Dieß hatte den Erfolg, daß zwei seiner Hofleute, die jenen Weg wirklich genommen hatten, von den Oesterreichern angehalten wurden, worauf sich in ganz Europa das Gerücht verbreitete, man habe den Prätendenten gefangen genommen, und nach Mailand gebracht. Indessen war dieser glücklich durch die englischen Schiffe hindurch gesegelt, und am 26sten März in Madrid angekommen. Sein Empfang am dortigen Hofe war der ehrenvollste, der einem wirklichen Könige zu Theil werden konnte. Schon vor seiner Ankunft in Spanien war eine neue Expedition gegen England unter Segel gegangen, aber vom Sturme zerstreut und genöthigt worden, in Cadix einen Zufluchtsort zu suchen. Nachdem diese abermalige Unternehmung gescheitert war, bekümmerte man sich auch nicht weiter um den Prätendenten, der nun ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung wurde, und zufrieden seyn mußte, daß man ihn von dort heimlich entwischen ließ. Am 25sten Aug. landete er wieder zu Livorno, und von nun an begann sein Daseyn in Vergessenheit zu sinken. Dennoch faßte er im J. 1727 nach dem Tode Georgs I. den Entschluß, noch einmal sein Glück zu versuchen, und reisete, vom Papste unterstützt, nach Genua ab, um sich von dort nach England zu begeben. Wie es ihm jedoch auf dieser Reise gegangen, ist nicht bekannt geworden. Wir finden ihn in der Folge zu Albano wieder, wo er bis zu seinem Tode (1sten Jan. 1766) im Dunkel lebte. Seine Nachkommenschaft bestand in zwei Söhnen. Carl Eduard (s. d. Art.), der seine Ansprüche, aber auch sein Mißgeschick erbte, und auf welchen der Titel, Prätendent, überging; und Heinrich Benedict, der sich dem geistlichen Stande widmete, und unter dem Namen Cardinal von York bekannt ist. Durch seinen (13ten Juli 1807) zu Frescati erfolgten Tod erlosch die königl. Familie Stuart.

Jacobi (Friedrich Heinrich), der jüngere Bruder des Dichters, wurde geboren zu Düsseldorf 1743. Vergebens haben wir uns um Nachrichten über sein früheres Leben und seine Bildung bemüht; erst von der Zeit an, wo er in Pempelfort bei Düsseldorf, zu Anfange der siebziger Jahre, in der vollen Blüthe seiner Kraft und Jugend, im Schooße der liebenswürdigsten Familie und umgeben von einer reizenden Natur, sich selbst ausbildete, zu dem, was er geworden ist, haben wir einige Nachricht über ihn erhalten können. Er wurde nachher jülich- und bergischer Hofkammerrath und Zollcommissär, geheimer Rath

zu Düsseldorf, und kam 1804 als Präsident der Akademie der Wissenschaften nach München, wo er noch lebt. Man sieht, sein äußeres Leben ist nicht reich an merkwürdigen Veränderungen und Begebenheiten; desto reicher ist sein inneres Leben an Allem, was schöne und edle Seelen anziehen kann. Um Jacobi stritten sich zwei Welten, die Welt der Poesie und der Philosophie, und sein hoher Geist strebte beide mit einander zu vereinigen. Das Publikum kennt ihn durch Eduard Allwills Briefsammlung (Königsberg 1792) und durch seinen Woldemar (Flensburg 1779, Königsb. 1794, 2 Thle.) als Dichter, und lernte ihn als Philosophen kennen durch seine Briefe über die Lehre des Spinoza (Bresl. 1785, N. Aufl. 1789), sein Werk wider Mendelsohns Beschuldigungen betreffend diese Briefe (Leipz. 1786), David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus (Breslau 1787, N. Aufl. Ulm 1795). Sendschreiben an Fichte, Hamb. 1799. 8. Darüber ist wol nur Eine Stimme, daß er als Dichter durch kräftige Darstellung, treffliche Schilderung der Natur und des menschlichen Herzens, Wärme und Innigkeit des Gefühls und einen lebendigen, geistreichen, kühnen und doch sichern Ausdruck sich ungemein auszeichne. Unter den Philosophen aber haben sein seltener Tiefsinn, verbunden mit der Originalität und Schönheit seiner Darstellung ihm den Namen des deutschen Platons erworben. Gleichwol gibt es nicht leicht einen Schriftsteller, über welchen die Urtheile verschiedener wären, als ihn, und beinahe scheint es, als habe es der Dichter Jacobi mit den Philosophen von Profession, so wie der Philosoph Jacobi mit den Dichtern verdorben, und es ließe sich wol nachweisen, wie dieses geschehen sey und habe geschehen müssen. Der Grund liegt in der eigensten Individualität Jacobi's, ohne deren Verständniß in der That fast alle seine Schriften unverständlich sind. Friedrich Schlegel hat darum etwas sehr Verdienstliches und Dankenswerthes gethan, indem er diese so merkwürdige Individualität zu charakterisiren unternahm, und wer einen Schlüssel zu Jacobi's Werken sucht, darf Schlegels Recension von dessen Woldemar (Critiken und Charakteristiken, Bd. 1. S. 1 — 46) nicht ungelesen lassen. Wie auf diesem Wege in der Poesie sein allgemeiner Ton, der sich über das Ganze verbreitet, und ihm eine Einheit des Colorits gibt, Ueberspannung ward, und wie er in der Philosophie zu einem Hasse der philosophirenden Vernunft, oder der Systeme, von welchen er behauptete, daß sie, consequent durchgeführt, alle in Fatalismus endeten, zu seinem Glauben statt des Wissens, zur Sympathie mit dem Unsichtbaren, der unbedingten Hingebung in die Gnade Gottes kam, dessen Offenbarung er nur in der Vernunft und in dem Gefühle findet, ist hier trefflich entwickelt, und gezeigt, daß Jacobi's Philosophie in der That nichts anders sey, als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist eines individuellen Lebens. Unter solchen Umständen ists denn wol nicht zu verwundern, wenn Jacobi's Gefühlsphilosophie von Manchen, welche sich öffentlich über dieselbe geäußert haben, für durchaus unverständlich erklärt worden ist, wozu der Grund schwerlich allein in der Ermangelung der wissenschaftlichen Form liegen kann. Wie es nun aber damit sich auch verhalten möge, so hat Jacobi doch gewisse Verdienste um die Philosophie sich durch seine Polemik erworben, worin er die Lücken, die Folgen, den Unzusammenhang nicht bloß dieses und jenes Systems, sondern auch der herrschenden Denkart des Zeitalters mit critischem Geist und mit der hinreißenden Beredsamkeit des gerechten Unwillens aufgedeckt hat. Es war natürlich,

daß Jacobi bei seiner eigenthümlichen Denkart nicht leicht der Schüler eines andern Philosophen werden, sondern den Philosophen des Zeitalters, wenn er mit ihnen in Berührung kam, nur als polemisirender Critiker gegenüber treten konnte, und in dieses Verhältniß kam er mit dem dogmatischen Mendelssohn, dem critischen Kant, welcher die Vernunft als Verstand betrachtete und behandelte, dem idealistischen Fichte und dem phantheistischen Schelling. Die mit dem Letzteren, durch Jacobi's Schrift von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung (Leipz. 1811), veranlaßte Streitigkeit, ist in unsern Tagen zum Vortheil mit Erbitterung geführt worden. Es ist hier der Ort nicht, uns auf diesen Streit einzulassen, wir wollen bloß aufmerksam darauf machen, daß Schelling bei dieser Gelegenheit etwas hervorgebracht hat, was zur nähern Charakteristik und Würdigung Jacobi's dient, ich meine in seinem Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen (Tübingen, 1812), den Abschnitt des Geschichtlichen, worin nachgewiesen ist, in welchem Verhältnisse Jacobi zu Wissenschaft und Theismus, zu Philosophie und Religion und zur Literatur überhaupt gestanden habe. Es bedarf indeß wol der Erinnerung nicht, daß diese Würdigung nicht völlig frei von Einseitigkeit, und mit Behutsamkeit zu gebrauchen ist. Wie das Endurtheil über Jacobi im Ganzen auch ausfallen möge, sein Rang unter den edelsten Wahrheitsforschern, eine edle, religiöse Denkart bleibt ihm unbestritten, ja manche tiefgefundenen Schätze, die er aus seinem innersten Leben zu Tage förderte, gehören zu dem reinsten Gewinn des Wahren und Guten. Seine Werke erscheinen jetzt gesammelt, Leipzig, bei Fleischer. Einer seiner geistvollsten Schüler ist Fr. Köppen in Landshut.

Jacobi (Joh. Georg). Dieser liebliche, anmuthsvolle deutsche Dichter wurde den 2ten Sept. 1740 zu Düsseldorf geboren. Um Theologie zu studiren, begab er sich 1758 nach Göttingen, von da aber, durch die Kriegsunruhen vertrieben, nach Helmstädt. Nach einem Jahre ging er nach Göttingen zurück, um seine akademischen Studien zu beendigen. Klotz, mit dem er hier in freundschaftliche Verhältnisse gekommen, war nach Halle berufen worden, und verschaffte auch Jacobi den Ruf dahin als Professor der Philosophie und Beredsamkeit. In Halle wurde Jacobi mit Gleim bekannt, und diese Bekanntschaft war entscheidend für sein ganzes Leben; denn Gleim war es, der das Dichtertalent vorzüglich in ihm erweckte und nährte, da der Umgang mit Klotz ihn beinahe zum bloßen Philologen und Critiker gemacht hätte. Ob Jacobi's Leben dann so glücklich und harmonisch geworden wäre, als es geworden ist, mag uns sein eigenes Geständniß sagen: „Mit Hülfe der Musen, sagt er, schuf ich mir eine Welt, so reich an Genuß, daß ich dasjenige, was sonst am ängstlichsten gesucht, am schwersten gefunden ward, nicht bedarf, es nicht einmal zu gebrauchen weiß. In dieser meiner Welt kann es mir nicht einfallen, nach sogenannten großen Dingen zu streben, weil sie mir klein erschienen, da hingegen mancher kleine Gegenstand, den die mehrsten kaum eines flüchtigen Blickes würdigen, sich in meinen Augen veredelt und mich festhält; und wie oft haben Dichterphantasien und die zu ihnen sich gesellende, sorgenfreie Laune mir die rauhesten Wege geebnet!" Man sieht zugleich aus diesem Selbstgeständnisse, daß, wenn irgend einer, Jacobi für Gleim geschaffen war, und in der That nannte man Jacobi und Gleim bald stets zusammen, wie Damon und Pythias. Gleim unterließ nichts, seinem Freunde jene sorgenlose Muße zu verschaffen, ohne welche die

Bildung des Schönen nicht gedeihen kann, und es gelang ihm, demselben 1769 eine Präbende am St. Bonifacius- und Mauritiusstifte zu Halberstadt zu verschaffen. Vereint wirkten nun Beide für unsere poetische Literatur. Unter Gleims Einfluß gab Jacobi seine Iris heraus (1774 — 1776, 3 Bdchn.), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht, die zu der Bildung desselben gewiß erfreulich gewirkt hat. Zwar hat man Jacobi nicht ganz mit Unrecht den Vorwurf von Süßlichkeit, überflüssiger Breite und Empfindelei gemacht; allein wer kann Zartheit des Gedankens, Feinheit des Gefühls, Anmuth der Form, schönen Fluß des Verses bei ihm verkennen! Und mag man immerhin jene freundschaftlichen Liebesbriefe, welche Gleim und Jacobi mit einander wechselten, belächeln; erfreulicher sind sie doch als die Schmähschriften, womit Spätere einander in bitterm Hasse verfolgten. Uebrigens trifft auch jener Vorwurf nur einen Theil der jacobischen Schriften, wie sie in den siebziger Jahren erschienen (Sämmtliche Werke, Halberstadt 1773 — 1775, 3 Bde.), allein schon die Auserlesenen Lieder, welche J. G. Schlosser 1784 (Basel) von ihm gesammelt herausgab, und die zu dem Lieblichsten gehören, was wir in dieser Art besitzen, zeigen wenig Spur davon. Immer mehr nährte er sich der Vollendung, und die Muse, die ihn bis in sein Greisenalter begleitete, schien ihn immer höhere Gunst zu gewähren. Er folgte im J. 1784 einem Rufe Josephs II. nach Freiburg im Breisgau, wo er als Professor der schönen Wissenschaften angestellt wurde. Während er hier durch Lehre und Beispiel mit glücklichstem Erfolge wirkte, erfreute er das Publikum noch mit der Herausgabe seines Ueberflüssigen Taschenbuchs (1795 — 1800) und seines Taschenbuchs Iris (1803 folg.) Sein eben so geschmackvoller als lehrreicher Auszug aus dem Antikencabinette des Herzogs von Orleans verdient mehr bekannt zu seyn, als er es ist. Nahe am Ziele des Lebens beschenkte er das Publikum noch mit einer Ausgabe seiner sämmtlichen Werke (Zürich 6 Bde.), und die neue Auflage, die bald davon nöthig wurde, war ein Beweis, daß auch das Publikum in der Theilnahme gegen den lieblichen Sänger nicht lauer geworden war. Völlig unterschreibe ich das Urtheil eines Unbekannten über diese Sammlung, wenn er sagt: „Wer edle, sanfte Gesinnungen, wer die Stimme eines reinen und religiösen Herzens in einer gleichmäßig reinen, leichten und melodischen dichterischen Sprache gern vernimmt, wer sich oder einen gewähltern Zirkel auf eine eben so unterhaltende als belehrende Art durch abwechselnde literarische Aufsätze und Poesie ergötzen will, der wird Jacobi's Schriften gewiß dazu am angemessensten finden, weil sie auch im Durchschnitt auf ein größeres, gebildetes Publikum berechnet sind. Nur etwa in einem Zeitalter, wo die größere Menge eben so roh als verbildet wäre, wo nur das Hochtrabende, Groteske, Caricaturmäßige, Uebertragische, Ueppige, nur manierirte Nachahmung einseitiger Originalität, alter oder neuer Nationalität gesucht würde, könnte Jacobi undankbar vergessen werden. Er sucht nicht die großen Gegenstände des Lebens auf, sondern weiß die kleinen, indem er sie unmerklich mit großen oder edlen Ideen verbindet, indem er sie dem Herzen näher bringt, achtungswerth zu machen. Seine Gedichte haben alle einen ähnlichen, gleichmäßigen Charakter. Das herzliche Lied und die Epistelform gelingt ihm jedoch besser, als das Epigramm und die Satyre. In keinem dieser Gedichte wird man aber, bei einem leichten Plane des Ganzen, nicht auch auf einzeln ausgezeichnete Stellen stoßen." Am 4ten Januar 1814 endigte sein schönes Leben; er starb, geliebt und beklagt von Allen, die ihn

kannten, auch im Greisenalter noch zu früh; denn schön wie seine Lieder war seine Seele, sanft, theilnehmend, wohlwollend, liebevoll sein Herz. dd.

Jacobiner. Der böse Dämon der französischen Revolution, der wie ein giftiger Wurm in dem Baume der Freiheit saß, Wurzel, Mark und Frucht desselben verdarb, und in jede Hoffnung der besseren Menschen, in die Plane eines Mounier, Clermont Tonnere, Lally Tolendal u. A. seine Drachenzähne säete, so daß auf die Morgenröthe einer glücklichern Zeit ein blutiges Vierteljahrhundert voll Jammer und Thränen folgte, heißt Jacobinismus. Er ging nicht, wie Robison und nach ihm Barruel sich und Andern einbildete, aus den geheimen Gesellschaften, sondern zunächst aus der allgemeinen Ungeduld, die vielfach schmerzliche Krankheit des Staats schnell geheilt zu sehen, und aus dem heftigen, leidenschaftlichen, eiteln und verwegenen Charakter der französischen Nation hervor; und er vereinigte mit sich Alles, was politischer Fanatismus Schreckliches, und listige Demagogenwuth Gefährliches hat. Religion und Sitte blieben fern von ihm; dagegen führte in ihm den geheimen Vorsitz zügellose, vor keinem Verbrechen erschreckende Selbstsucht. Sie täuschte durch die Larve der Freiheit, Gleichheit und Republik; sie schreckte durch den Dolch, der statt der Wage des Gesetzes galt. Ihr Feldgeschrei war Königsmord. Dieser Jacobinismus war älter, als der Jacobinerclubb, bildete sich aber in demselben aus und überlebte ihn. Ja er sinnt noch jetzt in Frankreich auf neue Pläne. Unstreitig gab es in dem Clubb Männer von großen Talenten, seltener Energie und eiserner Consequenz des Charakters; auch kann man nicht leugnen, daß der von ihnen organisirte Terrorismus Frankreich im J. 1793 vom politischen Untergange rettete. Dieser Terrorismus mußte mit der Schließung der Versammlungen der Jacobiner im J. 1795 verstummen; er lebte aber von neuem auf in Napoleons militärischer Diplomatik, und bewirkte eine Zeitlang Wunder. Eben so wahr ist es, daß einige rechtliche Männer Jacobiner waren; allein entweder täuschten sie sich selbst durch Schwärmerei, oder sie waren durch politische Verbindungen in jenen Clubb hineingezogen und konnten nicht zurück; oder sie hofften, durch ihre Stimme und ihren Einfluß die Mehrheit auf den bessern Weg zu führen. Gewöhnlich wurden sie das Opfer dieses kühnen Wagestücks. Eine Menge schwache, furchtsame, charakterlose Egoisten endlich schlossen sich an die Jacobiner-Coryphäen mit französischem Leichtsinne, oder weil es Mode war, oft auch nur um ihrer persönlichen Sicherheit willen, an. Diese sogenannten frères dupes mußten wider ihren Willen mithandeln: denn die Häuptlinge hatten sie bald durchschaut, und trieben sie mit furchtbarer Gewalt in den Wirbel der politischen Ruchlosigkeit hinein. Entschieden ist es, daß der Jacobinismus die Freiheit getödtet und sein eigenes Kind, die Republik, ermordet hat: denn er vernichtete die Freiheit der Berathschlagung in der Versammlung der Stellvertreter der Nation. Statt, daß die Ueberlegung bis zum Augenblicke der Abstimmung frei seyn sollte, wurde sie lange vorher in der Versammlung der Jacobiner bestimmt und gebunden. Alles war schon, oft willkürlich oder durch Ueberlistung, im Clubb festgesetzt, ehe man es der Nationalversammlung aufdrang. Uebrigens war der Charakter des Jacobinismus so veränderlich, als der Nationalcharakter selbst. Dieß über Jacobinismus im Allgemeinen. Die Geschichte des Jacobinerclubbs ist folgende. Vor dem Ausbruche der Re-

volution hatten sich in Paris, wo schon längst sogenannte Bureaux d'esprit, oder gesellschaftliche Unterhaltungen über literarische und belletristische Gegenstände üblich gewesen waren, vorzüglich seit dem amerikanischen Freiheitskriege, gewisse Gesellschaften nach dem Beispiele der londoner debating societies gebildet, in welchen man über politische Ideen sprach, und sich fast allgemein zu republikanischen Ansichten hinneigte. Großbrittannien und Nordamerika reizte die geistvollen Franzosen zur Nachahmung, ihren Nationalstolz aber zur höhern Ausbildung des gegebenen Beispiels. Raynal und Rousseau wurden begierig gelesen; und der lebhafte, ungestüme, leichtsinnige Charakter der französischen Sprecher und Denker blieb nicht bei ruhiger Speculation stehen. Ihre Keckheit trieb Alles auf die höchste Spitze; und bei der völligen Gemüthlosigkeit der Meisten, die nur kalte Verstandesmenschen oder kühne Selbstlinge von verdorbenen Sitten waren, mußte das philosophische Urrecht eines Aristoteles, Grotius und Locke in diesen Titanenköpfen endlich bis zur speculativen Raserei gesteigert, oder in eine politische Meinungs-Despotie umgestaltet werden, die desto weiter um sich griff, je mehr sie dem eiteln Wunsche der Nation, neu und außerordentlich, oder in ihrer Staatsverfassung Original zu seyn, zusagte. Nur so läßt sichs erklären, daß unwissende Emigranten und späterhin Geoffroy, Mad. Genlis, selbst Laharpe und ähnliche, durch äußere Rücksichten bestochene Tonangeber und ihre Nachbeter, die Philosophie als die Urheberin des Jacobinismus und der französischen Revolution bezeichnen, und sie dadurch, wie sie vermeinten, brandmarken konnten. Es ist wahr, Voltaire, Alembert, Friedrich II. griffen Vorurtheile mit allen Waffen ihres Witzes an. Sie verschonten in ihrem geistigen Uebermuthe selbst das Ehrwürdige nicht, wenn sie Vorurtheile an demselben haften sahen. Hier war aber kein Plan, den Altar und Thron umstoßen, und dagegen Gottlosigkeit, Atheismus und Anarchie einführen zu wollen. Männer wie Diderot traten zwar die gewöhnlichen Formen der Sitte und Meinung mit ihrem Naturstolze zu Boden; ihre Nachbeter übertrieben dieß sogar: aber nirgends ward es zum Zweck eines Bundes gemacht! Natürlich befanden sich eine Menge kräftiger und kühner Menschen in den verschiedenen geheimen Gesellschaften, und gingen aus diesen in den Jacobinerclubb über. Politische Ideen wurden Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Die Zeitbedürfnisse liehen ihnen doppelten Reiz. Wer dünkte sich da nicht weise genug, den Philosophenmantel umzunehmen! Alle Leidenschaften verwirrten die Begriffe; da mußte wol die Sophistik einiger Schreier den gesunden Menschenverstand immer mehr betäuben und die Schwachen bethören! Ja die Wuth dieser sogenannten Philosophen, die von der Philosophie so weit entfernt waren, wie die himmelstürmenden Titanen von den Bahnen der Astronomie, wuchs an Kraft, so wie sich die Hindernisse mehrten; mit jedem Hindernisse aber, das sie besiegten, stieg auch ihr Stolz und ihre Kühnheit. Diese innern, aus dem Nationalcharakter überhaupt, wie aus der instinktartigen Selbstsucht und Sittenverdorbenheit der meisten Häuptlinge, denen jede der Menschheit wohlwollende Grundidee und das Gefühl der Liebe gänzlich mangelte, hervorgegangenen Ursachen des, im Jacobinerclubb vorherrschenden, bösartigen Revolutionsgeistes sind aber nicht die einzigen Quellen jenes praktischen Wahnsinns. Auch die Gewalt der Umstände, die verzweifelte Lage des Ganzen, besonders die, alle Federn der Staatskraft in krampfhafte Zuckungen versetzende, Finanznoth, rissen die Männer der Revolution (und

dieß sind die Jacobiner) unwiderstehlich von dem ersten ungeheuern Beginnen, eine Masse von 25 Millionen, mit allen Künsten des Luxus vertrauter Menschen in strenge Republikaner verwandeln zu wollen, bis zu den letzten Rasereien des politischen Fanatismus fort. Selbst jene außerordentliche und schreckliche Individualität der einzelnen Ochlokraten war großen Theils das Erzeugniß einer nicht weniger außerordentlichen als furchtbaren Zeit. Welche Spannung mußten nicht das Maximum, die Wunden und der Föderalismus im Innern, so wie der Land- und Seekrieg von außen, dem Charakter einer Nation geben, die an sich schon scharfsichtiger und schneller, zugleich aber auch lebhafter und stürmischer, als jede andere, den Druck und das Bedürfniß des Augenblicks ganz fühlt! Der Franzose hat Verstand genug, um jedes Mittel zu seinem Zwecke leicht zu finden; er besitzt aber auch jenen kecken Leichtsinn, der vor keinem Mittel erschrickt. Nos besoins sont nos ressources, et le mieux est l'ennemi du bien, sind die höchsten Regeln seiner Politik. Daher folgten Männer von mittelmäßigen Talenten, die aber mit festem Willen handelten, dem Stoße dessen, was augenblicklich Noth that, aus blinder Ueberzeugung. Ohne Religion und Liebe mußten sie, von einem Frevel zum andern fortgetrieben, endlich als Ungeheuer endigen. So Robespierre und seine Genossen! Solche Männer oder Teufel gab es aber in jedem verdorbenen Zeitalter, wo äußere Stürme ein großes Reich erschütterten. Man denke an Catilina und seine Mitverschwornen! Dieß erklärt aber auch den verschiedenen Geist der Volksschriften, die während der Revolution erschienen, und die Steigerung der Wünsche, wie des Tones der jacobinischen Clubbredner. Es war derselbe Kreis des politischen Wahnsinnes, den die Jacobiner von 1789 bis 1795, und den die Plane Napoleons vom J. 1801 bis zum J. 1814 durchliefen; ein Krieg der stolzen, leidenschaftlich erregten, gewaltigen Willenskraft mit der Vernunft, ein wahrer Titanenkampf mit Zeus, in welchem die Riesen Berge über Berge thürmten, oder Unsinn über Unsinn häuften, bis Alles mit einem furchtbaren Titanensturze sich endigte. Einige ausgezeichnete Mitglieder der ersten Nationalversammlung, größtentheils Bretagner und Bürgerliche, sahen bei dem Widerstande der privilegirten Stände und der Hofpartei die Nothwendigkeit ein, zusammenzuhalten, und zu den Berathschlagungen der nächsten Tage durch vorgängige Ueberlegungen sich vorzubereiten, zu welchen sie sich, schon in Versailles, des Abends bei Einem aus ihrer Mitte versammelten. Unter ihnen war auch Graf Mirabeau, der, als die Jacobiner späterhin ihre constitutionelle Mäßigung vergaßen, sich von ihnen trennte, ja ihnen entgegenarbeitete. Dasselbe that auch Lafayette. Da aber Beide sahen, daß sie wider den Willen der Jacobiner in der Nationalversammlung nichts ausrichten würden, so traten sie in den Jacobinerclubb zurück, um hier auf ihn einzuwirken. Indeß starb Mirabeau schon den 2ten April 1791. Der monarchische Clubb, unter Clermont Tonnere, welcher mit noch mehr Entschlossenheit dem jacobinischen Stolze sich entgegenstellte, wurde vom Pöbel schon den 27sten Januar und den 28sten März 1791 bedroht, der endlich die Mitglieder desselben aus einander jagte. Jetzt lernte der Jacobinerclubb seine Hülfstruppen, die nachherigen Pikenmänner, kennen. Die Flucht des Königs reizte die Feuerköpfe in demselben noch mehr auf, und seit dem Ende des J. 1792 wurden ihre Grundsätze so ausschweifend, daß die, welche vorher Jacobiner geheißen hatten, jetzt aus dem Clubb als Königsfreunde oder Gemäßigte ausge-

stoßen wurden. Dieß nannte man eine Reinigung. So wurden selbst Freron, Legendre und andere heftige Jacobiner aus dem Verzeichnisse des Clubbs ausgestrichen. Aehnliche Zusammenkünfte hielten andere Mitglieder. Was hier durch die meisten Stimmen beschlossen war, war dann die gemeine Stimme Aller in der Nationalversammlung. Die Bretagner verstatteten bald Mehreren den Zutritt, um desto gewisser ihre vereinte Meinung jedesmal durchzusetzen. So entstand, was in einer für das gemeine Beste frei berathschlagenden Versammlung nie Statt haben sollte, eine Verbindlichkeit für gewisse Beschlüsse, noch vor dem Vortrage des Gegenstandes in der allgemeinen Versammlung der Stellvertreter der Nation, und es bildete sich eine Faction, in welcher Alle nur Eins wollten. Sie arbeiteten denen, die nicht zu ihnen gehörten, mit vereinter Kraft entgegen, nach dem bekannten Spruche der Parteisucht: nul n'aura d'esprit hors nous et nos amis. Außer dieser Unduldsamkeit gegen anders Denkende, die später in politische Angeberei oder Verfolgungswuth ausartete, übten persönliche Leidenschaften und eigennützige Nebenabsichten im Geheimen ihren ränkevollen, gefährlichen Einfluß aus. Bald faßte das Privathaus, in welchem sie sich anfangs versammelten, die Zahl dieser Freunde der Revolution, wie sie selbst zuerst sich nannten, nicht mehr; sie wählten daher schon am Ende des J. 1789 die Kirche eines aufgehobenen Jacobinerklosters in der Straße St. Honorée, in der Mitte von Paris, zu ihrem Versammlungsorte. So kam der Name Jacobiner auf, wiewol sie selbst sich eine Zeitlang noch Freunde der Constitution nannten. Ihr äußeres Abzeichen ward die rothe Mütze; späterhin war eine armselige, schmutzige Kleidung die Bezeichnung ihres Sansculotismus. Bald entstanden bei der unruhigen Regsamkeit der Franzosen in allen kleinen und größern Städten Frankreichs, im Jahre 1793 sogar in vielen Dörfern, ähnliche Vereine, welche der große Mutterclubb in Paris mit sich zu verbinden, oder zu affiliiren wußte, so daß er durch dieselben die öffentliche Meinung in ganz Frankreich bearbeiten, und nach seinen Absichten lenken konnte. Im J. 1792 correspondirte der Hauptclubb, in welchem sich zuweilen 2500 Mitglieder versammelten, regelmäßig mit mehr als 400 Societäten, und man zählte überhaupt in ganz Frankreich gegen 400,000 Jacobiner. Es ist unnöthig, die vornehmsten Mitglieder jenes Hauptclubbs namentlich aufzuführen, da es gewiß ist, daß alle Männer von Bedeutung, die zu irgend einer Zeit in der Revolution eine Rolle spielten oder spielen wollten, Jacobiner waren. Einzelne aber anzuklagen ist bedenklich, da der Parteihaß die Geschichte der Individuen sehr entstellt hat. Der Einfluß, den Paris auf die Provinz ausübte, und die Unwissenheit der meisten Franzosen, welche von unruhigen Wünschen dem Neuen rasch entgegengeführt, nichts kaltblütig mit selbstständiger Freiheit, wie die Britten, zu untersuchen vermögen, erleichterte den kühnen Häuptlingen des pariser Jacobinerclubbs die Errichtnng jener unsichtbaren Dictatur über die öffentliche Meinung. Das, was sie im voraus als Vorschlag und Beschluß für die Nationalversammlung festsetzten, mochte noch so verwegen und constitutionswidrig seyn, so waren sie dennoch, durch ihre Correspondenz mit den auserlesenen Mitgliedern in den affiliirten Clubbs, der Zustimmung aller Volksgesellschaften gewiß. Dieß lockte natürlich alle Ehrgeizige, selbst in den privilegirten Ständen, zum Beitritt. Sie entsagten den Vortheilen ihres Standes, um hier Ansehn, und größere Vortheile bei der neuen Ord-

nung der Dinge zu gewinnen. Bald aber wurde bei der großen Menge von Mitgliedern, der leidenschaftlichen Ehrsucht der Ochlokraten die Mäßigung der besonnenen Jacobiner lästig; es traten daher die wildesten Feuerköpfe in einen engern Clubb zusammen, der nach seinem Versammlungsorte in der Kirche der vormaligen Barfüßer, der Clubb der Cordeliers hieß, und an den sich alle sogenannte exaltés, die Demokraten und republikanischen Schwindler anschlossen. Hier war der rechte Tummelplatz für die demagogischen Talente des kühnen Danton; und hier fand das Scheusal Marat, Herausgeber des Volksfreundes seit 1789, für seine verbrecherischen, wüthenden Anschläge den Glauben, daß der Zweck die Mittel heilige. Hier wurde der Sansculotismus in Sprache und Denkart zum Hasse gegen Religion, Moral, Ordnung und Königthum mit kühnem Frevel ausgeprägt. Verbrechen waren Verdienste; Rechtschaffenheit und Frömmigkeit ein Vorwurf. Der Exkapuziner Chabot, Anacharsis Cloots, Collot d'Herbois u. a. trieben die Unverschämtheit in ihren öffentlichen Reden aufs höchste. Da die Jacobiner und die mit ihnen verbundenen Orleanisten und Brissotisten, welche an dem Umsturze des Throns arbeiteten, jene für den Herzog von Orleans, diese um eine Republik zu errichten, in der Nationalversammlung die rechte Seite einnahmen, so setzten sich die Mitglieder der übrigen Volksgesellschaften auf die linke. Keiner fand sich aber in der Nationalversammlung ein, um etwa zu überlegen, sondern um für das zu stimmen, was unter ihnen bereits ausgemacht war. Daher hatte der Jacobiner und jeder ähnliche Clubb ganz die Form der Nationalversammlung. Man wählte Präsidenten und Secretäre, bestimmte die Ordnung des Tages, faßte nach Stimmenmehrheit Beschlüsse ab, und räumte den Zuhörern bestimmte Logen oder Tribunen ein. So läßt sichs begreifen, daß die Nationalversammlung in der von ihr abgefaßten Constitution solchen Volksgesellschaften eine gesetzmäßige Befugniß ertheilen konnte. Von jetzt an ward sie aber auch vom Jacobinerclubb völlig tyrannisirt. Die Zuhörer aus den Gesellschaften des letztern füllten nämlich, wenn die Jacobiner der Stimmenmehrheit in der Nationalversammlung nicht ganz gewiß waren, die Tribunen des Saales der Volksrepräsentanten an, und lärmten in wilder Zügellosigkeit, oft sogar mit lauten Drohungen gegen einzelne Mitglieder, allen Meinungen oder Beschlüssen entgegen, welche mit denen der Jacobiner nicht übereinstimmten. Dieß war vorzüglich in Allem der Fall, was den König betraf, gegen den sich die Jacobiner und Cordeliers, besonders seit 1791 die gröbsten Lästerungen erlaubten. Daher verbanden sich auch die demokratischen Cordeliers mit der Partei Orleans, und diese arbeitete, ohne es zu wollen, für den Zweck der Republikaner, indem sie die giftigsten Verläumdungen gegen den König und die Königin ausspie, und dabei den niedrigsten Pöbel auf ihrer Seite, zum Theil selbst in ihrem Solde hatte. So kam es, daß sich ein Volksauflauf der Abreise des Königs nach St. Cloud, wo er die Osterfeiertage zubringen wollte, im J. 1791 den 18ten April mit Gewalt entgegensetzte. Selbst die Nationalgarde weigerte sich gegen ihren Commandanten, Lafayette, den König, der schon im Wagen saß, durch die Volksmasse zu geleiten. Jene Partei der Königsfeinde ward um so mächtiger, als die besonnenern Mitglieder aus dem Jacobinerclubb herausgetreten waren, und die Cordeliers den 21sten Juni sich wieder mit ihr vereinigt hatten. Doch setzten die letztern ihre Versammlungen bei den Bar-

füßern fort, um aus ihnen vorbereitet und einig, nach bestimmten Beschlüssen, die Berathschlagungen im Jacobinerclubb zu beherrschen. Sie benutzten, seit der verunglückten Flucht des Königs (den 21sten Juni 1791) Alles, um den Volkshaß gegen ihn noch mehr aufzureizen, und foderten laut die Absetzung Ludwig's und die Errichtung einer Republik. Noch widerstanden die gemäßigt Denkenden, welche sich eine Zeit lang nach dem Orte ihres Clubbs **Feuillants** nannten; und der furchtbare Volksaufstand vom 15. bis zum 17. Juli 1791 erreichte dießmal seinen Zweck nicht. Dagegen mißlang es aber auch den aus der constituirenden Nationalversammlung heraustretenden Deputirten, vor dem Schlusse ihrer Sitzungen den Jacobinerclubb zu trennen. Als die gesetzgebende Versammlung, zu der die neuen Deputirten fast ganz unter dem Einflusse der Jacobiner gewählt worden waren, den 1. Oct. 1791 ihre Sitzungen eröffnet hatte, behaupteten die Königsfreunde, unter denen die **Girondisten** durch Talente hervorragten, noch eine Zeitlang die Stimmenmehrheit gegen die Königsfeinde (Cordeliers) selbst im Jacobinerclubb, so daß die Häupter der letztern, Danton, Marat, Robespierre und Orleans, ihren Plan verschleiern mußten. Doch wuchs ihr geheimer Einfluß dadurch, daß der Maire von Paris, **Pethion**, und mit ihm die aus Jacobinern zusammengesetzte Municipalität von Paris, auf ihre Seite trat Auch die gemäßigten Jacobiner, und darunter selbst einige Minister des Königs, neigten sich zur Partei der Königsfeinde hin. So bewirkten sie durch den Aufstand des Pöbels, am 29. Mai 1792, einen Beschluß der Nationalversammlung (30. Mai), vermöge dessen der König die für ihn, von der ersten Nationalversammlung decretirte, Leibwache entlassen sollte; sie vermochten aber nicht durch den Aufstand der Vorstädte St. Anton und St. Marcell am 20. Juni, den König, den nur vier Schweizer-Grenadiere gegen den Andrang der Wüthenden schützten, zu zwingen, daß er sein, gegen zwei Beschlüsse der Nationalversammlung eingelegtes Veto zurücknahm; doch gewannen sie die Mehrheit der Nationalversammlung, um die Anstifter dieses Aufruhrs, Pethion, Manuel u. a. m. der verdienten Strafe zu entziehen. Unterdessen hatten die, vom österreichischen Staatsminister, dem Fürsten von Kaunitz, in einer Note beleidigten Jacobiner, gegen die Meinung der Cordeliers, die Kriegserklärung gegen Oesterreich den 20. April 1792 durchgesetzt, und der Jacobinismus äußerte bald seinen Einfluß bei der Wahl der Feldherren, in den Proclamationen und in der Stimmung der Armeen, so daß weder Lafayette im J. 1792, noch Dumouriez im J. 1793 das Heer gegen die Anarchie der Jacobiner aufregen konnten. Alles aber, was seit dem 20. Juni geschah, die Ankunft der Föderirten aus Brest, Marseille u. a. a. O. den 13. Juli; der Angriff auf die Tuillerien in der Nacht vom 9. auf den 10. August, die Abführung des Königs und seiner Familie, als Gefangene der pariser Municipalität, in den Tempel am 13ten August; das Blutbad unter den Eingekerkerten, die vom 2. bis 7. Sept. ohne Urtheil, nach der Namensliste niedergestoßen wurden; die Wahl der neuen Conventsdeputirten, im Sept. desselben Jahres; und Alles, was die Nationalversammlung seit dem 21. Sept. 1792 bis zum 20. Mai 1795, selbst nach dem 9. Thermidor (28. Juli 1794), that, insbesondere die empörende Hinrichtung des Königs, ohne gerichtliche Form, wobei man, mitten im Prozesse, das Criminalgesetz änderte, und endlich die Einrichtung des Revolutionstribunals den 9. März 1793 kann als ein Werk der fanatisirten Jacobiner angesehen werden. Die Jacobiner theilten sich in zwei

Parteien. In dem Zwecke einig, dachten sie über Form und Mittel verschieden. Tallien, der Robespierren stürzte, war so gut ein Jacobiner, wie dieser. Allein kein Bösewicht traut dem andern. Die mittelmäßigen Köpfe hassen und fürchten die guten. Der Fanatiker findet den Besonnenen verdächtig. Lange schwankte der Sieg. Endlich unterlagen die, welche nur halbe Teufel zu seyn gewagt hatten. Die ächten Republikaner, die Girondisten, oder die Thalpartei, wurden den 31. Mai und 2. Juni 1793 von den frechern Jacobinern, oder der Bergpartei unterjocht; diese aber ihrerseits von den Maratisten oder Cordeliers, welche im Jacobinerclubb mit eisernem Willen herrschten, unter den Duumvirn, Robespierre, dem Unbestechlichen und Danton, dem furchtbaren Schöpfer des Revolutionstribunals, deren Gehülfe Marat war, geleitet. Dagegen siegte die gemäßigte Partei in den Provinzen, zu Marseille, Bordeaux, Lyon. Der Süden trat gegen den jacobinischen Convent unter die Waffen. Dieß führte den Culminationspunkt des Jacobinismus herbei. Es gelang nämlich der Bergpartei, den Convent seiner Macht zu berauben und auf Billaud de Varennes Vorschlag die Revolutionsregierung des Schreckens (vom 13. August 1793 bis zum 5. April 1794) an die Stelle der Constitution zu setzen. Der Triumph des Jacobinismus war der Wohlfahrtsausschuß, welcher unter Robespierre die Schreckensherrschaft vollendete, und durch die Revolutionsarmee die Empörung des Südens, nur nicht die der Vendée, mit Feuer und Schwert unterdrückte. Städte, wie Lyon, Marseille, Toulon, sollten zerstört, die ganze Vendée sollte in ein großes Leichen- und Aschenfeld verwandelt werden. Vierzehn Armeen, die Guillotine und eine eiserne Consequenz verschafften endlich dem Terrorismus den Sieg. Frankreich, hieß es, (und für den Augenblick war es wahr) bedürfe nur Eisen und Brot. Erst als der Dictator Robespierre den 28sten Juli 1794 unter der Guillotine gefallen war, und mit ihm 104 seiner Anhänger nebst dem Bürgerrathe von Paris, erhob sich der Convent wieder. Er untersagte den Volksgesellschaften alle Einmischung in die Regierung. Seit jenem 9. Thermidor (28. Juli) lebte einer der vorzüglichsten Trabanten des Schreckenssystems, Napoleon Bonaparte, zurückgesetzt und vergessen, bis ihn Barras und der 13. Vendemiaire wieder hervorzogen. Man verfolgte die Blutsäufer. Vergebens wollte der Jacobinerclubb am 11. Nov. 1794 eine Insurrection organisiren, um das Ungeheuer Carrier dem Schwerte des Gesetzes zu entreißen. Es war seine letzte Anstrengung. Die rechtlichen Bürger von Paris umringten den Saal, bis die bewaffnete Macht herbeieilte, die Versammlung auflösete und Le Gendre den Saal schloß. Diesen Sieg über die Jacobiner vollendete der Beschluß des Convents, daß sie ihre Sitzungen nicht wieder erneuern sollten. Indeß dauerten seine Grundsätze fort. Sie benutzten die allgemeine Noth zur Erregung eines Aufstandes am 1. April und am 20. bis 23. Mai 1795. Der letztere brachte den Convent seiner Auflösung nahe. Ein Mitglied des Convents, Ferrand, wurde ermordet; Alle entflohen, bis auf 14 von der ehemaligen Bergpartei, welche sogleich eine Menge Decrete nach dem Sinne der Jacobiner abfaßten. Nur mit Mühe konnten die pariser Ausschüsse diesen blutigen Aufruhr unterdrücken. Mit der Entwaffnung der Vorstadt St. Antoine verlor die jacobinische Partei ihre vorzüglichste Citadelle; so wie sie schon früher an Barrere, Collot d'Herbois und Billaud de Varennes, die am 2ten April 1795 nach Cayenne deportirt worden waren, ihre kühnsten

Sprecher verloren hatte. Von jenen 14 Deputirten, die das Schreckenssystem wieder hatten einführen wollen, erstachen sich sechs nach ihrer Verurtheilung am 17ten Juni, und unter diesen der talentvolle Romme. Auch in Toulon hatten die Jacobiner anfangs gesiegt; aber die Conventstruppen besetzten schon den 29sten Mai die Stadt wieder. So bereiteten sich die Jacobiner am 20sten Mai ihren eigenen Sturz. Militärcommissionen verurtheilten sie überall als Terroristen zum Tode, und die Mordsucht der herrschenden Partei des sogenannten Moderantismus eilte auch hier der Justiz vor. Die bald darauf entworfene Constitution vom 23sten Juni 1795 und die am 27sten Oct. d. J. in Wirksamkeit getretene Directorialregierung unterdrückten die letzten Bewegungen der Jacobiner und Terroristen, bis zu der Hinrichtung Baböufs und seiner Mitverschworenen den 25sten Mai 1796. Als aber die Constitution von 1795 durch den Sieg der Directoren Barras, Reubel und Larevaillere am 18ten Fructidor (4ten Sept.) 1797 vernichtet schien, erhob sich der Jacobinismus einiger Ränkemacher aufs neue. Er suchte in die Stellen der gesetzgebenden Räthe einzudringen; fand aber nirgends einen Vereinigungspunkt. So blieb ihm nichts übrig, als seine Energie, durch die jetzt Einzelne in der Verwaltung sich auszeichneten. Sie fanden es bald ihrem Vortheile gemäß, der republikanischen Schwärmerei zu entsagen. Dagegen erhielten sie einen mächtigen Stützpunkt an dem Manne vom blutigen 13ten Vendemiaire, der die Gewalt des Schreckens und der Lüge in seiner militärischen Dictatur wieder aufrichtete, in Napoleon Bonaparte, dem von Mercier treffend so benannten Robespierre à cheval. Ueber jene, in der Geschichte einzige, Ausschweifung einer politischen Volksgesellschaft, und über die republikanischen Greuel des Terrorismus, höre man Mallet du Pan in seiner Correspondance politique pour servir à l'histoire du Républicanisme françois. Hamb. 1796, 8. und I. B. Sirey Du Tribunal révolutionnaire. Paris, an. III. 8. Auch lese man v. Archenholz die pariser Jacobiner in ihren Sitzungen. Hamb. 1793, 8. Da die französischen Jacobiner überall den Königshaß laut verkündigten, so entstand der Wahn, daß es eine, durch jacobinische Emissarien gestiftete, democratisirende Propaganda gäbe; und man haßte und verfolgte, oft mit blinder Leidenschaft, jede freimüthige Regung des rechtlichen Freiheitssinnes in andern Ländern, z. B. in Rußland. Auch mußte Polen, als es sich im J. 1791 eine neue Verfassung geben wollte, unter den Ursachen des Krieges, den Vorwurf des Jacobinismus nennen hören. Selbst Großbrittannien blieb von dieser Jacobiner-Riecherei nicht frei. Das Aergste aber war, daß man oft Philosophie, Natur- und Staatsrecht mit Jacobinismus verwechselte. Wer über diesen, der Ruhe so vieler wakkern Männer nur zu oft nachtheilig gewordenen Argwohn, der selbst in Wien durch des berühmten D. Hoffmanns Betrieb, zu einer geheimen Polizei, und politischen Inquisition Anlaß geben konnte, ein weitgesponnenes Gewebe von Vermuthungen der Einbildungskraft und Furcht näher kennen lernen will, dem empfehlen wir des Schotten Robison Proofs of a Conspiracy against all the Religions and Governments of Europe etc. 4 edit. London 1798, 8. und vorzüglich die auf Robisons Schrift, auf das Gießner und Hoffmanns Journal, und auf die ähnliche Beschuldigungen des Parteigeistes gegründete wortreiche, aber inhaltsleere, gegen Philosophie und geheime Gesellschaften überhaupt gerichtete Anklage des Abbé Barruel: Mémoires pour servir à l'histoire du Jacobinisme, 5 vol. 8. Ham-

bourg, Fauche et Comp. 1800, womit noch folgende, in ähnlichem Geiste abgefaßte Schrift, verbunden werden kann: Lettres d'un voyageur à l'abbé Barruel, ou nouveaux documens pour ses mémoires. Londres, 1800. 8. K.

Jacobiten heißen die monophysitischen Christen im Orient, welche bei den kirchlichen Streitigkeiten des 6ten Jahrhunderts bedrückt und zerstreut, von einem syrischen Mönche, Jacob Bardai, oder Janzalos (†578), unter Justinians Regierung zu einer selbstständigen Religionspartei vereinigt wurden. Sie nannten sich aus Dankbarkeit nach dem Namen dieses Stifters ihrer Hierarchie und Kirchenordnung, und hatten in Syrien, Aegypten und Mesopotamien zahlreiche Gemeinden mit Bischöfen und Patriarchen. Wegen ihrer Trennung von der katholischen Kirche, konnten sie unter der Herrschaft der Araber, die sich seit der Mitte des 7ten Jahrhunderts des Orients bemächtigten, nur gewinnen. Da jedoch die ägyptischen Jacobiten die Gunst der Araber mißbrauchten, kam es 1352 zu einer Verfolgung derselben, nach welcher sie sehr vermindert, in ihrer Religionsübung eingeschränkt, und von ihren asiatischen Brüdern allmälich getrennt, eine besondere Secte bildeten, die noch jetzt unter den Namen Copten, (s. d. Art.) in Aegypten besteht. Innere Uneinigkeiten und politische Ursachen veranlaßten um dieselbe Zeit die Absonderung der abyssinischen und armenischen Monophysiten von dem Hauptstamme der Jacobiten, der sich nach manchen Unionsversuchen der Päpste, noch jetzt in Syrien und Mesopotamien als eine unabhängige Secte behauptet, und aus etwa 30 bis 40,000 Familien besteht. Diese Jacobiten gehorchen zwei von den türkischen Statthaltern bestätigten Patriarchen, deren einer unter dem Titel des antiochenischen zu Diarbekir oder Aleppo residirt, und die syrischen, der andere, im Kloster Saphran bei Mardin, die mesopotamischen Gemeinden regiert. Die Gewohnheit der Beschneidung vor der Taufe, und die Lehre von der einigen Natur Christi, haben sie mit den Copten und Abyssiniern gemein, weichen aber übrigens weniger als die andern monophysitischen Parteien von der Verfassung und Liturgie der orthodoxen griechischen Kirche ab. — Nicht zu verwechseln sind mit dieser alten Monophysitensecte die Jacobiten, oder non-jurors (Eidweigerer), in England, welche sich nach dem 1688 vertriebenen Könige Jacob II. nannten, und (weil ihr Unterschied von der anglicanischen Kirche nur darin bestand, daß sie den neuen Königen den Eid verweigerten, und um nicht für sie, sondern für die Stuarte beten zu dürfen, eigene Versammlungen hielten,) mehr unter die politischen, als kirchlichen Parteien gehören. Als Anhänger des Prätendenten hatten sie ihren Sitz vorzüglich in Schottland, wurden aber nach der Niederlage desselben (1745) sehr vermindert, und da er endlich (1788) zu Rom gestorben war, bewogen, für Georg III. zu beten. Dennoch hat Sinclair nach dieser Zeit noch eine kleine Gemeinde von non-jurors in der Parochie Duffus gefunden, welche ihre eigene Kirche haben und einen Prediger besolden, um für Könige zu beten, die nicht mehr existiren. E.

Jacobson (Israel), jetzt etwa funfzig Jahre alt, ward zu Halberstadt aus einer reichen und angesehenen jüdischen Familie geboren, und verheirathete sich mit der Tochter des vormaligen Hofagenten Herz Samson zu Braunschweig. Durch diese Familienverhältnisse gerieth er mit dem Hofe daselbst in Verbindung, und ward, nach dem Tode seines Schwiegervaters, von dem Herzoge von Braunschweig zum Hofagenten ernannt. Der Herzog, welcher reiche und thätige Leute be-

günstigte, schätzte Jacobson, der sich auf mannichfaltige Weise nützlich zu machen wußte, zog ihn häufig zu Rathe, und gab ihm Beweise seines vorzüglichen Wohlwollens. Ja, Jacobson ward, unmittelbar vor der französischen Invasion, zum geheimen Finanzrathe ernannt, und leitete, als solcher, nicht bloß mit der Feder, sondern auch mit der praktischen Thätigkeit eines Banquiers, die Finanzen verschiedener Fürsten. Nach der Gründung des ephemeren westphälischen Reichs, ward er von dem Hofe zu Cassel in Geschäfte der mannichfaltigsten Art verwickelt. Jacobson wollte seinen Einfluß zu einem höhern Zwecke, zu einer religiösen und sittlichen Reformation seiner Nation, benutzen, und auf seinen Betrieb ward, unter dem Namen Consistorinm, ein oberster Gerichtshof in Cassel gegründet, von welchem alle religiöse und sittliche Angelegenheiten der jüdischen Nation in Westphalen in letzter Instanz verhandelt werden sollten. Jacobson selbst ward zum Präsidenten dieses Consistoriums ernannt. Aber schon vor der, durch die Ereignisse des Jahrs 1813 erfolgten Auflösung desselben, hatte er, dem durch die Anmaßungen des westphälischen Hofes seine dortige Existenz verleidet worden war, mit Beseitigung aller Handlungsgeschäfte, sich auf eins seiner Güter zurückgezogen, wo er in ruhiger Abgeschiedenheit lebte, ohne sich, wenigstens dem Scheine nach, mit Geldangelegenheiten zu befassen. Für seine Fähigkeit als Geschäftsmann sprechen seine Vermögensumstände; Freund und Feind sind darin einverstanden, daß er zu speculiren verstehe; wir können aber hinzusetzen, daß sein Speculationsgeist nicht an dem Kleinlichen und Aengstlichen haftet, auch das Unwürdige verschmäht, und gern Großes ins Auge faßt, das neben dem Gewinn auch Ehre bringt. Seiner Nation hat er mit Consequenz und Beharrlichkeit genutzt: an vielen Orten in und außer Deutschland sind ihr, auf seine wirksame Verwendung, drückende Bürden aller Art abgenommen, und die Juden sind selbst dadurch mehr oder weniger zu bürgerlichen Menschen geworden. Seine Maßregeln zur religiösen Verbesserung der Juden haben den Werth aller halben Maßregeln und sind auch nicht mit Nachdruck verfolgt worden. Als Mensch ist Jacobson theils zu verschwenderisch gelobt, theils zu bitter getadelt worden, jenes hat die Dankbarkeit für empfangene, dieses die Rache für verweigerte Wohlthaten thun zu müssen geglaubt. Jacobson hat, sowohl an Juden, als an Christen fürstlich Gutes gethan, und deßhalb wird er von Jedermann, dem Engherzigkeit und Verkleinerungssucht fremde, gehässige Dinge sind, fürstlich gelobt. Nicht mit unverschämtem Uebermuthe, nicht mit verhöhnendem Stolze, wie sonst wol sogenannte reiche Wohlthäter zu thun pflegen, ertheilt er seine Gaben, sondern mit Milde, Sanftmuth und Humanität. Jacobson hat zu Seesen, zwischen Braunschweig und Göttingen, eine Schulanstalt gestiftet, an deren wohlthätiger Einrichtung sowol Christen als Juden Antheil genommen haben. Hier wurde auch 1810 der auf seine Veranstaltung erbauete jüdische Tempel, unter dem Namen Jacobstempel, eingeweiht. Die einträglichsten Stellen auf seinen Comptoiren waren vorzugsweise mit Christen besetzt, und Christen von allen Gattungen, Gelehrte, Offiziere und Bürger, fanden bei ihm eine fast immer sichere Abhülfe ihrer Bedrängnisse. Noch müssen wir anführen, daß Jacobson nicht allein eine gründliche Kenntniß der hebräischen Sprache besitzt, sondern auch, nach dem einstimmigen Zeugnisse unterrichteter Männer, der mosaischen Gesetzgebung, so wie überhaupt der jüdischen Theologie, ein gründliches, umfassendes und (wie

wenigstens in der letzten Zeit deutlich geworden ist) auch critisches Studium gewidmet hat.

Jacobsorden, s. d. Art. Orden.

Jagd, Jagdregal, hohe, niedere Jagd u. s. w. Die Jagd als Gewerbe, wilde Thiere und Vögel zu fangen und zu erlegen, ist so alt als das Menschengeschlecht selbst, und die Erfindung derselben wird fast von jedem alten Stammvolke einem seiner berühmtesten Vorfahren zugeschrieben; z. B. dem Nimrod in Babylon; dem Apollo und der Diana; dem Pan oder Faunus ꝛc. Allein die Jagdwissenschaft ist die Erfindung neuerer Zeiten, und man versteht darunter diejenige Kenntniß und Geschicklichkeit, wilde Thiere und Vögel, vermittelst ihrer Fährten oder Fußtritte, und ihrer Witterung, entweder ohne oder mit Hunden aufzusuchen, sie zu beschleichen, und entweder mit Wurfspießen, Pfeilen und Schießgewehr aller Art zu erlegen, oder mit Schlingen, Netzen, Fangeisen, Fallen und Fallgruben zu fangen. Nach der Natur und eigentlichen Beschaffenheit der Jagd, theilte man dieselbe ursprünglich ab in die Jagd auf dem Lande, d. h. Jagd aller vierfüßigen Thiere; in die Jagd in der Luft, d. h. Jagd der Vögel; und in die Jagd im Wasser, d. h. aller im Wasser lebenden Thiere und Fische. Es ist außer allem Zweifel, daß die Ausübung der Jagd ursprünglich unter allen Völkern eben so unumschränkt frei gewesen ist, als man sie unter den in beiden Indien und unter den im russischen Reiche lebenden Jägervölkern noch gegenwärtig findet, weil man die wilden Thiere, Vögel und Fische als Sachen ansah, die im Eigenthume aller Menschen waren. Allein dieses gemeinschaftliche Eigenthumsrecht an wilden Thieren, Vögeln und Fischen, konnte unter keinem Volke länger dauern, als bis das Grund- und Landeigenthum in der bürgerlichen Gesellschaft eingeführt wurde. Sobald nun das gemeinschaftliche Eigenthumsrecht sich in das besondere Eigenthumsrecht auf Grund und Boden verwandelt hatte, entstand zugleich, als Theil des Eigenthums- oder Herrenrechts, das Recht, wilde Thiere, Vögel und Fische auf diesem Grund und Boden, und in den dazu gehörigen Gewässern, ausschließlich zu fangen oder zu erlegen, welches Recht man in der Folge das Jagdrecht, oder die Jagdgerechtigkeit nannte. (Siehe Riccius Entwurf von der in Deutschland üblichen Jagdgerechtigkeit, und von Beust von der Jagd und Wildbannsgerechtigkeit, auch Kreysig bibliotheca scriptorum venaticorum, Altenb. 1750. 8.) Von dieser unterschied man noch später die Wildbannsgerechtigkeit, welche, außer dem Rechte, wilde Thiere mit Ausschließung Anderer zu jagen, noch insbesondere die Befugniß enthält, Strafgesetze gegen die Uebertreter festzusetzen. Da nun neben dem durchs Herrenrecht in Besitz genommenen Grund und Boden noch überall große und freie Flächen für die Benutzung zur Jagd übrig blieben, so zog man diese frühzeitig, nach dem Begriffe von Regalität, zum allgemeinen Staatsvermögen, und bildete nach demselben im 16ten Jahrhunderte das Jagdregal. Dieses besteht aus der Jagdgerechtigkeit und dem Hoheitsrechte des Fürsten, sich aller, in keinem Privateigenthume befindlichen Jagden anzumaßen, sie zum allgemeinen Besten zu benutzen, und diese sowol, als die Jagdgerechtigkeit der Privatleute zu leiten, so wie aus dem Widbanne, oder der hohen Gerichtsbarkeit und gesetzgebenden Macht in allen die Jagd betreffenden Dingen. Die Erfindung des Jagdregal fand bei allen freien Grundbesitzern, wegen der mit dem Grundeigenthume unzertrennlich verbunde-

nen Jagdgerechtigkeit, den größten Widerspruch. Dennoch wurde die Jagd seit dem 16. Jahrhunderte in vielen deutschen Ländern zum Regal. (Eine Hauptschrift, welche gegen das Jagdregal gerichtet ist, ist Struben's vindiciae iuris venandi etc. und dessen Betrachtungen von des deutschen Adels Jagdgerechtigkeit in seinen Nebenstunden, 1. u. 2. Bd.) Man hat für das Jagdregal den Grund angeführt, daß das Wild zu den rebus nullius gehöre, und daß der Regent auf alle res nullius ein ausschließendes Recht habe. Falsche Voraussetzungen, welche eben so wenig durch historische Gründe eine für ganz Deutschland allgemeine beweisende Kraft gewannen. Zu diesem Endzwecke erschuf man auch die bisher ganz unerhörte, weder in der ältern und mittlern deutschen Reichsverfassung, noch in der Natur der Sache gegründete Abtheilung in hohe und niedere Jagd, wozu in Sachsen und Brandenburg noch die Abtheilung in Mitteljagd hinzugesetzt ward. Zur hohen Jagd, welche man gewöhnlich zum Regal machte, rechnet man gewöhnlich Hirsche, Stücken Wild, Hirschkälber, Wildkälber, Rehböcke, Rehricken, Rehkälber, Damhirsche, Damthiere, Damhirsch- und Damwildkälber, Luchs und Wolf, Schwäne, Trappen, Kraniche, Auerhahn und Henne, Fasanen, Haselhahn und Henne, Birkhahn und Henne, große Braachvögel, Reiher und alles Federspiel, Adler, Schuhu und Falken, die sich zur Vogeljagd oder Baitze abrichten lassen. Zur niedern Jagd hingegen rechnet man Hasen, Biber, Eichhörner, Füchse, Dachse, Fischottern, wilde Katzen, Marder, Iltis, Wiesel, Wald- und Wasserschnepfen, wilde Gänse und Enten, Wasserhühner, wilde Tauben, Wachteln, Ziemer, Amseln, Zippen, Drosseln, Schnärren, Kibitze, kleine Braachvögel, Lerchen, nebst allen kleinen Vögeln; die nicht zur Baitze passenden Raubvögel, Raben, Krähen, Elstern und Holzschreier. Nach Einführung der Mitteljagd endlich nahm man einige Wildarten aus der hohen Jagd, und setzte die Mitteljagd auf folgende Art zusammen: Rehböcke und Ricken, nebst Rehkälbern, wilde Schweine, alt und jung, Wölfe, Birkhahn und Henne, Haselhahn und Henne, nebst dem großen Braachvogel. Oft werden nur einzelne Arten der Jagd von dem Fürsten verliehen. Selten ist sie den Bauern auf ihren Gütern gestattet; gewöhnlich übt sie der Gutsherr auch auf den Gütern der Bauern aus. In Rücksicht auf die Ausübung der Jagd selbst entstanden bald darauf die vorher unbekannte Vorjagd oder Vorhetze, welche der Landesherr in manchen Ländern, auch wo die Jagd nicht Regal ist, bei Eröffnung der Schieß- und Fangzeit, auf Privateigenthume hat, und die Mitjagd des Landesherrn. Von ihr unterschieden ist die Koppeljagd, welche Statt findet, wenn zwei oder mehrere Privatpersonen auf einem bestimmten Jagdreviere die Jagdgerechtigkeit besitzen. Bei der Hirschjagd unterscheidet man noch die deutsche Jagd, wobei man sich vorzüglich des Leithundes und Schweißhundes bedient, und die französische, oder Parforcejagd, bei welcher man einem Hirsche mit einer beträchtlichen Anzahl Jagdhunde, welche weniger schnell sind als er, so lange auf der Fährte folgt, bis er, durch die Flucht ermüdet, nicht mehr von der Stelle weicht, sondern sich so lange gegen die Hunde vertheidigt, bis diese ihn niederziehen, oder bis er von den Jägern auf eine dem Locale, wo sich der Hirsch stellt, angemessene Art erlegt wird. Diejenigen Personen, welche sich mit der Jagd beschäftigen, heißen ausschlußweise Jäger, welche die Jagdwissenschaft, die man auch wol etwas uneigentlich bloß die Jägerei nennt, erlernt haben müssen. Weil jedoch der Inbegriff der gesammten Jagd-

wissenschaft für einen Einzelnen ein sehr weitläufiges Feld ist, so legen sich die Jäger gewöhnlich nur auf eine oder ein paar Arten von Jagden ganz vorzüglich, und hieraus sind nachstehende Arten von Jägern entstanden, als: hirschgerechte deutsche Jäger, hirschgerechte französische Jäger, Fasanenjäger, Feldjäger oder Federschützen, Falkenirer, Windhetzer und Vogelfänger. Zur Ausübung ihrer Wissenschaft brauchen sie Hunde, Jagdzeuge und Gewehre, so wie auch eine technische Sprache, Waidmannssprache genannt. Mit dem Jagdrecht ist nicht zu verwechseln das Jägerrecht, d. i. das Schießgeld, welches der Jäger für ein erlegtes Wild bekommt, oder der Theil von einem gefällten Hirsche oder Rehe, welchen er als Accidenz bekommt; oder endlich die Strafen für einen Fehler gegen die Waidmannssprache. Mit dem Besitze des Jagdrechts sind auch sehr häufig Jagddienste oder Jagdfrohnen verbunden, welche dem Jagdherrn von Andern, theils bloß mit der Hand, theils durch angespannte Wagen und Pferde, oder zugleich durch Hand- und Spanndienste geleistet werden. Das Recht des Landesherrn, Jagddienste zu fodern, wird die Jagdfolge genannt. Auch versteht man darunter das Recht, ein angeschossenes Wild auf ein benachbartes Jagdrevier zu verfolgen. Zur Ausrottung schädlicher Thiere und zur Verminderung des übermäßig vermehrten Wilds kann der Landesherr jene Dienste, auch ohne einen speciellen Rechtstitel zu haben, von seinen Unterthanen fodern. Jagdfrevel wird jedes Verbrechen in Ansehung des Jagdreviers und des zur Jagd gehörigen Wilds genannt, welches nicht Wilddeube ist, z. B., wenn Jemand mit Jagdhunden durch ein fremdes Gebiet läuft. Ein Hauptgrundsatz aller Jagdordnungen (Gesetze über die Jagd) ist, daß in den sogenannten geschlossenen Zeiten die Jagd nicht ausgeübt werden darf, nämlich während der Hegezeit; doch gibt es manche Ausnahmen. Jagdschirm, oder Jägerschirm, auch Leibschirm (embuscade) ist ein leicht gefertigtes Gebäude, Pavillon, Zelt, worin jagende Herrschaften mit ihrem Gefolge das vorgetriebene Wild erwarten; verschieden von dem Hundeschirm, in welchem beim Hauptjagen die Leit- und Hetzhunde verborgen gehalten werden. X.

Jagellonen, Jagellonische Dynastie, s. Polen.

Jahr heißt der Zeitraum, in welchem die Erde ihren Lauf um die Sonne einmal vollendet, und die davon abhängigen Veränderungen in der Natur zurückkehren; ferner auch der Inbegriff derjenigen Veränderungen in der Natur und in dem Menschenleben, welche in diesem Zeitraume vorgegangen sind. In der ersten Bedeutung sagt man z. B. ein verflossenes, ein künftiges Jahr, in der zweiten, ein gesegnetes oder ein unglückliches Jahr. In der Vorzeit, wo man glaubte, daß sich die Sonne um die Erde bewege, nannte man diesen Zeitraum ein Sonnenjahr. Es ist bei allen cultivirten Nationen das Jahr das größte Maß für die Begebenheiten in der Zeit. Die Bestimmung des Sonnenjahrs, welche tiefe Kenntniß der Astronomie und genaue Beobachtung foderte, konnte nur nach und nach ihre Genauigkeit erlangen. Nach dem griechischen Geschichtschreiber Herodot waren die Aegypter die ersten, welche sich der wahren Größe des Sonnenjahres näherten. Sie theilten es in 12 Monate, jeden zu 30 Tagen, weßwegen ihr Jahr 360 Tage enthielt. Die Bewohner des hundertthorigen Thebens aber, welche auf den Lauf des Mondes keine Rücksicht nahmen, setzten noch 5 Tage hinzu. In der Folge bemerkten sie zwar, daß der Hundsstern Sirius, dessen Wiedererscheinung vor Sannenaufgang die Ueber-

schwemmung des Nils ankündigte, alle vier Jahre um einen Tag später aus den Sonnenstrahlen hervortrat, allein das Jahr von 365 Tagen war mit ihrer Festrechnung so verwebt, daß eine Aenderung mit Schwierigkeit verbunden war; und wiewol die Feste jährlich fortrückten und in andere Jahreszeiten fielen, so blieb doch jene Bestimmung, bis Aegypten unter die Herrschaft der Römer kam, wo die Zeitbestimmung Jul. Cäsars eingeführt wurde. In Griechenland hatte man das Jahr richtiger zu 365 1/4 Tag bestimmt, und der griechische Astronom Sosigenes hatte dieß dem julianischen Kalender zum Grunde gelegt (s. Kalender). Aber schon der Astronom Hyperchus in Alexandrien hatte ungefähr 150 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung durch Beobachtung gefunden, daß das Sonnenjahr um 5 Minuten kürzer sey, als 365 1/4 Tag, d. i. 365 T. 5 St. 55 Min. Seine Verbesserungsvorschläge blieben unbeachtet. Die genauen Beobachtungen in der neuern Zeit haben aber gelehrt, daß das Jahr um 11 Min. 15 Sec. kürzer sey als das julianische. La Lande bestimmt es auf 365 T. 5 St. 48 M. 45 Sec. 30 Tertien; v. Zach auf 365 T. 5 St. 48 M. 48,016 Sec. Diese so genau bestimmte Zeitperiode nennt man das astronomische Jahr, von welchem das bürgerliche in den Kalendern unterschieden werden muß. Das letztere hat, weil man dort die Tage nicht theilen kann, nur 365 Tage, und stimmt daher mit dem astronomischen nicht völlig überein. Da die übrigen 5 St. 48 Min. 45 Sec. 30 Tert. alle 4 Jahre fast einen Tag ausmachen, so wird alle 4 Jahre zwischen dem 23sten und 24sten Februar 1 Tag eingeschaltet, und dieser heißt Schalttag. Ein Jahr, welches auf diese Weise 366 Tage bekommt, heißt Schaltjahr, jedes andere aber ein gemeines Jahr. Unter Mondenjahre versteht man die Zeit der 12 Umdrehungen des Mondes, welche nach La Lande 354 T. 8 St. 48 Min. 377 Sec. ausmachen. Das Mondenjahr ist daher 10 Tage 21 St. kürzer als das Sonnenjahr. Viele alte Völker zählten nach Mondenjahren. Ein festes Jahr findet dann Statt, wenn die Nachtgleichen und Jahreszeiten bei bestimmten Tagen bleiben; rücken aber diese fort, so nennt man das Jahr wandelbar. So war das julianische Jahr ein wandelbares, das gregorianische dagegen ist ein festes. Das Jahr der Juden besteht aus 12 Monaten, welche mit 29 und 30 Tagen abwechseln. Ihr Schaltjahr hat einen ganzen Monat mehr, welcher zwischen den 6ten und 7ten Monat eingeschoben wird. Ihr Neujahrstag ist der Tag des ersten Neumondes nach der Herbstnachtgleiche. Innerhalb der 19jährigen Periode, nach welcher sie rechnen, haben sie 7 Schaltjahre, nämlich das 3te, 6te, 8te, 11te, 14te, 17te und 19te. Bei den Persern hat schon 1079 nach Chr. Geb. der Sultan Gelal ein Jahr eingeführt, welches dem astronomischen Jahre näher kommt, als das gregorianische. Bei diesem fällt 7mal nach einander alle 4 Jahre ein Schaltjahr ein, das 8te Mal aber nach 5 Jahren erst. Die Republikaner in Frankreich bedienen sich eines festen Jahres, welches ebenfalls genauer als das gregorianische war. Die Periode 86,400 Jahre foderte 20,929 Schalttage, daher wurde am Ende des Jahrs ein Tag eingeschaltet, so oft die Herbstnachtgleiche auf den 2ten Tag des neuen Jahrs fiel. (S. d. Art. Kalender). M. L.

Jamaica, eine von den großen Antillen, 270 Quadratmeilen groß, liegt unter dem 17 Gr. N. B. und 60 Gr. W. L., und ist die wichtigste Insel der Engländer in Westindien. Colombo entdeckte sie auf seiner zweiten Reise 1494, und nannte sie St. Jago. Sein Sohn Diego war der erste spanische Gouverneur auf derselben. Damals war

die Bevölkerung der Insel sehr zahlreich; allein die Urbewohner wurden mit unerhörter Grausamkeit vertilgt und in wenigen Jahren gegen 60,000 niedergemacht. Im J. 1654 schickte Cromwel eine Flotte dahin, welche die Insel für die Britten eroberte und ihr den Namen Jamaica beilegte. Da viele unzufriedene Royalisten und mehrere Pflanzer aus Barbadoes dahinzogen, so ward sie bald wieder volkreich und angebaut, so daß nach wenigen Jahren 60,000 Weiße und 120,000 Neger auf derselben lebten. Allein in dem schrecklichen Erdbeben, welches 1692 fast der ganzen Oberfläche der Insel eine andere Gestalt gab, kamen mehr als 13,000 Menschen um: dieß Unglück ward durch eine nachfolgende Pest noch um ein großes vermehrt. Seit der Zeit hat sich Jamaica nie wieder ganz erholt, so daß die ganze Volksmenge im J. 1797 nahe an 320,000 Köpfe betrug, unter denen im Jahre 1787 etwa 30,000 Europäer, die übrigen aber sämmtlich Neger und Mulatten waren. Das Clima der Insel ist ungesund, am Tage heiß, in der Nacht kalt und feucht; der Boden aber ist vortrefflich angebaut. Er erzeugt fünf Achteltheile von allem in Großbrittannien benöthigten Zucker, der das Hauptproduct der Insel ausmacht, hat Caffee, Cacao, Indigo, Baumwolle, schöne Waldungen (vorzüglich Mahagoniholz), vortreffliche Weiden, auch den Zimmtbaum, der aus Ceylon dahin verpflanzt worden ist. Im innern Gebirge der Insel gibt es eine kleine Negerrepublik, mit einer Stadt von ungefähr 2000 Seelen, welche die Engländer für unabhängig erklärt haben. Die vorzüglichste Stadt ist Kingston (s. d. Art.); Port-Royal ist ein guter Hafen. Die Insel wird durch einen königlichen Gouverneur, zwölf Räthe und durch Repräsentanten des Volks regiert.

Jamben sind zweisylbige Füße, deren erste Sylbe kurz, die andere lang ist, wie in den deutschen Wörtern gesagt, gethan, und die daher einen steigenden, raschen Charakter haben. Verse, die aus solchen Füßen bestehen, werden, selbst wenn sich unter ihnen ein anderer Fuß, z. B. ein Anapäst, Bacchius oder Amphibrachys befindet, jambische genannt. Die deutsche Sprache besitzt eine große Anzahl von Wörtern, welche reine Jamben sind. Daher kömmt es, daß die jambische Versart zu den gewöhnlichsten in der deutschen Dichtkunst gehört. Wenn man bedenkt, daß der jambische Vers eine Länge von einem bis zu sechs Füßen haben, und entweder ganz aus Jamben bestehen, oder ihm am Ende eine kurze Sylbe angehängt seyn kann, wodurch der letzte Fuß in einen Amphibrachys verwandelt wird: so zeigt sich, daß in dieser Versart eine große Mannichfaltigkeit herrschen könne. Auch ermüden bloße reine Jamben, die sich in jedem Verse wiederholen, ihrer strengen Stetigkeit wegen, bald das Ohr. Man pflegt sich der jambischen Versmaße vorzüglich in der lyrischen und dramatischen Poesie zu bedienen. Für letztere wählt man jetzt vorzüglich den fünffüßigen Jambus, welcher der freien, ungebundenen Rede auch am nächsten kommt. Bei den Alten war der jambische Trimeter oder Senar gebräuchlicher (s. Trimeter). In den ungeraden Füßen (1, 3, 5) können Anapäste und Spondeen stehen. Die Cäsur muß nach dem zweiten oder in den dritten Fuß fallen; die Wortfüße müssen möglichst abwechseln. Ueber den Alexandriner s. den bes. Art. Das Uebergreifen eines Jamben in den andern nennt man enjambement. Man muß sich desselben sparsam und vorsichtig bedienen. Pq.

James (St) heißt der königliche Palast in Westminster zu London, in welchem, nach dem Brande des Schlosses zu Whitehall, seit

1694 die Könige von England ihre gewöhnliche Residenz haben. Daher heißt der Hof oder das Cabinett zu St. James so viel, als der englische Hof, oder die englische Regierung. Das Gebäude selbst ist alt, und nicht sonderlich groß. Merkwürdig darin sind die große Haupttreppe, der Audienzsaal, der große Saal, die große Antichambre, in welchem sich der König und die königliche Familie jeden Sonntag, Montag und Freitag dem Publikum zu zeigen pflegt, ferner die königlich lutherische, holländische, französische Capelle u. s. w. Bei diesem Palaste befindet sich, unter dem Namen St. James-Park, ein vortrefflicher Garten mit schönen Promenaden. Die große Allee, die den Park durchschneidet, hat tausend Schritte in der Breite, und achtzig in der Länge. Dieser Park wird jedoch sehr schlecht unterhalten. An den St. James-Park stößt der Green-Park. Die Gegend umher wird für die gesundeste in ganz London gehalten.

Janitscharen (durch Verstümmelung entstanden aus Jenkidschari, Jen-Ytschjeri) heißt der beste und sehr in Ehren stehende Theil des türkischen Fußvolks. Dieses Corps ward unter Murad oder Ammurath I. im Jahre 1362 errichtet, und bestand aus 8000 bis 9000 Mann. Dieser wollte sein Reich durch eine Miliz erhalten, die an Mannszucht und Strapazen gewöhnt, und durch besondere Vortheile und Vorrechte an den Dienst gekettet wäre. Nachdem er seine Eroberungen in Europa bis an die Donau erweitert hatte, hob er daher das fünfte Christenkind in seinem Reiche aus, das über 15 Jahre alt war, und überließ es zwei bis drei Jahre lang der Aufsicht von Landleuten, welche es an Strapazen gewöhnen, und in der mahomedanischen Religion unterrichten mußten. Hierauf übte man diese jungen Leute in den Waffen, und suchte durch die Gewöhnung an Blutvergießen alles Mitleid in ihnen auszutilgen. War dieß geschehen, so wurden sie den Janitscharen einverleibt. Ihren Namen haben sie einem Derwische zu danken, der sie bei der Einweihung Jen-Ytschjeri, d. h. neue Soldaten nannte, und einem der Befehlshaber seinen Rockärmel auf den Kopf legte, weßwegen noch jetzt an allen Janitscharen-Mützen, die hoch und von weißer Farbe sind, eine Art von Aermel herabhängt. Die Zahl der eigentlichen Janitscharen der Pforte erstreckt sich nur auf 40,000 Mann; doch dürfte das ganze Corps, welches den Namen derselben führt, leicht an 150,000 Mann stark seyn. Anfangs wurden sie nur durch Christenkinder, jetzt aber durch geborne Türken, ja auch häufig durch Janitscharen-Kinder recrutirt. Ihr höchster täglicher Sold ist, Kleidung und Essen abgerechnet, 12 bis 15 Asper (60 machen einen Thaler); doch haben sie viele Vorrechte, und sind von vielen Abgaben, selbst vom Kopfgelde frei. Sie sind in 162 (196) Regimenter (Kammern, Oda's) eingetheilt, deren jedes nicht über 800 Mann, gewöhnlich aber weit weniger enthält. Ein jedes solcher Regimenter hat einen obersten Befehlshaber (Aga), einen Unterbefehlshaber (Oda-Baschi), einen Hauptmann (Schiurbaschi), und einen Koch, der in großem Ansehn steht, und dessen Staatskleidung mit silbernen Löffeln, Messern und dergl. behangen ist. Ueber der Stirn tragen sie ein ledernes Futteral, in welchem ein hölzerner Löffel steckt, ohne welchen sie nie erscheinen. Das größte Mißgeschick setzen sie in den Verlust ihrer Kochtöpfe oder Feldkessel, die sie mehr als ihre Fahnen achten. Sie führen eine lange schwere Flinte, einen kurzen Säbel, ein Messer, und im Gürtel ein Pistol, welche Waffen in Friedenszeiten in Constantinopel verwahrt werden, wofür sie dann bloß einen

langen Stab führen. Sie greifen den Feind gewöhnlich ohne Ordnung und mit dem lauten Ausruf: Allah (Gott) wüthend an; müssen jedoch, da sie ganz ohne Tactik fechten, gegen geübte Soldaten stets verlieren, weßhalb sie auch jetzt bei weitem nicht mehr so furchtbar, als ehemals, besonders in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, sind. Außer den eigentlichen Janitscharen, welche die reguläre türkische Infanterie ausmachen, gibt es noch eine aus 100,000 Mann bestehende Armee, die ebenfalls Janitscharen heißen, aber nur eine, aus Handwerkern bestehende Landmiliz sind. Diese dienen gänzlich ohne Sold, sind durch alle Theile des Reichs zerstreuet, und ziehen äußerst selten zu Felde. Aus den eigentlichen Janitscharen wird die Leibwache des Sultans genommen, welche sich jedesmal bei seiner Thronbesteigung in einer Oda desselben mit dem bestimmten Solde von 7 Asper für den Tag einschreiben läßt. In den Oda's herrscht übrigens eine große Ordnung und Reinlichkeit, so wie in dem Corps selbst ein gewisses Point d'Honneur, welches keinem Diebe, keinem lüderlichen Menschen ꝛc. den Aufenthalt in demselben gestattet. Auch liefert das Militärinstitut der Janitscharen das einzige Beispiel eines öffentlichen Anathema, oder Banns, welches in der ganzen Geschichte der Ottomannen vorkommt. Während der Entthronung Osmans II. wagte es ein Janitschar von der 65sten Compagnie, seine Hand gegen den gefallenen Monarchen zu erheben, und ihn öffentlich in den Straßen der Stadt zu schmähen. Murad III., der Bruder und Nachfolger Osmans, bestrafte den Frevel, indem er die ganze Compagnie vernichtete. Das Andenken an das Verbrechen, so wie an die Strafe, wird erhalten und jeden Monat zweimal erneuert. Am Mittwoch nämlich, wo man an die verschiedenen Kammern die Lichter vertheilt, wird die 65ste Compagnie zwar aufgerufen, ihre Ration in Empfang zu nehmen, aber bei dem zweiten Aufrufe spricht ein Offizier folgende Worte aus: „Laß ihre Stimme schweigen; laß sie gänzlich erloschen seyn." Die Reformen, welche man mehrmals mit dieser Miliz hat vornehmen wollen, haben wegen der Vorrechte der Janitscharen den heftigsten Widerstand gefunden, mehrere Revolutionen zur Folge gehabt, und sind daher endlich aufgegeben worden.

Jansen, Jansenismus, Jansenisten. Jansen (Cornelius), geb. 1585, Lehrer der Theologie zu Löwen, und seit 1636 Bischof zu Ypern in den Niederlanden, verdankt seine Celebrität, die den Namen des ältern, als Exeget bekannten Corn. Jansen (Bischof zu Gent, † 1576), verdunkelt, dem herrschenden Interesse seines Jahrhunderts an den theologischen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und den Gnadenbeistand. S. den Art. Gnade. Hauptsächlich durch die verschiedenen Darstellungen dieser Lehre beim Augustinus, der sich gegen die Manichäer anders, als gegen die Pelagianer ausdrücken mußte, wurden sie im Zeitalter der Reformation von neuem angeregt, und die Unbestimmtheit und Inconsequenz der päpstlichen Erklärungen in dieser Sache, gab ihnen freies Feld, selbst in der katholischen Kirche, wo der Stolz und Ordensneid der Dominicaner und Augustiner, die sich zu dem strengen antipelagianischen Lehrbegriffe Augustins bekannten, und die Ränke der, auf mildere Auslegungen desselben ausgehenden Franziscaner und Jesuiten, diesen ärgerlichen Streit immer lebhafter unterhielten. Ein Triumph für die Letztern schien 1567 die Verdammungsbulle des Papstes, über 76 Sätze aus den Schriften des Canzlers und Inquisitors zu Löwen. Michael Bajus († 1589), eines gelehrten Vertheidigers der augustinischen Ansichten. Aber zu weit

war auf der andern Seite der spanische Jesuit **Ludwig Molina** († 1600), in seinem mehr als semipelagianischen Commentar zur Dogmatik des heil. Thomas von Aquino, gegangen, und die lebhaften molinistischen Streitigkeiten nöthigten den Papst 1598 zur Niedersetzung der Congregation de auxiliis (einer Commission zur Untersuchung der Meinungen vom Gnadenbeistande) zu Rom, und da diese den Frieden nicht zu stiften vermochte, 1611 zu dem weisen Gebot eines gänzlichen Stillschweigens der streitenden Orden über diese Lehre. **Jansen**, welcher dem auf der löwener Universität immer noch geltenden, streng augustinischen Lehrbegriffe zugethan war, starb 1638 zu Ypern, unangefochten im Rufe ausgezeichneter Sittenreinheit und Frömmigkeit. Sein **Augustinus** aber, ein Buch, in welchem er die augustinische Lehre von der freien Gnade aufgefrischt, und mit wenig verhüllter Anfechtung des Semipelagianismus der Molinisten, als die wahre Orthodoxie empfohlen hatte, regte bei seinem Erscheinen (1640) den Streit von neuem auf. Seine Anhänger erklärten die Bulle Urbans VIII., die dasselbe auf Betrieb der Jesuiten 1643 verbot, für untergeschoben, die Universität Löwen protestirte freilich wider dieß Verbot, und auch in Frankreich konnte es den Beifall nicht unterdrücken, mit welchem angesehene Theologen, besonders die Nonnen von Port-Royal, Jansens Augustinus aufnahmen. Jansens alter Freund, der, als Führer dieser Nonnen, und eifriger Gegner der Jesuiten, so wie durch seinen Mysticismus und seine düstere Frömmigkeit bekannte Abt von St. Cyron, Jean du Vergier de Havranne († 1643), hatte hier die Gemüther schon darauf vorbereitet. Die Gelehrten von Port-Royal, **Nicolle**, **Perrault**, **Pascal**, dessen Provinzialbriefe alte Sünden der Jesuiten aufgedeckt hatten, und vor Allen, das jüngste von den 20 Kindern des, durch seine siegreiche Vertheidigung der pariser Universität gegen die Jesuiten berühmten Advocaten Arnauld, **Anton Arnauld**, geboren 1612, seit 1643 Doctor der Sorbonne, der den größten Theologen und Philosophen seiner Zeit an Beredsamkeit überlegen und an Gelehrsamkeit gewachsen war; Männer, die eben so durch seltene Talente und Kenntnisse, als durch aufrichtige Religiosität und unbescholtene Tugend ausgezeichnet, sich anerkannte Verdienste um die Wissenschaften erworben haben, übernahmen die Vertheidigung des **Jansenismus**, und die Bulle, in welcher der Papst 1653 fünf Sätze aus Jansens Augustinus besonders verdammte, fand schon eine bedeutende Gegenpartei. Diese fünf Sätze: „1) Gewisse Gebote Gottes können von den Frommen nicht gehalten „werden, und es fehlt ihnen, auch wenn sie den Willen dazu haben, „hinreichender göttlicher Beistand; 2) den Gnadenwirkungen kann im „Naturzustande Niemand widerstehen; 3) um von Gott etwas zu ver„dienen, darf der Mensch nicht eben frei von aller (auch innerer) „Nothwendigkeit, sondern nur frei vom (äußern) Zwange handeln; „4) die Ketzerei der Semipelagianer bestand darin, daß sie lehrten, „der Naturmensch habe das Vermögen, die zuvorkommende innere „Gnade auszuschlagen, oder anzunehmen; 5) es ist semipelagianisch „geredet, daß Christus für alle Menschen gestorben sey;" standen wirklich in Jansens Schrift, seine Anhänger machten aber den feinen Unterschied, daß darum nicht gerade Jansens Sätze, und in dem Sinne zu verwerfen wären, in dem er sie gemeint. Hieraus entstand die interessante Frage, ob der Papst, dem man das Urtheil über die Richtigkeit vorgetragener Glaubenswahrheiten noch nicht absprechen wollte, auch befugt sey, über den Thatbestand eines historischen Factums zu

entscheiden. Alexander VII. wagte dieß 1656 in einer besondern Constitution, worin er unumwunden behauptet, Jansen habe die 5 Sätze wirklich in dem verworfenen Sinne gemeint, und setzte die Jansenisten dadurch in die Alternative, entweder zu widerrufen, oder sich von der römischen Kirchengemeinschaft zu trennen. Ob nun wol ihre Protestation gegen diese unerhörte Anmaßung des römischen Hofes, wissen und bestimmen zu wollen, was ein verstorbener Schriftsteller sich bei Aeußerungen, die eine doppelte Auslegung zuließen, gedacht habe, keinen Unbefangenen befremden konnte; so wurde sie doch für eine Anfechtung der Infallibilität des Papstes angesehen, und selbst von Ludwig den XIV. übel aufgenommen. Denn dieser, in Sachen der Religion von den erbitterten Jesuiten abhängige, und jede Aeußerung eines edeln Freiheitsgefühls fürchtende Despot, fing seit 1661 an, sich in diesen theologischen Streit zu mischen, und die bei Hofe als Bußprediger und Rigoristen ohnehin verhaßten Jansenisten mit den strengsten Maßregeln zu verfolgen. Da indeß ihr Anhang unter dem französischen Clerus und den Großen des Reichs zu bedeutend wurde, als daß man sie hätte zur unbedingten Unterschrift der Bulle Alexanders VII. zwingen können, verschaffte ihnen der Vergleich mit Clemenz IX., 1668, worin ihnen eine bedingte Unterschrift erlaubt war, und das Mißverständniß der Höfe von Rom und Versailles über die spanischen Angelegenheiten, auf einige Jahre Ruhe. Zwar starb 1679 ihre vornehmste Gönnerin, Anna Herzogin von Longueville, die, als vornehmstes Werkzeug der Fronde, berühmte Schwester des großen Condé, und Arnauld ging in demselben Jahre, um persönlichen Verfolgungen auszuweichen, ins Exil nach den Niederlanden, wo er jedoch bis an seinen Tod (1694) der eifrigste und geachtetste Sprecher des Jansenismus blieb. Aber Innocenz XI. († 1689), ein Freund der Tugend und des Rechts, begünstigte diese Partei in eben dem Grade, als Ludwig XIV. und die Jesuiten ihm entgegenwirkten. Auch machten die Jansenisten sich dieses Vorzugs und der Gunst des bessern Theils der Gebildeten in Frankreich würdig. Daß sie den Vortrag der Theologie von hierarchischen Fesseln zu befreien, und eine genauere Bekanntschaft des Volks mit der Bibel zu befördern suchten, der gedankenlosen Werkheiligkeit und dem todten Formelwesen eine ernstliche Theilnahme des Geistes und Herzens in den Uebungen der Andacht, und strenge Sittlichkeit im Leben entgegenstellten, die sie nicht nur foderten, sondern auch durch eigene musterhafte Beispiele bewiesen, waren unleugbare Verdienste, neben denen die Uebertreibungen einer immerwährenden Bußzucht und Selbstpeinigung, durch die sie als Schüler Augustins ihren Ernst zur Heiligung bewähren zu müssen glaubten, mindestens verzeihlicher erscheinen, als die lockern Maximen des Jesuitismus. Um so unverzeihlicher waren sie in den Augen der Jesuiten. Menschen, die tugendhafter seyn wollten als dieser Orden, konnten, wo des Jesuiten La Chaise königlicher Beichtsohn regierte, nicht geduldet werden, und wenn es wahr ist, daß ein antijansenistischer Priester, dem sein Bischof seine unordentliche Lebensart verwies, erwiederte: „Soll man uns denn für Jansenisten halten?" so hatte Boileau vollkommene Ursache, vom goldenen Zeitalter zu sagen:

La vertu n'étoit point sujette à l'Ostracisme,
Ni ne s'appeloit point alors un Jansénisme.

Doch blieb der Jansenismus, ungeachtet aller Bedrückungen von Seiten des Hofes, nicht nur das stille Bekenntniß vieler Gutgesinnten

sondern sogar länger, als zu erwarten stand, in der Mode. Pater Quesnels moralische Betrachtungen über das neue Testament, in dieser Zeit das gelesenste Buch, gaben ihm neue Nahrung. Die Sorbonne entschied 1702 den Gewissensfall (cas de conscience), ob ein des Jansenismus verdächtiger Priester die Absolution erhalten könne, bejahend, und der allgemein geachtete Erzbischof von Paris, Cardinal von Noailles, brauchte seine Gewalt nicht strenger gegen die Jansenisten, als es zum Frieden der Kirche nöthig war. Clemens XI. handelte anfangs in demselben Sinne, allein La Chaise († 1709), und dessen Nachfolger in der Seelsorge Ludwigs XIV., der Jesuit Le Tellier, drangen auf gewaltsamere Schritte, worin sie der König, dessen kranker Phantasie Jansenismus und Aufruhr gleich galt, redlich unterstützte. Quesnel, nun das Oberhaupt der Jansenisten, wurde aus der Reihe der Väter des Oratoriums ausgestoßen und ins Exil gejagt, wo er 1709 zu Amsterdam starb, sein N. T. 1708 verboten, das Kloster Port-Royal des Champs, das man als die Festung der Jansenisten betrachtete, durch die königl. Polizei 1709 aufgehoben, die Nonnen zerstreut, die Gebäude niedergerissen, und das Werk der Finsterniß endlich durch die dem Papste von Le Tellier abgezwungene Constitution, Unigenitus, 1713 gekrönt. Diese nicht weniger von grober Unwissenheit, als von wüthender Rachsucht dictirte Bulle, verdammte 101 Sätze aus Quesnels Testament, welche hier zwar nur im jansenistischen Sinne verstanden werden sollten, aber im Grunde meist Sprüche der Bibel, liturgische Formeln und Lehrsätze orthodoxer Kirchenväter waren: daher sie nur Unwillen und Spott erregte, und die Zahl der Freunde des Jansenismus vermehrte. Ludwig XIV. starb 1715 über den Bemühungen, sie in Frankreich geltend zu machen; und bei dem Indifferentismus des Regenten, konnte Noailles mit dem größten Theile des franzöſ. Clerus ungeahndet wider diese Constitution an ein zu haltendes allgemeines Concilium appelliren. Obwol die Jansenisten diese Appellation zuerst einlegten, so sind sie doch nicht mit den Appellanten (s. d. Art. Unigenitus) zu verwechseln, denn viele der letztern verwarfen die Bulle, ohne sich zum Jansenismus zu bekennen. Indeß hatten sie in Frankreich gleiches Schicksal, da die Minister Dubois und Fleury, aus Gefälligkeit gegen den Papst, auf unbedingte Annahme der Bulle drangen, und alle Weigerer nachdrücklich verfolgten. Viele Jansenisten wanderten nach den Niederlanden aus, die Blüthe ihrer Partei neigte sich zum Ende, und die Wunder (Genesungen und plötzliche Bekehrungen) am Grabe ihres durch wüthende Selbstpeinigungen früh aufgeriebenen Heiligen, François de Paris († 1727), konnten nur für Schwärmer und den pariser Pöbel Beweiskraft haben. Die seit 1731 aufgekommenen Rasereien der Convulsionärs, Menschen, die auf dem Grabe dieses wunderlichen Heiligen in Krämpfe und Zuckungen geriethen, und den Jansenismus mit begeisterten Worten anpriesen; der Securisten, die sich zu ihren Zuckungen noch besondere Hülfe leisten, und mit Fußtritten, Schlägen und Stichen martern ließen; der Naturalisten und Figuristen, welche bald die Hülflosigkeit des unbegnadigten Naturmenschen, bald die Reinheit der Kirche Christen durch unanständige Entblößungen darzustellen suchten; der Discernanten und Melangisten, die sich über die Frage stritten: ob Gott oder der Teufel die Convulsionen hervorbrächte, und andere schwärmerische Jansenisten- und Appellanten-Parteien mehr, mußten eine Sache, deren man ohnehin nach gerade müde ward, vollends lächerlich machen, und die ernstlichen Maßregeln

der Polizei, das fortgesetzte Verbrennen der jansenistischen Bücher, die häufigen Verhaftungen, am meisten aber das höchst natürliche Verlöschen jenes Enthusiasmus sie endlich in Vergessenheit bringen. Seit dieser Zeit hörte der Jansenismus auf, in Frankreich als öffentliche Erscheinung zu bestehen. Seine reine Moral und consequente Theologie behielt zwar auch hier immer Freunde und eine Partei im Clerus, die durch ihre Bereitwilligkeit zum Constitutionseide in der Revolution bewies, daß sie sich lieber vom Papste, als von ihrer Meinung trennen möchte. Allein wenn auch der alte Zwiespalt der Jansenisten und Molinisten in dem Gegensatze der geschwornen und nicht geschwornen Priester in Frankreich bis auf die neueste Zeit fortlebte; so hat sich doch nur in den vereinigten Niederlanden ein eigenes, öffentlich anerkanntes kirchliches Institut der Jansenisten gebildet, welches sich, zufolge der auf der jansenistischen Provinzialsynode zu Utrecht 1763 gefaßten Beschlüsse, zwar nicht von der katholischen Kirche ausschließen will, auch den Papst als geistliches Oberhaupt achtet, aber seine Untrüglichkeit leugnet, die Constitution Unigenitus verwirft und davon fortwährend an ein allgemeines Concilium appellirt, dabei den augustinischen Lehrbegriff und seinen moralischen Rigorismus festhält und den innern Gottesdienst als das vorzüglichste Merkmal der Frömmigkeit betrachtet. Diese Jansenisten, die sich am liebsten Schüler des heil. Augustinus nennen lassen, haben seit 1723 einen eigenen Erzbischof zu Utrecht, und zu Harlem und Deventer Bischöfe, einen Clerus, der der Civilobrigkeit unterworfen, ohne äußere Macht und Reichthum seine Bestimmung um so treuer erfüllt, und eine wohlgeordnete Kirchenverfassung, deren gesetzliche Gestalt und Dauer sie fortwährend vom Papste als Abtrünnige uud Schismatiker verurtheilt, dem Schutze einer protestantischen Regierung verdanken, und auch jetzt noch beibehalten dürfen. E.

Januarius (der heilige), ehemals Bischof von Benevent, wurde zu Anfange des 4ten Jahrhunderts als christlicher Märtyrer nach vielen Martern zu Puzzuoli enthauptet, und wird als Schutzpatron des Königreichs Neapel verehrt, dem zu Ehren auch der Januariusorden von Don Carlos, König beider Sicilien, 1738 gestiftet worden ist. Sein Körper liegt zu Neapel in der Cathedralkirche begraben; allein das Haupt nebst zwei Fläschchen von seinem Blute, welches eine fromme Matrone bei seiner Enthauptung aufgefangen haben soll, wird in einer besondern Capelle verwahrt. Dieses Blut ist es, mit welchem die Neapolitaner, die bigotteste Nation Italiens, noch jährlich die albernste Ceremonie begehen, welche selbst von dem katholischen Pöbel anderer Länder verlacht wird. Sie behaupten von demselben, daß es, auch noch so hart geronnen, dennoch zu fließen anfange, sobald es sich dem Haupte des Heiligen nähere. Insbesondere wird jährlich am ersten Sonntage des Monats Mai ein großes Experiment damit gemacht; man glaubt, der Schutzheilige sey vorzüglich gut gegen das Land gesinnt, wenn sich das Blut stark in dem Fläschchen bewege und hellroth werde, da man hingegen aus dem Gegentheil traurige Besorgnisse für das Wohl des Landes faßt. Daß dieses Fließen des angeblichen Blutes größtentheils von den Priestern abhänge, versteht sich wol von selbst; und es ist zu vermuthen, daß die Bewegung und Wärme der Hände dazu beitragen; allein man muthmaßt, daß ein Theil der dazu gehörigen Kunstgriffe verloren gegangen, und die Priester nicht mehr ganz Meister ihrer Rolle seyen, weil sie sich oft Stundenlang quälen müssen und vor Angst zu schreien beginnen, bevor das Blut flüssig wird.

Janus, eine uralte Gottheit der Römer, welche den Griechen völlig unbekannt war, und für pelasgischen Ursprungs gehalten wird. Die Pelasger glaubten nämlich zwei höchste Gottheiten, unter denen sie sich die Natur und ihre Befruchtung dachten. Zuweilen wurden sie als zwei verschiedene Wesen, männlichen und weiblichen Geschlechts, zuweilen aber auch in einer einzigen vereint dargestellt. Diese Gottheit nahmen nun die Aboriginer von den Pelasgern an und nannten sie Janus. In ihm verehrten sie den Gott der Götter (wie ihn die saliarischen Gedichte nennen), den Regierer des Jahrs und aller menschlichen Schicksale, den Gebieter über Krieg und Frieden. Man bildete ihn mit einem Scepter in der rechten und einem Schlüssel in der linken Hand, auf einem strahlenden Throne sitzend; auch ward er mit zwei Gesichtern vorgestellt (einem jugendlichen und einem bejahrten), von welchen eins vorwärts, das andere rückwärts sah. Einige erkennen darin das Symbol der Weisheit, welche in die Vergangenheit und Zukunft schaut; Andere erklären es von der Wiederkehr des Jahres, der Jahreszeiten oder von den Weltgegenden, da man ihn auch mit vier Gesichtern abgebildet fand; und von seiner doppelten Verrichtung, die Himmelsthür auf und zuzuschließen. Plutarch endlich erklärt es so, daß Janus die Cultur aus Thessalien und Latium gebracht habe, daher ein Kopf nach Griechenland, der andere nach Latium schaue. Einige glauben, Janus sey mit der andern höchsten Gottheit der Urvölker Italiens, mit dem Saturnus, in Eine Person zusammengeschmolzen, worüber man folgende Mythe erzählt. Janus war einer der alten Könige der Aboriginer oder Lateiner, und bauete auf dem Berge Janiculus eine Stadt, welche von ihm ihren Namen erhielt. Seine Gemahlin war nach Einigen die Meergöttin Venilia, nach Andern seine Schwester Kamese. Venilia war bei den ältesten Italern die Flucht; Kamese hingegen stellte eine wahrsagende Göttin vor. Mit einer von beiden zeugte Janus eine Tochter, mit Namen Canens. Er lehrte sein Volk den Ackerbau und führte zweckmäßige Gesetze und gottesdienstliche Gebräuche ein. Saturn, von seinen Kindern vertrieben, flüchtete nach Latium, wurde von Janus gut aufgenommen und zu seinem Mitregenten erwählt. Unter ihrer Regierung sah Latium sein goldenes Zeitalter. **Ovid** (in den Fasten I., 90 u. f. f.) gibt uns die Theologie des Janus. Er war **Oberthürhüter** im Himmel und auf Erden, öffnete die Himmelspforte, um den Tag herauszulassen, und verschloß sie wieder, wenn er am Abende zurückgekehrt war. Alle Arten von Ein- und Ausgängen standen unter seinem Schutze. Nach ihm hieß die Thür janua, und jeder unverschlossene gewölbte Durchgang, wodurch man aus einer Straße oder einem Platze in einen andern kam, ein Janus. Er war daher auch der Gott des Tages und des Jahrs, und von ihm hat noch jetzt der erste Monat im Jahre seinen Namen. Ihm war der erste Tag des Jahrs und von jedem Tage die erste Stunde heilig; bei allen feierlichen Opfern machte man mit ihm den Anfang und er ward Vater genannt. Romulus bauete ihm den berühmten Tempel, der nach der Verordnung des Numa bei dem Anfange eines Krieges aufgeschlossen wurde, so lange der Krieg dauerte, offen blieb, und nicht eher, als bis in allen, den Römern unterworfenen Ländern Friede war, wieder geschlossen wurde. Letzteres geschah jedoch in dem langen Zeitraume von 700 Jahren nur drei Mal: das erste Mal unter Numa selbst, zum zweitem Male nach dem ersten punischen Kriege, das dritte Mal nach der Schlacht bei Actium. Die Janustempel unterschieden sich vor andern Tempeln dadurch, daß auf ihren Giebeln das Bild des Janus

stand. Nach Varro war der erste Tempel des Janus nichts weiter als eine Thür mit dem Bildnisse dieses Gottes. Sie stand auf dem Forum Romanum neben dem Bildnisse des Janus. Zuletzt wurde ein Tempel darüber gebaut, der ganz von Erz gewesen seyn soll. Numa soll an Argileto vor dem carmentalischen Thore am Theater des Marcellus zwei kleine Tempel dicht neben einander haben aufführen lassen, beiden nur einen Namen gegeben und sie dem Janus gewidmet haben. Nachher mag vielleicht die zwischen beiden Tempeln befindliche Scheidewand abgebrochen und beide in Einen verwandelt worden seyn, weil der Senat sich in demselben versammelte, als die Fabier gegen die Vejenter auszogen. Den dritten Tempel hatte C. Duilius zwischen der Tiber und dem Theater des Marcellus. Uebrigens hatte Janus in allen zwölf Quartieren oder Regionen der Stadt einen Altar.

Japan, Japanet. An der Ostspitze von Asien, zwischen dem 31. und 49. Gr. nördl. Breite, liegt das japanische Reich, eine große Inselgruppe, die durch Berge, steile Felsen und ein gefährliches Meer fast unzugänglich wird. Sie besteht aus drei großen Inseln, nämlich: 1) Niphon, (150 Meilen lang, aber so schmal, daß ihre Breite in der Mitte nur 15 Meilen beträgt) in 49 Provinzen getheilt, in welchem Miaco, der Sitz des Dairi, oder geistlichen Kaisers, wo alle Münzen geschlagen und alle Bücher gedruckt werden, Jeddo, die ungeheure Residenz des weltlichen Kaisers am Flusse Tonkay, über welchen eine Brücke geht, von der die Entfernung aller Orte im Reiche berechnet wird, und Osacco, eine reiche Handelsstadt, die merkwürdigsten Städte sind; 2) Ximo oder Kiusiu (40 Meilen lang und 25 Meilen breit), aus 9 Provinzen bestehend, und 3) Xicoco oder Sikolf (18 Meilen lang und 10 Meilen breit), das 4 Provinzen enthält. Um diese große Inseln liegen unzählbare kleine fruchtbare Eilande, und kahle Inselberge, die ehedem wahrscheinlich mit dem festen Lande von Asien zusammenhingen, bis sie durch ein Erdbeben von demselben getrennt wurden. Der Flächenraum der gesammten Inseln beträgt 8000 Quadratmeilen. Die Zahl der Einwohner läßt sich nicht genau bestimmen, die Angaben schwanken zwischen 15 und 30 Millionen. Japan ist sehr gebirgig, ganz wie die gegenüber liegende Küste des festen Landes. Der berühmteste Berg heißt Furi; er ist das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Auch gibt es viele Vulkane. Nur der rege Fleiß der Bewohner hat den unfruchtbaren Boden tragbar gemacht. Selbst die steilsten Berge sind angebaut. Der Ackerbau ist durch die Gesetze des Staats als Hauptbeschäftigung vorgeschrieben. Ziegen und Schafe sind aus Japan verbannt. Jene hält man der Cultur für nachtheilig. Baumwolle und Seide ersetzen die Wolle. Schweine gibt es nur in der Gegend von Nangasaki. Ueberhaupt findet man wenig vierfüßige Thiere in Japan, nur Hunde in Ueberfluß. Die Laune eines Beherrschers, der diese Thiere liebte, hat die Zucht derselben durch ein Staatsgesetz angeordnet. Man pflegt sie auf öffentliche Kosten. Es ist ungewiß, ob die Alten etwas von Japan gewußt haben. Erst zu Ende des 13ten Jahrhunderts kamen durch den berühmten Reisenden Marco Polo die ersten Nachrichten von Japan, das er Zipangu nannte, nach Europa. Im Jahre 1541 aber wurden 3 portugiesische Schiffe, die von Siam nach Sina reiseten, durch einen Sturm an die japanische Küste verschlagen; indessen würde auch ohne diesen Zufall dem unternehmenden Handelsvolke das Inselreich schwerlich unbekannt geblieben seyn, von welchem seine Seefahrer schon in Sina Nachrichten eingesammelt hatten. Es ward sogleich eine Niederlassung auf der neuentdeckten Küste

angelegt und der Jesuit Franz Xaver ging von Indien nach Japan, um den christlichen Glauben auszubreiten. Die Portugiesen hatten im ganzen Reiche freien Zutritt und Handel, besonders auf der Insel Ximo. Eine ihrer Hauptniederlassungen war auf Firando. Das Christenthum breitete sich sehr aus, obgleich die einheimischen Priester demselben entgegenwirkten, da ihr Ansehn dadurch litt. Die weltlichen Herrscher aber, besonders die kleinen Fürsten, welche unter der Oberhoheit des Kaisers einzelne Landestheile besaßen, unterstützten den neuen Glauben und dessen Verkündiger. Um das J. 1616 war fast die Hälfte christlich, selbst viele kleine Landesfürsten. Ungefähr 50 Jahre hatten die Portugiesen und Jesuiten als Kaufleute und Glaubensprediger das ganze Reich ungehindert durchzogen, als mehrere Umstände ihrem Einflusse ein Ende machten. Eine Revolution raubte (1586) dem japanischen Kaiser alle weltliche Macht, die der erste Staatsdiener, der Kuba, an sich riß, welcher jenen nun zu einem bloßen Hohenpriester herabsetzte. Jejas, der Nachfolger des ersten Gewalträubers, machte (1617) die Oberherrschaft in seiner Familie erblich. Die beiden neuen Herrscher waren Feinde der Portugiesen und der Missionäre, da ihnen die enge Verbindung der neuen Glaubenspartei und der Einfluß der Jesuiten, welche sich in die politischen Angelegenheiten mischten, und sich gegen die neue Ordnung der Dinge erklärt hatten, gefährlich schienen. Das Betragen der angesiedelten Portugiesen war überhaupt im höchsten Grade unvorsichtig und zügellos. Die Gesandten Portugals verriethen einen unleidlichen Stolz, welcher gegen die geschmeidige Unterwürfigkeit der Holländer, die seit 1611, auf die Versicherung, daß sie von einem andern Glauben als die Jesuiten wären, freien Handel mit allen Häfen des Reichs erlangt hatten, sehr abstach. Nach manchen Verfolgungen wurden endlich, im J. 1637, alle Portugiesen mit ihren Missionären auf ewig aus dem Reiche verbannt, gegen die Christen blutige Strafen verhängt, und die Häfen des Reichs allen fremden Völkern, außer den Holländern, verschlossen Diese Verfolgung gegen den katholischen Glauben ward 40 Jahre lang fortgesetzt, mehrere Millionen Menschen wurden geopfert, und nur die letzte Belagerung eines christlichen Ortes kostete 37,000 Menschen das Leben. Im J. 1665 wurden in allen Städten des Reichs Inquisitionsgerichte niedergesetzt, welche über den Glauben jeder Familie, ja jedes Einzelnen wachen und ihre Untersuchungen jährlich zu unbestimmten Zeiten erneuern sollten. Die Holländer, welche nicht wenig zu jener Catastrophe beitrugen, traten nun an die Stelle der Portugiesen. Sie und die Sinesen waren von nun an die einzigen Völker, deren Schiffen der Zugang nach Japan gestattet ward; aber beide mußten sich die härtesten Bedingungen gefallen lassen. Die Sinesen dürfen nur für 600,000 Thaler Waaren ausführen, die Holländer nur für 300,000, und auch die letztern sind, seit dem Jahre 1634, wo sie Anlaß zu Argwohn gegeben hatten, dabei so eingeschränkt, daß sie nur auf der Insel Desima, die durch eine Brücke mit der Stadt Nangasaki zusammenhängt, landen können Auf dieser Insel, wo ihre Waarenlager sich befanden, lebten ungefähr 15 Holländer, welche den Handel betrieben, in der engsten Gefangenschaft, und ohne Begleiter, Aufseher und Dollmetscher durften sie die Stadt nicht betreten. Ungeachtet dieser Beschränkungen und der Erpressungen, welche sich die Holländer durch Abzüge von den bedungenen Waarenpreisen, durch willkürliche Erhöhung des Münzfußes bei Rückzahlungen, gefallen lassen mußten, scheint der Handel mit Japan sehr vortheilhaft gewesen

zu seyn, da die Holländer bis auf die neuesten Zeiten fortgefahren haben, jährlich 2 Schiffe von Batavia, und zwar große Dreidecker, meist aus Seeland, dahin zu senden. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts rechnete man den Gewinn von dem japanischen Handel jährlich zu 4 bis 500,000 Gulden, ohne den Ertrag des Waarenvertriebs in Indien und Europa, und ohne den Gewinn der Privatleute, der wenigstens auf 250,000 Gulden geschätzt ward, wovon die Hälfte dem Rathe zu Batavia zufiel. Die Engländer hatten schon im 17ten Jahrhunderte eine Niederlassung auf Firando angelegt, und bedeutende Handelsvortheile erlangt, aber dieser Handel ging bald wieder verloren; wahrscheinlich weil die Japaner durch die listigen Holländer erfuhren, daß der König von England eine portugiesische Prinzessin zur Gemahlin hatte. In den neuesten Zeiten sind in England alle Vorschläge zur Wiederanknüpfung des Handels mit Japan verworfen worden, da kein Gewinn dabei zu hoffen war, indem die Rückladungen fast nur aus Kupfer und Campher bestehen könnten, und der Handel mit dem japanischen Kupfer die Ausfuhr des englischen nach Indien hindern würde. Auch die Russen haben neuerlich versucht, eine unmittelbare Handelsverbindung mit Japan anzuknüpfen, aber ohne Erfolg, S. Krusensterns Reisen. — Die Japaner sind eine ähnliche Mischung des malayischen und mongolischen Volksstammes, wie die Sinesen, von welchen sie höchst wahrscheinlich ihre Cultur erhalten haben. Japanische Kunst, Zeitrechnung, Arzneikunde und Astrologie sind rein sinesisch. Die jetzigen Bewohner stammen entweder aus Sina oder aus Corea, oder aus beiden zugleich, aber durch stürmische Wogen von der übrigen Welt getrennt, sich selbst überlassen, und befreit von späteren Einfällen der Nachbarn, bildeten sie sich zu einem originellen, selbstständigen Volke. Ihre Sprache deutet keinesweges auf fremden Ursprung. Sie hat nur sehr wenige sinesische Wörter und keine Aehnlichkeit weder mit dem Mantschu, noch mit dem Kurilischen. Die japanischen Wörter sind nicht einsylbig, wie die sinesischen; Conjugationen und Syntax sind ganz eigenthümlich. Sie sind die gesittetste und gebildetste Nation in Asien; ein edles stolzes Volk, witzig, verständig, bildsam und gelehrig. Wissenschaften und Künste schätzen sie selbst an andern Völkern, welche sie sonst, theils wegen ihrer schlechten Aufführung, theils wegen der schimpflichen Behandlung, die sich dieselben aus Gewinnsucht gefallen lassen, verachten. Seit der Ankunft der Europäer und durch diese belehrt, haben die Japaner sich in mehreren Wissenschaften hervorgethan. Geschichte, Astronomie und Arzneikunde werden am eifrigsten betrieben. Dichtkunst, Musik und Malerei werden ebenfalls geschätzt, und in der letzten haben es die Japaner weiter gebracht, als die Sinesen. Sie schreiben sich, wie diese, die Erfindung des Schießpulvers und der Buchdruckerei zu. Die Kinder werden früh in die Schulen geschickt und sehr strenge erzogen. Bücher auszuführen ist verboten, wenigstens solche, die Nachrichten von der Regierung und dem Lande enthalten, deßgleichen Landcharten und Münzen. Eben so strenge ist die Einführung fremder Religionsbücher verboten. Die holländ. Schiffe müssen, wenn sie ankommen, dem japanischen Befehlshaber von Nangasaki ihre Religionsbücher in einer Kiste überliefern, welche sie bei ihrer Abreise wieder erhalten. Die Japaner sind geschäftig und arbeitsam, erlauben sich Vergnügungen bloß zur Erholung, nie um die Zeit zu tödten. Dagegen aber sind sie äußerst wollüstig, grausam und zur Rachsucht, die oft erst nach langer Zeit Befriedigung sucht, geneigt. Ihr Aberglaube wird durch eine, jede Aufklärung hin-

dernde Hierarchie und eine zahlreiche Geistlichkeit genährt. Die Regierungsverfassung ist der härteste Despotismus, der sich mit Blutgesetzen und mit unerbittlicher Strenge waffnet. Der Wille des Kaisers ist das höchste Gesetz; nächst diesem der Wille der von ihm abhängigen kleinen Fürsten, die in den Provinzen eben so hart regieren, als jener über das Ganze, aber ungeachtet ihrer Abhängigkeit doch das Recht besitzen, sich einander zu bekriegen. Der größte Theil der Einwohner wird von schwerer Armuth gedrückt, da der Bauer dem Landesherrn, welcher sich als den einzigen Eigenthümer von allem Grund und Boden ansieht, wenigstens die Hälfte, in manchen Gegenden sogar zwei Drittel seiner Erndte abgeben muß. Um Verschwörungen zu verhüten, ist Jeder durch die Gesetze des Staats zum Wächter, Aufpasser und Bürgen des Andern gemacht, so daß Jeder für Denjenigen, der mit ihm in irgend einer Verbindung steht, dem Staate haften, und im Falle eines Vergehens mit Demselben büßen muß. So muß der Vater für seine Kinder, der Herr für seine Diener, der Nachbar für den Nachbar, jede Gesellschaft für ihre Mitglieder stehen. Nie wird ein Vergehen mit Geld, sondern ohne alle Ausnahme an Leib und Leben, durch Gefängniß und Verbannung gestraft, und jede Strafe mit unerbittlicher Strenge an Vornehmen, wie an Geringen vollzogen. Die ursprünglichen Regenten von Japan hießen Mikaddo, nach dem Stammvater ihres Geschlechts. Der geistliche Kaiser, der Hohepriester von Japan, heißt noch immer Dairi, welches von den frühesten Zeiten her der Titel der japanischen Kaiser war, als sie noch die geistliche und weltliche Macht vereint besaßen. Seit der Revolution, welche sie der weltlichen Gewalt beraubte, lebt der Oberpriester zu Miaco als Gefangener des weltlichen Kaisers. Ihn bewacht ein dem weltlichen Kaiser verantwortlicher Statthalter. Um sich des Abkömmlings des alten Herrscherstamms von Japan desto mehr zu versichern, hat die schlaue Politik des weltlichen Kaisers den Dairi in eine heilige Person verwandelt, den kein menschliches Auge, am wenigsten ein Mann, der nicht zur Bedienung desselben angestellt ist, sehen darf. Wenn der Dairi einmal, was freilich selten geschieht, in seinem Garten oder im innern Bezirke seines ungeheuern, wohlbefestigten Palastes frische Luft genießen soll, so wird Allen durch ein Zeichen Entfernung geboten, ehe die Träger den hochheiligen Gefangenen auf ihre Schultern heben. In diesem Palaste, wo er geboren wird, lebt und stirbt er, ohne je aus dessen Mauern zu kommen, und erst lange nach seinem Tode wird sein Name außerhalb desselben bekannt gemacht. Er genießt reichliche Einkünfte, die bloß in Waaren und Feldfrüchten bestehen, und die der weltliche Kaiser durch beträchtliche Zuschüsse, und durch den Ertrag des Verkaufs der Ehrentitel, welcher dem Dairi als ein Vorrecht überlassen ist, vermehrt. Der weltliche Kaiser führt den Titel Kuba und hat seinen Sitz zu Jeddo (s. dies. Art.). Unter ihm, dem eigentlichen unumschränkten Beherrscher des Reichs, stehen alle Statthalter, Fürsten, die dem Kaiser streng verantwortlich sind. Er überläßt jedoch dem Dairi den ersten Rang, nimmt sogar Ehrentitel von ihm an, und erwiedert die ihm dadurch ertheilte Auszeichnung durch ansehnliche Geschenke. Ehedem machte der Kuba jährlich eine Reise nach Miaco, um dem Dairi seine Ehrfurcht zu bezeugen, nach und nach wurden diese Besuche seltener, und jetzt läßt er es dabei bewenden, ihm die Geschenke durch Gesandte zu überschicken. Der Kuba verwaltet die Regierung unter dem Beistande eines Staatsraths von acht bejahrten Männern. Er zieht seine Einkünfte, die in lauter Naturerzeugnissen bestehen, aus

fünf sogenannten kaiserlichen Provinzen und einigen Städten, die unmittelbar unter ihm stehen, wozu noch die Geschenke kommen, welche die Landesfürsten, die über die Provinzen herrschen, ihm bringen. Jeder dieser Fürsten besitzt erbliche Landeshoheit in seiner Provinz, er hebt die Einkünfte derselben, ohne dem Kaiser Rechenschaft abzulegen, und bestreitet davon die Kosten für seine Hofhaltung, seine Kriegsmacht, und die Unterhaltung der Landstraßen, kurz, alle öffentlichen Ausgaben; um aber seine Abhängigkeit anzuerkennen, muß er jährlich 6 Monate am kaiserlichen Hofe zu Jeddo zubringen, wo seine Weiber und Kinder als Geissel und Bürgen seiner Treue in einer Art von Gefangenschaft leben. — Die Religion der Japaner ist indischen Ursprungs, sowol die ältere Secte Xinto, als die neuere Budzo, oder die Fo-Religion, die aus Sina hinüber gekommen ist. Außer diesen Secten gibt es noch mehrere andere, welche Modificationen von ihnen sind. Das Volk verehrt eine Menge von Untergottheiten, deren Bilder in den Tempeln der Hauptgottheiten aufgestellt werden. Die zahlreiche Geistlichkeit und die Mönche und Nonnen, die in einer Menge von Klöstern leben, stehen unter dem Dairi. Nirgend ist die indische Religion durch Aberglauben und spätere Zusätze so sehr entstellt, als in Japan. Die Budzo-Secte hat Aehnlichkeit mit der Gelehrten-Secte in Sina; sie verachten allen Tand des Volksglaubens. — Die Kriegsmacht der Japaner in Friedenszeiten besteht aus 100,000 Mann und 20,000 gepanzerten Reitern. Das Fußvolk hat nur Helme. Ihre Waffen, Bogen, Flinten, Säbel, Dolche, sind vortrefflich. Sie haben sehr schwere Kanonen, die sie aber nicht so gut zu gebrauchen verstehen, als die Sinesen. Die Contingente der einzelnen Fürsten betragen 368,000 Mann zu Fuß und 38,000 zu Pferde. Die Seemacht ist unbedeutend. Ehedem hatten die Dairis zahlreiche Flotten, auch baute man sehr große Schiffe aus Cedernholz, jetzt aber sind die japanischen Schiffe nur klein, höchstens 90 Fuß lang, den sinesischen ähnlich. Im Kriege zeigen die Japaner viel Muth und Tapferkeit, welche durch kriegerische Lieder und Erzählungen noch mehr entflammt werden. — Die Staatseinkünfte sind beträchtlich. Die Ausgaben, welche die Einnahmen nicht übersteigen, betragen gegen 280,000 Thaler. Zum Handel sind die Japaner sehr aufgelegt. Ehedem bedeckten ihre Schiffe die benachbarten Meere, und vor Ankunft der Europäer trieben sie bedeutenden Activhandel und eine ausgebreitete Schifffahrt, so daß sie z. B. an der Nordwest-Küste von Amerika, jenseit der Beringstraße, weiter gekommen sind, als europäische Seefahrer. Sie besuchten besonders Sina, Ostindien bis nach Bengalen. Seitdem man aber anfing zu fürchten, daß die Ausländer den Staat und die Sitten der Eingebornen umkehren würden, verbot man allen auswärtigen Handel und alle Schifffahrt. Ihre seidenen und baumwollenen Zeuge, ihre Porzellanwaaren und ihre lackirten Blechwaaren mit erhöhten Blumen oder Figuren (japanische Arbeit) sind berühmte und gesuchte Handelsartikel, ihre Stahlarbeiten sind vortrefflich, besonders Schwerter und andere Waffen, deren Ausfuhr aber streng verboten ist. Ueber die Geschichte von Japan lese man Kämpfer's hist. of Japan etc., deutsch von Dohm, Lemgo 1777 bis 1779. 4. 4 Bde, m. K. R.

Jaspis (Lapis Pantherinus; Jaspis), ein dunkeler, harter, undurchsichtiger Stein, welcher hin und wieder röthliche, auch grüne Flecken hat, ein hochgefärbter Felskies (Petrosilex jaspidens) ist, und sich zu einem vollkommen schönen Glanze poliren läßt. Er gehört ins Thongeschlecht. Es gibt sehr viele Arten Jaspis, einfarbige und bunte,

(besonders roth und grün), oder gesprenkelte, auch einen grünen, phosphorescirenden, welcher aber mit dem Malachit nicht zu verwechseln ist, Plinius nahm 10 Arten an: Werner nennt deren vier: 1) den gemeinen, wohin der Heliotrop gehört; 2) den ägyptischen, der auch im Zweibrückischen gefunden wird, und in welchem gewöhnlich fünf Farben enthalten sind; er läßt sich am besten bearbeiten; 3) im Band-Jaspis wechseln hellere und dunklere Streifen, er ist eine der schönsten Steinarten Sachsens und sehr selten; 4) der Porzellan-Jaspis, ein pseudovulkanisches Fossil, welches aus eisenschüssigem Thon entsteht, der über Steinkohlen liegt und sich durch sein ausgetrocknetes Ansehn, indem er gewöhnlich sehr aufgerissen ist, so wie durch seinen schönen Glanz auszeichnet. Man gebraucht die Jaspise zu Bildnereien, Ringsteinen, Messerheften 2c., und sie haben verschiedenen Werth, besonders nach ihrer Farbe.

Jassy, Hauptstadt der Moldau, 4 Meilen vom Pruth, nebst einer Citadelle, ist die Residenz des Hospodars oder Fürsten von der Moldau, wie auch der Sitz des griechischen Metropoliten, oder Erzbischofs der Moldau. Die Einwohner sind meistens der griechischen Religion zugethan; doch haben auch die Katholiken daselbst freien Gottesdienst. Auch halten sich Juden daselbst auf. Die Stadt ist ein offener, größtentheils zerstörter Ort von kaum 2000 Häusern, dessen Straßen, statt des Pflasters, mit Balken oder Brückholz belegt sind. Der viele hier verfertigte vortreffliche Canevas, wie auch der Wein von Catanapou, aus dasiger Gegend, wird häufig nach Constantinopel ausgeführt. In den Jahren 1739 und 1769 wurde die Stadt von den Russen erobert, beide Male aber durch die Friedensschlüsse zurückgegeben. Im J. 1788 gerieth sie in die Gewalt der Oesterreicher und am 9ten Jan. 1792 ward hier der letzte Friede zwischen den Russen und Türken unterzeichnet. Im März 1753 brannte beinahe die ganze Stadt nebst dem Palaste des Hospodars ab, und 1772 wüthete die Pest daselbst.

Java, eine große, von Westen nach Osten sich erstreckende Insel in Ostindien, welche durch die Sundastraße von Sumatra getrennt wird, hat ihren Namen von Djava, einer Art Hirse, wovon sonst die Einwohner derselben lebten. Ihr Flächeninhalt ist 2400 Quadratmeilen, die Zahl ihrer Einwohner 2,029,900. Letztere bestehen theils aus ursprünglichen Javanern, theils aus Malayen und Einwanderern aus den benachbarten Inseln, welche sich alle zu einer verdorbenen muhamedanischen Religion bekennen, die sie seit 1406 angenommen haben sollen; dann aus Sinesen und Europäern. Sie ward im J. 1579 (nach Andern schon 1511) von den Portugiesen entdeckt. Von 1304 bis 1359 standen die Einwohner unter den Königen von Tarmata, und 1572 wurden sie Sina zinsbar. Die Holländer vertrieben die Portugiesen daselbst. Nachdem sie 1615 die Molukken erobert hatten, nahmen sie auch Java (1619) in Besitz, und erbauten an die Stelle der ältern Stadt Jacatra die Stadt Batavia, (s. d. Art. Indien). Den Holländern folgten die Engländer. Durch einen Vertrag zwischen England und dem Königreiche der Niederlande, vom 19. Aug. 1814 ist Java der letztern Macht zurückgegeben worden. Die ältern Könige der Insel, welche sich ehemals in der Herrschaft derselben theilten, aber früher von den Holländern, jetzt von den Engländern unabhängig leben, werden durch angelegte Festungen in den Hauptstädten derselben in Gehorsam gehalten. Außerdem müssen sie sich von dem jedesmaligen Gouverneur wählen, und in ihrer Würde bestätigen lassen, und dann die Producte ihres Landes, oft um einen sehr niedrigen Preis, als Tribut liefern. Die wichtigsten

dieser Fürsten sind der König von Bantam auf der Nordküste an der Sundastraße; der König von Cheribon, östlich von Batavia, und der sogenannte Samarang oder Kaiser von Java, welchem die nordöstlichen Theile von Java nebst der gegenüber liegenden Madure gehören. Diese Reiche liegen sämmtlich nebst dem Gebiete von Batavia (dem alten Reiche Jacatra), in welchem die Holländer ebenfalls noch einige kleine Fürsten existiren ließen, auf der Nordseite der Insel, die sehr fruchtbar, aber wegen der stehenden Wasser und der daraus entspringenden Nebel ungesund ist. Der südliche Theil der Insel ist nicht so fruchtbar und von den Holländern weniger gekannt. Hier ist Balambuan ein unbedeutendes, aber freies Reich. Die Producte der Insel bestehen aus Pfeffer, Caffee (dessen Ausfuhr mit jedem Jahre zugenommen hat), Zucker (in geringer Menge), Reiß (aus welchem zu Batavia der Arrak bereitet wird), Indigo, Vogelnestern, spanischem Rohre, Edelsteinen u. s. w. Der Handel von Batavia umfaßt übrigens alle Producte, welche in Asien und Europa erzeugt werden; auch hat die Insel reiche Gold- und Kupfergruben.

Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans. Der Glaube der christlichen Völker des Mittelalters, daß überirdische Kräfte einzelner Menschen, als unmittelbare Werkzeuge eines höhern Willens, wunderähnliche Thaten erzeugen können, erklärt die außerordentliche Erscheinung der Jungfrau von Orleans. Nach Carls VI., Königs von Frankreich Tode (1422) ward, dem Vertrage von Troyes (1420) gemäß, der 9 Monate alte König von England, Heinrich VI., zum Könige von Frankreich ausgerufen; die Regierung führte sein Oheim, der kluge, tapfere und edle Herzog von Bedford. Frankreich war seit 42 Jahren durch Parteisucht zerrissen. Auf Einer Seite standen die Königin Isabelle, der Herzog von Burgund und England: auf der andern der von seiner eigenen Mutter verstoßene Dauphin Carl und die Armagnacs, oder die orleansche Partei. Diese Trennung und die brittischen Feldherren, die Grafen von Sommerset, Warwick, Salisbury, Suffolk, Arundet, Talbot und Fastolfe, hatten fast ganz Frankreich von England abhängig gemacht. Der neunzehnjährige Dauphin behauptete sein Recht auf den Thron und ließ sich zu Poitiers als König Carl VII. krönen. Er besaß alle Eigenschaften, welche die Liebe und Theilnahme der Franzosen für ihn erregen konnten; nur fehlten ihm Standhaftigkeit und Entschlossenheit. Der Vertrag von Troyes war der Nation verhaßt. Sieben Jahre lang hielt sich Carl aufrecht, trotz aller Unfälle. Endlich blieb ihm fast nur Bourges und dessen Gebiet. Paris und das nördliche Frankreich bis an die Loire waren in englischer Gewalt. Salisbury belagerte Orleans seit dem 12. Oct. 1428, das Gaucour tapfer vertheidigte. Fiel es, so schien der junge französische König verloren. Diese Ansicht der Lage des Reichs mußte überall die Gemüther beschäftigen. Wer kann, wer wird unsern König retten? fragten ängstlich alle dem Könige ergebene Franzosen. Da lebte in den Thälern der Vogesen, an der alten Gränze von Lothringen, im Dorfe Dom-Remy, oder Dom-Remy la Pucelle an den Ufern der Maas, wo man noch jetzt das Bauernhaus zeigt, in welchem sie geboren seyn soll, Jeanne d'Arc, die Tochter ehrlicher und in ihrer Art wohlhabender Landleute. Mitten unter schlichten, furchtsamen und abergläubigen Menschen, die Schrecken und Kummer bei dem Unglücke des Vaterlandes in unruhiger Erwartung der Zukunft erhielten, trieb Johanne einsiedlerisch, still in sich gekehrt, die Geschäfe des Hauswesens, und führte zuweilen die Heerde auf die Triften. — Ihre Geschichte ist auf das

genaueste beurkundet. Die von De l'Averdy im 3ten Bande der Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. (Paris 1790. 4) aus 28 Handschriften über den Verdammungs- und Lossprechungsprozeß der Jeanne d'Arc bekannt gemachten Auszüge (s. auch das März- und Aprilheft der berlin. Monatsschrift, J. 1802) enthalten das Wichtigste. — Sie war ein Mädchen von feiner Organisation und ungewöhnlicher weiblicher Reizbarkeit. Diese wurde vielleicht durch den von ihrem Biographen aufgezeichneten Umstand erhöht, daß sie dem Naturgesetze ihres Geschlechts nicht unterworfen gewesen; und schon Dufresnoy bemerkt mit Recht, wie dieß, und die frühe Andacht und Inbrunst des Mädchens ihre Erscheinungen begreiflich machen könne. Jenes innige Gebet, die in sich gekehrte Beschauung, und die „weltüberwinde" Einsamkeit erklären sehr wohl die dämonische Stimme, welche in dem Innern der Jungfrau ertönte, und als sinnetäuschendes Gesicht vor sie hintrat. Während ihre Gespielinnen unweit der Quelle bei Domremy, unter dem Feenbaume, die schöne Maie genannt, le beau mai ou l'arbre des fées, der als ein altes druidisches Heiligthum in hundert Ueberlieferungen und Gespenstergeschichten spukte, allerlei Mädchenspiele trieben, sang oder tanzte Johanna schwärmerisch allein, und band Sträuße für die heilige Jungfrau, in der kleinen Capelle de Notre-Dame de Bellemont, zu welcher sie gewöhnlich Sonnabends wallfahrtete. Sie hat nirgends, am wenigsten in einem Wirthshause gedient. Die englischen Chronikschreiber haben aus Nationalhaß diese Thatsachen entstellt. So irrt auch Hume in Ansehung ihres Alters. Die schöne Johanna war 18 Jahr alt, als sie zum Dauphin nach Chinon in Touraine ging. Aufgefodert, wie sie erzählte, durch die Erscheinung ihrer Dame von Bellemont, Orleans zu entsetzen, und Carln zur Krönung nach Rheims zu führen, kam sie im Februar 1429 zu dem Gouverneur von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, der sie anfangs für besessen hielt und zweimal fortschickte, als sie aber zum dritten Male wiederkam, mit Empfehlungsschreiben nach Chinon sandte. Hier ließ sie der Dauphin zuerst durch den Bischof von Meaux und Jean Morin prüfen. Auch soll sie den Dauphin, der sich unter seine Höflinge mischte, sogleich erkannt, und ihm den Inhalt eines Gebets, das er zur Maria gethan, gesagt haben. Gewiß ist es, daß sie aufs neue zu Poitiers von sachkundigen Männern, Theologen und Parlamentsräthen, drei Wochen lang geprüft wurde. Hierauf ließ sie der Dauphin auch noch von seiner Schwiegermutter, und ihren Hofdamen insgeheim besichtigen; und diese sagten aus: qu'elle étoit entière et vraie pucelle. Nun erst gab man ihr an Danton, dem biedersten Mann am Hofe, einen beständigen Wächter und Waffenbruder, und die Erlaubniß, mit Dunois zum Entsatz von Orleans zu eilen. Von jetzt an erscheint sie, wie Friedrich Schlegel sagt, als der schönste Charakter, welchen die französische Geschichte aus der romantischen Mittelzeit aufzuweisen hat. Vom Kopfe bis auf die Füße gerüstet, in männlicher Kleidung, führte sie das Schwert und die heilige Fahne als Siegeszeichen dem Heere voran; aber weit entfernt von unweiblicher Grausamkeit oder Blutvergießen, ist sie selbst zwar mehrmals verwundet worden, hat aber eigenhändig nie getödtet oder Blut vergossen, noch ist, sagt Friedrich Schlegel (in seiner Geschichte der Jungfrau von Orleans aus altfranzösischen Quellen, Berlin 1802) andere irdische Neigung in ihr Herz gekommen, als die für das Vaterland, für den Abkömmling des heiligen Ludwig und für die heiligen Lilien. Auch bezeugen die Actenstücke, sowol wegen ihres Prozesses 1431, als bei der Revision desselben 1453,

die Thatsache, daß sie eigenhändig keine Feinde getödtet habe, weil sie nach ihrer zarten Gewissenhaftigkeit die Seelen der erschlagenen Engländer noch mehr beklagte, als ihre Leiber. Indeß scheint doch aus einigen Stellen des Lenglet Dufresnoy (Histoire de Jeanne d'Arc, Vierge, Héroine. Paris 1553 und Amst. 1759) zu folgen, daß sie nicht immer die Fahne trug, sondern auch von dem geweihten Schwerte, das sie aus der Katharinenkirche zu Fierbois, wo Niemand davon gewußt haben soll, holen ließ, wirklich Gebrauch machte. Die allgemein verbreitete Meinung von ihrer höhern Sendung, an welche sie selbst mit frommer Einfalt glaubte, brachte die außerordentlichsten Wirkungen hervor. Die Feldherren wußten durch sie, die offen und freimüthig, fest und beharrlich, ritterlich fromm und kühn, nur Ein Ziel im Auge hatte, das Heer zu begeistern, ohne darum stets ihrem Rathe zu folgen. Die erste Waffenthat gelang. Mit 10,000 Mann, unter dem Befehle von St. Severe, Dunois und La Hire, brach sie von Blois auf, und zog den 29sten April 1429 mit einer Zufuhr in Orleans ein. Durch kühne Ausfälle, wozu sie ermunterte, wurden die Engländer aus ihren Verschanzungen geschlagen. Suffolk hob daher die Belagerung auf, den 8. Mai 1429. Johanna eroberte hierauf mehrere von den Feinden besetzte Orte, und schlug sie den 18. Juni im Treffen bei Patay, wo General Talbot gefangen wurde, und selbst der tapfere Fastolfe, die Flucht ergriff. So wurde möglich, was vor drei Monaten noch unglaublich schien. Carl zog siegreich in Rheims ein. Bei der Salbung und Krönung am 17ten Juli, stand Johanna dem Könige zur Seite, in voller Rüstung und die Fahne in der Hand, vertrat die Stelle eines Connetable, und hielt das Schwert über den König. Hierauf wollte sie, nachdem ihr Auftrag vollbracht war, in ihre Heimath zurückkehren; aber man bewog sie zu bleiben. Ganz Frankreich erkannte Carln als König; Bedford konnte sich nur durch Waffenmacht und Klugheit behaupten. Er schlug im September den Angriff auf Paris ab. Hier wurde Johanna verwundet. Carl zog sich nach Bourges zurück. Er erhob jetzt die Jungfrau mit ihrer Familie in den Adelstand. Sie hieß zuerst Dalis, dann Dulis, endlich Dy Lys; ihr Wappenschild enthielt zwei goldene Lilien, und ein mit der Spitze in die Höhe gerichtetes Schwert, das eine Krone trägt. Indeß sammelte Bedford neue Kräfte. Burgund und Bretagne erkannten den in Paris gekrönten jungen König Heinrich VI. an. Die Engländer dringen aufs neue vor, und belageren Compiegne. Das Mädchen wirft sich hinein, wie in Orleans; aber bei einem Ausfalle, den 25sten Mai 1430, wird sie von den Burgundern gefangen. Man sagt, französische Offiziere hätten sie aus Neid, weil ihr Ruhm den ihrigen verdunkelt, in der Gefahr verlassen. Sie ergab sich dem Lyonnel Bastard von Vendome. Anfangs saß sie zu Crotoy, dann zu Beaurevoir. Als sie hört, daß sie den Engländern ausgeliefert werden soll (der König Heinrich hatte für sie 10,000 Livres gezahlt), will sie durch einen Sprung sich aus dem Thurme retten. So kommt sie, gefährlich beschädigt, in die Gewalt der Engländer. Auf Betrieb ihrer eigenen Landsleute ward ihr der Prozeß gemacht. Der Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, leitete ihn nach 12 Artikeln ein, und die Universität Paris verlangte ihre Hinrichtung. Als Zauberin und Ketzerin ward sie von der Kirche gerichtet. Ueber diese vermochte der weltliche Arm nichts. So entschuldigt Del Averdy die Unthätigkeit des Königs, welcher für die Heldin so wenig versuchte. Allein der leichtsinnige Carl zeigte in nichts beharrlichen Kraftsinn und Eifer. Nach viermonatlichem Gefängnisse ward die

schuldlose Schwärmerin, welche sich fest und standhaft vertheidigt hatte, und im Verhöre den heiligen Michael als den Engel nannte, dessen Stimme sie, als sie 15 Jahre alt gewesen, im Garten ihres Vaters gehört habe, und der stets ihr guter Begleiter gewesen sey, „ihres Umgangs mit höllischen Geistern und Zauberei wegen“ von den Inquisitoren zu Rouen zum Feuertode verurtheilt. Man führte sie den 24sten Mai zum Scheiterhaufen; da schien ihr Muth gebrochen. Sie unterwarf sich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte sie darauf zu ewigem Gefängnisse. Allein bald fand man Vorwände, sie als Rückfällige (relapsa) zu betrachten. Sie ward daher den 30sten Mai 1431 zu Rouen bei langsamem Feuer verbrannt und ihre Asche in die Seine geworfen. Sie starb mit Unerschrockenheit. Als man ihr vor dem Gange zum Holzstoße die Inquisitionsmütze aufsetzte, sagte sie zu ihrem Begleiter: Maistre, par la grace de Dieu, je serai ce soir en paradis. Die Sage, daß, als Johanna auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube in die Höhe gestiegen, erinnert an Herders schöne Legende von der Taube des Polycarpus. „Spotte nicht, schließt Herder,

des Bildes, das die Sage sich erschuf.
Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Muth!“

Theologen hatten sie verurtheilt, und unter diesen nur ein einziger Engländer, der Bischof zu Winchester. Schon 1450 und 1452 geschahen Schritte zur Revision des Prozesses. Im J. 1455 klagten Johanna's Verwandte auf Revision des Prozesses. Papst Calixtus III. übertrug sie dem Erzbischofe von Rheims, den Bischöfen von Paris und von Coutance, und einem Inquisitor. Diese sprachen den 7ten Juli 1456 das Urtheil: die 12 gegen sie aufgestellten Artikel seyen falsch, und erklärten die Jungfrau für unschuldig. Ihr Andenken wurde durch Denkmäler gefeiert. So lieset man unter dem Wappen ihrer Bildsäule auf dem Markte in Rouen:

Regia virgineo defenditur ense corona;
Lilia virgineo tuta sub ense nitent.

(Sicherer ist die Krone, beschirmt vom Schwerte der Jungfrau,
Unter der Jungfrau Schwert blühet der Lilien Pracht.)

Nach dem Bildnisse der Jungfrau, welches der Conservateur des Musée françois in Paris, Alexander Lenoir, auf dem Stadthause zu Orleans, wo sich auch eine Statue von ihr befindet, entdeckt und nach Paris ins Museum aux petits Angustins gebracht hat, muß sie sehr schön gewesen seyn. Ihre Züge sind sanft und schwärmerisch; sie haben das, was die Franzosen l'intérêt du calme nennen. Sie hat eine Togur mit Federn auf dem Kopfe, in beiden Händen hält sie das geweihte Schwert und ein Schild. (S. die Copie im Journal Lond. und Paris VII. 2.). Des Mädchens von Orleans berühmter historischer Name, dessen Johannes von Müller in seiner Geschichte der europäischen Menschheit nicht gedenkt, ist nicht weniger merkwürdig in der Geschichte der poetischen Literatur. Daher muß hier noch über die verschiedene Behandlung des epischen und romantischen Charakters dieses Stoffes etwas gesagt werden. Nachdem Chapelain, ein Zeitgenosse des Cardinals Richelieu, die Johanna d'Arc, wie Boileau sagt, in zwölfmal zwölfhundert schlechten Versen besungen hatte (über dessen Epopöe La pucelle siehe Halems Irene, eine Monatschrift 1802, März S. 255), unternahm Voltaire, schon im Jahre 1730,

das poetische Ungeheuer seines Vergnügens zu parodiren, und nach Shakespeare's Beispiel (im 1. Th. seines Heinrich VI.) die volle Schale seines unsaubern Witzes über den schon verrufenen Gegenstand auszugießen. So entstand das nur zu bekannte komische Heldengedicht, welches Mercier ein crime antinational nennt. Es erschien zuerst 1757 im Druck. Man höre über dasselbe Bouterweck in der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit VI. 359. Die erste poetische Reinigung dieses, von der Plattheit, und von dem schamlosesten Witze entheiligten Stoffes, versuchte ein Britte, Robert Southey, in seinem Heldengedichte, Joan of Arc, das aber den Leser kalt läßt. Desto glänzender war die Verherrlichung der Jungfrau durch unsern Schiller. Er hat mehr als Calixt III. gethan; er hat die edle, kühne Schwärmerin in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört, wieder eingesetzt. Ueber sein berühmtes Gedicht, das in der Geschichte der romantischen Poesie Epoche machen wird, die Jungfrau von Orleans, eine romantische Tragödie, von Schiller (zuerst als Almanach f. d. J. 1802, Berlin, bei Unger; dann in seinem Theater), findet man sehr feine Bemerkungen in der Allgem. Lit. Zeit. v. 1802, Nro. 15 u. 16. Das Lehrreichste darüber enthält die geistvolle critische Würdigkeit dieses Meisterstücks von Böttiger, in dem Taschenbuche Minerva v. J. 1812, welche die vierte Schaustellung aus der Galerie zu Schillers Gedichten, von Ramberg gezeichnet, begleitet. Mercier, der Herausgeber der französischen Uebersetzung dieses Schauspiels von Cramer (Paris 1802), nennt dasselbe eine Hymne zum Ruhme der Heldin, würdig der vollsten Bewunderung und Achtung ihrer Zeitgenossen. Er setzt hinzu: „Schillers dramatische Muse ist so, wie ich sie liebe, wie ich sie gern in Frankreich einheimisch sähe; denn wen sollte nicht die arme französische Melpomene jammern, welche eingekerkert und gebunden, ja geknebelt mit der schweren, eng zusammengezogenen Einheitskette der Zeit und des Orts, sich unaufhörlich den Kopf an den Wänden ihres engen Gefängnisses zerstößt?" Endlich verdient auch A. W. von Schlegels Urtheil über die verschiedene Darstellung dieses Gegenstandes von Shakespeare und Schiller (in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, Th. II. Abthl. II.) gehört zu werden; doch wird hier wenigstens seine Vorliebe für den Britten keinen Unbefangenen irre führen. K.

Jeddo (Yeddo), die Hauptstadt von Japan, liegt östlich von Niphon in einer Bay. Die Häuser daselbst haben, das Erdgeschoß abgerechnet, nur eine, oder höchstens zwei Etagen, und sind mit Handlungsläden versehen, welche das Erdgeschoß einnehmen. Der dortige Hafen ist so seicht, daß die Schiffe gezwungen sind, in einer Entfernung von 5 franz. Meilen vor Anker zu gehen. Der Palast des Kuba, (dessen Sitz Jeddo ist), der wie eine Festung erbaut ist, würde, da er 5 Stunden im Umfange hat, allein schon eine beträchtliche Stadt bilden. Es befindet sich ein Saal in demselben, der 600 Fuß lang und 300 Fuß breit ist. Die Säulen dieses Palastes sind von Cedern-, Campher- und anderm kostbaren Holze aufgeführt. Die Privathäuser sind von Holz, aber weiß angestrichen, so daß sie wie Stein aussehen. Da der Gebrauch der Tische und Stühle gänzlich unbekannt ist, so sitzt man allgemein, sogar der Kaiser, auf Matten und Teppichen.

Jefferson (Thomas), Präsident des Congresses der vereinigten Staaten von Nordamerika, ist in Virginien um das Jahr 1750 geboren, groß und hager von Gestalt, hat eine blühende Gesichtsfarbe, lebhafte feurige Augen, eine freundliche Miene und fast röthliches Haar.

Nachdem er das ganze Gebiet der Wissenschaften mit Eifer umfaßt und zu durchdringen gesucht hatte, widmete er sich der practischen Rechtsgelehrsamkeit, und zeichnete sich in derselben bereits so sehr zu seinem Vortheile aus, daß ihn der Staat von Virginien noch sehr jung zum Mitgliede der Gesetzgebung ernannte. Schon damals gab er durch öffentliche Schriften zu erkennen, daß er diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung mit Genie und Neigung vorzustehen im Stande sey. Während der Revolution, welche die vereinigten Staaten vom Mutterlande losriß, stieg er stufenweise zu immer höheren Aemtern. Er war während zweier Jahre, nebst Washington, Franklin, John Adams und Andern, Mitglied des berühmten Congresses, der damals die Revolution leitete. Hier schlug er mit Lee die Unabhängigkeitserklärung vor, beschleunigte mit Adams die Verhandlung darüber, entwarf die Constitution derselben, betrug sich als Gouverneur von Virginien, zur Zeit der Einfälle von Cornwallis und Arnold, mit Würde und seltener Standhaftigkeit, erfüllte von 1788 — 1789 nach dem Frieden, als erster Botschafter am französischen Hofe, die Pflichten dieses ausgezeichneten Postens mit Treue und Geschicklichkeit, und war endlich, als Staatssecretär, die Ursache der entscheidenden Sprache, welche Nordamerika führte, als England 1792 die damalige politische Schwäche der vereinigten Staaten mißbrauchen wollte. Hierauf legte Jefferson seine Stelle nieder, ward kurz nachher als Vicepräsident an die Spitze der Regierung gestellt, zog sich jedoch abermals von diesem Posten in den Privatstand zurück. Die Parteisucht, welche damals in der Verwaltung der amerikanischen Staaten herrschte, und der sich Jefferson widersetzte, war Ursache, daß man ihn von nun an als den Chef der Opposition betrachtete. In Folge der Erbitterung, welche hieraus auf beiden Seiten entstand, beschuldigte man ihn, er wolle die Constitution stürzen und sich als Tribun an die Spitze des Volks stellen. Doch fiel das Falsche einer solchen Beschuldigung nur zu deutlich in die Augen, und daher kam es, daß man Jefferson am 17ten Febr. 1801 an Adams Stelle, und am 17ten Febr. 1805 zum zweiten Male zum Präsidenten des Congresses ernannte, welchen Posten er jedoch nur bis 1809 bekleidete, wo Madison an seine Stelle erwählt wurde. Jefferson hatte schon früher erklärt, er wolle sich nach Ablauf seiner Präsidentschaft von allen öffentlichen Geschäften gänzlich zurückziehen. Seine wichtigsten literarischen Werke sind: Summarische Uebersicht der Rechte des englischen Amerika, 1774; Bemerkungen über Virginien, 1781; Entwurf einer Fundamentalconstitution, 1783; Hypothese, daß die Völker Asiens von den amerikanischen Indianern abstammen, 1789; und Botschaften an die beiden Häuser des Congresses.

Jehova nannte Moses bei seiner Gesetzgebung den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, und gab seinem Volke dadurch die erhabene Idee des Bleibenden und Unveränderlichen. Denn Jehova bedeutet im Hebräischen Den, der da ist, war und seyn wird, den allein Beständigen. Auffallend stimmt mit dieser Bedeutung die berühmte Inschrift des Isistempels überein: Ich bin Alles, was war, ist und seyn wird, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gehoben. In wieweit aber Jehova mit dem ägyptischen Ino verwandt sey, und ob Moses die Idee des ewigen Gottes den ägyptischen Mysterien verdankt, oder ob diese sie von der Religion der Hebräer angenommen haben, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Nur so viel ist erweislich, daß der Mosaismus sich durch die Reinheit seiner Gottesidee vor allen

Volksreligionen des Alterthums auszeichnete. Jedes Idol, oder Sinnbild Jehovas, war darin ausdrücklich verboten. Als der unsichtbare Schutzgott und König des Hauses Israel sollte er durch Gehorsam gegen seine Vorschriften, und pünktliche Beobachtung der in seinem Namen von Moses angeordneten Gebräuche verehrt werden. Jedoch brachte es die Beschaffenheit dieses religiösen Particularismus eben so sehr, als die Beschränktheit der hebräischen Cultur mit sich, daß die Poesie und der Volksglaube das Wesen des Unanschaubaren durch anthropopathische Bilder versinnlichte, seine Gegenwart in Flammen und Wolken, seine Wohnung in der heiligen Bundeslade, und daher seit dem davidischen Zeitalter seinen Sitz ausschließlich im Tempel auf dem Berge Zion fand. Diese dürftigen Volksbegriffe wurden zwar nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil durch den Einfluß der Philosophie und des Christenthums allmälig aufgeklärt, allein der Glaube an eine besondere Gunst und Parteilichkeit Gottes für ihr Volk, wird den Juden, so lange sie den historischen Grund ihrer Religion anerkennen, immer eigen bleiben. Auch fassen sie die Bedeutung des Namens Jehova am liebsten in dem Sinne auf, daß Gott ihnen sey und seyn werde, was er ihren Erzvätern war. E.

Jemappe, s. Gemappe.

Jena, eine sachsen-weimarsche Stadt in Thüringen, am Einflusse der Leuthra in die Saale, in einem romantischen Thale gelegen, mit etwa 6000 Einwohnern, und einem Schlosse, worauf nach des Herzogs Wilhelm von Weimar Tode (1662), dessen vier Söhne das Land unter sich theilten, bis 1690 eine eigene, von Bernhard II. gestiftete, aber schon in dessen Sohne, Johann Wilhelm, erloschene Seitenlinie residirte, nach deren Aussterben Weimar und Eisenach den jenaischen Landesantheil unter sich theilten. Berühmt ist Jena wegen seiner Universität, welche viele der berühmtesten Gelehrten Deutschlands unter ihren Lehrern (in der neuern Zeit z. B. den Theologen Griesbach, die Philosophen Reinhold, Fichte, Schelling, Oken, Luden) und Zöglingen zählt, und wegen der damit zusammenhängenden gelehrten und wissenschaftlichen Anstalten. Sie ist ein Eigenthum sämmtlicher ernestinischer Häuser, bis auf Hildburghausen, das sich seines Antheils begeben hat; Weimar besitzt die Hälfte, Gotha ein Viertel, Meinungen $3/16$ und Coburg $1/16$. Gestiftet wurde sie, nachdem die ernestinische Linie Wittenberg verloren hatte, von Johann Friedrich im J. 1548, und eingeweiht nach dessen Tode 1558. Die Zahl der Studirenden belief sich in frühern Zeiten wol auf einige 1000; vor dem J. 1806 betrug sie noch 600, verminderte sich gleich darauf sehr, ist aber jetzt wieder im Zunehmen. Sehr beträchtlich ist die Universitätsbibliothek, welche durch die budersche, und in neuerer Zeit durch die büttnersche Sammlung ansehnlich vermehrt worden. Ferner nennen wir das Hebammeninstitut, die trefflichen klinischen Anstalten, das anatomische Theater, die Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente und Modelle, das Museum und Mineraliencabinett, welches letztere hauptsächlich aus der walchschen, und ehemals zu Weimar befindlichen herzogl. Sammlung besteht, und zu fernerem Anwachs Fonds besitzt. Noch sind in Jena zwei Spruchcollegia, eine Juristenfacultät und ein Schöppenstuhl; eine Superintendentur und eine lateinische Schule, auch mehrere gelehrte Gesellschaften, nämlich eine lateinische, eine deutsche und eine mineralogische. — Der in der Nähe gelegene Fuchsthurm ist der Ueberrest des alten Schlosses Kirchberg auf dem Landgrafenberge, welcher bisher auch der Napoleonsberg genannt wurde.

Jena (Schlacht bei). Durch den Ausgang des Gefechts bei Saalfeld am 10. Oct. 1806, war die preußische Armee in ihrer linken Flanke umgangen, und, durch die hierauf, mit reißender Schnelligkeit erfolgenden Bewegungen der Franzosen, nach zwei Tagen die Stellung der beiderseitigen Heere so verändert worden, daß die Preußen den thüringer Wald, die in zwei großen Linien heranrückenden Franzosen aber auf ihrem rechten Flügel, die Elbe im Rücken hatten. Naumburg, Jena, Kahla, waren die Punkte der ersten französischen Linie an der Saale, während die zweite längs der Elster und von Zeitz bis Neustadt und Schleiz sich ausdehnte; in Gera war des Kaisers Napoleon Hauptquartier, gedeckt von den Garden und dem Corps des Marschalls Soult. Napoleon hatte beschlossen, eine entscheidende Schlacht zu liefern, und bis zum 14. Oct. früh waren seine Vorbereitungen dazu vollendet; die Höhen von Jena waren zu dem furchtbaren Schauspiele ausersehen, und die Franzosen so glücklich, diese Höhen zu besetzen, deren Wichtigkeit von preußischer Seite nicht früh genug schien anerkannt worden zu seyn. Während die französischen Corps aus ihren Stellungen dem Schlachtfelde entgegenzogen, war Napoleon in Gera geblieben, von wo aus er die Bewegungen leitete. Am 13. Oct. aber brach auch er auf; Nachmittags 2 Uhr desselben Tages traf er in Jena ein, und recognoscirte sogleich, von einer der schon besetzten Höhen aus, die Stellungen seines Gegners. Unter seiner Aufsicht ließ er durch ein wildes Defilée, das Rauchthal genannt, zwischen Jena und Zwätzen, einen Weg bahnen, um Artillerie auf die oft sehr steilen Höhengipfel bringen zu können; die ganze Nacht hindurch wurde gearbeitet. Von seiner Fußgarde umgeben, vor sich das Corps von Lannes, bivouacquirte Napoleon auf jener Höhe, die nachmals den Namen „Napoleonsberg" erhielt; rechts und links um ihn her war die Armee bei dunkler Nacht in vollem Marsche. Von dem Allen wußte man im preußischen Hauptquartiere nichts, oder doch nur sehr wenig, und auch dieß Wenige nur höchst unbestimmt; man war so ohne alle Kundschaft, daß der König befahl, einige Gefangene zu machen zu suchen, um von diesen über Stärke und Stellung des Feindes etwas zu erfahren. Schon in dem Artikel Auerstädt ist gesagt worden, daß durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände und falscher Maßregeln, das große preußische Heer, noch ohne Schlacht, bereits so zertheilt gewesen sey, daß ein Theil desselben zwischen Jena und Vierzehnheiligen (einem altenburgischen Dorfe) unter dem Fürsten Hohenlohe, der andere bei Auerstädt, unter dem Herzoge von Braunschweig gestanden habe, ohne mit einander in directer Verbindung zu seyn. Ein Raum von vier Stunden war zwischen beiden Heeresabtheilungen, welche so wenig von einander wußten, daß der König von Preußen erst in Sömmerda das Schicksal der hohenlohischen Armee erfuhr. So war es möglich, daß in dieser unbedeutenden Entfernung von einander zwei Schlachten zu gleicher Zeit geliefert und verloren werden konnten. Während nämlich Davoust die Armee des Königs bei Auerstädt beschäftigte und schlug, wurde der Fürst Hohenlohe von Napoleon selbst bei Jena und Vierzehnheiligen geschlagen. Als Hohenlohe (bei welchem das sächsische Hülfscorps sich befand) am Morgen des 14. Oct. sich endlich überzeugte, daß er einer Schlacht nicht ausweichen konnte, entschloß er sich selbst zum ersten Angriff. Indem er sich den Angriff auf die Fronte des Feindes vorbehielt, beorderte er den General Holzendorf (bei Rödchen), in dessen rechter Flanke, und den noch einige Stunden entfernten General Rüchel, als

Reserve in der linken feindlichen Flanke (bei Isserstädt und der sogenannten Schenke) zu operiren. Ein dichter Nebel bedeckte das Schlachtfeld; die Heere, die sich schlagen wollten, sahen weder sich, noch ihre Batterien. Doch begann früh 5 Uhr der Angriff der preußischen Cavalerie vom rechten Flügel; sie wurde zurückgedrängt und gerieth in das Kartätschenfeuer ihrer eigenen Batterie von Wolframsdorf. Da wendete sie sich, durch einen braven Offizier aufs neue ermuthigt, abermals gegen den Feind, der aber in diesem Augenblicke, durch die Eroberung der preußischen Batterie Steinwehr, einen bedeutenden Vortheil errang; man konnte dort nichts erreichen. Doch war nun unterdeßen der Aufmarsch der Preußen vollendet; auf deren ganzen Linie stand man im Gefecht, das mit jeder Minute in den walzenden Nebelwolken heftiger wurde. Ueber die rauchenden Trümmern des brennenden Dorfes Vierzehnheiligen ging der Marsch der Preußen, die in der That mit Muth und Glück jetzt vordrangen. Der Augenblick des Sieges war für sie erschienen, ein Generalangriff der ganzen Armee konnte der Schlacht dieses Tages eine andere Wendung geben; aber vergebens sah sich Hohenlohe, der bis jetzt allein gekämpft, und der den großen Moment erkannte, nach Holzendorf und Rüchel um. Schon 4 Stunden hatte man gefochten; es war 9 Uhr. Jetzt, nach gefallenem Nebel, sah man die Vortheile und Gefahren; Boten flogen den beiden säumenden Generalen entgegen; noch 4 Stunden hielt Hohenlohe aus; seine Reihen wurden immer dünner, je mehr die Franzosen frische Kräfte entwickelten. Es schlug 1 Uhr, als zwei neue französische Colonnen (vom Corps des Marschall Ney) auf dem Kampfplatze ankamen; die Richtung ihres Marsches entschied schon die Schlacht. Während die Eine in der linken Flanke der Preußen erschien, marschirte die Andere ihnen im Rücken; ihre Artillerie trug tausendfachen Tod in die Glieder der schon ermatteten Preußen und Sachsen. Da befahl Hohenlohe den Rückzug, der unter dem rühmlichen Schutze des Regimentes Graf Henkel und des sächsischen Bataillons aus dem Winkel angetreten wurde. Doch zu groß war schon die Unordnung; die Truppen verwirrten sich unter einander, indem sie die Gefahr sahen, eingeschlossen zu werden, und ihre linke Flanke immer mehr und mehr umgangen wurde. In diesem Augenblicke zeigte sich Rüchel, der über Capellendorf herankam, auf der Höhe des Sperlingsberges. Der Obrist Massenbach mußte ihm den Befehl bringen, den Rückzug zu decken. Doch dieß war dem stolzen Rüchel nicht genug; die Schlacht entscheiden wollte er; er marschirte zum Angriff. Aber französische Kartätschen begrüßten mörderisch seine linke Flanke, Napoleons Reserve aus dem Centrum stürzte sich noch wüthender über die noch stehenden Bataillone her, eine gefährliche Verwundung warf den verwegenen Rüchel selbst zu Boden. Die allgemeine Flucht war nun entschieden, deren Richtung theils nach Weimar, theils nach Naumburg ging. Auf dem Wege nach Weimar begegneten sich die Fliehenden aus beiden Schlachten (Auerstädt und Jena), die in der That sich selbst überlassen waren, indem die meisten Hauptanführer, Schmettau, Rüchel, Möllendorf und der Herzog von Braunschweig Wunden erhalten hatten, die sie zum augenblicklichen Commando unfähig machten. Darin lag vorzüglich der Grund, daß der materielle Verlust der Geschlagenen so ungeheuer war; 200 Kanonen, 60 Fahnen und Standarten, 30,000 Gefangene, worunter 20 Generale, und gegen 20,000 Todte und Verwundete wurden am folgenden Tage von den Siegern gezählt, deren Verlust aber gewiß auch größer als 4100 Todte und Verwundete gewesen seyn mag, wie der franzö-

sische Bericht ihn angibt. So ging die Schlacht bei Jena verloren, wie die bei Auerstädt *), größtentheils aus Mangel an Einheit des Willens, — und alle Anstrengungen scheiterten, wenn man dem Urtheile so manches gewichtvollen Augenzeugen trauen darf, theils an Unkenntniß, theils an Ungeübtheit, theils an Mißtrauen und an der Eifersucht der Befehlshaber unter einander: daher es wol erklärlich ist, daß, während die Franzosen in vollen Magazinen und bei geübtem Requisitions-Talente schwelgten, die Preußen auf befreundetem Boden hungerten, als sie in die Schlacht gehen sollten, daß Hohenlohe sogar drückenden Mangel an Munition litt, und die Sachsen, ihr Schicksal ahnend, sich ihrer Verbindung mit den Preußen nicht freueten, besonders als ihnen Napoleons Proclamation bekannt geworden: und daß, was das Schlimmste war, die Unterbefehlshaber die Befehle des Oberfeldherrn nicht achteten, ja daß ein Rüchel es wagen konnte, auf eigene Hand zu operiren. Erfurts Capitulation, die Trennung der Sachsen von den Preußen und die Auflösung der preußischen Armee, die nur noch ein formirtes, ungeschlagenes Corps (das des Herzogs von Weimar) aus Sachsen mitnahm und nun hinter die Oder retirirte, um dort sich wieder zu bilden und mit den langsam heranziehenden Russen zu vereinigen, waren die nächsten Folgen dieser unglücklichen Schlacht, in welcher Preußen an Ruhm und Ländern verlor, um nach sieben traurigen Jahren beide um so glänzender wieder zu gewinnen. J.

Jenner, Eduard, Arzt zu Berkley im Gloucestershire in England, als Erfinder oder wenigstens Verbreiter der Kuhpockenimpfung berühmt; geboren 1749. Er beschäftigte sich seit 1794 mit Untersuchungen über die Kuhpocken, und gab 1798 die erste Schrift darüber in London heraus, welche durch Ballhorns Uebersetzung 1799 auch in Deutschland bekannt wurde. Jenner hatte vielen Personen, welche theils vor mehreren Jahren, theils erst kurz vorher die Kuhpocken ausgestanden hatten, die Kinderblattern einzuimpfen versucht, ohne daß sie selbige bekamen. Um sich von der Wirksamkeit der Blatternmaterie von den Kinderblattern zu überzeugen, impfte er auch andern Personen, welche weder Kuhpocken noch Kinderblattern gehabt hatten, die nämliche Materie ein, und sie bekamen auch richtig die Kinderblattern. Auch hatte er seit 1796 vielen Personen die Kuhpocken eingeimpft, um an den Menschen den Verlauf derselben genau zu beobachten. Wurde diesen nachher von der Materie der Kinderblattern eingeimpft, so bekamen sie letztere Krankheit nicht. Von diesen fortgesetzten Versuchen gab Jenner 1799 in einer zweiten Schrift Nachricht. Die Zahl derer, die er impfte, vermehrte sich in kurzer Zeit so sehr, daß er bald an 6000 derselben zählte, von denen keiner von den Kinderblattern angesteckt wurde. Er machte auf die Vortheile der Einimpfung der Kuhpocken, auf die Gefahrlosigkeit der dadurch entstandenen Krankheit, ihre Gelindigkeit, ihre Eigenschaft, sich nicht weiter durch Ansteckung zu verbreiten, und auf die Sicherung eines Jeden, der sie ausgestanden hat, gegen die Ansteckung von den gewöhnlichen Kinderblattern, durch diese Schriften aufmerksam. Er machte aber auch bei seinen vielfältigen Versuchen bald die Erfahrung, daß es auch falsche Kuhpocken gebe, deren Gestalt und Verlauf von dem der ächten abweiche, und welche die Vortheile der ächten vorzüglich der Sicherstellung vor den Kinderblattern, nicht gewährten. Er suchte daher die Unterschei-

*) Die Franzosen unterscheiden diese beiden Schlachten nicht, sondern fassen sie in dem Namen „Schlacht von Jena" zusammen.

bungszeichen der ächten und falschen Kuhpocken genau zu bestimmen. In einer 1800 von ihm herausgegebenen, dritten Schrift über die Kuhpocken bestätigte er mit eigenen und anderer Aerzte Beobachtungen die gerühmten Vorzüge der Impfung der Kuhpocken. Von der großen Anzahl der Geimpften waren mehr als 3000 mit Materie von Kinderblattern ohne Erfolg geimpft worden. Frühzeitig verbanden sich mit Jenner mehrere Aerzte zu weitern Versuchen und Impfungen. Besonders zeichneten sich Woodwille und Marshall, Jenners Freunde, Pearson und einige Andere aus. Durch die ausgebreitetste Correspondenz, nicht nur nach Deutschland, sondern nach ganz Europa, ja auch in die andern Welttheile, besonders nach Amerika, verbreitete Jenner jene Erfindung in unglaublich schneller Zeit. Ja der französische Weltumsegler Baudin brachte sie auch auf die Inseln des Südmeers. In London selbst wurde schon 1799 eine öffentliche Impfanstalt errichtet, welche an mehrern Orten Nachahmung fand. Jenners großes Verdienst wurde auch allenthalben, besonders in England, gehörig geschätzt; unter mehreren andern Ehrenbezeigungen, die ihm widerfuhren, bekam er im J. 1804 von dem Gemeinderath der Stadt London das Bürgerrecht in einer goldenen Kapsel, welche auf 600 Pfund Sterling geschätzt wird, zum Geschenk, sein Name und Bild ward durch Schaumünzen gefeiert, und das Parlament bewilligte ihm zweimal eine Belohnung von 12,000 Pf. St. Man versichert aber auch, daß seine Correspondenz allein ihn mehrere 1000 Pf. St. gekostet habe. Es wurde eine Gesellschaft zur Beförderung der Ausbreitung der Kuhpocken in ganz Großbrittannien gestiftet, die den Namen königlich=jennersche Societät führen durfte, für deren Patron sich der König selbst, und als Patronin die Königin, erklärte, und an welcher der Prinz und die Prinzessin von Wallis, so wie auch mehrere Herzöge und andere Große des Reichs Antheil nahmen. (Das Weitere s. in dem Art. Kuhpocken.) Der Allgem. Anzeiger v. J. 1815 Nr. 126 schreibt die Erfindung der Kuhpockenimpfung einem Deutschen zu. H.

Jenny=Maschinen heißen die berühmten Maschinen, welche Baumwolle spinnen, und gegen das J. 1775 von Richard Arkwright erfunden worden sind. Als dieser ein Patent auf seine Erfindung nahm, nannte er sie nach seiner Frau Jenny=Maschine, und späterhin, nachdem er dieselbe noch verbessert hatte, Jenny=Mule (Bastard=Jenny), von Mule, Maulthier. Diese künstliche Erfindung, Baumwolle zu spinnen, besteht aus vier Maschinen, der Kratzmaschine (Carding mill), welche die Wolle reinigt und ihr die Form eines Tuchs gibt; der Streichmaschine (Drawing mill), welche die Reinigung der Wolle vollendet, und diese in eine wurstartige Form bringt; der Vorspinnmaschine (Bowing mill), auf welche die Wolle, nachdem sie vorher in der Laterne noch mehr verdünnt und auch etwas gedreht worden ist, aufgespult und solcher Gestalt zum Spinnen fertig gemacht wird, und der eigentlichen Spinn=Maschine, einer aus vielen Spindeln bestehenden Vorrichtung, auf welcher, vermittelst eines bewunderswürdigen Mechanismus, welchen nur wenige Hände zu leiten brauchen, die Wolle alsdann zu Garn gesponnen wird. Die Spinn=Maschine ist eigentlich wieder doppelter Art: die eine liefert das Garn (Twist), und die andere das Einschlaggarn (Weft). Letztere soll eigentlich nur den Namen Jenny=Maschine führen. Die Bewegung aller dieser Maschinen geschieht entweder durch ein großes Wasserrad, oder auch durch eine Dampfmaschine.

Jeremias, der zweite unter den großen Propheten des alten Testaments, aus einem edeln jüdischen Priestergeschlechte, erfüllte in der traurigsten Periode des Reiches Juda, unter den letzten vier Königen desselben bis zum babylonischen Exil, also über 40 Jahre lang, den prophetischen Beruf mit anhaltender Geduld und Treue. Aber vergeblich erschöpfte er sich in Lehren, Bitten und Warnungen, das entartete Volk zur Gottesfurcht und Ergebung in sein Schicksal zu bewegen; ein beständiger Druck, unter dem er nur seufzen konnte, Mißhandlungen, Kerker und Todesgefahren waren sein Lohn. Nach der Zerstörung Jerusalems ehrte ihn jedoch Nebukadnezar, da alles Volk in die Gefangenschaft abgeführt wurde, als den edelsten seiner Nation, durch die Erlaubniß, sich seinen Aufenthalt selbst wählen zu dürfen. Der alte Prophet blieb bei den Trümmern der heiligen Stadt, und fuhr fort, die noch zurückgebliebenen Juden durch Rath und Lehre zu leiten, und als sie endlich, den Bedrückungen der Statthalter zu entgehen, nach Aegypten flohen, begleitete er sie und starb in Aegypten hochbetagt. Schon unter der Regierung Jojakims hatte er angefangen, seine Lehren und Orakel von seinem Schreiber Baruch aufzeichnen zu lassen. Sie sind, so weit wir sie im Canon des A. T. besitzen, Zeugen der glühendsten Vaterlandsliebe und des unerschütterlichsten Vertrauens auf den Gott der Väter, aber auch deutliche Beweise, wie sehr der Geist dieses Propheten durch sein und seines Volkes Unglück gelähmt und niedergedrückt war. Nur in den Weissagungen gegen auswärtige Staaten erhebt sich sein Ausdruck zu einiger Stärke, sonst ist sein Ton sanft wie sein Charakter, und traurig, wie die Zeit, in welcher er lebte. Er sah den Untergang Judas mit Bestimmtheit voraus und beweinte ihn auf den Trümmern von Jerusalem. Die Frucht dieses Schmerzes sind seine Klagelieder (daher der Name **Jeremiaden**), Elegien voll rührender Wehmuth und frommer Ergebung, die durch ihren schönen, harmonischen Bau an eine bessere Periode der hebräischen Dichtkunst erinnern. E.

Jericho war eine nicht unbedeutende Stadt im alten Judäa, in einer Ebene, nordöstlich von Jerusalem, westlich vom Jordan, wegen ihrer Balsamgärten, Palmen- und Rosenwäldchen, besonders im salomonischen Zeitalter ausgezeichnet und blühend durch den Handel mit Balsam und Gewürzen. Sie war der Schlüssel zu Palästina, und wurde daher von den Israeliten, welche unter Josua über den Jordan gegangen waren, um Palästina zu erobern, nachdem sie vorher Kundschafter dahin abgeschickt hatten, zuerst angegriffen und am siebenten Tage, nach einer Sage auf wundervolle Art, erstürmt, und vernichtet, jedoch späterhin wieder aufgebaut. An ihrer Stätte steht jetzt das Dorf Rihha, die Gärten und Wäldchen sind verschwunden, nur der Balsambaum wird noch abgewartet. In unsern Gärten erinnert an diese Stadt ein rankenartiges Gewächs mit einer wunderbar gestalteten, wohlriechenden Blume, die wir die **Rose von Jericho** nennen. Wahrscheinlich wurde sie zu den Zeiten der Kreuzzüge von da her zu uns verpflanzt. E.

Jersey, eine Insel in dem brittischen Meere, der westlichen Küste der Normandie gegenüber, gehört den Engländern und wird von zwei Schlössern beschützt, deren eins das Fort Elisabeth, das andere Montorgueil heißt. Städte sind: St. Helier, die Hauptstadt, und St. Aubin mit einem guten Hafen. Die Viehzucht und der Fischfang an den Küsten sind beträchtlich; Getreide und die übrigen Lebensmittel erhält die Insel jedoch von England. Die zahlreichen

Einwohner, die sich auf 20,000 erstrecken und sämmtlich lutherisch sind, nähren sich von Verfertigung gestrickter Strümpfe, Mützen rc., vom Fischfang, von der Seefahrt und vom Schleichhandel an der nahen französischen Küste, und werden in Kriegeszeiten dem französischen Handel auch durch ihre häufigen Kaperschiffe gefährlich. Sie reden noch größtentheils Französisch, sind aber Engländer mit allen Vorrechten der Nation, obwol sie keine Repräsentanten im Parlamente haben. Es residirt ein königlicher Gouverneur auf der Insel.

Jerusalem, Abt, Johann Friedrich Wilhelm, wurde am 22. Nov. 1709 zu Osnabrück in Westphalen geboren, wo sein Vater Superintendent war. Seine vorzüglichen Anlagen verriethen und entwickelten sich schon früh. Kaum sechzehn Jahre alt, bezog er, mit allen nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, im J. 1724 die Universität zu Leipzig, wo er sich mit dem unverdrossensten Fleiße dem theologischen Studium widmete. In seinem 21sten Jahre kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst unternahm er eine Reise nach Holland, wo er noch einige Jahre zu Leiden studirte, und darauf zwei Edelleute auf die, eben damals neu errichtete, Universität nach Göttingen führte. Nachdem er hier drei Jahre zugebracht hatte, unternahm er eine Reise nach London, von welcher er im J. 1740 nach Deutschland zurückkehrte und vom damaligen Herz. von Braunschweig zum Hof- und Reiseprediger, so wie zum Lehrer und Erzieher des damals siebenjährigen Erbprinzen (des nachmals als Feldherr berühmt gewordenen Carl Wilhelm Ferdinand) ernannt wurde, welche ehrenvolle Stelle er im J. 1742 wirklich antrat. In einer Unterredung mit dem Herzoge über Schulwesen und Verbesserung desselben äußerte er seine Gedanken über die Anlegung eines Instituts, welches die bisherige Lücke zwischen den Schulen und Akademien ausfüllen, und jungen Leuten, die nicht zum eigentlichen Studiren, sondern für den Militärstand, den Hof, oder ein unabhängiges Privatleben bestimmt wären, die ihnen nöthige Unterweisung und Sittenbildung verschaffen könnte. Der Herzog fand seine Ideen so interessant, daß er die Ausführung desselben beschloß. Und so entstand, nach einem von Jerusalem entworfenen Plane, das nachmals so berühmt gewordene Collegium Carolinum zu Braunschweig, welches sich nicht allein durch die musterhafte Bildung von Jünglingen aus allen Nationen ausgezeichnet hat, sondern auch durch seine Lehrer, Jerusalem selbst, Ebert, Gärtner, Schmidt, Eschenburg und Andere, welche sich späterhin sämmtlich als die ersten Gelehrten und Literatoren Deutschlands gezeigt haben, im In- und Auslande berühmt geworden ist. Außer dem Collegium Carolinum hat ihm die Stadt Braunschweig auch die Gründung ihres Armenwesens zu verdanken. Nach und nach ward er nun von dem dankbaren Herzoge zum Probste der Klöster St. Crucis und Aegidii, im J. 1749 zum Abt von Marienthal, und endlich 1752 zum Abt des Klosters Riddagshausen, in der Nähe von Braunschweig ernannt. Den Ruf eines Canzlers der Universität zu Göttingen lehnte er aus Anhänglichkeit an das braunschweigische Haus ab, und ward dafür 1771 zum Vicepräsidenten des Consistoriums zu Wolfenbüttel ernannt. Dieser vortreffliche, durch unerschütterliche Herzensgüte und eminente Gelehrsamkeit ausgezeichnete Mann, dessen Andenken noch jetzt die Einwohner von Braunschweig segnen, hätte verdient, auch in seiner Familie ohne Kummer zu leben. Doch hatte das Schicksal es anders beschlossen: noch am Abend seines Lebens sollte er das Unglück erleben, daß sein innigst geliebter Sohn, der zu Wetzlar die Rechte ausübte,

sich in einer melancholischen Stunde durch einen Pistolenschuß des Lebens beraubte. Dieses traurige Ereigniß gab Göthen den Grundstoff zu seinen Leiden des jungen Werther. Nachdem er sich darauf von diesen und andern harten Schicksalsschlägen mit männlichem Muthe emporgerichtet, und seinem ausgebreiteten Wirkungskreise die gewohnte Thätigkeit noch in später Zeit gewidmet hatte, entschlummerte er am 2ten Sept. 1789 im achtzigsten Jahre seines Lebens mit Heiterkeit und ruhiger Hingebung. Jerusalem stand als Theolog, Denker und Gelehrter unter seinen Zeitgenossen auf einer Stufe, die nur Wenige erreichen: nicht minder groß war er jedoch von Seiten seines Herzens und Charakters. Noch jetzt bezeichnet sein Name den Braunschweigern einen Mann von vortrefflichem Herzen. Zu seinen vorzüglichsten Schriften gehören: Predigt-Sammlungen, 2 Thle. Braunschweig, 1788—1789; Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion, Braunschweig, 1785, denen 1795 ebendaselbst ein zweiter Theil folgte.

Jerusalem (hebr. Erscheinung des Friedens), ehemals die Hauptstadt in Judäa, und eine der größten und prächtigsten Städte des Morgenlandes. Sie stand auf vier Hügeln, davon Zion, mit der Burg, in welche David die Residenz verlegte, gegen Süden, der Hügel Acra gegen Nordwesten, Moria mit dem Tempel Zion gegen Norden, gegen Osten der Hügel Bezotha oder Cainopolis lagen. Hinter letztern und Moria floß der Kidron, und darüber hinaus lag der Oelberg, Acra gegen Norden der Golgatha. Unter dem Könige Zedekias nahm Nebucadnezar Jerusalem ein, und zerstörte den Tempel (606 v. Chr.). Nehemia (welcher gegen 445 v. Chr. zurückkehrte), baute seine Mauern wieder auf. In das J. 70 nach Chr. fällt die große Zerstörung Jerusalems durch die Römer unter Vespasian. Im siebenten Jahrhunderte kam es unter arabische, dann unter türkische Herrschaft. 1099 wurde es von den Kreuzfahrern belagert und am 15ten Juli erstürmt. Gottfried von Bouillon, einer der ersten Helden, welcher in die hartnäckig vertheidigte Stadt gedrungen war, wurde am 18ten Julius zum Könige von Jerusalem erwählt. (Tasso's befreites Jerusalem verherrlicht diesen Stoff). Wie es wieder unter die Herrschaft der Türken gefallen, siehe in dem Art. Kreuzzüge. Jerusalem gehört gegenwärtig zum türkischen Paschalik Damask, und erinnert nur durch Ruinen an seine vormalige Pracht und Größe. Die Gegend umher hat mit ihren kahlen Kreidefelsen und Sandbergen, die über unangebauten, steinigten Thälern hervorragen, ein ödes, trauriges Ansehn; da ist kein Gras, kein Getreidefeld, kaum hier und da eine einsame Ceder. Das längliche Viereck, das die mit festen Thürmen bewehrten Ringmauern bilden, umschließt noch die vier Hügel, auf denen das alte Jerusalem gebauet war. Die 20,000 Einwohner, Türken, Christen und Juden, leben fast nur vom Rufe der Heiligkeit dieser Stadt, jedoch wird der Erwerb durch die Seltenheit frommer Pilgerschaften und Spenden immer spärlicher, und der türkische Druck läßt keinen Wohlstand aufkommen. Die Denkmäler, welche der heil. Stadt ein welthistorisches Interesse geben, theilt Chateaubriand mit Recht in 6 Classen ein, die zugleich die verschiedenen Epochen ihrer Geschichte bezeichnen: 1) die althebräischen, 2) die griechischen und römischen vor Christo, 3) die römischen und byzantinisch-griechischen aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, wo Jerusalem Aelia capitolina hieß, 4) die arabischen und maurischen, 5) die gothischen aus der Zeit des, durch die Kreuzzüge gestifteten, fränkischen Königreichs Jerusa-

lem, und 6) die türkischen. Leben und Bedeutung kann die Schilderung dieser Denkmäler nur im Zusammenhange mit der Geschichte des Landes haben, daher wir in Rücksicht derselben auf den Art. Palästina verweisen. Die Araber nennen Jerusalem jetzt noch el-Cods, d. h. die Heilige, die Juden ehren es als den Mittelpunkt ihrer Heimath und den Sitz ihrer alten Größe, und die Christen werden es nie vergessen, daß hier der Schauplatz der bedeutendsten Auftritte aus dem Leben Jesu, die Stätte seines Leidens und Sterbens, sein Grab und die Wiege ihrer Religion ist. Sie haben sich oft, nach Anleitung gewisser Bilder des neuen Testaments, diese Stadt Gottes als den ewigen Versammlungsort aller Gläubigen idealisirt, und hoffen sich einst im himmlischen Jerusalem mit Jesu und seiner vollendeten Gemeinde zusammen zu finden. Die Erwartung des Chiliasmus von der Wiederkunft Christi zur Gründung eines neuen göttlichen Reiches in Jerusalem, zieht diese schöne Idee schon sehr zur irdischen Wirklichkeit herab, und im ähnlichen Glauben stiftete Swedenborg gar eine Kirche des neuen Jerusalem, die ihren Vereinigungspunkt in der unbekannten Mitte von Afrika sucht. Hier soll nach der Ueberlieferung des neuen Jerusalems, ein Reich, in dem frühzeitig geflüchtete Christen das Urchristenthum rein bewahrt haben, existiren. Man hat jedoch von diesen Christen in der Mitte von Afrika, auf Handelswegen über Aegypten nur so viel erfahren, daß sie Monophysiten, dem finstersten Aberglauben ergeben, dabei aber wirklich den Gebräuchen des apostolischen Christenthums treu geblieben sind. Ueber die Kirche des neuen Jerusalem s. d. Art. Swedenborg. E.

Jesaias wirkte unter der Regierung der Könige in Juda, Usias bis Hiskias, wenigstens 47 Jahre, als Demagog und Prophet. Von seinen Lebensumständen ist nichts Gewisses bekannt, als daß sein Einfluß auf König und Volk bedeutend war. Was von den unter seinem Namen im alten Testamente enthaltenen Orakeln erweislich von ihm selbst herrührt, sichert ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Dichtern. Seine Sprache ist den Gegenständen, die er behandelt, die angemessenste; sie vereinigt Einfachheit und Klarheit mit der höchsten Würde und Majestät, und an Fülle und Kraft bei dem schönsten Ebenmaße kommt ihm die Poesie keines andern Propheten gleich. Der Inhalt seiner Dichtungen sind Strafreden und Klagen über die Sünden des Volks, drohende Verkündigungen eines nahen Verderbens und herzerhebende Aussichten in eine schönere Zukunft. Adel des Gefühls und der Gesinnung spricht aus jedem Zuge, Alles trägt den Stempel des Genies und der ächten Begeisterung. Daher sehen die Gläubigen in seinen Weissagungen nicht mit Unrecht die Morgenröthe des Tages, der mit Christo der Menschheit aufgegangen ist. S. d. Art. Propheten.

Jesuiten, s. Orden (geistliche).

Jesus Christus ist ein Name, der an das Größte und Vortrefflichste erinnert, was je auf Erden erschienen ist. Geheimnisse und Wunder umgeben seinen Eintritt in das irdische Leben, wie seinen Austritt aus demselben, denn eine so ungewöhnliche Erscheinung konnte nicht auf gewöhnliche Weise entstehen und verschwinden. Was mitten inne liegt aber, das Leben Jesu selbst, gehört ganz der Menschheit an. Um 750 nach Roms Erbauung, unter der Regierung des Imperator Augustus, wurde er zu Bethlehem, in Judäa, von Marien, einer Erbtochter des verarmten davidischen Geschlechts, die einen Zimmermann Joseph aus Nazareth verlobt war, geboren. Seine ersten Lebensjahre sind durch

die Flucht nach Aegypten, wohin die Sorgfalt Josephs ihn vor den Gewaltthätigkeiten des alten Königs Herodes rettete, merkwürdig. Sonst verstrich seine Jugend im Hause seiner unbemittelten, frommen Aeltern zu Nazareth in Galiläa, wohin sie nach Herodis Tode zurückgekehrt waren, ohne außerordentliche Begegnisse. Die Mutter scheint ihm Freiheit zu seiner Entwickelung gegönnt und sein offenes Gemüth frühzeitig durch die heilige Schrift genährt, Joseph dagegen ihm Beschäftigung bei seinem Handwerke gegeben zu haben. Eine Scene, die Lucas Cap. 2. erzählt, zeigt von hervorstechenden Anlagen und tiefem religiösem Sinne des zwölfjährigen Knaben. Doch vergeblich bemühen wir uns, das Räthsel seiner Bildung nach Art der Psychologen zu lösen. Im 30sten Jahre seines Alters tritt er, um Prophet und Lehrer seines Volks zu werden, als vollendeter Mensch zu einem öffentlichen Leben in Galiläa auf, und weder die beschränkten Essäer, noch andere Obere irgend eines geheimen Ordens, wären im Stande gewesen, einen Mann wie diesen heranzuziehen, und zum gehorsamen Werkzeuge ihrer Privatzwecke zu machen. Frei von den Vorurtheilen seiner und aller Zeiten, im Lichte der ewigen Wahrheit selbst, die er verkündigte, erhaben über jeden Eigennutz und jede Leidenschaft, in der Kraft einer Tugend, von der sein Alter keine Vorstellung hatte, ohne Rathgeber und Führer, selbst ein Herr über alle Seelen, die sich ihm nahen, steht er da, einzig in seiner Art und unübertroffen; und wenn schon das Genie in der Kunst und Wissenschaft sich nur von oben herleiten läßt, und das Geheimniß seiner Entwickelung dem geübtesten Auge entzieht, so können wir uns um so eher mit der Rechenschaft begnügen, die Jesus selbst von seiner geistigen Ausstattung, Thatkraft und Lehre gibt, daß sie von Gott sey. Uebrigens ist er an Sitte und Lebensweise ganz ein Jude, er ehrt den Sabbath, beobachtet die Gebräuche, unterwirft sich der Obrigkeit, und jene revolutionäre Ungebundenheit, in der unsere Genies sich, auch was die äußere Lebensform und Ordnung betrifft, zu gefallen pflegen, ist ihm fremd. Nur dadurch zeichnet er sich aus, daß er weiser, besser und liebevoller ist, als alle andere. Seine Wunder, durch die er allerdings die Menge auf seine höhere Sendung aufmerksam machen will, sind Wohlthaten an Hülfsbedürftige; zur Ostentation oder zur Befriedigung der abergläubigen Neugier thut er keins. Denn immer verfolgt er nur den Einen Zweck, sein Volk aus dem Elende der Unwissenheit und des Lasters zu retten, und das Evangelium von der Erbarmung Gottes gegen das Menschengeschlecht, zum Troste für alle Zeiten und Völker zu verkündigen. In dieser Absicht zieht er durch alle Gegenden seines Vaterlandes, benutzt jeden Anlaß, seine eindringlichen, durch belebende Gleichnisse anschaulichen Belehrungen daran anzuknüpfen und dem Elende abzuhelfen. Niemand geht von ihm, ohne etwas Gutes gelernt oder erfahren zu haben. Zu jedem Feste findet er sich regelmäßig zu Jerusalem ein, in dessen Nähe er bei frommen Familien das Glück der Freundschaft genießt; am längsten verweilt er aber auf seinen Reisen zu Capernaum in Galiläa; denn Nazareth achtete ihn nicht. Ueberhaupt wendet er sich zunächst an die Armen und Geringen im Volke, deren unbefangener Wahrheitssinn ihm den ersten Glauben schenkt; auch seine zwölf Jünger wählt er aus dieser Classe, und kein Großer und Reicher war in dem Gefolge von Anhängern und Freunden, das ihn überall begleitete. Denn von Seiten der vornehmen, besonders der hohen Priesterschaft, drohete ihm Verderben. Sie konnten nicht ohne Besorgniß sehen, wie er die alten Vorurtheile und

Mißbräuche bestritt, auf die sie ihr Ansehn gründeten, und jemehr seine Lehren und Thaten das Volk in dem Glauben befestigten, er sey der verheißene Messias, von dem man eben so sehr eine politische, als moralische Wiedergeburt der jüdischen Nation erwartete, desto ernstlicher wurden auch die Verfolgungen der mächtigen Partei, die der gefürchteten neuen Ordnung der Dinge nur durch den Sturz des Wahrheitslehrers vorbeugen zu können meinte. Aber unstreitig wurde er von seinen Gegnern mißverstanden. Politische Größe und Oberherrschaft war nicht sein Ziel, ja er entzog sich mehr als einmal dem Zujauchzen der Menge, die ihm die Königswürde zusprach. Wenn er bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem die Huldigungen der Volksgunst nicht zurückwies, so machte er doch auch nicht die geringste Anstalt, sie für ehrgeizige Zwecke zu benutzen, und jenes Austreiben der Taubenverkäufer und Wechsler aus dem Tempelhofe war ein Act der geistlichen Polizei, den sich der geachtetste aller Propheten wol erlauben durfte. Anmaßung kann man ihm daher nicht Schuld geben, aber verwegen würde man ihn nennen müssen, daß er Jerusalem nicht vermied, wenn die Anschläge seiner Feinde nicht dieß Mal in dem Verhältnisse einer unwillkürlichen Uebereinstimmung mit dem Rathschlusse Gottes gestanden hätten. Wie jeder Schritt seines Lebens, so war auch diese letzte Festreise nach Jerusalem, und was damit zusammenhing, nur die Ausführung des großen Plans, den er auf den Wink seines himmlischen Vaters verfolgte, und seine ausdrücklichen Erklärungen lassen, wie der Vorgang seiner Verhaftung, keinen Zweifel übrig, daß er sein Schicksal vorausgesehen, mit weiser Ueberlegung vorbereitet, und zur rechten Stunde freiwillig, obwol nicht ohne schmerzliches Vorgefühl seiner Leiden und schweren Kampf mit sich selbst, übernommen hat. Der Verrath eines seiner Jünger, des Ischariothen Judas, lieferte ihn, nachdem er drei Jahre lang zum Segen der Welt gewirkt hatte, in der Nacht vor dem Rüsttage zum Osterfeste, in die Gewalt seiner Feinde. Erkaufte, in ihren Aussagen nicht einmal übereinstimmende Ankläger traten in dem Verhöre, das der Hohepriester im Beiseyn des hohen Rathes sogleich mit ihm hielt, wider ihn auf, und hier erklärte er, was er sonst zwar nicht geradezu behauptete, doch auch nicht abgeleugnet hatte, unumwunden, er sey Christus (der Gesalbte, Messias) der Sohn Gottes. Uebrigens kann man ihn keiner Sünde zeihen, und sein Leben ist auch in den Augen seiner Feinde ohne Flecken. Was aber in seinem Munde hier nur Wahrheit und innige Ueberzeugung seyn konnte, nannten seine Richter Gotteslästerung und verdammten ihn zum Tode. Sie übergaben ihn am frühen Morgen, zur Bestätigung ihres Urtheils, als einen Empörer und Lästerer, dem römischen Procurator Pilatus, der, ob er gleich keine Schuld an ihm findet, ihrem Andringen und dem Geschrei der aufgehetzten Menge endlich nachgibt, und Jesum ohne Verzug zur Kreuzigung abführen läßt. Diese schmachvolle und schmerzliche Todesstrafe endete sonst das Leben nicht schnell; der ohnehin zarte, von den Anstrengungen der vergangenen Tage, und durch die, seit seiner Verhaftung erduldeten Mißhandlungen erschöpfte Körper Jesu, unterlag aber bald. Seine letzten Worte am Kreuze zeigen, daß ihn sein reiner, göttlicher Sinn auch bis zum Tode nicht verließ. Er starb im 34sten Jahre seines Lebens, um die dritte Nachmittagsstunde des Rüsttags, des 15ten im Monat Nisan. Unverwerfliche Zeugen bestätigen die Gewißheit seines Todes. Zwei ihm in der Stille ergebene Männer vom hohen Rathe sorgen für seine Bestattung, und nachdem er ungefähr 36 Stun-

den in der Gruft gelegen, ſteht er, wie er ſelbſt vorher geſagt, am dritten Tage, den 17ten Niſan früh, neubelebt vom Tode auf. Nun ſammeln ſich die durch ſeine Hinrichtung erſchreckten und eingeſchüchterten Jünger wieder. Jeſus erſcheint ihnen, den 70 Jüngern, welche er ſchon früher als bewährte Anhänger zur Verbreitung ſeines Evangeliums unter den Juden ausgeſendet hatte, und einmal auch einer größern Menge ſeiner Gläubigen, um ſie durch nähere Belehrungen und beſtimmte Anordnungen, (z. B. der Taufe zur Ausbreitung ſeiner Religion unter alle Völker und zur Gründung der Gemeinde, die durch den Glauben an ihn beſeligt wird,) auszurüſten, und nach 40 Tagen dieſes, ſie wunderbar belebenden Umgangs, ſcheidet er von ihnen, und wird weiter nicht mehr auf Erden geſehen. Er konnte, nach ihrem und unſerm Glauben, nur zu Gott, von dem er ausgegangen war, zurückgekehrt ſeyn. Man mag welcher Religion man will angehören, immer wird man ſich bei der Betrachtung des Lebens Jeſu genöthigt fühlen, jenem heidniſchen Krieger Recht zu geben, der unter ſeinem Kreuze ausrief: Wahrlich, dieſer iſt Gottes Sohn und ein frommer Menſch! Die Angriffe der Gegner ſeiner Religion und die critiſchen Bemühungen der Schwergläubigen, die ihren Scharfſinn und Zweifelmuth, wie nirgend anders, an den Thatſachen ſeiner Geſchichte geübt haben, konnten nur dazu dienen, ihre Wahrheit und Glaubwürdigkeit in ein deſto helleres Licht zu ſetzen. Der geiſtreiche aber unſittliche Muthwille, mit dem die franzöſiſchen Belletriſten im Zeitalter Voltaire's den Himmliſchen, den ſie nicht verſtanden, in das Gewebe frivoler Scherze herabzuziehen wagten, erregt nur noch Bedauern und Indignation, und ſelbſt jene beſchränkte Denkart einiger tonangebenden Philoſophen und ſogenannten Aufklärer in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, die von jeder Größe gar zu gern etwas abhandeln, und das Ungemeine gemein machen möchte, hat höhern Anſichten weichen müſſen. Die Romane, die Venturini u. a. m. neuerdings aus dem Leben Jeſu machen wollten, ſind, gelinde beurtheilt, nur mißlungene Verſuche, und der Streit, der mit Wahrheitsliebe und Scharfſinn noch jetzt über die Wunder Jeſu geführt wird, kann ſeiner Würde nichts nehmen, da unſere Zeit in ſeiner Lehre und in der ſittlichen Größe ſeines Geiſtes tiefere Gründe findet, ihn als den Sohn Gottes anzuerkennen. Seine Verehrer haben daher nicht Urſache, zu fürchten, daß er je vergeſſen werden könnte. Die gebildetſten Völker der Erde kennen kein größeres Glück, als ihm anzugehören; mehr als der zehnte Theil aller Erdbewohner nennt ſich nach ſeinem Namen, unter allen Himmelsſtrichen weiht man ihm die heißeſten Gefühle der Andacht, ſpricht man mit Dank und Begeiſterung von ſeinem unendlichen Verdienſte um das Menſchengeſchlecht, und da ſeine Religion das Eigene hat, daß während der Unwiſſendſte und Niedrigſte im Volke ſich ihrer Segnungen tröſten darf, auch der Gebildetſte und Vornehmſte nicht mehr werden kann, als ein Chriſt, ſo ſteht zu hoffen, ſie werde eher, als jede andere, zur Herrſchaft über die geſammte Menſchheit fortſchreiten. E.

Joachim I. und
Joachim II., ſ. Brandenburg.

Joachim Murat ward in niedrigem Stande zu la Baſtide am 25. März 1770 geboren. Obwol als Knabe wild und unbändig, hatten ihn, Armuths wegen, ſeine Aeltern dennoch zum geiſtlichen Stande beſtimmt, und nach Toulouſe gebracht, damit er ſich dort die nöthigen Kenntniſſe erwerbe. Seine Neigung blieb jedoch vorzugsweiſe auf

den Soldatenstand gerichtet, darum trat er als gemeiner Chasseur in das Ardennen-Regiment. Eben befand sich Murat auf Urlaub in seiner Heimath, als die Revolution ausbrach und alle Feuerköpfe exaltirte. Auch der junge, schön gewachsene Murat eilte nach Paris, und ward als Cavalerist unter Ludwigs XVI. constitutioneller Garde angestellt. Als durch den Revolutionssturm jenes Corps aufgelöset und der Krieg erklärt worden war, trat Murat als Unterlieutenant zu den Chasseurs, und diente bei der westlichen Pyrenäen-Armee als guter Cavalerist. In den nächsten Jahren arbeitete er sich bis zum Brigade-Chef hinauf. Bonaparte machte ihn im ersten italienischen Kriege zu seinem Adjudanten, und nun zeichnete sich Murat durch kühnen Muth und unbegränzte Ergebenheit gegen seinen General aus. Bonaparte wußte dieses zu schätzen. Er sandte Murat von Campo Formido voraus nach Rastadt, um dort das Terrain zu studiren, und blieb mit seinen Diensten auch in dieser intrikaten Angelegenheit sehr zufrieden. Man schickte ihn bald darauf zu der Armee nach Rom, wo er sich zur Zeit des Aufstandes befand, und mit Joseph Bonaparte zusammenwirkte, auch einer der Generale war, welche die Aufrührer in der Nachbarschaft der Stadt zu Paaren trieben. Mit Bonaparte ging er dann nach Aegypten und Syrien. In der Schlacht bei Abukir, als die Türken die Festung schon eingenommen hatten, befehligte Murat die Avantgarde und bekam vom Obergeneral Befehl, ein Dorf, welches die türkische Stellung beherrschte, zu nehmen. Das Gefecht war äußerst heftig, Murat selbst wurde verwundet; aber die Franzosen behaupteten den Sieg. Darum verlangte Bonaparte für ihn den Grad eines Divisionsgenerals, indem er in seinem Berichte sagte: dem General Murat besonders haben wir den Gewinn dieser Bataille zu verdanken. Als Bonaparte Aegypten verließ, begleitete ihn Murat und half am thätigsten mit zu der Revolution vom 18ten Brumaire. Er commandirte nämlich im Palaste des Raths der Fünfhundert, und aus Dankbarkeit für die geleisteten großen Dienste ernannten ihn die Consuln, auf Antrieb Bonaparte's, zum Commandanten der Garde. Um den kühnen Mann sich ganz zu eigen zu machen, gab ihm der Ober-Consul, am 25sten März 1800, seine Schwester, Annonciade Caroline Bonaparte, zur Gemahlin. Beim Wiederausbruche des Kriegs erhielt er ein bedeutendes Commando bei der Armee in Italien. Durch einen gewagten Cavalerie-Angriff drang Murat am 7ten Juni in Vercelli ein und nahm die dortigen Magazine; in der Schlacht bei Marengo, am 14ten Juni, befehligte er die Cavalerie-Reserve, und trug Vieles zu dem entscheidenden Siege dieses Tages bei. Zum Danke ließ ihm die Regierung einen Ehrensäbel überreichen. Auf der einen Seite der Klinge standen die Worte: Bataille von Marengo, commandirt vom Ober-Consul; auf der andern: Von der Regierung dem Gen. Murat gegeben. Im folgenden Jahre befehligte Murat die Observations-Armee, und zwang die Neapolitaner, nicht nur die Engelsburg, sondern den ganzen Kirchenstaat zu räumen. Der Papst nahm den Sieger sehr schmeichelhaft auf, und dieser unterzeichnete am 18ten Februar desselben Jahres mit dem neapolitanischen Generale, Damas, den Waffenstillstand zu Foligno. Bald nachher bekam Murat den Auftrag, Ludwig I., Infanten von Spanien, auf den Thron von Hetrurien zu setzen. Von dieser Zeit her schrieb sich seine freundschaftliche Verbindung mit der Königin von Hetrurien, welche nachmals, bei den Intriguen der spanischen Thron-Umkehr, so trefflich be-

nutzt wurde. Im Jahre 1804 berief Bonaparte den General Murat, als Stütze seiner Kaisermacht wieder nach Frankreich, und ernannte ihn zum Gouverneur von Paris; bald nachher zum Reichsmarschall und Groß-Admiral, obwol er vom Seewesen sehr wenig verstand. In dem merkwürdigen Feldzuge vom Jahre 1805 commandirte der zum Prinzen des Reichs erhobene Murat die Reserve-Cavalerie. Am 24sten September stand sein und Lannes Corps, 48,000 Mann stark, bei Straßburg, und Napoleon selbst folgte unmittelbar der Colonne Murat's über den Rhein. Durch Ueberraschung schlug Murat am 8ten October desselb. J. die Oesterreicher unter Auffenberg bei Wertingen, wo sie (nach französischen Berichten) 3000 Mann, 8 Fahnen und 7 Kanonen einbüßten. Eben so glücklich war das Gefecht bei Günzburg, worin Murat die Oesterreicher unter dem Erzherzog Ferdinand mit Verlust von 1200 Gefangenen zur Flucht nöthigte. In dem allgemeinen Angriffe auf die Stellung bei Ulm, stand Murat's Corps zwischen Weissenhorn und Ulm, und trug vorzüglich zu dem glänzenden Erfolge der am 17ten October geschlossenen Capitulation des Generals Mack bei. Am 31sten October zwang Murat bei Lambach nach hartnäckigem Gefechte die Russen, unter Golowkin, zum Rückzuge, und verfolgte den mit 6000 Mann Cavalerie nach Böhmen fliehenden Erzherzog Ferdinand bis Eschenau. Am 13ten November hielt Murat mit der Avantgarde (während Napoleon zu Schönbrunn war) seinen Einzug in Wien. Weniger glücklich war sein Gefecht am 16ten November mit Bagration, der sich durch die weit überlegene französische Armee heldenmüthig, jedoch mit bedeutendem Verluste durchschlug. In der großen Schlacht bei Austerlitz am 2ten December spielte Murat gleichfalls eine Hauptrolle und seine Talente als trefflicher Cavaleriegeneral waren in diesem Feldzuge aufs neue glänzend bestätigt worden. Als nun, vermöge des am 15ten December d. J. (durch den Grafen Haugwitz mit dem Marschall Duroc) zwischen Frankreich und Preußen geschlossenen Tractats, das Herzogthum Cleve und Berg zu Napoleons Disposition gestellt worden war, ernannte derselbe durch ein Decret vom 15ten März 1806, seinen Schwager, den Prinzen Joachim Murat, zum souveränen Herzog von Cleve und Berg, und sicherte ihm und seinen männlichen Nachkommen nicht nur diese Länder, sondern auch die erbliche Würde eines Groß-Admirals von Frankreich zu. An eben jenem 15ten März ward das Land, welches in seinem damaligen Umfange 350,000 Einwohner zählte, durch Murats Adjudanten, den General Beaumont, in Besitz genommen. Da bald nachher (am 13ten Juli d. J.) die monströse Geburt des rheinischen Bundes zur Welt kam, so ward auch Murat, als Souverän von Berg, ein Theilnehmer desselben, und erhielt den Titel eines Großherzogs. In den verhängnißvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt that die französische Reiterei wenig; dort hatte also Joachim keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Aber er berennte schon am 16ten October Erfurt und erzwang jene berüchtigte Capitulation, wodurch 14,000 Preußen nebst dem Feldmarschall Möllendorf und dem Prinzen von Oranien in französische Hände fielen. Gleich darauf verfolgte Murat, in Verbindung mit Soult und Ney, die flüchtigen Preußen über den Harz nach Magdeburg. Das hohenlohsche Corps mußte sich nach dem unglücklichen Gefechte bei Zehdenick, am 28sten Oct. bei Prenzlau Murat ergeben, welcher an diesem Tage 17,000 Gefangene, (worunter der Prinz August Ferdinand von Preußen, der

Prinz Carl von Mecklenburg, der Fürst Hohenlohe und der General Tauenzien waren) nebst 45 Fahnen und 64 Kanonen, nahm. Am 6ten November d. J. erschien Murat's Corps bei der Erstürmung von Lübeck. Nunmehr stieß Murat zur Hauptarmee, die nach Polen vordrang: und das erste glückliche Gefecht, welches er, als Chef der Avantgarde, gegen die Russen bestand, war den 28sten November an der Bsura. In Folge desselben rückte sein Truppencorps zuerst in Warschau ein. Er nahm Theil an dem Gefechte bei Lowicz und an der fürchterlichen Schlacht bei Eylau. Nach derselben war sein Standquartier mit der Reserve-Cavalerie bei Elbing und Marienwerder. Der neue Feldzug im Junius 1807 ward von Murat durch ein glänzendes Gefecht bei Gutstadt mit der Arriergarde eröffnet, wobei diese 1000 Mann einbüßte: auch wirkte ein Theil der Reserve-Cavalerie bei der Action von Heilsberg mit. Die letzte Waffenthat Murat's in diesem Kriege war die Schlacht bei Friedland, welche den tilsiter Waffenstillstand und Frieden herbeiführte. — Bei Napoleons Anschlägen auf Portugal und Spanien spielte er unstreitig eine Hauptrolle. Er übernahm nämlich das Commando der im Anfange des Jahrs 1808 nach Spanien ziehenden großen Armee, und hielt am 25sten März seinen Einzug in Madrid. Aus dieser Periode ist besonders der Briefwechsel merkwürdig, welchen er mit der Königin von Spanien, der Königin von Etrurien und dem Könige Carl IV. heimlich durch seinen Adjudanten Demouthion und durch den spanischen Kammerherrn, Manuel von Villena, führte, und der, selbst in der verstümmelten Gestalt, in welcher er officiell bekannt geworden, einen schauderhaften Blick in das scheußliche Gewebe der Intriguen erlaubt, welche die Bourbons vom spanischen Throne verdrängen sollten. Glaubwürdigen Nachrichten zufolge war zu eben diesem Zwecke das furchtbare Gemetzel am 2ten Mai 1808 in Madrid französischer Seits angestiftet worden. Murat's Handlungsweise, als der Sieg errungen war, wird einst streng die unbefangene Geschichte richten. Obwol von Carl IV. zum Generallieutenant des Königreichs und zum Präsidenten der in Madrid versammelten Nationalrepräsentanten ernannt, mußte Murat doch dem Bruder seines Beherrschers weichen, Spanien verlassen und den noch wankenden Thron von Neapel besteigen; wodurch das Großherzogthum Berg Napoleons Willkür wiederum anheim fiel. Die Krone von Neapel bekam Murat, der jetzt den Namen Joachim Napoleon annahm, durch das Decret vom 15ten Juli 1808, und am 6ten September hielt er in der Hauptstadt jenes Reichs seinen feierlichen Einzug. Seine Regierung zeigte sich gleich anfangs milde, und seine reiche Schenkung an das Capitel des heiligen Januarius bewies zur Genüge, daß Joachim recht wohl begriffen hatte, durch welche Mittel er des bigotten Volks Zuneigung am leichtesten gewinnen könne. Murat's erste, glänzende Waffenthat war die, noch im October desselben Jahrs zu Stande gebrachte, Eroberung der Insel Capri. Im Laufe des folgenden Jahrs ward, unter thätiger Mitwirkung Joachim's, die Administration des Landes vervollkommnet. Ein Gefecht mit den Engländern im Meerbusen von Neapel (am 25sten Juli) fiel nicht ganz unrühmlich aus. Um das Volk sich völlig gewogen zu machen, gab Joachim an jedes Monats erstem Donnerstage öffentliche Audienz, wobei Jedermann seine gerechten Beschwerden ihm selbst vortragen durfte. Wirklich hörten die Verschwörungen gegen die Sicherheit des Staats allmälig auf. Der Hof von

Palermo verlor mehr und mehr seinen Einfluß auf die Gemüther der Neapolitaner, und Joachim schien vielmehr selbst, schon im Anfange des Jahrs 1810, so gute Einverständnisse auf Sicilien zu haben, daß der Plan zur Eroberung der schönen Insel nun förmlich entworfen wurde. Die Expedition gegen Sicilien war zu Anfang des Jahrs 1810 in sehr hohem Tone angekündigt und wirklich mit vieler Anstrengung betrieben worden. Allein sie fiel gar traurig aus, denn der englische General Stuart wußte, in Verbindung mit Admiral Martin, alle Anstrengungen Murats, der selbst seine Seemacht befehligen zu wollen schien, so zu vereiteln, daß im September die ganze Sache aufgegeben werden mußte, wobei die französische Großprahlerei alle Welt mit der erbärmlichsten Tirade zu berücken wähnte: es sey gar nicht Zweck gewesen, Sicilien jetzt anzugreifen; doch sehe man nun klar, daß Sicilien den Engländern gewißlich werde entrissen werden, sobald man es nur ernstlich wolle! Indessen verbesserte Murat's Regierung auch in diesem Jahre manche wesentliche Mängel der alten Verfassung, hob den Ackerbau, stellte die Sicherheit der Straßen her, reinigte mehr und mehr das Land von verworfenem Banditengesindel, und hatte sich hinlänglich populär gemacht, um, ohne Anreizung von außen, keinen Versuch des Volks zu einer Thron-Umkehrung fürchten zu dürfen. — Im J. 1811 zeichnete sich Joachim's Regierung aus durch große, von Napoleon dictatorisch gebotene Seerüstungen, durch einen Generalpardon für alle Deserteurs und widerspenstige Conscribirte, durch Zusammenberufung der Generalstände des Reichs, durch wahrhaft humane Fürsorge für die öffentliche Erziehung, welche, besonders in Neapel, fast unglaublich vernachlässigt worden war. In Paris, wohin er in diesem Jahre reisete, erhielt er unstreitig den Befehl, sich zum nordischen Feldzuge gefaßt zu machen. Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß Murat diesem Befehle höchst ungern gehorchte; aber der Dictator duldete keinen Widerspruch. Welche Thaten er in diesem Feldzuge verrichtet; wie er zu den Siegen bei Smolensk und an der Moskwa hauptsächlich beigetragen, aber auch bei Kaluga die empfindlichste Niederlage erlitten; wie seine ganze Cavalerie aufgerieben, er selbst mit Schimpf und Noth aus Rußland gejagt worden u. s. w.; das Alles ist noch in frischem Andenken. Napoleon hatte, ehe er am 5ten Dec. aus Smorgonie entfloh, die Trümmern des großen Heers unter Joachim's Generalcommando gestellt; aber vergebens strengte dieser seine Feldherrntalente an, mit der so ganz zerrütteten Armee sich in Litthauen zu halten. Schon in der Mitte des Decembers mußte er hinter den Niemen zurück, und nahm sein Hauptquartier zu Kowno; auch hier war kein Bleiben, und der Rückzug mußte hinter die Weichsel fortgesetzt werden. So fortdauernde Unglücksfälle wurden in Napoleons Cabinette nicht als unausbleibliche Resultate des rasenden Vordringens nach Moskau, sondern als Folgen der Ungeschicktheit des jetzigen Oberfeldherrn betrachtet. Empört über solche kränkende Beleidigungen, verließ Murat das Heer und übergab dessen Oberbefehl dem Prinzen Eugen Beauharnois; ja der Moniteur erklärte sogar öffentlich, der König von Neapel habe gar die Fähigkeiten eines Feldherrn nicht, der ein großes Heer befehligen solle! — Dieser leidenschaftlich-unvernünftige und beschimpfende Ausfall eines vom Glück verwöhnten Despoten zerriß das, schon früher durch Herrscher-Starrsinn locker gewordene Freundschaftsband zwischen den verschwägerten Monarchen. Zwar kam Joachim noch einmal im Frühlinge 1813 zurück, um an dem großen Kampfe gegen Napoleons Geg-

ner in Sachsen Theil zu nehmen; daran scheint aber einzig die noch nicht ganz beschwichtigte Furcht vor scharfer Ahndung, wenn der Weltdespot im Kampfe oben bliebe, die Ursache gewesen zu seyn. Als später die französische Macht durch die Völkerschlacht bei Leipzig völlig gebrochen, die Trümmern des Heeres schimpflich über den Rhein gejagt, und der Rhein selbst von den alliirten Heeren überschritten war, trat Joachim, um sich seinen Thron zu sichern, in Unterhandlungen mit England, und diese gediehen bald dahin, daß man ihm den ruhigen Besitz Neapels verhieß, wenn er entscheidend mitwirken wolle, Napoleons Macht aus Mittel- und Ober-Italien zu entfernen. Joachim bemächtigte sich mit neapolitanischen Truppen des Kirchenstaats und des ehemaligen Toscana, und rückte gegen das Königreich Italien vor, als die Einnahme von Paris auch in Italien eine Waffenruhe bald herbeiführte. Er kehrte hierauf nach Neapel zurück und seine Truppen räumten die besetzten Länder wieder. Aber ungefähr um die Zeit, als Napoleon von Elba zurückkam, hatte er wieder eine Armee aufgerichtet, marschirte mit ihr auf Rom, und bedrohte Italien, ward aber durch sehr gedrängt wirksame Operationen der Oesterreicher, unter Leitung der Generale Bianchi und Nugent, gänzlich zurückgeschlagen. Fast in einem Augenblicke war seine Unternehmung völlig gescheitert, und er ritt fliehend in Neapel ein, sagte zu seiner Gemahlin: „Madame, je n'ai pas pu trouver la mort," und floh weiter bis Corsica. Die Oesterreicher besetzten Neapel und das Land ward dem Könige von Sicilien wiedergegeben. Murat sammelte einige wenige Mannschaften, landete an der Küste von Calabrien am 8ten Oct. 1815, sprengte in Pizzo, seine Fahne vor sich herbreitend, und rief: „Ich bin Joachim, euer rechtmäßiger König!" Aber der Pöbel fiel mit Mißhandlungen über ihn her. Er ward umringt, entwaffnet, gefangen genommen, und vor eine Militär-Commission gestellt. Diese verurtheilte ihn am 13ten dess. Mon. zum Tode. Er wünschte, im Saale des Gouvernementshauses erschossen zu werden; es ward ihm bewilligt. Unerschrocken und frei um sich blickend trat er vor die acht zu seiner Hinrichtung bestimmten Sicilianer, entblößte die Brust und commandirte: Feuer. zz.

Joachimsthaler. Als man 1516 zu Joachimsthal in Böhmen ein ergiebiges Silberbergwerk endeckte (welches von 1586 bis 1600 gegen 305,790 Mark Silbers geliefert haben soll), ließen die Besitzer desselben, die Grafen Schlick, 1517 eine große Anzahl zwei Loth schwerer Silberstücke schlagen, welche daher Joachimsthaler, oder von jener Familie Schlickenthaler genannt wurden; — ihr Werth ist 1 Thlr 13 gr. In der Folge soll aus jenem Namen die verkürzte Benennung Thaler entstanden seyn.

Jöcher, Christian Gottlieb, als Literator berühmt, ward am 25sten Juli 1694 zu Leipzig geboren, studirte daselbst seit 1712 Medicin und Theologie, und hielt von 1714 an philosophische Vorlesungen, in welchen er sich als Verbreiter der wolfischen Philosophie zeigte. Im J. 1730 ward er Professor der Philosophie, und 1732 auch der Geschichte, 1742 Universitäts-Bibliothekar, und starb daselbst am 10ten Mai 1758. Sein allgemeines Gelehrten-Lexicon, Lpz. 1750, in vier Quartbänden, behauptet sich, seiner Unvollkommenheiten ungeachtet, noch jetzt als ein sehr brauchbares und reichhaltiges Repertorium. Adelung hat dieß Werk (Lpz. 1784,) durch zwei Quartbände bis zum Buchstaben J ergänzt, und jetzt wird dasselbe vom Prediger Rotermund in Bremen forgesetzt.

Johann von Leiden, der Schneiderkönig, s. Wiedertäufer.

Johann von Schwaben, s. Johannes Parricida.

Johann der Beständige, Churfürst von Sachsen. (S. den Art. Sachsen.)

Johann Friedrich der Großmüthige, Churfürst von Sachsen, wurde zu Torgau im J. 1503 geboren, und genoß unter der Aufsicht seines Vaters, Johanns des Beständigen, eine sehr gute Erziehung. Er liebte vorzüglich das Studium der Geschichte, und verfertigte selbst mehrere historische Aufsätze. Seine Regierung zeichnete sich durch eine Menge unangenehmer Vorfälle aus, und ward für ihn eine Quelle mannichfaltiger Mühseligkeiten und Gefahren. Zu seinen heftigsten Gegnern gehörte Kaiser Carl der V. und dessen Bruder Ferdinand. Der Churfürst hatte sich lange Zeit geweigert, diesen letztern als römischen König anzuerkennen, und dadurch seinen Haß auf sich gezogen. Als Haupt des schmalkaldischen Bundes beförderte Johann Friedrich, wie sein Vater, die gute Sache der Protestanten, ließ in seinen eigenen Landen eine Kirchenvisitation anstellen, züchtigte den unruhigen Herzog von Braunschweig, überfiel endlich den Kaiser selbst mit einem Heere, nachdem er sich von seinen geheimen Absichten gegen die Protestanten überzeugt hatte, und würde ihn vielleicht sogar in seine Gewalt bekommen haben, wenn er nicht mit den übrigen Häuptern des Bundes in Zwistigkeiten gerathen wäre. Der dem Churfürsten aufs äußerste erbitterte Kaiser verband sich darauf noch näher mit dessen Vetter, dem Herzoge Moritz von Sachsen, raubte ihm den größten Theil der sächsischen Lande, nahm ihn selbst in der Schlacht bei Mühlburg 1547 in der lochauer Haide gefangen und entsetzte ihn der Churwürde. Der unglückliche Fürst mußte dem Kaiser als Gefangener überall nachfolgen, und erhielt nicht eher seine Freiheit und einige Besitzungen wieder, als bis der neue Churfürst Moritz selbst mit dem Kaiser uneinig geworden war, und ihn 1552 mit Krieg überzogen hatte. Nach Moritzens Tode machte Johann Friedrich einige vergebliche Versuche zur Wiedererlangung der Churwürde, und starb bald darauf 1554. Man tadelte nicht ohne Grund an ihm, daß er auf den gefaßten Meinungen zu hartnäckig bestanden, und gegen seine treuesten Bundesgenossen zu wenig nachgiebig gewesen sey. Hätte er sich überwinden können, dem tapfern Landgrafen Philipp von Hessen das Commando der schmalkaldischen Bundesarmee allein zu überlassen, so würde mehr Ordnung und Einheit in dem ganzen Unternehmen geherrscht, und das Kriegsglück vielleicht eine günstigere Wendung genommen haben.

Johann Georg der I., II., III., IV., s. Sachsen.

Johann Adolph, Herzog zu Sachsen-Querfurt und Weissenfels, ein berühmter Feldherr. Er ward am 4ten Sept. 1685 geboren und durch seine besonders glücklichen Naturanlagen, verbunden mit einer vortrefflichen Erziehung unter Leitung wackerer Männer, in den Stand gesetzt, bereits im vierzehnten Jahre seine Reisen anzutreten. Er ging über den Harz durch die Niederlande nach Paris, wo er ein Jahr blieb, und, als eben der spanische Successionskrieg ausgebrochen war, nach Weissenfels zurückkehrte. Früh schon hatte sich in ihm eine Neigung zum Kriegsdienste gezeigt: die jetzige Veranlassung, dieselbe zu befriedigen, ward daher mit Eifer ergriffen. In Begleitung des Obristwachtmeisters von Bünau ging er als Capitän zu den am Niederrhein stehenden hessischen Truppen, wo er bald Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen und seine angebornen kriegerischen Talente zu ent-

wickeln. Als man ihn bei dem Sturme, welcher 1702 auf Lüttich unternommen wurde, von dem Commando, welches den ersten Angriff thun sollte, wegnehmen wollte, um sein Leben nicht in Gefahr zu setzen; so stellte sich der junge Held, trotz aller Vorstellungen, an die Spitze seiner Grenadiere, sprang über die Pallisaden in die Contrescarpe, brach in die Citadelle ein und half die darin befindliche Besatzung zu Kriegsgefangenen machen. Dieser erste ausgezeichnete Beweis seines Muthes erwarb ihm die Achtung Marlboroughs und der übrigen Heerführer, welche sich im kommenden Feldzuge (1703), wo er bei der Belagerung von Bonn am Backen verwundet wurde, noch vermehrte. Im folgenden Jahre machte er unter Eugen und Marlborough den Feldzug in Baiern mit, wohnte der berühmten Schlacht bei Hochstädt bei und wurde zum Obristen der hessischen Truppen ernannt. Als im J. 1705 diese Truppen nach Italien beordert wurden, gab er abermalige Beweise seiner hervorragenden Talente, indem er an der Spitze seines Regiments die Franzosen, die mit überwiegender Macht die Hessen überfallen hatten, zurückschlug und mehrere Fahnen erbeutete. Gleichergestalt zeichnete er sich bei den Schlachten von Turin (1706), bei der Einnahme Mailands, der Expedition von Toulon und bei der Eroberung von Susa aus. Als im Jahre 1708 Frankreich seine ganze Macht nach Flandern gezogen hatte, eilte Adolph dahin, wohnte der Belagerung und Einnahme von Ryssel bei, half 1709 auf dem Rückzuge Gent erobern, befand sich bei der Belagerung von Tournai, in der blutigen Schlacht bei Malplaquet (1709), so wie bei der Eroberung von Mons. Der König von Polen, August II., hatte bei der Belagerung von Ryssel, wo er mit zugegen gewesen war, Adolphs Tapferkeit und militärische Talente kennen gelernt und bot ihm jetzt die Stelle eines Generalmajors in seiner Armee an. Er folgte diesem Rufe, und trat im J. 1710 in churfürstlich-sächsische Militärdienste. Carl XII. hatte zu Bender den bekannten Neutralitäts-Tractat gänzlich verworfen und ließ von Pommern aus Sachsen bedrohen. Als nun die sächsischen Truppen in Verbindung mit russischen 1711 den Schweden in das schwedische Pommern entgegenrückten, nahm Adolph mit den unter ihm stehenden Dragonern und dem flemmingschen Infanterie-Regimente die Insel Usedom und die penemünder Schanze, am 26sten Oct. 1711, wobei er die darin befindliche Garnison zu Gefangenen machte, und sich dann den ganzen folgenden Winter daselbst behauptete. Von hier aus begab er sich wieder zu der vereinigten Armee vor Stralsund, und hatte kurz darauf das Glück, Peter I., welcher auf dem Punkte stand, von den aus der Festung ausfallenden Schweden abgeschnitten zu werden, mit einer Abtheilung Dragoner aus dieser Gefahr zu befreien. In der blutigen Schlacht, welche am 20sten Dec. 1712 zwischen dem Grafen von Steinbock und der dänischen Armee bei Gadebusch geliefert wurde, warf Adolph, welcher zu den Dänen hatte stoßen müssen, viermal die feindliche Reiterei, wurde darauf am Schenkel verwundet, hieb sich aber dennoch, obgleich von allen Seiten umringt, durch die Feinde. Nun verfolgte er den Grafen Steinbock, der sich nach Tönningen zurückziehen wollte, mit dem verbündeten Heere, und zwang ihn, sich am 26sten Mai 1713 zu Kriegsgefangenen zu ergeben und die Festung Tönningen zu räumen. Nachdem er nun noch die Unruhen, welche in Lithauen, wegen Verpflegung der sächsischen Truppen, ausgebrochen waren, schnell und glücklich beigelegt hatte, wurde er kurz darauf von dem Könige von Polen mit dem polnischen weißen Adlerorden beehrt, und am 23sten Mai 1714

zum Generallieutenant der Cavalerie ernannt. Polen befand sich fortwährend in beständiger politischer Gährung; besonders war der feste Ort Zamosa der Hauptsitz der Zusammenkünfte der Mißvergnügten. Johann Adolph wurde dahin beordert, trieb sogleich auf seinem Marsche einen Schwarm Rebellen auseinander, und trug das Meiste dazu bei, daß sich Zamosa mit vielen der angesehensten Polen, die sich darin befanden, am 28sten Dec. 1715 ergeben mußte. Nachdem nun am 30sten Jan. 1717 durch den unterzeichneten Tractat die Ruhe in Polen wieder hergestellt war, ging er nach Sachsen zurück und wurde darauf zum Befehlshaber der Leibgarde ernannt. Im folgenden Jahre wurde er Befehlshaber der 6000 Hülfstruppen, welche der König von Polen Carl VI. versprochen hatte, und dabei vom Kaiser zum Feldmarschalllieutenant erhoben. Nachdem nun aber der Friede zu Pessarowitz (21sten Juli 1718) geschlossen, und dadurch die Ruhe in ganz Europa wiederhergestellt war, nahm auch Johann Adolph seinen Abschied, und verheirathete sich mit Johanne Antoinette, Prinzessin zu Sachsen-Eisenach. August II. starb im J. 1730 zu Warschau, und Johann Adolph erhielt den Auftrag, zwei Corps Sachsen nach Polen zu führen, welche die Wahl Augusts III. unterstützen sollten. Ob nun gleich diese Wahl glücklich von Statten ging; so erhoben sich dennoch einige Mißvergnügte wider dieselbe, und es entstanden neue Unruhen in Polen. Adolph der unter dieser Zeit zum General erhoben war, wurde gegen sie commandirt. Nachdem er die Rebellen mit vielem Glücke zurückgetrieben hatte, ward er befehligt, mit einem großen Theile der Armee nach Danzig aufzubrechen, welche Festung bereits von den russischen Truppen belagert wurde. Er ließ die Laufgräben so glücklich eröffnen, daß die Stadt sich bald ergab. Durch Danzigs Fall wurden nun die meisten Unruhen in Polen gestillt und Ordnung und Ruhe wieder hergestellt. Adolph ging nun wieder nach Sachsen zurück und vermählte sich, da seine erste Gemahlin unter der Zeit gestorben war, zum zweiten Male mit Friederike, einer herzoglich gothaischen Prinzessin. Nachdem in Polen neue Unruhen ausgebrochen und die daselbst stehenden sächsischen Truppen sogar gezwungen gewesen waren, sie den aufrührerischen Polen zu ergeben; so erhielt Johann Adolph Befehl, dahin aufzubrechen. Es gelang ihm, die Aufrührer gänzlich zu zerstreuen und die Ruhe in Polen wieder herzustellen. Zur Belohnung dafür ward er mit dem Heinrici-Militärorden geschmückt und zum Generalfeldmarschall der ganzen sächsischen Armee erhoben. Da jetzt für August III. keine Feinde mehr zu bekämpfen waren, eilte er im J. 1736 nach Dann zurück. Hier starb in demselben Jahre der Herzog Christian, Adolphs Bruder, ohne Nachfolger, und dadurch fiel die Regierung auf Johann Adolph, als den einzigen, noch lebenden Bruder. Bei dem Tode des Herzogs Christian befanden sich die sämmtlichen weissenfelsischen Länder in der traurigsten Verfassung: Schulden hatten sich auf Schulden gehäuft und das Land seufzte unter dem härtesten Drucke. Diese Lage erfoderte die ganze Aufmerksamkeit des neuen Fürsten. Sie war es, die ihn bewog, die chursächsischen Dienste, doch mit Beibehaltung des Feldmarschalls-Charakters, zu verlassen und sich ganz der Regierung seines Landes zu widmen. In diesem lobenswürdigen Unternehmen ward er durch den glücklichen Umstand unterstützt, daß 1739 nach dem Absterben seines Vetters, Georg Albrechts, zu Barby, diese Grafschaft ihm zufiel, und seine Revenüen vermehrte, wodurch er sich in den Stand gesetzt sah, die große Schuldenlast, die das Land zu Boden drückte, nach und nach gänzlich zu tilgen. So war die Lage

der Dinge beschaffen, als im J. 1740 der erste schlesische Krieg ausbrach. Herzog Adolph übernahm, auf Verlangen des damaligen Churfürsten von Sachsen, das Obercommando über die in Böhmen stehende sächsische Armee. Nach dem 1742 zu Breslau geschlossenen Frieden marschirte er nach Sachsen zurück und wandte in diesem und den folgenden Jahren Alles an, die Armee in einen guten Zustand zu versetzen. Der zweite schlesische Krieg rief 1744 den Herzog von neuem ins Feld, und er brach mit 20,000 Mann auf, um sich mit den kaiserlichen Truppen in Böhmen zu vereinigen. Seine schwächliche Gesundheit, so wie der üble Ausgang der Schlacht bei Willdorf, veranlaßten ihn, 1746 nach Weissenfels zurückzukehren, wo er zu derselben Zeit von Seiten Englands mit dem Orden des blauen Hosenbandes beehrt wurde. Hier wird der schicklichste Ort seyn, einige Züge seines Charakters, wie er von einem seiner alten Diener geschildert worden ist, zu entwickeln. Ein tief eindringender, viel umfassender Geist, eine seltene Gabe, verwickelte Geschäfte zu durchschauen und aus einander zu setzen, Muth in den äußersten Gefahren, verbunden mit einer außerordentlichen Kaltblütigkeit und Gegenwart des Geistes, ein philosophisch und zugleich religiös gebildeter Sinn; alle diese Vorzüge besaß der Herzog in einem seltenen Vereine. Tage und Nächte schlaflos und nüchtern, so fanden ihn oft das Heer und der Staat. Die sich immer gleiche Ruhe seines Gesichts verbarg eine feurige, geschäftige Seele, einen fruchtbaren, nie zu ermüdenden Geist, gewöhnt, im Glück und Unglück sich immer gleich zu bleiben. Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit, herablassende Güte gegen Vornehme und Geringe verbreiteten eine gewisse Grazie über sein ganzes Wesen. Mit einem freundlichen Gruße, mit einer lächelnden Miene bemächtigte er sich des Herzens jedes seiner Unterthanen, dessen wichtigere oder geringere Anliegen er mit gleich gewissenhafter Sorgfalt abwog. So konnte es nicht fehlen, daß während einer zehnjährigen Regierung das so sehr zu Grunde gerichtete Land sich nach und nach wieder erheben mußte, besonders, da er durch die strengste Sparsamkeit das wieder zu ersetzen suchte, was seine Vorfahren vergeudet hatten. In dieser für das Land so glücklichen Lage überraschte den Herzog auf der Messe zu Leipzig am 16ten Mai 1746 im sechzigsten Jahre seines Lebens und im zehnten seiner Regierung plötzlich der Tod. Seine Gemahlin starb 1775 zu Langensalza, und gerade nur für sie war noch Raum in der nun auf immer geschlossenen Gruft im Schlosse zu Weissenfels. Da seine Kinder sämmtlich gestorben waren, und die weissenfelsische Linie mit ihm erlosch, so fiel sein Land an Chursachsen zurück.

Johann (Bapt. Joseph) Erzherzog von Oesterreich, Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des Theresien- und Leopoldsordens, General der Cavalerie ꝛc., Bruder des Kaisers Franz, geboren den 20sten Juni 1782. Er ist nicht nur Kenner und Beförderer der naturhistorischen Wissenschaften, sondern besitzt auch ausgezeichnete Kenntnisse in denselben. In Gräz stiftete er ein Nationalmuseum für Innerösterreich, das aus mehrern Gegenden des Landes schätzbare Beiträge an Naturalien, Urkunden, Alterthümern und andern literarischen Schätzen erhielt, und gegenwärtig von ihm den Namen Johanneum führt. Im J. 1805 commandirte er in Tirol und machte einen meisterhaften Rückzug zu seinem Bruder, dem Erzherzog Carl, an den er sich anschloß. Im J. 1809 commandirte er die Armee in Italien, rückte glücklich vor, mußte aber nach dem unglücklichen Ausgange der ersten Schlachten in Deutschland sich wieder zurückziehen, und ging durch

Steyermark nach Ungarn, wo er mit seinem Corps an der Schlach bei Raab Theil nahm, und sich dann in der Gegend von Preßbur aufstellte. Nach erfolgtem Frieden ging er nach Wien. Seit 180 ist er Chef des Geniedepartements.

Johann Sobieski, oder Johann III., König von Polen war einer der größten Krieger des 17ten Jahrhunderts. Er war 162 geboren. Sein Vater, Jacob Sobieski, durch Tugend und kriegeri schen Muth gleich achtungswürdig, war sorgfältig darauf bedacht, diese Eigenschaften auch auf seine beiden Söhne, Marcus und Johann, zu übertragen. So eben kehrten diese von ihren Reisen zurück, als die Polen bei Pilawiecz in die Flucht geschlagen wurden. Dadurch ward ihr Muth erregt. Marcus fiel in einem zweiten Treffen an dem Ufer des Bog; aber Johann, glücklicher als sein Bruder, ward zum Obermarschall und Obergeneral des Königreichs ernannt. Voll Muth und Tapferkeit setzte er sich, gleich den gemeinsten Soldaten, den größten Gefahren aus, und pflegte Denjenigen, die ihn beschworen, seine Person zu schonen, zu antworten: „Ihr würdet mich verachten, wenn ich Eurem Rathe folgte." So wurde er der Schrecken der Tartaren und Cosacken, über welche er unaufhörlich siegte. Am 11ten Nov. 1673 gewann er die berühmte Schlacht bei Choczim gegen die Türken, welche daselbst 28,000 Mann verloren. Im folgenden Jahre wurde er zum König von Polen erwählt. Als 1683 die Türken Wien belagert hatten, marschirte er mit einer glänzenden Cavalerie, aber mit einer schlecht equipirten Infanterie, gegen sie. Um den übeln Zustand letzterer zu verbergen, rieth man ihm, ein Infanterieregiment, welches insbesondere schlecht gekleidet war, bei Nachtzeit über den Fluß setzen zu lassen, damit der Zustand desselben dem Blicke der Zuschauer entzogen bliebe. Sobieski war anderer Meinung. Als sich das Regiment auf der Brücke befand, sagte er zu den Nachstehenden: „Seht! Sie werden unüberwindlich seyn, denn sie haben geschworen, nie eine andere Kleidung, als die der Feinde zu tragen. Im letzten Kriege waren sie Alle türkisch gekleidet." Bei seiner Ankunft bemächtigte er sich der vortheilhaftesten Posten, erstieg eine Anhöhe, untersuchte, wie sich der Großvezier verschanzt hatte, und sagte zu Denjenigen, die ihn umgaben: „Er hat eine üble Stellung gewählt. Ich kenne ihn: er ist unwissend und doch eingenommen von seinen Talenten. Wir werden keine Ehre von diesem Siege haben." Sobieski hatte die Wahrheit gesagt. Am folgenden Tage verließen die Türken voll Schrecken ihr Lager, und in demselben auch die geheiligte Fahne Muhameds, welche der Sieger mit einem Briefe an den Papst sandte, worin die Worte vorkamen: „Ich bin gekommen, ich habe gesehen, und Gott hat gesiegt." Am Tage nach der Schlacht, am 13ten Sept., ließ er in der Cathedralkirche das „Herr Gott, dich loben wir" singen und stimmte es selbst an. Hierauf folgte eine Predigt, zu welcher der Priester den Text wählte: „Es ward ein Mann gesandt, mit Namen Johann." Dieser Text war schon einmal auf einen Kaiser von Constantinopel und späterhin auf Johann von Oesterreich, nach dem Siege bei Lepanto, angewandt worden. Uebrigens fand Sobieski in den Zelten der Türken mehrere Tausende von Ducaten, welche er seiner Gemahlin übersandte und ihr dabei schrieb: „Du wirst nicht von mir sagen, was die tartarischen Weiber, wenn sie ihre Männer mit leeren Händen aus dem Kriege kommen sehen, von den ihrigen sagen: Ihr seyd keine Männer: denn ihr kommt ohne Beute zurück." Als er im J. 1693 von einer Krankheit, die gefährlich schien, befallen wurde,

hatte er den Kummer, den Samen der Zwietracht ausgestreut zu sehen, welchen eine Königswahl in Polen gewöhnlich hervorzubringen pflegte. Die Feinde von außen vereinigten sich mit den Parteien von innen. Sobieski war nicht mehr im Stande, den Unruhen vorzubeugen und der Augenblick nahte heran, wo er mit dem Leben auch den Thron verlieren sollte. Die Königin wünschte, er möchte sein Testament machen, wagte jedoch nicht, es ihm zu sagen, und beauftragte einen Bischof, ihm ihren Wunsch zu erkennen zu geben. Er verweigerte es standhaft und gab als Grund an, daß dieß bei einer so feilen Nation, wie der seinigen, die nur von Parteiwuth beherrscht werde, gänzlich ohne Wirkung seyn würde. So starb er 1696 im drei und zwanzigsten Jahre seiner Regierung. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als sich Haß und Neid vereinigten, sein Andenken zu schänden. Einige warfen ihm vor, er habe, trotz der Gesetze, die dem Könige verbieten, ein Eigenthum zu besitzen, Ländereien angekauft; Andere behaupteten, daß die christliche Ligue, in welche er gegen die Türken getreten wäre, dem Vaterlande mehr als 200,000 Streiter gekostet habe. Wieder Andere versicherten, er habe das Geld zu sehr geliebt, und eine zu große Neigung für kostspillige Reisen gehabt. Wahr ist es, niemals war ein Hof unstäter, als der seinige. Er und die Königin hatten auf keiner Stelle Ruhe; beide durchstreiften jedes Jahr Polen von einem Ende zum andern, und besuchten ihre Landgüter, wie ganz gewöhnliche Edelleute. Doch ist dieser Fehler, wenn es ja einer genannt werden muß, nicht im Stande, Sobieski's hervorragende Tugenden zu verdunkeln. Er liebte die Wissenschaften, redete mehrere Sprachen und verdiente nicht weniger, seines sanften Charakters, als seiner angenehmen Unterhaltnng wegen geliebt zu werden. Carl XII. rief an seinem Grabe aus: „Ein so großer König hätte nicht sterben müssen!“ Seine drei Söhne hinterließen keine männliche Nachkommenschaft.

Johann ohne Land, König von England, vierter Sohn Heinrichs II., entriß im J. 1199 seinem Neffen, Artus von Bretagne, die Krone. Als Letzterer drei Jahre später seinen Onkel wiederum vom Throne stoßen wollte, ward er gefangen, in den Thurm von Rouen gesperrt, und wie man sagt, von Johann mit eigener Hand erstochen. Ganz Europa klagte den König Johann dieses Mordes wegen an, und Constantia, die Mutter des unglücklichen Prinzen, flehte bei Philipp August um Gerechtigkeit für diese schwarze That, die nicht allein in seinem Lande, sondern auch an einem seiner Vasallen verübt worden war. Da der Beklagte, der, als Vasall von Frankreich, vor das Gericht der Pairs geladen war, zu erscheinen verweigert hatte, so wurde er zum Tode verurtheilt, und sein ganzes, in Frankreich gelegenes Habe zum Vortheile des Königs confiscirt. Auch machte es sich Philipp bald zur Pflicht, von dem Verbrechen seines Vasallen den gehörigen Nutzen zu ziehen. Johann, in Weichlichkeit und Wollust versunken, ließ sich die Normandie, Guienne und Poitou entreißen und begab sich nach England, wo er verachtet und verhaßt war. Seine Trägheit ging so weit, daß er, als man ihm von den Fortschritten des Königs von Frankreich Nachricht gegeben hatte, kaltblütig zur Antwort gab: „Laßt ihn nur machen. In einem einzigen Tage werde ich mehr wieder erobern, als er mir in einem ganzen Feldzuge entrissen haben wird.“ Von Jedermann verlassen, glaubte er, die Herzen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen, wenn er zwei Acten unterzeichnete, welche die Freiheit Englands begründeten, aber auch zugleich die Quelle aller Bürgerkriege da-

selbst wurden. Die erste Acte wurde die große Charte (magna Charta) und die zweite die Charte der Wälder benannt. Um das Maß seines Unglücks voll zu machen, entzweieten ihn (im J. 1212) die Auflagen, welche er der Geistlichkeit seines Reichs auferlegte, und die Härte, mit welcher er sie eintreiben ließ, mit dem Papste Innocenz III. Dieser that daher England in den Bann und verbot den Unterthanen, ihrem Könige zu gehorchen. Aus dieser Lage, in welche ihn der Uebermuth des Papstes versetzt hatte, konnte er sich nur dadurch herausreißen, daß er sich und sein Reich dem heil. Stuhle unterwarf. Ein päpstlicher Gesandte empfing die Unterwerfung, welche der König knieend und in folgenden Worten zu erkennen gab: „Ich, Johann, von Gottes Gnaden König von England und Herr von Irland, gebe, zur Sühne meiner Sünden, aus freiem Willen und mit Zustimmung der Barone meines Reichs, der Kirche Roms und ihren Nachfolgern die Königreiche England und Irland mit allen Rechten, und nehme sie als Vasall des Papstes an, so wie ich Gott, der römischen Kirche, dem Papste, meinem Herrn und seinen gesetzlich erwählten Nachfolgern, treu und gehorsam seyn werde. Ueberdieß verpflichte ich mich, dem Papste einen jährlichen Tribut von 1000 Mark Silbers zu bezahlen, nämlich 700 für England und 300 für Irland." Jetzt übergab man dem Legaten Geld, als erste Zahlung des Tributs, und dann überreichte man ihm die Krone und das Scepter des Reichs. Der päpstliche Legat trat das Geld mit Füßen, behielt Krone und Scepter fünf Tage, und gab alsdann beides, gleichsam wie eine Schenkung des Papstes, dem Könige zurück. Diese Schenkung, die ihn bei seinen Unterthanen verächtlich machte, wurde bald die Ursache eines Aufruhrs, in welchem Johann von seinen eigenen Unterthanen zu verschiedenen Malen geschlagen wurde. Nachdem nun auch der König Philipp August im J. 1214 die Schlacht bei Bouvines gewonnen hatte, so empörte sich der ganze Adel Englands gegen Johann und zwang ihn, die magna Charta noch bündiger zu machen. Die vornehmsten Artikel derselben sind: „Der König macht keine Auflage ohne Zustimmung der Nation; Jedermann wird auf eine legale Weise und nur von seines Gleichen gerichtet werden. Jedermann kann aus dem Reiche gehen, dahin wieder zurückkehren, über seine Güter verfügen, wie es ihm gutdünkt." Der König Johann glaubte sich so beeinträchtiget, indem er seinen Unterthanen dadurch die natürlichsten Rechte zugestand, als er sich durch die Unterwerfung gegen den Papst für entehrt gehalten hatte. Er klagte darüber, als über den größten Schimpf, welchen man seiner königlichen Würde zugefügt hätte. Doch blieben die Barone des Reichs bei diesen Schritten gegen Johann nicht stehen, sondern riefen Ludwig, den Sohn Philipp Augusts, nach England und krönten ihn am 20. Mai 1216 zu London zum Könige. Johann gerieth darüber in so große Verzweiflung, daß er, wie man sagt, bereit gewesen seyn soll, sich dem Saracenenkönige Miramotai in die Arme zu werfen und die muhamedanische Religion anzunehmen, unter der Bedingung, daß Miramotai ihm zur gänzlichen Unterjochung seiner Feinde behülflich sey. Nachdem er von Stadt zu Stadt, von Land zu Land flüchtig herumgeirrt war, erfuhr er ein neues Unglück, welches seinen Tod herbeiführte. Es wurden nämlich bei dem Uebersetzen über einen Fluß, nahe bei Lyn in der Grafschaft Norfolk, seine Edelsteine und seine Kriegskasse von den Wellen verschlungen. Er nahm sich diesen Unfall so sehr zu Herzen, daß eine Unverdaulichkeit, die er sich durch eine zu große Menge von Pfirsischen zugezogen hatte, und die vielleicht durch seine kummervolle Gemüthsstimmung noch

vermehrt worden war, in ein hitziges Fieber ausartete, welches ihm am 16. Oct. 1216 den Tod zuzog. Uebrigens verdient von ihm noch angeführt zu werden, daß er nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubte, und von sich behauptete, es wären ihm gerade, nachdem er sich mit Gott und dem Papste ausgesöhnt habe, die größten Unglücksfälle zugestoßen. Auch pflegte er sich die größten Scherze über die Religion zu erlauben. Die Regierung dieses Königs macht eine bedeutende Periode in der Geschichte Englands. Obgleich die magna Charta die vorigen Gerichtshöfe nicht aufhob, auch eben so wenig eine neue Form in der Ausübung der Gerechtigkeitspflege herbeiführte; so veränderte sie nichts destoweniger nach und nach die Regierungsform Englands. Die Barone des Reichs befestigten, indem sie das Interesse des Volks mit dem ihrigen vereinigten, ihre Macht, und schwächten dadurch das Ansehn der Regenten selbst, die fortan nichts weiter als die ersten Magistratspersonen eines freien Volks vorstellten.

Johanna die Päpstin, s. Päpste.

Johanna von Orleans, s. Jeanne d'Arc.

Johannes der Täufer wurde 6 Monate vor Jesu, in einer der Mutter desselben verwandten Priesterfamilie in Judäa unter Vorzeichen (Ev. Luc. 1. Cap.) geboren, die ihn als ein, von Gott zu besondern Zwecken erkohrenes Werkzeug ankündigten. Er wählte die strenge Lebensart eines Gottgeweiheten, und erlangte bei früher Gewöhnung an die einfachste Kost und Bekleidung, durch einsames Forschen und ernstes Eindringen in den Geist der heiligen Schriften, die edle Unabhängigkeit und Geistesstärke, die ihn, bei seinem Auftritte als Prophet, zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung macht. Seine Lehre war eine dringende Auffoderung zur Buße und Vorbereitung auf das durch Jesum herannahende Gottesreich. Die in den Evangelien von ihm aufbehaltenen Reden sind scharf und mächtig; überall kündigt er sich als den Vorläufer des Größeren an, der nach ihm kam, und erfüllt seine Bestimmung, diesem den Weg zu bereiten, mit eben so viel Eifer, als Selbstverleugnung und Demuth. Er hatte zahlreiche Anhänger auf den Glauben an seine Lehre getauft, und gerade durch den Contrast seiner rauhen Tugend gegen die Weichlichkeit seiner Zeit ungemeines Ansehn unter Hohen und Niedern erlangt; als ihm aber bei der Taufe, durch die sich Jesus von ihm im Jordan einweihen ließ, dessen höhere Sendung offenbar worden war, wies er seine Schüler zu diesem neuen Lehrer, und sah ohne Neid, wie sein Wort: *er muß wachsen und ich muß abnehmen*, in Erfüllung ging. Für sich selbst begehrte er keinen Ruhm und keine weitern Erfolge; nur das Recht die Wahrheit zu reden, wollte er behaupten, und wurde daher, weil er sie einem Fürsten gesagt, das Opfer derselben. Einem rachsüchtigen Weibe zu gefallen, ließ der Vierfürst Herodes Antipas in Galiläa ihn im Gefängnisse hinrichten. Eine Anzahl seiner Jünger blieb ihm noch im Tode getreu und von ihnen wurde ohne Zweifel die unter dem Namen Sabier oder *Johannischristen* im Orient, am Irak und Shuster, noch jetzt bestehende Secte gestiftet, welcher der Täufer Johannes ein Gegenstand besonderer Verehrung ist. Vergl. d. Art. *Sabier*. E.

Johannes der Evangelist ist unter den Charakteren des christlichen Alterthums einer der reinsten und liebenswürdigsten. Auf den Ruf Jesu verläßt er als ein Jüngling seine Fischernetze und folgt dem göttlichen Lehrer von Stund an mit unwandelbarer Treue. Nicht nur auf seinen Reisen ist er immer um ihn und in allen Lagen sein nächster Vertrauter, sondern auch da die andern Jünger fliehen, begleitet er

denselben vor Gericht und unter das Kreuz, wo ihn der sterben Freund an seiner Stelle zum Sohn und Pfleger Mariens erklärt. Da um heißt er auch vorzugsweise der Jünger, den Jesus lieb hatte: der so hatte er keinen geliebt, so hatte aber auch ihn keiner geliebt. Da sanfte, zarte, sinnige Gemüth, das aus den Schriften Johannis sprich war vor andern geeignet, den Herrn ganz zu verstehen. Und bewu dern wir schon den Schwung, mit dem sein Evangelium anheb und den bündigen, tiefen Zusammenhang, in dem darin die Begeben heiten zu dem einigen Zwecke, den Glauben an Jesum zu begründen geordnet sind, redet der Geist der ächten, christlichen Liebe nirgen wärmer und inniger zu uns, als in seinen Briefen; so haben wi wol auch Ursache anzunehmen, daß an ihm im höchsten und eigentliche Sinne erfüllt worden sey, was Jesus den Seinen verheißt: **Wer mic liebt, den wird mein Vater lieben, und ich werde ihn lieben und mic ihm offenbaren.** Die Offenbarung Johannis ist das Wer der feurigsten christlichen Begeisterung, freilich in den Farben de Orients, aber darum nicht weniger des Jüngers würdig, der die Kir che seines Herrn im Herzen trug und ihre künftigen Schicksale in einem Lichte sah, das nicht Jedem zu schauen vergönnt ist. Auch wurde Jo hannes, dessen erste Jünglingsgefühle an der Brust Jesu erwacht wa ren, alt genug, um von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen zu können. Er theilte die Arbeiten und Leiden der Apostel, lebte in Ephe sus, eine Zeitlang in der Verbannung auf Patmos, vielleicht auch in Rom, und starb endlich hochbetagt in der ihm vor andern theuern Ge meinde zu Ephesus. Der Kirchenvater Hieronymus erzählt aus seinen letzten Lebensjahren einen rührenden Zug. Da es ihm wegen Alters schwäche nicht mehr möglich war, ausführlich zu der Gemeinde zu spre chen, so ließ er sich doch stets in ihre Versammlungen tragen und rief ihnen, so oft er kam, die Worte zu: **Kinder, liebet euch unter einander!** Endlich befragt, warum er diesen Zuruf unablässig wie derhole, und nichts Anderes und Neues sage, antwortete er: Weil das des Herrn Gebot ist, und wird **das** erfüllt, so ist es genug. E.

Johannes Parricida, auch **Johann von Schwaben** genannt, war nicht, wie in dem Artikel Albrecht I. (s. d.) gesagt worden ist, der jüngere Bruder, sondern der Neffe dieses Kaisers. Selbst von sanfter, friedlicher Gemüthsart, hätte er die Ungerechtig keit seines Onkels, der ihm Erbländer und Lehen vorenthielt, vielleicht ohne Rache ertragen, wäre nicht sein Zorn von den Feinden des Kai sers, deren der erwähnte Artikel gedenkt, zur hellen Flamme angefacht worden. Nach der vollbrachten blutigen That entflohen die Mörder; unter ihnen Johann, der, in Mönchstracht gehüllt, Italien durchirrte, nirgends eine bleibende Stätte fand und sich endlich in eine solche Dunkelheit verlor, daß Niemand wieder etwas von ihm hörte. Einige behaupten, er sey als Augustinermönch zu Pisa gestorben, Andere, er habe in der Gestalt eines unbekannten Mönchs auf dem Stammgute Eigen in einem hohen Alter sein Leben geendet. Zur Beglaubigung letzterer Angabe wird erzählt: es sey einstens, wenigstens 60 Jahre nach der Ermordung Albrechts I., ein Ehrfurcht gebietender Greis von edler Gestalt, mit Namen Johann, auf jenes Stammgut gekommen, habe daneben eine Hütte erbaut, und endlich im Tode, der 1368 er folgt sey, sich als den unglücklichen Herzog von Schwaben zu erken nen gegeben. Späterhin will man zu Wien den Sohn desselben, La thonius, als einen Blinden betteln gesehen haben. Die übrigen Mör er entkamen gleichfalls sämmtlich durch die Flucht, drei Knechte aus

genommen, die aber, trotz der entsetzlichsten Todesmartern, welche man an ihnen verübte, nichts bekannten. Desto grausamere Rache nahm Leopold, der zweite Sohn des Kaisers, und besonders Agnes, seine Schwester, verwitwete Königin von Ungarn, an den Verwandten und Freunden der Mörder. Diese wurden unter den entsetzlichsten Martern hingerichtet, ihre Burgen zerstört und die Einwohner derselben zu Hunderten niedergemetzelt. Nachdem man endlich, besonders auf Agnesens Betrieb, mehr als 1000 unschuldige Männer, Weiber und Kinder durch Henkers Hand hingerichtet hatte, stiftete eben diese Agnes, in Vereinigung mit ihrer Mutter Elisabeth, die gegen jene Unglücklichen nicht minder schrecklich gewüthet hatte, auf dem Felde, wo Albrecht ermordet worden war, ein Mönchs= und ein Frauenkloster, welche beide mit ansehnlichen Freiheiten und mit beträchtlichen Gütern reichlich beschenkt wurden. Die Geschichte Johanns von Schwaben hat zu einem Schauspiele gleiches Namens Veranlassung gegeben, welches vor einigen und zwanzig Jahren häufig und mit Beifall auf den deutschen Bühnen aufgeführt wurde.

Johannes Secundus, s. Secundus.

Johannisberg (oder Bischoffsberg), ein Pfarrdorf und schönes Bergschloß in einer herrlichen Gegend im Rheingau, ehemals zum Bisthum Fulda gehörig, ist wegen des vortrefflichen Rheinweins berühmt, der daselbst wächst. Der beste ist der, welcher auf dem Schloßberge selbst wächst. Im Jahre 1807 ward dies Schloß nebst seinen Besitzungen von Bonaparte dem Marschall Kellermann geschenkt. Nach der Befreiung Deutschlands ist es unter österreichische Herrschaft gekommen, und wurde später von Sr. Majestät dem Kaiser Franz dem Fürsten von Metternich zum Geschenk gemacht. Das Schloß selbst ist in den Jahren 1722 bis 1732 auf den Ruinen eines alten Klosters erbaut worden.

Johanniter=Ritter (späterhin Rhodiser=Ritter, jetzt gewöhnlich Malthefer=Ritter genannt), heißen die Ritter des berühmten weltlichen Ritterordens, welcher zu Anfange der Kreuzzüge, und bei Gelegenheit der Wallfahrten nach dem gelobten Lande, in diesem selbst gestiftet wurde. Bereits im eilften Jahrhunderte, nämlich (1048) legten Kaufleute aus Almafi in Neapel eine Kirche zu Jerusalem an, und bauten daselbst ein Mönchskloster, welches sie Johannes dem Täufer widmeten. Die Mönche, welche den Namen Johanniter= oder Hospital=Brüder führten, waren verpflichtet, Kranke und Arme zu verpflegen und die Wallfahrenden gegen die Anfälle der Saracenen zu schützen. Dieser geistliche Orden, welcher nach und nach große Besitzungen erhielt, ward zu Anfange des zwölften Jahrhunderts von dem Ordensmeister Raymund du Puy, mit Beibehaltung des Mönchsordens, zu einem weltlichen oder Ritterorden gemacht, dessen Pflichten, außer dem Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der Armuth, noch in der Vertheidigung der Kirche gegen die Ungläubigen bestehen sollten. Auch theilte Raymund die sämmtlichen Ritter in drei Classen, in Ritter (welche die Waffen führen mußten), in Capellane (die eigentlichen Geistlichen) und in Serventi d'Armi (Waffenträger), welche letztere die Kranken verpflegen und die Pilgrimme begleiten mußten. Lange Zeit wußte sich der Orden durch Tapferkeit und Einmüthigkeit gegen die Waffen der Saracenen und Türken aufrecht zu erhalten; wurde jedoch endlich (zu Ende des 12ten Jahrhunderts) aus Palästina vertrieben. Er eroberte darauf Cypern, verlor es aber wieder, und setzte sich zu Anfange des

14ten Jahrhunderts auf der Insel Rhodus fest, in deren Besitz sich die Ritter fast über 200 Jahre behaupteten. Auch von da durch den türkischen Sultan Soliman II. (1522) vertrieben, gingen sie nach Candia, dann nach Venedig, Rom, Viterbo, vornehmlich aber nach Nizza, Villa Franca und Syracusa, bis ihnen endlich Carl V. (1530) die Insel Maltha, nebst den Inseln Gozzo und Comino, unter der Bedingung eines beständigen Krieges gegen die Ungläubigen und Seeräuber, zum eigenthümlichen Besitze überließ. Von dieser Zeit an wurden sie gewöhnlich Maltheser-Ritter genannt. Hier hatten sie 1565 einen gewaltigen Angriff von den Türken auszuhalten, welche jedoch von ihnen mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden. Sie setzten darauf die Seekriege mit den Türken noch bis in die neueste Zeit fort, und nur durch Tapferkeit und standhaften Muth in verschiedenen heftigen Streitigkeiten mit der Pforte, gelang es ihnen, sich vom Untergange zu retten. Doch wären sie im J. 1760, ohne französische Vermittelung, wahrscheinlich ganz bezwungen worden. Seitdem wurden sie von jenen für unbedeutende Feinde gehalten, und ihre Streitigkeiten zur See sind nicht selten nur Spiegelgefechte gewesen. Die innere Einrichtung des Ordens, der auch jetzt der Maltheser-Orden genannt wird, und beinahe durch ganz Europa, wo er allenthalben große Besitzungen hatte, verbreitet war, bestand in Folgendem. Das Oberhaupt desselben, welches Großmeister des heiligen Hospitals zu St. Johann von Jerusalem, und Guardian der Armee Jesu Christi hieß, residirte zu La Valetta, auf der Insel Maltha, hatte fürstliche Würde und bekam von auswärtigen Mächten den Titel Altezza Eminentissima. Er erhielt jährlich 6000 Scudi aus der Ordenskammer, nebst allen Gefällen von den Inseln Maltha, Gozzo und Comino, so daß seine jährlichen Einkünfte vielleicht nahe an eine Million Gulden betragen mochten. Die weltliche Macht lag größtentheils in seinen Händen; doch war er auch hierin von den Vorstehern der verschiedenen Zungen (Bezirke) beschränkt, welche Gesetze gaben, Steuern anordneten u. s. w. Die geistliche Gewalt, d. h. die unmittelbaren Ordensangelegenheiten, wurden von dem Capitel geleitet, welches aus 8 Ballivi Conventuali bestand, und in welchem der Großmeister den Vorsitz hatte. Bei dem Tode eines Großmeisters ernannten die 8 Zungen, von welchen weiterhin gesprochen werden soll, 21 Repräsentanten, und diese wiederum 3 Wähler, nämlich einen Ritter, einen Priester und einen Waffenträger. Nachdem diese drei noch 13 andere Glieder zu Wählern aufgenommen hatten, ward von allen zusammen der neue Großmeister gewählt. Die vornehmsten Stellen in dem Orden bekleideten die Häupter (Piliers) der acht Zungen, in welche die Ritter nach den Nationen, aus denen sie bestanden, eingetheilt wurden. Diese Zungen hießen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Deutschland (die vornehmste Zunge), Castilien und England. Aus diesen Zungen wurden die obenerwähnten Ballivi Conventuali gewählt, und die Ländereien derselben in Priorate, diese in Balleien, und diese wiederum in Commenden (Commenthureien) eingetheilt. Von den Prioraten hatte das deutsche den Vorzug, und hieß daher Großpriorat. Es wurde von dem Hoch- oder Deutschmeister (obersten Meister des ritterlichen St. Johannis-Ordens in deutschen Landen) bekleidet, der jedesmal ein deutscher Reichsfürst seyn, und seine eigentliche Residenz in dem Meisterthume Mergentheim, auf dem dortigen Bergschlosse Neuhaus, haben mußte.

Der letzte Hoch= oder Deutschmeister war Maximilian, Churfürst von Cöln. Unter dem Hoch= oder Deutschmeister stand der Johanniter=Meister in Deutschland (der Meister des ritterlichen Johannis=Ordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland), welcher über das Heermeisterthum von Brandenburg, über Ungarn, Böhmen und Dänemark die Gerichtsbarkeit besaß, und zu Heitersheim im Breisgau residirte. Der letzte Johanniter=Meister, ein Graf von Reichenbach=Fourmaigne, verlor durch den preßburger Frieden, und die Einrichtung des rheinischen Bundes, alle seine Besitzungen im westlichen Schwaben an den Großherzog von Baden. Von den oben erwähnten 8 Zungen hatte sich England bereits im 16ten Jahrhunderte losgerissen; die drei französischen verloren während der Revolution ihre Existenz; die castilische und aragonische ward seit dem Frieden zu Amiens von Maltha getrennt, und die italienische und deutsche Zunge hatten gleichfalls durch die neuesten Ereignisse aufgehört. Auf diese Weise war der Johanniter=Orden in diesem Augenblicke wie aufgehoben, und seine Wiederherstellung um so weniger zu erwarten, da die Insel Maltha förmlich in den Besitz Englands gekommen war. Die Johanniter=Ritter beobachteten, außer den bereits angeführten Gelübden, noch die Regel des Augustiner=Ordens; die Protestanten waren jedoch nicht verbunden, ehelos zu leben. Alle Mitglieder mußten von gutem, altem Adel seyn. Die Ritter, welche ihre Ahnen auf das strengste erweisen konnten, hießen Cavalieri di giustizia (Ritter von Rechtswegen); diejenigen hingegen, bei welchen die Ahnenprobe schwierig war, die aber dennoch, in Rücksicht ihrer Verdienste, aufgenommen wurden, Cavalieri di grazia (Ritter aus Gnaden). Die Ordenspflicht der Ritter, wenigstens dreimal gegen die Ungläubigen oder die barbarischen Seeräuber zu Felde zu ziehen, wurde in der letzten Zeit wenig mehr beobachtet; ja, durch den Frieden von Amiens hob man sogar alle Feindseligkeiten gegen die Türken gänzlich auf. Die Kleidung der Ritter bestand in Friedenszeiten in einem langen schwarzen Mantel; auf der linken Brust trugen sie ein achteckiges weißes, und mitten auf derselben ein goldenes Kreuz; im Kriege waren sie mit einem rothen Gürtel und einem silbernen Kreuze geschmückt. Bloß in geistlichen Sachen war der Orden dem Papste unterworfen, in allen weltlichen Dingen besaß er eine vollkommene Souveränetät. Die Seemacht derselben bestand 1770 aus 4 Galeeren, 3 Galeotten, 4 Schiffen von 60, und 2 Fregatten von 36 Kanonen, so wie aus verschiedenen kleinen Fahrzeugen. Was die neue Geschichte des Ordens anbetrifft, so muß darüber in der Kürze Folgendes gemeldet werden. Nachdem Maltha am 8ten Juni 1798 unvermuthet von Bonaparte angegriffen worden war, ergab sich die Insel fast ohne Widerstand durch Capitulation, kraft welcher dem Großmeister, Baron v. Hompesch, der späterhin 1804 zu Montpellier im 62sten Jahre gestorben ist, bis zu anderweiterer Entschädigung, jährlich 300,000 Franken zugesichert wurden. Im J. 1800 eroberten jedoch die englischen Flotten die ganze Insel durch Hunger, und seit dieser Zeit befindet sie sich in den Händen Englands. Im Frieden von Amiens (1802) wurde zwar bedungen, daß die Insel dem Orden, unter der Aufsicht und Garantie einer neutralen Macht, wiedergegeben werden sollte; da aber die Engländer für die Zukunft einen abermaligen Einfluß der Franzosen auf Maltha, und durch diesen die Zerstörung ihres Handels nach Ostindien befürchten mußten: so blieben sie fortwährend im Besitze derselben, und der 26ste Artikel des Entschädigungsplans und Reichsdeputations=

Recesses vom 25. Febr. 1803 blieb ohne Wirkung. In der Zwischenzeit wählte der Orden den russ. Kaiser Paul I., der jene Capitulation von 1793 für verrätherisch erklärt, und die Johanniter-Ritter in Schutz genommen hatte, am 16ten Dec. 1798 zum Großmeister. Diese Wahl fand vielen Widerspruch, selbst bei dem Papste, und der neue Churfürst von Pfalzbaiern, Maximilian Joseph, hob sogar am 21sten Febr. 1799, um den Streitigkeiten mit Rußland auszuweichen, in seinen Staaten den Orden gänzlich auf. Nach dem Tode Pauls I. ernannte der Papst, am 9ten Febr. 1805, den Italiener Tommasi, und als dieser ebenfalls mit Tode abgegangen war, das Großcapitel sogleich den Bailli Caracciolo zum Großmeister. Vor der Revolution schätzte man die Anzahl aller Ordensritter auf 3000. Das Wappen des Großmeisters bestand in einem silbernen, achteckigen Kreuze, im rothen Felde, oben mit einer herzoglichen Krone, aus welcher sich ein Rosenkranz um das Wappenschild schlängelte, mit einem unten hängenden kleinen Kreuze und den Worten: Pro Fide (für den Glauben).

John Bull S. Bull.

Johnson (Benjamin), der engl. Dichter, gewöhnlich aber zusammengezogen Benjohnson genannt, ward 1574 geboren, und stammte aus einer alten schottischen Familie. Da ihm sein Vater kein Vermögen hinterlassen hatte, so nahm er Kriegsdienste und zeichnete sich in den Kriegen von Flandern aus. Nach dem Frieden widmete er sich dem Studium der Poesie, und brachte es darin, besonders aber in seinen theatralischen Productionen, so weit, daß ihn Einige sogar für den Wiederhersteller, oder gar für den Gründer des englischen Theaters halten. Er besaß ein so bewundernswürdiges Gedächtniß, daß er ganze Werke, ohne anzustoßen, aus dem Gedächtnisse hersagen konnte, und stand zu seiner Zeit bei seinen Landsleuten in solchem Ansehn, daß man seinen Leichenstein mit der Inschrift: „O seltner Benjohnson" schmückte. Uebrigens war er ein jüngerer Zeitgenosse, und sogar Nebenbuhler Shakespeare's, und starb im J. 1637. Um ein Urtheil über ihn zu fällen, können wir uns auf Wilhelm Schlegels Worte berufen. Benjohnson war ein dramatischer Schriftsteller, der im Schweiße seines Angesichts, aber mit geringem Erfolge, das englische Schauspiel nicht romantisch, sondern nach dem Muster der Alten auszubilden strebte. Er fand an Shakespeare einen bereitwilligen Aufmunterer seiner Talente. Sein erstes, wiewol noch ziemlich unvollkommenes Stück: Every man in his humour (Jedermann in seiner Laune), wurde durch Shakespeare's Fürsprache auf die Bühne gebracht, und an dessen Sejanus legte dieser sogar selbst Hand, ja, er übernahm in beiden eine Hauptrolle. Dieß vergalt ihm Benjohnson schlecht. Trotz aller Schulgelehrsamkeit, worin er jenem überlegen war, fielen seine Stücke entweder ganz und gar durch, oder sie erhielten doch nur einen geringen Beifall neben der erstaunlichen Popularität Shakespeare's. Benjohnson besaß wirklich einen sehr gründlichen Verstand; er war sich bewußt, daß er die Kunst mit Ernst und Eifer ausübe, und sein Streben ging dahin, dem engl. Drama Regelmäßigkeit und Correctheit zu geben; daß ihm aber die Natur die Grazie versagt hatte, ahnete er freilich nicht. Somit war er recht eigentlich zum critischen Dichter gemacht, im guten und im bösen Sinne des Worts: und es gelang ihm meistens in derjenigen Gattung, woran der Verstand den größten Antheil hat, am besten. Man hat von ihm zwei tragische Versuche, Sejanus und Catilina,

dreizehn Lustspiele und eine Menge sogenannter Masken. Der Tragödie entsagte er nach dem mißlungenen Versuche mit den beiden so eben erwähnten: dagegen widmete er sich desto eifriger dem Charakter-Lustspiele, in welchem er mehr ernsthaft spottet, als Lachen erregt; auch zeigt sich mehr Beobachtungsgeist, als Phantasie darin. Außer oben erwähntem: Jedermann in seiner Laune, sind noch zu merken: Jedermann außer seiner Laune: Volpone; der Alchymist; Epicoene, oder das stumme Mädchen und der dumme Teufel. Seine Masken sind allegorische Gelegenheitsstücke, welche zum Theil bei Hofe aufgeführt wurden, eine Gattung, die mit ihm fast wieder ausgestorben ist; späterhin hat nur noch der Comus von Milton in derselben einigen Ruhm erlangt. Benjohnsons Werke sind 1716 in 6, und 1757 in 7 Octav-Bänden zu London im Drucke erschienen.

Johnson (Samuel), einer der größten englischen Gelehrten, Satyriker und Kunstrichter, welcher eine riesenhafte Gelehrsamkeit, vielumfassende literarische Wirksamkeit mit classischer Cultur, reifem Urtheile, reinem Geschmacke und gehaltvollem Witze verband, wurde am 18. Sept. 1709 zu Lichfield in Staffordshire geboren, und verrieth frühzeitig außerordentliche Geistesfähigkeiten. Die alten Classiker, doch mehr die römischen als die griechischen, machten den vornehmsten Gegenstand seiner frühern Studien aus, und mehrere Uebersetzungen aus dem Homer, Horaz, Virgil u. s. w., welche er damals verfertigte, verrathen nicht gemeine Sprachkenntnisse und viel dichterisches Genie. Späterhin zeichnete er sich auf der Universität zu Oxford, welche er 1728 bezog, durch eine meisterhafte Uebersetzung des popischen Messias, in lateinischen Hexametern aus. Ein Anfall von Hypochondrie, der ihn besonders im J. 1729 betraf, war so heftig, daß er dem Wahnsinne nahe zu seyn glaubte; auch genas er nie ganz von dieser Krankheit. Nachdem er bereits 1731, wegen Dürftigkeit, die Universität wiederum verlassen, und während einer kurzen Zeit die Stelle eines Unterlehrers an der Schule zu Market-Bosworth in Leicestershire bekeidet hatte, ließ er sich in Birmingham nieder, wo er sich mit literarischen Arbeiten das Leben zu fristen suchte. Er wollte darauf eine Erziehungs-Anstalt errichten, erhielt aber nur drei Schüler, und unter diesen den nachmals so berühmt gewordenen Garrick. Diesen begleitete er auch späterhin nach London, wo er sich abermals bloß von dem Erwerbe seiner literärischen Arbeiten zu ernähren suchte. Lange kämpfte er auch hier mit Dürftigkeit. „Oft verbarg er sich in einem Keller, um einem Zimmer mit eisernen Gittern zu entfliehen. In dieser Zeit schrieb er demosthenische Reden für und wider die wichtigsten Fragen im Parlamente, unter Namen wirklicher Mitglieder, die man eine Zeitlang in den Provinzen für ächt hielt, und es ist nicht allgemein bekannt, daß unter diesen die berühmte Rede Pitts ist, die er gehalten haben soll, als man ihm seine Jugend vorwarf, und welche nie aus Pitts Munde kam." In London machte er mit dem unglücklichen Savage (s. d. Art.), dessen Leben er nachmals so meisterhaft beschrieben hat, Bekanntschaft. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo Johnson eine bedeutende Stufe zu seiner künftigen Größe ersteigen sollte. Er gab nämlich im J. 1738 seine berühmte Satyre London, eine Nachahmung der dritten juvenalschen Satyre, in den Druck, in welcher er mit Witz und unnachahmlicher Laune die Thorheiten der Hauptstadt schildert. Sie ward in einer Woche zweimal aufgelegt, und brachte dem Verleger reichlichen Gewinn, dem Verfasser Berühmtheit.

Selbst Pope ward durch diese Satyre so angezogen, daß er die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen suchte. Auf dieses Werkchen folgten seine Debatten des Senats zu Groß-Liliput, welches eigentlich commentirte Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentsglieder der damaligen Zeit sind, und von Johnson selbst nur bis 1743 aufgesetzt, nachher aber von Hawkeswort bis 1770 fortgeführt worden sind. Im J. 1739 erschien von ihm: A compleat Vindication of the Licensers of the Stage from the malicious and scandalous aspersions of Mr. Brooke, author of Gustavus Vasa, ein ironischer Angriff auf den Lord Kammerherrn, welcher Brooke's Trauerspiel, Gustav Vasa, zu verbieten für gut befunden hatte; deßgleichen Marmor Norfolciense, or an Essay on an ancient prophetical inscription in monkish rhyme, lately discovered near Lynne in Norfolk by Probus Britannicus. eine Schrift politischen Inhalts, die ihm einen Verhaftsbefehl zuzog, welchem er aber durch die Flucht zuvorzukommen wußte. Im Jahre 1744 erschien darauf sein bereits erwähntes Life of Richard Savage, eine meisterhafte Biographie; und ein Jahr später seine Miscellaneous Observations on the Tragedy of Macbeth, with Remarks on Sir Thomas Hanmer's Edition of Shakespeare, welche zugleich Vorschläge zu einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers enthielten. Im J. 1747 machte er darauf seinen Plan zu einem Wörterbuche der englischen Sprache bekannt, der die Aufmerksamkeit des Publikums in einem hohen Grade auf sich zog. Der Buchhändler Robert Dodsley, der sich mit einigen andern Buchhändlern zu diesem Unternehmen vereinigt hatte, übernahm den Verlag, und schloß mit Johnson für ein Honorar von 1575 Pf. St. Contract ab. Während sich Johnson mit diesem riesenhaften Werke beschäftigte, arbeitete er noch andere Werke aus, die zu den Zierden der englischen Literatur zu zählen sind. Dahin gehört das Seitenstück zu seinem Gedichte London, the Vanity of human wishes, welches 1749 erschien, und eine Nachbildung der zehnten Satyre Juvenal's ist. In demselben Jahre ward auch sein Trauerspiel Irene aufs Theater gebracht, aber ausgezischt und bald vergessen. Im J. 1750 fing er eine Zeitschrift, the Rambler (der Herumstreifer) an, von welcher bis zum 24 März 1752 das 208ste und letzte Stück erschien, und vom Publikum als meisterhaftes Seitenstück zum Spectator mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen wurde. Als einen Beweis dieses Beifalles wollen wir nur anführen, daß Johnson von diesem Werke noch bis zur 10ten Auflage erlebte. Er erhielt übrigens nur 10 fremde Beiträge zu demselben, und ist also weit eigentlicher der Verfasser des Rambler, als Addison Verfasser des Spectator. Endlich erschien im Mai 1755 sein berühmtes Dictionnary of the English language, in 2 Foliobänden, durch welches er eine große Autorität in der engl. Sprache erlangte. Es übertraf die kühnsten Erwartungen, und wurde 1785 bereits zum 6ten Male aufgelegt. Johnson selbst veranstaltete im folgenden Jahre einen Auszug aus demselben. Im Jahre 1758 begann er darauf eine neue Zeitschrift: the Idler, von welcher 1760 das 103te und letzte Stück erschien. 1759 schrieb er seinen meisterhaften kalten, politischen Roman: History of Rasselas Prince of Abyssinia. Um diese Zeit stand Johnson auf dem Gipfel seines Ruhms, und erhielt vom Hofe eine Pension von 300 Pf. St. die er auch bis an seinen Tod genossen hat. Im J. 1765 erschien endlich die längst von ihm angekündigte neue Ausgabe der

Werke des Shakespeare, welche unter der Erwartung der Kunstrichter blieb. In der That scheint Johnson diesem Werke nicht die ganze Fülle seines critischen und ästhetischen Genies gewidmet zu haben. Nachmals vereinigte er sich mit Georg Steevens zu einer neuen Ausgabe desselben, welche auch zum ersten Male 1774, und zum zweiten Male 1778 in 10 Octav-Bänden erschien. Nachdem er nun noch einige politische Schriften herausgegeben hatte, ward er durch einen Zweifel an der Aechtheit der ossianschen Gedichte, welchen er öffentlich geäußert hatte, mit Macpherson, dem er vielleicht aus Vorurtheil gegen die Schotten nicht traute, in eine heftige Fehde verwickelt. Schon 70 Jahre alt, begann er noch das berühmte Werk: The Lives of the most eminent English Poets, eine Reihe von Biographien, die sich durch eine meisterhafte Schreibart und viele scharfsinnige ästhetische Bemerkungen empfehlen, ob sie gleich von dem Vorwurfe der Parteilichkeit nicht ganz frei sind. Diese Biographien, denen die Pensionen ihrer Verfasser jedesmal hinzugefügt sind, erschienen von 1777 bis 1781, und wurden endlich 1790 in 68 Duodezbänden von neuem aufgelegt. Sie waren das letzte schriftstellerische Erzeugniß Johnson's. Von der Zeit an kränkelte er, und starb endlich am 13ten Dec. 1784. Johnson's sämmtliche Werke sind 1786 von Hawkins zu London in 12 großen Octav-Bänden herausgegeben, welche jedoch die poetischen Werke desselben nicht mit enthalten. Sein Freund James Boswell und Arth. Murphey haben sein Leben (in engl. Sprache) beschrieben.

Jomelli (Nicolo), ein berühmter italienischer Tonsetzer, ward im J. 1714 zu Atelli im Königreiche Neapel geboren, studirte zuerst in dem Conservatorium de' Poveri di Gesù zu Neapel unter Durante, und, als dieses aufgehoben wurde, in dem Conservatorium della Pietà de' Turchini unter Prota, Mancini und Leo, die Composition. Anfangs setzte er Ballete, eine in Italien nur wenig geschätzte Musikart, durch welche er sich auch so geringen Beifall erwarb, daß, als er seine erste komische Oper (L'Errore amoroso) geschrieben hatte, er nicht wagte, sich als den Verfasser derselben zu nennen, sondern sie unter dem Namen Valentino's, eines eben nicht sehr berühmten Meisters, aufführen ließ. Diese Oper, welche er in seinem 23sten Jahre, wahrscheinlich für das neue Theater in Neapel setzte, erhielt jedoch einen großen Beifall, durch welchen er angefeuert wurde, in seinen Compositionen fortzufahren. Im J. 1738 schrieb er darauf seine Oper Odoardo für das florentinische Theater, und mit noch größerem Glücke, welches ihn bewog, 1745 nach Rom zu gehen, wo seine erste Oper mit seltener Auszeichnung aufgenommen wurde, wie Archenholz erzählt. Ueberhaupt schrieb er von 1740 bis 1748 für Rom 14 Opern, von denen Astianatte, Iphigenia und Cajo Mario zu bemerken sind, in welcher letztern die vortreffliche Arie: Sposo, io vado a morir, besonders ausgezeichnet wurde. Unter diesen Opern sind diejenigen nicht mit begriffen, welche er in dieser Zeit für Venedig und andere Städte verfertigte. Jetzt erhielt er die Stelle eines Capellmeisters an der St. Peterskirche, und wurde dabei der, vor Antretung dieser Stelle üblichen, strengen Prüfung, wegen seiner schon bewiesenen Geschicklichkeit, überhoben. Daß er, wie Einige versichern, noch vorher unter dem Pater Martini zu Bologna den Contrapunkt studirt haben soll, schränkt Burney auf einen bloßen Besuch ein. In dieser Stelle componirte er unter mehreren Motetten auch den Psalm: Benedictus Dominus Deus Israel, dessen Musik ein Meisterstück ist.

Der damalige Herzog von Wirtemberg, der sich zu eben der Zeit in Rom befand, that Jomelli den Vorschlag, ihn in seine Dienste zu nehmen. Dieser willigte ein und begleitete den Herzog nach Stuttgart, wo er von 1748 bis 1765 blieb, und des größten Ruhms und der schmeichelhaftesten Auszeichnung genoß. Als er nach Italien zurückgekehrt war, lud ihn der König von Portugal, Johann V., an seinen Hof ein. Ob er nun gleich dieses Anerbieten von sich ablehnte, so schrieb er doch eine beträchtliche Anzahl Opern für den König von Portugal, auch übersandte er demselben von allen seinen folgenden Arbeiten Abschriften. In Rom setzte er darauf zwei Opern, Achille in Sciro und eine andere, welche aber beide nicht gefielen, weil er in Deutschland den leichtern, gefälligern italienischen Styl, mit der gründlichen deutschen Setzkunst vertauscht hatte. Er kam hierauf nach Neapel, wo er nicht glücklicher war, und am 28. Aug. 1774, wie man meint, aus Neid über die Palme, welche der Deutsche, Schuster, errungen, und aus Verdruß über den unglücklichen Erfolg seiner Oper an einem Schlagflusse starb. Gerber in s. Tonkünstlerlexikon weicht von dieser Erzählung in Einigem ab. Kurz vor seinem Tode verfertigte er noch ein Miserere, welches vorzüglich wegen der sich stets gleich bleibenden Verkettung der beiden Chöre Bewunderung verdient, und für ein Meisterstück gehalten wird. Schubart rühmt von Jomelli, er sey der Schöpfer eines neuen Geschmacks gewesen, welcher auch die Instrumentalmusik hob, und eines der ersten musikalischen Genie's. Sein feuriger Geist habe sich durch großes harmonisches Verständniß, Reichthum der Melodie, kühne Modulation und unnachahmliche Instrumentation eine neue Bahn gebrochen. Er habe zuerst das Staccato der Bässe gebraucht, das musikalische Colorit durch crescendo und decrescendo genauer bestimmt, und gemeint, man müsse den Instrumenten auch zu thun geben, um sie zu bilden. Einige ziehen seine Opern seinen Kirchenstücken vor. Im Kammerstyle soll er nachlässiger gewesen seyn. Man hat ihm überhaupt in seinen früheren Werken Mangel an gründlichem Satz, in seinen spätern Künstelei und Schwerfälligkeit vorgeworfen, durch welche er jenen zu verdecken suche.

Jones (William), einer der größten Orientalisten, wurde am 28. Sept. 1746 auf dem Gute seines Vaters zu Wales geboren, und erhielt in der Schule zu Harrow seine erste wissenschaftliche Bildung, wo er sich durch Fleiß und Talent vor allen seinen Mitschülern auszeichnete. Bereits in seinem 16ten Jahre trat er als Dichter auf, und verfertigte seine Prolusions, welche er späterhin unter dem Titel Arcadia drucken ließ. Im 18ten Jahre bezog er die Universität zu Oxford, wo seine Vorliebe für das Studium der morgenländischen Literatur, und zunächst der arabischen Sprache, rege gemacht wurde. Mit Hülfe eines jungen Mannes, der, aus Aleppo gebürtig, das gemeine Arabische fertig redete und schrieb, übte er sich im Uebersetzen in dieser Sprache, und legte sich dann mit großem Fleiße auch auf die persische Sprache, da er beider Verwandtschaft eingesehen. Nicht minder studirte er auch die neueren Sprachen, besonders die italienische, spanische und portugiesische. Hierauf wurde er in seinem 19ten Jahre Lehrer und Erzieher des Grafen Spencer, der damals erst 7 Jahre alt war, und erhielt den Antrag, Dolmetscher der morgenländischen Sprachen zu werden, welchen er aber nicht annahm. Darauf fing er, im 21sten Jahre seines Alters, an, seine Commentare über die asiatische Poesie auszuarbeiten, copirte eine arabische Hand-

schrift über Aegypten und den Nil, und beschäftigte sich mit Erlernung der sinesischen Schriftzüge und ihrer Schlüssel. Da der König von Dänemark, der, 1768 in London war, eine morgenländische Handschrift, welche die Lebensbeschreibung Nadir Schach's enthielt, übersetzt zu haben wünschte; so beschäftigte sich Jones mit dieser Arbeit, und ward dafür zum Mitgliede der königlichen Societät zu Copenhagen ernannt. Vor dieser Uebersetzung, die 1770 in französischer Sprache gedruckt wurde, steht eine Abhandlung über die morgenländische Poesie, die sehr viel Neues und Interessantes enthält. Der Wunsch, noch unabhängiger den Wissenschaften leben zu können, bestimmte ihn im J. 1770, das Amt eines Erziehers aufzugeben, und die Laufbahn eines Rechtsgelehrten zu betreten; wobei er jedoch das Studium der morgenländischen Literatur keinesweges aufgab, auch im J. 1772 einen kleinen Band Gedichte, meistens aus asiatischen Sprachen übersetzt, in den Druck gab, worauf er im folgenden Jahre zum Mitgliede der königlichen Societät zu London ernannt wurde. Bei der Erlangung der Magisterwürde schrieb er 1774 eine Rede, welche die gelehrten Kenntnisse gegen den Vorwurf, als wenn durch sie der männliche Geist entkräftet, die Freiheit beeinträchtigt und eine sklavische Unterwürfigkeit begünstigt werde, zu schützen suchte. Diese Rede ward 10 Jahre darauf gedruckt. Zu Anfange des Jahrs 1774 erschienen seine Abhandlungen über die asiatische Dichtkunst, die von allen Orientalisten in Europa mit Beifall und Bewunderung aufgenommen wurden. Im Jahre 1778 lieferte er eine Uebersetzung der Reden des Isäus, welche das atheniensische Erbfolgerecht betreffen, mit Einleitung, critischen und historischen Noten und Commentar begleitet. Nachdem er drei verschiedene, kurze Reisen nach Paris gemacht, und seine Uebersetzung der unter dem Namen Moallakat bekannten sieben arabischen Gedichte vollendet hatte, ward er im J. 1783 Oberrichter zu Fort William in Bengalen, und bei dieser Gelegenheit in den Ritterstand erhoben. Er ging im April desselben Jahres nach Indien ab, und lieferte von der Insel Hinzuan (Joanna), wo er nach einer Fahrt von 10 Wochen ankam, eine sehr interessante Beschreibung. Im September landete er in Calcutta, wo man ihn mit Sehnsucht erwartete, und mit Freuden bewillkommte. In den Nebenstunden, die ihm sein neues Amt übrig ließ, beschäftigte er sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, die sich besonders auf die politische und gelehrte Beschaffenheit Indiens bezogen. Bald darauf gründete er auch die gelehrte Gesellschaft zu Calcutta, welche bereits im J. 1784 ihre erste Versammlung hielt. Von ihrer Einrichtung ertheilt er im ersten Bande der Asiatic Researches umständliche Nachricht. Nun studirte er auch, als unentbehrliches Hülfsmittel zur Kenntniß der alten Geschichte Indiens, die Sanskritsprache mit dem größten Eifer. Im J. 1785 erschien zu Calcutta eine periodische Schrift: The Asiatic Miscellany, welche größtentheils Auszüge aus Büchern enthielt, die in Europa erschienen waren, und deren Inhalt sich auf Indien bezog. Die ersten beiden Bände enthielten sehr viele Beiträge von Jones, welche rühmliche Beweise von der Gewandtheit seines Geistes ablegen, der sich den verschiedenartigsten Gegenständen und Behandlungsarten anzuschmiegen wußte. Ein Hauptzweck seiner literarischen Bemühungen ging dahin, seinen Landesleuten eine vollständige Sammlung von den Gesetzen der Hindus und Muselmänner mitzutheilen, zu welchem Ende er, nach vorher erbetener und auch erhaltener Unterstützung des Gouvernements, mit

größter Sorgfalt für das Geschäft der Compilation eine hinlängliche Anzahl der gelehrtesten Hindus und Muhamedaner auswählte, den Plan des Ganzen entwarf, und die Handschriften nachwies, woraus es geschöpft werden sollte. Im J. 1789 erschien der erste Band der Researches der Societät zu Calcutta, von welchem Jones nicht allein die Auswahl der Aufsätze, sondern auch die Correctur des Drucks besorgte. Seine eigenen Arbeiten machen gerade den dritten und lehrreichsten Theil dieses Bandes aus. Während seines Lebens erschienen noch zwei Bände dieser Nachforschungen, und nach seinem Tode drei andere. Durch dieses Werk ist man weit genauer von der Geschichte, den Alterthümern, Künsten und Wissenschaften Indiens belehrt worden, als es vorher der Fall war. In eben demselben Jahre lieferte Sir William Jones die englische Uebersetzung eines alten indischen Schauspiels, Sacontala, oder der entscheidende Ring, welches eine ächte und höchst anziehende Schilderung der altindischen Sitten enthält, und ohne Zweifel eine der größten Merkwürdigkeiten ist, welche aus der asiatischen Literatur bekannt geworden sind. Kalidas, der Verfasser dieses Schauspiels, lebte noch vor Christi Geburt, und verfertigte mehrere Schauspiele und Gedichte, wovon jenes bisher allein übersetzt worden ist. Im J. 1794 erschien seine Uebersetzung der Verordnungen Menu's, welche das ganze indische System religiöser und bürgerlicher Pflichten enthalten: denn Menu wird von den Indiern als das erste aller erschaffenen Wesen, und nicht nur als der älteste, sondern auch als der heiligste Gesetzgeber verehrt. Eines Abends kam Jones von einem Spaziergange zurück, und klagte über fieberhaftes Uebelbefinden. Es fand sich bald, daß seine Krankheit eine in Indien sehr gewöhnliche Leberentzündung war, welche auch bereits 7 Tage später, am 27sten April 1794, seinem Leben ein Ende machte. Dieser denkwürdige Mann besaß eine solche Menge Kenntnisse in Künsten, Wissenschaften und Sprachen, als sie vielleicht noch Niemand, wenigstens nicht in einem höhern Grade, besessen hat. Sein ganzes Leben war von dem großen Gedanken beseelt, den Orient und Occident in engere geistige Verbindung zu bringen, die Literaturschätze des Morgenlandes, welche die reinen Grundlaute menschlicher Bildung enthalten, dem verfeinerten Europa mitzutheilen, und die Morgenländer sowol an ihre eigene Literatur zu erinnern, als für europäische Mittheilungen und Fortschritte empfänglich zu machen.

Jones (Inigo), ein ausgezeichneter englischer Baumeister und Zeichner. Er wurde 1572 zu London geboren und starb daselbst 1651. Früh entwickelte er ganz besondere Talente in der Zeichnung und in der Landschaftsmalerei. Ein hoher Gönner, dem seine Arbeiten in die Hände fielen, ertheilte ihm die Mittel, nicht allein Italien, sondern auch einen großen Theil des civilisirten Europa's durchreisen zu können. Nachdem Jones diese Reise vollendet hatte, ließ er sich zu Venedig nieder, wo er des Palladio Werke studirte und bereits einen glänzenden Ruf erworben hatte. Von dort führte ihn der König von Dänemark, Christian IV., nach Copenhagen, dessen Schwester Jacob I. von England geheirathet hatte, welche ihn als ihren Architekten mit nach Schottland nahm. Er ging dann noch einmal nach Italien und kehrte darauf nach London zurück, wo ihm von Jacob I. die Oberaufsicht über alle königliche Gebäude übertragen wurde. Diese Stelle gab ihm Gelegenheit, einen Beweis seltener Uneigennützigkeit an den Tag zu legen. Da nämlich die Verwaltungscommission, welche unter der vorigen Regierung mit dem Bauwesen beauftragt gewe-

sen war, durch unvermeidliche Umstände veranlaßt, sehr große Schulden gemacht hatte; so wollte der geheime Cabinettsrath des Königs Jones Meinung wissen, wie diese Schulden am leichtesten zu tilgen seyn möchten. Dieser erbot sich aus freiem Willen, so lange auf seine eigene Besoldung Verzicht zu leisten, bis jene Schulden bezahlt seyn würden. Sein Beispiel erregte die Nacheiferung aller Derjenigen, die mit ihm beim Bauwesen angestellt waren, und somit sah man sich bald im Stande, den Rückstand der erwähnten Schuld abtragen zu können. Bei dem Tode Jacobs I. bestätigte ihn der Nachfolger desselben, Carl I., in der ehrenvollen Stelle, welche ihm übertragen worden war, und welche er selbst noch unter Carl II. bis zu seinem Tode zu bekleiden fortfuhr. Seine vorzüglichsten Werke hat er erst nach seiner zweiten Reise nach Italien ausgeführt. Ihm hat man die Zeichnungen des Palastes von Whitehall, so wie den Plan zu dem anatomischen Theater in London zu verdanken. Er hat auch die Capelle der Königin Catharina in dem Palaste von St. James, die Kirche und den Markt von Covent Garten aufgeführt Was die übrigen Werke dieses gelehrten Baukünstlers anbetrifft; so kann man darüber den Vitruvius Britannicus von Campbell nachschlagen. Seine Zeichnungen sind 1727 und 1744 von M. Kent und Isaac Ware herausgegeben worden. Auch hat er sehr interessante Bemerkungen über die Baukunst des Vitruv und Palladio hinterlassen, welche der englischen Uebersetzung des Vitruv von Lioni (London 1742) beigefügt worden sind.

Jongleurs waren zu den Zeiten der Troubadours die Instrumentisten, welche eigenen oder fremden Gesang durch Harfe, Zither oder Leier begleiteten. Sie standen späterhin nicht in besonderm Rufe. Daher jetzt Bänkelsänger, Gaukler, Marktschreier ꝛc.

Jordan. Dieser durch heilige Erinnerungen merkwürdige Fluß entspringt am Fuße des Gebirges Antilibanon in Syrien, durchschneidet Palästina von Norden nach Süden und verliert sich ins todte Meer. Seine Ufer, sonst belebt und angebaut, sind jetzt wüst, und langsam wälzt sich sein gelbes Wasser im Sande fort. Die Hebräer nannten ihn Jordan, d. h. Fluß des Gerichts, und bei den heutigen Arabern heißt er jetzt Nahar-el-Chiria. Den religiösen Abwaschungen in diesem Flusse schreiben sie Heilkräfte zu, und für Juden und Christen ist er ein Gegenstand ehrfurchtsvoller Betrachtung. E.

Joseph war als der spätgeborne Sohn der geliebten Rahel ein Gegenstand der besondern Zärtlichkeit seines Vaters Jacob und des Neides seiner Brüder. Erbittert durch den Vorzug, den ihm der Vater gab, und durch den Uebermuth, den sie in der Bedeutung seiner unschuldigen Träume zu entdecken glaubten, verkauften sie ihn, um sich seiner zu entledigen, an ismaelitische Sklavenhändler, durch welche er in das Haus Potiphars, eines der vornehmsten Staatsbeamten in Aegypten, kommt. Die Treue und Klugheit, mit der er hier die Güter seines Herrn verwaltete, mildert seine Lage, und durch seinen Widerstand gegen die wollüstigen Zumuthungen der Frau Potiphars erwirbt er sich auf ewige Zeiten den Beinamen des Keuschen. Sein Betragen in dieser Versuchung zeigt von einer Geistesstärke und Frömmigkeit, die an einem Jünglinge von 20 Jahren in Erstaunen setzt, aber ihn zugleich zum Opfer der Rachsucht des verschmähten Weibes machte. Doch auch in dem Gefängnisse, wohin ihre Beschuldigungen ihn bringen, weiß er sich durch das Vertrauen des Aufsehers bald

einen bedeutenden Wirkungskreis zu verschaffen, und die trostvolle Auslegung, die er dem darin verhafteten königlichen Mundschenken von einem Traume gibt, bahnt ihm den Weg zum glänzendsten Glükke. Denn da der Mundschenk wieder zu Gnaden gekommen, erinnert er sich bei Gelegenheit eines Traumes, um dessen Deutung sich Pharao und der ganze Hof bekümmert, des hebräischen Knechts, der im Kerker ihm den seinigen so glücklich und sicher gedeutet hatte. Joseph wird gerufen und erklärt den Traum des Königs von den 7 fetten und 7 magern Kühen mit Geistesgegenwart und Kenntniß des Landes von 7 fruchtbaren und 7 unfruchtbaren Jahren, die Aegypten nach einander zu erwarten habe, und gibt dabei so zweckmäßige Vorschläge zur Sicherung des Volks vor Mangel an die Hand, daß Pharao ihn auf der Stelle zu dem Manne macht, durch welchen sie ausgeführt werden sollen. Die großen Verdienste, die er sich auf diesem Posten um Aegypten erwirbt, rechtfertigen ganz das Vertrauen des Königs, der ihn Vater des Vaterlandes genannt, und zum Zweiten im Reiche gemacht hatte. Verheirathet mit der Tochter eines ägyptischen Großen, im Besitze der höchsten Gewalt und Würde nach dem Könige, so wie der Liebe des Volks, sieht Joseph alle seine Wünsche befriedigt, außer der Sehnsucht nach den Seinigen. Aber auch diese will die Vorsehung ihrem Lieblinge gewähren. Seine Brüder kommen in den Jahren der Theuerung, um Korn aus dem von ihm angehäuften Magazinen zu kaufen. Ohne sich ihnen gleich zu erkennen zu geben, suchte er sie durch einige harte Proben zur Reue über das gegen ihn begangene Unrecht zu bewegen, und ihre Gesinnungen zu erforschen, bis endlich sein Herz ihn übermannt und in ihre Arme wirft. Höchst rührend ist dieß Erkennen und die Scene, wo Joseph den mit seiner ganzen Familie nach Aegypten gerufenen Vater wieder sieht. Er, den seine Brüder verstoßen hatten, wird nun ihr Wohlthäter, wofür Jacob bei seinem letzten Segen seinen beiden Söhnen gleiche Rechte mit den übrigen Brüdern gibt; daher zwei Stämme, Manasse und Ephraim, das Andenken Josephs unter den Hebräern erhalten. Niemand kann ohne lebhaftes Interesse so große Talente, so seltene Tugenden und Verdienste, so ausgezeichnete und wunderbare Schicksale in einem Manne vereinigt wahrnehmen, der den ältesten Zeiten der Menschengeschichte angehört. Die Erzählung seines Lebens ist unstreitig die schönste Partie in den mosaischen Schriften, und ob sie gleich Jedermann weiß, fürchten und hoffen immer noch Junge und Alte beim Wechsel seines Glücks, wenn sie die einfache Darstellung jener Urkunde lesen. Darum ist Joseph auch ein Lieblingsstoff der Kunst; gute und schlechte Gemälde haben die Scenen seines Lebens verewigt, zahllose Poesien und Romane haben meist, ohne ihr Original zu verrathen, die Züge seines Charakters und den Gang seiner Schicksale nachgeahmt, und erst neuerdings ist er in Mehuls Oper: J a c o b u n d s e i n e S ö h n e, wieder auf die Bühne getreten und durch die Zauber der Tonkunst verherrlicht worden. E.

J o s e p h I. einer der thätigsten Regenten des österreichischen Hauses und römisch-deutscher Kaiser (1705 — 1711), unter dessen Regierung der unter seinem Vorfahren Leopold I., ausgebrochene spanische Successionskrieg geendigt wurde.

J o s e p h II., römisch-deutscher Kaiser, Sohn Franz I. und der Maria Theresia. Die Zeiten, wo dieser seltene und zu großen Dingen bestimmte Monarch die Welt betrat (am 13ten März 1741), waren eben so kriegerisch, seine Staaten eben so unruhig, als die, wo sein

brechendes Auge wieder Abschied von ihnen nahm. Schon war Friedrich der Große Besitzer von der einen Hälfte Schlesiens, schon näherte sich die baiersche Armee den österreichischen Gränzen, und erst 7 Jahre darauf machte der aachener Friede dem Kriege ein Ende. So waren es denn Nachrichten von Schlachten, von Eroberungen und Verwüstungen, die Joseph statt der Wiegenlieder und Feenmährchen hörte, und vielleicht trugen die dunkeln Eindrücke dazu bei, in ihm späterhin den kriegerischen Geist zu erzeugen, der sich mit seiner übrigen menschenfreundlichen Gesinnung nicht zu vertragen scheint. In den Wissenschaften blieb Joseph hinter seinem Bruder (Leopold II.) zurück; doch zeigte er muntern Geist und Scharfsinn, und machte besonders in den Sprachen, der Mathematik und Musik gute Fortschritte. Die Handlungsweise seiner Mutter trug wahrscheinlich Vieles zur Bestimmung seines Charakters bei. Sein lebhaftes Temperament und ihr strenger Wille mußten sich natürlich oft begegnen; er gehorchte dann aus Ehrfurcht, aber ohne Ueberzeugung und mit zurückgehaltenem Unwillen. Sie war fromm; der Sohn bemerkte, wie sehr ihre andächtige Denkungsart gemißbraucht wurde; und so bekam er eine unbesiegbare Abneigung gegen die Geistlichkeit. Sie legte einen zu hohen Werth auf die Geburt, und so faßte er früh einen Widerwillen gegen unverdiente Vorzüge, und sah in dem Menschen nichts als den Menschen. Unterdessen war der siebenjährige Krieg ausgebrochen; Alles war bereit, daß der Thronerbe zur Armee abgehen sollte, als Theresia ihren Entschluß zurücknahm und der mißvergnügte Erzherzog bleiben mußte, dem dadurch die Gelegenheit entrissen wurde, Schlesien wieder zu gewinnen. Er verheirathete sich 1760 mit der Prinzessin Elisabeth von Parma, und diese Ehe wurde ein Band der zärtlichsten Liebe; aber er verlor sie schon im zweiten Kindbette. Von seiner zweiten Gemahlin, der baierschen Prinzessin Josephe, mit der er nicht so glücklich lebte, wurde er auch bald wieder durch den Tod getrennt. Nach dem hubertsburger Frieden ward Joseph 1764 zum römischen König erwählt, und ein Jahr später, nach dem plötzlichen Tode seines Vaters, zum Oberhaupte des deutschen Reichs. Seine Mutter erklärte ihn zwar zum Mitregenten der Staaten seines Hauses und übertrug ihm die Verwaltung der Armeen; aber die eigentliche Regierung blieb in ihren Händen. Joseph hatte während des Kriegs Veranlassung gehabt, aufmerksam auf den großen Gegner seines Hauses zu werden, ihn zu bewundern und sich zum Muster zu nehmen. Von diesem Muster durchdrungen, trat er seinen erhabenen Beruf an; da er jedoch, das Kriegswesen ausgenommen, welches er mit Lascy verbesserte, wenig freie Hand hatte, so benutzte er diese Zeit zum Reisen, um seine Staaten selbst kennen zu lernen. Auf einer derselben besuchte er, als Graf von Falkenstein, (am 25sten August 1768) Friedrich den Großen im Lager bei Neisse. Die beiden Monarchen setzten sich über den Zwang des Ceremoniels hinaus, unterhielten sich geheim und vertraut, und man sah sie, wie zärtliche Freunde, Arm in Arm gehen. Im folgenden Jahre erhielt der Kaiser im Lager zu Mährisch-Neustadt einen Gegenbesuch von Friedrich. Sie besprachen sich lange über die Theilung Polens, die bald darauf zu Stande kam, wodurch Oesterreich die Königreiche Gallizien und Lodomirien nebst drei Millionen Menschen ohne Schwertschlag bekam. Im Jahre 1777 reisete Joseph nach Paris, wo er am 18ten April ankam, verließ es nach 6 Wochen wieder und Jedermann war von ihm entzückt. Als nun am Ende dieses Jahrs der Churfürst von

Baiern starb, brach zwischen Oesterreich und Preußen der bekannte Erbfolgekrieg aus. Diesem machte Theresia ohne Vorwissen ihres Sohnes ein Ende, indem sie mit Friedrich dem Großen Frieden schloß. Als sie im Jahre 1779 gestorben war, trat Joseph in den vollen Besitz seiner Erbstaaten. Vierzig Jahre alt, gesund, voller Feuer, Gebieter über mehr als 22 Millionen Menschen und über eine vortreffliche Armee, erregte er die Erwartung von ganz Europa. Sein Volk betete ihn an; nur der inländische Adel und die Geistlichkeit glaubten ihn fürchten zu müssen. So kam es, daß bereits nach einigen Jahren das Mißvergnügen über ihn unter allen Ständen allgemein war. Es sey uns erlaubt, einige von den glorreichen Thaten Josephs, wodurch er sich jedoch den Haß der Großen und der Geistlichkeit zuzog, hier kürzlich namhaft zu machen. Er führte die Conduitenlisten und größere Preßfreiheit ein, hob die Verbindung zwischen den Ordensleuten und Rom auf, und regulirte die Pensionen. Durch christliche Duldung ward die jüdische Nation gehoben, die Leibeigenschaft vernichtet, alle Nonnenklöster und viele Mönchsklöster eingezogen, besonders alle die, welche keine Schulen hatten, oder nicht Kranke pflegten, oder deren Mönche nicht predigten. Im Frühjahre 1782 hatte man den seltenen Anblick, den Papst Pius VI. in Wien einen Besuch abstatten, geistliche Handlungen verrichten und Segen austheilen zu sehen, während Joseph fortwährend Klöster einzog, so daß acht Jahre später die Zahl der Ordensleute in seinen Staaten von 63,000 auf 27,000 gesunken war. Durch ein neues Gesetzbuch hob er die Todesstrafen auf; und ohne Ansehn der Person sah man Barone und Grafen, die sich zum Verbrechen erniedrigt hatten, mit Fesseln beladen die Straßen von Wien reinigen. Alle Zweige der Staatsverwaltung, die öffentliche Erziehung, die Polizei, das Kirchenwesen und der Landbau wurden verbessert. Die Reform, welche er mit Ungarn vornahm, welches Königreich er seinen übrigen deutschen Staaten ganz gleich machen wollte, bewirkte leider einen Aufruhr der Wallachen, welchen er nur durch die Hinrichtung ihrer Anführer, des Horia und Gloska, zu dämpfen im Stande war. Hierauf folgte 1784 der Streit mit den Holländern über die freie Schifffahrt auf der Schelde, und die Unterhandlungen, um Flandern gegen Baiern zu vertauschen, welchen sich der deutsche Fürstenbund 1785 entgegenstellte. Im Jahre 787 reisete er, abermals als Graf von Falkenstein, in die Krimm, wo ihm Catharina in Cherson die glänzendsten Feste gab. Als er wieder nach Wien zurückgekehrt war, traf ihn eine Kette von Unglücksfällen, wovon sein Tod das letzte Glied war. Die Niederländer brachen in einen Aufruhr aus; Joseph hob alle Neuerungen wieder auf, und die Ruhe schien zurückzukehren. Am 9ten Februar 1788 erklärte Joseph den Türken den Krieg. Dieser schien in den ersten Monaten eine günstige Wendung für die Oesterreicher zu nehmen; dann aber wurde er desto unglücklicher geführt. Sie zogen sich zurück und litten außerordentlich an den Folgen der unerträglichen Hitze und der ungesunden Gegend. Joseph selbst kam, erschöpft an Seele und Leib, und niedergebeugt durch das Unglück seiner Armeen, im December krank in Wien an. Ob nun gleich im folgenden Jahre das Glück den österreichischen Waffen auf allen Schritten folgte, des Kaisers große Generale einen Sieg nach dem andern erfochten, Belgrad sich an Laudon ergab und die Russen große Fortschritte machten, war während dieser Triumphe ganz Deutschland um das Leben seines Kaisers besorgt, der von Schmerzen des Leibes und

der Seele auf allen Seiten umlagert war. Mit dem November dieses Jahrs 1789 wurde nun das neue Steuergesetz eingeführt, ein Gesetz, das als die eigentliche Ursache aller, Joseph nachher betreffenden Unglücksfälle anzusehen seyn dürfte. Edelleute und Bauern bezeigten sich gleich unzufrieden damit, und die Losung zur allgemeinen Unordnung und zum offenen Streite war gegeben. Hierzu kam, daß die Niederländer in dieser Zeit völlig in Aufruhr geriethen, sich für frei erklärten, die kaiserlichen Truppen aus allen Provinzen vertrieben, und nur noch Luxemburg dem Kaiser überließen. Ob nun gleich dieser bereit war, in Allem nachzugeben, so wiesen doch die Niederländer jeden gütlichen Vorschlag trozig von sich zurück. Auch die Ungarn, bei denen die allgemeine Unzufriedenheit nur unter der Asche geglommen hatte, empörten sich um diese Zeit und verlangten ihre Rechte und ihre alte Verfassung mit Nachdruck zurück. Nun erklärte Joseph, zum Erstaunen von ganz Europa, im Januar 1790, alle während seiner Regierung erlassenen Verordnungen für aufgehoben, und zerstörte so mit einem Schlage sein mühsames Werk. Tirol zeigte sich ebenfalls unzufrieden und Joseph eilte, auch dort wieder Alles auf den vorigen Fuß zu setzen. Wir wollen es nicht versuchen, mit Worten zu schildern, was die Nothwendigkeit, solche demüthigende Schritte thun zu müssen, auf Josephs Geist für Eindruck machte. Die Folge zeigte es: schon im Februar 1790 merkte er, daß er sich mit großen Schritten dem Tode nähere; am 20sten Februar Morgens um 5 Uhr war er bereits nicht mehr unter den Lebendigen. Joseph hatte einen wohlgebauten Körper von mittler Größe, der in Allem Munterkeit und Feuer verrieth. Sein Temperament war äußerst lebhaft; schnell ergriff er und eben so schnell verwarf er wieder, immer geneigt zu wirken, zu herrschen, zu zerstören und zu bauen. Furchtlosigkeit in Gefahren war ein Hauptzug seines Charakters. Er hatte ein starkes lebendiges Gefühl von der Würde der Menschheit, und ehrte sie in Jedem. Er fühlte, daß das Conventionelle nicht nothwendig sey, daß jeder rechtschaffene Mann einen Anspruch auf die Achtung des Andern machen könne, und wenn dieser Andere durch die Umstände auch noch so hoch gestellt sey. Er ließ den bisher verschlossenen Augarten dem Publikum zum Spaziergange öffnen und über den Eingang eine Inschrift setzen, die, wäre sie aus dem Alterthume, die Bewunderung der ganzen Welt erregt haben würde: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schöpfer.“ Als man ihn einstens bat, den Prater nur einzelnen Ständen zum Spaziergange zu erlauben, damit man sich hier mit seines Gleichen vergnügen könne, schlug er es ab und setzte hinzu: „Wenn ich nur mit meines Gleichen leben wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft zu den Capuzinern steigen, und darin meine Tage zubringen.“ Friedrich der Große schrieb an Voltaire folgendermaßen über ihn: „Kurz, es ist ein Kaiser, wie Deutschland lange keinen gehabt hat. Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen; unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er doch seinen Ehrgeiz der Pflicht auf.“ Offenbar war Josephs Lieblingsidee, Selbstherrscher im eigentlichen Verstande zu seyn und die große Maschine des Staats ganz einfach durch sich selbst zu lenken. Alles, was er durch eigenes Nachdenken oder durch Kenntniß anderer Länder als eine nützliche Einrichtung ansah, wollte seine große Seele auch wirklich bei sich einheimisch machen. Aber er bedachte nicht genug, daß er es mit andern Menschen, mit andern Verhältnissen zu

thun habe, daß eine lange Gewohnheit, ein durch das Alter geheiligter Gebrauch sich nicht mit einem Male verändern lasse, daß die Menschen, auf die er wirken wollte, nicht die Kenntniß und Erfahrungen besäßen, die er sich gesammelt hatte. Wenn ihm eine nützliche Erfahrung begegnet war, so sollte sie auch wirksam werden. Aber Niemand verstand ihn, oder wollte ihn verstehen, und Vorurtheil und Eigennutz stellten ihm tausend Schwierigkeiten entgegen. Dieser Widerspruch, aus so unlautern Quellen, bewirkte dann natürlich Unbiegsamkeit und Härte in seinen Entschließungen. Man wird unwillkürlich von dem Gefühle einer sanften Wehmuth ergriffen, wenn man dem Andenken Josephs eine ernsthafte und anhaltende Betrachtung widmet. Ein Weiser, der immer das Gute wollte, und es doch nur so selten ausführen konnte! Ein Regent, der seine Staaten zu beglücken suchte, und sie unglücklich machte! Ein Vater, der sich für seine Kinder aufopferte und dem sie es nicht dankten! Ein Mensch, der alle Menschen liebte, und von ihnen nicht wieder geliebt, ja endlich sogar gehaßt wurde! Sein früher Tod gewährte ihm nicht einmal den Trost, aus den harten Schlägen des Schicksals, die er erdulden mußte, die Belehrungen ziehen zu können, die darin liegen, und mit deren Hülfe er vielleicht Alles wieder gut gemacht haben würde, was sein zu großer Eifer verdorben hatte. Kraftvolle, rasche Menschen lassen sich selten durch die Warnungen der Geschichte, oder durch den vorsichtigen Rath ihrer Freunde leiten; im Vertrauen auf ihre Kraft wollen sie Alles selbst versuchen. Joseph konnte die Schule der Erfahrung nicht beenden, und die Schule der Könige ist doch so schwer und lang! Man denke sich ihm als einen sechzigjährigen Mann, mit kühlerm Blute, mit der Klugheit des Alters, mit den großen und theuren Erfahrungen seiner frühern Jahre, würde er da nicht der beglückendste und glücklichste Regent der Erde geworden seyn? Achtung, Ehrfurcht und Mitleiden also, ihr Zeitgenossen, dem Helden, der in der Mitte seines Berufs gefallen ist! Der jetzige Kaiser von Oesterreich, Franz II. sein Neffe, hat ihm in Wien 1807 ein glänzendes Monument durch den Bildhauer Zauner errichten lassen. Interessant zu lesen sind die Anekdoten und Charakterzüge von Kaiser Joseph II., in 3 Theilen, und Pezzl Charakteristik desselben, Wien 1790.

Joseph Bonaparte ward den 7ten Januar 1768 zu Ajaccio in Corsika geboren, und widmete sich dem Geschäfte seines Vaters, Carl Bonaparte. Er begann die juristische Laufbahn als Abschreiber und Gehülfe eines berühmten Rechtsgelehrten; als aber seines Bruders Napoleon Glücksstern in Frankreich herrlich aufging, verließ er Corsika, kam nach Frankreich, vermählte sich dort am 24sten Sept. 1794 mit Marie Julie Klary, und wurde Kriegscommissär, Bataillonschef der Volontaires nationaux, Chef der Administration bei der italienischen Armee, dann Ambassadeur zu Rom. Sobald Napoleon das Directorium gestürzt und sich durch Gewalt und Intrigue zum Oberconsul erhoben hatte, schob er am 15ten Dec. 1799 seinen Bruder Joseph in das aus 100 Mitgliedern bestehende Tribunat. Dem verschlossenen, schlauen und mit den gewöhnlichen politischen Kunstgriffen noch aus seiner Advokatenlaufbahn wohlbekannten Joseph fehlte es keinesweges an Talenten, sich geltend zu machen, und seines Bruders hochfliegenden Planen wesentliche Dienste zu leisten. Er hatte dieß schon im J. 1797 bei einer in Rom veranstalteten Insurrection bewiesen. Ihm hierzu noch mehr Gelegenheit zu geben, war Napoleons angelegentlichste Sorge, daher ernannte er ihn

am 11ten Oct. 1800 zum bevollmächtigten Minister beim Friedenscongresse zu Luneville. In dieser diplomatischen Qualität unterhandelte Joseph die Friedenstractate von Luneville, Morfontaine, Amiens und Paris. Auch wurde er in Gesellschaft von Cretet und Barnier gebraucht, um mit dem Cardinal Gonsalvi, dem Erzbischof Spina, und dem Pater Caselli (als päpstlichen Abgeordneten) das am 15ten Juli 1801 abgeschlossene Concordat vorzubereiten. Im J. 1804, als Napoleon die Kaiserkrone erworben, sah sich Joseph schnell nach einander zum Staatsrath, Senator und Inhaber der Senatorie Brüssel; dann zum Großoffizier und Mitglied des Raths der Ehrenlegion und der eisernen Krone; endlich zum französischen Prinzen, Großwahlherrn von Frankreich und nächsten präsumtiven Erben der Kaiserkrone erhoben. Napoleon schien ihm unter seinen Brüdern das meiste Vertrauen geschenkt zu haben, obgleich Lucian seinem Ehrgeize noch weit wesentlichere Dienste geleistet hatte. Unterrichtete Personen schreiben Joseph einen verschlossenen, ächt italienischen Charakter zu, behaupten jedoch, daß er von Natur nicht zur Grausamkeit geneigt, vielmehr milde, schwach und für sich selbst keiner energisch-durchgreifenden Maßregeln fähig, am wenigsten aber ein guter Soldat, oder einsichtsvoller Taktiker sey, obgleich er den Titel eines Lieutenants des Kaisers führte. Dessenungeachtet bestimmte ihn Napoleon, nachdem die Dynastie von Neapel durch die Proclamation vom 27sten Dec. 1805 für unwürdig zu regieren erklärt worden war, zum Beherrscher beider Sicilien. Joseph hielt am 15ten Febr. 18·6 seinen Einzug in Neapel, und erklärte dem Volke durch eine Proclamation vom 21sten Febr.: des Kaisers Rache sey vollendet, die Abänderung der Dynastie Neapels für immer bestimmt, und die Nation werde in kurzem die Wirkung dieser wohlthätigen Veränderung erfahren. Wirklich erschien am 30sten März dieses Jahrs das kaiserl. Decret, wodurch Joseph Napoleon zum König von Neapel und Sicilien ernannt, die Verfassung des Reichs bestimmt, sechs große Reichslehen darin errichtet, und eine Million Franken von den Einkünften des Landes für verdiente französische Militärs ausgesetzt wurden. Aber Joseph gelangte dadurch keineswegs zum ruhigen Besitze des Throns von Neapel. Der tapfere Prinz von Hessen-Philippsthal, die englischen Expeditionen von Sicilien aus, und die entschlossene, mit großer Rachsucht vergesellschaftete Widersetzlichkeit des neapolitanischen Volks selbst, verkümmerten ihm den Genuß der usurpirten Herrschaft gewaltig. Inzwischen war der neue Herrscher eben so fruchtbar an Decreten, welche Neapels alte Verfassung unwarfen, als sein kaiserl. Bruder, dessen glänzendes Vorbild überall befolgt wurde. So erschien schon in den ersten Monaten des J. 1807 das die Ordensgeistlichkeit aufhebende Decret; so wurde unter Josephs Vorsitz die am 18ten März d. J. gestiftete Akademie der Alterthümer eröffnet, das Feudalsystem gänzlich abgeschafft, und das Reich in 13 Provinzen getheilt. Die Verschwörungen gegen die aufgedrungene Herrschaft dauerten indessen fort, und der Haß fand von Sicilien aus stets neue Nahrung. Im Anfange des J. 1808, stattete der Minister des Innern einen Bericht über die Lage des Reichs ab, der höchst ruhmvoll für Josephs Regierung klang. Auch ward nun der Orden beider Sicilien, der aus 650 Rittern bestehen sollte, gestiftet, aber gerade in der Mitte einer, als höchst wohlthätig gepriesenen Thätigkeit rief Napoleons Machtwort den neuen Monarchen von Neapels Thron auf den noch wankendern Thron Spaniens und Indiens, von welchem durch alle Künste der Intrigue und

Gewalt die unglücklichen Bourbons damals gerissen worden ware.
Joseph erließ am 23sten Junius eine Abschiedsproclamation an da
Volk von Neapel, und sanctionirte die neue, von ihm selbst entworfen
Constitution des Reichs, dessen Scepter nun Joachim Murat (
Joachim) durch Napoleons Gunst erhielt. Nachdem Spaniens neu
Constitution zu Bayonne unter Napoleons Bayonetten von der Junt
bestätigt und beschworen worden, reisete Joseph mit großem Pom
nach der Hauptstadt Spaniens (von Bayonne) ab und hielt dort se
nen feierlichen Einzug am 20sten Julius. Allein die Herrlichkeit dauer
nicht lange; denn ganz Spanien gerieth in Insurrection, und Du
ponts Unglück in Andalusien gebot, eiligst Madrid zu verlassen, un
unter dem concentrirten französischen Heere bei Vittoria Schutz z
suchen. Nach den mörderischen Schlachten bei Burgos, Espinosa, Tu
dela und Sommo-Sierra, fiel Madrid am 3ten Dec. zwar wieder i
französische Gewalt, die Engländer unter John Moore wurden au
Spanien vertrieben, und die eingeschüchterten Bewohner Madrids beug
ten sich noch einmal unter Napoleons Willen, indem sie den entflohe
nen Joseph nicht nur zurück erbaten, sondern ihm auch feierlich vo
dem Altare der Hauptkirche beständige Treue und Gehorsam gelobten
Zum zweiten Male hielt also Joseph seinen feierlichen Einzug in Spa
niens Hauptstadt am 22sten Jan. 1809; aber der Krieg wüthete for
in allen Provinzen des Reichs; denn der Haß, die Erbitterung un
der so tief gekränkte Stolz der Nation konnten nimmer beschwichtig
werden. Die Schlacht bei Talavera de la Reyna (am 27sten und 28ste
Juli d. J.) drohte Joseph wieder aus seiner Residenz zu verjagen
aber Wellington konnte, wegen Cuestas schlechter Mitwirkun
und Venegas Niederlage bei Almonacir den erfochtenen Sieg nich
benutzen. Joseph kehrte daher nach Madrid zurück, nahm nun, in
Geiste seines Bruders, ungleich strengere Maßregeln zur Behauptun
des Thrones, und war glücklich genug, durch die am 18ten Nov. d. J
bei Occana gewonnene Schlacht, sich selbst den Weg zur Eroberun
des südlichen Spaniens, welches bisher unangetastet geblieben, zu er
öffnen. Im Anfange des J. 1810 ward wirklich Andalusien erobert
Joseph hielt seinen feierlichen Einzug zu Sevilla, und theilte das Reich
in Präfecturen. Alle französische Berichte verkündigten damals da
baldige Ende des spanischen Krieges. Dennoch jagte im folgenden
Jahre Wellington die französischen Armeen aus Portugal, und Cadiz
konnte nicht erobert werden. Die Guerillas wütheten dabei in allen
Provinzen, ja selbst vor den Thoren von Madrid, wo Joseph wie ein
Staatsgefangener lebte. Im J. 1812 trieb ihn Wellingtons Sieg
bei Salamanca zum dritten Male aus Madrid. Zwar kehrte er
am 2ten Nov. d. J. auch zum dritten Male dahin zurück; allein die
Unglücksfälle des J. 1813, besonders der Sieg bei Vittoria, machte
seinem Königthume völlig ein Ende, und kaum entfloh er den nach
setzenden englischen Dragonern mit Lebensgefahr. Er lebte seidem in
Frankreich zu Morfontaine, commandirte, als die verbündeten Heere
in Frankreich vordrangen, die Nationalgarde von Paris, bewies in
den letzten Tagen des März 1814 große Unentschlossenheit, und begab
sich nach der auf dieselben folgenden Entthronung Napoleons auf ein
Landgut bei Bern mit einem tractatenmäßigen Einkommen von 500,000
Franken und Beibehaltung des Königstitels. Bei Napoleons Rück
kehr, 1815, erschien er wieder in Paris, mit seinen andern Brüdern,
als französischer Prinz; seine Wirksamkeit war aber von keiner Be

deutung; und nach der Catastrophe von Waterloo begab er sich nach den vereinigten Staaten von Amerika, wo er noch lebt. zz.

Josephine, Kaiserin der Franzosen, ist den 24sten Juni 1768 auf St. Pierre=de=la=Martinique geboren. Ihr Vater, ein wohlhabender Edelmann, hieß Tascher=de=la=Pagerie, und sie empfing in der Taufe die Namen: Marie=Françoise=Josephine. Noch sehr jung, vermählte sie sich mit ihrem Landsmanne, dem in der Geschichte der Revolution bekannten Vicomte Alexandre de Beauharnais (s. d. Art.), ward nach dessen Hinrichtung ins Gefängniß der Magdelonettes gesetzt (wo Napoleon ihre Bekanntschaft gemacht haben soll) und durch den Sturz der Schreckensregierung wieder befreit. Nun kam sie unter den Schutz des damals sehr mächtigen Barras, dessen besondere Freundin sie wurde, und der, um ihr einen Namen und Stand zu geben, sie, am 8ten März 1796, an Napoleon Bonaparte verheirathete, welcher dadurch das Obercommando der italienischen Armee erhielt. Von nun an theilte sie das glänzende Schicksal ihres Gemahls, dem sie mit wahrer Anhänglichkeit zugethan war, und den sie bald auf allen seinen Zügen begleitete. Am 2ten Dec. 1804 ließ Napoleon sie feierlich als Kaiserin der Franzosen krönen. Was auch über den leichten Ton, der in ihren jugendlichen Jahren hervorgeklungen, gesagt werden kann, über ihre Herzensgüte, über ihren ausgezeichneten Hang zur Wohlthätigkeit, über ihren steten Drang und ihr unablässiges Bemühen, Menschenelend zu vertilgen oder doch wenigstens zu mildern, ist nur Eine Stimme unter Denen, welche sie gekannt haben. Und diese schöne Neigung blieb nicht unthätig. Niemand vermochte es, den eisernen Willen Napoleons zu brechen; Josephinens sanftem Sinne gelang es, manche, viele grausame Pläne des Tyrannen zu mildern, und Frankreich ist noch jetzt nicht arm an Stellen, wo statt des Blutes, das Napoleon vergießen wollte, Thränen des Dankes für Josephinen fließen. Wie erfreulich aber ihre Erfolge von dieser Seite oft waren, so mußte sie doch von der andern auch häufig dagegen die Ausbrüche seines ungezügelten Jähzorns erdulden, welcher zuweilen so niedrig ausartete, daß er die Kaiserin Tagelang in ihre Zimmer einschloß. Von ihrem ersten Gemahl hatte sie zwei Kinder, Eugen und Cecilie Beauharnais (s. d.). Ihre zweite Ehe blieb unfruchtbar. Napoleon, der einen Thronerben haben mußte, und sich zugleich mit einem mächtigen europäischen Fürstenhause enger verbinden wollte, beschloß seine Verheirathung mit der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich. Eine Ehescheidung von Josephinen war dazu unerläßlich. Man muß Napoleon indeß die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich dabei mit aller Schonung und Zartheit gegen Josephinen benahm, deren ein so intrikater Fall nur fähig war. Josephine wußte mit Anstand und Delicatesse der Nothwendigkeit nachzugeben. Sie ward von ihrem Gemahle geschieden, mit dem Titel einer verwitweten Kaiserin=Königin (Impératrice-Reine-Douairière), und vergrub sich, nachdem sie vorher einige Reisen gemacht, in die Einsamkeit ihres schönen Lustschlosses Malmaison. Die Achtung, die Liebe und das Bedauren der Franzosen folgten ihr, die man schon lange Napoleons guten Geist (l'étoile de Napoléon) genannt hatte. Aber völlig war der Glanz dieses Gestirns noch nicht verdunkelt. Denn auch in der Entfernung wirkte ihr milder Geist noch oft wohlthätig auf die Verderben brütende Natur Napoleons. Vergeblich jedoch suchte sie ihn von der tollen Expedition nach Rußland abzuhalten. Sie erlebte den Sturz

des Reiches, auf dessen Gipfel sie einst gestanden. Aber sie hatte auch den Trost, daß die großen Monarchen, welche es zertrümmert, ihren persönlichen Werth öffentlich anerkannten. Sie empfing die Besuche der angesehensten verbündeten Fürsten. Eine Erkältung indeß, welche sie sich auf einem Spaziergange mit dem Kaiser Alexander in ihren Gärten zuzog, gab der Krankheit, von der sie seit einiger Zeit befallen war, eine üble Wendung, so daß sie am 30sten Mai 1814 nach kurzem Leiden starb. zz.

Josephus Flavius ward im J. 37 nach Chr. Geb. zu Jerusalem aus dem Priesterstande geboren, und gab schon in der frühesten Jugend einen nicht gewöhnlichen Scharfsinn zu erkennen. So ward er späterhin die Zierde der pharisäischen Secte, zu deren Anhängern er sich bekannte. Dann wurde er Statthalter von Galliläa. Zu Rom, wohin er eine Reise unternommen, wußte er sich die Gunst Nero's und der Kaiserin Poppea zu verschaffen. Als er nach Judäa zurückgekehrt war, ward ihm dort das Commando der jüdischen Armee übertragen, worauf er mit Muth, Kenntniß und Entschlossenheit in der Festung Jotapata von Vespasianus und Titus eine siebenwöchentliche Belagerung aushielt. Vielleicht hätten sich diese noch gezwungen gesehen, die Belagerung aufzuheben, wenn nicht der Verrath eines Juden die Festung selbst am 1sten Jul. 69 den Römern in die Hände geliefert hätte. 40,000 Einwohner wurden niedergehauen, 1200 zu Gefangenen gemacht. Josephus hatte sich in einer Höhle versteckt, wo er jedoch bald entdeckt, und dem römischen Feldherrn ausgeliefert wurde. Dieser wollte ihn eben dem Nero übersenden, als es, wie man sagt, Josephus gelang, durch die Prophezeihung, daß Vespasian einst Kaiser werden würde, sich dessen Gunst zu verschaffen, und in Freiheit gesetzt zu werden. Dieß bewog ihn, als er mit Titus zur Belagerung vor Jerusalem gezogen war, seine Landsleute aufzufodern, die Gnade der Römer anzuflehen, und sich diesen zu ergeben. Weit entfernt aber, daß die Juden dieser weisen Ermahnung hätten Gehör geben sollen, belohnten sie ihn einst, als er nahe unter den Mauern der Stadt sich mit ihnen unterredete, mit einem Steinwurfe, welcher ihn fast todt zur Erde streckte, und den Juden überliefert haben würde, hätten die Römer nicht schleunig Anstalt gemacht, ihn den Händen seiner wüthenden Landsleute zu entziehen. Nach der Eroberung Jerusalems begleitete er den Kaiser Vespasian 71 nach Rom, wo er sowol von diesem, als von dessen Sohne und Nachfolger Titus mit Auszeichnung behandelt wurde. Zur Dankbarkeit nahm Josephus des Wespasianus Familiennamen, Flavius, an und schrieb darauf als Augenzeuge seine Geschichte des jüdischen Krieges in 7 Büchern, zuvörderst hebräisch, dann griechisch; ein Werk, dessen lebhafter und edler Styl es unter allen griechischen Geschichtsbüchern dem Livius am nächsten bringt, weßwegen der heilige Hieronymus den Josephus auch den griechischen Livius nennt. Gleich dem lateinischen Livius hat er, außer den Schönheiten desselben, auch seine Mängel: er ist nämlich zu weitschweifig in den Reden, übertrieben und fabelhaft in den Erzählungen. Seine jüdischen Alterthümer (in 20 Büchern) sind ebenfalls vortrefflich geschrieben, und enthalten die Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis gegen das Ende der Regierung Nero's; doch werfen die Christen diesem Werke vor, daß es theils die Wunder Christi entstelle, theils auch alles Dasjenige unterdrücke oder mildere, was im Stande gewesen wäre, die sogenannten Heiden zu beleidigen. Als scharfsinniger Politiker deutete er die

Weissagung des Messias auf den Kaiser Vespasianus. Seine zwei Bücher vom Alterthume des jüdischen Volks enthalten kostbare Fragmente von alten historischen Schriftstellern, und sind, wie der Titel besagt, gegen Apion, einen alexandrinischen Grammatiker, und erklärten Widersacher der Juden, gerichtet. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die von Havercamp, Amsterdam, 1726, in 2 Foliobänden, griechisch und lateinisch.

Jourdan (Jean Baptiste), Graf, Reichsmarschall, Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, St. Ludwigs-Ritter rc., ward 1762 zu Limoges geboren, wo sein Vater ein Chirurg war, und trat schon 1778 in Kriegsdienste, welche er aber 1784 wieder verließ, um zur Handlung überzugehen, der er sich noch beim Anfange der Revolution gewidmet hatte. Er ward zum Chef der Nationalgarde und 1791 zum Commandanten des zweiten Bataillons Haute-Vienne ernannt, welches er zur Nordarmee führte. Im J. 1793 ward er zum Brigadegeneral, zwei Monate darauf auch zum Divisionsgeneral ernannt. Er gewann im Juni 1794 die berühmte Schlacht bei Fleurus, und wurde dadurch Herr von den Niederlanden. Nachdem Pichegrü das Commando bei der Rheinarmee aufgegeben hatte, kam er an seine Stelle und unternahm im Sommer 1796 den berühmten Ueberfall am rechten Rheinufer, wodurch er sich in den Besitz der meisten Herrschaften des fränkischen Kreises setzte, und bis Böhmen vorzudringen drohte. Dieses Unternehmen wurde bekanntlich durch die Tapferkeit der österreichischen Armee, welche Erzherzog Carl anführte, vereitelt, und Jourdan zu einem Rückzuge genöthigt, in dessen Folge er abgesetzt wurde, und Beurnonville an seiner Stelle das Commando übernehmen mußte. Jourdan besaß das volle Zutrauen seiner Soldaten, und war im Siege eben so bescheiden, als standhaft im Mißgeschick. Der gänzliche Mangel an Disciplin, welcher bei seiner Armee eingerissen war, veranlaßte die Greuelthaten, welche diesen Rückzug der Franken bezeichneten; und Jourdan vermochte es nicht, die Bedrängten durch sein Ansehn vor der Wuth der Soldaten zu schützen. Er rechtfertigte in Paris sein Betragen, trat vom Kriegsschauplatze ab, und kehrte nach Limoges, seiner Vaterstadt, in den Privatstand zurück. Im März 1797 wurde er von dem Departement von Haute-Vienne zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert gewählt und bei seinem Eintritte mit lautem Beifalle empfangen. Unveränderlich fest hielt er an der Republik; zwei Mal wurde er zum Präsidenten des Raths der Fünfhundert erwählt, und machte sich auch als solcher um die Republik hoch verdient. Er war es, der das berühmte Gesetz der Conscription in Vorschlag brachte. Hierauf ward er durch ein Decret des Directoriums zum Befehlshaber der mainzer Armee ernannt, welche sich nach dem Oberrhein hinziehen sollte. Jourdan ging am 1sten März 1799 über den Rhein, drang in Schwaben ein, griff den Erzherzog Carl an, wurde aber am 25sten März bei Stockach geschlagen und mußte sich zurückziehen. Am 10ten April ward er darauf durch Massena abgelöset. Jourdan, welchem das Directorium die verschiedenen Unfälle, durch welche Frankreich im J. 1799 in eine ziemlich mißliche Lage versetzt wurde, zur Last legen wollte, kam selbst nach Paris, um sich seinerseits über das Directorium zu beschweren; obgleich er nun damit nicht viel bewirkte, so ward er doch wieder zum Mitgliede des Raths der Fünfhundert erwählt. Nach der großen Revolution des 18ten Brumaire (9ten Nov.), der er sich widersetzte, (weßwegen man ihn nicht allein von dem gesetzgebenden Körper ausschloß,

sondern auch zur Arrestation verurtheilte) ward er im Juli 1800 z diplomatischen Geschäften in Piemont, 1802 als Staatsrath, und der Folge, 1805, wieder als Chef zur italienischen Armee berufen, n er dann, im folgenden Jahre, zum Reichsmarschall und Großkreuz d Ehrenlegion ernannt, dem Staate sich aufs neue durch seine eifrig Dienste wichtig machte. Im J. 1806 ward er unter König Josep Obergeneral im Königreiche Neapel und ging 1808 nach Spanien a wo er als Majorgeneral diente und dem Könige Joseph zur Sei gegeben war, dann aber, nachdem er gegen Ende des J. 1813 d berühmte Schlacht bei Vittoria gegen Wellington verloren hatte, vo Soult abgelöset wurde, und sich nach Rouen zurückzog. Hier erklärt er sich im März 1814 für Ludwig XVIII. und ward vom Könige zu Grafen und Ritter des St. Ludwigordens gemacht. Bei Napoleon Rückkehr empfing er die Pairwürde, und nach dessen Sturz, von de provisorischen Regierung, das Obercommando der Rheinarmee, wohi er sich aber, wegen der Schnelligkeit der Operationen der Alliirten nicht begeben konnte. Als der Marschall Moncey das Präsidium de gegen Ney gerichteten Kriegsrechts ausgeschlagen hatte, erhielt e Jourdan, und das Conseil erklärte sich incompetent, den Marschall z richten. Jourdan trat seitdem in den Privatstand zurück.

Journale. Mit dem Worte Journal bezeichnet man theils ei Tagebuch überhaupt, theils insbesondere ein Tagebuch über Ausgabe und Einnahmen jeder Art, z. B. für Kaufleute ein Tagebuch, worei die täglichen Handelsgeschäfte, wie sie folgen, eingetragen (journali sirt) werden, am häufigsten aber im gemeinen Leben periodisch (beson ders Monatsweise) erscheinende Blätter aller Art. Unter den europäi schen Ländern sind es hauptsächlich drei, in denen dieser Zweig der Li teratur vorzügliche Unterstützung findet: England, Deutschland un Frankreich. In dem erstgenannten Lande sind es vornehmlich politisch Zeitschriften, die dort lebhaften Beifall finden, und wenn sich gleic die Zahl der Journale dieser Art, die in Frankreich nie sehr groß wa in Deutschland in den Jahren der französischen Tyrannei beträchtlic verminderte, indem selbst einige der gelehrtesten Zeitschriften ihrer Frei müthigkeits- und Wahrheitsliebe wegen unterdrückt wurden, so zeig doch die große Zahl neuentstandener und glücklich mit einander wett eifernder politischer und sonstiger gemeinnütziger Blätter, die seit de Befreiung von Deutschland allgemein verbreitet sind, daß der Gemein geist der Deutschen keineswegs erloschen, sondern nur dessen Aeußerun einige Zeit durch die Schrecknisse einer tyrannischen Gewalt unterdrück war. Der Nutzen der Journale ist mannichfaltig beurtheilt worden Freilich läßt sich nicht wohl leugnen, daß sie durch ihre Menge und di Mannichfaltigkeit der darin vorkommenden Gegenstände leicht vo ernsthaften Betreiben der Wissenschaften abziehen können, daß Gewöh nung an Journalleserei einen Widerwillen gegen angestrengte wissen schaftliche Beschäftigung hervorbringt, daß endlich durch das Journal wesen (Journalistik) eine höchst verderbliche Seichtigkeit allgemein ve breitet werden kann, so wie z. B. in Frankreich die Bildung eines be trächtlichen Theils der sogenannten großen Welt sich nur auf das Le sen einiger Journale beschränkt. Dagegen muß man sich aber auc durch das so oft gehörte Geschrei gegen Zeitschriften nicht verführe lassen, den großen Nutzen zu verkennen, den die bessern Institute die ser Art gehabt haben und immer haben können. Es ist unstreiti keineswegs in Abrede zu stellen, daß durch dergleichen Journale zu allgemeinen Verbreitung einer gewissen Cultur unter al e

Classen der Nation sehr thätig gewirkt worden, daß dadurch manche gemeinnützige Kenntnisse in Umlauf gekommen, und der öffentliche Geist oft auf eine sehr kräftige Weise geweckt und geleitet worden ist; so in England und Deutschland. Daß sie freilich aber auch zur Verkehrung des öffentlichen Urtheils, zur Verbreitung irriger und abgeschmackter Meinungen gemißbraucht werden können, hat die Erfahrung überall und besonders das Beispiel von Frankreich nur zu sehr bewiesen. Vergl. den Artikel Literatur-Zeitung.

Jouy, ein Flecken mit 500 Einwohnern und einem schönen Schlosse nebst Park, an der Bievre, nicht weit von Versailles, ist wegen der dortigen Cattunfabrik berühmt, welche 1200 Arbeiter ernährt. Diese Fabrik ist im J. 1760 von Oberkampf gegründet, und hat nach und nach ihre jetzige Vollkommenheit erreicht. Der Cattun, welcher aus derselben hervorgeht, empfiehlt sich besonders durch seine schönen und dauerhaften Farben, und ist fast durch ganz Europa unter dem Namen: Toiles de Jouy, bekannt.

Joyeuse Entrée hießen ehemals die wichtigen Privilegien der Stände von Brabant und Limburg, mit Einfluß von Antwerpen. Den Namen: Joyeuse Entrée (freudiger Einzug), erhielten diese Privilegien daher, weil die Herzöge sie bei der Huldigung vor dem feierlichen Einzuge in die Residenz beschwören mußten. Ihr wichtigster Punkt war, daß, sobald der Herzog versuchen würde, eines jener Privilegien aufzuheben, kein Unterthan weiter zum Gehorsam gegen ihn verpflichtet seyn sollte.

Jubeljahr oder Halljahr (s. d. Art.) war in der jüdischen Verfassung jedes 50ste Jahr, wo die veräußerten Güter wieder an ihre alten Herren fielen. Die römische Kirche ergriff die Idee einer solchen allgemeinen Versöhnungsepoche, und der Papst Bonifacius VIII. erklärte 1300 das erste Jahr des neuen Jahrhunderts für ein Jubeljahr oder Jubiläum, in welchem Alle, die nach Rom wallfahrten und fromme Spenden bringen würden, einen großen Ablaß erhalten sollten; daher auch Ablaßjahr. Der Gewinn, den der römische Stuhl davon zog, und der Wunsch, daß jeder Christ es erleben möchte, bewog erst Clemens VI. 1350 jedes 50ste, dann Urban VI. 1389 jedes 33ste, und endlich Paul II. 1470 jedes 25ste Jahr zu einem Jubeljahre zu erklären. Freilich wurden nun die Regierungen auf das viele Geld, das man in solchen Jahren nach Rom trug, aufmerksam, und Paul sah sich genöthigt, zugleich gewisse Kirchen in den verschiedenen Ländern der Christenheit zu Gnadenstätten für Diejenigen zu machen, welche nicht selbst nach Rom kommen konnten, jedoch nur unter der Bedingung, daß der beste Theil des Gewinnes dieser Provinzialjubiläen in die römische Kammer floß. Die durch solche allgemeine Ablässe gesammelten Gelder wurden bald zum Türkenkriege, bald zum Bau der Peterskirche verwendet. Letzterer blieb seit dem 16ten Jahrhunderte der stehende Vorwand, unter dem man sie eintrieb. Die Reformation, zu der eben das Ablaßunwesen den ersten Anstoß gegeben hatte, schmälerte indeß diese Einkünfte merklich, und das Jubeljahr, das Benedict XIV. 1750 ausschrieb, hatte geringen Erfolg. Feste von specieller Bedeutung sind die Jubiläen, welche öffentliche Anstalten zur Bezeichnung der Jahrhunderte seit ihrer Stiftung; Regenten und Beamte am Ziele einer 50jährigen Amtsführung, und Eheleute durch ihre goldene Hochzeit (Jubelhochzeit) feiern. Ein Jubelgreis (jubiliarius) ist ein solcher, der sein Jubelfest feiert. E.

Jubiläum s. d. vorigen Artikel.

Juchten oder **Juften** ist eine Art rothgefärbtes Stier-, ode Kuh-, auch wol Roßleder, welches wegen seiner Feinheit, Geschmei digkeit und Stärke, wie auch wegen des ihm eigenen Geruchs und de dauerhaften angenehmen Farbe, sehr beliebt ist. Man vermuthet, da die Kunst, dieses Leder zu bereiten, von den alten Bulgaren, einen fleißigen und geschickten Volke, erfunden worden sey. Jetzt werden di Juchten von den Russen zubereitet, welche starken Handel mit densel ben treiben. Der Name soll von **Juften (ein Paar)** herkommen weil bei der Zubereitung allemal zwei Häute zusammengenäht werden

Juda, Stamm und Königreich, s. d. Art. **Hebräer** und **Juden**.

Judas Makkabäus, s. **Juden**.

Judäa, s. **Palästina**.

Jude, der ewige, ist eine poetische Person aus der alten Volks sage, deren Entstehung sich auf eine durch Ueberlieferung bekannte Scene aus der Passionsgeschichte gründet. Als der Heiland auf seinem Leidensgange zum Richtplatze, unter der Last des Kreuzes erliegend, auf einem Steine vor dem Hause des Juden **Ahasverus**, so nennt ihn die Sage, ruhen wollte, stieß dieser ihn weg und verwünschte ihn. Jesus aber erwiederte ihm mit stillem Blicke: **du sollst nun wandern auf Erden, bis ich wiederkomme.** Erst nachdem der Zug vorüber und die Straßen leer sind, kömmt der bestürzte Jude zu sich selbst, und getrieben von Reue und Sehnsucht, wandert er auf Geheiß des Herrn seitdem in ewiger Unruhe von Ort zu Ort, und hat bis diesen Tag sein Grab nicht finden können. Diese Strafe des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, zu einem immerwährenden Wandern auf Erden und zum Zeitgenossen aller Jahrhunderte verdammt zu seyn, so wie die ganze Sage, war bedeutsam genug, um die christlichen Dichter zur Bearbeitung anzuregen. Mehrere haben sich daher nach dem Vorgange der Legende an diesem Stoffe versucht. Unter den Neuern behandelte ihn Dan. Schubart in seiner fast überkräftigen Weise, A. W. Schlegel in einer Romanze, **die Warnung**, (in seinem Musenalmanach auf 1802,) und Göthe gibt im dritten Theile seines Lebens eine mit Geist und Humor componirte Skizze zum Besten, in welcher Ahasverus als ein socratisirender Schuster zu Jerusalem erscheint, der sich dem Heilande im Charakter einer kalten, nur auf das Zeitliche gerichteten Verständigkeit entgegenstellt, und dafür verwünscht wird, sich so lange in dieser Welt, die ihm die einzige ist, umherzutreiben, bis ihm der Sinn für die höhere aufgegangen seyn würde. Wir mögen nun entweder nach dieser ingeniösen Idee in dem Schicksale des ewigen Juden das Loos jener rauhen, für alles Himmlische und Heilige unempfänglichen Sinnesart der sogenannten Verstandesmenschen erkennen, oder ihn im Sinne der christlichen Legenden als den Repräsentanten seines in alle Gegenden der Erde zerstreuten, nirgends recht einheimischen Volks betrachten; der Aufbehaltung und des öftern poetischen Gebrauchs wird diese Sage immer werth erscheinen.

E.

Juden werden die Hebräer nach dem babylonischen Exil mit Recht genannt, denn da ein großer Theil dieses Volks während der Gefangenschaft in den mittleren und östlichen Provinzen der persischen Monarchie ansässig geworden war, kehrten nur 42,360 Männer mit ihren Familien, meist von den Stämmen des alten Königreichs Juda, mit Erlaubniß des Cyrus (J. 536 v. Chr.) in ihr Vaterland zurück, und grün ten einen neuen, von den Persern abhängigen, doch im Innern

der Leitung eigener Hoheitpriester und Aeltesten nach der mosaischen Constitution überlassenen Staat in Judäa. Jerusalem, der Tempel und die Ackerstädte des Landes wurden nicht ohne Hindernisse wieder aufgebaut, die Schriften Moses, der Historiker und Propheten zu einer Tempelbibliothek (aus welcher der Canon unsers A. Testaments entstanden ist) gesammelt, die große Synagoge von 120 Gelehrten zur kritischen Bearbeitung und Auslegung der heiligen Schriften, für jeden Ort, so wie einzelne Synagogen, Schulen zur Vorlesung des Gesetzes und Bildung des Volks, gestiftet. Alle diese Anstalten, durch welche Esra und Nehemia die Wiederhersteller ihrer Nation wurden, vermochten nicht den ächten Mosaismus ins Leben zurückzurufen. Der Geist dieser Gesetzgebung gehörte einer andern Zeit und andern Verhältnissen an; die neuern Juden konnten nur den Buchstaben derselben festhalten und sich bei ihren Auslegungen in die Grübeleien verlieren, die sie den Chaldäern abgelernt hatten. An Uebung und Anstelligkeit für den Erwerb übertrafen sie aber ihre Vorfahren. Ihr Handelsverkehr und die jährlichen Festreisen zum Tempel, dem jeder Jude eine Abgabe entrichten mußte, häuften unter der milden persischen Regierung Reichthümer in Jerusalem an, wie sie zu Salomo's Zeiten daselbst nicht gesehen worden waren. Daher fehlte es dieser Nation nicht an Mitteln, die macedonischen Eroberer zu besänftigen; und ob sie gleich im Sturze der persischen Monarchie Alexander dem Großen zufiel und in den Strudel der Kriege seiner Feldherren um die Oberherrschaft verwickelt wurde, so blieb ihr Schicksal doch immer noch erträglich. Ptolomäus von Aegypten, der 320 v. Chr. von Palästina Besitz nahm, schonte ihre Sonderbarkeit, und gab der jüdischen Colonie, die er nach seiner Hauptstadt Alexandria zur Belebung des Handels hinüberführte, Vorrechte vor den Eingebornen. Um so übler bedachten sich die Juden, da sie sich in einem Kriege zwischen den ägyptischen und syrischen Königen (197 v. Chr.) auf die Seite der letzteren schlugen. Denn die syrischen Seleuciden betrachteten ihre Reichthümer bald als gute Beute; und nachdem Seleucus IV. den Tempel zu plündern versucht hatte, beschloß Antiochus IV., um sie den übrigen Bewohnern seines Reichs in Allem gleich zu machen, sogar die Ausrottung ihrer Religion. Den Verfall derselben hatte zwar das schändliche Spiel, das der Wetteifer ihrer Priester und Großen um die hohepriesterliche Würde mit Ränken und Bestechungen am Hofe der Seleuciden trieb, schon vorbereitet; aber das Volk hing mit der alten Hartnäckigkeit an den Formen des mosaischen Cultus. Als daher Antiochus den olympischen Jupiter im Tempel zur Verehrung aufstellen, und die Juden zwingen ließ, Schweine zu opfern und zu essen, starben viele lieber den schrecklichsten Märtyrertod, als daß sie vom Gesetze Mosis abgefallen wären. Vergebens wurde Jerusalem und das Land umher verwüstet; gerade unter diesen Verfolgungen entwickelte sich eine Nationalkraft, die in der Empörung der Makkabäer zum vollen Ausbruche kam. Judas, genannt Makkab (der Hammer), war der 3te Sohn eines Priesters, der sich mit den Seinigen vor dem Unterdrücker geflüchtet, und in den Gebirgen von Judäa eine Schaar rechtgläubiger Juden gesammelt hatte. Mit dieser schlug er die Syrer, eroberte Jerusalem und stellte den mosaischen Cultus (165 v. Chr.) wieder her. Eine neue Epoche des Ruhms und Ansehns beginnt für die Juden unter der Anführung der Makkabäer. Drei Brüder aus dieser Heldenfamilie, Judas, Jonathan und Simon, bekleideten nach einander die hohepriesterliche Würde und vollendeten das Werk ihrer Be-

freiung vom syrischen Joche. Simon, den die Dankbarkeit der Nation zum Fürsten erhob, hinterließ 135 v. Chr. seinem Sohne Johannes Hyrcanus ein unabhängiges und durch Bündnisse mit den Römern gesichertes Reich, das dieser durch Siege über die Samariter und Idumäer noch erweiterte, und durch die Einsetzung des hohen Rathes oder Sanhedrins befestigte. Bedeutende Fortschritte der Bildung und des Wohlstandes bezeichnen Hyrcans Regierung. Auch entstanden unter ihnen die Secten der Pharisäer, Sadducäer und Essäer. Sein Sohn, Judas Aristobolus, nahm 105 v. Chr. die Königswürde an, und von außem schien der jüdische Staat auf dem Wege, die Größe und Herrlichkeit des davidischen Zeitalters wieder zu erlangen, da Alexander Jannäus, Aristobuls Nachfolger, in einem glücklichen Kriege gegen Aegypten Gaza eroberte. Aber eben jene Secten gaben Anlaß zu innern zerrüttenden Factionen. Die Krone wird nach dem Tode der, nur von Pharisäern regierten, Königin Salome 70 v. Chr. unter ihren Söhnen Hyrcanus und Aristobolus streitig; ein Bruderkrieg ruft fremde Schiedsrichter ins Land. Pompejus, obwol vom Aristobul beschenkt, eroberte, 63 v. Chr., Judäa nach römischer Politik für den schwachen Hyrcan. Durch diesen Ausgang des Streites fällt das Gebäude der neuen jüdischen Freiheit zusammen. Jerusalem verliert seine Mauern, das Reich die neuen Eroberungen, die Nation ihre Unabhängigkeit, und die Familie der Hasmonäer (Erlauchte, wie die Makkabäer genannt wurden) den königlichen Titel. Hyrcan wird Hoherpriester und Ethnarch, und jeder Jude den Römern zinsbar. Umsonst versuchen Aristobuls Söhne durch neue Empörungen den vorigen Zustand wieder herzustellen; die römische Uebermacht hält das Volk in Fesseln, und ein falscher Freund, Antipater aus Idumäa, drängt sich als römischer Procurator in Hyrcans Familie ein, um sie zu stürzen. Denn während die Hasmonäer nach Selbstständigkeit streben, wirbt Herodes, Antipaters Sohn, in Rom für sich um das Reich. Antigonus, Aristobuls 2ter Sohn, der sich mit Hülfe der Parther 5 Jahre in Jerusalem behauptet hatte, wird 35 v. Chr. von dem neuen Könige Herodes verjagt, und auch der letzte Hasmonäer hingerichtet. Die Regierung dieses fremden Königs, der nur, weil er sich unter vielfältigen Unruhen aufrecht erhielt, den Beinamen des Großen bekam, brachte der Nation keinen Vortheil. Bei der Zweideutigkeit seines eigenen Glaubens wurden die an ihm hängenden Großen gleichgültiger gegen ihr altes Heiligthum, und die Mordthaten, die er an seiner eigenen Familie verübte, so wie die fortdauernden Bedrückungen von Seiten der Römer konnten dem Volke nur das Gefühl des allgemeinen Unglücks einflößen. Dabei artete der Gottesdienst immer mehr in geistlosen Ceremoniendienst aus, und die Sittenlosigkeit des Hofes verdarb Hohe und Niedere. So waren die Juden und das Judenthum beschaffen, als Christus geboren wurde. Herodes erlebte dieß große Ereigniß noch, um seine letzten Tage durch den Mord der bethlehemitischen Kinder zu beflecken. Aber weder er und seine Nachfolger, noch die Anschläge der Pharisäer, vermochten das Schicksal der Juden zu hintertreiben. Um den einzigen Trost, den sie noch an den messianischen Weissagungen hatten, brachten sie sich durch ihren Unglauben gegen den, der sie erfüllte. Unter den Schattenfürsten, die nach Herodes regierten, wurde das Land bald ganz als römische Provinz behandelt. Von den Procuratoren gepeinigt, in seinen religiösen Gewohnheiten gestört, brach das gereizte Volk, 66 nach Chr., in eine Empörung aus, die mit dem gänzlichen Untergange des jüdischen Staats endigte.

Titus eroberte den 7ten Sept. 70 nach Chr. Jerusalem mit Sturm, der Tempel ging in Feuer auf, die Stadt wurde geschleift, was von den Einwohnern nicht umkam, als Sclaven verkauft oder verjagt. Bei 110,000 Juden sollen während der Belagerung und Zerstörung von Jerusalem das Leben verloren haben, und es gibt keinen Greuel und keinen Jammer, den das unglückliche Volk nicht in dieser Catastrophe erfahren mußte. Gleichwol konnten die in den Gebirgen und auf den Trümmern zurückgebliebenen Juden erst nach mehrern vergeblichen Empörungen gezwungen werden, das in eine unwirthbare Einöde verwandelte Vaterland zu verlassen. Die nun in alle Gegenden der Erde zerstreuten Ueberreste hatten indeß Vortheile auf ihrer Seite, deren kein Volk bei gleichem Unglück sich rühmen konnte. An ihrer natürlichen Verschlagenheit und Erwerbsamkeit, an der Energie ihres Religionseifers und an den literarischen Schätzen ihrer heiligen Schriften besaßen sie ein Eigenthum, das ihnen überall Eingang und Fortkommen verschaffte und die Dauer ihrer Nationalität sicher stellte. Judengenossen (Proselyten, die zum Judenthume übergetreten waren) und alte Glaubensverwandte fanden sie in allen Ländern des römischen Reichs und im Orient bis an den Ganges, wo die im babylonischen Exil Zurückzebliebenen sich zahlreich vermehrt hatten. Aegypten und die ganze Nordküste von Afrika war voll jüdischer Colonien, und in den Städten Kleinasiens, Griechenlands und Italiens waren Tausende im Besitze des Bürgerrechts. So wurden sie durch ihre Verbindung unter einander und durch ihre heiligen Bücher, ohne es zu wollen, Werkzeuge der Ausbreitung des Christenthums, das nur wenige von ihnen annahmen. Die römischen Kaiser zwangen sie auch nicht dazu. Unter dem Kaiser Julian durften sie sogar zu einem neuen Tempelbau, in dem von Hadrian unter dem Namen Aelia capitolina wieder aufgebauten Jerusalem Anstalten machen, und ob schon dieß Unternehmen mißlang, behielten sie doch an ihrem in Tiberias wiedererrichteten Sanhedrin und durch Patriarchate (Präsidentschaften des Sanhedrin), deren eines in Tiberias für die westlichen Juden bis 415, das andere in Babylonien für die östlichen bis 1038 bestand, feste Schützpunkte, so wie an ihren blühenden Akademien im Orient Pflanzschulen ihrer, durch mannichfaltige Kenntnisse ausgezeichneten Lehrer (Rabbiner). Ein Werk derselben war die Sammlung der durch Tradition fortgepflanzten Auslegungen und Zusätze zum alten Testamente, welche um 200 vom Rabbi Juda dem Heiligen veranstaltet, um 500 vollendet, und unter dem Namen Talmud als Glaubensnorm von den zerstreuten Judengemeinden angenommen wurde. Es verpflichtet sie, wo 12 Mündige an einem Orte beisammen wohnen, eine Synagoge zu errichten, und da der Opferdienst mit der Zerstörung des Tempels aufhören mußte, dem Gott ihrer Väter durch eine Menge Gebete und kleinlicher Formalitäten in der täglichen Lebensordnung zu dienen, welche als ein Hauptgrund ihrer beschränkten Religiosität zu betrachten sind. Während des Verfalls der Cultur in Europa blieben sie wegen ihrer Lehranstalten immer im Besitze einer gewissen Bildung, welche, in der Verwirrung der untergehenden und nach der Völkerwanderung neu entstehenden Staaten, nicht nur ihre Existenz sicherte, sondern ihnen selbst Einfluß und Ansehn verschaffte. Sie bemächtigten sich des Handels der alten Welt und wurden als Darleiher und Unterhändler, ja nicht selten in wichtigen Aemtern den Fürsten und Großen unentbehrlich; und so häufige und schreckliche Verfolgungen auch seit dem 7ten Jahrhunderte die Intoleranz der Chri-

sten über sie verhängte, sah man sie doch gerade in den Ländern und Zeiten, wo man am grausamsten gegen sie gewüthet hatte, bald wieder emporkommen. Denn meist war ihr Wucher und die Habsucht der Christen mehr, als Religionshaß, die Ursache dieser Verfolgungen. Alles Unheil, jede Landplage und die schrecklichsten Frevel wurden ihnen Schuld gegeben, um einen Vorwand zu haben, sich durch ihre Hinrichtung oder Landesverweisung sich von lästigen Gläubigern zu befreien und mit ihren Schätzen zu bereichern. Aber durch ihr Geld und ihre Gewandtheit waren sie zu wichtig geworden, als daß sie nicht bei geistlichen und weltlichen Herren immer wieder Schutz und Aufnahme gefunden hätten. Am glücklichsten lebten sie unter den Muhamedanern; und während der maurischen Herrschaft in Spanien begann eine neue Blüthe ihres Wohlstandes und ihrer Gelehrsamkeit. In den Städten von Frankreich, Deutschland und Italien räumte man ihnen seit dem 11ten Jahrhunderte eigene Gassen und geschlossene Plätze (noch jetzt Judengassen genannt) ein, wodurch in den Verfolgungen während der Kreuzzüge oft Tausende auf einmal Opfer der Volkswuth wurden. Wiederholte kirchliche Synodalbeschlüsse und landesherrliche Decrete erklärten die Juden für unfähig zum Mitgenusse der bürgerlichen Rechte der Christen und zur Bekleidung öffentlicher Aemter. Einheimisch, ansässig, irgend einer christlichen Zunft oder Innung zugethan, sollten sie nirgends seyn, sondern nur gegen Erlegung gewisser Abgaben den unmittelbaren Schutz des Landesherrn genießen, die sie in Geldverlegenheiten einmal über das andere nöthigten, die Fortdauer dieses precären Vertrags zu erkaufen. In Deutschland wurden sie als des heiligen römischen Reichs Kammerknechte (Geldagenten), wie sie ein kaiserl. Schutzbrief nannte, geschützt. Ihre Bekehrung zum Christenthume konnte bei einer so inconsequenten Behandlung nicht gelingen. Zwar gaben sie bisweilen, wie besonders am Ende des 15ten Jahrhunderts, in Spanien und Portugal der Gewalt nach, und ließen sich in Masse taufen; war aber der Sturm nur vorüber, so sah man sie wieder in den Synagogen. Ja sie konnten bei dem Aberglauben des Mittelalters, dessen Heiligen- und Reliquienverehrung ihnen als Abgötterei erscheinen mußte, wol auf den Gedanken kommen, daß ihr reiner Monotheismus vernunft- und schriftmäßiger sey. Daher, und aus ihrem Stolze auf das Alterthum ihrer Nation und Verfassung, ist erklärlich, wie viele öffentlich zum Christenthume Uebergetretene, die in Portugal neue Christen heißen, zu adlichem Range, ja selbst zu hohen geistlichen Würden gelangen konnten, ohne in ihrem Privatleben etwas anders zu seyn, als Juden, welche die mosaischen Gebräuche gewissenhaft zu beobachten fortfuhren. Die portugiesische Judenschaft ist, wegen ihrer Verbindung mit diesen heimlichen Anhängern, vorzüglich angesehen und im Besitze bedeutender Ländereien. Die holländischen Juden waren sonst durch unermeßliche Reichthümer, so wie durch eine gewisse Rechtlichkeit ausgezeichnet; die polnischen und russischen, jetzt die zahlreichsten unter allen, hatten sich ehedem fast alles Handels, der Gastgerechtigkeiten, des Bier- und Brantweinschanks, ja hier und da sogar der Postanstalten bemächtiget; den deutschen blieb bei dem Wachsthume der deutschen Handelsstädte und Innungen meist nur die Nachlese des Kleinhandels. Gleich sind sich die Juden aber unter allen Himmelsstrichen. Ihre Beschränkung auf Gewerbe, die mehr List und Gewandtheit, als ausdauernden Fleiß erfodern, hat ihrem Charakter die Züge eingeprägt, durch welche sie so oft ein Gegenstand der Verachtung wurden. Die

einzelnen Edeln, die sich in neuern Zeiten als Gelehrte, Philosophen oder Aerzte unter ihnen hervorgethan haben, wie Spinoza, Moses Mendelsohn, Moses Kuh u. s. w., gehören durch den Weg, den ihre Bildung nahm, mehr den Christen als ihrem Volke an. Die Menge der Juden, durch ein unstetes Leben verwildert, im täglichen kleinlichen Treiben des Eigennutzes befangen und zur Erduldung des Spottes der bevorrechteten Christen gezwungen, konnte nicht Sinn für die edeln Gedanken und Gefühle haben, die den Menschen im Staate erheben und zu gemeinnützigen Thaten anfeuern. Ohne Ehre, Vaterland und Freiheit glaubte der gemeine Jude sich durch die Künste des Betrugs und der Lüge nicht tiefer herabzuwürdigen, als er schon stand. Erst in der philosophischen Stimmung der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts begann man, neben andern Menschenrechten, auch die der Juden anzuerkennen; philanthropische Ideen zur Verbesserung ihres bürgerlichen und moralischen Zustandes kamen zur Sprache und auch zum Theil, durch den guten Willen einiger Regierungen, zur Ausführung; indeß mit geringem, oft ganz verfehltem Erfolge. Nur der Ansässigkeit, die ihnen einige Fürsten zugestanden, mochten sie sich mit Dank erfreuen: am wenigsten schienen sie aber geneigt, den Wucher zu lassen und nützliche Handwerke zu treiben, oder gar in die Reihen der Krieger zu treten. Doch konnten sie diesem letzten Schicksale im Zeitalter Napoleons nicht entgehen. Von dem großen Sanhedrin, zu dem er 1806 gegen 100 reiche Juden berief, ist zwar kein anderer Erfolg bekannt geworden, als daß diese Deputirten ihr Geld in Paris verzehrten; auch erklärte ein kaiserliches Decret bald darauf nur diejenigen Juden für französische Bürger, die sich eines nützlichen Gewerbes befleißigen würden; aber zur Conscription wurden sie dennoch alle gezogen. Ernstlicher waren die deutschen Fürsten bedacht, die Juden zu Staatsbürgern zu machen: die entehrenden Bedingungen ihrer bisherigen Existenz wurden aufgehoben, bürgerliche Rechte ihnen zuerkannt, zur Verbesserung ihres Cultus und ihrer Schulen in Cassel sogar ein israelitisches Consistorium errichtet, dessen, am westphälischen Hofe beliebter, Präsident Jacobssohn (s. d. Art.) im J. 1810 mit vielem Gepränge die Einweihung eines neuen Judentempels zu Seesen in Westphalen veranstaltete. Weniger schimmernd, aber sorgfältiger und nachtheiliger sind die Verbesserungen der jüdischen Schulen in Oesterreich, und im Allgemeinen schreitet die jüdische Nation in Europa, ohne ihre Religion zu verleugnen, jetzt mehr, als je, einer Anschließung an christliche Sitte und Bildung entgegen, während ihre Glaubensgenossen unter den Muhamedanern und Heiden noch die Barbarei ihrer Gebieter theilen, und selbst in dem einzigen, bis diesen Tag bestehenden, jüdischen Staate der Falaschas im Westen von Habesch (vergl. den Art. Habesch) nach den Berichten neuerer Reisenden Rohheit und grobe Unwissenheit herrscht. S. Spieker über die ehemalige und jetzige Lage der Juden, 8. 1809. — Ueber das Judenjahr und den jüdischen Calender s. d. Art. Calender und Jahr. E.

Juften, s. Juchten.

Jugurtha war der Sohn des Manastabal, eines natürlichen (nach Andern, rechtmäßigen) Sohns des Masinissa, welchen dieser mit einer Beischläferin gezeugt hatte. Als Neffe des Micipsa, der seines Vaters Bruder, und, nach dem Masinissa, König von Numidien war, erhielt Jugurtha eine eben so sorgfältige Erziehung, als die beiden eigentlichen Söhne des Micipsa, Adherbal und Hiempsal.

Auch besaß er Eigenschaften, welche ihm allgemeine Liebe und Achtung erwarben. Er war schön von Körper, voll männlicher Kraft und mit großen Talenten begabt. Statt sich den weichlichen Beschäftigungen der Jugend oder einem üppigen Leben zu überlassen, wandte er vielmehr seine Zeit dazu an, sich die, einem Krieger nothwendigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben, worin er bald alle Jünglinge seines Alters übertraf; weßwegen ihm auch Micipsa anfangs sehr gewogen war. Bald aber begann dieser, von einem so unternehmenden Geiste, wie Jugurtha, für seine eigenen Kinder, die weit jünger waren, Alles zu befürchten, und beschloß daher, ihn auf irgend eine schickliche Art von sich zu entfernen, und ihn deßhalb zu allerlei gefährlichen Unternehmungen zu gebrauchen. So schickte er ihn z. B. mit einer Armee den Römern zu Hülfe gegen Numantia; aber hier gewann er durch seine Tapferkeit und durch sein kluges Betragen die Achtung des Kriegsheers und die Freundschaft des Scipio. Hatte er sich schon vorher die Zuneigung aller Numidier zu verschaffen gewußt; so beteten ihn diese, nach seiner Zurückkunft, fast an; selbst Micipsa änderte seine Gesinnung gegen ihn, und suchte ihn durch Güte an sich zu fesseln. Er nahm ihn daher an Kindes Statt an, und erklärte ihn mit seinen Söhnen zum gemeinschaftlichen Erben seiner Krone. Noch auf seinem Todbette ermahnte er ihn zur Freundschaft und Treue gegen seine, durch brüderliche Bande mit ihm verbundenen Söhne; diesen aber befahl er, dem Jugurtha mit Ehrerbietung zu begegnen, und seinen Tugenden nachzueifern. Jugurtha antwortete dem sterbenden Könige, wie es dieser nur wünschen konnte, ob er gleich schon damals den Entschluß gefaßt hatte, sich zum Alleinherrscher von Numidien zu machen. Bald nach dem Tode des Micipsa machte er Anstalt, diesen Entschluß auszuführen. Es gelang ihm, den Hiempsal in der Stadt Thimida zu ermorden, und seinen Bruder Adherbal aus dem Lande zu jagen, indem er sich fast seines ganzen Antheils an Numidien bemächtigte. Auf die Nachricht, daß Adherbal nach Rom gegangen sey, schickte er ebenfalls Gesandte dahin ab, um durch Bestechungen die Schritte desselben zu vereiteln. Dieß glückte ihm auch über Erwarten. Der größte Theil des Senats erklärte sich für ihn, und suchte sein Verfahren zu rechtfertigen. Es wurden zehn Bevollmächtigte ernannt, um Numidien zwischen Adherbal und Jugurtha zu theilen, und über den Tod des Hiempsal an Ort und Stelle Erkundigung einzuziehen. Auch diese Bevollmächtigten wußte Jugurtha ganz für sich zu gewinnen. Sie erklärten die Ermordung des Hiempsal bloß für Gegenwehr, und gaben bei der Theilung dem Jugurtha die reichsten und schönsten Provinzen. Kaum waren die Bevollmächtigten abgereiset, als Jugurtha, um den Adherbal zum Kriege zu reizen, in die Gränzen seines Antheils feindlich einfiel, und daselbst die schrecklichsten Verwüstungen anrichtete. Adherbal blieb bei allen Beleidigungen ruhig. Wollte also Jugurtha seinen Zweck erreichen; so durfte er nicht weiter auf Vorwand zum Kriege warten. Er brach demnach von neuem mit einer zahlreichen Armee in die Länder des Adherbal ein, und nöthigte diesen mit Gewalt zur Gegenwehr. Bei der Hauptstadt Cirtha kam es zu einem Treffen, in welchem Adherbals Armee fast ohne allen Widerstand geschlagen und zerstreut wurde. Adherbal fand kaum Mittel, nach Cirtha zu entfliehen, wo er von Jugurtha belagert wurde. Während der Zeit bot sich dem Adherbal Gelegenheit dar, einen Brief nach Rom zu übersenden, worin er seinen unglücklichen Zustand schilderte. Dennoch wußten es die Freunde

Digitized by Google

Jugurtha's dahin zu bringen, daß man keine Armee, sondern wiederum nur Bevollmächtigte nach Numidien abgehen ließ. Natürlich, daß auch diese Sendung nichts entschied, sondern daß vielmehr Adherbal der Willkür seines Feindes überlassen wurde. Dieser belagerte nun Cirtha mit dem stärksten Nachdrucke, und nöthigte den Adherbal zur Uebergabe. Ungeachtet seines Versprechens, ihm das Leben zu schenken, ließ er ihn gefangen nehmen, und auf die unmenschlichste Art ermorden. Diese schändliche That Jugurtha's siegte endlich bei dem römischen Senate über die Bestechung desselben. Das Volk verlangte selbst, daß man ernstlichere Maßregeln gegen ihn nehme, und der Senat beschloß den Krieg gegen ihn. Das Commando wurde dem Consul L. Calpurnius Piso übertragen, einem Manne, der mit vielen Feldherrntalenten die niedrigste Habsucht verband, und es sich daher zum Zwecke machte, durch diesen Krieg seinen Beutel zu füllen. Anfangs führte er den Krieg mit vielem Nachdrucke und eroberte mehrere Städte; bald aber ließ er sich mit Jugurtha in Unterhandlungen ein, und bewilligte ihm endlich, als Jugurtha seine Schätze nicht gespart hatte, unerwartet sehr vortheilhafte Bedingungen. Jugurtha behielt Numidien, und lieferte der Republik bloß eine gewisse Anzahl Pferde, Elephanten und eine mäßige Geldsumme. In Rom war man damit sehr unzufrieden, und Jugurtha wurde beschieden, sich vor dem Richterstuhle des Volks zu stellen. Da man ihm sicheres Geleit versprochen hatte, so stellte er sich in Rom, wo es ihm gelang, einen der Volkstribunen auf seine Seite zu bringen. Als er sich daher vor dem Volke verantworten sollte, legte ihm der Tribun Stillschweigen auf, und so mußte das Volk auseinander gehen, ohne das Geringste beschließen zu können. Jugurtha trieb nun seinen Uebermuth in Rom so weit, daß er den Massiva, einen unehelichen Sohn des Gulassa, Bruder des Micipsa, dem das römische Volk die Krone von Numidien zu ertheilen geneigt war, meuchelmörderisch umbringen ließ. Da ihm sicheres Geleit versprochen worden war; so erhielt er bloß Befehl, Rom unverzüglich zu verlassen. Der Krieg wurde ihm nun von neuem erklärt, und vom Consul Posthumius Albidus geführt. Aber die Ränke des Jugurtha, der durch leere Versprechungen von Unterwerfung den siegreichen Albinus immer wieder aufzuhalten wußte, machten, daß das Jahr zu Ende ging, ohne daß abermals etwas entschieden wurde. Jugurtha war sogar so glücklich, gleich nach der Abreise des Consuls, dem Bruder desselben, Aulus Posthumius, eine völlige Niederlage beizubringen, ihn zu einem schimpflichen Frieden zu nöthigen, und seine Armee durch das Joch gehen zu lassen. Dieß war Ursache, daß der Senat den Frieden für ungültig erklärte, und den berühmten Metellus nach Numidien schickte. Dieser besiegte den Jugurtha in einem Haupttreffen, und blieb allen seinen Bestechungskünsten unzugänglich. Schon auf dem Punkte, einen schimpflichen Frieden zu unterzeichnen, und sich den Römern zu ergeben, änderte Jugurtha plötzlich, aus Furcht, dieselben möchten die von ihm begangenen Uebelthaten rächen, seinen Entschluß, und wollte noch einmal das Aeußerste wagen. Er sammelte daher seine letzten Kräfte, und wußte so geschickt zu operiren, daß Metellus seinen Wunsch, den Krieg zu beendigen, unerfüllt sah. Marius hatte nämlich durch seine Ränke bewirkt, daß Metellus zurückberufen, und er selbst an dessen Stelle zum Feldherrn ernannt wurde. Aber beinahe wäre Jugurtha, noch vor des Marius Abreise von Rom, durch die Verrätherei des Bomilcar, eines seiner Bedienten, den Römern ausgeliefert worden. Nach einem

neuen Siege, den Metellus über den Jugurtha erfocht, und welcher ihn fast nöthigte, aus seinem Reiche zu entfliehen, faßte er den Entschluß, die Gätulier und den mauritanischen König Bochus um Hülfe anzuflehen. Er erlangte sie auch wirklich, und wagte es nun, mit seiner neuen Armee, sich im offenen Felde zu zeigen, und die Wiedereroberung seines Reichs zu versuchen. Unterdessen war Marius in Afrika angekommen, um den Metellus im Commando abzulösen. Nachdem er die Stadt Capsa und das feste Schloß Mulucha erobert hatte, zog er sich an die Seeküste zurück, wurde aber unterwegs von dem vereinigten Heere des Bochus und Jugurtha angegriffen, und genöthigt, sich auf einen Berg zurückzuziehen. Hier umschlossen ihn die Feinde, und überließen sich, in der sichersten Erwartung eines vollständigen Sieges, dem Ausbruche der unmäßigsten Freude. Als sie aber, vom Tanzen und Schmause ermüdet, sich eben dem Schlafe überlassen wollten, stürzten die Römer vom Berge auf sie herab, und schlugen sie nach einer gräßlichen Niederlage völlig in die Flucht. Vier Tage nachher wagten Jugurtha und Bochus einen neuen Anfall, weil sie die Römer in völliger Sorglosigkeit zu finden hofften. Aber Marius empfing sie so tapfer, daß beinahe ihre ganze Armee von 90,000 Mann niedergehauen wurde, obgleich Jugurtha selbst mit bewundernswürdiger Tapferkeit gefochten hatte. Der mauritanische König Bochus schloß nun Frieden mit den Römern, und verließ den Jugurtha. Ja, als Sylla nachher als Gesandter zu ihm kam, ließ er sich sogar von ihm bereden, den Jugurtha zu sich zu locken, und ihn den Römern zu überliefern. Unter dem Vorwande, zwischen ihm und den Römern einen Frieden zu vermitteln, brachte man ihn an den Hof des Bochus. Hier wurde er gefangen genommen und dem Sylla überliefert, der ihn in Ketten legen und nach Cirtha zum Marius führen ließ. So war der Krieg beendigt, und Numidien in eine römische Provinz verwandelt. Marius zierte seinen Triumph mit dem gefangenen Jugurtha und dessen beiden Söhnen. Nachdem letzterer bei dieser Gelegenheit auf eine grausame Art vom Pöbel gemißhandelt worden war, warf man ihn in einen finstern Kerker, wo er nach sechs Tagen des Hungertodes gestorben seyn soll. Einige Schriftsteller erzählen, er sey gleich nach geendigtem Triumphe im Gefängnisse hingerichtet worden. Seine beiden Söhne blieben in der Gefangenschaft zu Venusium. Sallustius hat den Jugurtha und den ihn betreffenden Krieg meisterhaft geschildert.

Julia, die durch ihre Ausschweifungen so berüchtigte, einzige Tochter des Kaisers August und der Scribonia, besaß große Annehmlichkeiten im Umgange, eine nicht gewöhnliche Schönheit und einen sehr gebildeten Geist. Zuerst wurde sie mit dem ältesten Sohne des Antonius, Antyllus, versprochen. Da aber diese Verbindung nicht zu Stande kam, so heirathete sie den jungen Marcellus, den Sohn der Octavia, welchen diese von ihrem ersten Gemahle bekommen hatte. Als dieser bald darauf starb, ward sie Gemahlin des M. Vipsanius Agrippa, welchem sie drei Söhne, den Cajus, Lucius und Agrippa, deßgleichen zwei Töchter, die Julia uud Agrippina, gebar. Schon bei Lebzeiten dieses ihres Gemahls führte sie eine so ausschweifende Lebensart, daß dieser darüber keinen geringen Kummer empfand. Da Agrippa bereits bei Jahren war, so überließ sich Julia den Umarmungen aller jungen Männer Roms. Nach ihrer Meinung brauchte sie ihrem Gemahle nur in sofern treu zu seyn, als sie ihm kein fremdes Kind in die Ehe brächte. Ganz Rom kannte ihre Ausschweifun-

gen; August allein war nicht davon unterrichtet. Nach des Agrippa Tode vermählte sie ihr Vater mit dem Tiberius, der zwar ihre Aufführung sehr wohl kannte, aber doch dem Willen des Kaisers sich nicht zu widersetzen wagte. Julia ließ sich durch diese neue Heirath so wenig in ihren gewohnten Ausschweifungen stören, daß Tiberius, der eben so wenig Zeuge, als Ankläger derselben beim August seyn wollte, gezwungen wurde, um beiden auszuweichen, den Hof zu verlassen. Ihre Schaamlosigkeit ging am Ende so weit, daß sie jeden Morgen der Statüe des Mars so viele Kronen aufsetzen ließ, als sie sich in der vorhergehenden Nacht hatte entehren lassen. Endlich konnten ihre Ausschweifungen auch ihrem Vater nicht verborgen bleiben. Er gerieth darüber in den heftigsten Zorn, und wollte sie anfangs umbringen lassen; milderte jedoch nachher dieß Urtheil, und verbannte sie auf eine wüste Insel an der Küste von Campanien, mit Namen Pandataria, wohin sie ihre Mutter Scribonia begleitete. Auch war er so unerbittlich, daß er sie, selbst auf die dringendsten Bitten des Volks, nicht wieder begnadigen wollte. Doch ließ er sich endlich bewegen, den Ort ihrer Gefangenschaft zu ändern, und ließ sie von der Insel auf das feste Land nach der Stadt Rhegium schaffen. Nach Rom durfte sie nicht zurückkehren. Nach dem Tode des Kaisers ward ihr Schicksal sehr traurig. So lange dieser gelebt, hatte Tiberius noch immer viele Zärtlichkeit gegen sie geäußert, und den Kaiser oft gebeten, sie zu begnadigen. Jetzt aber behandelte er sie mit der größten Grausamkeit. Vorher hatte sie bloß die Stadt Rhegium nicht verlassen dürfen: Tiberius aber sperrte sie im eigentlichen Sinne in ihrem Hause ein. Ja, er entzog ihr auch die kleine Pension, die ihr Augustus ausgesetzt hatte, und so starb sie im 15ten Jahre ihrer Verbannung in Mangel und Dürftigkeit.

Julianus (Flavius Claudius), römischer Kaiser, welchem die Christen den Beinamen **Apostata** gaben, Sohn des Julius Constanz, (Bruders von Constantin dem Großen), und Basilinens, seiner zweiten Gemahlin, einer Tochter des Präfecten Julian, ward am 6. Nov. 331 zu Constantinopel geboren. Kaum 6 Jahre alt, sah er, wie sein Vater und mehrere Glieder seiner Familie von den Soldaten des Kaisers Constanz II., seines Onkels, (eines Sohnes von Constantin dem Großen), ermordet wurden. Er selbst und sein jüngerer Bruder Gallus entgingen kaum dem Tode. Julian selbst lag gerade an einer gefährlichen Krankheit darnieder, von der er sich, wie man glaubte, nicht wieder erholen würde; seinen Bruder Gallus rettete seine große Jugend. Beiden Prinzen verblieben nur Feinde als Stützen ihres hülflosen Alters, und die Erziehung derselben wurde dem Eusebius von Nicodemien anvertraut, welcher ihnen den Mardonius zum Lehrer gab. Man erzog sie im Christenthume, einer Religion, die damals an dem Hofe der Kaiser noch neu war. Man ließ sie sogar in den priesterlichen Stand treten, um sie vom Throne zu entfernen: sie wurden zu Vorlesern in ihrer Kirche erwählt. Diese Erziehung machte einen ganz verschiedenen Eindruck auf die Gemüther der beiden Brüder, deren Charakter an sich selbst schon sehr verschieden war. Gallus, der jüngere, wich nie vom Christenthume, und erwarb sich dadurch das Lob der Kirchenschriftsteller. Nichts destoweniger ergab er sich, als er zur Würde eines Cäsars, und zum Statthalter von Syrien erhoben worden war, den größten Ausschweifungen und den ersinnlichsten Grausamkeiten. Er faßte sogar, wie man sagt, den Entschluß, den Kaiser Constanz vom Throne zu stoßen, welcher ihn dafür zum Tode verur-

theilen ließ. Julian hatte, da er älter war, auch die Verfolgung, welche man an seiner Familie ausgeübt, so wie den Zwang und die Furcht, in welcher man ihn seine Jugend hatte zubringen lassen, um desto lebhafter gefühlt. Er suchte daher Trost in dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie, und überließ sich demselben mit Eifer. 14 Jahre alt, ging er nach Athen und Nicomedien, wo er den Unterricht verschiedener Lehrer, insbesondere des Sophisten Libanius, genoß. Hier ward er bestimmt, der Religion derer, die seine Familie ermordet hatten, zu entsagen, und zu dem sogenannten Heidenthume, welches damals noch vorhanden war, überzutreten. Doch scheint er nicht Geisteskraft genug gehabt zu haben, bei Annahme jener Religion, die unhaltbaren, theils sogar läppischen Meinungen derselben zu verwerfen: wenigstens finden wir, daß er an Astrologie, an die Wissenschaft der Haruspices, an die Kunst, gewisse vermittelnde Geister zu seinem Vortheile stimmen, und durch sie in die Zukunft sehen zu können, und an dergleichen Dinge mehr geglaubt hat. Constanz, der theils von den Geschäften der Regierung darnieder gebeugt war, theils den Einfall der Deutschen in die Provinzen des römischen Reichs befürchten mußte, entschloß sich, Julian das Commando gegen dieselben zu übertragen. Dieser ward daher zu Mailand am 6. Nov. 335 von Constanz feierlich zum Cäsar ausgerufen, und erhielt dessen Schwester Helene zur Gemahlin. Nun marschirte Julian mit einer nur geringen Anzahl Truppen nach Gallien, welches von den Deutschen verwüstet wurde, und woselbst er im Anfange des folgenden Decembers anlangte. Kaum war es zu erwarten, daß ein Jüngling, der sich bis dahin nur mit dem Studium der Philosophie und mit den schönen Wissenschaften beschäftigt hatte, im Stande seyn würde, besonders bei so schwachen Hülfsmitteln, die furchtbaren Deutschen zu besiegen, und Gallien von ihnen zu befreien. Selbst der Kaiser Constanz schien auf diese Möglichkeit nicht gerechnet zu haben. Nachdem nun Julian den noch übrigen Theil des Winters mit Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Kriege zugebracht hatte, marschirte er den Deutschen entgegen, welche er, nachdem er mehrere Städte erobert und verschiedene Gefechte gewonnen hatte, in einer Hauptschlacht, bei welcher 7 Fürsten der Deutschen zugegen waren, bei Straßburg auf's Haupt schlug, wodurch er Gallien von den Feinden gänzlich säuberte. Damit noch nicht zufrieden, verfolgte er die Deutschen bis über den Rhein, und bekriegte sie auf ihrem eigenen Grund und Boden. Doch zeigte sich Julian nicht bloß als tapfern Krieger, sondern bewies auch seine Talente zum Regenten, indem er Gallien eine ganz neue Verfassung gab, die Finanzen herstellte, die Abgaben zweckmäßiger vertheilte, die Lasten derselben erleichterte, die Mißbräuche, welche sich in den Gerichtshöfen eingeschlichen hatten, abschaffte, in den wichtigsten Angelegenheiten selbst Recht sprach, und Städte und Festungen erbauen ließ. Während er sich so um das Wohl eines großen Landes verdient machte, ward er bei Constanz von Höflingen verläumdet, als strebe er danach, sich unabhängig zu machen, oder ihn wol gar vom Throne zu stoßen. So konnte es nicht fehlen, daß der argwöhnische Constanz auf die glänzenden Erfolge, welche sein Vetter in Gallien bewirkt hatte, bald eifersüchtig werden mußte. Ja, er war nichtswürdig genug, unter der Hand die Gallier selbst gegen ihn aufzureizen, und ihm seine besten Truppen abfodern zu lassen, indem er vorwandte, diese gegen die Perser gebrauchen zu müssen. Dieser Befehl brachte einen Aufruhr unter den Soldaten hervor, welche nicht nach Persien

marschiren wollten. Sie riefen daher ihren Cäsar Julian, ungeachtet seines Widerstrebens, im März 360 zum Kaiser aus. Julian meldete dem Constanz den Verlauf der Dinge: dieser befahl, er solle den Kaiser-Titel ablegen. So sehr nun auch Julian dieß zu thun geneigt war, so widersetzten sich doch abermals die gallischen Legionen. Nun ließ Constanz ein Heer gegen Italien marschiren, und dieser setzte sich in Vertheidigungszustand. Julian verließ Gallien, wo er 5 Jahre zugebracht hatte, eroberte Sirmium, die Hauptstadt von Illyrien, belagerte Aquileja, — da erfährt er den Tod des Kaisers Constanz. Jetzt eilt er durch Thracien, und kommt am 11. Dec. 361 zu Constantinopel an, wo er feierlich zum römischen Kaiser erwählt wird. Nun beschäftigte er sich mit Verbesserung der Angelegenheiten des Reichs, schaffte unzählige Mißbräuche ab, und schränkte seinen Hofstaat ein. Als er eines Tages einen Barbier verlangt hatte, und dieser in glänzender Kleidung erschien, schickte er ihn wieder fort, mit den Worten: „Ich habe einen Barbier verlangt und keinen Senator." Von den tausend Badern, oder Barbirern, die sein Vorgänger gehabt hatte, behielt er nur einen. Auch die Köche, deren Zahl sich eben so hoch belief, schaffte er bis auf einen ab. Die Verschnittenen wurden ebenfalls verabschiedet. Auch die sogenannten curiosi, welche unter dem Vorwande, dem Kaiser nützliche Dinge zu hinterbringen, zu den gefährlichsten Spionen und einer Geissel für das gesellschaftliche Leben geworden waren, erhielten ihren Abschied. Diese Aufhebung so vieler unnützer Bedienungen kam dem Volke zu Nutz, welchem der fünfte Theil aller Auflagen erlassen wurde. In allen Verhältnissen seines öffentlichen und Privatlebens bewies Julian einen ausgezeichneten Charakter. Er suchte den heidnischen Gottesdienst in seinem vollkommenen Glanze wiederherzustellen, und wirkte daher dem Christenthume und den Christen beharrlich entgegen, ohne doch letztere, wie viele seiner Vorgänger, grausam zu verfolgen. Er entzog den christlichen Kirchen ihre oft großen Reichthümer, und vertheilte sie unter seine Soldaten, versuchte es auch wol zuweilen, wenn er sie durch Schmeicheleien und Wohlthaten zu dem Heidenthume nicht zurückzuführen vermochte, ihnen in Dingen, die jedoch die Religion nicht angingen, hinderlich zu seyn. So verbot er ihnen z. B., vor Gericht als Sachwalter aufzutreten, Staats-Aemter zu bekleiden; ja, die Christen durften nicht einmal öffentliche Lehrer werden, da er wol wußte, welche große Hülfsmittel, das Heidenthum zu bekämpfen, sie in ihren Schriften besitzen müßten. So wollte er Jesus Prophezeihung, in Betreff des Tempels zu Jerusalem, nichtig machen, und erlaubte daher den Juden, denselben, ungefähr 300 Jahre nach seiner Zerstörung, wieder aufzubauen. Aber es sollen, wie man sagt, aus der Tiefe feurige Flammen hervorgestiegen seyn, und mehrere Arbeiter verbrannt haben. So eifrig nun auch Julian darauf bedacht war, die christliche Religion auszurotten, so wollte er doch zuvor den Krieg gegen die Perser beenden. Sein erster Feldzug gegen dieselben fiel glücklich aus: er eroberte mehrere Städte und drang bis Ctesiphon vor. Mangel an Lebensmitteln zwang ihn, sich wieder zurückzuziehen. Hier ward er am 26. Jun. 365 gefährlich verwundet, und starb in der folgenden Nacht im 32sten Jahre seines Lebens. Man machte ihm die Grabschrift: „Hier liegt Julian, welcher an den Ufern des Tigris sein Leben verlor. Er war ein vortrefflicher Regent und ein tapferer Krieger." Vielleicht gibt es weder in der alten, noch in der neuen Geschichte einen Fürsten, über welchen die Schriftsteller verschiedener geurtheilt hät-

ten: vielleicht kömmt dieß auch daher, weil allerdings in seinem Charakter eine Menge Widersprüche lagen, und Einige glauben, er ha so viele böse und gute Eigenschaften besessen, daß es leicht sey, il zu tadeln und zu loben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Von d Einen Seite unterrichtet, großmüthig, mäßig, enthaltsam, umsichti gerecht, gnädig, menschlich; von der Andern leichtsinnig, unbeständi sonderbar, fanatisch und abergläubisch bis zum höchsten Grade, ehrsüc tig, und voll Begierde, ein Plato, Marcus Aurelius und Alexand zu gleicher Zeit zu seyn, strebte er, durch falsches Urtheil geleite allein nach dem, was ihn vor allen andern bemerkbar machen konnt Allen diesen Zügen scheint eine spottende sophistische Kälte und Ve stellungskunst zum Grunde zu liegen. Von seinen Werken sind auf un gekommen: mehrere Reden, Briefe und Satyren, unt welchen letztern sich die Satyre auf die Cäsaren, und die Sa tyre auf die Einwohner von Antiochien, Misopogon betitelt, dur Witz und Laune auszeichnen. Namentlich wird die Satyre auf di Cäsaren geschätzt. Ein critisches Urtheil über diejenigen, welche a dem ersten Throne der Erde gesessen haben, von einem strengen Phi losophen gefällt, der selbst auf diesem Throne gesessen hat, mußte i der That einen eigenen Reiz gewähren. In seinem Misopogo spielt Julian den Antiochiern auf eine harte Weise mit, spart abe kein Lob, wenn von ihm selbst die Rede ist. Die verschiedenen Werke welche uns von ihm übrig geblieben sind, (die vollständige und beſt Ausgabe derselben ist von Ezech. Spanhemius, Leipz. 1696. Fol. beweisen, daß dieser Kaiser Talent, Geist, Lebhaftigkeit, Leichtigkei im Vortrage und eine gewisse Fruchtbarkeit besaß. Doch scheint e dem Geschmacke seines Jahrhunderts, in welchem eine bloß rhetorisch Declamation die Stelle der Beredsamkeit, Antithesen die Stelle de Gedanken, und Wortspiele die Stelle des Witzes vertreten muß, zu sehr ergeben gewesen zu seyn. Er schrieb auch ein Werk gegen die christliche Religion, von dem uns einige Fragmente erhalten worden sind, welche der Marquis d'Argens in die französische Sprache übersetzt hat. Die neueste Schrift von Bedeutung über Julian ist von A. Neander, betitelt: Ueber Kaiser Julianus und sein Zeitalter, ein histor. Gemälde. Leipz. 1812. 8.

Julianischer Calender, s. Calender.

Jülich (franz. Juliers), an der Ruhr, ist befestigt, hat 400 Häuser und 2500 Einwohner, eine gute Citadelle, eine große Collegiatkirche, vor der Stadt aber eine reformirte und lutherische Kirche. Während der Zeit des französischen Kaiserthums gehörte sie zum Roer-Departement und ward zu einer wichtigen Festung gemacht. Durch den wiener Congreß ist sie an Preußen gekommen, und gehört jetzt zum cölnschen Kreis in der Provinz Niederrhein, 5te Militärabtheilung. Ueber den bekannten jülichschen Successions-Streit s. Berg.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Jung (Joh. Heinr.), genannt Stilling, lebt noch gegenwärtig als Hofrath und Professor an der Cameralschule in Heidelberg. An derselben Schule lehrte er schon (seit 1778) in Lautern, wo dieses für Forst- und Landwirthschaft, Fabrik-, Handlungswissenschaft und Vieharzneikunde sehr nützliche Institut sich vorher befand. Er ist geboren zu Grund, im Nassauischen, 1740. In seiner Jugend auf dem Wege Kohlenbrenner zu werden, ergriff er das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenbei von höhern Dingen selbst belehrt hatte, trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einem Schullehreramt. Dieser Ver-

sich mißlang, und er kehrte zum Handwerk zurück, von dem er jedoch zu wiederholten Malen, weil Jedermann leicht für ihn Zutrauen und Neigung faßte, abgerufen ward, um abermals eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen. Später war er Arzt zu Elberfeld. Den größten Theil seines merkwürdigen Lebens hat er selbst, ohne dichterische Ausschmückung, in dem berühmten Buche: Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft (Berlin 1777 in 3 Theilen), in einer neuen Gestalt unter dem Titel: Lebensbeschreibung, (Berlin 1806, wovon der erste Theil des Verfassers Jugend, der zweite seine Jünglingsjahre, der dritte seine Wanderschaft, der vierte, fortsetzende Theil sein häusliches Leben enthält, und der fünfte den Titel Lehrjahre führt) auf eine Weise beschrieben, welche seinen gemüthlichen und frommpoetischen Charakter ganz ausspricht. Er selbst erklärt diese Schilderung vom Kleinsten bis zum Größten, vom Alltäglichsten bis zum Wunderbarsten für lautere, unverfälschte Wahrheit. Weit entfernt, sagt Matthisson in seinen Briefen (Zürich 1795 1. Th.), ein zu helles Licht über das Gemälde zu verbreiten, hat er vielmehr Manches, und gerade immer Dasjenige, was seinem Geiste und Herzen am meisten zur Ehre gereicht, in ein zweifelhaftes Helldunkel gestellt. Auch hat er uns in demselben manches herrliche Volkslied aufbewahrt, so wie er überhaupt die unverkennbare Bestimmung zum Volksschriftsteller darin bewährte. Allein ein einseitiger Pietismus, zu welchem sein herrschendes Gefühl ihn führte, hat diese Einwirkung auf das deutsche Publikum sehr beschränkt. Seine pietistischen Schriften sind sehr zahlreich. Vorzüglich bekannt ist sein Theobald, der Schwärmer; das Heimweh; der Volkslehrer; der christliche Menschenfreund (in welchem er die sichtbare Zukunft Christi zwischen hier und 1836 setzt); Taschenbuch für Freunde des Christenthums und Sieg desselben; der graue Mann (eine noch immer fortgehende Wochenschrift). Das meiste Aufsehn und den größten Widerspruch hat er durch die, in gegenwärtiger Zeit seltsame, Erscheinung seiner Theorie der Geisterkunde (Nürnberg 1808) und Apologie derselben (1809, welche sich an seine (schon 1803 zu Frankfurt erschienenen) Scenen aus dem Geisterreiche anschließt, erregt. Hier hat er seine Meinungen und Hypothesen von dem Verkehr der abgeschiedenen Geister mit Lebenden, gleich evidenten Thatsachen in systematischer Form vorgetragen. Uebrigens sind seine frommen Träume mit einem ehrwürdigen Charakter verbunden. Nicht minder hat sich Jung vorzüglich in den Fächern der practischen Naturwissenschaft (z. B. Oekonomie, Vieharzneikunde), so wie in verschiedenen Theilen der Staatswissenschaft) (z. B. Nationalökonomie, Cameral- und Finanzwissenschaft) als Docent, und durch viele Schriften über dieselben (seit ungefähr 1783) verdient gemacht, und die ausgebreitetsten Kenntnisse bewiesen. Endlich wird er als geschickter Operateur des Staars (er hat auch über diesen Gegenstand Einiges geschrieben) mit vielem Lobe genannt. Von seiner wohlthätigen Kunst sagt Matthisson a. a. O.: „Schon über 200, größtentheils armen Blinden hat er das Gesicht nicht nur unentgeldlich wiedergegeben, sondern viele von ihnen noch beschenkt und auf seine Kosten während der Kur im Wirthshause erhalten." Das zuletzt erschienene Product seines Geistes ist: Erzählungen, mit einer Vorrede von Ewald (3 Bdchen, 8.). Wir können nichts Besseres thun, als unsere Leser noch auf die schöne Charakteristik dieses merkwürdigen Mannes verweisen, welche Göthe, der ihn nebst Herder in Straßburg als Jüngling kennen lernte, und ihm sehr befreundet ward, von ihm auf-

gestellt hat. (S. Göthe Aus meinem Leben, 2 Theile. S. 578 und S. 489.). Wir führen nur die Hauptzüge an: „Wenn man il näher kennen lernte, so fand man an ihm einen gesunden Menschei verstand, der auf dem Gemüth ruhte, und sich deßwegen von Meinu gen und Leidenschaften bestimmen ließ; und aus eben diesem Gemüt entsprang ein Enthusiasmus für das Gute, Wahre, Rechte, in mögl cher Reinheit. Das Element seiner Energie war ein unverwüstlich Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hülf die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbare Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel, augenscheinlich bestätig Diesen Glauben hatten seine Schicksale in ihm erweckt. Seine inner lichste und eigentlichste Bildung aber hat er jener ausgebreiteten Mer schenart zu danken, welche auf ihre eigene Hand ihr Heil suchte, un indem sie durch Lesung der Schrift und wohlgemeinter Bücher, durc wechselseitiges Ermahnen und Bekennen zu erbauen trachtete, dadurc einen Grad von Cultur erhielt, der Bewunderung erregen mußte. Wei er, in seiner Art sich zu äußern, einem Nachtwandler glich, den mar nicht anrufen darf, wenn er nicht von seiner Höhe herabfallen, einen sanften Strom, dem man nichts entgegenstellen darf, wenn er nich brausen soll: so mußte er sich in größerer Gesellschaft oft unbehaglich fühlen. Sein Glaube duldete keinen Zweifel, und seine Ueberzeugung keinen Spott, und wenn er in freundschaftlicher Mittheilung unerschöpflich war, so stockte gleich Alles bei ihm, wenn er Widerspruch erlitt. Das treue, redliche Streben dieses Mannes mußte Jeden, der nur irgend Gemüth hatte, fröhlich interessiren, und seine Empfänglichkeit Jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war, zur Offenheit reizen. Jungs Umschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger gewiß nicht hart gegen ihn seyn, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen und zum Besten haben konnte. Jung war durch Herder dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinen Thun gestärkt und gefördert fühlte.“ Eine geistreiche Frau hat Jung den deutschen Retif de la Bretonne genannt.

Jünger, Johann Friedr., wurde am 15. Febr. 1759 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Kaufmann war. Er genoß eine gute Erziehung, widmete sich anfangs der Handlung, studirte aber nachher die Rechte, und schloß seine akademische Laufbahn mit einer öffentlichen Disputation. In der Folge beschäftigte er sich mehr mit den schönen Wissenschaften, wurde Hofmeister zweier Prinzen, blieb es aber nicht lange, sondern ging nach Weimar, wo er eine geraume Zeit als Gelehrter privatisirte. Im J. 1787 kam er nach Wien, und wurde hier, nachdem er sich bereits als Schriftsteller im dramatischen Fache rühmlichst ausgezeichnet hatte, 1789 als k. k. Hoftheaterdichter angestellt. Eine Veränderung, welche dieses Theater erlitt, zog 1794 seine Entlassung nach sich. Er privatisirte nun wieder, arbeitete theils für das Theater, theils in andern Fächern der schönen Wissenschaften, und lebte von dem sparsamen Ertrage seiner Schriften. Er hatte jetzt zu wiederholten Malen Anfälle von tiefer Melancholie, die an stillen Wahnsinn gränzte, und theils von dem angestrengten Fleiße, mit welchem er sich seinen Unterhalt verdienen mußte, theils von seiner durchaus einsiedlerischen Lebensart herrührte. Er starb am 25sten Febr. 1797 im neun und dreißigsten Jahre seines Lebens, bedauret von Allen, die seine Talente und seine unerschütterliche Rechtschaffenheit gekannt hatten. Eine merkwürdige, doch nicht ganz seltene Erscheinung ist es,

daß er gerade in jener melancholischen und hypochondrischen Periode die heitersten Geistesproducte geliefert hat. Er begann seine schriftstellerische Laufbahn mit dem Romane, Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld, und endigte mit dem vielgelesenen Romane Fritz. (4 Theile, 1796 bis 1797.) Eine frische, leichte und gefällige Erzählung machen seine Romane zu einer angenehmen Lectüre, ob ihnen gleich die tiefere komische Kraft abgeht. Zu denen, welche den meisten Beifall erhalten haben, gehören noch der kleine Cäsar (komischer Roman in 3 Theilen, 1781 — 1787), und Vetter Jacobs Launen (in 6 Theilen, 1786 — 1792). Größer sind Jüngers Verdienste um die deutsche Bühne, in so fern sie die Liebe des Publikums für das Lustspiel erhalten, und die Fähigkeit der Schauspieler für die leichte Darstellung geübt haben. Wiewol Jünger als Schauspieldichter durchaus keine eigentliche Erfindungsgabe besaß; so wußte er sich doch mit glücklicher Leichtigkeit und Wirkung ausländischer und einheimischer Stoffe zu bedienen und dieselben durch seine Bearbeitung zu seinem Eigenthume zu machen, und somit berechtigt ihn sein oft sehr glücklicher Witz, das Lustige und Feine seiner Intriguen, und sein leichter, natürlicher Dialog in der Sprache der Conversation zu einem ehrenvollen Platze unter den deutschen Theaterdichtern. Unter seinen Lustspielen (sie sind in drei Sammlungen erschienen; die erste in 5 Theilen 1785 — 1789, die zweite unter dem Titel komisches Theater in 3 Theilen, 1792 — 1795; die dritte, oder Jüngers theatralischer Nachlaß in 2 Theilen, 1803 — 1804) haben das meiste Glück auf der Bühne gemacht, aus der ersten Sammlung: der Strich durch die Rechnung, in 4 Acten; der Revers, in 5 Acten; das Kleid aus Lyon, in 4 Acten; der Wechsel, in 4 Acten, und die Badekur, in 2 Acten; aus der zweiten: die Entführung, in 5 Acten; das Ehepaar aus der Provinz, in 4 Acten; Er mengt sich in Alles, in 5 Acten; Maske für Maske, in 5 Acten; aus der letztern: der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, in 3 Acten; was seyn soll, schickt sich wol, in 3 Acten; das Recidiv, in 3 Acten, und die beiden Figaro, in 5 Acten.

Jungfrau von Orleans s. Jeanne d'Arc.

Junius Briefe. Unter dem Namen: Junius, ist noch bis jetzt der Verfasser einer Reihe von Briefen über politische Gegenstände verborgen, deren erster to the printer of the Public Advertiser vom 31sten Jan. 1769, der vorletzte to the Lord Chief Justice Mansfield vom 21sten Jan. 1772, der letzte aber, to the right honorable Lord Camden, ohne Datum, gerichtet sind. Sie enthalten eine strenge, wiewol selbst nach dem Urtheile einiger Mitglieder der Opposition, nicht ganz unparteiische Aufzählung der Verbrechen der damaligen Staatsverwaltung, sind mit vieler Sachkenntniß abgefaßt, und gehören in Rücksicht des Styls zu den Meisterwerken der englischen Prosa. Daher machten sie auch bei ihrer ersten Erscheinung eine unglaubliche Sensation. Die Regierung wollte den Verfasser derselben zur Verantwortung ziehen, und der Drucker des Public Advertiser, Woodfall, wurde deßhalb angeklagt, aber vom Parlamente freigesprochen. Man hielt damals den berühmten Burke für den Verfasser jener Briefe, ohne daß sich jedoch diese Meinung bis jetzt im geringsten bestätigt hat. Andere behaupteten, daß das ächte Manuscript zu diesen Briefen auf einem Schiffe aus Ostindien gekommen sey. Die neueste Vermuthung nennt John Dunning, nachmaligen Lord Ashburton,

als Verfasser derselben. Es ist auch eine deutsche Uebersetzung dieser Briefe (Mietau und Leipzig, 1776) erschienen.

Juno, bei den Griechen Here, die höchste und mächtigste Gottheit der Griechen und Römer nach dem Jupiter (griech. Zeus), war die Schwester und Gattin desselben, und eine Tochter des Kronos (Saturn) und der Rhea. Arcadien, Argos und Samos rühmten sich, ihre Geburtsörter zu seyn. An letzterm Orte, am Ufer des Imbrasus, zeigte man die längs demselben stehenden Gesträuche, Keuschbaum genannt, wo sie zuerst das Licht der Welt erblickt haben soll. Nach Einigen wurde sie vom Oceanus und der Thetis, nach der gewöhnlichen Meinung aber von den Horen, erzogen. Die Vermählung des Jupiter mit ihr wurde auf der Insel Kreta, nicht weit vom Flusse Theron feierlich vollzogen und durch die Anwesenheit aller Götter verherrlicht. Diese Ehe der beiden höchsten Götter des pelasgischen Stammes wurde diesem ein Vorbild des ehelichen Standes, und die Geschichte dieser Vermählung in besondern Mysterien mimisch dargestellt. Nach Homer umarmte Zeus die Here ohne Wissen ihrer Aeltern; auch soll er sie, nach Andern, durch List errungen und auf der Insel Samos geheirathet haben. Letzteres wird folgendergestalt erzählt. Nachdem er sie schon lange geliebt hatte, ohne jedoch Gegenliebe zu finden, sah er sie einst, von ihren Begleiterinnen getrennt, auf dem Berge Thronax lustwandeln, und sich hier niederlassen, um auszuruhen. Plötzlich schickte er ein schweres Donnerwetter und stürzte sich während desselben in Gestalt eines, von Nässe und Kälte zitternden Kuckucks zu ihren Füßen nieder. Mitleidig nahm diese das arme Thier in ihren Mantel, welches sich aber in seine wahre Gestalt umwandelte und ihr die Ehe versprach, um ihre Umarmung zu erhalten. So wurde zwischen beiden das Bündniß geschlossen, und jener Berg hieß von nun an Kokzygius. Er lag zwischen Hermione und Halike. Die Ehe dieser beiden Gottheiten war jedoch keine glückliche. Die stolze, herrschsüchtige und eifersüchtige Juno konnte die öftere Untreue ihres Gemahls nicht gelassen ertragen; er aber behandelte sie wiederum mit aller Härte, die in ältern Zeiten überhaupt der Mann sich gegen die Frau zu erlauben pflegte. Die alten Dichter, besonders Homer, geben uns davon viele Beispiele. Als Juno den Herkules, ihres Gemahls Liebling, durch Sturm nach Kos verschlagen hatte, ward er so ergrimmt auf sie, daß er ihr die Hände band, ihre Füße mit zwei Ambossen beschwerte und sie so schwebend im Olymp aufknüpfte. Keiner der übrigen Götter vermochte ihr zu helfen. Als sie während des trojanischen Krieges den Jupiter eingeschläfert hatte, um während seines Schlafs den Griechen Sieg zu verleihen, entging sie nur mit vieler Mühe den Schlägen, welche ihr Jupiter bei seinem Erwachen zugedacht hatte. In den ältesten Gedichten wurde Juno als eine dem Herkules feindselige Gottheit geschildert, die ihm schon bei seiner Geburt unheilbringend erschien und nachher sich allen seinen Unternehmungen widersetzte. Diese Idee machte Homer allgemeiner und schuf daraus eine feindselige Göttin, deren er sich stets bediente, wenn irgend ein Plan zu verhindern, oder irgend eine Unternehmung zu vereiteln war. Man findet bei ihm eine ausführliche Schilderung der List, welche Juno anwandte, um dem Gebote ihres Gemahls entgegen die Griechen zu schützen. Außerdem wird sie gewöhnlich als die feindselige Verfolgerin aller Frauen vorgestellt, welche Jupiter geliebt hat (z. B. der Latona, Semele und Alkmene), und der Kinder, welche er mit ihnen gezeugt hatte. Unter letztern mußten Herkules und Bacchus am meisten leiden.

Sogar die Thebaner erfuhren die Wirkungen ihres Hasses, weil Herkules bei ihnen geboren war; auch Athamas und dessen Familie wurde von ihr verfolgt, weil er den jungen Bacchus erzogen hatte. Auch empfanden alle Diejenigen ihre Rache, welche sich oder Andern einen Vorzug vor ihr gaben. Side, welche sich für schöner hielt, als die Juno, wurde von ihr in den Tartarus gestürzt, die Prötiden durch sie rasend, und Tiresias blind gemacht, weil er ihr einmal widersprochen hatte. Auch Pelias hatte das Unglück, ihren Zorn zu reizen; und ihr Stolz und Ehrgeiz wirkte zur Entstehung des trojanischen Krieges mit. Die Schönheit der Juno ist von der erhabenen, majestätischen, und Ehrfurcht einflößenden Gattung; es fehlt ihr aber das Sanfte, Einschmeichelnde, die Herzen Bezaubernde der Venus. Als sie während des trojanischen Krieges die Gedanken ihres Gemahls von dem Gange des Krieges durch Liebe abzulenken suchte, mußte sie sich erst der Venus Gürtel leihen, um ihren Gemahl zu bezaubern. Sie ringelte ihr goldenes Haar in Locken, salbte sich mit ambrosischem Oele, dessen Wohlgerüche, sobald es nur angerührt wird, vom Olymp bis auf die Erde herabströmen. Dann zog sie ein von Minerva selbst gewebtes Kleid an. Die Füße mit glänzenden Schuhen bekleidet, unter dem Busen mit ihrem eigenen Gürtel gegürtet, in welchem der Gürtel der Venus verborgen war, schwebte sie vom Olymp in himmlischer Schönheit nach dem Ida, wo Jupiter, entbrannt von Liebe und Verlangen, sich ohne Mühe berücken ließ, und nach dem Genusse der süßen Wonne, durch ein dichtes Gewölk den andern Göttern verborgen, an ihrem Busen einschlief, während Neptun auf Juno's Befehl die Trojaner zurücktreiben mußte. Im trojanischen Kriege war sie die Schutzgöttin der Griechen; ja sie mischte sich zuweilen selbst mit in den Kampf. So z. B. erlaubte ihr Jupiter einst, den Mars, den Schutzgott der Trojaner, aus dem Treffen zu entfernen. Keine der Göttinnen durfte sich im Kampfe mit ihr messen. Diana wagte dieß einst, und ihre Wangen mußten die Stärke der mächtigen Juno fühlen. Die Kinder, welche sie dem Jupiter geboren hatte, waren: Hebe, die Göttin der Jugend, Ilythyia, die älteste Göttin der Geburt, Mars, der Gott des Krieges, und Vulkan. Letztern soll sie jedoch ohne Begattung geboren haben, gleichsam dem Jupiter zum Trotze, weil dieser Minerven aus seinem Haupte hatte hervorgehen lassen. Nach einigen Schriftstellern brachte sie auch das Ungeheuer Typhon hervor, dem sonst auch eine andere Abstammung gegeben wird. Es werden gewöhnlich vier verschiedene Begriffe mit der Juno verbunden. Nach der orphischen Religion war sie das Symbol der untern Luft, so wie Jupiter der obern, auch wol der Luft überhaupt. Damit vermischte sich ein anderer Begriff, den man aus der pelasgischen Religion zu Samos geschöpft hatte, nach welchem sie die Königin der Götter war. Hierzu kamen phönizische Vorstellungsarten, indem man die Venus Urania, unter welchem Namen die Phönizier die Natur verehrten, in Griechenland mit der Juno vertauschte. Als solche wurde sie besonders zu Argos verehrt. Endlich gaben ihr die Dichter den Charakter einer feindlichen Göttin, welche die Anschläge Jupiters und anderer Götter, oder Helden und Menschen hintertrieb. Uebrigens ward sie in ganz Griechenland verehrt; ihr vorzüglichster Sitz aber war zu Argos, in dessen Nähe sich ihr berühmter Tempel, Heräum, befand, und zu Samos, dem Orte ihrer Geburt und Vermählung; daher auch, unter vielen andern, der Beiname Samia. Als solche wurde sie auf Münzen, mit dem halben Monde auf dem Kopfe, die Hände auf zwei

Stäbe gestellt, abgebildet. Die Gefährtinnen der Juno waren die Nymphen, Grazien und Horen. Unter diesen ist Iris (s. d. Art.) ihre vorzüglichste Dienerin. Unter den Thieren waren ihr der Pfau, die Gans und der Kuckuck heilig. Ihre gewöhnlichen Attribute sind das königliche Diadem, wie ein längliches Dreieck gestaltet, dessen kürzeste und zugerundete Spitze wie ein Gipfel in die Höhe steht. Oft trägt sie einen mit Sternen besäeten Schleier, entweder als Kopfputz, oder hinter ihr herfliegend. Auf einer Gemme aus der stoschischen Sammlung sieht man sie in ruhiger Majestät auf einem Throne sitzen, an dessen Rücken zu beiden Seiten Sonne und Mond, und über ihrem Haupte die sieben Planeten gebildet sind, um sie als Herrscherin des Himmels zu charakterisiren. Sie wird auf einem Wagen von zwei Pfauen gezogen. Auf Gemmen findet man sie und Jupiter häufiger mit dem Gesichte en face abgebildet, um den Charakter der Majestät desto besser auszudrücken. Uebrigens waren die Abbildungen der Juno bei den Alten nicht sehr häufig; denn selbst in der Zeit des edelsten Styls der Kunst besaßen die Griechen keine einzige vollendete große und berühmte Bildsäule derselben. Die meisten Junonen auf geschnittenen Steinen sind von griechischen Künstlern aus der Periode der römischen Kaiser, und stellen gewöhnlich die Kaiserinnen als Junonen vor. Bei den Römern hatte Juno denselben Charakter, wie bei den Griechen. Sie nannten sie hauptsächlich Juno Regina (regia); Pronuba Matrona (als Beschützerin der verlobten Jungfrauen) und Lucina (s. d. Art. Lucina und Ilythyia). Sie hatte in Rom mehrere Tempel. Alle ersten Tage der Monate und der ganze Julius waren ihr heilig.

Junta, wörtlich eine Vereinigung, nennt man in Spanien ein hohes Collegium für Staatssachen. Vor der Revolution hatten jedoch nur zwei obere Stellen diesen Namen, nämlich der königliche Handels- Münz- und Bergwerksrath (Real Junta General de Comercio. Moneda, Minas y Dependencias de Estrangeros) und die Tabaksregie-Direction (Real Junta del Tabaco). Als Napoleon im Jahre 1808 von den spanischen Bourbons die Abtretung ihrer Rechte erschlichen und erzwungen hatte, berief er nach Bayonne eine Versammlung der Notabeln Spaniens, unter dem Namen einer Junta. In den ältern Zeiten Spaniens, wo die Reichsstände noch berufen wurden, hatte man ihre Versammlung Cortes genannt; Napoleon wählte aber jenen Ausdruck, weil er die Comödie der gesetzlichen Umformung Spaniens nur durch einen weniger zahlreichen Ausschuß zu spielen für gut fand. Die Junta von Bayonne sollte aus hundert und funfzig Mitgliedern bestehen, nämlich zwei Erzbischöfen, sechs Bischöfen, sechzehn Domherren, zwanzig Pfarrern aus dem Sprengel von Toledo, und sechs Ordensgeneralen vom geistlichen Stande; vom weltlichen wurden berufen zehn Grandes von Spanien, zwölf Titulos von Castilien, zwei Abgeordnete für Navarra, einer für Biscaja, einer für Guispuscoa, einer für Alava, einer für die canarischen Inseln, einer für Asturien, vier für den Rath (Consejo) von Castilien, zwei für den Rath von Indien, zwei für den Kriegsrath, einer für den Rath de las Ordenes, einer für den Rath de Hazienbas, einer für die Inquisition, einer für die Marine, acht für die Landarmee, drei Doctoren für die Universitäten Salamanca, Valladolid und Alcala de Henarez, die übrigen für den Handelsstand von Cadix, Barcellona, Corunna, Bilbao, Valencia, Malaga, Sevilla, Alicante, Burgos, St. Sebastian, Santander, für die Bank von St. Carlos,

die Compagnie der Philippinen, für die fünf größern Gremios von Madrid, und für die amerikanischen Provinzen. Aber statt hundert und funfzig erschienen nur ein und neunzig Abgeordnete, und diese ohne hinlängliche Vollmachten, welches aber den Wiedergebärer von Spanien wenig irrte. Die Junta ward den 15ten Juni 1808 eröffnet, und nahm mit großem Beifall die neue Constitution an. Von ihr siehe den Artikel Spanien. Wir bemerken hier nur, daß unter den Staatsgewalten, welche sie festsetzte, auch eine Reichsversammlung von ebenfalls hundert und funfzig Mitgliedern war, die, unter dem Namen Cortes oder Junta, aus drei Collegien bestehen sollte, darunter das erste aus fünf und zwanzig Erzbischöfen und Bischöfen, das zweite aus fünf und zwanzig Grandes, das dritte aus vierzig Deputirten der Provinzen, dreißig Abgeordneten von Städten, funfzehn vom Handelsstande und funfzehn von den Universitäten. (Die Handelskammern, die an jedem Handelsplatze errichtet werden sollten, wurden auch Juntas de Comercio genannt.) — Später trat in Madrid, welches König Joseph Bonaparte bereits am 1sten August wieder hatte verlassen müssen, auch von Seiten der Insurrection und ihrer obersten Leitung eine Junta zusammen. Diese bestand zuerst unter dem Vorsitze des Grafen von Florida Blanca, aus folgenden Mitgliedern: für Aragonien Don Francisco Palafox und Don Lorenzo Calve; für Asturien Don Melchior de Jovellanos und der Marquis de Campo Segrado; für Alt-Castilien Don Lorenzo de Quinton und Don Miguel Valdes; für Catalonien der Marquis de Vissel und der Graf von Sabozona; für Cordova der Marquis de la Purebia und Don Juan de Dios Rabe; für Estremadura Don Martin de Garoy und Don Felix de Ovalle; für Grenada Don Rodrigo Requelinde und Don Lais Gines y Solido; für Jaen Don Sebastiano de Tocano und Don Paula Castanedo; für Murcia der Graf von Florida Blanca (Präsident) und der Marquis de Villar; für Sevilla der Erzbischof von Laodicea und der Graf von Tille; für Toledo Don Pedro de Bibero und Don Garcia de la Torre; für Valencia der Graf von Contamina und der Prinz de Pio; für die balearischen Inseln Thomas de Vizi und Don Jose de Tajares. Nachher wurde die Zahl ihrer Mitglieder auf 44 bestimmt. Die Fortschritte der Franzosen im Spätherbst verscheuchten diese Junta nach Sevilla, von wo sie nachher nach Cadix flüchten mußte. Aus diesem Schlupfwinkel führten sie erst nach fünf Jahren Wellingtons Siege hervor. Außer dieser Central-Junta war in jeder einzelnen, von den Franzosen nicht unterjochten Provinz eine Provinzial-Junta, die jener untergeordnet seyn sollte. Aber viele dieser Junten verweigerten der Central-Junta den Gehorsam. Auch erfüllte diese, besonders wegen Uneinigkeit ihrer Mitglieder, die Erwartungen der Nation nur schlecht; ihr Mangel an Einsicht und Energie schadete der guten Sache sehr, und erleichterte den Franzosen das Spiel. (S. Spanien.)

Jupiter, bei den Griechen Zeus, war ein Sohn des Saturn (daher Kronion genannt) und der Rhea, und Bruder der Vesta, Ceres, Juno, des Neptun und Pluto. Nach den verschiedenen Zeiten Griechenlands verband man mit dieser Gottheit auch verschiedene Begriffe. Die Pelasger verehrten ihn von den ältesten Zeiten an als das Symbol der Natur, und von da schreibt sich noch sein Orakel zu Dodona her, so wie er auch aus diesem Grunde der dodonäische, pelasgische König heißt. In der orphischen Religion war Jupiter ein physisches Symbol und bedeutete die obere Luft, den Aether, und

in diesem Begriffe war Juno, das Symbol der untern Luft, mit ihm als Schwester und Gemahlin verbunden. Hieraus erklärt man folgende homerische Fabeln. – Juno, Neptun und Apollo wollten den Jupiter binden; aber Thetis rief den hundertarmigen Briareus ihm zu Hülfe. Dieser hintertrieb durch seine bloße Gegenwart den Anschlag der Götter. Dieß erklärt man von einem Streite der Elemente, in welchem der Aether beinahe wäre überwältigt worden, wenn er nicht endlich durch seine Kraft (Briareus) gesiegt hätte. Eben so symbolisch erklärt man die Fabel, nach welcher Jupiter sich einst vermaß, eine Kette vom Himmel herabzulassen, woran sich alle Götter hängen und doch nicht im Stande seyn sollten, ihn herunter zu ziehen; er aber wolle sie alle, nebst Erde und Meere, zu sich heraufziehen und dann die Kette um den Gipfel des Olymps schlingen, so, daß sie sämmtlich in den Wolken schweben sollten. Alles vereinte Streben der niedern Elemente ist nicht im Stande, den Aether aus seinem Sitze herunter zu ziehen. Aus dem Symbole des Aethers entwickelte sich dann die Dichtervorstellung vom Jupiter, als Beherrscher des Aethers und des obern Luftraums. – In diesem Sinne werden ihm folgende, auf die Phänomene der Luft sich beziehende Namen beigelegt: der sich am Blitze Vergnügende: der Wolkensammler; der Hochsitzende; der Weitsehende; der Hochdonnernde; der Wolkentreiber. Ein höherer Begriff ist der des Vaters der Götter und der Menschen, wie ihn schon Homer an mehrern Stellen nennt; doch ist dieß noch nicht der Begriff eines höchstens Wesens und Weltschöpfers, welcher erst später entstand. Mehr gehört hierher der Begriff des Jupiter Herkeios, der ein Führer und Schützer des Hauses, der Familien und ihres Eigenthums, auch wol eines ganzen Volks und eines gewissen Districts, mithin eine bloße locale Gottheit ist. Er ist ferner Regierer und Lenker der menschlichen Schicksale, und hält in seiner Hand eine Wage, womit er Jedermann Gutes und Böses zuwägt. Auch stehen in seinem Palaste zwei Urnen: in der einen ist das Böse, in der andern das Gute. Bald gibt er den Sterblichen aus beiden vermischt, bald aus jeder allein. Nichts destoweniger ist er selbst wieder dem Schicksale, einem unbekannten, in Dunkel sich hüllenden Wesen unterworfen. Er ist der weiseste aller Götter und Menschen; Minerva sitzt stets zu seiner Seite; er faßt seine Entschlüsse ohne Anderer Beihülfe, und wenn er sie nicht offenbart, dem bleiben sie unerforschlich. Mit seinem Rathe steht er den Menschen bei, weßwegen er auch der Ertheiler wohl überlegten Raths heißt. Er ist wahrhaftig, seine Versprechungen sind unwiderruflich und untrüglich; er kennt alle Schicksale der Menschen; er hört die Eide der Sterblichen, die sie bei ihm schwören, und rächt den Meineid aufs strengste. Jede Ungerechtigkeit und Härte ist ihm verhaßt. Wer den um Vergebung bittenden Beleidiger (Hiketär) nicht aufnimmt und ihm nicht vergibt, den straft der Jupiter Hiketäsios. Er ist gütig und liebreich, und will, daß die Menschen eben so einander begegnen sollen. Daher heißt er auch Jupiter Xenios, der Schützer der Fremdlinge. Diese Ideen vom Jupiter, die man, obgleich noch auf Jupiter, als Localgottheit, eingeschränkt, schon bei Homer und den Dichtern seines Zeitalters findet, wurden in der Folge immer mehr entwickelt, je nachdem die Cultur der Griechen fortschritt und eine reinere Philosophie sich zu verbreiten begann. Hiemit verband man die historische Sage, nach welcher Jupiter auf der Insel Creta und zwar auf dem Berge Ida geboren und erzogen war: denn ein Orakel des Uranus und der Gäa hatte der

Rhea den Rath ertheilt, ihren Sohn auf jenem Berge zur Welt zu bringen, damit er nicht vom Kronos verschlungen werde. Doch soll auch Jupiter zu Messene, Theben, Olenos in Aetolien, Aegä in Achaja, auf dem Berge Lykros, oder auf dem Dicte in Creta, auf dem Berge Lycäus in Arcadien, (wo die Höhle gezeigt wurde, in welcher seine Mutter mit ihm niederkam,) geboren seyn. So verschieden die Oerter seiner Geburt angegeben werden, eben so verschieden sind auch die Nachrichten von dem Orte seiner Erziehung. Nach Homer erzog ihn Gäa, und verbarg ihn während der Nacht in einer Höhle des waldigen Gebirges Argäus; Trauben brachte ihm Ambrosia. Die Arcadier ließen ihn durch die Nymphen Thisoa, Neda und Hagno, die Messenier durch Neda und Ithome erziehen, welche ihn von den Cureten erhielten und in dem Brunnen Klepsydra badeten. Nach einer andern Erzählung soll die Mutter das Kind den Cureten übergeben haben, welche letztere es durch die Nymphen Ida und Adrastea warten ließen, und durch das Zusammenschlagen ihrer Schilder beständig ein solches Geräusch machen mußten, daß Kronos das Kind nicht schreien hörte. Statt des Jupiter verschluckte darauf dieser einen in Ziegenfell gewickelten und mit Honig bestrichenen Stein. Wieder nach andern Erzählungen waren die Töchter des cretischen Königs Melissus, Amalthea und Melissa, seine Erzieherinnen, welche ihm mit der Milch einer Ziege, Amalthea, nährten, deren Horn Jupiter in das Fruchthorn verwandelte. Er wuchs sehr schnell heran. In einem Jahre war er schon im Stande, zur Ausführung eines Plans, den die Mutter gegen seinen Vater entworfen hatte, behülflich zu seyn. Von der Metis bekam Jupiter ein Brechmittel, welches er dem Kronos eingab. Dieß that eine so gute Wirkung, daß er alle seine bis dahin verschluckten Kinder wieder von sich gab, auch den zuletzt verschluckten Stein, welchen Jupiter zum Andenken bei Pytho, am Fuße des Parnassus niederlegte. Nun schritt er zur Entthronung seines Vaters. Die ältesten Söhne des Uranus und der Gäa, die Centimanen und Cyclopen, waren in dem Tartarus hart gefesselt, und das Ungeheuer Kampe bewachte den Eingang desselben. Dieses tödtete Jupiter auf den Rath der Gäa, und befreiete die Gefangenen. Aus Dankbarkeit bewaffneten diese den Jupiter mit dem Blitze, der bis dahin in der Erde verborgen gelegen hatte, den Neptun mit dem Dreizack und den Pluto mit dem unsichtbar machenden Helme. Nun entthronte er seinen Vater, den er mit demselben Messer entmannte, mit welchem dieser einst den Uranus entmannt hatte. Die Titanen waren mit dieser Regierungsveränderung nicht zufrieden, und so entstand ein zehnjähriger Krieg zwischen ihnen und den Kroniden und Centimanen. Der Schauplatz des Kampfs waren die Berge Olympus und Othrys. Von diesem fochten die Titanen, von jenen die neuen Götter herab. Endlich siegten die letztern, und die Titanen wurden in den Tartarus gestürzt. Nun war Jupiter im völligen Besitze der Oberherrschaft, und theilte durchs Loos das väterliche Reich mit seinen Brüdern, so daß er selbst den Himmel und die Erde, Neptun das Wasserreich und Pluto die Unterwelt zu seinem Antheile erhielt. Aber noch war die neue Herrschaft nicht hinlänglich begründet. Andere furchtbare Ungeheuer erhoben sich gegen die neuen Götter und drohten ihnen den Untergang. Gäa zürnte, daß ihre Kinder, die Titanen, in den Finsternissen des Tartarus gefangen gehalten wurden, und brachte die furchtbaren Giganten hervor, welche sich gegen die neuen Götter empörten. Aber sie wurden endlich mit Hülfe des Herkules besiegt. Nun gebar Gäa, noch immer zürnend, von dem

Tartarus den Typhôus (Typhaon, Typhon), das furchtbarste aller Ungeheuer, das Jupiter nur mit vieler Mühe sich zu unterwerfen vermochte. Nach Einigen verfolgte Jupiter dasselbe mit dem Blitze und mit seiner Sichel, bis sie am Berge Casius mit einander zu streiten begannen. Typhôus umwickelte den Jupiter mit seinen Schlangenschwänzen, stürzte ihn zu Boden, und schnitt ihm mit jener Sichel die Sehnen an Händen und Füßen ab, schleppte ihn dann in die corcyrische Höhle und stellte einen Drachen als Wächter vor dieselbe. Aber Mercur und Aegipan (ein Sohn des Jupiter und der Aega, Pans Gemahlin, oder ein Mitbruder des Jupiter) befreieten ihn heimlich aus derselben, heilten ihn und setzten ihn auf einen geflügelten Wagen, von welchem er auf den Typhôus seine Blitze herabschleuderte. Bei Nisa entstand der erste Kampf, am Hämus der zweite; endlich siegte Jupiter und bedeckte das fast verblutete Ungeheuer mit dem Aetna, oder mit der Insel Pithecusa. Nun befand sich endlich Jupiter im ruhigen Besitze der Oberherrschaft, welche ihm von den Göttern feierlich übertragen wurde, wofür er jedem unter ihnen eine Belohnung ertheilte. Von nun an war Jupiter ein König der Götter, ein Begriff, der in den Zeiten entstanden zu seyn scheint, wo Griechenland noch lauter kleine Könige hatte. So wie diese oft einen allgemeinen König oder Anführer unter sich wählten, der den Vorrang hatte, wie, zum Beispiel, Agamemnon im trojanischen Kriege, so machten es auch, den Erzählungen der Dichter zufolge, die Götter. Sie wählten den Jupiter zu ihrem Könige und Anführer, und daher hatte er das Recht, die Götter bei wichtigen Angelegenheiten in seinen Palast zu berufen. So hielt er eine Versammlung mit denselben im Titanenkriege, und versprach ihnen, sie sämmtlich nicht nur in allen ihren Würden zu bestätigen, auch diejenigen, welche unter Saturn verstoßen worden waren, wieder einzusetzen, sondern er verhieß ihnen auch große Belohnungen, wenn sie ihm mit Schutz und Hülfe beistehen würden. Im trojanischen Kriege untersagte er den versammelten Göttern, an demselben fernerhin Theil zu nehmen, und drohte, den Uebertreter dieses Verbots mit seinem Blitze in den Tartarus zu schleudern. Der König Jupiter ist von Homer ganz nach dem Begriffe der damaligen griechischen Könige geformt, so wie überhaupt der ganze Charakter desselben nach den Sitten der alten griechischen Helden, welche roh, wild und leidenschaftlich waren, geschildert ist. Uebrigens wird ihm sogar eine Geissel zugeschrieben, womit er als König züchtigt. Diese Vorstellung war von den Aegyptern entlehnt, bei denen die Geissel ein Bild der königlichen Hoheit war. Wir kommen nun auf die Thaten und Liebschaften Jupiters. Als Regent der Erde hatte er sein Augenmerk vorzüglich auf das Menschengeschlecht gerichtet, welches er, weil es verderbt und lasterhaft war, von Grund aus vertilgte, und aus Bäumen ein anderes und besseres schuf. Den Prometheus, der das Feuer für die Menschen gestohlen hatte, ließ er durch Vulcan an den colchischen Caucasus schmieden, und seine Leber von einem Geier verzehren. Den Aesculap erschlug er mit seinem Blitze, weil er durch seine Heilkunde das Reich des Pluto entvölkert hatte; und als Phöbus, um seinen Sohn zu rächen, die Cyclopen tödtete, welche den Blitz geschmiedet hatten, verbannte er ihn eine Zeitlang aus dem Himmel, und verstieß ihn auf die Erde. So streng rächte er jede Beleidigung seiner Majestät. Aus demselben Grunde tödtete er auch den König Salmoneus, der den Donner nachahmte; den Idas, welcher den Pollux erschlagen wollte, und den Capaneus, welcher zuerst Thebens Mauern erstieg;

ferner die Cureten, weil sie, von der Juno verführt, den jungen Epaphus verbargen, und den achäischen Flußgott Asopus, der seine Tochter, die Jupiter entführt hatte, wieder zurückverlangte. Auch zog er durch die Welt, strafte die Bösen und belohnte die Guten. Seine beständigen Diener waren die Horen und Mercur; sein und der übrigen Götter Mundschenk, Ganymedes; vorher Hebe. Sein Palast ist auf dem Olymp. Themis oder Dike sitzt neben ihm auf dem Throne. Seine erste Gattin war Metis, eine Tochter des Oceans, die klügste unter allen Gottheiten. Als aber Uranus und Gäa ihm weissagten, daß sie ihm ein Kind gebären würde, welches ihm seine Herrschaft rauben sollte, so verschlang er sie, als sie schwanger war, und gebar darauf aus seinem Haupte die Minerva. Seine zweite Gemahlin war Themis, eine Tochter des Uranus und der Gäa, mit welcher er die Horen und Parzen erzeugte; seine dritte und bekannteste die Juno. Außerdem hatte er unter Göttinnen und sterblichen Mädchen eine große Anzahl von Geliebten. Unter den Göttinnen liebte er die Dione, eine Tochter des Aethers und der Gäa, und ward durch sie der Vater Aphroditens; ferner die Mnemosyne, des Uranus und der Gäa Tochter, mit der er die neun Musen erzeugte, indem er neun Nächte in ihrer Umarmung zubrachte; die Ceres, seine Schwester, welche durch ihn Mutter der Proserpina ward; die Eurynome, des Oceans und der Thetis Tochter, Mutter der Grazien; die Latona, Tochter des Titanen Cöus und der Phöbe, Mutter Apollo's und Dianens. Weit größer ist die Anzahl seiner sterblichen Geliebten. Zu ihnen gehören: die Danae, des Acrisius Tochter, Mutter des Perseus; die Niobe, Tochter des Phoroneus, die erste Sterbliche, die Jupiter liebte, und mit der er den Argus, den dritten König von Argos, zeugte; die Maja, Tochter des Atlas und Mutter des Mercur; ihre Schwester Taygete, Mutter des Lacedämon, und die dritte Schwester Electra, Mutter des Dardanus; ferner die Semele, Tochter des Kadmus und Mutter des Bacchus; Europa, Tochter des Phönix oder Agenor und Kadmus Schwester, Mutter des Minos, Sarpedon und Rhadamanth; Callisto, des Lykaon, Nycteus, oder Zehus Tochter, Mutter des Arcas; Jo, des Inachus, oder Argus Panoptes Tochter, Mutter des Epaphus; Leda, Tochter des ätolischen Königs Thestius, oder Glaucus, Mutter der Helena und des Pollux; Aegina, Tochter des Flußgottes Asopus und Mutter des Aeacus; Antiope, Tochter des Nycteus und Mutter des Amphion und Zethus; Elara, Tochter des Orchemenos und Mutter des Riesen Tityus; Aetna (Thalia), eine Tochter des Vulcan, die er nach der Umarmung in Sicilien in die Erde verbarg, wo sie den Palicis gebar; die Carme, Tochter des Eubulus und Mutter der Britomartis; Hybris, eine Nymphe, Mutter des Pan; Dia, Tochter des Eioneus oder Hesioneus, Mutter des Pirithous; Protogenia, Tochter Deucalions, Mutter des Opuns und Aethlius. Die letzte seiner Geliebten war die schöne Alcmene, die Mutter des Herkules. Auch nennt man die Nymphen als Töchter des Jupiter; so wie er ferner durch die Entführung des schönen Knaben Ganymedes den Griechen das erste Beispiel der Päderastie gab. Jupiter hatte mehrere Orakel in Griechenland, nämlich eins zu Dodona, eins zu Olympia, welches aber bald aufhörte, und eins in der heiligen Grotte auf dem Berge Ida in Creta. Sein vorzüglichster Tempel in Griechenland war der zu Olympia oder Pisa. Außerdem wurde er noch besonders verehrt zu Dodona in Epirus, auf dem Berge Casius

in Aegypten, in der Stadt Nemea in Argolis, auf dem Berge Apesas in Nemea, am Aetna in Sicilien, in der Landschaft Abretana in Mysien, auf dem Berge Lycäon in Arcadien, auf dem Berge Atabyrius auf der Insel Rhodus, wo Althämenes aus Creta ihm einen Tempel gebaut haben soll; auf dem Berge Athos in Macedonien, Ithome in Messenien, zu Mylassus in Carien, wo die Myser, Lydier und Carier einen gemeinschaftlichen Tempel hatten, auf dem Berge Dicte u. s. w. Hieraus erklären sich Jupiters Beinamen: Abretanus, Aetnäus, Apesantius, Atabyrius, Atheus u. s. w. Andere Beinamen Jupiters, z. B. Agoräus, Morius, Genäteus, Ammon, Aegiochus, Aethiops, Chrysaoras, Conius, Cragus, Labradeus, sind ebenfalls von Orten oder gewissen Umständen hergenommen. Bei den Römern hieß er Feretrius, Elicius, Stator, Capitolinus u. s. w. Sein gewöhnlichstes Attribut ist der Blitzstrahl, den er entweder selbst in der Hand hält, oder welchen der Adler neben ihm trägt. Diesen findet man immer bei ihm; auch zuweilen den schönen Ganymedes. Gewöhnlich wird er mit Krone und Scepter abgebildet. Sein Blick verräth Ernst und Majestät, mit Güte und Heiterkeit vermischt. Von Statüen, die den Jupiter darstellten, haben sich verhältnißmäßig nur wenige aus dem Alterthume erhalten; und noch dazu keine vom ersten Range. Desto schönere Vorstellungen findet man auf Gemmen, welche uns den König der Götter bald als Büste, bald in ganz ausgedrückter Figur, bald allein, bald mit andern Figuren gruppirt, in den verschiedenen Auftritten seiner Geschichte darstellen. Das berühmte Wunderwerk Griechenlands, die Bildsäule des olympischen Jupiter von Phidias (s. Phidias), ist zwar für uns verloren gegangen; aber höchst wahrscheinlich sind uns in den vielen vortrefflichen Jupiters-Köpfen auf Gemmen die Hauptzüge desselben übrig geblieben. Auf einer Gemme des stoschischen Cabinetts bewundert man besonders den hohen, mit himmlischer Milde gepaarten Ernst, der über sein ganzes Gesicht verbreitet ist, und den schönen, nicht in krausen Locken der Jugend, sondern in den sanften Schwingungen des reifen, männlichen Alters herunterfallenden Haarwuchs, der am treffendsten sich mit der Mähne des Löwen, des Königs der Thiere, vergleichen läßt. Auf einer andern Gemme thront Jupiter als König des Himmels und der Erde, auf einem Lehnstuhle. Mond und Sterne um ihn her, den Erdball in der Rechten, das Scepter in der Linken, und ein Diadem um sein Haupt, bezeichnen ihn deutlich als den höchsten Herrscher. Der Untertheil des Leibes ist bekleidet; der Adler zu seinen Füßen blickt zu ihm hinauf, seine Befehle erwartend. Wenn Jupiter steht, so ist er meistens ganz nackend, weil er dann im Handeln begriffen ist, wobei ihm die Kleidung nur hinderlich seyn würde. Gewöhnlich opferte man ihm Stiere und Adler; Eichen und Buchen waren ihm besonders heilig. Im zweiten Monate jedes fünften Jahrs wurden ihm die olympischen Spiele gefeiert Außer der homerischen und orphischen Hymne auf den Jupiter, haben wir noch eine vom Kallimachus und Kleanthes. Noch merken wir an, daß die Alten mehrere Jupiter unterschieden. Varro gibt deren dreihundert und Cicero drei als die vornehmsten an: den Sohn des Aether, den Sohn des Cötus und den Sohn des Saturn. In dem letzten wurden endlich die Geschichten aller Jupiter vereinigt. Ueber den Planeten dieses Namens s. den Art. Planeten.

Jura, ein großes Gebirge, ist die nördliche Fortsetzung der aus Savoyen emporsteigenden Alpen (s. d. Art.), und enthält da, wo die Rhone das Gebirge durchbricht, den Namen Jura. Aber auch durch

die niedrigern Berge des Cantons Waadt steht er mit den hohen berner Alpen in Verbindung. Der Jura zieht sich in mehrern langgestreckten Reihen zwischen den französischen- oder Schweizergränzen gegen Norden, theilt sich endlich im vormaligen französischen Canton des Oberrhein, läuft mit dem östlichen Hauptarme durch den helvetischen Canton Solothurn und endigt an der Ostseite des Frickthals im Canton Argau am Rhein, wo dann auf der deutschen Seite der Schwarzwald eine Fortsetzung desselben ist. Der westliche Arm steigt durch das Departement des Oberrheins weiter gegen Norden, trennt dieß dann von dem Departement des Wasgau (des Vosges) und fängt hier an, den Namen des voghesischen Gebirges zu erhalten. Der Jura hat keinen immerwährenden Schnee, auch nicht die auffallende zackige Figur der hohen Alpen. Einer der höchsten Gipfel, der Berg Reculet, erhebt sich 885 Toisen, und die Dole, westlich von Nion, 846 Toisen über die Fläche des mittelländischen Meeres.

Jurisprudenz, s. die einzelnen Rechte, als Civilrecht, Criminalrecht, römisches Recht u. s. w.

Jury (Geschwornengericht). Das Recht und die Machtvollkommenheit zu strafen, ist von der executiven Gewalt im Staate unzertrennlich. Da nun aber die Strafgewalt über Eigenthum, Freiheit und Leben der Staatsbürger zu entscheiden hat, so kann die executive oder höchste Gewalt leicht in Despotismus, und das Verhältniß der Staatsbürger zu ihr in Sclaverei ausarten, wenn erstere willkürlich strafen kann. Demnach kam es darauf an, ihr die Willkür und Möglichkeit zu benehmen, ungerecht zu seyn. Da nun bei jedem Straffall eine doppelte Frage zu beantworten ist, erstlich: hat der Angeschuldigte die That begangen, welcher er beschuldigt wird (eine Thatfrage), und zweitens: ist er schuldig, welche Folgen knüpfen die Gesetze an diese That, welche Strafe muß ihn treffen? (eine juridische Frage): so wird die executive Gewalt hinlanglich beschränkt, und doch nicht aufgehoben seyn, wenn man ihr bloß die letzte Frage zu beantworten überläßt, dagegen die Beantwortung der ersten einer von ihr geschiedenen möglichst unabhängigen Behörde überträgt. Diese darf sich aber weder auf einen Einzelnen, noch auf ein bestehendes Collegium beschränken. Beide sind zu sehr den Einflüssen der höchsten Gewalt unterworfen. Nur das Volk in Masse ist nicht zu verführen, da es kein anderes, als das volksmäßige Interesse der Sicherheit und Freiheit haben kann; nur dieses steht furchtlos der höchsten Gewalt gegenüber, da das Volk nur durch das Volk gezwungen werden könnte. Weil aber ferner das Volk in Masse nicht zu Gericht sitzen kann, auch bekannt ist, wie wenig von der unparteiischen Gerechtigkeit der Menschen zu erwarten ist, sobald ihr Vortheil in das Spiel kömmt, so muß die Thätigkeit einzelnen, für einzelne Fälle oder nur auf kürzere Zeit gewählten, geschwornen Repräsentanten übertragen werden, damit das Volksgericht nicht in ein feststehendes Amt ausarte. Diese, da sie nicht im voraus bestimmt sind, können nicht zum Ziel verführerischer Einflüsse gewählt werden, die, wenn auch bei Einigen, doch schwerlich bei Allen Eingang finden können. In diesen Ansichten ist der Grund und zugleich das Wesen eines jeden Geschwornengerichtes enthalten. Von dieser Art ist die sogenannte englische kleine Jury, und die, dieser nachgeahmte, jury de jugement bei den Franzosen. Der Freiheitssinn ging in dem ersten Lande noch weiter, und erfand, um des

Unheils willen, das schon durch bloße Anklagen verursacht werden kann, die sogenannte große Jury, ebenfalls geschworne Volksrepräsentanten, welche über die Zulässigkeit einer Anklage zu urtheilen haben, und ob in Gemäßheit ihrer mit der Criminaluntersuchung gegen Jemanden zu verfahren sey. Ihr Ebenbild bestand in Frankreich bis 1809 unter dem Namen jury d'accusation. An diesen wesentlichen Charakter eines Geschwornengerichts knüpfen sich mehrere, zu seiner Vervollkommnung nöthige Bestimmungen. a) Es müssen nicht nur Bürger über Bürger zu Gericht sitzen, sondern es muß auch die möglichste Standesgleichheit unter den Richtern und den zu Richtenden beobachtet werden, damit nicht verschiedenes Standesinteresse oder ungleiche Gesichtspunkte zu Ungerechtigkeiten, Parteilichkeiten, oder falschen Beurtheilungen Veranlassung geben. In England, wo alle Stände vor dem Gesetze gleich sind, und man keine besondere Vorrechte des Standes oder der Geburt kennt, haben alle Adeliche, welche nicht zu den Pairs des Reichs gehören (denn diese, als unmittelbar integrirende Theile der Verfassung, als Mitglieder zwischen König und Volk, haben ihres Gleichen, und demnach ihr Geschwornengericht nur in dem Oberhause), ferner die Kinder und Brüder dieser Pairs und alle nur betitelte Lords eine und dieselbe bürgerliche Jury mit den gemeinen Bürgern. In den alten deutschen Gerichten, welche dem Wesentlichen nach Geschwornengerichte waren, wurde die Ebenbürtigkeit des Richters mit den zu Richtenden auf das strengste beobachtet; jedoch nicht sowol weil kein Niederer von einem Höhern, sondern umgekehrt, weil kein Höherer von einem Niedern gerichtet werden durfte. b) Die Geschwornen können nicht wohl anders als von einem öffentlichen Beamten, in England von dem Sherif, gewählt werden. Jede mögliche Gefährde zu vermeiden, bleibt dem Angeklagten das Recht, einen Theil der Gewählten zu verwerfen. Gleiches Recht ist auch dem Ankläger verstattet. Demnach können in England von jenem 20, und beim Verbrechen des Hochverraths 35 verworfen werden, während der Ankläger im Namen des Königs keinen einzigen ohne namentliche Ursache verwerfen darf. c) Das Geschwornengericht, das in den meisten Fällen nur aus Ungelehrten des Volkes bestehen kann, darf an keine gesetzliche Beweistheorie, sondern bloß an seine rein menschliche und individuelle Ueberzeugung gebunden seyn, und eben deßwegen kann man seine Aussprüche keiner Revision, am wenigsten einer bestimmten höhern Behörde unterwerfen. In England hat man auch für Civilsachen eine Jury. Weil in Civilsachen die Bestimmung der factischen Umstände meistens schon von juridischen Fragen abhängt, so ist hier eine Beweistheorie vorgeschrieben. Allerdings ein offenbarer Widerspruch. Hier bleibt den Gewählten nichts übrig, als in Allem den Ansichten und dem Vortrage des vorsitzenden Rechtsgelehrten zu folgen. d) Alle bei der Criminaluntersuchung nöthige Handlungen, Verhöre u. s. w. sind vor den Augen der Geschwornen zu bewerkstelligen. Ihre Erkenntniß auf ein Protocoll, auf Acten oder den Vortrag eines Beamten zu verweisen, würde an sich Schwierigkeiten haben, auf alle Fälle aber einer durch äußere Einflüsse zu bestimmenden Willkür des Protocollirenden oder des Beamten Raum lassen, und hierdurch der wesentliche Zweck des Geschwornengerichts vernichtet werden. Mit der französischen Verfassung wurde auch das Geschwornengericht immer weiter auf dem Continent verbreitet und erregte den größten Antheil, bei Vielen enthusiastische Bewunderung. Es ist aber von Feuerbach in seiner classischen Schrift über diesen Gegenstand, (Landshut

1813. 8.) bewiesen worden, daß, in politischer Hinsicht betrachtet, das Geschwornengericht nur in bestimmten Verfassungen einen Werth haben kann, worüber man dessen Mängel, in so fern es bloß von dem Gesichtspuncte der Criminalgerichtsbarkeit aus betrachtet wird, vergessen mag. Da es darauf ankam, das Beste zu sagen, so blieb nichts übrig, als die Ideen dieser vortrefflichen Schrift kürzlich zu wiederholen, bisweilen sogar wörtlich, und den weiter Belehrung Suchenden auf diese Schrift zu verweisen. Politische Rücksichten machen das Geschwornengericht nothwendig in Demokratien Einem einzelnen Magistrat oder einer bestehenden Behörde anvertraut, würde die Criminalgewalt den unmittelbaren Weg zur Alleinherrschaft oder Aristokratie bahnen. Eben so unentbehrlich ist dasselbe einer gemischten Verfassung wie der englischen. Denn diese würde entweder zur reinen Monarchie, Demokratie oder Aristokratie werden, wenn man das ungeheure Uebergewicht der Strafgewalt allein dem Monarchen, oder einer der ihm entgegenwirkenden und ihn beschränkenden Kräfte, dem Volke oder dem die Nationalsouveränetät repräsentirenden Körper übertragen wollte. Gar sehr fürchten daher auch die Engländer, diese Verfassung möge dereinst sich in eine reine Monarchie auflösen, seitdem es der Regierung gelungen ist, mehrere Modificationen und Beschränkungen der Geschwornengerichte zu machen. Dagegen leuchtet ein, daß in einer Verfassung, wo der Monarch unumschränkter, nur an seine eigenen Gesetze gebundener Herr ist, jener politische Vorzug einer Jury wegfalle. Hier kann keine Verfassung, aber auch keine persönliche Freiheit der Einzelnen von dem Geschwornengerichte vertheidigt werden, da der Regent dieses jeden Augenblick aufheben, oder doch in besondern Fällen willkürlich durch Specialcommissionen unwirksam machen kann. Das redende Beispiel davon ist Frankreich in den letzten Zeiten. Uebrigens scheint die Stiftung eines Geschwornengerichts bei einer rein monarchischen, und schon durch längere Dauer begründeten Monarchie nicht nur nichtig, sondern auch um so entbehrlicher, da hier der Regent nichts mehr durch Ungerechtigkeit gewinnen kann, wol aber Alles zu verlieren befürchten muß. In wie fern entspricht aber ein Geschwornengericht den Anfoderungen, welche man an die Criminalgerichtsbarkeit macht? In wie weit ist ein zuverlässiges, wahres Erkenntniß über das Schuldig oder Unschuldig von ihm zu erwarten? Daß die englische Jury durchaus den Verbrecher begünstigt, bewiese im Allgemeinen noch nichts gegen dieses Institut, welches einmal bei den Engländern einen außerordentlich populären Charakter angenommen hat. 1) „Die Erhebung des subjectiven Fürwahrhaltens zum Prinzip der Wahrheit selbst, die Gleichgültigkeit des Gesetzgebers für die objectiven Glieder der richterlichen Ueberzeugung, für die Reinheit oder Unlauterkeit ihres Ursprungs, räumt dem Irrthum, dem alle Wege offen gelassen sind, einen vollkommen freien Spielraum, und sogar die Würde und Kraft der Wahrheit selber ein." Kann man dem Geschwornen, welcher nur in dem Kreise gewöhnlichen Verkehrs sich zu bewegen gewohnt ist, und auch nur in und für diesen seine Fähigkeiten gebildet hat, Scharfblick genug zutrauen, um die verwickeltsten Verhältnisse, die so oft bei Criminaluntersuchungen vorkommen, zu durchschauen, um kaltblütig weder die Abneigung noch Zuneigung den Ausschlag geben zu lassen? Diesem Uebel mittelst beständiger Geschwornen, welche durch Uebung sich zu Criminaluntersuchungen bilden könnten, abhelfen wollen, hieße den Begriff des Geschwornengerichts vernichten.

Hierzu kömmt, daß bei der mündlichen Verhandlung vor den Geschwornen Alles vollkommene Wirksamkeit erhält, was die Ueberzeugung durch Trugschlüsse und Erregung von Affecten übereilen und irreleiten kann, und daß die verschiedenen, oft unendlich zahlreichen Vertheidigungs- und Beschuldigungsmomente auf keine Weise vergleichend gegenüber gestellt und gegen einander abgewogen werden mögen; was nur der Beurtheilung des Richters aus geschriebenen Protokollen möglich ist. Allemal wird bei einem Geschwornengerichte der letzte Eindruck der entscheidende seyn. Die Information, womit, nach beendigten Debatten, der dem Gerichte vorsitzende, rechtsgelehrte Richter die Berathung der Geschwornen zu leiten und ihrem ungelehrten Urtheile zu Hülfe zu kommen sucht, hilft diesem und den unten bemerkten Mängeln auf eine sehr inconsequente Weise ab: denn hierdurch wird dieser in den allermeisten Fällen zum Herrn des Urtheils. Aus seinen strengern oder mildern Gesinnungen kann man in England in der Regel mit Sicherheit dem Ausspruche der Geschwornen entgegensehen. Viele Verbrecher ergreifen die Flucht, wenn ein Großrichter von bekannt strengem Charakter zur nächsten Sitzung in die Grafschaft kömmt, und kehren zurück, wenn sie bei den milderen Gesinnungen eines andern eine günstigere Entscheidung erwarten dürfen. 2) Die Erfahrung bestätigt es, und es liegt in der Natur der Sache, daß die Geschwornen in der Regel Anstand nehmen, selbst ihrer Ueberzeugung entgegen, das Schuldig da auszusprechen, wo von einem der öffentlichen Meinung nach strenger, als billig verpönten Gesetze die Rede ist. Der gemeinen Ansicht wird es hier unendlich schwer, das Factische von den rechtlichen Folgen zu trennen. Dieser Nachtheil zeigt sich besonders in England, ja er wird hier, wo die Criminalgesetzgebung nicht mit der Zeit fortgerückt ist, und z. B. ein ganz geringer Diebstahl mit dem Strange bestraft wird, gewissermaßen nöthig. 3) Die Frage über Schuldig oder Nichtschuldig ist keine rein factische, sondern auch eine juridische, und setzt also allemal criminalrechtliche Kenntnisse voraus. Sagen zu können, ob Jemand einen gewaltsamen Diebstahl begangen habe, muß ich erstlich wissen, ob er Dasjenige überhaupt gethan, was der Ankläger behauptet, und dann, ob diese Handlung jene Kennzeichen habe, welche die Gesetze von einem gewaltsamen Diebstahle verlangen. Wollte man aber, diesem Uebelstande abzuhelfen, die Jury auf Beantwortung des bloß rein factischen Punktes der Frage über das Schuldig beschränken, so würde man ihren Zweck völlig vernichten, und der Behörde, welcher die Entscheidung des juridischen Punktes überlassen bliebe, die größte Willkür freigeben, indem dieselbe jede Handlung zu jedem ihr beliebigen Verbrechen machen könnte. In England hat man den nur zu unsichern Ausweg eingeschlagen, daß, wenn die Geschwornen die Anklage in juridischer Hinsicht nur zum Theil gegründet finden, (der Ankläger muß das von ihm verfolgte Verbrechen bei Vermeidung der Nullität seines Verfahrens ganz bestimmt nennen) und darin ein kleineres als das angeschuldigte Verbrechen erkennen, ein zusammengesetztes, theils lossprechendes, theils verurtheilendes Verdict (Urtheil, Ausspruch) geben dürfen, z. B. schuldig des Todschlags, nicht aber des Mordes. Sind die Geschwornen über das rein Factische einig, sie können jedoch ihre Zweifel über dessen juridische Beschaffenheit nicht lösen: so haben sie die Entscheidung dem Vorsitzer zu überlassen. Werden aber die Geschwornen ihrer Einsicht nicht mehr als billig vertrauen? Wird hierdurch nicht der Vorsitzer unumschränkter Richter? Man könnte ge-

neigt seyn, mindestens darin einen entschiedenen Vorzug der Geschwornengerichte zu finden, daß der Beschuldigte von Richtern gerichtet wird, welche seines Gleichen sind, und von welchen, scheint es, er eben deßwegen ein gerechteres, seine individuelle Lage mehr berücksichtigendes Urtheil erwarten kann, als von Andern. Allein erstlich muß jene ärmste und verächtlichste Classe des Volks, welche vor allen andern die criminalprocessualischen Annalen füllt, um seiner Stumpfheit und seines Mangels an jedem öffentlichen Interesse willen, von der Jury ausgeschlossen bleiben, wodurch jene Gleichheit in den meisten Fällen vernichtet ist. So muß in England, wer Geschworner werden will, ein bestimmtes Einkommen haben; dasselbe wird in Frankreich beobachtet, wo auch noch besondere Eigenschaften des Standes berücksichtiget werden. Sodann macht nicht bloß der Stand die wichtigste Ungleichheit, sondern es muß, bei den unendlichen Abstufungen und Verschiedenheiten des Vermögens, der Erziehung, der Meinungen und unzähliger äußerer Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, wo allemal statt vollendeter Gleichheit die größte Ungleichheit zwischen den Richtern und Angeklagten Statt finden. — Die mannichfaltigen Mittel, wodurch man in Frankreich den Gebrechen der Jury abzuhelfen gesucht hat, (man konnte hier, wo sie als politisches Institut gleichgültig war, willkürlich an ihrem Wesen ändern) und welche dennoch keine zweckmäßigere Criminalgerichtsbarkeit schaffen konnten, belegen ihre gänzliche Unzulänglichkeit in dieser Hinsicht zur Genüge. D. M.

Jussieu (Antoine de und Bernard de), zwei Brüder, in den letzten Jahren des 17ten Jahrhunderts geboren, zeichneten sich beide sowol in der practischen Arzneikunde, als in der Botanik aus. Antoine machte viele botanische Reisen und brachte aus Spanien eine zahlreiche Pflanzensammlung mit. Er schrieb darauf über naturhistorische und medicinische Gegenstände, und starb am 22sten April 1758 im zwei und siebenzigsten Jahre, wegen seiner Menschenliebe allgemein betrauert. Bernard ward am 17ten Aug. 1699 zu Lyon geboren, und erhielt im botanischen Garten des Königs eine Professur der Botanik. Ihm hat man die von Tournefort, 1725 in 2 Duodezbänden herausgegebene Histoire des plantes qui naissent aux environs de Paris zu verdanken. Er stand bei Ludwig XV. sehr in Gnade, der ihn bei jeder Gelegenheit zu begünstigen suchte. Bernard hatte die Freude, die Ceder vom Berge Libanon, die in dem Garten des Königs fehlte, und von welchem er selbst in seinem Hute zwei Stecklinge aus England nach Frankreich gebracht hatte, unter seinen Augen über alle andere Bäume des Gartens hinwegwachsen zu sehen. Linnée besuchte ihn während seines Aufenthaltes in Frankreich und wohnte einer seiner botanischen Wanderungen bei. Jussieu's Schüler, so erzählt man, erlaubten es sich oft, ihren Lehrer auf die Probe zu stellen, indem sie ihm Pflanzen, deren Kennzeichen sie absichtlich zerstört hatten, darbrachten und eine Erklärung derselben von ihm verlangten. Stets erkannte dann Jussieu den Betrug und gab, ohne im geringsten in Verlegenheit zu gerathen, die verlangte Auskunft. Einstmals wollten die Schüler mit Linnée denselben Versuch machen; dieser aber erklärte frei heraus, nur Gott allein oder ihr Lehrer (Jussieu) könne ihre Fragen beantworten. Nachdem sich Jussieu lange Zeit mit einer systematischen Eintheilung des Pflanzenreichs beschäftigt hatte, starb er am 6ten Nov. 1777 im 79sten Jahre seines Alters.

Justinianus I., der Große genannt, Justinus des I. Neveu, Kaiser des oströmischen Reichs, und berühmt, als Gesetzge-

der, wurde am 11ten Mai 483 in einer unbekannten Familie geboren, und vom Theophilus, der ihn in den Wissenschaften unterrichtete, erzogen. Er nahm Theil an dem Glücke seines Onkels, der vom gemeinen thracischen Bauer zum Kaiser aufgestiegen war. Als Justinian im J. 521 zum Consul ernannt worden war, gab er dem Volke prächtige Schauspiele. Eben so schmeichelte er dem Senate, und suchte dessen Gunst sich zu erwerben, wofür ihm auch dieser den königlichen Titel Nobilissimus ertheilte. Sein Onkel, vor Alter schwach und an einer empfangenen Wunde leidend, legte gewissermaßen die Regierung nieder. Doch wurde Justinian erst nach dessen Tode, am 1sten Aug. 527, zum wirklichen Kaiser ausgerufen. Jetzt verheirathete sich Justinian mit der berüchtigten Theodora, welche er aus dem Stande einer Schauspielerin und öffentlichen Buhlerin auf den kaiserlichen Thron erhob Diese wußte sich, theils durch ihre buhlerischen Künste, theils auch durch wirkliche Vorzüge, eine unumschränkte Herrschaft über ihren Gemahl zu verschaffen. Unter seiner Regierung erhoben sich die Parteien des Circus mit Erbitterung gegen einander, und veranlaßten, unter dem Namen der Blauen und Grünen, mehrere blutige Scenen in Constantinopel. Justinian schien durch ein öffentliches Edict des ernsten Entschlusses zu seyn, die Unschuldigen zu beschützen, und die Strafbaren der Strenge des Gesetzes zu überliefern, ohne dabei auf die Farbe Rücksicht zu nehmen; dennoch begünstigte er unter der Hand die Blauen. Durch die gewaltsamen Mittel, welche er anwandte, den entstandenen Aufruhr zu stillen, fachte er denselben nur noch mehr an, und eine Feuersbrunst, die in Folge des Aufruhrs ausbrach, legte den größten Theil von Constantinopel und seine schönsten Gebäude in Asche. Justinians Leben selbst schwebte in Gefahr. Schon auf dem Punkte, die Stadt zu verlassen, ward er von Theodorens Muth und Festigkeit zurückgehalten. Nachdem durch Ströme von Blut und durch eine ungeheure Menge Hinrichtungen die Wuth der Factionen gedämpft war, endigte Justinian den Krieg mit den Isauriern, und erkämpfte durch seinen General Belisarius in den Jahren 528, 542 und 543 drei berühmte Siege über die Perser. Dieser große Feldherr zerstörte auch 534 das Reich der Vandalen in Afrika, und führte Gilimer, den König derselben, gefangen nach Constantinopel. Spanien und Sicilien wurden wieder erobert, die Ostgothen, welche Italien besaßen, überwunden: ja, Belisar drang sogar im J. 536 in Rom ein, und der Eunuch Narses, ein anderer General des Justinian, machte dem Reiche der Ostgothen in Italien 553 ein völliges Ende. Diese Eroberungen gaben dem römischen Reiche einen Theil seiner vorigen Ausdehnung wieder. Nachdem nun Justinian von innen und außen die Ruhe hergestellt hatte, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Gesetze, welche seit langer Zeit in außerordentlicher Verwirrung gehandhabt worden waren Er gab zehn Rechtsgelehrten, welche er unter den geschicktesten ausgewählt hatte, den Auftrag, nach seinen eigenen und nach den Gesetzen seiner Vorgänger einen neuen Codex zu verfertigen. Dieses Gesetzbuch wurde in zwölf Bücher abgetheilt und die Materie darin nach ihrem verschiedenen Inhalte von einander abgesondert. Dabei haben jedoch wissenschaftliche Rechtsgelehrte dem Tribonian, der an dem Entwurfe dieses Codex den vorzüglichsten Antheil hatte, den Vorwurf gemacht, er habe bei Vertheilung dieser Materien einen mangelhaften Plan befolgt. (So handelte er z. B. von den Formalitäten des gerichtlichen Verfahrens, ehe er von den Gegenständen gesprochen hat, welche demselben vorausgehen müssen.) Auf diesen Codex ließ Justinian fol=

gen: die Pandecten, eine Sammlung alter Rechtsentscheidungen, welche wenigstens in zweitausend verschiedenen Werken der Rechtsgelehrten zerstreut enthalten waren. Diese Pandecten wurden zuerst zu Florenz im Jahre 1553 in Folio und in drei Bänden gedruckt. Die Institutionen, welche in vier Büchern, auf eine besonders klare und deutliche Weise die Entstehung aller Gesetze, und die Grundbegriffe der Rechtsgelehrsamkeit entwickeln. Die Novellen, eine Sammlung der neuen Gesetze, die seit Erscheinung der angeführten Werke Justinians gegeben worden sind. Alle diese verschiedenen Werke sind späterhin unter dem Titel: Corpus juris civilis zusammenbegriffen worden. Außer der Sorge, die Justinian auf die Gesetzgebung wandte, war er auch darauf bedacht, neue Städte zu erbauen, andere zu befestigen und mit neuen Gebäuden zu verschönern, besonders aber darauf den Frieden in der Religion herzustellen. Unter andern Kirchen erbaute er auch die heilige Sophien-Kirche zu Constantinopel, welche bei dem Aufruhr der Blauen und Grünen von den Flammen zerstört worden war. Sie wird für ein Meisterstück der Baukunst gehalten. Der Altar in derselben wurde ganz von Gold und Silber gearbeitet, und mit einer ungeheuren Menge der verschiedenartigsten Edelsteine geschmückt. Diese Kirche, welche zum Theil noch vorhanden und von den Türken in eine Moschee verwandelt worden ist, war so prachtvoll, daß Justinian, als er sie am Tage der Einweihung zum ersten Male in ihrem vollen Glanze erblickte, vor Freude ausrief: „Gott allein die Ehre! Ich habe dich überwunden, Salomo!" Aber sein Unglück wollte, daß er gleich diesem jüdischen Könige, auf dem Throne ergreisete. Denn gegen das Ende seines Lebens war er nicht mehr derselbe Mensch. Er wurde geizig, liebte aber dennoch die Pracht, mißtrauisch, grausam, drückte das Volk mit Abgaben, und lieh jeder Anklage ein geneigtes Gehör. Wer kennt nicht seine Undankbarkeit gegen Belisarius, dem er so viel zu verdanken hatte, und den er noch in seinem hohen Alter verfolgte? Ungeachtet er Gesetze gab, so ließ er doch von seinen Dienern ungestraft die größten Verbrechen begehen. Er starb acht Monate nach dem Tode des Belisar, am 14ten November 565, im 84sten Jahre seines Alters, nachdem er 38 Jahre, 7 Monate und 13 Tage regiert hatte. Er war von mittler Größe, hatte eine rothe Gesichtsfarbe, und war leutselig und liebenswürdig in seinem äußern Betragen. Außerdem besaß er eine Mäßigkeit im Essen und Trinken und eine Enthaltsamkeit in der Liebe, die fast beispiellos genannt werden muß. Doch vielleicht war die Treue, welche er seiner Geliebten, Theodora, hielt, dem Reiche nachtheiliger, als eine ausschweifende Lebensart gewesen seyn würde. Seine Enthaltsamkeit gränzte überhaupt mehr an die Strenge des Mönchs, als an die Mäßigkeit eines Philosophen. Er fastete häufig und anhaltend; oft brachte er zwei Tage und zwei Nächte zu, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Seine Liebe für die Mönche, für die Heiligen und für theologische Streitfragen schützte ihn nicht vor dem Tadel der Theologen: er starb nach ihrer Meinung als ein Ketzer. Mit einer brennenden Ruhm- und Ehrbegierde wollte er Musiker und Baumeister, Gesetzgeber und Theolog in einer Person seyn. Sein Scharfsinn entdeckte in Belisarius die Talente zum Krieger, im Narses die Fähigkeiten für die innere Staatsverwaltung; sein eigner Ruhm ward jedoch durch die Namen dieser beiden Generale verdunkelt. Oft stritt er in den Zusammenkünften mit seinen Ministern über einzelne Worte, und niemals sah man ihn an der Spitze seines Heeres kämpfen.

Ja man kann dreist behaupten, daß Justinian, ohne Belisarius und Narses, deren große Thaten seine Regierung verherrlicht haben, und ohne jene Gesetzbücher, welche, ob er gleich keinen unmittelbaren Antheil an denselben hatte, dennoch seinem Namen Berühmtheit verschafften, einer der unbekanntesten Fürsten der neuern Zeit gewesen seyn würde.

Justitia (die Gerechtigkeit) bei den Griechen Asträa, Themis, Dice; doch war die Justitia der Römer mehr ein vergöttertes Abstractum. Auf Münzen erscheint sie häufig als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, bisweilen mit Schwert und Wage, bisweilen mit einer Schale in der einen Hand und einem Scepter in der andern. Die Schale deutet auf Gewissenhaftigkeit, Religiosität.

Justitium (Juristitium) ist der förmliche Stillstand der Gerichte und der Ausübung des Rechts, welcher nur bei außerordentlichen Fällen, z. B. bei einer großen Landtrauer, bei kriegerischen oder sonst bedenklichen Zeiten, während der Pest ꝛc., aber auch bei erfreulichen Veranlassungen eintritt, wo alsdann alle Gewerbe und Amtsverrichtungen während einer gewissen Frist aufhören.

Justizhoheit. Die Justizhoheit im weiterm Sinne zerfällt in die bürgerliche Justizgewalt oder Civiljustiz, und in die Criminalgewalt. Erstere ist der Inbegriff aller der Rechte der obersten Staatsgewalt, die unmittelbar darauf Bezug haben, die entstehenden Rechtsstreitigkeiten zu untersuchen und zu entscheiden, und die gesprochenen Urtheile zu vollstrecken. Sie begreift daher folgende Rechte: 1) das Recht der Justizgesetzgebung; 2) die richterliche Gewalt im engern Sinne, oder die eigentliche Gerichtsbarkeit (jurisdictio), die sich mit der Untersuchung und Entscheidung streitiger Rechte, oder der Justizsachen beschäftigt. Mit ihr ist gewöhnlich auch die Befugniß zur Ausübung der Handlungen der sogenannten freiwilligen oder willkürlichen Gerichtsbarkeit verbunden, die jedoch, streng genommen, an und für sich nicht zu den Justizsachen gehören, wenn sie gleich von Richtern vollzogen werden; 3) das Recht der Vollstreckung, und 4) das Recht der Oberaufsicht über das gesammte Justizwesen. Mit dem Worte Criminalgewalt wird dagegen der Inbegriff aller derjenigen Rechte der obersten Staatsgewalt bezeichnet, die sich auf die Bestrafung von Verbrechen beziehen. Sie begreift gleichfalls 1) die Criminalgesetzgebung, oder das Recht, zu bestimmen, welche Handlungen im Staate als Verbrechen bestraft, und mit welchen Strafen dieselben, falls sie begangen worden, belegt werden sollen; 2) die Criminalgerichtsbarkeit, oder die Befugniß, über begangene Verbrechen, nach vorhergegangener Untersuchung, ein Urtheil zu fällen; 3) das Recht der Vollstreckung und 4) das Recht der obersten Aufsicht über das gesammte Criminalwesen. — So lange die deutsche Reichsverfassung bestand, war die Justizhoheit in Deutschland eine doppelte, theils Reichs-, theils Territorial-Justizhoheit, indem die erstere von den höchsten Reichsgerichten, und wenn es Criminalfälle betraf, mit Zuziehung des Kaisers und auch wol des Reichstags, letztere dagegen von den einzelnen Fürsten und Ständen geübt ward. C. Z.

Jüterbock, s. Dennewitz.

Jütland, eine Halbinsel, gränzt gegen Süden an das Herzogthum Holstein, ist aber sonst überall von der Nord- und Ostsee umgeben. Sie besteht aus Nord- und Südjütland, welches letztere

eigentlich nichts anders ist, als das Herzogthum Schleswig. Nordjütland wird heut zu Tage jedoch vorzugsweise Jütland genannt. Es gehört zu Dänemark und wird in die vier Stiftsämter Aalborg, Wiborg, Aarhus und Rypen eingetheilt. Es enthält 424 Quadratmeilen und 400,000 Einwohner. Die Viehzucht an Pferden, Schweinen, Schafen, besonders aber an Rindvieh ist sehr beträchtlich. Es werden jährlich 80,000 magere Ochsen verkauft und doch noch viel gesalzenes Rindfleisch nach Frankreich, Holland, Hamburg und nach den antillischen Inseln versendet. Auch der Getreidebau ist ergiebig, und versorgt nicht nur das Land, sondern führt auch noch von seinem Ueberflusse in die benachbarten Länder aus. — Bis zum 9ten Jahrhunderte hatte Jütland seine eigenen Könige und Fürsten, von denen Gottric (Gottfried) und Hemming durch die Kriege, welche sie mit Carl dem Großen führten, bekannt geworden sind. In der zweiten Hälfte des 9ten Jahrhunderts eroberte darauf der König von Dänemark, Gormo Gammut, Jütland, und vereinigte es mit seinem Reiche. Gormo führte mit Heinrich dem Finkler, und sein Sohn, Harald II., mit Otto I. und II. Krieg. Harald II. nahm zwar im Jahre 948 die christliche Religion an; aber sein Sohn Sueno (Suend) ward wieder ein Heide. Er eroberte im Jahre 1000 mit Schwedens Beihülfe Norwegen, und im Jahre 1014 auch ganz England, wo er aber 1015 ermordet wurde.

Juvenalis (Decimus Junius), im Jahre 38 oder 39 nach Chr. zu Aquinum in Italien geboren, studirte anfangs die Beredsamkeit bloß zu seinem Vergnügen, widmete sich aber hernach der Rhetorik, Dichtkunst, und besonders der Satyre. Weil er im sieben und achtzigsten Verse der siebenten Satyre den beliebten Pantomimen Paris heftig mitgenommen hatte, verwies ihn Domitian (nach Andern Adrian) unter dem Scheine, ihn zu ehren, zum praefectus cohortis in das äußerste Aegypten. Doch kam er unter Trajan wieder nach Rom zurück und starb daselbst in seinem zwei und achtzigsten Jahre. Er gehörte zu den beißendsten Satyrikern der Römer. Er hat sechzehn Satyren geschrieben (die Aechtheit der letzten wird jedoch bezweifelt), die in fünf Bücher abgetheilt sind, und in welchen er sehr freimüthig und streng gegen die Thorheiten und verdorbenen Sitten seiner Zeit eifert. Sein Styl ist nicht so elegant, sein Charakter nicht so heiter und launig, als der horazische, aber auch nicht so dunkel und ernst, als der des Persius, und verräth oft den Rhetor. Ruperti hat Juvenals Satyren zuletzt am besten herausgegeben, Leipz. 1801, 2 Bde. 8. und Göttingen 1804. 8. abgekürzt. Man hat deutsche Uebersetzungen von C. Fr. Bahrdt (Dessau 1789) und von Abel (Lemgo 1786. 8.).

Juventa, Juventas, bei den Römern die vergötterte Jugend, aber nicht mit Hebe zu verwechseln, da sie kein individuelles, sondern ein abstractes Wesen ist. Sie hatte auf dem Capitol eine Kapelle und eine eigene, von Jünglingen begangene Feier. Auf Münzen sieht man sie öfters mit einer Opferschale in der Linken, und mit der Rechten ein Weihrauchkorn auf einen Dreifuß legen, weil die Jünglinge ihr, wenn sie die Erstlinge des keimenden Bartes weihten, ein Weihrauchsopfer brachten.

Jynx, eine Tochter des Pan und der Echo, oder der Peitho (der Suada der Römer). Sie verführte den Jupiter zum Liebeshandel mit der Io. Zur Strafe dafür verwandelte sie Juno in einen Vogel, den sogenannten Wendehals (Jynx torquilla), dem noch im-

mer die Kraft inwohnte, theils selbst zur Liebe zu reizen, theils andere zu Liebesverständnissen zu bewegen. Als die kolchische Medea mit Liebe zu Jason bethört werden sollte, verehrte diesem Aphrodite den Zaubervogel Jynx, und lehrte ihn, wie er denselben auf ein Zauberrad legen und gegen die Medea gebrauchen müsse. Von dieser Zeit an war die Jynx ein Theil des Zauberapparats bei den griechischen Liebesbeschwörungen. Man gebrauchte sie zum Liebeszauber auf mancherlei Art. Die Zauberin band z. B. diesen Vogel an ein vierspeichiges Rad, welches sie mit Zaubergesang umdrehte; nach einer andern Sage spannte sie die ausgezogenen Eingeweide des Vogels um das Rad. Ein drittes Verfahren bestand darin, daß die Zauberin den Vogel an einer wächsernen Rolle über Kohlen zergehen ließ. So soll auch der magische Kreisel, dessen sich die Zauberer bedienten, ebenfalls Jynx geheißen haben, weil dieser Vogel, oder doch dessen Gedärm, darüber gespannt war. Seitdem die Jynx zum Zauberapparate gebraucht wurde, erfand man auch ihre Abstammung vom Pan oder der Echo. Die bildende Kunst brauchte sie als Symbol der Ueberredungskünste zur Liebe, und zwar besonders zur buhlerischen Liebe. So sieht man auf einer Gemme im florentinischen Museum den Vogel Jynx auf einer Säule, um welche sich der kolchische Drache windet; vor derselben steht Jason. Diese Stellung der Jynx wurde fast immer von den Künstlern beibehalten. Auf einem spätern Kunstwerke, einem Relief, im Besitz des Herzogs von Carasa Noja zu Neapel, soll ausgedrückt werden, wie Paris die Helena bethörte, ihren Gemahl zu verlassen und ihm zu folgen. Man sieht daher auf einer Säule die Göttin Peitho über dem Haupte der Helena sitzend, und ihr gefiedertes Töchterlein, den Vogel Jynx, mit der Rechten streichelnd. Noch bedeutender gab man auch diesen Wundervogel Jünglingen und Mädchen in die Hand, um den Zauber desselben recht sinnlich auszudrücken. Auf einem Vasengemälde in der hancarvillischen Sammlung erscheint die Jynx zweimal: einmal über dem Brautsessel der Brautwerberin, das anderemal auf einer Säule, von einem Genius gehalten. Außerdem findet man sie auch fliegend, oder auf Blumen sitzend. Ueberhaupt kommt sie sehr häufig in geschnittenen Steinen und auf alten Vasenzeichnungen vor. In der Folge ward die Bedeutung der Jynx verändert. Was ursprünglich bethörenden Liebeszauber bedeutet hatte, das ward nun zum allgemeinen Symbole für jeden Zauber der Musenkünste, für jeden süßbethörenden Reiz der Dichtkunst und Tonkunst. Man nannte die Jynx in dieser letzten Bedeutung auch Kelebon (Nachtigall), um den edlern Begriff desto bestimmter auszudrücken, und so erscheint sie auf dem Grabmale des Sophokles und am Tempel des pythischen Apollo. Uebrigens verrichtete die Jynx ihren Zauber nicht durch Gesang, sondern durch die drehende Bewegung des Halses, und durch das wunderbare Vorstrecken der Zunge. Aus einer Vermischung der Jynx mit den musikliebenden Acheloiden, oder den jungfräulichen Sirenen, entstand die Wundergestalt der harpyensüßigen Nachtigallen, wie sie Lycophron nennt, d. h. die Sirenen mit dem Obertheile eines musikalischen Mädchens, und dem Untertheile eines Vogels aus dem Geschlechte der Spechte. Man schmolz gleichsam die doppelte Ueberredungskunst (Peitho) des Gesanges und des körperlichen Liebreizes in ein einziges allegorisches Zwittergeschöpf zusammen, das die veredelnde Kunst endlich in die reinere Form eines schönen, auf einer Lyra spielenden Mädchens umschuf, wie man sie noch auf einer Vase findet, welche Ardito in seiner Abhandlung (Illustrazione di un antico

vaso trovato nelle ruine di Locri) freilich etwas zu seltsam commentirt hat. Siehe übrigens Böttiger über die Keledonen, im N. T. Merkur 1800 S. 63.

K.*)

K. bedeutet auf französischem Gelde das Zeichen der Münzstadt Bordeaux. Auf dem zu Kremnitz geprägten Gelde bezeichnen K. u. B. die kremnitzer Erzgruben Kermecz und Bánya.

Kaaba heißt eigentlich ein viereckiges Haus. So nennt man ein Gebäude zu Mecca, welches, dem Koran zufolge, ursprünglich dem wahren Gott zu Ehren von Abraham und Ismael gebaut worden. Gott selbst ließ dazu einen schwarzen Stein vom Himmel fallen, der mit hinein gebaut wurde. In Zeiten größerer historischer Gewißheit war es dem Götzendienste der heidnischen Araber gewidmet. Die Aufsicht darüber war ein besonderes, sehr geschätztes Vorrecht, das, zufolge der ältesten Nachrichten, einem arabischen Stamme, den Gjorhamiden, dann den Khosaiten, zustand. Koßa, einer der Vorfahren des Muhamed, und Haupt des Stammes der Koreischiten, entriß dieses Vorrecht, mit dem die Obergewalt in Mecca verbunden war, den Khosaiten, und machte es zum erblichen Eigenthume seines Hauses und Stammes. Bei Muhameds Geburt war sein Großvater, Abdal Mutaleb, Schutzherr der Kaaba. Er war 35 Jahre alt, als die Koreischiten die Kaaba neu aufzubauen beschlossen hatten. Die Entscheidung des über die Frage entstandenen Zwistes, wem es gebühre, den heiligen, schwarzen Stein wieder an seinen Ort zu legen, überließen sie Dem, der durch Zufall zuerst eintreten würde. Das Schicksal wollte, daß dieß Muhamed war. Er ließ den Stein in kostbare Zeuge einwickeln, deren Zipfel Abgeordnete aller einzelnen Familien der Koreischiten faßten. Diese zogen den Stein an den Tüchern in die Höhe, und Muhamed selbst rückte ihn an seine Stelle. Vielleicht daß diese Begebenheit zu Muhameds Begeisterung und Wahn der eigenen göttlichen Sendung, so wie zu seinem Ansehn, nicht wenig beitrug; denn fünf Jahre nachher trat er als Prophet auf. Durch die eigene Handanlegung des Propheten von neuem geweiht, und von ihm wiederum zum Heiligthume Allahs, und zum Gedächtnisse Abrahams und Ismaels, gewidmet, ist die Kaaba das vornehmste unter den Heiligthümern Mecca's, und wird selbst von den Wechabiten, die alle übrigen Gegenstände muselmännischer Verehrung verachten, heilig gehalten. Nach ihr wenden die Muhamedaner, seit dem zweiten Jahre ihrer Zeitrechnung (Hegira), das Gesicht, wenn sie beten. S. den Art. Mecca.

Kabel heißen die großen Seile oder Taue, mit welchen man die Schiffe auf der Rhede oder anderwärts befestigt, damit sie fortgetrieben werden können. Jedes Schiff muß deren wenigstens drei haben. Es werden auch die Taue so genannt, mit welchen man Böte,

*) Die unter diesem Buchstaben gehörigen Artikel, welche man hier vermißt, sind unter C aufzusuchen.

oder andere schwere Sachen in die Höhe windet, oder Schiffe den Fluß hinaufzieht. Auch heißen die Ankerseile Kabel, oder Kabeltaue. Daher heißt die Kabel kappen so viel, als die Ankerseile entzweihauen. Ein Kabeltau pflegt 120 Klafter lang und 3 Zoll dick zu seyn. Der Kabeltanz ist in Seestädten ein Tanz der Matrosen, welchen sie mit einem Kabeltau unter vielen Figuren aufführen.

Kabeljau oder Kabljau, ein Seefisch, welcher, an der Luft gedörrt, den Namen Stockfisch führt, und eingesalzen oder getrocknet als Klippfisch (im Niedersächs. Rothschär) bekannt ist, eine Länge von 2 bis 3 Fuß, und eine Schwere von 14 bis 20 Pfund hat, und im mittelländischen Meere, in der Nordsee, bei Island 2c., am besten aber an den Küsten von Neu-Frankreich bei Terreneuve 2c. gefangen wird. Mit dem Kabeljaufang gewinnen die Norweger jährlich einige Tonnen Goldes.

Käfer nennt man überhaupt alle Insecten (s. d. Art.) der ersten Ordnung (Coleoptera). Sie zeichnen sich von allen andern Insecten durch die beiden hornartigen Decken aus, welche über ihren beiden untergeschlagenen häutigen, durchsichtigen Flügeln liegen. Bei einigen fehlen die wahren Flügel, und man findet nur Flügeldecken. Manche von ihnen können diese Decken nicht einmal aufheben, weil sie zusammengewachsen sind. Sie haben (wenige ausgenommen) auch auf allen übrigen Theilen des Körpers eine hornartige Bedeckung, und selbst die Beine und Fühlhörner bestehen aus einer ähnlichen Substanz. Alle Käfer haben sechs Beine, wovon zwei am Bruststücke, und vier am Hinterleibe sitzen. An dem Bruststücke und Hinterleibe befinden sich auf jeder Seite acht Luftlöcher. Alle Käfer entstehen aus Eierchen, welche das Weibchen an bestimmte Orte legt. Aus ihnen schlüpfen kleine madenähnliche Geschöpfe hervor. Diese heißen Larven, und haben, mit Ausnahme einiger, drei Paar am Bruststücke sitzende Beine. Wenn die Larven völlig ausgewachsen sind, verpuppen sie sich, oder werden zur Nymphe, aus welcher alsdann der vollkommene Käfer hervorgeht, welcher nun aber nicht mehr wächst. Seine Theile sind alle noch weich, erhalten aber an der Luft, nebst der ihnen zukommenden Farbe, auch bald die gehörige Härte. Uebrigens enthält diese Ordnung von Insecten die zahlreichsten Individuen. Linnée zählt deren 3819 Gattungen, welche er in 55 Geschlechter vertheilt. Von Zeit zu Zeit entdeckt man jedoch, besonders in andern Erdtheilen, noch neue Gattungen.

Kaftan, die bekannte türkische Nationaltracht, welche die Form eines Schlafrocks hat, und größtentheils von weißlicher Farbe mit blaßgelben Blumen ist, wird von baumwollenem oder seidenem Zeuge verfertigt, und zuweilen auch mit theurem Rauchwerk gefüttert. Dergleichen Kaftane werden vom türkischen Hofe an christliche Gesandte, oder andere Personen, welchen er eine besondere Ehre erzeigen will, als Geschenke ausgetheilt. Auch sind die Gesandten, wenn es ihnen nicht ausdrücklich gestattet ist, in der Tracht ihrer Nation zu erscheinen, gezwungen, sich bei den Audienzen, welche man ihnen ertheilt, in einen Kaftan zu kleiden.

Kain (Le), s. Lekain.

Kaiser — Kaiserkrönung. In der Rangordnung der europäischen Fürsten haben die Kaiser den höchsten Platz, weßwegen auch die Europäer mächtigen außereuropäischen Fürsten diesen Titel beizulegen pflegen. Das Wort Kaiser kommt her von Cäsar, dem gewöhnlichen Titel der römischen Imperatoren, und die deutschen Könige, als Schutzherren Roms, behielten seit Carl dem Großen diesen Titel

bei, indem sie sich als Nachfolger der alten römischen Imperatoren betrachteten. Eben deßhalb verlangte und erhielt auch der römische Kaiser unbedingt den ersten Rang unter allen Fürsten der Christenheit, da man ihn als den Nachfolger der Herren der Welt ansah, und Rom das Haupt der Christenheit war. Zweifelhafter ward dagegen der Rang von Rußland, welches im Jahre 1721 gleichfalls den kaiserlichen Titel annahm, dessen Anerkennung von Frankreich und Spanien nur unter der ausdrücklichen Bedingung bewilligt ward, daß Rußland sich anheischig mache, auf diesen Titel durchaus keine Ansprüche, in Betreff irgend eines Vorrangs, gründen zu wollen, wogegen Rußland nachmals zu wiederholten Malen erklärte, daß es nur dem römischen Kaiser den Vorrang zugestehe. Gewöhnlich ward bisher auch der Großherr in Constantinopel als Kaiser aufgeführt, ohne jedoch den kaiserlichen Titel, oder den der Majestät zu führen; der Titel des Großherrn ist bekanntlich der Sr. Hoheit. Erst in unsern Tagen entstand dagegen eine neue kaiserliche Würde, wiewol schon in frühern Zeiten einzelne Reiche ihre Kronen für kaiserliche Kronen erklärt hatten, wenn gleich die Regenten nur den Königstitel führten, wie dieß z. B. in Spanien der Fall war. Im Jahre 1804 ward Napoleon Bonaparte, damals lebenslänglicher erster Consul der französischen Republik, zum Kaiser der Franzosen erklärt, und allmälig von allen europäischen Mächten, mit einziger Ausnahme von England, in dieser Würde anerkannt. Die im Jahre 1806 erfolgte Niederlegung der deutschen Kaiserkrone durch Oesterreich, welches jedoch schon ein Jahr früher die österreichische Kaiserwürde angenommen hatte, äußerte auf die Rangfolge weiter keinen Einfluß; diese ward vielmehr durch verschiedene ausdrückliche Bestimmungen auf dem alten Fuße beibehalten. — Die Krönung war vormals, vorzüglich bei den römischen Kaisern, ein höchst wesentlicher Punkt. Lange Zeit hindurch hielten die deutschen Könige die Krönung durch den Papst zu Rom für eine unumgänglich nothwendige Bedingung der Kaiserwürde, zu welchem Ende sie daher oft sehr verderbliche Römerzüge unternahmen. Nachmals ward jedoch diese Krönung, zufolge der Vorschrift der goldenen Bulle, zu Aachen, und in den letztern Zeiten an dem Wahlorte selbst, zu Frankfurt am Main, vorgenommen. Eine meisterhafte Schilderung der Kaiserkrönung findet sich in Göthe's Aus meinem Leben, 1 Theil. Der Papst hat erst im Jahre 1804, bei Gelegenheit der Thronbesteigung Napoleons, sein altes Krönungsgeschäft wiederum verwaltet, nur mit dem Unterschiede, daß er hierzu nach Paris zu reisen gezwungen ward, statt daß die deutschen Könige selbst nach Rom kamen. Cz

Kaiserslautern (Lautern), eine Stadt am Flusse Lauter, mit 2363 Einwohnern, in der ehemaligen Unterpfalz, ist in der neuern Zeit besonders durch die merkwürdige Schlacht berühmt worden, in welcher am 29. u. 30. Nov. 1793 der verstorbene Herzog von Braunschweig, welcher hier seine ganze Macht versammelt hatte, eine Colonne der fränkischen Moselarmee, welche, Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, in einem blutigen, zweitägigen Treffen zurückschlug. Diese Schlacht, in welcher die Taktik der Preußen und das Genie ihres Feldherrn gegen die wüthenden Anfälle der Franken entschied, ist eine der merkwürdigsten in der neuern Geschichte, ob sie gleich mehr aus einer Menge kleiner Gefechte, als aus Hauptangriffen bestand. Ein zweites Treffen bei Kaiserslautern, in welchem am 20. Sept. 1794 der Erbprinz von Hohenlohe-Ingelfingen den linken Flügel

der fränkischen Rheinarmee schlug, und in Folge derselben Kaiserslautern besetzte, ist nicht minder merkwürdig. Durch den lüneviller Frieden ward diese Stadt 1801 an Frankreich abgetreten, und erhielt darauf eine lutherische Consistorialkirche. Jetzt ist es wieder an Baiern zurückgefallen.

Kakerlaken (**Albinos**, **weiße Neger**, **Blafards**, **Leucanthiopes**, **Dondos**), welche man ehemals auf der Erdenge von Panama, an den Mündungen des Ganges, gefunden, und als Individuen einer besondern Menschenart beschrieben hat, sind von neuern Naturforschern in verschiedenen Gegenden Europa's, wie z. B. in der Schweiz, unter den Savoyarden in den Chamounythälern, in Frankreich, in den Rheingegenden und andern Orten ebenfalls wahrgenommen worden. Was man aber sonst für eine eigene Gattung, wenigstens für eine Spielart, genommen hatte, das soll an diesen Kakerlaken eine Krankheit seyn, welche die Menschen unter allen Himmelsstrichen befallen kann, und der sogar die Thiere unterworfen sind. Man hält sie für die homines nocturni des Linée. Die Kakerlaken sehen milchfahl oder leichenhaft aus, und unterscheiden sich von den ächten Weißen nicht nur durch ihre runzlige Haut, sondern auch durch ihre gelben und feuerrothen Augen, welche sie beim hellen Lichte des Tages nie ganz öffnen können. Bei Mondenscheine und im Dunkeln können sie ziemlich gut sehen, weßwegen sie auch nur in der Nacht auszugehen pflegen, und aus diesem Grunde auch von Linnée und andern Naturforschern Nachtmenschen genannt werden. Ihr Haar ist zwar wollartig, wenn sie von wirklichen Negern, und etwas weniger kraus, wenn sie von Ostindiern abstammen, aber allezeit milchfahl und widrig, wie ihre Haut selbst. Dabei sind sie nicht nur außerordentlich dumm, sondern auch von einer sehr schwachen Leibesbeschaffenheit, und erreichen fast niemals die gewöhnliche Größe der Völker, zu denen sie ihrer Geburt nach gehören. Daher sind sie selten fähig, Kinder zu zeugen; wenn sie aber diese Kraft haben, so werden die Nachkommen, wie die Aeltern. Uebrigens ist hier der Name Kakerlaken im Allgemeinen genommen, sowol als Name der sogenannten Albinos (s. d. Art.), die stets weiß sind, als auch der eigentlichen Kakerlaken, deren braune Haut mit weißen Flecken gesprenkelt ist. Es ist von Girtanner die Hypothese aufgestellt worden, der Kakerlakismus sey eine Ueberladung des Körpers mit Sauerstoff, der Negrismus hingegen eine Ueberladung desselben mit dem Kohlenstoffe. **Kakerlaken** heißen bei den Indianern eine Art Schaben (Blattae), besonders die Blatta gigantea, welche sich in den indischen Wäldern aufhält, auf drei Zoll groß wird und eine Zierde der Insecten-Sammlungen ausmacht. Sie ist dunkelbraun und glänzend, und ihre Flügeldecken sind fuchsroth und gelblich. Von dieser Schabe haben die Indianer die Kakerlaken benannt.

Kaland (wahrscheinlich von Calendae) hieß eine im 13. Jahrhunderte in mehreren Gegenden Deutschlands entstandene Laien-Brüderschaft, die am ersten Tage jedes Monats an bestimmten Orten (Kalandshäuser, Höfe) zusammenkam, um gemeinschaftlich für die Seelen verstorbener Verwandten und Freunde zu beten, Beiträge zu Seelenmessen für sie zu steuern und darnach eine Mahlzeit zu halten. Die Mitglieder hießen **Kalandsbrüder**, und waren sie Geistliche, **Kalandsherren**. Der fromme Zweck kam später in Vergessenheit und nur das Schmausen erhielt sich, bis es auf die hohen Feste eingeschränkt und endlich die Brüderschaft als eine Veran-

lassung zu Ausschweifungen gänzlich aufgelöset wurde. Daher sagt man von einem beständig auf Schmausereien herumstreifenden Menschen: er kalandert die ganze Woche. In Niedersachsen werden noch jetzt festliche Schmausereien, und besonders die jährlichen Versammlungen der Geistlichen eines Districts Kalande genannt, und in Berlin gibt es einen Kalandshof, der zum Stadtgefängnisse gebraucht wird. E.

Kalif, d. i. Statthalter, nannten sich bescheidener Weise die Nachfolger des Propheten Muhamed in der Herrschaft über die Gläubigen und in dem hohen Priesterthume. Kalifat haben daher latinisirende Geschichtschreiber das Reich dieser Fürsten genannt, welches die Araber in einem Winkel Asiens gründeten, und, von dort durch religiöse Begeisterung hervorgetrieben, binnen wenig Jahrhunderten zu einer Herrschaft erhuben, die an Ausdehnung die römische Universalmonarchie fast übertraf. Die Geschichte der Araber vor Muhamed ist höchst dunkel, und, weil in geringer Verbindung mit der der übrigen Welt, auch von geringem Interesse. Die Ureinwohner von Arabien heißen den heutigen Arabern Bajabiten, Verlorne. Sich selbst leiten diese theils vom Joktan oder Kahtan, theils von Ismael her; die Nachkommen jenes nennen sich vorzugsweise Araber, die des letztern Mostaraber. Der Name Araber bedeutet Abendländer (denn das sind sie den Asiaten); in Europa und Afrika nannten sie sich Saracenen, Morgenländer. Die dreifache Eintheilung des Landes in das glückliche (Yemen), das steinige (Hegiar) und das wüste Arabien, welches die Landschaften Thahamah, Jememath und Hegiaz begreift, rührt von den Griechen her; die ältern arabischen Geschichtschreiber verstehen unter Arabien nur Yemen; Hegiaz rechnen sie theils zu Aegypten, theils zu Syrien, und das übrige Land heißt bei ihnen die syrische Wüste. Die Fürsten (Tobbai) dieser Länder waren vor Alters sämmtlich aus dem Stamme Kahtan, aus welchem das Geschlecht der Hamayriten zweitausend Jahre lang über Yemen herrschte. Die Araber Yemens und eines Theils des wüsten Arabiens lebten in Städten und trieben Ackerbau, auch Handel mit Ostindien, Persien, Syrien und Habesch, nach welchem letztern Lande sie viele Colonien sandten, ja welches wahrscheinlich ganz von Arabien aus bevölkert wurde. Der übrige Theil des Volks zog, wie noch jetzt, nomadisch in der Wüste umher. Die Religion der Araber in der Zeit der Unwissenheit (wie sie die vor Muhamed nennen) war im Allgemeinen Anbetung der Gestirne; jedoch bei den verschiedenen Stämmen mit großer Verschiedenheit, indem Jeder einem andern Sternbilde die größte Verehrung bewies. Mannhaft vertheidigten die Araber Jahrtausende lang Freiheit, Glauben und Sitte ihrer Väter gegen alle Angriffe der morgenländischen Eroberer, durch Wüsten und Meere eben so sehr, als durch ihren Arm beschützt. Weder die babylonischen und assyrischen, noch die ägyptischen und persischen Könige vermochten sie zu unterjochen. Endlich von dem großen Alexander bezwungen, benutzten sie sogleich nach seinem Tode die Uneinigkeit seiner Feldherren und Nachfolger zur Wiedererwerbung der Unabhängigkeit. Ja es durften in diesem Zeitraume die nördlichen Fürsten Arabiens ihre Herrschaft bis über die Gränze von Arabien ausdehnen. Von jeher hatten die arabischen Nomaden, besonders zur Winterszeit, tief ins fruchtbare Irak oder Chaldäa gestreift. Jetzt unterwarfen sie sich einen Theil davon gänzlich, der noch jetzt davon Irak Arabeh genannt wird. Von da drang der Stamm Hareth

noch weiter, bis in Syrien ein, und ließ sich im Lande Gassan nieder, woher er den Namen Gassaniden bekam. Drei Jahrhunderte nach Alexander drang auch die römische Eroberungswuth an diese Gränzen. Die getheilten Araber mochten den römischen Heeren nicht überall mit Erfolg widerstehen, und ob ihr Land gleich nie völlig zur Provinz gemacht wurde, so blieben doch wenigstens die nördlichen Fürsten immer in einer gewissen Abhängigkeit von den Kaisern, die jene nur als ihre Statthalter ansahen. Freier erhielten sich die alten Hamayriten in Yemen, gegen die ein Zug zur Zeit des Augustus mißlang. Mit der Schwäche der römischen Monarchie vermehrte sich aber auch das Streben jener nach gänzlicher Unabhängigkeit, welche zu gewinnen einer Vereinigung aller arabischen Stämme leicht geworden seyn würde; aber zerstreut und zerspalten, wie sie waren, brachten sie in diesen Kämpfen bald glücklicher, bald unglücklicher, viele Jahrhunderte zu, bis ein begeisterter Mann ihnen durch Mittheilung seines Feuereifers Einheit, und durch die Einheit Stärke gab. Das Christenthum fand früh viele Anhänger; es gab selbst mehrere Bischöfe, die den Metropoliten zu Bosro (in Palästina an der arabischen Gränze) erkannten. Doch konnte der uralte Sternendienst nicht ganz vertrieben werden. Jene Widersetzlichkeit der Araber gegen den römischen Despotismus zog eine Menge der im orthodoxen Ostreiche verfolgten Ketzer zu ihnen, besonders die Monophysiten und die im ganzen Oriente verbreiteten Nestorianer, und der Fanatismus dieser Vertriebenen gab jenen Widerstrebungen neues Feuer. Auch die Juden waren, besonders seit der Zerstörung Jerusalems, in Arabien sehr zahlreich, und machten sogar, vorzüglich in Yemen, Proselyten. Der letzte König der Hamayriten war jüdischen Glaubens, und seine Verfolgungen der Christen zogen ihm (502) den Krieg mit dem Könige von Aethiopien zu, der ihm Thron und Leben kostete. In dem Abscheu, oder der Gleichgültigkeit, den so große Verschiedenheit der Secten bei Vielen erregte, liegt die Hauptursache von dem schnellen Gelingen des Unternehmens Muhameds, einen neuen Glauben aufzustellen. In Vergleichung mit dem großen Bilderdienst der damaligen Katholiken, mit den Träumereien der Ketzer und den Thorheiten der Juden und Heiden mußte jener Glaube allerdings höchst rein und göttlich erscheinen. (S. Muhamed). — Abdallah Ebn Abu Koafas, genannt Abubekr, d. i. Vater der Jungfrau, (weil seine Tochter Ajescha die einzige unter den Weibern Muhameds war, die dieser als Jungfrau geheirathet), trug in der ziemlich stürmischen Wahl eines Nachfolgers des Propheten über den Ali, den Vetter und Eidam des letztern, den Sieg davon, und ward erster Kalif. (Jahr der Hegira 11., n. C. 632.) Durch Hülfe seines Feldherrn, des tapfern Kaled, über alle innern Feinde siegreich, begann er, mit Schwertes Gewalt, den Islam, wie der Koran will, zu benachbarten Völkern zu tragen. Mit der Losung: Bekehrung oder Zinsbarkeit! drang ein unzähliges Heer, ganz aus freiwilligen Streitern bestehend, die durch ein Aufgebot zum heiligen Kriege begeistert worden, zuerst in Syrien ein. Sieger in der ersten Schlacht, wurden sie doch nachher von den Griechen mehrere Male geschlagen; als sie aber einmal durch die verrätherische Uebergabe von Bosro festen Fuß im Lande gefaßt, unternahmen sie unter Kaled die Belagerung von Damascus, und gewannen es, nachdem dieser zwei große Heere, die Kaiser Heraklius zum Entsatz sandte, geschlagen, durch Capitulation (633, Heg. 12), welche treulos gebrochen wurde. Kaled ließ die abziehenden Christen verfolgen und niederhauen. Durch Abubekrs letzten Willen, der nur

ein Jahr den Propheten vertrat, ward Omar, ein anderer Schwiegervater des Propheten, zweiter Kalif. Dieser vertraute den Oberbefehl über die Streiter des Islams anstatt Kalebs dem menschlichen Obeidah, und vollendete durch ihn, doch keinesweges leicht, und nicht ohne tapfere Gegenwehr der Griechen, die Unterwerfung von Syrien (638, Heg 17). Als Jerusalem genöthigt worden, die Uebergabe anzubieten (636, Heg. 15), zog Omar selbst dahin und bestimmte die Capitulation, die nachher dem Verhältnisse der Moslemim zu den unterjochten Christen überall zum Muster gedient hat, und auf deren Beobachtung der gerechte Kalif pünktlich hielt. Eben so glücklich war ein anderer Feldherr, Amru, in Aegypten, das in zwei Jahren (bis 640) dem Kalifat unterworfen wurde. (Von der Verbrennung der Bibliothek zu Alexandrien s. den Art. arabische Kunst und Literatur.) Omar ward zuerst Emir al Mumenin (Fürst der Rechtgläubigen) genannt, ein Titel, der auf alle folgende Kalifen forterbte, und von den unkundigen Franken in Miramolin verdreht wurde. Nach Omars Ermordung durch einen rachsüchtigen Sclaven (643, H. 23) erwählte ein Rath von einigen Männern, die er auf dem Todtenbette dazu ernannte, mit abermaliger Uebergehung des Ali, den Osman oder Othman, Eidam des Propheten durch zwei Töchter desselben. Unter ihm gelangte das Reich der Araber schnell zu einer bewunderns-würdigen Größe. Während sie im Osten den Islam mit Kriegsgewalt nach Persien brachten, drangen sie in Afrika längs der Nordküste bis nach Ceuta vor. Auch Cypern (647) und Rhodus (654) wurden erobert, jenes aber schon nach zwei Jahren wieder verloren. So mußte auch Alexandrien und ganz Aegypten den Griechen, die sich mit Hülfe der Eingebornen wieder dort festgesetzt, zum zweiten Male, nicht ohne Schwierigkeit, entrissen werden. Solche Unfälle begaben sich durch die Maßregeln Othmans, der, dem trefflichen Omar an Weisheit weit nachstehend, nicht den Tüchtigsten, sondern seinen Günstlingen die Provinzen vertraute. Die Unzufriedenheit mit ihm brach (654, H. 34) in einen allgemeinen Aufstand aus, der mit seiner Ermordung endigte. Ali, gleichfalls Eidam des Propheten durch Fatimen, ward durch die Wahl des Volks von Medina der vierte Kalif, und wird für den ersten rechtmäßigen gehalten von einer zahlreichen Secte der Muhamedaner, die ihm und seinem Sohne Hossein fast gleiche Ehre mit dem Propheten erweiset. Die Perser sind jetzt dieses Glaubens; daher der Haß der Türken gegen sie. Ali selbst hatte, anstatt die Eroberungen seiner Vorfahren fortsetzen zu können, stets mit innern Feinden zu kämpfen. Nicht nur gehässig war ihm Ajedscha, des Propheten Witwe, genannt Mutter der Gläubigen; es machten auch Tellah, Zobeir und besonders der mächtige Moawijah, Statthalter von Syrien, auf die Regierung Anspruch. Alle diese wußten den Verdacht zu erregen und zu verbreiten, daß Ali die Ermordung Osmans veranstaltet habe. Vergebens suchte Ali seine Widersacher durch Besetzung der Statthalterschaften mit seinen Freunden zu entkräften. Die neuen Statthalter wurden nirgends angenommen. Die Mißvergnügten brachten ein Heer zusammen und Bassora in ihre Gewalt. Ali schlug sie, wobei Tellah und Zobeir blieben, aber den Moawijah und seinen Freund Amru konnte er nicht hindern, in Syrien, Aegypten, und selbst in einem Theile von Arabien sich auszubreiten und zu behaupten. Drei Männer von der Secte der Kharegiten machten den Anschlag, zur Herstellung der Eintracht unter den Gläubigen, jeder eins der drei Häupter der Factionen, Ali, Moawijah und

Amru zu tödten; doch nur das Unternehmen auf Ali gelang. Er fiel 660, H. 40. Ali war nicht ohne wissenschaftliche Bildung. Die bekannten Sittensprüche und das sogenannte Giafa sind unter seinen Werken am berühmtesten. Sein Sohn, der sanfte, friedliche Hassan, hatte keine Lust, das ihm übertragene Kalifat gegen den unermüdlichen Widersacher Moawijah zu vertheidigen; aber vergebens glaubte er durch feierliche Niederlegung der Regierung Sicherheit zu erwerben. Gift, von Moawijah, soll ihn getödtet haben. Moawijah I. verlegte den Sitz des Kalifats aus der Stadt des Propheten, Medina, wo er bis dahin stets gewesen, in seine bisherige Statthalterschaft nach Damascus (673, H. 54). Mit ihm fängt die Reihe der ommajjadischen Kalifen an, welchen Namen dieses Geschlecht von dem Urältervater Moawijahs, Ommajjah, führte. Auch er mußte bald nach seiner Thronbesteigung einen Aufstand der Kharegiten durch einen Feldzug, und eine Empörung zu Bassora durch schwere Strafgerichte dämpfen. Sodann dachte er ernstlich auf den gänzlichen Umsturz des byzantinischen Reichs. Sein Sohn Jezid durchzog Kleinasien fast ohne Widerstand zu finden, ging dann über den Hellespont und unternahm die Belagerung von Constantinopel, mußte sie aber wieder aufheben (669, H. 49) Glücklicher war der Feldherr Obeidah gegen die Türken in Khorasan; er schlug sie und drang selbst in Turkestan ein (673, H. 54). Ein nicht völlig würdiger Nachfolger des staatsklugen Morawiah war (679, H. 60) sein Sohn Jezid. Er wurde anfangs von den heiligen Städten Mecca und Medina nicht anerkannt, die, so lange die Kalifen in letzterer Stadt gewohnt, eine vorzügliche Stimme bei deren Wahl behauptet hatten, aber nicht gefragt worden waren, als Moawijah, nach der Sitte der Kalifen, bei seinem Leben seinen Nachfolger bestimmte. Die Unzufriedenen fielen theils dem Hossein, dem berühmten Sohne Ali's, theils dem Abdallah, Zobeirs Sohne, welche beide die Krone in Anspruch nahmen, zu. Eine Empörung der Bewohner in Irak zu Gunsten Hosseins von Moslem und Hani geleitet, ward durch die Klugheit und Entschlossenheit des kufanischen Statthalters Obeidallah erstickt, und der von den Verschwornen herbeigerufene Hossein getödtet (680, H. 61), zu großer Unzufriedenheit des Kalifen, der an den Kindern Hosseins, das dem Vater zugefügte Unrecht durch Wohlthaten gut zu machen suchte. Abdallah ebn Zobeir ward in Medina als Kalif erkannt, wo man den Jezid wegen seiner Ueppigkeit und Freigeisterei verabscheute. Medina ward darauf berennt, bezwungen und geplündert, aber Hosseins dort wohnende Familie auf des Kalifen ausdrücklichen Befehl verschont. Nach Jezids Tode (683, H. 64) legte sein Sohn Moawijah II., ein frommer Jüngling, von der Secte der Motageliten, (die den Fanatismus der übrigen Muhamedaner verwarfen, das ihm übertragene Kalifat nach wenig Monaten freiwillig nieder. Da er sich keinen Nachfolger ernannt hatte, so brach Anarchie ein. Obeidallah, Statthalter von Irak, versuchte in Bassora ein eigenes Reich zu stiften, ward aber bald von den Einwohnern selbst vertrieben, die nun, wie ganz Irak, Hegiaz, Yemen und Aegypten, den Abdallah ebn Zobeir als Kalifen erkannten. In Syrien ward anfangs der dem Abdallah ergebene Dehak zum Reichsverweser, dann aber von den Damascenern gleichwol der Ommajjade Merwan I. zum Kalifen ernannt, der sich bald ganz Syrien und Aegypten unterwarf. Khorasan riß sich vom Kalifate los und gab sich einen eigenen Fürsten in dem edeln Salem. Im folgenden Jahre (684, H. 65) erhob Soliman ebn Sarad einen mächtigen Aufstand der Un-

zufriedenen von Syrien und Arabien, und erklärte beide Kalifen für abgesetzt, ward aber von dem bewährten Krieger Obeidallah geschlagen. Merwan hatte eidlich versprechen müssen, dem Sohne Jezids, Kaled, das Kalifat zu hinterlassen; dennoch ernannte er seinen Sohn Abdalmelek zu seinem Nachfolger. Unter ihm Kalif (684, H. 67) ward Mokthar, ein neuer Empörer wider beide Kalifen, vom Nebenkalifen Abdallah überwunden (686, H. 67), dadurch aber dieser dem Abdalmelek desto furchtbarer. Abdalmelek, um zu seiner Bekämpfung freie Hand zu haben, schloß mit dem griechischen Kaiser Justinian II. einen Frieden, worin er, die Ordnung des Korans gerade umkehrend, den Christen einen jährlichen Tribut von 50,000 Goldstücken bewilligte. Er zog darauf gegen Abdallah, schlug ihn zweimal, nahm Mecca mit Sturm, wobei Abdallah blieb, und vereinigte so wieder in seiner Hand die Herrschaft über alle Muselmänner; doch machte ihm die Widersetzlichkeit der Statthalter, der Fluch aller Despotien und Vorbedeutung der einstigen Zerspaltungen des Kalifats, noch viel zu schaffen. Er war der erste Kalif, der Münzen schlagen ließ (†705, H. 86). Unter Walid I. seinem Sohne, eroberten die Araber östlich Chowaresmien und Turkestan (707, H. 88), nördlich Galatien (710) und westlich Spanien (711). (S. d. Art. Spanien.) († 716, H. 97). Sein Bruder und Nachfolger ließ Constantinopel belagern, erlitt aber durch Stürme und durch das griechische Feuer zweimal völlige Zerstörung seiner Flotte; dagegen eroberte man Georgien. († 718, H. 99). Omar II., durch Solimans letzten Willen sein Nachfolger, erregte das Mißvergnügen der Ommajjaden durch seine milden Gesinnungen gegen die Aliden, und wurde von jenen vergiftet. (721, H. 102). Jezid II., ebenfalls nach Solimans Verfügung sein Nachfolger, starb vor Gram über den selbst verschuldeten Tod einer Geliebten (723, H. 104). Seinem Bruder Hescham machte der Alide Zeid, Hosseins Enkel, das Kalifat streitig. Dieser ward zwar überwältigt und getödtet, aber ein anderes Haus, die Abbassiden (von Abbas, dem Sohne des Abdalmotaleb, des Oheims des Propheten abstammend) fing an furchtbar zu werden. Unter Hescham wurde den Fortschritten der Saracenen im Westen durch die Kraft Carls Martells, der bei Tours (732) und bei Narbonne (736) ihre Heere vernichtete, ein Ziel gesetzt. Der Wollüstling Walid II. ward nach einjähriger Herrschaft umgebracht (743, H. 126). Nach den fast eben so kurzen Regierungen Jezids III. und des Abbassiden Ibrahim, folgte Merwan II. mit dem, bei den Arabern achtbaren, Beinamen: der Esel (al Hemar). Ibrahim, von diesem entthront und eingekerkert, ernannte seinen Bruder Abul Abbas zu seinem Nachfolger, und ward darauf im Gefängniß ermordet. Abdallah, Abul Abbas Oheim, erhob nun die Waffen gegen den Kalifen, der eben damals mit einer gefährlichen Empörung in Persien viel zu thun hatte. Merwan ward zweimal geschlagen und blieb (752, H. 134). Mit ihm schließt die Reihe der ommajjadischen Kalifen. Der wüthende Abdallah rottete verrätherischer Weise durch ein gräßliches Blutbad bei einer Zusammenkunft alle Ommajjaden aus. Nur zwei entrannen. Abdorrahman entkam nach Spanien, wo er das unabhängige Kalifat von Cordova stiftete (s. Spanien); ein anderer in einen Winkel Arabiens, wo er als Kalif erkannt wurde und seine Nachkommen bis ins 16. Jahrhundert herrschten. Abul Abbas, obwol unschuldig an jener Grausamkeit, die ihm den Thron sicherte, bekam doch davon den Namen Saffah, der Blutige. Er starb sehr bald, 18 Jahre alt, an den Kinderblattern (753, H. 135). Sein Bruder Abu

Giafar, genannt al Mansor (der Sieghafte) mußte zuerst im eigenen Oheim Abdallah einen Nebenbuhler bekämpfen, den er jedoch glücklich besiegte. Sein Geiz zog ihm viele Feinde zu, die aber seine treulose Schlauheit zu unterdrücken wußte. Jenen prächtigen Beinamen erwarben ihm seine Eroberungen in Armenien, Cilicien und Cappadocien. Er baute (764, H. 146) die Stadt Bagdad am Tigris, und verlegte (768, H. 150) dahin den Sitz des Kalifats. Er starb auf einer Wallfahrt noch Mecca, mit Hinterlassung eines ungeheuren Schatzes (775, H. 158). Mahadi, sein edlerer Sohn und Thronfolger, mußte die unruhigen Khorasaner unter dem vorgeblichen Propheten Hakem bekämpfen († 785, H. 169), und Hadi, sein Enkel, die Aliden unter Hosseins, Alis Urenkel. Hadi ließ die Zendinen, eine der Lehre von zwei Naturprincipien anhängende Secte, vertilgen. Nach der gewöhnlichen Erbfolgeordnung und Mahadis Verfügung folgte dem Hadi nicht sein Sohn, sondern sein Bruder Harun (786, H. 170), der wegen seiner Gerechtigkeit Al Raschid genannt, und durch Beförderung der Künste und Wissenschaften berühmt ist. Er schloß einen Waffenstillstand (wirklicher Friede durfte nie mit den Christen gemacht werden) mit der griechischen Kaiserin Irene (788 H. 172), die ihm Tribut bewilligen mußte. Jahir, ein Alide, machte ihm den Thron streitig, unterwarf sich aber nachher. Gleichwol befleckte Harun seinen Ruhm durch Ermordung desselben; noch mehr durch die seiner Schwester Abbassah und ihres Geliebten, des Barmeciden Giafar, und durch die Verstoßung und Verfolgung des ganzen, um den Staat und ihn selbst hochverdienten Hauses der Barmeciden. Haran theilte das Reich unter seine drei Söhne. Al Amin sollte, als einiger Kalif, Irak, Arabien, Syrien, Aegypten und Afrika unmittelbar beherrschen, unter ihm Al Mamum Persien, Turkestan, Khorasan und den ganzen Osten; Molassem Kleinasien, Armenien und alle Küstenländer des schwarzen Meers. Die jüngern Brüder sollten dem Amin im Kalifate folgen. Zu Thous in Khorasan, wo Harun durchreisete, um einen in Samarkand ausgebrochenen Aufruhr zu stillen, ereilte ihn der durch wunderbare Träume vorbedeutete Tod (809, H. 193). Al Amin (der Getreue; er hieß eigentlich Muhamed) war dieses Namens unwerth. Ungetreu seinen Herrscherpflichten und allen Lüsten ergeben, überließ er, jene auszuüben, seinem Vezier Fadhel. Dieser bewog, aus Haß gegen Mamun, den Kalifen, seinen Sohn zum Nachfolger zu ernennen, und den Molassem aus seinem Landestheile zu verdrängen. Bruderkrieg erhob sich. Mamuns Feldherr, Thaher schlug die Völker des Kalifen, nahm Bagdad ein, und ließ den Amin tödten (813, H. 197). Mamun ward als Kalif erkannt. Edler in seinen Neigungen als Amin, pflegte er Künste und Wissenschaften, überließ aber, wie jener, Dienern Regierung und Heere. Seine Maßregel, einem, obwol würdigen, Günstlinge, Riza zu Gefallen, das Kalifat auf die Aliden zu bringen, brachte die mächtigen Abbassiden zum Aufstande. Sie erklärten den Mamun des Thrones verlustig und den Ibrahim zum Kalifen, unterwarfen sich aber wieder, als Riza gestorben und der Kalif andern Sinnes geworden war. Das große Reich der Araber, in unzähligen Statthalterschaften über zwei Welttheile ausgedehnt, mochte schwer unter seinem Scepter gehalten werden. Vom Satrapendespotismus ist nur Ein, unter schwachen Oberherren leichter, Schritt zur Selbstherrschaft. Die Weisheit der ersten Abbassiden vermochte dieses Uebel nur aufzuhalten, die Fehler der spätern beförderten es. Schon unter Harun al Raschid hatten die Aglabiden in Tunis (800, H. 184). eben so die Edri-

siden in Fez, unabhängige Reiche gestiftet. Jetzt warf Thaher, zum Statthalter von Khorasan ernannt, sich dort zum Herrn auf. Von ihm die Thaheriden. Mamun sandte den Thomas, einen vertriebenen Griechen, mit einem Heere gegen den griechischen Kaiser Michael II. (den Stammler). Thomas verheerte Kleinasien und belagerte Constantinopel; aber ein Sturm zerstreute seine Flotte (823, H. 207). Einen zweiten Angriff auf die Kaiserstadt halfen die Bulgaren abschlagen; Thomas ward gefangen und hingerichtet. Gegen die vielen Religionssecten, in die die Muselmänner sich damals theilten, erwies sich Mamun duldsam. († 833, H. 218.) Während seiner Regierung (um 830, H. 215) eroberten die afrikanischen Araber Sicilien und Sardinien, wo sie sich gegen 200 Jahre behaupteten, bis ihnen jenes (1035) von den Normännern, dieses (1051) von den Pisanern entrissen ward. Montassem, zuerst Billah (von Gottes Gnaden) zubenannt, Haruns dritter Sohn, erbaute 12 Meilen von Bagdad eine neue Stadt, Samarath, und verlegte seinen Sitz dahin. In seinen Kriegen gegen die Griechen und aufrührerischen Perser brauchte er zuerst türkische Söldner. Aus Gram über den Tod seines Leibarztes ward Montassem wahnsinnig und starb (842, H. 227). Wathek Billah, sein Sohn, Anhänger der motazelitischen Secte, that Manches für wissenschaftliche Cultur, aber, ein entkräfteter Wollüstling, starb er an Nervenschwäche (846, H. 232). Einen Erbfolgestreit zwischen seinem Bruder Motawackel und Sohne Mothadi entschied die schon sehr mächtige und anmaßende türkische Leibwache für den Unwürdigsten, den Erstern. Immer mehr wurde es unter Motawackel Billah Sitte, alle Kriege durch die türkischen Söldner zu führen, wodurch die Araber unkriegerisch und weichlich wurden, wie in jenem heißen Clima Jeder, der nicht in beständiger Thätigkeit lebt. Motawackel zeigte einen blinden Haß gegen die Aliden, selbst gegen das Andenken der Verstorbenen, übrigens schadenfrohe Rohheit, Hang zur Wollust und Grausamkeit. Sein eigener Sohn, Montasser, von ihm zu beiden erzogen und dabei oft schändlich gemißhandelt, verschwor sich wider ihn mit der türkischen Leibwache und ließ ihn umbringen (861, H. 247). Ihn riefen nun die Türken, die Kalifenwahl sich anmaßend, zum Fürsten der Gläubigen aus, und zwangen seine an der Schandthat unschuldigen Brüder, deren Rache sie fürchteten, der Thronfolge, die ihnen von Motawackel bestimmt war, zu entsagen. Montasser starb nach kurzer Zeit an einem Fieber, das Gewissensbisse ihm zugezogen (862, H. 248). Die Türken erwählten nun Mostain Billah, einen Enkel des Kalifen Motassem. Zwei Aliden warfen sich neben ihm zum Kalifen auf. Der eine, zu Kufa, ward besiegt und getödtet; der andere aber stiftete in Tabarestan ein unabhängiges Reich, das ein halbes Jahrhundert bestanden hat. Uneinigkeit der türkischen Söldner unter einander selbst vollendete die Zerrüttung des Reichs. Eine Partei erhob den Motaz, zweiten Sohn Motawackels, auf den Thron, und nöthigte den Mostain, abzudanken. Motaz Billah ließ ihn bald aus dem Wege räumen, so wie seinen eigenen Bruder Muwiad. Er dachte darauf, die türkischen Söldner abzuschaffen, aber ehe er das Herz faßte, es auszuführen, empörten sie sich wegen rückständigen Soldes und nöthigten ihn, die Regierung niederzulegen, worauf er bald starb (869, H. 255). Sie erhoben zum Kalifat Mohedi Billah, des Kalifen Wathek Sohn, stürzten aber diesen trefflichen Fürsten schon nach elf Monaten wieder, weil er ihre Kriegszucht verbessern wollte. Unter Motawackels drittem Sohne, dem Lüstlinge Motamed Billah, den sie darauf zum Ka-

liken ausriefen, gelang es endlich seinem klugen und wackern vierten Bruder Muaffek, die verderbliche Uebergewalt dieser Türken zu dämpfen. Motamed verlegte den Sitz des Kalifats von Somarath wieder nach Bagdad (873, H. 259), wo er seitdem geblieben. In demselben Jahre folgte in dem unabhängigen Khorasan, durch eine Revolution, auf die Dynastie der Thaheriden die der Soffariden, die ihre Herrschaft in der Folge über Tabarestan und Segestan ausbreitete. Auch der Statthalter von Aegypten und Syrien, Achmet ben Tulun, machte sich (877, H. 263) dort zum Selbstherrscher: von ihm die Tuluniden. Zwar vernichtete der tapfere Muaffek das Reich der Zinghier in Kufa und Bassora zehn Jahre nach seiner Entstehung (881, H. 268); aber das Kalifat vor dem Zerfallen, zu dem es immer mehr sich hinneigte, zu erretten, vermochte er nicht. Motamed starb bald nach ihm (892, H. 279) und Muaffeks Sohn, Mothadad Billah, folgte ihm. Er bekriegte unglücklich eine neue in Irak entstandene Secte, die Karmathen (899, H. 286). Sein Sohn, Moktaphi Billah (902, H. 289) war glücklicher gegen diese, noch mehr aber gegen die Tuluniden, indem er Aegypten und Syrien sich wieder unterwarf (905, H. 292). Unter dessen Bruder Moktadar Billah, der ihm (909, H. 295) in einem Alter von 13 Jahren folgte, zerrütteten Empörungen und blutige Zwiste um die Reichsverwaltung das Reich. Er ward mehrere Male ab- und wieder eingesetzt, endlich gemeuchelmordet (931, H. 319). Unter ihm erhob sich in Afrika Abu Muhamed Obeidallah, der von der Fatime, Tochter des Propheten (also von Ali) abzustammen vorgab, stürzte die Dynastie der Aglabiden in Tunis, und stiftete die der Fatimiten (919, H. 298). Nicht zufrieden, dort unabhängig vom Kalifen zu herrschen, behaupteten diese, als Kinder des Propheten, selbst die einzigen rechtmäßigen Kalifen zu seyn. Bald darauf gelangte in Persien die Dynastie der Buiden zu Ansehn und Macht (925, H. 315). Khorasan war noch immer unabhängig, nur daß an der Soffariden Stelle die Samaniden traten; in einem Theile Arabiens herrschten die ketzerischen Karmathen, in Mesopotamien die Hamadamiten. In dem kaum wiedergewonnenen Aegypten wurde Akschid vom Statthalter zum Herrscher. Von ihm die Akschiditen. Kaher Billah, Mothadeds dritter Sohn, verdiente durch Bosheit und Grausamkeit sein Schicksal. Die wieder mächtig gewordenen türkischen Söldner stürzten ihn vom Throne ins Elend (934, H. 322), in welchem er nach 5 Jahren umkam. Rhadi Billah, sein Bruder, führte die Würde eines Emir al Omara (Befehlshaber der Befehlshaber) ein, mit welcher die Ausübung einer unumschränkten Gewalt im Namen der Kalifen verbunden war, und stellte dadurch sich selbst immer mehr in den Hintergrund. Der erste, der diese Würde bekleidete, hieß Raik; bald aber entriß sie ihm der Türke Jakan durch Gewalt der Waffen (939, H. 327) und dehnte ihre Macht zu einer Unumschränktheit aus, die dem Kalifen von seiner weltlichen Gewalt nichts als diesen Namen ließ, und selbst das Recht, über die Thronfolge zu verfügen, umfaßte. Raik bekam zur Entschädigung Kufa, Bassora und Irak Arabeh als unabhängiges Reich. Noch ein Mal versuchte der folgende Kalif, Motaki Billah, Moktaders Sohn, durch Ermordung Jakems, die Selbstregierung wieder zu gewinnen, aber bald zwangen ihn die türkischen Söldner, einen andern ihrer Landsleute zum Emir zu ernennen, den Tozun, der dieses Amt erb- und eigenthümlich machte. Er vermachte es förmlich einem gewissen Schirzad; bald aber kam es in die Hände des persischen Fürstenhauses der Buiden, die der folgende,

Kalif Mostakfi Billah gegen die Tyrannei des Schirzad zu Hülfe gerufen. Der erste buidische Emir Moezeddulat vererbte es auf seine Nachkommen. Nun herrschte in Bagdad nicht der Kalif, sondern der Emir, aber nur über einen kleinen Strich Landes. In jeder etwas entlegenen Provinz gab es unabhängige Fürsten. Ein Namensverzeichniß derer, die fortan Kalifen hießen, fortzuführen, wäre überflüssig; denn diese muselmännischen Päpste hatten bei weitem nicht die Macht der christlichen. Zu weitläufig wäre die Verfolgung der einzelnen Zweige, in welche die Geschichte des Kalifats sich nun zerspaltet; aber die Hauptveränderungen, durch welche die einzelnen Staaten und ihre Dynastien hindurch gingen, und durch welche die Herrschaft der ottomannischen Pforte vorbereitet wurde, müssen wir andeuten. — Die Minderjährigkeit des Akphiditen Ali benutzte der Fatimit Morz Ledinillah, Nebenkalif in Tunis, um sich Aegypten zu unterwerfen (969, H. 358), und baute darauf Kahirah, den Sitz seines Kalifats. So waren nun drei Kalifen, zu Bagdad, Kahirah und Cordova, deren jeder die andern verketzerte. Die Fatimiten fielen aber, wie die Abassiden, unter die Gewalt ihrer Veziere; die Ommajjaden in Cordova wurden, wie diese, durch Theilung Spaniens in viele kleine Reiche, um alle Gewalt gebracht, bis die Morabethun sie völlig stürzten (s. Spanien). Als Ilkan, König von Turkestan, Khorasan erobert und die Samaniden gestürzt hatte, vertrieb ihn Machmud, Fürst von Gazna, wieder, und gründete dort die Herrschaft der Gazneviden (998, H. 388), die aber bald von seldschukischen Türken unter Togrul Beg wieder gestürzt wurden (1030, H. 421). Dieser eroberte auch Chowaresmien, Georgien und das persische Irak. Vom Kalifen Cajem Bemeillah zu Bagdad gegen die Tyrannei der buidischen Emirs zu Hülfe gerufen, kam er nach Bagdad und ward selbst Emir (1055, H. 448), wodurch die Herrschaft der Türken über alle Muselmänner fest begründet wurde. Er vererbte auf seinen Neffen Alp Arslan (der den griechischen Kaiser Romanus Diogenes schlug und gefangen nahm) diese Würde mit solcher Macht, daß diese türkischen Emirs al Omara häufig Sultane von Bagdad genannt wurden. Türkische Fürsten, die sich in andern Provinzen zu Herrschern aufwarfen, begnügten sich anfangs mit dem Titel Atabek (Vater, Lehrer) wie die Atabeks von Irak und Syrien, von Adherbidschan, Fars (Persien) und Laristan. Die Atabeks von Syrien und Irak waren es, mit denen die Kreuzfahrer hauptsächlich zu kämpfen hatten. Der erste hieß Omadeddin Zenghi, bei den Franken Sanguin. Nachher nannten auch sie sich Sultane; Alle erkannten den Kalifen von Bagdad als geistlichen Oberherrn aller Muselmänner; seine weltliche Gewalt erstreckte sich nicht über die Mauern von Bagdad hinaus. Nureddin, Zenghi's Sohn, vom fatimitischen Kalifen Adhed ersucht, Bagdad gegen die Willkür seines Veziers zu schützen, sandte gen Cairo nach einander die Kurden, Schirkueh und Salaheddin; Letzterer aber stürzte die Fatimiten (als schismatische Gegenpäpste) und warf sich zum Sultan von Aegypten auf (1170, H. 556), womit er nach Nureddins Tode auch Syrien vereinigte. Dieses ist der große Salaheddin (Saladin), der furchtbare Christenfeind, der Eroberer von Jerusalem. Die Dynastie, die er begann, heißt von seinem Vater Ajub, die der Ajubiden. Sie herrschten über Aegypten, bis die Mamelucken sie verdrängten (1250). Die schelbschukischen Sultane von Irak wurden (1194, H. 590) von den Chowaresmiern gestürzt, und da die von Khorasan ausgestorben, blieb von der seldschukischen Herrschaft nur noch das Reich Ikonium oder Rum in Kleinasien

übrig, von welchem das heutige türkische Reich sich herschreibt (s. d. Art. ottoman. Pforte). Die chowaresnischen Sultane verbreiteten ihre Eroberungen weit nach Asien, bis der Schrecken der Tartarn unter Dschingiskan (1220, H. 617) in diese Gegenden kam. Dessen Sohn Octai stürzte sie endlich ganz. Auch Bagdad, der Rest des Eigenthums der Kalifen, ward durch des Veziers al Kami und des Sclaven Amram Verrätherei unter dem 56sten Kalifen Motazem, die leichte Beute einer Mongolenherde unter Holagu (1258, H. 656). Der Neffe des grausam ermordeten Motazem floh nach Aegypten, wo er sich mit Vergünstigung der Mameluken fortwährend Kalif nannte und das muhamedanische Papstthum auf seine Nachkommen vererbte. Als die Türken im J. 1517 Aegypten eroberten, ward der letzte dieser Schattenkalifen nach Constantinopel geführt, und starb, nach Aegypten zurückgebracht, im J. 1538. Seitdem nahmen die türkischen Sultane den Kalifentitel an, und der Padischah zu Constantinopel behauptet solchen bis auf den heutigen Tag mit allen, doch außerhalb seines eigentlichen Reichs wenig geachteten, und von den Persern sehr bestrittenen, Ansprüchen der geistlichen Oberherrschaft über alle Muselmänner. K.

Kalk (Kalkerde) ist, wie es scheint, derjenige Körper, welcher in der ganzen Natur am weitesten verbreitet ist. Alle hierher gehörigen Fossilien machen ein eigenes, sehr weitläufiges Geschlecht aus. Doch findet er sich nicht bloß als Mineral, sondern ist auch durch das Thier- und Gewächsreich verbreitet. Thierische Substanzen, welche vorzüglich viel Kalkmaterie enthalten, sind die Knochen, Muscheln, Corallen und Eierschaalen; in den Gewächsen findet man weniger. Der Kalk, als Mineral, ist theils nur halb hart, theils gar weich. Im Feuer werden selbst die härtesten mineralischen Kalksubstanzen mürbe gebrannt. Nicht alle Kalkarten aber sind von gleicher Reinigkeit: manche führen viele fremde Substanzen bei sich. Fast immer stehen sie mit irgend einer Säure in Verbindung, und nach der Verschiedenheit dieser Säuren theilt Blumenbach das ganze Kalkgeschlecht in fünf Gattungen ein, nämlich in kohlensaure, schwefelsaure, spathsaure, phospohrsaure und boraxsaure Kalke. Reine Kalkerde ist graulich von Farbe, löset sich in allen Säuren auf, bildet mit Schwefelsäure Gips, und färbt blaue Pflanzensäfte grün, schmilzt auch, an und für sich, im heftigsten Feuer nicht, außer wenn sie mit Alaunerde vermischt ist; gebrannt erhitzt sie sich mit Wasser. In der Atmosphäre wird sie leicht mit Kohlensäure und mit Wasser gesättigt, ihre Temperatur erhöht, an Gewicht schwerer, und verliert ihren brennenden und ätzenden Geschmack. Im Wasser löset sich reine Kalkerde sehr schnell auf, die Temperatur wird erhöht, und man bemerkt ein Leuchten. Das Wasser wird dabei in Gas verwandelt. Dieses Gas hat einen besondern Geruch, und färbt ebenfalls blaue Pflanzensäfte grün. Kalksteine sind feste mineralische Kalke. Sie sind in Ansehung ihres Gefüges von verschiedener Beschaffenheit: dicht, löcherich, schuppig, faserig, schieferig. Sie sind eine kohlensaure Kalkart, welche sich in mancherlei Gestalt überall auf der Erde verbreitet findet. Der gemeine Kalkstein hat eine graue, gelbliche oder röthliche, am meisten aber eine graue Farbe, und wird in vielen Gegenden der Erde bergmännisch aus Flötzgebirgen gewonnen. Der Marmor ist eine feinere Art von Kalkstein. Kalkbrennen heißt, durch Feuer Kalk im eigentlichen Sinne hervorbringen, indem die rohe Kalkerde durch Feuer ihres brennbaren Wesens beraubt, und so die reine Kalkerde gewonnen

wird. Es geschieht so, daß man in einer ovalen oder länglichen Grube, die gewöhnlich sechs Ellen tief und drei Ellen breit ist, diejenigen Steine, welche man zu Kalk brennen will, fest auf einander aufschichtet. Diese Grube bewirft, verklebt und beschlägt man alsdann mit Lehm, damit die Steine in derselben weder zerfallen, noch ungleich brennen können, und schürt sodann Feuer unter dieselbe, welches sieben, acht und mehrere Tage in steter Flamme erhalten wird. Besser als solche Löcher sind jedoch die eigends dazu erbauten Kalköfen. Kalk löschen heißt, den gebrannten Kalk mit dem Wasser sich erhitzen lassen. Der Wärmestoff, welcher sich bei diesem sogenannten Löschen des Kalks, d. i. bei der Verbindung desselben mit Wasser, entwickelt, kommt aus dem Wasser, und entsteht daher, daß sich das Wasser mit der Kalkerde in fester Gestalt (als Eis) verbindet, wodurch aller Wärmestoff frei wird, welcher die Gestalt des Wassers erhält, daß es nicht zu Eise wird. Gelöschter Kalk ist daher Kalkerde mit Wasser verbunden, die, mit Sand vermischt, zu einem Steine verhärtet; ungelöschter oder lebendiger Kalk, der sich mit dem Wasser noch nicht erhitzt hat. In der Chemie heißt Kalk auch jeder durch chemische Einflüsse seines brennbaren Wesens beraubter Körper, der von den Säuren aufgelöset wird und mit denselben ein Mittelsalz bildet. Das chemische Zeichen des Kalks ist ♆.

Kalkmalerei, s. den Art. Freskomalerei.

Kalligraphie heißt die Kunst, schön und sauber zu schreiben, Schönschreibekunst. Was die deutsche Schrift betrifft, so behauptet man, daß sie in Dresden am schönsten geschrieben werde. Es ist begreiflich, daß in dieser Kunst gewisse Regeln vorhanden seyn müssen, die allein dasjenige hervorbringen können, was wir eine schöne Schrift nennen. Vor Allem muß den gegebenen Buchstaben die möglichst angenehmste Form ertheilt werden, denn dieß bedeutet hier der Ausdruck schön. Alles übrige scheint sich auf den Grundsatz zu stützen, daß das Ueberladene entweder gar keinen, oder gerade den entgegengesetzten Effect hervorbringe. Nach diesem Grundsatze muß nun bei der Kalligraphie im Allgemeinen dreierlei beobachtet werden: die Größe der langen Buchstaben, die Einfachheit der Buchstaben überhaupt, und die Deutlichkeit derselben. Die Höhe der langen Buchstaben muß, wenn die Schrift ein dem Auge wohlgefälliges Ansehn erhalten soll, mit den kurzen Buchstaben in einem gewissen Verhältnisse stehen. Dieses Verhältniß scheint getroffen zu seyn, wenn dem langen Buchstaben die fünffache Höhe der kleinen Buchstaben, dem halblangen jedoch die dreifache derselben zugemessen wird, In Betreff der Einfachheit der Schrift ist zu bemerken, daß zur wirklichen Schönheit derselben alle und jede Züge, die nicht unmittelbar zur Bildung des Buchstabens nöthig sind, vermieden werden müssen, wenn das Auge nicht unangenehm beleidigt werden soll. Die Deutlichkeit der Schrift ist ein nicht minder unumgänglich nöthiges Erfoderniß, und besteht darin, daß die Form jedes Buchstabens mit der ihr zukommenden Ausführlichkeit vollendet dargestellt werde. Letztere Regel wird im Allgemeinen von den Kalligraphen weniger verletzt, als die beiden ersten; denn die Befolgung der erstern scheint mehr Aufmerksamkeit, Geschmack und Uebung zu erfodern. Was beleidigt aber das Auge mehr, als wenn der lange und halblange Buchstabe unverhältnißmäßig über oder unter der Linie hervorragt, oder, wenn die Deutlichkeit der Schrift durch eine nichtssagende, durchaus zweckwidrige Schnörkelei oft bis zum Mißverständnisse entstellt wird? Und doch fallen in der Regel

die meisten Kalligraphen in diesen nie genug zu rügenden Mißbrauch eines übel bestandenen Bestrebens, recht schön schreiben zu wollen. Ausgezeichnet sind die in Kupfer gestochenen kalligraphischen Vorlegeblätter von Jäck, Müller, Roßberg, Bergmann ic. Pq.

Kalliope. Die vorzüglichste der neun Musen (s. d. Art.). Mit dem Oeagrus, König in Thracien, zeugte sie die berühmten Dichter, Orpheus und Linus; letzterer wird jedoch von Andern auch für einen Sohn Apollo's und der Muse Urania, ersterer auch für einen Sohn Apollo's und der Kalliope gehalten. Außerdem zeugte Kalliope mit dem Strymon den Rhesus, mit dem Apollo den Galmenus und Hymenäus, mit dem Oeagrus den Cymothus, und mit dem Achelous die Sirenen. Unter den Abbildungen der Musen kennt man die Kalliope an der Tuba, welche sie in der einen, und an dem Heldengedichte, welches sie in der andern Hand hält, so wie an den Blumen- und Lorbeerkränzen, mit welchen ihr Haupt geschmückt ist. Doch ist die Beziehung dieser Muse auf das Epos oder Heldengedicht spätern Ursprungs.

Kallisto, eine Nymphe der Diana, Tochter des arcadischen Königs Lykaon. Jupiter liebte sie, daher sie von der eifersüchtigen Juno in eine Bärin verwandelt, von jenem aber unter die Sterne versetzt wurde, wo sie noch als großer Bär glänzt.

Kallugier (aus dem Griech.) ein frommer Alter, ist die gemeine Benennung der griechischen Mönche. E.

Kalmar, kalmarische Union, s. Margaretha, und Calmar.

Kalmäuser, Andächtler, Kopfhänger. Peter Damiani (s. den Art. Geisselungen) hatte den Einsiedlern von Camaldoli auf den Apenninen eine strengere Disciplin gegeben, wodurch dieser Orden in den Ruf besonderer Heiligkeit kam. Wie diese Heiligkeit selbst, artete in der Folge auch das, der deutschen Volkssprache minder geläufige, Wort Camaldulenser in Kalmäuser aus. E.

Kalmücken (Oelöt, Eluths, Eluthen) machen den merkwürdigsten Zweig des mongolischen Völkerstamms aus. Sie selbst behaupten, ihre ältesten Wohnsitze zwischen dem Koko-Noor (blauen See) und Tibet gehabt zu haben. Lange vor Dschingis-Chan soll dieses Volk, der größte und mächtigste Theil von Oelöt, gegen Westen bis nach Kleinasien einen Heerszug gethan, und sich dort und um den Caucasus verloren, der Ueberrest aber, welcher in der großen Tartarei zurückgeblieben war, von seinen tartarischen Nachbarn den Namen Chalimik (Abtrünnige) erhalten haben In der That nennen sich die Kalmücken auch noch heut zu Tage Chalimik, obgleich Oelöt, welches Wort dasselbe bedeutet, noch immer ihre eigenthümliche Benennung ist. Sie theilen sich, wenigstens seit der Zerrüttung der mongolischen Monarchie, in vier verschiedene Hauptzweige, die sich Choschot, Derbet, Soongar und Torgot nennen. Der größte Theil der choschotischen Kalmücken hat sich in und um Tibet und am Koko-Noor erhalten, und soll nach der Zerstörung der soongarischen Kalmücken unter chinesischem Schutze geblieben seyn. Der kleinere Theil dieses Stammes war schon lange zuvor an den Irtisch gezogen, und gerieth endlich unter die Herrschaft der soongarischen Horde, mit welcher er gemeinschaftlich an den Kriegen gegen China Theil nahm, aber auch zugleich mit derselben zerstreut wurde. Die unter chinesischer Hoheit noch jetzt vereinigte Horde der Caschoten wird auf 50,000 Köpfe geschätzt. Ihren Namen, Caschoten (Krieger, Helden) sollen sie durch ihre Tapferkeit unter Dschingis Anführung erworben haben. Da auch ihr

Fürstenstamm seinen Ursprung unmittelbar von des großen Dschingis Bruder ableitet, so behaupten sie aus beiden Gründen den ersten Rang unter den kalmückischen Stämmen. Ein geringer Theil derselben, etwa 18,000 Familien, hat sich 1759 an der Wolga niedergelassen und freiwillig die russische Oberherrschaft anerkannt. Die soongarischen Kalmücken machten bei der Zersplitterung der mongolischen Monarchie mit den Derbeten nur einen einzigen Stamm aus, der sich späterhin unter zwei uneinigen Brüdern aus ihrer Fürstenfamilie theilte. Diese Horde ist es, die sich im 17ten und zu Anfange des vorigen Jahrhunderts einen großen Theil der übrigen kalmückischen Stämme, besonders die Choschot, Derbet und Choit, unterwürfig machte und mit den Mongolen sowol, als mit dem chinesischen Reiche blutige Kriege führte, welche sich aber mit ihrer gänzlichen Unterjochung und Zerstreuung endigten. Sie galten für die tapferste, reichste und mächtigste Horde. Die derbetischen Kalmücken, welche ihre Weideplätze anfänglich in der Gegend des Koko-Noor hatten, zogen von da wegen der mongolischen Unruhen gegen den Irtisch, und theilten sich hierauf in zwei Haufen. Einer derselben vereinigte sich mit den Soongaren, und wurde mit diesem am Ende aufgelöset; der andere ließ sich am Ural, Don und an der Wolga nieder, und ein großer Theil derselben vereinigte sich daselbst mit den Torgoten, trennte sich aber nachmals wieder von denselben. Die torgotischen (wolgaischen) Kalmücken scheinen sich später, als die übrigen kalmückischen Zweige, zu einer besondern Horde gebildet zu haben. Gleich anfangs trennten sie sich von den unruhigen Soongaren und ließen sich an der Wolga nieder, von welcher Zeit sie von den Russen, denen sie sich bereits 1616 unterwarfen, die wolgaischen Kalmücken genannt werden. Als aber der Druck der russischen Regierung eine Unzufriedenheit unter ihnen erregt hatte, zogen sie 1770 in die Soongarei zurück und begaben sich unter chinesischen Schutz, wo man aber gleich anfangs strenge Maßregeln gegen sie nahm. Alle diese verschiedenen Stämme standen ehemals, oder stehen noch jetzt, unter ihren eigenen Chans, die der Regierung, unter welcher die Horde lebt, nur mittelbar durch Tribut unterthan sind. Auch gibt es eine Colonie getaufter Kalmücken, denen die russische Regierung besonders im orenburgischen Gebiete der Statthalterschaft Ufa ein fruchtbares Gebiet, nebst der Stadt Stawropol, eingeräumt hat. Diese Colonie hat sich in der letzten Zeit sehr vermehrt. Noch ist in eben der Statthalterschaft eine kleine Colonie muhamedanischer Kalmücken vorhanden, die aus einzelnen Proselyten, welche die Kirgisen gemacht und unter sich aufgenommen haben, entstanden ist.

Kälte heißt diejenige Empfindung, welche in uns entsteht, wenn uns Körper berühren, die weniger Wärme enthalten, als unser eigener Körper, und die daher letzterm einen größern oder geringern Grad von seiner Wärme entziehen. Der Begriff von Kälte ist also bloß relativ: so ist z. B. unser Eis für uns schon kalt; warm hingegen ist es in Vergleich mit dem Eise der Polarländer. Im heißen Sommer dünkt uns die Luft in einem Keller kalt, im Winter aber warm. Darum hat man auch die Kälte nur für etwas Negatives genommen. Wenn die Wärme die Körper ausdehnt, und auf einen gewissen Grad erhoben, in den Zustand der Flüssigkeit versetzt, oder den Zusammenhang ihrer Theile trennt, so bewirkt die Kälte hingegen Zusammenziehung des Volumens, und verwandelt flüssige Körper in feste Massen. Die Dämpfe werden durch die Kälte verdichtet; die Gasarten hingegen werden zwar

ebenfalls in einen engern Raum zusammengedrängt, verlieren aber nie ihre elastische Form. Von der Kälte der Atmosphäre ist noch zu bemerken, daß sie nicht in allen Ländern, die unter einerlei Breite liegen, und also den Sonnenstrahlen in gleichem Maße ausgesetzt sind, von gleicher Stärke ist. Im Allgemeinen ist ein Ort desto kälter, je höher er über der Meeresfläche liegt; daher die hohen Gebirgsgipfel in Peru, selbst unter der Linie, mit ewigem Schnee bedeckt bleiben. Diese Erscheinung erklärte man ehemals, und uns dünkt mit Recht, daraus, daß in niedrigen Gegenden das Zurückprallen der Sonnenstrahlen lockere, also auch wärmende Luft verursache, und daß die dichte Luft auf hohen Gebirgen, eben weil sie durch jenes Zurückprallen nicht locker gemacht werden kann, kalt bleiben müsse. Jetzt aber will man beobachtet haben, daß die Wärme vielmehr von der Natur der Luftschichten, so wie von der Menge der Feuermaterie, welche in denselben enthalten ist, abhängt. Künstliche Kälte heißt vornehmlich derjenige Grad der Kälte, welcher durch Auflösung oder Vermischung gewisser Substanzen, ingleichen durch Ausdünstung (oder denjenigen Zustand, wo die tropfbare Flüssigkeit in Dampf übergeht) hervorgebracht ist. Wenn man Kochsalz, Salpeter, oder Salmiak in einer hinreichenden Menge Wasser auflöset; so wird das Gemisch während der Auflösung merklich kälter, und ein hineingesetztes Thermometer sinkt bis zum Gefrierpunkte herab, wenn das Wasser nämlich vorher bereits gefroren war. Die Auflösung selbst aber gefriert nicht, wenn gleich die Temperatur derselben unter dem Gefrierpunkte steht; setzt man aber ein Gefäß mit reinem, kaltem Wasser hinein, so gefriert dasselbe leicht. Ist das Salz in dieser Masse völlig aufgelöset, so verliert sich die Kälte wieder. Fügt man noch Schnee oder geschabtes Eis zu jener Mischung; so kann darin, selbst im Sommer und sogar über dem Feuer, reines Wasser in Eis verwandelt werden. Man erklärt dieß folgendermaßen: Jede Auflösung entbindet den in den Körpern enthaltenden Wärmstoff und machte ihn frei. Da nun die Materie, eben durch diese Auflösung, keine Wärme mehr in sich faßt, so ist sie auch an sich selbst so kalt, daß sie den, sie berührenden Gegenstand in Eis verwandeln kann. Nach gleichen Grundsätzen kann auch durch Ausdünstung künstliche Kälte hervorgebracht werden. Auf diese Weise kühlt man die Zimmer durch Besprengen mit kaltem Wasser ab, so wie auch nach diesem Grundsatze zu Benares, Calcutta und andern Orten in Ostindien Eis zubereitet wird. Auch die mechanische Ausdehnung der zusammengepreßten Luft wird als ein Mittel zur Erzeugung einer künstlichen Kälte betrachtet. Wenn man nämlich aus den Hähnen der hierzu tauglichen Maschinen, in welchen die Luft sehr stark zusammengedrückt ist, worin sich aber zugleich etwas Wasser befinden muß, diese Luft entweichen läßt; so reißt sie mit einem lauten Geräusche etwas Wasser mit sich heraus, und verwandelt denjenigen Theil desselben, welcher am Hahne hängen bleibt, in Eis.

Kalypso war eine Tochter des Atlas (nach andern des Nereus und der Doris, oder des Oceans und der Thetys,) und bewohnte die tief im Ocean liegende, und waldige Insel Ogygia. Obgleich Göttin, lebte sie dennoch einsam und fern von allem Umgange mit Göttern und Menschen. Als Ulysses an ihrer Insel Schiffbruch litt, nahm sie ihn gütig auf, pflegte ihn und versprach ihm die Unsterblichkeit, wenn er sich mit ihr vermählen wollte. Allein seine Sehnsucht nach dem Vaterlande und nach seiner Gattin überwanden die Reize der Göttin. Sieben Jahre mußte er bei ihr bleiben. Endlich sandte Jupiter den Mer-

cur von Olymp, welcher der Kalypso den Befehl bringen mußte, den Ulysses in seine Heimath zurückkehren zu lassen. Dem Befehle des Donnerers durfte sie nicht widerstreben; Ulysses also reisete ab. Kalypso aber, welche zwei Söhne mit ihm gezeugt hatte, den Nausinous und Nausithous, starb vor Gram. Vielfach ist dieser Stoff bearbeitet worden, zuletzt in einer Oper dieses Namens mit Musik von Winter.

Kammerknechte, kaiserliche, heißt so viel als kaiserliche Leibeigene. So nannte man im Mittelalter die Juden. Dem christlichen Pöbel verhaßt, als Feinde Gottes, Zauberer und geheime Ursachen aller Landplagen betrachtet, waren sie es gewöhnlich, gegen welche sich die, durch irgend einen Ablaß entzündete, fanatische Wuth kehrte; eine allgemeine Judenermordung hielt man so verdienstlich, als einen Kreuzzug. Der Kaiser, der ein Kopfgeld von ihnen zog und dem ihre stets gefüllten Kassen (denn sie waren bis zum 12ten Jahrhunderte im fast alleinigen Besitze des Handels) eine unentbehrliche Zuflucht waren, erklärte sie daher für seine Knechte und Schützlinge. S. den Art. Juden.

Kammermusik, im weitesten Sinne diejenige Musik, welche im Zimmer, insbesondere an fürstlichen Höfen, oder auch auf dem Theater aufgeführt wird. In sofern nun die Kammermusik auch die Theatermusik in sich begreift, ist der Styl beider dem Style der Kirchenmusik entgegengesetzt. In der ältern Musik war freilich der Kammerstyl von dem Theaterstyle sehr verschieden. In der Kammermusik pflegte man den Satz mehr zu zergliedern, die Melodie feiner zu nüanciren, die Begleitung mehr auszuarbeiten und ihr überhaupt einen höhern Grad der Vollendung zu geben, als in der Oper, von welcher man glaubte, daß sie ihrer Natur nach, bei der Größe des Lokals und der stärkern Besetzung der Stimmen, so wie bei dem, nicht bloß aus Kennern bestehenden Publikum, nur allgemein hingeworfene große Massen und keine ins Detail gehende Ausarbeitung zulasse, so wie etwa die Decorationsmalerei keine so feine Ausarbeitung der einzelnen Theile gestattete, wie die für die Nähe berechnete Porträt- nnd Landschaftsmalerei. Da nun so die künstlerische Ausarbeitung des Kammerstyls weit höher gesteigert wurde, als die des Theaterstyls; so wurde auch bei den Ausübern des erstern ein höherer Grad von Kunstfertigkeit vorausgesetzt, als bei dem Theaterstyle. Jetzt hingegen findet in so fern dieser Unterschied nicht statt, als man im Allgemeinen keine eigentliche besondere Kammermusik mehr hat, sondern dazu meistens nur Theatermusik nimmt, wozu noch der Umstand kömmt, daß man schon längst angefangen hat, den Theaterstyl eben so sorgfältig auszuarbeiten, als den Kammerstyl. Uebrigens liegt es in der Natur der Sache, daß der Theaterstyl, in sofern dieser dazu dienen soll, daß ganze innere Leben und die unendlichen Verwickelungen einer dramatischen Handlung zur äußern Erscheinung zu bringen, sich unter die Gesetze des Kammerstyls, die ihrer Natur nach beschränkter seyn mußte, nicht fügen, sondern daß sich, umgekehrt, dieser vielmehr dem Theaterstyle unterordnen und ihm unterthan werden mußte. Indessen erkennt man heutzutage besonders eine Verschiedenheit der Concert- und Theatermusik an, welche aus der verschiedenen Anwendung der Musik im Concert (wo es nur auf Anhörung ausgezeichneter Musik) und auf dem Theater (wo die Musik durch dramatische Poesie unmittelbar bedingt ist) hervorgeht, und nennt Kammermusik im engern Sinne diejenigen Tonstücke,

welche zur Ausführung in Zimmern und Privatzirkeln, mithin für Stimmen oder Instrumente geschrieben und geeignet (z. B. Terzetten, Quartetten) und daher für ein kleineres Lokal berechnet sind. — Kammermusikus, ein Mitglied einer fürstlichen Kapelle. Kammerton, bezeichnete sonst die gewöhnliche Stimmung der (zur Kammermusik erfoderlichen) Instrumente, welche aber immer noch einen ganzen Ton tiefer stimmt, als der Ton der ältern Orgeln zu seyn pflegt. Gewöhnlich muß man daher bei einer Kirchenmusik die Orgelstimme um einen ganzen Ton tiefer spielen, als die begleitende Instrumentalmusik. Wenn das Stück z. B. in Gdur gesetzt ist, und die Instrumente auch wirklich aus diesem Tone spielen; so muß die Orgelstimme aus Gdur in Fdur transportirt, also um einen ganzen Ton tiefer ausgeführt werden. Ehemals stand daher dem Kammertone der Chorton entgegen, oder die um einen Ton höhere Stimmung der Instrumente in der Kirche, welche sich darauf gründete, daß die Kammermusik wegen des beschränkten Locals nicht so scharf und durchdringend zu seyn brauchte. Jetzt bedient man sich gewöhnlich nur einer Stimmung.

Kämpfer (Engelbrecht), ein berühmter Reisender, ward am 16ten Sept. 1657 zu Lemgo geboren und erhielt von seinem Vater, der ein Geistlicher daselbst war, eine vortreffliche Erziehung. Nachdem er zu Königsberg studirt hatte, machte er 1683 als Secretär einer schwedischen Gesandtschaft eine Reise zu Lande durch Rußland nach Persien, besuchte darauf Arabien, Indostan, Coromandel, die Ufer des Ganges, Java, Sumatra, Siam und Japan, in welchem letztern Lande er zwei Jahre verweilte. Im Jahre 1692 kehrte er zurück, wurde in seiner Vaterstadt Leibarzt des Grafen von der Lippe und starb darauf am 2ten November 1716. Unter seinen Schriften verdient besonders genannt zu werden: Geschichte und Beschreibung von Japan, Lemgo 1774. Dieses Werk, welches allgemein geschätzt wird, war schon 1727 aus der Handschrift in das Englische übersetzt und zu London in zwei Foliobänden herausgegeben worden, worauf es 1774, von Dohm zum Druck besorgt, in deutscher Sprache erschien.

Kamtschatka ist eine Halbinsel, die sich von der östlichen Küste Sibiriens aus 180 deutsche Meilen lang und in der höchsten Breite von 50 Meilen, südwärts in den Ocean hinein bis an die kurilischen Inseln erstreckt. Dieses nordöstliche Ende der alten Welt wurde erst im Jahre 1696 durch einen gewissen Mososko, der mit 16 Kosacken einen Zug dahin unternahm, genauer bekannt, und im folgenden Jahre der russischen Krone zinsbar. Es ist für den Pelzhändler ausnehmend gut gelegen, und hat in der Awetscha-Bay vortreffliche Häfen, auch ist es durch sein Clima (zwischen dem 51 und 63sten Grad n. Br.) keineswegs der jetzt fast noch ganz vernachlässigten Cultur unfähig; so daß bei liberalen und zweckmäßigen Maßregeln der Regierung, zu denen Krusenstern Vorschläge gethan hat, dort Handelsniederlassungen sehr gut gedeihen würden. Besonders wäre nöthig, statt der Soldaten und Zuchtmeister eine Colonie von Ackerleuten hinzusenden, und nicht ferner, wie bisher, Kamtschatka als ein Botany-Bay für Offiziere von schlechter Aufführung anzusehen. — Kamtschatka wird der Länge nach von einer Gebirgskette durchschnitten, von welcher rechts und links kleine Flüsse dem kamschatkischen und ochotzkischen Meere zulaufen, und die an der südlichen Spitze das Vorgebirge Lopatka bildet. Sie enthält Kupfer- und Eisenbergwerke, und meh-

Digitized by Google

rere Vulkane. Die Bevölkerung von Kamtschatka ist außerordentlich gering; die Zahl der Eingebornen, ohne die Russen, beläuft sich jetzt nicht viel über 1000 Köpfe. Vor hundert Jahren war sie vielleicht 20 bis 30 Mal so groß. Ursachen dieser Entvölkerung sind die mörderischen Kämpfe bei verschiedenen, zur Befreiung vom russischen Joche, gemachten Versuchen, die verheerenden Kinderblattern, der unmenschliche Druck der Russen, und die unnatürliche Gewohnheit der heidnischen Kamtschadalinnen, die Leibesfrüchte abzutreiben. Die Kamtschadalen, ein häßliches Mongolengeschlecht, nennen sich selbst Itelmen. Sie sind gutmüthig und gastfrei, aber voll der gröbsten Sinnlichkeit, welche ihre Gefräßigkeit, und ihre unkeuschen Tänze sattsam beurkunden. Am widrigsten macht sie ihre Unreinlichkeit. Jedes kamtschadalische Dorf (Ostroschok) wird von einer Familie bewohnt, und besteht aus mehrern Balaganen oder Sommerwohnungen, die auf Pfählen erbaut sind, so daß man auf gekerbten Baumstämmen hinansteigt. Im Winter kriechen die Bewohner von etwa sechs Balaganen zusammen in eine Jurte oder Winterwohnung, eine fünf Fuß tiefe, durch ein rings verschlossenes kegelförmiges Dach bedeckte Grube, in welche man nicht anders kommen kann, als indem man äußerlich am Dache, an dem Rande der Grube hinauf, und durch den im Gipfel angebrachten Schornstein, mitten im aufsteigenden Rauche, hinabsteigt. Die kamtschadalische Kleidung besteht aus Rennthier- oder Hundefellen, hat aber jetzt viel Russisches angenommen. Die Kamtschadalinnen sind mit der häuslichen Arbeit ganz allein belastet, während der Mann faullenzt, wenn ihn nicht die Nothwendigkeit treibt, zu jagen und zu fischen, die Geräthschaften für beides zu verfertigen, oder Schlitten und Häuser zu bauen. Die Jagd geht auf Pelzthiere, Rennthiere, Wallfische und Seehunde. Ackerbau wird nur von den Russen etwas getrieben. Die Hauptnahrung der Kamtschadalen besteht in Fischen, mit Wallfisch- und Seehundsfett zugerichtet, und einer Art Nudeln aus zarter Birkenrinde bereitet; ihr liebstes Getränk ist Birkensaft. Das wichtigste und unentbehrlichste Hausthier ist dem Kamtschadalen der Hund. Dieser gibt ihm nicht nur seine Kleidung, sondern er ist auch sein Zugvieh. Die Hunde werden zu diesem Zwecke castrirt, und vier bis acht vor einen kleinen Schlitten gespannt, der 16 Pfund schwer ist, und Einen Menschen trägt. Mit diesem legen sie jede Stunde fast eine deutsche Meile zurück. Der größte Vortheil ist, daß dieses Gespann nur im Winter Futter verlangt; denn im Sommer läßt man die Hunde frei laufen, welche ihren Unterhalt durch die zahlreichen Fische finden, die Flüsse und Meere auswerfen. Zahme Rennthiere hält der Kamtschadale gar nicht, wiewol es alle benachbarte Völker thun. Die Religion der Kamtschadalen war, und ist noch bei den Wenigen, die das Christenthum nicht angenommen haben, die schamanische. Aber auch die christlichen Kamtschadalen haben sich ihre Zauberer oder Schamanen nicht nehmen lassen. Indeß findet man doch bei ihnen bewundernswürdige, auf eine uralte Tradition unverkennbar hindeutende Religionsideen. Sie glauben einen allmächtigen Gott, Schöpfer der Welt, Kutka genannt, verehren ihn aber nicht, weil die unzähligen schamatischen Fetische sie nicht dazu kommen lassen. Sie glauben die Unsterblichkeit der Seele, die sie jedem, auch dem unbedeutendsten Thierchen, zuschreiben. Sie schreiben den Thieren Sprachen und Vernunft zu, und glauben, die Hunde erkundigten sich nach den Fremden, wenn sie dieselben anbellten. Auch von einer vor Alters über die Erde verbreiteten allgemeinen Ueberschwemmung, aus

der nur ein Paar Menschen sich gerettet, erzählen sie. Solche Gedanken sind bei so rohen verwilderten Menschen klare Beweise einer reinern edlern Religion, die vielleicht, ehe die Nation aus bessern Climaten verdrängt wurde, ihr Eigenthum gewesen, und auf welche Verwilderung und kindische Furchtsamkeit, die Tochter der Unwissenheit, den Schamanismus pfropften. K.

Kandaules, s. d. Art. Gyges.

Kanonen, s. d. Art. Canonen.

Kant (Immanuel) war geboren zu Königsberg den 22sten April 1724, wo er auch anfangs, durch dürftige Umstände genöthigt, Theologie studirte, später als akademischer Lehrer (1755) auftrat, seit 1770 als Professor der Logik lebte und bis zu seinem Tode (12. Febr. 1804) in dem Dienste der Wahrheit unablässig wirksam war; daher man ihn auch mit dem vollkommensten Rechte den königsberger Weisen genannt hat. Sieht man aber auf die Art und Größe seiner Wirksamkeit, mit welcher er in dem Gebiete des philosophischen Wissens eine heilsame Revolution bewirkt, und durch sie allen folgenden Denkern den freien Weg zur Wahrheit gebahnt hat; sieht man ferner auf das ausgebreitete Wissen und die Mannichfaltigkeit der Kenntnisse, welche der Geist dieses Mannes, der nach Joh. Fr. Reichhardt's Schilderung (s. Urania, Taschenbuch f. d. J. 1812. S. 260) nicht über Pillau (7 Meilen von Königsberg) hinausgekommen war, umfaßte, und endlich auf den Ernst seines sittlichen Charakters, mit welchem sich bei ihm auf die seltenste Weise die heiterste Geselligkeit verband, so dürfen wir mit Stolz und Recht behaupten: Kant gehörte der Welt und Menschheit an. Zu seiner mehr äußerlichen Schilderung entlehnen wir von dem zuletzt genannten Schriftsteller folgendes: Kant war ein an Leib und Seele ganz trockener Mann. Magerer, ja dürrer, als sein kleiner Körper, hat vielleicht nie einer existirt; kälter, reiner in sich abgeschlossen, wol nie ein Weiser gelebt. Eine hohe, heitere Stirn, feine Nase und helle, klare Augen, zeichneten sein Gesicht vortheilhaft aus. Aber der untere Theil desselben war dagegen auch der vollkommenste Ausdruck grober Sinnlichkeit, die sich bei ihm besonders im Essen und Trinken übermäßig zeigte. Das Bild vor dem Repertorium der allgemeinen Literaturzeitung drückt diese Eigenschaften auch gut genug aus (auch die bekannte Büste nach Schadow), und ist das ähnlichste, welches man von ihm hat. Er liebte sehr eine gute Tafel in fröhlicher Gesellschaft, und war selbst ein angenehmer Gesellschafter, der durch sehr ausgebreitete Belesenheit, und einen unerschöpflichen Vorrath von unterhaltenden und lustigen Anekdoten, die er ganz trocken, ohne je dabei selbst zu lachen, erzählte, und durch ächten Humor in treffenden Repliken und Anmerkungen jede Gesellschaft aufheiterte und unterhielt, weil man einen solchen Mann auch wol gern allein sprechen hörte. Kant's Gesellschaft wurde um so mehr von den besten Häusern und angesehensten Familien gesucht, da er sich durch die vollkommenste Rechtlichkeit und durch den ächten Stolz, der ihm nicht nur als dem geistreichsten Manne des Orts, sondern als einem der tiefsten Denker, die je die Menschheit geehrt haben, wohl anstand, überall in hoher Achtung zu erhalten wußte, auch im Aeußern nicht nur stets sauber, sondern sehr stattlich erschien. Gegen ihn, ja auch wol nur in seiner Gesellschaft, würde sich gewiß nicht leicht Einer etwas Unanständiges erlaubt haben. Er paßte auch um so mehr in jede große und kleine Gesellschaft, da er das Kartenspiel liebte, und nicht gern

einen Abend ohne seine kleine L'Hombre-Partie zubrachte. Er hielt dieses für das einzige, stets sichere Mittel, den Kopf vom angestrengten Denken abzuziehen und zu beruhigen. Schöne Künste hatte er nie geübt, und liebte sie auch nicht besonders. Es war vielmehr, als wäre er lauter reine Vernunft, oder (vielmehr) tiefer Verstand, neben welchem man selten ein so gränzenloses Gedächtniß antreffen wird, als Kant besaß. Seine Vorlesungen wurden auch dadurch äußerst interessant und lehrreich. Er las den größten Theil des Vormittags; Nachmittags selten, und ließ sich zwischen jeder Vorlesung zwanzig Minuten Zeit für die folgende. Logik und Metaphysik las er gewöhnlich öffentlich; dann noch abwechselnd Naturrecht, Moral, Anthropologie, Physik und physische Geographie. Letzteres waren besonders angenehme und lehrreiche Vorlesungen für junge Leute, durch die unermeßliche Belesenheit in Geschichte, Reisebeschreibungen, Biographien, Romanen und in allen Fächern, die nur je Materialien zur Bereicherung oder Erläuterung für jene Wissenschaften liefern können. Sein Gedächtniß zeigte sich dabei in voller Stärke; denn obgleich er die Hefte vor sich liegen hatte, sah er doch selten hinein, und sagte oft ganze Reihen von Namen und Jahrszahlen frei aus dem Kopfe her. Auch war er unermüdet im Nachtragen alles Dessen, was seine ununterbrochene Lectüre ihm Neues gewährte, wovon man sich auch aus seinen gedruckten Heften überzeugen kann. Aber auch seine Vorlesungen über abstracte Philosophie erhielten durch jenen Schatz von Erläuterungen und Beispielen, die sein Gedächtniß darbot, große Klarheit und Deutlichkeit, und seine Schriften sind Vielen wol immer dadurch so lange dunkel und schwierig geblieben, weil er den besten philosophischen Schriften zuviel zutraute, als daß er jene hinzuzufügen für nöthig hätte erachten sollen. Was aber sein innerstes Wesen ausspricht, seine Philosophie, oder vielmehr die philosophische Methode, welche er übte und durch sein Beispiel empfahl, so werden die folgenden Grundsätze derselben zu unserm Zwecke hinreichend seyn. In der Periode, welche Kant's philosophischen Untersuchungen kurz vorherging, hatte ein schlaffer Eklecticismus die Herrschaft erreicht, welcher sich mehr mit Bearbeitung einzelner abgerissener Theile, als mit dem Ganzen der Philosophie und ihren Prinzipien beschäftigte, und auf den noch nicht begründeten Stoff der philosophischen Erkenntniß, voll Zuversicht des Gelingens, die demonstrative Methode der Mathematik anzuwenden suchte. Die Blößen dieses Dogmatismus, wie aller dogmatischen Verwirrungen der frühern Zeit mit scharfem Auge entdeckend, und durch Hume's feinen Scepticismus angeregt, wollte Kant den Grund des Mißlingens aller bisherigen Metaphysik den denkenden Köpfen seiner Zeit enthüllen, den philosophischen Schein entdecken, und den Weg anzeigen, auf welchem der philosophische Forscher gehen müsse, wenn er sich nicht über die Gränzen der Erkenntniß verlieren, und damit zugleich der Wahrheit verlustig werden wolle. Er führte daher mit äußerster Gründlichkeit und eminentem Scharfsinne die philosophische Untersuchung bis auf ihre eigentlichen Anfangspunkte zurück, weil dadurch allein wahre Wissenschaftlichkeit gewonnen werden könne, indem er vor Allem die Frage aufwarf: Was kann ich erkennen? und was ist es, das ich ursprünglich weiß? Die Beantwortung dieser Fragen führten ihn zu einer Critik und Untersuchung der Grundüberzeugungen des menschlichen Erkenntnißvermögens, oder wie er sie selbst nannte und ansah, zu einer Critik der reinen Vernunft, (wobei vorausgesetzt wurde, daß die philoso-

phische Erkenntniß die von der Erfahrung ganz getrennte Vernunft zur Quelle habe). Das Allgemeine und Nothwendige in unserer Erkenntniß, lehrt er, kann nicht als durch Erfahrung gegeben gedacht werden; ist also subjectiv. Die Nothwendigkeit in unsern Urtheilen, oder die objective Beziehung unserer Vorstellungen, welche mit allen allgemeingültigen und nothwendigen Urtheilen verbunden ist, ist nicht objective Realität (Gültigkeit) der Erkenntniß, oder objective Erkenntniß selbst. Die Gränzen des Wissens liegen mithin im Gemüthe, oder vielmehr der einzige Gegenstand der philosophischen Erkenntniß ist das Gemüth nach seiner erscheinenden Thätigkeit. Zu diesem beschränkenden Resultate gelangte er auf folgendem Wege. Zuerst schied er, was der Sinnlichkeit und dem Verstande in unsern Vorstellungen angehört, und was im Geiste ungetrennt ist, durch psychologische Analyse. Die theoretische Vernunft, oder das Erkenntnißvermögen, zerfällt in Sinnlichkeit (als das Vermögen der Anschauung), und Verstand (als das Vermögen des Denkens), wie das Erkennen selbst im Anschauen und Denken besteht. In der Anschauung unterscheiden wir die Materie, welche durch die jedesmalige Empfindung gegeben wird, von der Form, welche unserer Sinnlichkeit selbst angehört, und hiernach auch das sinnliche Object, von den ursprünglichen und nothwendigen Bedingungen des sinnlichen Anschauens (d. i. Zeit und Raum nebst ihren mannichfaltigen Bestimmungen), welche die Formen der Sinnlichkeit, oder die transcendentalen Objecte genannt werden, die nur in uns selbst liegen, unabhängig von und vor aller Erfahrung. Sie sind es, nach welchen wir die Welt und ihre Erscheinungen vorstellen. Der Verstand ist das selbstthätige Vorstellungsvermögen, durch welches wir den durch Sinnlichkeit gegebenen Stoff verbinden, und er ist bei dieser Verbindung (im Begreifen und Urtheilen ꝛc.) an ursprüngliche Bedingungen gebunden, die Categorien, oder Formen des Verstandes, welche Kant meisterhaft entwickelt hat. Nach beiderlei Formen nun werden die Gegenstände der Erfahrung von uns bestimmt; wir erkennen also die Dinge nur wie sie uns erscheinen, und wie wir sie nach den Gesetzen unseres Geistes denken müssen, keinesweges wie sie sind; überhaupt nur die Erscheinungen, nicht die Dinge an sich (wegen letzterer Ansicht hat man auch Kant's Lehre den critischen — den auf Critik des Geistesvermögens beruhenden — Idealismus genannt). Durch alle jene Formen aber, heißt es, schreibt der Verstand der Natur Gesetze vor, so nämlich, daß sie überall nach ihnen gedacht werden müsse, und in ihnen bestehe die einzige theoretische Erkenntniß a priori, oder philosophischer Art. Denn die theoretische Vernunft ist selbst das höchste Denkvermögen (ein höherer Verstand), welches nach absoluter Einheit durch Ideen strebt. Aber diese Ideen, die Erzeugnisse derselben, haben kein ihnen entsprechendes Object in dem Kreise der Erfahrung, und es darf von ihnen kein constitutiver Gebrauch gemacht werden, um wirkliche Gegenstände, die über das Gebiet der Erfahrung hinausliegen (transcendentale Gegenstände), durch sie zu erkennen; ja die Vernunft geräth in lauter Widersprüche, wenn sie einen constitutiven Gebrauch von ihnen machen will, was Kant durch seine sogenannten Antinomien zu zeigen sich bemühte. Die reine Vernunft erhält in ihnen also nur regulative Prinzipien zur Erweiterung der gegebenen Erkenntniß, und kann mithin überhaupt über das Gebiet der Erscheinungen hinaus nie

zu einer gewissen Erkenntniß vordringen, und etwas objectiv Wahres über Gott, Freiheit rc. aussagen, denn dieses sind bloße Ideen. Allein die Vernunft ist auch practisch, in so fern sie den Willen selbstthätig zur Tugend bestimmt, welche zur Glückseligkeit würdig macht. Was nun die theoretische Vernunft nicht zu leisten vermag, leistet die practische. Denn durch das practische Vermögen der Vernunft (moralische Freiheit) strebt der Mensch weit über die Erfahrung hinaus zu einer übersinnlichen Vollkommenheit, und dieses Streben überzeugt ihn von der Realität des Idealen und einer intelligibeln Welt: indem die Tugend, welche durch ein Vernunftgesetz a priori geboten wird, nur mit Glückseligkeit verbunden, das höchste Gut macht, für welche Verbindung, da sie nicht von uns abhängig ist, wir eine höchste Ursache annehmen müssen, welche nur das vollkommenste Wesen, die Gottheit, seyn kann. Diese Ueberzeugung aber ist kein theoretisches Wissen, sondern ein practischer Vernunftglaube, und somit nun die Philosophie überhaupt nur auf die Erkenntniß unserer moral. Natur und jener ursprünglichen Verstandesformen beschränkt und verwiesen. Es gibt mithin keine eigentliche speculative Philosophie, oder Metaphysik, sondern nur eine Critik derselben. Aber wodurch erkennen wir denn die practische Vernunft und ihr Vermögen? wirft hier der Denker unwillkürlich ein. Antwort: Nur durch die theoretische Vernunft, die mit der practischen doch nur ein Vermögen ist. Darum sagte ein neuerer philosophischer Forscher: Kant lasse den Glauben gleichsam in seiner ersten Instanz den Prozeß verlieren, um ihn bei einer andern wieder zu gewinnen, und suche die Gültigkeit der Ideen durch moralische Beweise oder Postulate zu stützen, anstatt hierin ohne Beweis auf die unmittelbare Erkenntniß der Vernunft zurückzugehen; ein anderer: er führe die Ideen zur Vorderthüre der Philosophie hinaus, um sie durch die Hinterthür wieder einzuführen. Die Richtung, welche hier Kant's Untersuchungen nahmen, führte ihn hauptsächlich zur Ausbildung der practischen Philosophie (hieher gehört seine Grundlegung der Sitten, Riga 1785, 8.), zu welcher er nun auch die Religionsphilosophie (eben weil er den Glauben an Gott auf das Practische gründete) verwies, namentlich aber zur strengern und reinern Ausbildung der Moral im engeren Sinne, und der moralischen Begriffe von Pflicht und Sittengesetz, welches er den kategorischen Imperativ nannte (vergl. auch seine metaphysischen Anfangsgründe der Tugendlehre, Riga 1797); wobei sich sein strenger, dem erschlaffenden Eudämonismus entgegengesetzter, moralischer Sinn kräftig offenbarte; obgleich nicht zu leugnen ist, daß die von ihm beschriebene Tugend nur strenge Gesetzmäßigkeit (Handlungsweise um des Gesetzes willen) ist. Dieses sind die Grundzüge seiner Ansicht, welche er in seiner Critik der reinen Vernunft (5te Aufl. Leipz. 1799) und in seiner Critik der practischen Vernunft (zuerst Riga, 1787), seinen beiden Hauptwerken, niedergelegt hat: denn was seine übrigen Behauptungen über einzelne philosophische Gegenstände anlangt, so sind diese nur untergeordnet, wie z. B. seine Untersuchungen über die Natur (in den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, Riga 1786, 8.; Critik der Urtheilskraft, Berlin 1790) und über das Schöne (Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, Riga 1771, s. auch d Art. Aesthetik); ferner seine Rechtslehre (metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, Königsberg 1797, 8.). — eine formale Entwickelung juristischer Begriffe, welche zu einer negativen Moral

führt. Seine Anthropologie in pragmatischer Hinsicht (Königsberg 1798 und 1800) enthält einen Reichthum seiner Bemerkungen aus dem Gebiete der höheren Menschenkenntniß, mehr in der populären Form eines Lesebuchs; seine physische Geographie (herausgegeben von Rink, 1802, 8.), und seine von Jähsche herausgegebene Logik aber sind leider nur Abdrücke unvollkommener Collegienhefte. Die meisten kleineren, aber größtentheils sehr scharfsinnigen, und an feinen Bemerkungen reichhaltigen Abhandlungen Kant's, sind in seinen kleineren Schriften (Königsberg und Lpz. 1797, in 3 Bdn. 8.), und in der von Tieftrunk herausgegebenen Sammlung (Halle 1799, 3 Bde. 8.) enthalten. Man hat nun jene philosophische Grundansicht Kant's, wegen des Ganges, welchen seine Untersuchung nahm, oder wegen der Methode, die er hierin zuerst aufstellte, und selbst durch den Titel seiner Hauptwerke bezeichnete, den Criticismus, oder die critische (prüfende) Philosophie genannt. Weil jedoch die critische Methode zu philosophiren, d. h. diejenige, vermöge deren man von einer, nach gewissen allgemeingültigen Prinzipien angestellten Prüfung und Untersuchung des Erkenntnißvermögens, zur Erkenntniß der Objecte fortschreitet (dahingegen der Dogmatismus durch folgerechte Ableitung seiner Behauptungen aus gewissen willkürlich angenommenen Prinzipien — ungeprüften Erkenntnißsätzen — Gewißheit der Erkenntniß erlangt zu haben glaubt, deren Möglichkeit der Scepticismus entweder überhaupt, oder doch mit Einschränkung leugnet) auch von andern Philosophen angewendet werden, und zu andern Resultaten führen kann: so ist der Ausdruck, critische Methode und Criticismus, nicht gleichbedeutend mit kantischer Philosophie, und critische Philosophen sind nicht bloß die Kantianer, oder alle Kantianer critische Philosophen zu nennen; ja jene Methode sollte von jedem selbstthätig und vorurtheilsfrei denkenden Philosophen überall angewendet werden. Darin aber besteht das Hauptverdienst Kant's, daß, obwol er diese Methode nur auf beschränkte Weise angewendet, er doch zuerst auf sie aufmerksam gemacht, und in dieser Hinsicht der Erfinder derselben genannt werden kann. Die Wichtigkeit dieser Erfindung zeigte sich auch in der That. Denn obgleich die ersten Schriften Kant's anfangs fast unbemerkt blieben (so seine Abhandlung: de mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, Königsb. 1770, 4., in welcher er die Grundidee zu seiner Critik der reinen Vernunft aufstellte), und selbst diese Critik erschien zuerst Riga, 1787), als das Product eines ächtphilosophischen Geistes, wegen seiner Neuheit und seines eminenten Scharfsinnes anfangs mehr ein dumpfes Staunen, und die natürliche Klage über Schwerfälligkeit und Dunkelheit bei dem damaligen philosophischen Publikum erzeugen mußte, auch die bei diesem Werke gebrauchten Terminologien viele zurückstießen: so schien doch zu einer lebendigeren Regsamkeit im Gebiete der deutschen Philosophie durch Kant's Critik der erste und kräftigste Antrieb gegeben zu seyn (s. d. Art. deutsche Philosophie). Viele Gegner traten gegen diese Ansicht mit verschiedenen Waffen auf; die vorzüglichsten: Feder, Garve, Platner, Flatt, Jacobi, Herder, und besonders G. E. Schulze (als Aenesidemus, 1792, und in seiner Critik der theoretischen Philosophie, Hamb. 1801, 2 Thle.). Bald aber sammelte sich eine noch größere Schaar von Anhängern, und man muß, was den größeren Theil derselben anlangt, fast gestehen, daß jene sich durch ihre freieren Untersuchungen um die kantische Philosophie verdienter gemacht haben, als

die Kantianer selbst, welche den großen Meister in unzähligen Schriften oft sehr geistlos commentirten, und durch leeres Geräusch mit seinen Formeln zu erreichen glaubten, oder nichts ernstlicher bestrebten, als aus seiner Critik, ganz gegen den Sinn des Urhebers, ein System zu bilden, welches bei dem gegebenen negativen Resultate derselben, und weil nur die Verstandesformen nebst den practischen Gesetzen der Vernunft, als das eigentlich Philosophische der Erkenntniß zurückblieben, consequent durchgeführt nothwendig verunglücken, und in psychologische Untersuchungen über philosophische Gegenstände (Subjectivitäts-Philosophie) ausschlagen, oder sich in logischen Formalismus verlieren mußte. Daher, und weil Kant nach seiner zum Grunde gelegten psychologischen Ansicht der Verstand zu sehr erhoben hatte, so viele gehaltleere und bloß logische Bearbeitungen der einzelnen Wissenschaften in der kantischen Schule, welche dadurch entstanden, daß man den gegebenen Stoff der Wissenschaften, und die vorgefundenen Begriffe derselben, über den Leisten der aufgestellten Categorien schlug, als könne daraus eine gründliche Erkenntniß der Dinge entstehen; daher jener geistlose Formalismus, welcher kaum in einer andern Schule so prosaisch aufgetreten war, und welcher Schiller'n das scharfe Wort entlockte: „wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu thun." Konnte aber selbst in der kantischen Schule der Trieb nach dem Dogmatismus nicht unterdrückt werden, um so mehr mußte jenes negative Resultat der kantischen Lehre außer seiner Schule das Bedürfniß philosophischer Systeme erwecken, welche durch diese Untersuchungen Kant's auf verschiedene, wenn auch nur negative Weise vorbereitet, zahlreicher, verschiedener und bedeutender als vorher erschienen. So war es auch das Beschränkende der kantischen Untersuchungen, was die größten der neueren Philosophen neben Kant, nämlich Fichte und Schelling, zur Aufstellung ihrer Ansichten erweckte. Wenn also auch der Trieb nach systematischer Ansicht (Philosophie) über das Wesen der Dinge, und somit auch in gewissem Sinne der Dogmatismus, durch die kantische Philosophie nicht vertilgt werden konnte, so daß das Bedürfniß darnach vielmehr nur immer dringender sich äußerte, je mehr man bei dem Schwanken der äußern Dinge, vorzüglich in der politischen Welt, einen festen Standpunkt in dem Gebiete des Geistigen suchte: so wird doch Kant's scharfsinniger und feinerer Untersuchung das große Verdienst bleiben, durch dieselbe den zu ihrer Zeit herrschenden rohen Dogmatismus in seine Schranken verwiesen, und einen kräftigern Ton in der Philosophie angestimmt zu haben; auch wird sie künftig jeden philosophischen Denker an eine sorgfältigere und umfassendere Prüfung der Prinzipien seiner Ansicht warnend erinnern, und zu einer auf wahre Selbsterkenntniß (d. i. Erkenntniß der eigenen Vernunft) gegründeten Philosophie, treffliche Winke und Anleitung geben. Hierdurch vorzüglich verdient Kant die Verehrung der Nachwelt, welche sich schon auf mehrere Weise würdig geäußert hat, so z. B. bei seiner am 22sten Apr. zu Königsberg gehaltenen Gedächtnißfeier (beschrieben, mit einem Kupfer und Bildnisse Kant's, Königsberg 1811, 8.), bei welcher man seine aus carrarischem Marmor von Schadow gearbeitete Büste, in einer offenen Halle der königsberger Dom- und Universitätskirche, wo bereits die Gebeine des großen Mannes ruheten, als ein Denkmal öffentlicher Verehrung feierlich aufstellte, und dadurch jene Halle zu einer Stoa Kantiana weihte. Ueber Kant vergl. übrigens Ludwig Ernst Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kant's (Kö-

nigsberg 1805, 8.); Wasianski, Im. Kant in seinem letzten Lebensjahre (Königsberg 1805, 8.); Jachmann's Im. Kant, geschildert in Briefen 2c. (Königsberg 1805), und die nordischen Miscellen (1804, 3 Hft. p. 172 u. 184), auch Prof. Herbarts (welcher gegenwärtig den kantischen Lehrstuhl in Königsberg einnimmt) Rede über Kant's Verdienste in der angeführten Beschreibung seiner Gedächtnißfeier. Uebrigens sind die Versuche, Kant's Philosophie im Auslande zu verbreiten, in Beziehung auf Frankreich (z. B. durch Charles Villers unternommen) und England, ohne große Wirkung geblieben. Mehr Eingang hat diese Ansicht in Holland und in den nordischen Reichen gefunden. T.

Kanzellei ist eigentlich ein von Schranken (cancellis) umgebener eingeschlossener Ort, wo sich ein Gericht, ein Collegium 2c. abgesondert von den Parteien versammelt, dann das Collegium selbst (besonders bei kleinen Dicasterien kleinerer Fürsten,) und der Vorsitzende desselben heißt Kanzellei-Director. Ferner auch der Ort, wo öffentliche Schriften und Urkunden Einer Art ausgefertigt oder aufbewahrt werden, (z. B. die Hofkanzellei, Kriegskanzellei,) und das dazu angestellte Personale, dessen oberster Vorsteher der Kanzler ist, eines der höchsten Aemter. Indessen hatten auch die Stifter und Klöster, hohe Schulen und Universitäten ehemals ihren Kanzler. — Kanzelleischreiben ist ein solches, das aus einer Kanzellei erlassen wird, und sich durch gewisse Förmlichkeiten (z. B. das Wir statt ich) unterscheidet. Die dabei sonst gebräuchliche deutsche Schriftart, welche zwischen Fraktur und Current steht, nennt man Kanzelleibuchstaben. Hierauf beruht auch der Kanzellei-Styl, (Kanzleistyl), d. i. der Styl, dessen man sich bei Abfassung öffentlicher Schriften und Urkunden in den Kanzelleien, besonders in den deutschen, bedient. Der Kanzellei-Styl soll bei aller Würde, mit welcher eine Regierung spricht, auch die vernünftige Klarheit besitzen, welche vor allen den Aussprüchen einer Regierung, als höchster Intelligenz, gebührt, und ihnen einen inneren Vorzug vor dem gemeinen Geschäftsstyl geben kann. Statt dessen finden wir, daß der gewöhnliche Styl deutscher Regierungsschriften (einige Regierungen haben auch darin den Geist der Zeit erkannt) so steif, schleppend, weitschweifig und verworren ist, daß dadurch nicht nur der Sinn der öffentlichen Verfügungen verdunkelt wird, dessen klares Verständniß der Regierung, wie den Unterthanen wichtig ist, und der Unterthan, um den Willen seiner Obrigkeit zu treffen, sich unzuverlässigen Mittelspersonen anvertrauen muß, die nicht immer sein Interesse berücksichtigen; sondern auch der Styl der öffentlichen Verhandlungen ein Gegenstand des Spottes geworden ist, indem man durch den Ausdruck Kanzellei-Styl sprichwörtlich jeden steifen, durch abgeschmackte und verworrene Phraseologie schwerfälligen Styl zu bezeichnen pflegt. Am nachtheiligsten und zweckwidrigsten ist diese Schreibart, wenn sie in Gesetzen und Verordnungen, welche sich auf alle Unterthanen erstrecken, vorkommt, weil die Dunkelheit derselben eine schädliche Rechtsunwissenheit, die Herrschaft einer besondern Caste, welche die Gesetze versteht und der gesetzlichen Formen kundig ist, und eine unzählige Menge von Streitigkeiten begründet. Der deutsche Kanzellei-Styl, wie er noch jetzt herrschend ist, stammt aus dem 17. Jahrh., einer Zeit, wo die lateinische oder Gelehrtensprache, und die franz. (die Hof und Galanteriesprache) die Freiheit und Ausbildung der deutschen auf jedem ihrer Schritte hemmten. Da nun der Kanzellei-Styl, mittelst der

Dicasterien, welche sich die Regierungen natürlicher Weise zum Muster nahmen, zum stehenden Muster des öffentlichen Geschäftsstyls überhaupt (Kanzleistyl im weitern Sinne) wurde, eine gebildete Prosa aber sich durch die größtentheils dem Mittelstande entsprossenen deutschen Schriftsteller und Dichter, allmälig unter allen Ständen verbreitete: so zeigt sich, wie weit der öffentliche Geschäftsstyl der Deutschen, bei allen Abänderungen im Einzelnen, hinter der Prosa des gemeinen Lebens zurück ist, so daß derselbe mit dem unverständlichen Lallen des Kindes verglichen werden könnte, dessen sich der Mann, ohne kindisch zu scheinen, nicht bedienen darf. Diese Erscheinung aber, welche den seltsamsten Contrast der höchsten Bildung und Mißbildung unter einem Volke zeigt, ist aus der übertriebenen Anhänglichkeit der Deutschen und ihrer Regierungen an dem Hergebrachten, vorzüglich in öffentlichen Formen, zu erklären, und die Gewandtheit, Kürze und zweckmäßige Präcision der uns hierin ganz entgegengesetzten Franzosen übertrifft uns in dem öffentlichen Geschäftsstyl, wenn nicht überhaupt in dem Geschäftsstyl, weit. Vergebens haben unsere Schriftsteller über den Geschäftsstyl diesem Gebrechen entgegen zu wirken gesucht; eine Reformation kann hier nur allmälig entstehen, und von oben ausgehen. Unter den Schriften über den Kanzleistyl sind vorzüglich: Bischoffs Lehrbuch des deutschen Kanzleistyls (Helmst. 1795, 2 Thle., noch nicht ganz vollendet); Links neuer Catechismus des Kanzleistyls (Coburg 1798); von Bresens Versuch einer systematischen Entwickelung der Lehre von den Staatsschriften 2c. (Erlangen 1800 — 1802, in 2 Bdn.) und einige andere seiner Schriften.

Kapet, Kapetingische Dynastie, s. Frankreich.

Kapital (Nationalökonomie) ist der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welcher den gegenwärtigen Bedarf des Besitzers übersteigt, und bestimmt ist zur Erfüllung von Zwecken in der Zukunft. Je nachdem diese Güter entweder geistig oder sinnlich sind, heißt der Vorrath derselben geistiges oder sinnliches Kapital. Der Vorrath von geistigen sowol, als von sinnlichen Gütern im Besitze einzelner Bürger heißt Privatcapital, der Gütervorrath sämmtlicher Bürger im Staate heißt Volks- oder Nationalkapital (s. d. Art.) und derjenige Gütervorrath, in dessen Besitz sich die Volks- oder Nationalgesammtheit befindet, macht das Staatskapital aus. Der Gütervorrath besitzt entweder die Eigenschaft, daß er augenblicklich gegen andere Güter umgesetzt werden kann, oder er besitzt dieselbe nicht, im ersten Falle nennt man jenen Vorrath lebendiges Kapital (s. d. Art.) oder Kapitalstoff, im letzten todtes Kapital. — Mit Unrecht wird gewöhnlich das Kapital als eine unmittelbare Quelle von neuen Gütern betrachtet, und demselben in dieser Hinsicht ein hoher Werth beigelegt; aber Güter können nie Güter schaffen, schaffende Kraft besitzen bloß die Natur und der menschliche Geist. Wie sehr daher immerhin die Masse von Kapitalen bei einem Volke sich vermehrt haben mag, so kann doch sein Vermögen und sein Einkommen dadurch allein nicht zunehmen, eben so wenig als das Vermögen und das Einkommen eines Münzkapitalisten wachsen kann, der seine Münzvorräthe nicht auf Zinsen leiht, sondern müssig im Kasten liegen läßt. Unendlich groß aber ist der Einfluß, welchen Kapitale mittelbar auf Hervorbringung neuer Güter äußern, wenn der menschliche Geist sich ihrer bedient als Mittel zur Aeußerung seiner schaffenden

Kraft. Hier erscheint das Kapital recht eigentlich als Resultat früherer Gütererzeugungen, welches der gegenwärtigen Gütererzeugung zu Hülfe kommt, und wodurch der Mensch eine ungeheure Kraft in einen einzelnen Punkt zusammenzudrängen in den Stand gesetzt wird. Dieser Einfluß des Kapitals kann auf doppelte Weise sich äußern, einmal, wenn der menschliche Geist sich seiner bedient, um dem Schooße der Natur Dinge zu entlocken, welche er demnächst zu Gütern erheben will, und zweitens, wenn das Kapital angewandt wird zur Unterstützung und Belebung der schaffenden Kraft des menschlichen Geistes. — Die Mitwirkung des Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter kann auf doppelte Weise sich äußern; entweder geschieht dieselbe so, daß das Kapital noch über die Hervorbringung des Guts fortdauert und im Besitze dessen bleibt, der denselben zu diesem Behufe verwandte, diese Gattung heißt stehendes Kapital (s. d. Art.); oder die Mitwirkung auf Hervorbringung neuer Güter geschieht auf solche Weise, daß, um diesen Zweck zu erreichen, der Besitz des Kapitals aufgegeben werden muß, diese Art von Kapital heißt umlaufendes Kapital (s. d. Art.). K. M.

Kapitalrente (Nationalökonomie) ist der Ertrag, welcher aus der Anlegung eines Kapitals hervorgeht, der Antheil an der Hervorbringung eines Guts, welcher der Mitwirkung des Kapitals zu verdanken ist. — Die Anwendung eines Kapitals auf Hervorbringung neuer Güter geschieht entweder von dem Eigenthümer des Kapitals selbst oder von einem Dritten, welchem jener denselben vorgeschossen hat zur Belebung und Unterstützung seiner schaffenden Kraft. Im ersten Falle fließt dem Benutzer oder Anleger des Kapitals der ganze Ertrag der mit Hülfe desselben hervorgebrachten Güter, also die ganze Kapitalrente, zu, im andern muß gewöhnlich der Anwender des Kapitals einen Theil der Kapitalrente dem Eigenthümer des Kapitals (dem Kapitalisten) abtreten, von welchem er das Kapital als Darlehn bekommen hat. Der auf solche Weise abzutretende Theil der Rente heißt Kapitalzins. Sowol das stehende als das umlaufende Kapital, jenes jedoch nur in sofern es sinnlich ist, kann Andern zur Benutzung überlassen werden, daher kann auch bei dem einen wie bei dem andern ein Zinsertrag Statt finden. Wird die Gattung von umlaufenden Kapitalen, welche man unter dem Ausdruck Münze begreift, Andern zur Benutzung dargeliehen, so dient dieselbe dem Empfänger als allgemeines Tauschmittel, wodurch er sich diejenigen Dinge verschafft, durch deren Bearbeitung oder Verwendung er die Rente gewinnen will, welche er dem Kapitalisten als Zins zu entrichten hat; diese Dinge bestehen z. B. in Nahrungsmitteln, welche ihm und den Arbeitern, deren schaffende Kraft die seinige unterstützt, zum Unterhalte während der Gütererzeugung dienen, oder in rohen Stoffen, woran sich diese schaffende Kraft äußern soll. — Die Höhe des Kapitalzinses richtet sich zunächst lediglich nach den Bedingungen, durch welche der Preis aller in den Tausch kommenden Waaren geleitet wird. Je größer die Anzahl Derer ist, welche fremde Kapitale suchen, und je ungleicher die Größe der Nachfrage im Verhältniß gegen die Größe des Angebots ist, um so höher muß auch der Zins seyn, welchen der Kapitalist von seinem, Andern zur Benutzung dargeliehenen Kapitale erwarten kann, und umgekehrt muß dieser Zins um so niedriger seyn, je schwächer die Nachfrage nach Kapitalen ist und je mehr das Angebot die Nachfrage überwiegt. Hoch muß daher elbst bei

ner großen Anzahl von Kapitalisten die Zinsrente seyn, wenn diese größtentheils selbst zugleich Anleger ihrer Kapitale sind und mit denselben fremde Kraft für eigene Rechnung miethen, niedrig hingegen, wenn der größte Theil der Kapitalisten es vorzieht, die Kapitale Andern zur Benutzung zu überlassen, und sich bloß mit dem Zinse zu begnügen. Der Zinsfuß kann daher nie als ein Gradmesser des Reichthums eines Volks betrachtet werden. Aus dem Sinken des Zinsfußes läßt sich eben so wenig auf Vermehrung des Nationalwohlstandes ein Schluß ziehen, als sich aus dem Steigen desselben auf Verminderung des Nationalwohlstandes schließen läßt. In den an Kapital reichsten Ländern muß der Zinsfuß wachsen, wenn der Handelsverkehr und der Umsatz der Kapitale lebhaft ist, und in den ärmsten muß derselbe sinken, fehlt es dem Volke an Betriebsamkeit oder an Stoff oder an Gelegenheit zu Anlegung von Kapitalen; soll daher aus dem Steigen oder Sinken des Zinsfußes im Lande irgend eine Folgerung für die Erhöhung oder Verminderung des Volkswohlstandes gezogen werden, so kommt es lediglich darauf an, die Ursachen zu ergründen, welche jenes Steigen oder Sinken veranlaßt haben, ohne genaue Kenntniß dieser Ursachen muß jedes Urtheil der Art als gewagt und schwankend erscheinen (s. Kapital). K. M.

Kapitalstoff, s. Lebendiges Kapital.

Kapitalzins, s. Kapitalrente.

Kapudan-Pascha heißt bei den Türken der Großadmiral der Flotte. Er ist ein Mitglied des Divans und bekleidet seine Stelle gewöhnlich nur ein Jahr. Seine Hauptpflicht besteht darin, daß er im Sommer mit einem Theile der türkischen Flotte nach dem Archipel segeln muß, theils um dieselbe im Seedienste zu üben, theils, um die Abgaben aus den dortigen Provinzen einzutreiben. Er führt zwei bis drei Roßschweife.

Karat, ein kleines Gewicht, dessen sich die Münzmeister, Wardeine und die Goldarbeiter bei Bestimmung des inneren Gehalts oder der Feinheit des Goldes, so wie die Juweliere bei Abwägung und Schätzung der Perlen, Diamanten und anderer Edelsteine bedienen. Eine Mark enthält 24 Karat, ein Karat 12 (bei Edelsteinen aber nur 4) Gran, und ein Gran 3 Grän. Bei Abwägung des Goldes rechnet man nach Gran. Man nimmt nämlich an, daß der Gegenstand von Gold, den man abwägen will, in vier und zwanzig Theile, welche man Karat nennt, getheilt ist. Enthält dieser Gegenstand nun gar keinen Zusatz von einem andern Metalle, das heißt, ist er ganz reines Gold, so sagt man, es sey vierundzwanzigkaratiges Gold. Finden sich aber z. B. in dem zu wägenden Gegenstande nur zwanzig Karat reines Gold, und sind die übrigen vier Karat fremdartiger Zusatz, so sagt man, es sey zwanzig-karatiges Gold, 2c. Bei den Edelgesteinen wird das Karatgewicht auf 4 Gran, jeder so schwer, als das As des Dukatengewichts bestimmt. Auch wird die Versetzung des Goldes mit Silber oder Kupfer zum Verarbeiten Karatirung, und zwar im ersten Falle die weiße, im zweiten die rothe Karatirung genannt.

Karlstadt, eigentlich Andreas Bodenstein und nur nach seinem Geburtsorte Karlstadt in Franken so genannt, ist in der Geschichte der Reformation durch seine Hitze und Schwärmerei, wie durch sein Unglück merkwürdig geworden. Als Archidiaconus, Canonicus und Professor der Theologie zu Wittenberg wurde er schon durch sein Ansehn und seine Gelehrsamkeit eine bedeutende Stütze Lu-

thers bei seinen ersten Schritten zur Reformation. Das berühmte Religionsgespräch, das er zur Vertheidigung der strengaugustinischen Lehre von der Gnade (s. d. Art. Gnade) 1519 mit Dr. Eck zu Leipzig hielt, seine Streitschriften gegen diesen und den Papst, der ihn 1520 in der Verdammungsbulle gegen Luthern ausdrücklich als dessen Anhänger bezeichnete, seine kühne Appellation vom Papste an ein allgemeines Concilium, worin er das erste Beispiel gab, und seine bald wirksame Erklärung für die Ehe der Cleriker waren deutliche Beweise seines Eifers für die Reformation. Während aber Luther auf der Wartburg saß, erlaubte sich Karlstadt noch stärkere und sogar tumultuarische Ausbrüche dieses Eifers. Am Weihnachtsfeste 1521 fing er an, in der Schloßkirche die Messe in deutscher Sprache zu lesen, das Abendmahl mit Weglassung der Beichte unter beiderlei Gestalt auszutheilen, und führte Volk und Studenten mit Ungestüm zur Zerstörung der Heiligenbilder und Altäre an. Luther, der diese unzeitigen Schritte höchlich mißbilligte, stellte gleich nach seiner Zurückkunft die alte Ordnung der Dinge her, und Karlstadt, obwol dabei mit Schonung behandelt und auf zwei Jahre zum Schweigen gebracht, konnte doch diese schnelle Vernichtung eines Werks, von dem er sich nicht weniger Ruhm für seine Person, als Segen für die gute Sache versprochen hatte, nicht verschmerzen. Er ging daher 1524 heimlich nach Orlamünde, veranlaßte daselbst, nach Vertreibung des Pfarrers, dieselben gewaltthätigen Auftritte, und warf sich, als eben Luther zu Jena gegen diese Unruhen predigte, öffentlich zu dessen Gegner auf; so daß selbst Churfürst Friedrich durch seine heftige Klagschrift wider Luthern gereizt und, (zumal da Karlstadt sich schon früher mit den zwickauischen Bilderstürmern und den mühlhausischen Aufrührern, ja selbst mit Münzern in Verbindung eingelassen hatte,) für die öffentliche Ruhe besorgt, ihn im Sept. 1524 aus seinen Landen verwies. Karlstadt wich, begann aber nun den unseligen Sacramentsstreit, in welchem er gegen Luthern die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahle leugnete; einen Streit, der von beiden Seiten mit der größten Erbitterung geführt, und, da sich Zwingli, wiewol mit bessern Gründen, für Karlstadts Meinung erklärte, der erste Anlaß des Kampfes der schweizerischen Theologen mit den Wittenbergern und der daraus erfolgenden Trennung der reformirten von der lutherischen Kirche wurde. Er selbst irrte inzwischen, der Theilnahme an dem Bauernkriege in Franken mit Grund verdächtig, in Deutschland unstät umher und suchte endlich, zum äußersten Elende herabgesunken, bei Luthern Hülfe, der ihn auch, nach einer in etwas befriedigenden Erklärung über jenen Streit, großmüthig aufnahm, und ihm unter der Bedingung, daß er seine Meinungen ganz zurückhalte, einen Zufluchtsort in Kemberg verschaffte. Hier lebte der gedemüthigte Mann, als Nachbar Andreas, von Feldbau und einem Handel beinahe drei Jahre. Sein unruhiger Geist verleitete ihn jedoch schon im J. 1528 jene Bedingung durch Herausgabe einiger Schriften und durch Verkehr mit dem Irrlehrer Schwenkfeld (s. d. Art.), ja selbst durch Machinationen gegen Luthers Person zu brechen. Um dem verschuldeten Ungewitter auszuweichen, begab er sich zu Ende desselben Jahres nach der Schweiz. Hier fand er die beste Aufnahme, wurde zuerst Pfarrer zu Altstädt im Rheinthal, 1530 Diaconus zu Zürich, und endlich 1531 Prediger und Professor der Theologie zu Basel, wo er ruhig und mit dem Ruhme eines frommen und redlichen Mannes starb. Seine Ver-

irrungen waren gewiß mehr Fehler des Kopfes als des Herzens, und wenn man auch den Eifer, den er an eitle und mißliche Unternehmungen verwendete, bedauern, seine Schwärmerei, Unbesonnenheit und anfangs ganz ungegründete Erbitterungen gegen Luther mißbilligen muß; so ist doch die Beschuldigung, daß er sich selbst an dessen Stelle zum Haupte der Reformation habe aufwerfen wollen, keineswegs erwiesen. E.

Karnieß, s. Corniche.

Kärnthen, ein zur österreichischen Monarchie gehöriges Herzogthum, so genannt nach den Karnen oder Karantanen, einem celtischen Volke, von denen auch die Alpen im obern Krain noch die karnischen heißen. Es gränzt nördlich und östlich an Steyermark, westlich an Tirol, südlich an Italien und Krain. Beim schönbrunner Frieden 1809 wurde von Kärnthen der villacher Kreis an Frankreich abgetreten und zu den sogenannten illyrischen Provinzen geschlagen, wo die Sau die Gränze zwischen diesen und Kärnthen machte. Der pariser Friede hat ihn Oesterreich zurückgegeben. Das Land ist ungefähr 300 Q. Meilen groß, hat 11 Städte und 21 Marktflecken, und 250,000 Einwohner. Eisen- und Stahlfabriken sind der bedeutendste Nahrungszweig. Der Hauptfluß ist die Drau, die auf den tirolischen Alpen entspringt und durch das Herzogthum nach Steyermark fließt. In ihr Thal laufen die Thäler aller übrigen Flüsse des gebirgigen Landes aus, und alle ergießen sich in sie. Die Hauptstadt Kärnthens ist Klagenfurt. Das Wappen von Kärnthen ist ein der Länge nach getheilter Schild, rechts drei über einander gehende Löwen im goldenen, links ein rother Mittelbalken im silbernen Felde. Bis auf Kaiser Rudolph I. hatte Kärnthen abwechselnd Herzoge aus verschiedenen Häusern. Dieser entriß es dem Könige Ottakar von Böhmen und gab es 1286 dem Grafen Meinhard von Görz und Tirol zu Lehn, mit Vorbehalt der Folge für Habsburg nach Abgang seines Mannsstammes. Als dieser mit Heinrich, 1335, ausstarb, erkannte Kaiser Ludwig, der Baier, Kärnthen ungeachtet er es vorher zum Besten der Tochter Heinrichs, Margaretha Maultasch, für Weiberlehn erklärt hatte, den Herzogen Otto und Albrecht von Oesterreich zu, bei welchem Hause es geblieben ist. K.

Karren (in der Buchdruckerkunst), s. Kurbel.

Karschin (Anne Louise), geborne Dürbach, verdient wegen ihrer Lebensgeschichte sowol, als wegen der originellen Ausbildung ihres Geistes und ihres Dichtertalents ausgezeichnet zu werden. Sie wurde am 1. Dec. 1722 auf einer adelichen Meierei unweit Schwibus an der schlesischen Gränze geboren, und nach dem frühzeitigen Tode ihres Vaters, eines Pachters und Bierbrauers, bei ihrem Onkel, einem Amtmanne, in den Anfangsgründen des menschlichen Wissens und auch in der lateinischen Sprache unterrichtet. Ihr Talent und die Fortschritte, die sie in den Wissenschaften machte, brachten die Mutter auf den Gedanken, welchen nachher die Erfahrung nur allzusehr bestätigte, daß sie gar nicht für die Hauswirthschaft sorgen würde. Sie wurde also von ihrem Onkel weggenommen, und mußte drei Jahre lang auf dem mütterlichen Landgute die Kühe weiden. Allein sie fand bald Gelegenheit, ihrer Lieblingsneigung nachzuhängen; denn sie machte Bekanntschaft mit einem sehr belesenen Hirtenknaben, der sie von Zeit zu Zeit mit verschiedenen, meistens schlechten Büchern versorgte. Durch diese elende Lectüre, die sie nur heimlich trei-

ben konnte, so wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhafte Phan-
tasie, entstanden nun ihre ersten, ohne alle Anweisung gemachten Ge-
dichte, die man, ungeachtet vieler Fehler, dennoch nicht ohne Bewun-
derung lesen kann. Ihre Mutter, die sie nur zu einer guten Haus-
mutter bilden wollte, nahm ihr oft die Bücher weg, und bestimmte
sie endlich einem Tuchmacher zu Schwibus, Hirsekorn, zur Gat-
tin. Die Tochter, obwol sie den Bräutigam nie gesehen, willigte
gehorsam ein, und zog sich in der Ehe mit diesem geizigen, zänki-
schen und mürrischen Manne unabsehbare Qualen zu, die sich er
nach elf Jahren durch Scheidung endigten, durch welche sie aber ih
ganze Mitgabe verlor und in die äußerste Armuth versetzt wurd
Sie irrte auf ein nahes Dorf, und lebte hier fast ein Jahr ga
hülflos. Um die durch jene Scheidung erlittene Schmach ihrer To
ter auszulöschen, beschloß die zur Unzeit sorgsame Mutter, sie n
einem Handwerker, Karsch, zu verheirathen, den die Tochter weg
seiner beständigen Trunkenheit sogar haßte. Allein die Mutter dr
te; und unsere Dichterin verehelichte sich zum zweiten Male. N
erst ward sie in eine wahrhaft traurige Lage versetzt. Ihr Mann v
schwendete durch Trunk sein ganzes Vermögen; und sie wurde gezw
gen, sich durch ihre Muse den nöthigsten Unterhalt zu verdienen. S
machte daher, wo sie nur konnte, Gelegenheitsgedichte und Gl
wünsche, reisete sogar viele Meilen weit im Lande umher, und de
mirte aus dem Stegreife Verse, erwarb sich auch dadurch bald al
meine Bewunderung und vieles Geld, welches jedoch ihr Mann sog
wieder verschwendete. Nun wandte sie sich mit ihrem Manne von F
stadt nach Großglogau: aber ihre Armuth nahm immer mehr zu,
ihr einziger Trost war, daß sie in dem dasigen Buchladen clas
Schriften studiren konnte. Endlich entfernte sie sich von ihrem Ma
und der Baron von Kottwitz war so großmüthig, sie 1761 in B
in sein Palais aufzunehmen, und mit Kleidung und allen Bedü
fen reichlich zu versehen. Hier begann die glänzendste Periode
Lebens. Man zog sie in die größten Gesellschaften, und ergötz
an ihrer außerordentlichen Fertigkeit zu improvisiren, und Ge
sogleich niederzuschreiben. Hierdurch bekam ihr Geist einen
Schwung. Ramler, Sulzer, Krünitz u. a. m. unterstützten sie; G
welcher sie die deutsche Sappho nannte, gab ihre Gedichte
heraus, und verschaffte ihr dadurch 2000 Thaler; sie bekam vo
Grafen von Stollberg-Wernigerode und Andern ansehnliche J
der; allein alles Dieses reichte nicht zu, sie selbst, zwei Kind
ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II. gewährte ihr die versp
Pension nicht; und als ihr einst 2 Thaler von ihm übersandt
waren, schickte sie ihm dieselben mit den bekannten Versen
Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. aber ließ ihr in Be
einträgliches Haus bauen. Allein sie konnte dieses Glück nich
genießen, denn sie star[illegible] an der Entkräftung
hat sie di[illegible] fertigen Dichte
rer N[illegible]
tä[illegible]

Kartenspiel. Dieses ist wahrscheinlich eine Erfindung der Morgenländer, welches aus dem Namen, den die Karten anfänglich in Italien, Spanien und Portugal führten, zu erhellen scheint. Man findet nämlich, daß sie im J. 1393 von den Italienern Naibi, und von den Portugiesen und Spaniern Naipes genannt werden. Da nun dieses Wort in den morgenländischen Sprachen so viel als Voraussehung oder Wahrsagung bedeutet: so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß die Karten morgenländischen Ursprungs sind. Wenn nun noch erwiesen werden könnte, daß die Zigeuner, welche offenbar ein indisches Volk sind, die Karten zuerst in Asien und Afrika bekannt gemacht haben, so wäre jene Vermuthung außer allem Zweifel gesetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man weiter behauptet, die Araber oder Saracenen die Karten kennen, welche letztere den Gebrauch derselben in Europa verbreiteten. Auch der Weg, den das Kartenspiel bei seiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es aus dem Oriente zu uns gekommen seyn muß; denn in den Ländern, die weiter gegen Morgen und Mitternacht liegen, wird es immer früher vorgefunden, als in den Abendländern. Die ältesten historischen Spuren vom Gebrauche der Karten finden sich in Italien, dann in Deutschland, Frankreich und Spanien. Die ersten Karten wurden gemalt, und für solche werden die ital. Karten vom J. 1299 anerkannt. Die Kunst, Karten zu drucken, ward, wie alle Ausländer eingestehen, 1350 bis 1360 von den Deutschen erfunden. Außerdem haben die Deutschen noch manche Veränderungen mit den Karten vorgenommen: die Figuren, Bilder und Zeichnungen, so wie die Namen: Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m., beweisen dieß. Das Landsknechtsspiel, welches man für das erste deutsche Kartenspiel hält, ist ebenfalls unstreitig eine deutsche Erfindung. Von diesem Spiele finden wir schon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche sich daselbst bis zu Molière und Regnard, und vielleicht noch länger, erhalten hat. Die erste sichere Spur vom Kartenspiele in Frankreich fällt in das Jahr 1361; späterhin soll sich Carl VI. am Ende des 14ten Jahrhunderts in seiner schweren Krankheit mit demselben ergötzt haben. Aus den oben angeführten Gründen geht übrigens hervor, daß die Meinung Derer, welche das Kartenspiel für eine französische Erfindung halten, irrig ist; auch bedarf sie keiner Widerlegung, da man in Italien und Deutschland weit ältere Spuren von demselben findet. Die neuern französischen Figuren sollen in Frankreich zwischen 1430 — 1461 erfunden seyn. Eine unverbürgte Meinung behauptet, daß die Karten schon 1332 in Spanien bekannt gewesen seyen: indessen kann dieselbe mit nichts begründet werden. Das älteste bekannte Zeugniß vom Kartenspiele in Spanien ist das Verbot der Karten, welches der König von Castilien, Johann I., im J. 1387 ergehen ließ.

Kartoffeln, s. Erdäpfel und Drake.

K[illegible]ia, die Tochter des Arabus und Gemahlin des Ce[illegible] [illegible] Aethiopien, dem sie die Andromeda gebar. Vom [illegible] Atymnius. Man vergl. Andromeda, [illegible].

[illegible]vocatus, hieß im Mittelalter derjenige [illegible] einer Kirche oder eines Klosters [illegible] bestanden hauptsächlich in [illegible] die Unterthanen des [illegible] sie heerbannspflichtig [illegible]

Digitized by Google

ben konnte, so wie durch ihr Naturgefühl und ihre lebhafte Phantasie, entstanden nun ihre ersten, ohne alle Anweisung gemachten Gedichte, die man, ungeachtet vieler Fehler, dennoch nicht ohne Bewunderung lesen kann. Ihre Mutter, die sie nur zu einer guten Hausmutter bilden wollte, nahm ihr oft die Bücher weg, und bestimmte sie endlich einem Tuchmacher zu Schwibus, Hirsekorn, zur Gattin. Die Tochter, obwol sie den Bräutigam nie gesehen, willigte gehorsam ein, und zog sich in der Ehe mit diesem geizigen, zänkischen und mürrischen Manne unabsehbare Qualen zu, die sich erst nach elf Jahren durch Scheidung endigten, durch welche sie aber ihre ganze Mitgabe verlor und in die äußerste Armuth versetzt wurde. Sie irrte auf ein nahes Dorf, und lebte hier fast ein Jahr ganz hülflos. Um die durch jene Scheidung erlittene Schmach ihrer Tochter auszulöschen, beschloß die zur Unzeit sorgsame Mutter, sie mit einem Handwerker, Karsch, zu verheirathen, den die Tochter wegen seiner beständigen Trunkenheit sogar haßte. Allein die Mutter drohte; und unsere Dichterin verehelichte sich zum zweiten Male. Nun erst ward sie in eine wahrhaft traurige Lage versetzt. Ihr Mann verschwendete durch Trunk sein ganzes Vermögen; und sie wurde gezwungen, sich durch ihre Muse den nöthigsten Unterhalt zu verdienen. Sie machte daher, wo sie nur konnte, Gelegenheitsgedichte und Glückwünsche, reisete sogar viele Meilen weit im Lande umher, und declamirte aus dem Stegreife Verse, erwarb sich auch dadurch bald allgemeine Bewunderung und vieles Geld, welches jedoch ihr Mann sogleich wieder verschwendete. Nun wandte sie sich mit ihrem Manne von Fraustadt nach Großglogau: aber ihre Armuth nahm immer mehr zu, und ihr einziger Trost war, daß sie in dem dasigen Buchladen classische Schriften studiren konnte. Endlich entfernte sie sich von ihrem Manne, und der Baron von Kottwitz war so großmüthig, sie 1761 in Berlin in sein Palais aufzunehmen, und mit Kleidung und allen Bedürfnissen reichlich zu versehen. Hier begann die gländzenste Periode ihres Lebens. Man zog sie in die größten Gesellschaften, und ergötzte sich an ihrer außerordentlichen Fertigkeit zu improvisiren, und Gedichte sogleich niederzuschreiben. Hierdurch bekam ihr Geist einen neuen Schwung. Ramler, Sulzer, Krünitz u. a. m. unterstützten sie; Gleim, welcher sie die deutsche Sappho nannte, gab ihre Gedichte 1765 heraus, und verschaffte ihr dadurch 2000 Thaler; sie bekam von dem Grafen von Stollberg-Wernigerode und Andern ansehnliche Jahrgelder; allein alles Dieses reichte nicht zu, sie selbst, zwei Kinder und ihren Bruder zu ernähren. Friedrich II. gewährte ihr die versprochene Pension nicht; und als ihr einst 2 Thaler von ihm übersandt worden waren, schickte sie ihm dieselben mit den bekannten Versen zurück. Sein Nachfolger Friederich Wilhelm II. aber ließ ihr in Berlin ein einträgliches Haus bauen. Allein sie konnte dieses Glück nicht lange genießen, denn sie starb am 12. Oct. 1791 an der Entkräftung. Zwar hat sie die musterhaften neuern oder auch gleichzeitigen Dichter unserer Nation nicht erreicht; viele Stellen in ihren Gedichten sind alltäglich oder prosaisch; jedoch muß man, um gerecht zu seyn, bedenken, daß sie sich im Anfange bloß durch sich selbst, und nach schlechten Mustern bildete, und drückende Armuth sie nöthigte, mit der größten Geschwindigkeit Tag und Nacht zu versifiziren. Ihre bessern Geisteswerke hat nach ihrem Tode 1792 ihre Tochter, die Frau von Klenke, weit vermehrter, als ehedem Gleim, zu Berlin, und zum zweiten Male 1797 nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben.

Kartenspiel. Dieses ist wahrscheinlich eine Erfindung der Morgenländer, welches aus dem Namen, den die Karten anfänglich in Italien, Spanien und Portugal führten, zu erhellen scheint. Man findet nämlich, daß sie im J. 1393 von den Italienern Naibi, und von den Portugiesen und Spaniern Naipes genannt worden. Da nun dieses Wort in den morgenländischen Sprachen so viel als Voraussehung oder Wahrsagung bedeutet: so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß die Karten morgenländischen Ursprungs sind. Wenn nun noch erwiesen werden könnte, daß die Zigeuner, welche offenbar ein indisches Volk sind, die Karten zuerst in Asien und Afrika bekannt gemacht haben, so wäre jene Vermuthung außer allem Zweifel gesetzt. Von den Zigeunern lernten, wie man weiter behauptet, die Araber oder Saracenen die Karten kennen, welche letztere den Gebrauch derselben in Europa verbreiteten. Auch der Weg, den das Kartenspiel bei seiner Verbreitung durch Europa nahm, zeigt, daß es aus dem Oriente zu uns gekommen seyn muß; denn in den Ländern, die weiter gegen Morgen und Mitternacht liegen, wird es immer früher vorgefunden, als in den Abendländern. Die ältesten historischen Spuren vom Gebrauche der Karten finden sich in Italien, dann in Deutschland, Frankreich und Spanien. Die ersten Karten wurden gemalt, und für solche werden die ital. Karten vom J. 1299 anerkannt. Die Kunst, Karten zu **drucken**, ward, wie alle Ausländer eingestehen, 1350 bis 1360 von den Deutschen erfunden. Außerdem haben die Deutschen noch manche Veränderungen mit den Karten vorgenommen: die Figuren, Bilder und Zeichnungen, so wie die Namen: Schellen, Eicheln, Herz, Grün, der große und der kleine Wenzel u. a. m., beweisen dieß. Das Landsknechtsspiel, welches man für das erste deutsche Kartenspiel hält, ist ebenfalls unstreitig eine deutsche Erfindung. Von diesem Spiele finden wir schon 1392, unter dem Namen Lansquenet, eine Nachahmung in Frankreich, welche sich daselbst bis zu Molière und Regnard, und vielleicht noch länger, erhalten hat. Die erste sichere Spur vom Kartenspiele in Frankreich fällt in das Jahr 1561; späterhin soll sich Carl VI. am Ende des 14ten Jahrhunderts in seiner schweren Krankheit mit demselben ergötzt haben. Aus den oben angeführten Gründen geht übrigens hervor, daß die Meinung Derer, welche das Kartenspiel für eine **französische** Erfindung halten, irrig ist; auch bedarf sie keiner Widerlegung, da man in Italien und Deutschland weit ältere Spuren von demselben findet. Die neuern französischen Figuren sollen in Frankreich zwischen 1430 — 1461 erfunden seyn. Eine unverbürgte Meinung behauptet, daß die Karten schon 1332 in Spanien bekannt gewesen seyen: indessen kann dieselbe mit nichts begründet werden. Das älteste bekannte Zeugniß vom Kartenspiele in Spanien ist das Verbot der Karten, welches der König von Castilien, Johann I., im J. 1387 ergehen ließ

Kartoffeln, s. **Erdäpfel** und **Drake**.

Kassiopeja, die Tochter des Arabus und Gemahlin des Cepheus, Königs von Aethiopien, dem sie die Andromeda gebar. Vom Jupiter ward sie Mutter des Atymnius. Man vergl. **Andromeda**, **Perseus** und **Sternbilder**.

Kastenvogt, Vogt, advocatus, hieß im Mittelalter derjenige Fürst oder Edle, dem der Schutz einer Kirche oder eines Klosters übertragen war. Seine Geschäfte bestanden hauptsächlich in Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Klosters, und in Anführung derselben, in sofern sie heerbannspflichtig oder später

lehnspflichtig waren. In ältern Zeiten setzte der Kaiser die Kastenvögte, nach Abgang der Carolinger aber maßten sich die Stifter an, sie selbst zu wählen und belehnten sie mit der Kastvogtei. Die Vögte mißbrauchten häufig ihre Gewalt zu Bedrückungen der ihnen anvertrauten Stifter, daher die Klagen dieser über sie durchs ganze Mittelalter sehr häufig waren.

Kästner, Abraham Gotthelf, einer der berühmtesten Mathematiker und witzigsten Epigrammatisten, wurde am 27sten Sept. 1719 zu Leipzig geboren. Er besuchte nie eine öffentliche Schule, sondern ward theils von seinem Vater, theils von Privatlehrern unterrichtet. Schon von seinem zehnten Jahre an benutzte er die juristischen Lehrstunden seines Vaters, welcher Professor in Leipzig war, und trat bereits im elften einem Collegio disputatorio mehrerer die Rechte studirender Jünglinge bei. Eigentlicher Student ward er erst 1731. Als solcher legte er sich mit besonderem Eifer auf Philosophie, Physik und Mathematik; besonders hatte, nach seinem eigenen Geständnisse, die Metaphysik viel Anziehendes für ihn. Merkwürdig ist, daß ihm das Addiren und das Einmaleins noch schwer fielen, als er bereits in der Mathematik einige Fortschritte gemacht hatte. Uebrigens setzte Kästner das Studium der Jurisprudenz eifrig fort, und ward 1737 als Candidat dieser Wissenschaft examinirt, ob er gleich von nun an dieses Fach zu Gunsten der früher genannten zurückzusetzen anfing. Im J. 1739 disputirte er, um selbst öffentlich lesen zu können, von welcher Zeit an er mathematische, philosophische, logische und juristische Vorlesungen zu halten begann. Außer der Mathematik beschäftigte er sich auch mit den schönen Wissenschaften. Nachdem er im J. 1746 eine außerordentliche Professur nebst einer Pension erhalten hatte, ward er 1756 unter sehr vortheilhaften Bedingungen in Göttingen als wirklicher Professor der Naturlehre und Geometrie angestellt. Während der Bedrängnisse, welche Göttingen im siebenjährigen Kriege erlitt, genoß er das Vergnügen, fast immer französische Officiere, denen er sich in ihrer Muttersprache verständlich machen konnte, zu Schülern in der Physik und Mathematik zu haben. Im J. 1765 wurde er zum großbrittannischen Hofrathe ernannt und seine glänzendste Epoche als Lehrer und Rathgeber zum Besten der Akademie waren die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Durch ihn ward das mathematische Studium sehr befördert. Sein funfzigjähriges Magister-Jubiläum wurde im J. 1787 zugleich mit dem Jubiläum der Universität gefeiert. Unter seinen vielen Schriften, die in Meusels gelehrtem Deutschland allein neun Seiten füllen, und welche nach und nach die wolfischen Lehrbücher verdrängten, bleibt seine Geschichte der Mathematik (1795) dasjenige Werk, von welchem Kenner urtheilen, daß es unter dem Ruhme seines Verfassers stehe, so wie denn überhaupt sein Scharfsinn mehr auf das Einzelne gerichtet zu seyn schien, als daß er das Ganze der mathematischen und physikalischen Wissenschaften hätte glücklich umfassen und darstellen können. Außer durch den Anbau ernster Wissenschaften ward er eben so sehr durch seinen unerschöpflichen Witz berühmt, der sich oft in treffenden Epigrammen ergoß, von denen eine Auswahl zu allen Zeiten gefallen wird. Durch sie zog er sich jedoch manche Fehde in seinem literarischen und bürgerlichen Leben zu. Dieser große und im strengsten Verstande weltberühmte Gelehrte starb am 20sten Juni 1800.

Katafalk, s. Castrum doloris.

Katalecticus, ein unvollzähliger Vers, der am Schlusse um eine Sylbe zu kurz ist.

Kataphracten (aus dem Griechischen) hießen bei den Römern diejenigen Ritter, welche über den ganzen Leib geharnischt und mit einer, mit eisernen Schuppen besetzten, Rüstung (Kataphracte) versehen waren. Diese Rüstung stammte von nördlichen Völkern her und war besonders bei den Parthern üblich. Bei der Armee des Antiochus befanden sich dreitausend Kataphracten auf dem rechten Flügel der Phalangiten. Nicht allein die Kataphracten, sondern auch ihre Pferde waren gepanzert. Der Panzer bestand aus kleinen, in ein längliches Viereck geschnittenen Eisenschuppen, welche dergestalt auf Leinwand aufgereihet waren, daß immer eine Reihe unter der andern hervorragte. Auch die Sarmater sollen eine solche Rüstung getragen haben. Die parthischen Kataphracten hatten, außer dem Cüraß, noch ungeheuer lange Speere, welche in Riemen am Pferde hingen. Die Römer scheinen nur spät und selten von diesem ausländischen und schwerfälligen Cürasse Gebrauch gemacht zu haben.

Katapult, s. Geschütz.

Kataract, Wasserfall, Wassersturz (z. B. des Nil), s. d. Art. Wasserfall.

Katastrophe. Eine besonders entscheidende Veränderung, welche eine Sache nimmt, besonders in Schauspielen und Erzählungen eine überraschende Wendung, welche die Geschichte nimmt, Auflösung des Verwickelten; — daher auch der Entscheidungspunct.

Katt, von Katte, s. Friedrich II., König von Preußen.

Katzbach (Schlacht an der), den 26. Aug. 1813. Der Waffenstillstand zwischen Napoleon und den Verbündeten hörte mit dem Morgen des 17. August auf. Blücher stand seit dem 14ten am rechten, der Feind am linken Ufer der Katzbach. Letzterer zog sich aber gegen den Bober zurück, und wich nach blutigen Postengefechten am 19. u. 20. von Bunzlau, wo Ney die Boberbrücke abbrechen und die Verschanzungen zerstören ließ, bis hinter Löwenberg. Doch auf Napoleons Befehl rückte den 21sten das ganze französische Heer unter Ney, Macdonald, Lauriston und Sebastiani, zu denen noch Marmont und Mortier nebst allen Garden gestoßen waren, 130,000 Mann stark, wieder an das linke Boberufer vor. Denselben Tag kam der Kaiser in Löwenberg an. Sofort überschritten die französischen Heerhaufen hier und bei Bunzlau, wo Sacken vor Ney weichen mußte, den Bober, und drängten in drei blutigen Tagen die Verbündeten bis hinter Goldberg. Denn Blücher sollte jedes Haupttreffen gegen überlegene Macht vermeiden. Er stellte daher das Heer in einer durch Stromthäler und Höhenzüge gedeckten Gegend auf, und nahm den 23sten sein Hauptquartier zu Jauer an der wüthenden Neisse. Das feindliche befand sich zu Goldberg an der Katzbach. Aber schon am 23sten Nachmittags eilte Napoleon mit sämmtlichen Garden und den Heerhaufen unter Marmont und Mortier, nebst den Marschällen Berthier und Ney, nach Dresden zurück, um diese Stadt gegen das aus Böhmen hervorgebrochene Heer der Verbündeten zu behaupten. In Schlesien standen jetzt zwei Heere einander gegenüber, jedes etwa 80,000 Mann stark; unter Blücher: Sack, York und Langeron mit ihren Heermassen; unter Macdonald: außer seiner Heerschaar, die von Ney und Lauriston, nebst der Reiterei unter Sebastiani. Als nun der Kampf mit gleicher Streitkraft beginnen sollte, regnete es fünf Tage und Nächte,

vom 24. bis 28. Aug. fast ohne Aufhören, daß alle Bergströme aus ihren Ufern traten. Doch Ney's Heerhaufe rückte am 25. bis an die Katzbach vor, und stand den 26. bei Liegnitz; Lauriston stand bei Goldberg, und Macdonald hinter Goldberg. Schon hatte Blücher den Schlachtplan gegen sie angeordnet, als der Feind über die Katzbach ging, und die Heerhaufen unter Langeron und York zurückdrängte. Da ward er am 26sten von den Verbündeten zwischen Eichholz und Weinberg angegriffen. Sacken focht gegen Ney auf dem rechten, Langeron gegen Lauriston und Sebastiani auf dem linken Flügel, York gegen Macdonald in der Mitte des Bundesheeres. Aber zu weit war Lauriston auf dem linken Flügel der Verbündeten vorgegangen, als Blücher Nachmittags vom siegenden rechten Flügel her, an der Spitze der russischen Reiterei, mit Geschütz und Fußvolk auf Macdonald stürzte, und das feindliche Mitteltreffen zerriß. Man schlug sich mit blanken Waffen, da kein Gewehr losging. Ein Viereck französischer Grenadiere wurde von dem brandenburger Bataillon, das 200 Mann verlor, binnen 20 Minuten mit den Kolben zu Boden geschlagen, und aus dem todten Haufen wurden 150 Verwundete gefangen. So ward des Feindes Schlachtlinie durchbrochen! Als nun Blücher mit der Reiterei dem vorgedrungenen Lauriston in die Flanke fiel, mischten sich im furchtbaren Todeskampfe preußische und französische Reiterei, 8000 Mann. Nach einer Viertelstunde entschied Blüchers altritterlicher Muth, und die Heldenkraft seiner von heiliger Vaterlandsliebe begeisterten Schaaren, wie im Mittelpunkte der Schlacht, so auf beiden Flügeln den Sieg. Der Feind ward mit Roß und Mann in die wüthende Neisse, und unter dem Rufe: Drauf und daran! in die Katzbach gestürzt. Am folgenden Tage schlug man das fliehende Heer bei Liegnitz; Blücher trieb es bis hinter Goldberg; am 28sten ward es bei Löwenberg geschlagen. Durch die angeschwollenen Bergströme aufgehalten, traf General Pacthod, der am 24sten von Löwenberg aus über Schönau marschirt war, um der verbündeten Armee bei Jauer in den Rücken zu kommen, zu spät in der Gegend des Kampfplatzes ein. Da er sich nun nicht bei Hirschberg auf das linke Boberufer retten konnte, zog er am rechten hinab bis gegen Löwenberg. Hier stieß er auf Langeron. Zwar setzte er sich auf den Höhen von [illegible], aber sein Haufe ward zertrümmert, und er entkam den [illegible] mit nur 700 Mann zu Macdonald. Vergebens wollte dieser den 29sten mehrere Brücken über den Bober schlagen. Er wurde Nachmittags angegriffen, und wer nicht im Bober ertrank, ward gefangen. Doch [illegible] Macdonald in der Nacht vom 29sten auf den 30sten mit etwa [illegible] Mann, die noch zusammenhielten, über den Bober nach [illegible]. Der [illegible] Fluß hemmte die weitere schnelle Verfolgung. [illegible] der Katzbach. Die Verbündeten nahmen [illegible] Feindes La[illegible] [illegible] machten sie [illegible] Generalen [illegible] kräftigen Wor[illegible] Gott unter frei[illegible] den Feind bis [illegible] bei Görlitz. [illegible] stellte sich [illegible] auf. Blücher [illegible]

und Poniatowski, der bis Reichenberg vorgedrungen war, mußte sich den 17ten September in die feste Stellung bei Stolpen zurückziehen.
K.

Kauf und Verkauf (emtio et venditio) ist ein gegenseitiger Vertrag, durch welchen Jemand irgend einen Gegenstand, der ihm zugehört, gegen einen bestimmten Preis dem Andern zu überlassen verspricht. Besteht dieser Preis in Gelde, so nennt man ihn Kauf und Verkauf im Sinne des römischen Rechts. Dabei hängt es, wie es sich von selbst versteht, von dem Willen der Contrahenten ab, von welcher Zeit an das Eigenthum auf den Käufer übergehen soll. Ist der Kauf unter einer successiven Bedingung geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht früher über, als bis die Bedingung vorhanden ist. Ist jedoch die Sache nur überhaupt (in genere) verkauft, ohne daß eine besondere Verbindlichkeit Statt gefunden hat; so geht das Eigenthum sogleich an den Käufer über. Ist der Handel auf baares Geld, und nicht auf Credit geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der **Kaufschilling** oder das **Aufgeld** bezahlt ist. Nach dem römischen Rechte soll ein Vertrag nicht hinreichen, das Eigenthum zu übertragen; sondern es wird überdieß noch eine körperliche Handlung dazu erfodert, welche die Uebergabe (traditio) genannt wird und darin besteht, daß der Verkäufer den Käufer persönlich in den Besitz der verkauften Sache setzt, oder diese ihm eigentlich übergibt. Allein, da Eigenthum auch ohne wirklichen Besitz Statt finden kann; so, scheint es, behauptet man ohne Grund, daß es nicht ohne jene körperliche Handlung an einen Andern übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer übergegangen ist, so trägt auch dieser die Gefahr, wenn nämlich hier nicht eine suspensive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die erwähnte persönliche und körperliche Uebergabe nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zur Vollendung (consummatio) des Vertrages zu gehören scheint; so dürften dabei dennoch, nach Puffendorff, einige Einschränkungen zu machen seyn. Wenn nämlich nach vollkommen abgeschlossenem Contracte eine Verzögerung eintritt, so fragt es sich, ob dieselbe vom **Käufer** oder **Verkäufer** herrührt. Im ersten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermöge des Contracts die Sache hat übergeben werden sollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweisen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Uebergabe Schuld gewesen ist, auf den Käufer über, und die Sache selbst fing an, ein Eigenthum des letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die **Aufbewahrung** der Sache, die in dem Vertrage nicht ausbedungen war, über sich genommen haben; so schiene es unbillig zu seyn, wenn [illegible] noch den Schaden, welcher durch Zufall entsteht, tragen sollte. [illegible] andern Seite übernimmt der Verkäufer die Gefahr, wenn er [illegible] hat, die Sache zur bestimmten Zeit zu übergeben. Wenn [illegible] schon [illegible] eine Sache, welche an verschiedene Perso[illegible] [illegible]kauft worden ist, derjenigen Person [illegible]efert worden ist; so stimmt damit [illegible], in sofern Letzterer ein stärkeres [illegible], das dem jus ad rem allemal [illegible] natürlichen Rechte scheint obiges [illegible] Denn der Verkäufer hat ja be[illegible] [illegible]enn derselbe mit keiner suspensiven [illegible]ein Eigenthum einem Andern über-

Digitized by Google

vom 24. bis 28. Aug. fast ohne Aufhören, daß alle Bergströme aus ihren Ufern traten. Doch Ney's Heerhaufe rückte am 25. bis an die Katzbach vor, und stand den 26. bei Liegnitz; Lauriston stand bei Goldberg, und Macdonald hinter Goldberg. Schon hatte Blücher den Schlachtplan gegen sie angeordnet, als der Feind über die Katzbach ging, und die Heerhaufen unter Langeron und York zurückdrängte. Da ward er am 26sten von den Verbündeten zwischen Eichholz und Weinberg angegriffen. Sacken focht gegen Ney auf dem rechten, Langeron gegen Lauriston und Sebastiani auf dem linken Flügel, York gegen Macdonald in der Mitte des Bundesheeres. Aber zu weit war Lauriston auf dem linken Flügel der Verbündeten vorgegangen, als Blücher Nachmittags vom siegenden rechten Flügel her, an der Spitze der russischen Reiterei, mit Geschütz und Fußvolk auf Macdonald stürzte, und das feindliche Mitteltreffen zerriß. Man schlug sich mit blanken Waffen, da kein Gewehr losging. Ein Viereck französischer Grenadiere wurde von dem brandenburger Bataillon, das 200 Mann verlor, binnen 20 Minuten mit den Kolben zu Boden geschlagen, und aus dem todten Haufen wurden 150 Verwundete gefangen. So ward des Feindes Schlachtlinie durchbrochen! Als nun Blücher mit der Reiterei dem vorgedrungenen Lauriston in die Flanke fiel, mischten sich im furchtbaren Todeskampfe preußische und französische Reiterei, 8000 Mann. Nach einer Viertelstunde entschied Blüchers altritterlicher Muth, und die Heldenkraft seiner von heiliger Vaterlandsliebe begeisterten Schaaren, wie im Mittelpunkte der Schlacht, so auf beiden Flügeln den Sieg. Der Feind ward mit Roß und Mann in die wüthende Neisse, und unter dem Rufe: Drauf und daran! in die Katzbach gestürzt. Am folgenden Tage schlug man das fliehende Heer bei Liegnitz; Blücher trieb es bis hinter Goldberg; am 28sten ward es bei Löwenberg geschlagen. Durch die angeschwollenen Bergströme aufgehalten, traf General Pacthod, der am 24sten von Löwenberg aus über Schönau marschirt war, um der verbündeten Armee bei Jauer in den Rücken zu kommen, zu spät in der Gegend des Kampfplatzes ein. Da er sich nun nicht bei Hirschberg auf das linke Boberufer retten konnte, zog er am rechten hinab bis gegen Löwenberg. Hier stieß er auf Langeron. Zwar setzte er sich auf den Höhen von Plagwitz, aber sein Haufe ward zertrümmert, und er entkam den 28sten mit nur 700 Mann zu Macdonald. Vergebens wollte dieser den 29sten mehrere Brücken über den Bober schlagen. Er wurde Nachmittags angegriffen, und wer nicht im Bober ertrank, ward gefangen. Doch entfloh Macdonald in der Nacht vom 29sten auf den 30sten, mit etwa 12,000 Mann, die noch zusammenhielten, über den Bober nach Görlitz. Der ausgetretene Fluß hemmte die weitere schnelle Verfolgung. Dieß war der Sieg an der Katzbach. Die Verbündeten nahmen 103 Kanonen, 2 Adler, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazareth, Gepäck, Feldschmieden und Mehlvorräthe; dabei machten sie 18,000 Gefangene, nebst einem Divisions- und 2 Brigade-Generalen. Schlesien war befreit. Am 1. Sept. erließ Blücher in kräftigen Worten den Siegesdank an sein Heer; und Alle lobten Gott unter freiem Himmel! Darauf trieb der graue Feldherr den Feind bis zum 7ten Sept. über den Queiß und die Neisse bei Görlitz. Erst bei Rothkretscham, zwischen der Neisse und Spree, stellte sich Macdonald, als er Verstärkungen bekommen, wieder auf. Blücher blieb bei Görlitz auf dem rechten Neisseufer stehen, und vereinigte sich mit den Oesterreichern unter Bubna. Dadurch ward auch Böhmen frei gemacht;

und Poniatowski, der bis Reichenberg vorgedrungen war, mußte sich den 17ten September in die feste Stellung bei Stolpen zurückziehen. K.

Kauf und Verkauf (emtio et venditio) ist ein gegenseitiger Vertrag, durch welchen Jemand irgend einen Gegenstand, der ihm zugehört, gegen einen bestimmten Preis dem Andern zu überlassen verspricht. Besteht dieser Preis in Gelde, so nennt man ihn Kauf und Verkauf im Sinne des römischen Rechts. Dabei hängt es, wie es sich von selbst versteht, von dem Willen der Contrahenten ab, von welcher Zeit an das Eigenthum auf den Käufer übergehen soll. Ist der Kauf unter einer successiven Bedingung geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht früher über, als bis die Bedingung vorhanden ist. Ist jedoch die Sache nur überhaupt (in genere) verkauft, ohne daß eine besondere Verbindlichkeit Statt gefunden hat; so geht das Eigenthum sogleich an den Käufer über. Ist der Handel auf baares Geld, und nicht auf Credit geschlossen worden; so geht das Eigenthum nicht eher über, als bis der Kaufschilling oder das Aufgeld bezahlt ist. Nach dem römischen Rechte soll ein Vertrag nicht hinreichen, das Eigenthum zu übertragen; sondern es wird überdieß noch eine körperliche Handlung dazu erfodert, welche die Uebergabe (traditio) genannt wird und darin besteht, daß der Verkäufer den Käufer persönlich in den Besitz der verkauften Sache setzt, oder diese ihm eigentlich übergibt. Allein, da Eigenthum auch ohne wirklichen Besitz Statt finden kann; so, scheint es, behauptet man ohne Grund, daß es nicht ohne jene körperliche Handlung an einen Andern übergehen könne. Sobald aber das Eigenthum auf den Käufer übergegangen ist, so trägt auch dieser die Gefahr, wenn nämlich hier nicht eine suspensive Bedingung Statt findet. Ob nun gleich die erwähnte persönliche und körperliche Uebergabe nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zur Vollendung (consumatio) des Vertrages zu gehören scheint; so dürften dabei dennoch, nach Puffendorff, einige Einschränkungen zu machen seyn. Wenn nämlich nach vollkommen abgeschlossenem Contracte eine Verzögerung eintritt, so fragt es sich, ob dieselbe vom Käufer oder Verkäufer herrührt. Im ersten Falle muß der Käufer die Gefahr tragen. Denn von der Zeit an, da vermöge des Contracts die Sache hat übergeben werden sollen, ging das Eigenthum der Sache, wenn der Verkäufer beweisen kann, daß er nicht an der Verzögerung der wirklichen Uebergabe Schuld gewesen ist, auf den Käufer über, und die Sache selbst fing an, ein Eigenthum des letztern zu werden. Sollte der Verkäufer aus freiem Willen die Aufbewahrung der Sache, die in dem Vertrage nicht ausbedungen war, über sich genommen haben; so schiene es unbillig zu seyn, wenn er auch noch den Schaden, welcher durch Zufall entsteht, tragen sollte. Auf der andern Seite übernimmt der Verkäufer die Gefahr, wenn er es versäumt hat, die Sache zur bestimmten Zeit zu übergeben. Wenn aber Grotius behauptet, daß eine Sache, welche an verschiedene Personen zwei oder mehrere Male verkauft worden ist, derjenigen Person angehören müsse, welcher sie überliefert worden ist; so stimmt damit zwar das bürgerliche Recht überein, in sofern Letzterer ein stärkeres Recht hat, nämlich das jus in re, das dem jus ad rem allemal nachstehen muß. Allein nach dem natürlichen Rechte scheint obiger Grundsatz nicht anwendbar zu seyn. Denn der Verkäufer hat ja bereits durch den ersten Vertrag, wenn derselbe mit keiner suspensiven Bedingung geschlossen worden ist, sein Eigenthum einem Andern über-

lassen, und kann es folglich nicht zum zweiten Male verkaufen. Wenn demnach der erste Vertrag alle Eigenschaften eines vollkommenen Vertrags hat, und der erste Abkäufer nichts unternommen hat, was diesem Vertrage entgegenstehen kann; so muß die verkaufte Sache unbezweifelter Weise dem ersten Käufer angehören. Denn es ist nicht seine Schuld, daß er das jus in re nicht bekommen hat, sondern Schuld des Verkäufers. Eben so kann es aus der Natur eines solchen Verkaufs nicht bewiesen werden, daß der Verkäufer die Eviction leisten müsse, am wenigsten, wenn er bonae fidei ist, obgleich die Eviction in einigen Fällen zur Bedingung gemacht werden kann. Uebrigens ist Alles, was in seinem Werthe geschätzt, und auf einen Andern übertragen werden kann, ein Object des Vertrags. Folglich lassen sich auch alle Hoffnungen, die ein Mensch zu gewissen Gütern, oder zur Erhaltung eines wahrscheinlichen Gewinnes hat, alle Foderungen des Einen an den Andern, so wie alle Versicherungen gegen einen ungewissen Schaden eines Andern, kaufen und verkaufen.

Kauffahrteischiff (von Kauffahrdei, Seehandel,) ist ein solches, welches bloß Kaufmannswaaren und die dazu gehörigen Personen über das Meer führt. Dergleichen Schiffe sind sowol in der Bauart, als in der Größe, verschieden, und führen auch verschiedene Namen, als: Barken, Feluken, Gallionen, Galliassen, Briggs, Jachten, Paketboote, Tarten, Ostindienfahrer u. s. w. Laufen viele Handelsschiffe, welche auch **Kauffahrer** heißen, zusammen und zu einerlei Zwecke aus: so nennt man sie zusammengenommen **Kauffahrtei-Flotte**, und setzt den Ort ihrer Bestimmung hinzu, z. B. die ostindische, die brasilianische, die Silber-Kauffahrteiflotte u. s. w.

Kaufmann, der, welcher den Handel (s. d. Art.) zu seinem Hauptgewerbe gewählt hat, muß den Zweck haben, an dem Einen Orte so wohlfeil als möglich einzukaufen und an dem andern Orte so theuer als möglich zu verkaufen. Die Nebenbenennungen erhält derselbe von der Art des Handels, die er zu seinem Hauptgeschäfte macht, z. B. Wechselkaufmann oder Wechsler, Banquier, Waarenkaufmann, Assecuradeur ꝛc. Ein Kaufmann, der sein Geschäft gut und mit Nutzen treiben will, muß nicht nur ein ordnungsliebender Mann seyn, sondern außer dem Schreiben, Rechnen und den lebenden Sprachen auch noch eine große Summe der mannichfaltigsten andern Kenntnisse besitzen; mithin passen unordentliche und stumpfsinnige Köpfe überhaupt nicht für den Stand eines Kaufmanns. Um nur einige dem Kaufmanne höchstnöthige Kenntnisse zu erwähnen, nennen wir die Geld- Wechsel- und Waarenkenntniß, die Technologie, die Erdbeschreibung, Statistik und fortgesetzte Vertrautheit mit den laufenden politischen Verhältnissen, die Groß-Aventur und Averey, die Assecuranz und Bodmerey, die Schifffahrtskunde ꝛc. Bloß unter Voraussetzung dieser Kenntnisse kann man ein wahrer Kaufmann seyn, und den Handel mit möglichster Sicherheit treiben. — Alle an einem Orte neben einander lebende oder in einer Provinz abgesondert von einander wohnende Kaufleute nennt man entweder den **Kaufmannsstand** oder die **Kaufmannsschaft**, z. B. von Hamburg, von England ꝛc., und dieser Stand gehört zu den nützlichsten und nothwendigsten in jedem Staate, der zu irgend einem Nationalwohlstande gelangen will. — **Kaufhaus** heißt in Handelsstädten ein Ort, wo die Güter der Kaufleute theils aufbewahrt, theils zum Verkauf ausgelegt werden, z. B. in Venedig das deutsche, das türkische Haus. An einigen Orten wird es auch Packhof genannt.

Kaufmann (Angelica), eine berühmte Malerin, ward im J. 1741 zu Chur in Bündten geboren und erhielt von ihrem Vater, der ein herumziehendes Leben führte, bei der Geburt der Tochter aber bischöflicher Hofmaler war, den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen. Früh entfaltete sich ihre Neigung zu allem Schönen: sie liebte die Musik, besonders aber die Malerei, in welcher Kunst sie unter ihrem Vater, der selbst nur ein mittelmäßiges Talent besaß, die bedeutendsten Fortschritte machte. Mit dem angestrengtesten Fleiße erwarb sie sich bald eine nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit, und bald hatte sie ihren Vater und Meister übertroffen. Kaum dreizehn Jahre alt, machte sie ihre erste Reise nach Italien, wo sie sich abwechselnd bis 1769 zu Mailand, Florenz, Rom und Neapel aufhielt, und in diesen, den Künsten geweihten Städten ihre Kunstfertigkeit zur Meisterschaft erhob. Im angezeigten Jahre verließ sie Italien und begab sich nach London, wo sie das Glück hatte, die königliche Familie zu malen. Dieser Umstand gründete sowol ihren Ruf als ihre Glücksumstände: beide wuchsen mit der Dauer ihres Aufenthalts in England. Hier ward sie zum Mitgliede der königlichen Akademie der Künste aufgenommen. Hier ging sie auch ihre erste unglückliche Ehe ein, von welcher gewöhnlich so erzählt wird: Während ihres Aufenhalts in London bewarb sich ein englischer Künstler, der noch vor einigen Jahren gelebt und sogar eine Stelle im Parlamente bekleidet hat, um ihre Hand, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Dadurch erbittert, sann der Künstler auf Rache. Ein schöner, aber aus den Hefen des Volks gewählter Mensch ward in den Stand gesetzt, in Angelica's Hause zu erscheinen, und sich um ihre Liebe bewerben zu können. Diese ließ sich täuschen, reichte dem Abenteurer ihre Hand und der verschmähte Künstler entdeckte den ihr gespielten Betrug. Angelica ward nun zwar geschieden, mußte jedoch ihrem Manne, der aber bald darauf verstarb, eine jährliche Pension geben. Dennoch vermählte sie sich zum zweiten Male nach ihrer Rückkehr nach Rom (1782) mit einem venetianischen Maler, Zucchi, welche Verbindung glücklicher ausfiel. Dieser starb ebenfalls lange vor ihr, und Angelica lebte seitdem einzig der Kunst und ihren Freunden. Sie starb zu Rom den 5ten Nov. 1807. Ihrem Leichenzuge folgten alle ausgezeichnete Männer Roms, und ihre Büste ward 1808 im Pantheon aufgestellt. Sie hinterließ eine ausgesuchte Bibliothek und ein ansehnliches Vermögen. Sie hat viele Porträts und historische Gemälde, letztere besonders nach Antiken, gemalt; ihre Arbeiten werden vorzüglich wegen der Grazie geschätzt, welche darin herrscht, wenn auch dem wahren Kenner sowol die Incorrectheit ihres Styls, als auch das Einerlei ihres Plans und der Ausführung desselben nicht entgehen kann. Daher dürfte sie recht eigentlich eine Künstlerin für Dilettanten seyn.

Kaufmännisches System, s. Mercantilsystem.

Kaufungen, von, s. Kunz von Kaufungen.

Kaunitz (Wenzel Anton, d. h. R. R. Fürst von), zuletzt Graf zu Rietberg, Ritter des goldenen Vließes, des heil. Stephani-Ordens Großkreuz, k. k. Staats- und Conferenz-Minister, geheimer Hof- und Staatskanzler, stammt aus einem altgräflichen Hause, dessen Stammhaus die Herrschaft Kaunitz in Mähren, zwei Meilen von Brünn, ist. Sein Großvater, Andreas Dominik, Graf von Kaunitz, Ritter des goldenen Vließes, und mit andern hohen Würden bekleidet, war k. k. erster Botschafter bei der Friedensversammlung zu Ryswick und starb

1705. Der Sohn desselben, Maximilian Ulrich Joseph Fortunat, geboren 1679, wurde k. k. Kämmerer, geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes, Gesandter am römischen Hofe und an einigen Kreisen des deutschen Reichs, endlich Landeshauptmann in Mähren und Reichshofrath, und starb 1746. Durch die Heirath mit einer gebornen Erbgräfin von Ostfriesland und Rietberg brachte er die Grafschaft gleiches Namens an die Familie Kaunitz, hatte aber darüber langwierige Prozesse mit dem Könige von Preußen, als Nachfolger in der Grafschaft Ostfriesland. Aus dieser Ehe entsprangen neunzehn Kinder, unter welchen Wenzel Anton der fünfte Sohn war, und zu Wien am 2ten Febr. 1711 geboren wurde. Da er unter seinen am Leben gebliebenen Brüdern der jüngste war, so wurde er dem geistlichen Stande gewidmet, auch schon im dreizehnten Jahre seines Alters mit einer Domherrnstelle zu Münster bekleidet. Als aber seine Brüder theils im Felde, theils auf dem Krankenbette gestorben waren und er dadurch der einzige Stammhalter seines Hauses wurde, verließ er wiederum den geistlichen Stand, und beschloß, sich den Staatsgeschäften zu widmen. Seine geistigen Fähigkeiten, unterstützt durch einen schönen und starken Körperbau und große Gewandtheit in allen Gattungen von Leibesbewegungen, entwickelten sich nach Wunsch. Er studirte anfangs zu Wien, hierauf, nach damaliger Gewohnheit des österreichischen Adels, zu Leipzig, auch einige Zeit zu Leyden, und benutzte den Unterricht, den er an diesen Orten erhielt, mit Ernst. Im J. 1732 trat er seine Reisen nach England, Frankreich und Italien an, wo er für seinen wißbegierigen Geist reichlichen Stoff antraf. Im J. 1735 ernannte ihn Kaiser Carl VI. zum Reichshofrath und nicht lange darauf, im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters, zum zweiten kaiserlichen Commissarius am Reichstage zu Regensburg. Als bald nachher dieser Kaiser starb, und Kaunitzens Amt dadurch aufhörte, begab sich dieser auf seine Güter in Mähren. Nach dem Regierungsantritte der Kaiserin Maria Theresia eröffneten sich ihm glänzende Aussichten. Er wurde 1741 nach Rom an den Papst Benedict XIX., und von da nach Florenz geschickt, und entledigte sich seiner geheimen Aufträge zum Beifalle der gegenseitigen Parteien. Am Ende des Jahrs 1742 ging er als Gesandter nach Turin, um das Vertheidigungs-Bündniß zwischen Oesterreich und Sardinien gegen die bourbonischen Höfe desto enger zu knüpfen, welcher Verbindung auch endlich England beitrat. Die Art, wie er diese verschiedenen Aufträge ausgeführt hatte, erregte eine solche Meinung von seinen Ministertalenten, daß man ihm bald noch wichtigere Geschäfte anvertraute. Er wurde 1744 zum österreichischen Minister am Hofe Herzogs Carl von Lothringen und der Erzherzogin Maria Anna, des General-Gouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. Da kurz darauf diese Erzherzogin starb, so übernahm er, in Abwesenheit des Herzogs Carl, die Interims-Regierung der österreichischen Niederlande, welche damals um so bedenklicher zu führen war, als Frankreich schon den Krieg erklärt hatte, und die Niederlande den französischen Einfällen am ersten ausgesetzt waren. Im Februar 1745 ward er zum wirklichen bevollmächtigten Minister daselbst ernannt, und verwaltete diesen gefährlichen Posten zur Zufriedenheit der Niederländer, bis die französischen Waffen allzumächtig vordrangen. Als sich im Februar 1746 Brüssel den Franzosen ergeben mußte, erhielt Kaunitz für das Gouvernement und für die wenigen vorhandenen österreichischen Truppen eine besondere Capitulation, welche ihnen freien Abzug nach Antwerpen gewährte, von wo er, als auch

diese Stadt sich den Franzosen ergeben mußte, nach Aachen ging. Hier bat er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, die Kaiserin wiederholt um seine Entlassung, die er auch erhielt. Kaum nach Wien zurückgekehrt, erschien Kaunitz schon wieder als k. k. Gesandter bei dem Friedenscongresse zu Aachen. Bekanntlich wurde die Unterhandlung daselbst nur zwischen den Bevollmächtigten von Frankreich, England und Holland gepflogen und so eifrig betrieben, daß die übrigen Minister, und auch Kaunitz ausgeschlossen wurden. Letzterer protestirte daher gegen die Präliminarien und trat denselben später, als die übrigen Minister, bei. In dieser ganzen Unterhandlung erwarb er sich durch seine Geschicklichkeit und Offenheit die Achtung der verschiedenen Gesandten, und legte hier den Grund zu seinem nachher so großen Ruhme als Diplomatiker. Nach geschlossenem aachener Frieden wurde Kaunitz zum wirklich k. k. Conferenz- und Staatsminister ernannt und 1749 mit dem Orden des goldenen Vließes beschenkt. Zugleich bestimmte ihn die Monarchih zum Gesandten am französischen Hofe. Diese Gesandtschaft dauerte von 1750 — 1752, während welcher er durch sein kluges, einschmeichelndes Wesen den Grund zur Aussöhnung des österreichischen und französischen Hofes legte und das Bündniß unter beiden knüpfte, das erst 1756 der Welt vor Augen gelegt wurde. Im Jahre 1753 wurde er als Hof- und Staatskanzler nach Wien zurückberufen und noch überdieß 1756 zum niederländischen und italienischen Kanzler ernannt, wodurch die Leitung der Geschäfte dieser Provinzen in seine Hände fiel. Seit dieser Zeit hat er alle auswärtigen Staatsangelegenheiten Oesterreichs unter Maria Theresia geleitet, auch auf die innere Verwaltung den größten Einfluß gehabt. Im Jahre 1764 wurde er darauf von Kaiser Franz I. mit seinen männlichen Nachkommen, nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand erhoben. So lange nun Maria Theresia lebte, war das Vertrauen dieser Monarchin zu Kaunitz unbegränzt. Als aber Kaiser Joseph allein regierte, beehrte er zwar den greisen Minister mit allen äußerlichen Zeichen der Achtung und des Vertrauens, befolgte aber nicht immer dessen Rathschläge. Der mißlungene Versuch, die Schelde zu eröffnen, der mißlungene Austausch von Baiern, und der noch ungleich mißlungenere Krieg mit den Türken, waren davon die Folgen. Noch schwächer ward Kaunitzens Einfluß unter Leopolds II. Regierung. Das hohe Alter und die damit verknüpfte Abnahme seiner Kräfte bewogen ihn endlich, gleich beim Antritte der Regierung Franz II., die Würde als Hof- und Staatskanzler niederzulegen. Er hatte einen ausgebildeten Verstand. Seine Beurtheilung war langsam, aber desto reifer, und daher zuletzt seine Entscheidung fast immer richtig. Voltaire war sein Lieblingsschriftsteller, und Rousseau, der sogar einige Wochen lang sein Privatsecretär in Paris gewesen war, wurde sehr von ihm geschätzt. Die französisch-dramatische Literatur liebte er leidenschaftlich; weniger kannte er die deutsche Literatur, ob er gleich derselben in den neuern Zeiten, nachdem Wieland aufgetreten war, viele Aufmerksamkeit schenkte. Der deutschen Sprache war er kundig; die französische aber war seine rechte Hand. Er sprach Französisch, Italienisch und Deutsch; das Lateinische las und verstand er; auch war ihm in seiner Jugend die englische Sprache nicht fremd gewesen. Die große Encyclopädie wurde fleißig von ihm gebraucht, um daraus für seine gesellschaftlichen Unterhaltungen Stoff zu holen, und um einen Faden zu haben, an den er seine und seiner Freunde Ideen a reihen konnte. Auch hinterließ er den Ruhm eines Gönners der Wissenschaf-

ten und der Gelehrten. So schuf er in der Lombardei und in den Niederlanden sehr ansehnliche Akademien. Auch zog er berühmte Gelehrte, die nach Wien kamen, an seine Tafel. Er war es, der den verdienstvollen Geschichtschreiber der Deutschen, den würzburgischen Hofrath Schmid, nach Wien brachte. Noch entschiedener war seine Neigung für die schönen Künste und deren Ausüber. Die vortrefflich eingerichtete Kunstschule zu Wien ist fast ganz durch ihn geschaffen. So trug er viel dazu bei, daß der berühmte Kupferstecher Schmutzer durch Wille in Paris gebildet, und nach seiner Zurückkunft der Stifter und Director einer Lehrschule der Kupferstecherkunst wurde, aus welcher so viele schätzbare Künstler hervorgegangen sind. Mit Mecheln aus Basel, der lange Zeit zu Wien war und die Bildergalerie ordnete, besonders aber mit dem Historienmaler Casanova, lebte Kaunitz, bei ihrem Aufenthalte in Wien, in einem täglichen, fast vertrauten Umgange. Doch hatten sie diese Auszeichnung wol mehr noch ihrer feinen Lebensart, als ihren Kunstfähigkeiten zu verdanken: denn der größte Künstler, wenn er nicht die Geschmeidigkeit des Hofmannes hatte, galt ihm wenig. Daher klagten die meisten über ihn, daß er sie oft stundenlang in seinen Vorzimmern warten ließe, während er sich vielleicht mit einem Handwerker unterhielt, oder, weil nicht Alle sich mit der Ehre, ihre Kunstwerke in des Fürsten Galerie aufgestellt zu sehen, genugsam bezahlt glaubten; ein Betragen, welches Kaunitz höchst unbescheiden, eigennützig und unartig nannte. Ein berühmter Künstler rächte sich dafür an den Fürsten, indem er ihm eine selbst verfertigte schlechte Copie für ein Original des Correggio um einen sehr hohen Preis verkaufte. Der Fürst erfuhr zwar nachher den Betrug, schämte sich jedoch darüber zu klagen. Er war überall als ein großer Reiter bekannt, und diese Liebhaberei machte einen Hauptzug in seiner Lebensweise aus. Die Gewandtheit und Geschicklichkeit, mit welcher er noch im Greisenalter die jüngsten, muthigsten Hengste ritt, wurde allgemein bewundert. Er unterrichtete und zog sogar alle seine Stallmeister selbst. Kaunitz war in seinen jungen Jahren ein schöner Mann gewesen und hatte eine von jenen Physiognomien, die Ehrfurcht einflößten, weßwegen man ihn auch einer weiter getriebenen Putzliebe beschuldigt hat, als einem Manne sonst wol geziemen möchte. Unter seinen moralischen Eigenschaften rühmt man von ihm Treue und Redlichkeit. Vornehm und trocken war er oft gegen Fremde von seinem Stande, dagegen gütig und herablassend gegen Niedere; ernsthaft aber gegen Alle, und immer, besonders in Anwandlungen von Unmuth, kurz und derb. Es erinnert sich Niemand, ihn, besonders in seiner spätern Zeit, lachen gesehen zu haben. Nie hat wol ein Minister an irgend einem Hofe ein größeres Vertrauen auf längere Zeit genossen, als Kaunitz an dem seinigen. Dieß Vertrauen war auf die vollkommenste Ueberzeugung von seiner Rechtschaffenheit und seinen Einsichten gegründet. Daher wurde ihm Alles nachgesehen. So erschien er im Cabinette der Kaiserin Maria Theresia, unter deren Regierung noch eine strenge Etiquette beobachtet wurde, im Frack und in Stiefeln, wie er eben etwa von der Reitbahn kam; und weil die Kaiserin im Sommer und Winter die Fenster stets offen, Kaunitz hingegen, aus Fürsorge für seine Gesundheit, die seinigen stets verschlossen hatte, so war es bei seinem Eintritte in die Zimmer der Kaiserin das Erste, sie zuzumachen; dann erst wandte er sich an die Kaiserin, um mit ihr zu sprechen. Unter Josephs II. Regierung kam er nicht mehr nach Hofe, sondern der Kaiser ging, wenn er ihn sprechen wollte, zu ihm, und

dieß geschah sehr oft. Jener ließ sich gewöhnlich vorher melden. Oft ließ ihm dann Kaunitz sagen, der Kaiser könne kommen, aber er würde ihn noch im Bette finden. Der Kaiser nahm dieß nicht übel, und besuchte ihn, während derselbe noch seiner Ruhe pflegte. Was die kirchlichen Reformen Josephs anbetraf, so nahm Kaunitz den rühmlichsten Antheil an denselben. Zu Rom war man sogar überzeugt, daß alle diese Reformen von ihm allein herrührten; deßwegen wurde er in der Ministerial-Correspondenz nie anders als il ministro eretico (der ketzerische Minister) genannt. Als der Papst in Wien war, reichte er dem Fürsten, aus einem Uebermaße von Politik, nicht den Rücken der Hand, sondern das Innere derselben zum Küssen dar, welches ehemals, nach päpstlichen Begriffen, die größte Gnadenbezeugung war. Der Fürst that, als ob er nichts von dieser Etiquette verstände, nahm die ihm von dem Papste dargebotene Hand und drückte sie nach altdeutscher Sitte. So war wol noch kein Papst bewillkommnet worden. Obgleich sein Einfluß unter Leopold II. aufhörte, so fuhr man dennoch fort, ihm mit der ausgezeichnetsten Achtung zu begegnen. Endlich starb dieser vielerfahrne Mann lebens- und ruhmssatt am 27sten Juni 1794 an Entkräftung.

Kauscher, (Koscher) heißt bei den Juden was von den durch Christenhände verunreinigten Speisen oder Gefäßen (durch Feuer oder Wasser) wieder gereinigt ist. —. Kauscher-Wein, der zum Gebrauch der Juden gekoscherte und deßhalb versiegelte Wein.

Kausticität, s. Aetzkraft. Kaustik, s. Aetzkunst. Kaustisch, ätzend, beißend, auch figürlich vom Witz.

Kaviar (Ickari, Störroggen) wird in Rußland aus dem Roggen der Störe, der Hausen, der Beluga's, der Sterleten u. a. m. gemacht. Man streift nämlich den Roggen von der daran klebenden Haut ab, salzt ihn ein und thut nach acht Tagen Pfeffer und kleingeschnittene Zwiebeln hinzu. So eingemacht, wird er getrocknet und in Stücken, die etwa wie grüne Seife aussehen, ausgeführt, und im Auslande als eine delicate Speise auf gerösteter Semmel oder Butterschnitten genossen. Der beste Kaviar ist der krimmische (taurische), von welchem aus Kersch und Jenikale jährlich auf anderthalbtausend Tonnen in die Moldau- und die Donau-Gegenden ausgeführt werden.

Kegel (mathematischer) wird in demjenigen Theil der Mathematik, der von der Ermessung gewisser allgemeiner Körpergestalten handelt (Stereometrie), derjenige Körper genannt, welcher zur Grundform eine Kreisfläche hat, und mit dieser kreisförmigen Rundung spizig zuläuft, auch die runde Pyramide, — Conus. (Ein Zuckerhut bildet einen solchen.) Die Kegel sind entweder gerade- oder schiefstestende. Schneidet man einen geradestehenden Kegel ringsum gleich hoch über der Grundfläche, d. i. mit der Grundfläche parallel durch, so muß die dadurch entstehende Fläche der Grundfläche ähnlich, und ist diese ein Kreis, ebenfalls ein Kreis seyn. Geschieht aber der Schnitt schief, d. h. auf der einen Seite höher über der Grundfläche, als auf der andern, so entsteht keine kreisförmige, sondern eine länglich-runde Fläche, welche man eine Ellipse nennt. Geschieht dieser Schnitt nicht schief durch, sondern neben der Spitze senkrecht herab auf die Grundfläche, so entsteht eine nur nach oben krumme, unten aber durch die Grundlinie abgeschnittene Fläche. Diese heißt Hyperbel. Drittens kann aber auch der Schnitt mit der einen Seite des Kegels gleichlaufend geschehen, wodurch eine andere, ebenfalls nur nach oben gekrümmte und unten von der Grundfläche abgeschnittene Fläche ent-

steht, welche Parabel genannt wird. Diese drei leztern aus Zerschneidung eines Kegels entstehenden Figuren oder Flächen nennt man Kegelschnitte. Die Eigenschaften derselben sind schon von den Griechen mit bewundernswürdigem Scharfsinne entwickelt worden. Das Hauptwerk, das noch darüber vorhanden ist, ist von Apollonius Porgäus. Um die Vervollkommnung der Theorie derselben haben sich dann insbesondere die Engländer verdient gemacht. In der Buchdruckerkunst heißt Kegel die Dicke, welche die Lettern (nicht in die Breite, sondern in die Länge gerechnet) nach den verschiedenen Schrifgrößen haben. Bei den Kanonen heißt so das Visir. M. C.

Kehl, Dorf und Festung am Ausflusse der Kinzig in den Rhein, über welchen hier eine Brücke nach dem, eine halbe Stunde davon gelegenen Straßburg führt. Im ryswicker Frieden kam es an den Markgrafen von Baden-Baden, nur behielten sich Kaiser und Reich das Besatzungsrecht vor. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber wurden die Wälle abgetragen; Kehl ward ein bedeutender Fabrik- und Handelsort, und unter andern auch durch die von Beaumarchais daselbst angelegte Druckerei berühmt, aus welcher die prächtige Ausgabe des Voltaire und andere Prachtdrucke hervorgingen. Während des Revolutionskrieges stellte man die Festungswerke wieder her. Kehl mußte mehrere Belagerungen aushalten, war abwechselnd in deutschen und französischen Händen, brannte zu drei verschiedenen Malen nieder, und wurde endlich 1808 von Napoleon mit dem Departement Niederrhein verbunden, bis es 1814 wieder an Baden zurückfiel.

Keil, das bekannte Werkzeug, welches zum Spalten des Holzes so häufig gebraucht wird, ist ein dreiseitiges Prisma (s. d. Art.), welches mit zwei seiner Seitenflächen, die einen spitzen Winkel bilden, durch eine Kraft, welche auf die dritte seiner Seitenflächen wirkt, in den zu spaltenden Körper getrieben wird. Die Größe seiner Wirkung hängt von der Neigung seiner Seitenflächen, von der Größe des Spaltes selbst, und von dem Widerstande der gespaltenen Flächen ab, und ihre Bestimmung gehört zu den schwierigen Aufgaben der Mechanik. Vorzüglich wichtig ist die Lehre vom Keil in der Theorie der Gewölber. In der Baukunst wird auch der Schlußstein Keil genannt.

Keilschrift, s. Schrift.

Keim ist die Grundlage zu jedem organischen Körper, aus welchem sich dieser unter den dazu erfoderlichen Bedingungen nach und nach entwickelt. Besonders bedient man sich dieses Ausdrucks bei den Gewächsen, und hier kann man eine dreifache Gattung desselben annehmen: die Knospen an mehrjährigen Pflanzen, die Zwiebeln (Knollen) unter der Erde, und die Keime in den Früchten (Samen). Daß die Augen (Knospen) Keime sind, sieht man daraus, daß sich vermittelst des Einimpfens aus ihnen neue Pflanzen entwickeln. Sie würden sich sogar wie Samen aussäen lassen, wenn sie nicht in der Erde der Fäulniß zu sehr ausgesetzt wären. Im Samenkorne, oder in der Frucht ist der Keim derselbe, aber nur anders eingehüllt, und von der Natur bestimmt, sich in feuchter Erde zu entwickeln.

Keith (Jacob von), Feldmarschall des Königs von Preußen und einer der ausgezeichnetsten Feldherren des vorigen Jahrhunderts, jüngster Sohn Georg Keiths, Marschalls von Schottland, wurde 1696 zu Freterressa in der Grafschaft Kiucardin geboren, und zeigte schon in früher Jugend eine außerordentliche Neigung zum Militärstande. In

einem Alter von achtzehn Jahren trat er auf Antrieb seiner Mutter, deren Vater, Lord Perth, unter Jacob I. Großkanzler von Schottland gewesen war, zu der Partei des Prätendenten über, und wohnte der Schlacht von Sheriffmuir bei, in welcher er verwundet wurde. Da die Armee des Prätendenten zerstreut worden war, floh Keith nach Frankreich, legte sich daselbst, unter Maupertuis Anleitung, mit so vielem Glücke auf das Studium der Mathematik, daß er durch Verwendung seines Lehrers in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Nachdem er voll brennenden Eifers, sich zu unterrichten, Italien, die Schweiz und Portugal durchreiset war, bot sich ihm Gelegenheit dar, dem Zaar Peter I. 1717 zu Paris vorgestellt zu werden. Dieser bot ihm Dienste an, welche Keith ablehnte, um nicht in die Lage gesetzt zu werden, gegen Carl XII., für welchen er eine große Verehrung hegte, streiten zu müssen. Er reisete darauf nach Madrid, wo der Herzog von Lyria ihm eine Stelle als Oberst des irländischen Regiments verschaffte. Als bald darauf der Herzog, welcher ihn zu seinem Schützlinge erwählt hatte, zum außerordentlichen Gesandten nach Petersburg erwählt worden war, begleitete ihn Keith, und trat darauf (1728) in die Dienste der Zaarin, welche ihn zum Brigadegeneral, und bald darauf zum Generallieutenant und Ritter des Andreasordens ernannte. Hier zeichnete sich Keith in allen Schlachten, welche unter der Regierung dieser Kaiserin gegen die Türken (1737) geliefert wurden, durch seinen Muth aus, und war bei der Eroberung von Otschakow der erste, der die Bresche erstieg, wobei er an der Ferse verwundet wurde. In dem Kriege mit den Schweden (1741 — 1743) stritt er in Finnland, und er war es, der sowol den Gewinn der Schlacht von Wilmanstrand entschied, als auch die Schweden von den Alandsinseln in der Ostsee vertrieb. In dem Frieden zu Abo (1743) ward er von der Kaiserin als Gesandter an den Hof von Schweden gesandt, wo er sich durch Pracht auszeichnete. Als er nach Petersburg zurückgekehrt war, schmückte ihn die Kaiserin mit dem Marschallsstabe. Da aber dennoch seine Einkünfte in Rußland immer sehr mäßig blieben und er überdieß von Bestuchef beleidigt worden war, so begab er sich an den Hof des Königs von Preußen, welcher darauf bedacht war, talentvolle Männer in seine Dienste zu ziehen. Dieser setzte ihm einen bedeutenden Gehalt aus, schenkte ihm sein unumschränktes Vertrauen, und machte ihn zum Generalfeldmarschall und Gouverneur von Berlin (1749). Keith durchreisete mit ihm einen großen Theil Deutschlands, Polens und Ungarns. Als im Jahre 1756 der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, ging er als Feldmarschall mit einem preußischen Armeecorps nach Niedersachsen. Er war es, der nach der aufgehobenen Belagerung von Olmütz (1758) den merkwürdigen Rückzug des Belagerungscorps deckte, aber auch in dem nämlichen Jahre (14ten Oct.), als Daun das Lager der Preußen bei Hochkirchen überfiel, von einer Stückkugel vom Pferde gerissen, auf dem Schlachtfelde starb, nachdem er im Dunkel der Nacht dreimal die Oesterreicher zurückgetrieben hatte. Keith war ein Mann von großen Talenten und von ausgezeichneter Tapferkeit, der viel über die Kriegskunst nachgedacht hatte, aber auch andere Eigenschaften besaß, die ihm die Hochachtung rechtlicher und braver Männer verschaffen mußten. Mylord Marschall, sein Bruder, schrieb an Madame Geoffrin nach Paris: „Denken Sie sich, welch' eine große Erbschaft mir mein Bruder hinterläßt. Er hat, an der Spitze einer großen Armee, Böhmen gebrandschatzt, und ich habe siebenzig Ducaten bei ihm gefunden!“ Der große Friedrich

schätzte in wichtigen Angelegenheiten Keiths Rathschläge, so wie bei seinen Vergnügungen dessen beständige Gesellschaft. Der Marschall hatte die Idee gehabt, mehrere Tausende kleine ganz bewaffnete Soldaten in Erz gießen zu lassen. Der König und er beschäftigten sich oft damit, mit dem Manöver derselben ein gewisses Kriegsstudium zu verbinden. Friedrich der Große ließ ihm in Berlin auf dem Wilhelmsplatze eine Statue von Marmor errichten.

Keiser (Reinhard) ward im Jahre 1673 zu Leipzig geboren, und erhielt daselbst auf der Thomasschule seine erste wissenschaftliche Bildung. Nachdem er hier ebenfalls die Universität bezogen hatte, entwickelte sich sein nachher so ausgezeichnetes musikalisches Talent um so mehr, als die dortige Oper, verbunden mit den Concerts dieser Stadt, ihm Vorbilder jeder Musikgattung zum Studium darstellen konnten. Bald zeichnete er sich daselbst so sehr aus, daß der braunschweigsche Hof, der damals noch zu Wofenbüttel residirte, ihn zur Composition zweier Opern berief, welche großen Beifall erhielten. Im Jahre 1694 begab er sich nach Hamburg, wohin ihn die dortige Oper zog, die sich damals in ihrem höchsten Glanze befand. Auch hier gefielen seine Compositionen so sehr, daß er, eine Reise nach Copenhagen ausgenommen, Hamburg nie wieder verließ und 40 Jahre hindurch mit dem größten Ruhme für das dortige Theater componirte. Wir kennen, außer seinen übrigen Concert- und Kirchenmusiken, 116 (118) Opern von ihm, in welchen sämmtlich eine so geniale Erfindung, eine solche Neuheit der Gedanken und besonders ein so edler, melodischer Gesang herrschen, daß man ihn, besonders wenn man bedenkt, daß er kein Nachahmer war, sondern fast Alles aus sich selbst erfand, für einen der größten Componisten, die je gelebt haben, zu halten gezwungen ist. Als seine Theater-Entreprise im Jahre 1709 durch die Verschwendung seines Mitunternehmers banquerout gemacht hatte, und Keiser selbst dadurch in einige Verlegenheit gerathen war, setzte er in einem einzigen Jahre neun Opern, um dadurch seinem Theater einen desto größern Zulauf zu verschaffen. Wenn gleich die Opern der damalien Zeit noch nicht den Umfang der heutigen Theater-Compositionen hatten, so zeugt dennoch jener Umstand von der außerordentlichen Fruchtbarkeit und Leichtigkeit, mit welcher Keiser zu componiren im Stande war. Er starb am 12ten Sept. 1739 im 66sten Jahre seines Alters.

Keläno, eine der Harpyen.

Keledon, Keldonen, s. Jynx.

Keller (Johann Balthasar), ein ausgezeichneter Arbeiter in der Kunst in Erz zu gießen, ward zu Zürich geboren, und widmete sich dieser Kunst zu Paris in der blühendsten Periode der Regierung Ludwigs XIV. Bald zeichnete er sich durch die Kühnheit aus, mit welcher er den Guß der bedeutendsten Stücke unternahm. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts verfertigte Girardon das Modell einer Ritterstatue Ludwigs XIV. von 21 Fuß Höhe. Bis dahin waren die Statuen Marc Aurels, Cosmus von Medici, Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. in einzelnen Stücken gegossen worden; Keller unternahm es zuerst, jene Statue in einem einzigen Gusse zu gießen. Dazu bedurfte es aber zahlreicher Versuche, der Erfindung neuer Mittel und Instrumente, besonders aber der Kunst, die Arbeiter, die er dazu gebrauchte, vorher zu seinen Zwecken zu bilden. Endlich wurde eine große Masse Metall in die Form geworfen, und unter dem Triumphe des Volks die nämliche Statue Ludwigs XIV. herausgezogen, und

1692 auf dem Platze Vendome aufgestellt, welche dieses Volk 100 Jahre später wieder herabstürzte. Dieses Werk machte unstreitig Kellern eben so viel Ehre, als Girardon; ja, man könnte sagen, daß die Schönheiten des Modells der Kühnheit des Gusses keineswegs gleich kamen. Der König ließ ihn durch seine Minister belohnen, und übertrug ihm auch die Aufsicht über die Stückgießerei des Zeughauses. Er starb im Jahre 1702. Als die Statue Ludwigs XV., welche sich auf dem Platze gleiches Namens befand, gegossen werden sollte, mußte man zu den Memoiren einiger Künstler seine Zuflucht nehmen, um sich darin von dem Verfahren, welches Keller befolgt hatte, zu unterrichten. — Sein Bruder Johann Jacob Keller, welcher 1700 im 65sten Jahre zu Colmar starb, war ebenfalls ein geschickter Künstler im Gießen.

Kellermann, Herzog von Valmy, Marschall und Pair von Frankreich 2c., ist den 30sten Mai 1735 in Straßburg geboren, trat 1752 als gemeiner Husar in die Legion von Conflans, zeichnete sich im siebenjährigen und im polnischen Föderationskriege rühmlich aus, und war schon 1791 zum General emporgestiegen. In dieser Eigenschaft ward er im Elsaß angestellt, wo er sich bemühte, die Kriegszucht unter den Truppen wiederherzustellen. Eine Bürgerkrone, die er zu Landau erhielt, war der Lohn dieser Anstrengungen. Im August desselben Jahres empfing er das Commando über die Mosel-Armee, und nahm, nachdem er im September seine Vereinigung mit Dumouriez bewerkstelligt hatte, die Stellung bei Valmy, einem Dorfe in der Champagne, ein. Hier hielt er am 19ten September den bekannten Angriff aus, der sich durch die fürchterliche Canonade auszeichnete, welche der Herzog von Braunschweig fruchtlos auf diese Stellung machte. Bei dem darauf erfolgten Rückzuge der Preußen aus der Champagne, klagte ihn Dumouriez mehrerer begangener Fehler (z. B. daß er Mainz und Trier nicht weggenommen habe) bei dem Convente an. Kellermann wußte sich nicht nur zu vertheidigen, sondern ward auch nach und nach an der Mosel, bei der Alpenarmee und endlich bei der Belagerung von Lyon angestellt; welche letztere er jedoch, wahrscheinlich aus Menschlichkeit, so saumselig betrieb, daß er der Verrätherei beschuldigt und ins Gefängniß geworfen wurde, aus welchem er erst nach Robespierre's Sturz, durch einen Ausspruch des Revolutions-Tribunals, am 8ten November 1794 befreit wurde. Im folgenden Jahre empfing er das Commando der Alpen- und italienischen Armee, mußte jedoch Bonaparte weichen, der bald darauf als Obergeneral der italienischen Armee nach Italien kam. Nachdem er 1797 nach Paris zurückgekehrt war, erhielt er vom Directorium den Befehl, Lyon in Belagerungsstand zu versetzen, und dann die Gendarmerie zu organisiren. Im folgenden Jahre ward er zu einer General-Inspection ernannt, und erhielt im Theater zu Angers eine Krone, die er sogleich den constituirenden Autoritäten übersandte. Hierauf trat er in die Kriegskanzlei, dann in den Erhaltungssenat, von welchem letztern er am 2ten August 1801 zum Präsidenten ernannt wurde. Am 3ten Juli 1803 erhielt er den Titel eines Großoffiziers der Ehrenlegion, ward bald darauf zum Reichsmarschall, dann zum Commandeur der eisernen Krone erhoben und mit der Senatorie von Colmar belehnt. Später schenkte ihm Napoleon den Johannisberg, und im Jahre 1808 ward er Herzog von Valmy und Oberbefehlshaber der Canalküsten-Armee. Bei dem Ausbruche des Krieges mit Oesterreich 1809, ward ihm die Organisation der Neuconscribirten

im Elsaß übertragen. Diesen Wirkungskreis behielt er auch in den folgenden Feldzügen von 1812, 1813 u. 1814. Nach der Wiederherstellung des Königthums in Frankreich, wurde Kellermann von Ludwig XVIII. ehrenvoll ausgezeichnet. Er wurde zum königlichen Commissär für die Militär-Division Metz, und bei seiner Rückkehr zum Pair des französischen Reichs, Großkreuz des St. Ludwig-Ordens und Gouverneur der 5ten Militär-Division ernannt. Auch Napoleon hatte ihn, bei seiner Usurpation (1815) zum Pair gemacht; doch betrat er die Kammer nicht, und erhielt nach Ludwigs XVIII. Zurückkunft seine Aemter und Würden wieder. — Sein Sohn, der sich ebenfalls in der militärischen Laufbahn hervorgethan hat, ist jetzt, Graf von Valmy, Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, St. Ludwigsritter, General-Lieutenant und General-Inspector der Cavalerie.

Kemble (John Philipp), eine der ersten Zierden der englischen Bühne, ist zu Preston in Lancashire um das J. 1757 geboren. Sein Vater, Roger Kemble, der sich als Schauspieler ebenfalls vortheilhaft bekannt gemacht hat, gab ihm eine sorgfältige Erziehung, und ließ ihn auf der Schule Sedgley-Park in Strafford'shire, und auf der Universität von Druay seine Studien treiben. Obgleich er bei seinen Talenten schnelle und leichte Fortschritte machte, und sein Vater seiner Neigung zum Theater sehr zuwider war, so zog ihn doch sein Genius unwiderstehlich dahin. Er trat zuerst zu Wolverhampton als Theodosius in Rowe's Tragödie dieses Namens mit großem, ermunterndem Beifall auf, besuchte dann Manchester, Liverpool und York, und ging von da nach Dublin. Hier trat er in der Rolle des Hamlet auf, worin er seitdem ohne Nebenbuhler glänzte, und in welcher er mit jeder Darstellung neue Feinheiten entwickelte Nicht mit gleicher Auszeichnung versuchte er sich in komischen Rollen. Nachdem er zwei Jahre in Dublin gewesen, hatte er bereits einen solchen Ruhm erworben, daß ihm die Unternehmer von Drury-Lane ein Engagement anboten, welches er auch annahm. Sein Debüt im Jahre 1775 als Hamlet, entschied ganz zu seinen Gunsten. Zehn Jahre später übernahm er das Amt eines Regisseurs, und verwaltete es bis 1796, wo er theils wegen der damit verbundenen lästigen Geschäfte, theils auch wegen einiger Mißhelligkeiten, darauf Verzicht leistete. Er hatte sich in diesem Zeitraume auch dadurch bedeutende Verdienste um den Geschmack des Publikums erworben, daß er als ein feiner und gebildeter Kenner der dramatischen Werke seiner Nation, wovon er vielleicht die größte Sammlung in England besitzt, manche treffliche ältere Stücke wieder aufs Repertorium gebracht hatte. Dagegen fanden seine neuen Lesarten, wodurch er z. B. den Text des Shakespeare häufig veränderte, nicht die Genehmigung der Critiker. Nachdem er noch manche Verdrießlichkeiten in seinen Verhältnissen erfahren hatte, nahm er seinen Abschied, und besuchte in den Jahren 1802 und 1803 Frankreich und Spanien. Nach seiner Rückkehr kaufte er für 20,000 Pfund einen Antheil am Convent-Garden-Theater, und ward in Folge davon Lewis Nachfolger. In heroischen Rollen, deren Charakter befehlende Energie ist, in philosophischer Declamation, und in Rollen würdevoller Zärtlichkeit, hat er vielleicht seines Gleichen nicht. Auch als Schriftsteller hat sich Kemble durch einige Farcen, z. B. The Projects, The Pannel, The Farm-House, und durch einige Umarbeitungen, bekannt gemacht. Eine Sammlung von Jugendgedichten hat er späterhin sorgfältig unterdrückt. M.

Kempelen (Wolfgang von) ein berühmter mechanischer Künstler, zuletzt k. k. wirklicher Hofrath, starb am 22. März 1804 in seinem 71sten Jahre. Um welche Zeit dieser wahrhaft erfinderische Mann die berühmte Schachmaschine zu Petersburg bekannt gemacht hat, ist unbekannt; doch wird derselben schon 1771 gedacht. Sie stellt einen Mann von natürlicher Größe vor, der türkisch gekleidet ist, und vor einem Tische sitzt, auf welchem ein Schachbrett steht. Der Tisch selbst hat an den Füßen Rollen, um ihn desto leichter von einer Stelle auf die andere bewegen, und somit den Verdacht, als sey ein Mensch unter dem Tische verborgen, um so mehr vermeiden zu können. Diese Maschine spielte mit den geschicktesten Spielern, und war ihnen fast immer überlegen. In wiefern der Erfinder, der alle Zeit neben dem Tische stand, oder auch in ein, auf einem entfernten Tische befindliches, mit dem Schachspieler selbst in keiner Verbindung stehendes, Kästchen sah, das Spiel des Schachspielers leitete, oder ob in der Maschine selbst ein Mensch verborgen war, hat bisher um so weniger entdeckt werden können, als der Erfinder stets bereit war, das Innere der mit Rädern, Hebeln und Springfedern angefüllten Maschine Jedem, der es verlangte, zu zeigen. Da die Züge eines Schachspiels nur durch ein denkendes Wesen hervorgebracht werden können; so war nur ein denkendes Wesen im Stande, diesen Zügen entsprechende Züge entgegenzusetzen, und folglich mußte durchaus, auf welche Weise es nun auch bewerkstelligt wurde, ein denkendes Wesen mit ihr in verborgener Verbindung stehen. Daher zeigt es in der That von Beschränktheit, daß man über die Züge der Maschine, an sich selbst, in Verwunderung gerathen ist und darüber den bewunderswürdigen Mechanismus, vermöge dessen der Arm der Maschine sich nach jedem Felde des Spiels hinbewegte, und von dort Figuren wegnahm, oder sie dahinsetzte, fast ganz außer Acht gelassen hat. In diesem Mechanismus lag das Verdienstliche der Erfindung, nicht in der Kunst, mit welcher die Maschine ihrem Gegenspieler die Partien abzugewinnen wußte. Sie ist also auch kein Automat (s. d. Art.), sondern bloß ein mechanisches Kunststück, zu welchem die einwirkende Kraft eines denkenden Wesens gehörte. Im Jahre 778 erfand Herr von Kempelen die noch künstlichere Sprachmaschine, welche 1½ Fuß breit und ½ Fuß lang, aus einem viereckigen, mit einem Blasebalge versehenen Kasten bestand. Wenn der Blasebalg ne st seinen Klappen, nach Verhältniß der zu sprechenden Wörter, bewegt wurde, so sprach die Maschine alle Sylben deutlich und vernehmlich aus. Er erfand auch eine Dampfmaschine, die sich von allen dergleichen Triebwerken merklich unterschied. Sie leistete aber nur vier Minuten lang die von ihr erwartenden Dienste in aller Vollkommenheit; dann aber zerbrach sie. Pq.

Kempis (Thomas a) wurde 1380 zu Kempen, einer kleinen Stadt im ehemaligen Churfürstenthum Cöln, geboren, (eigentlich hieß er Thomas Hämmerlein und trat 139. in den Orden der Mönche vom heil. Agnesberge, welche in der Gegend von Zwoll ein Kloster hatten. Hier beschäftigte er sich damit, theils geistliche Schriften abzuschreiben, theils deren selbst zu verfertigen. Er starb am 25. Juli 1471. Man hält ihn ziemlich allgemein für den Verfasser der Nachahmung Jesu Christi, eines Werks, welches Veranlassung zu einem heftigen Streite zwischen einigen damaligen Mönchsorden gegeben, und seiner innern Vortrefflichkeit wegen, ungeachtet der nachlässigen Schreibart, einen ungeheuren Ruf erhalten hat. Kein Buch ist

so häufig übersetzt und aufgelegt worden, als dieses: der französische Buchhändler Piget soll 1739 versichert haben: er kenne mehr als 1800 verschiedene Ausgaben von demselben. Der Ruf dieses Werks war zu seiner Zeit so groß, daß ein gewisser Kaiser von Marocco, wie man sagt, dasselbe in seiner Bibliothek hatte, und es mit Vergnügen las. Eine der ersten lateinischen Ausgaben, welche eine bestimmte Jahrszahl haben, ist diejenige, welche 1487 in einem kleinen Octav-Bande und mit gothischer Schrift gedruckt worden ist. Thomas a Kempis soll, trotz des Ruhms, den ihm sein Werk verschaffte, eben so bescheiden gewesen seyn, als sich Andere an seiner Stelle hochmüthig gezeigt haben würden. Ueberhaupt übte er alle die Lehren, die er gab, auch selbst aus; er war verträgsam gegen seine Ordensbrüder, unterwürfig gegen seine Obern, und mitleidig und wohlthätig gegen Alle, die seiner bedurften. Er hat noch mehrere geistliche Schriften verfertigt, welche keinen so großen Ruf erlangt haben.

Kempten, ehemals eine gefürstete Abtei, Benedictinerordens, bei der Stadt Kempten in Schwaben gelegen, deren Abt, Reichsstand und Erzmarschall der deutschen Kaiserin, unmittelbar unter dem Papste stand. Er residirte zu St. Hildegard, Kloster und Stadt (die sogenannte Stiftsstadt), mit 2900 Einwohnern. Mit der Abtei war ein Kapitel verbunden, welches aus 20 ächtadelichen Personen bestand. Das zum Stifte gehörige Land betrug 16 Quadratmeilen, und enthielt eine Stadt, 7 Marktflecken, 45 Pfarrdörfer und über 100 andere Dörfer, mit 43,000 Einwohnern. Die Einkünfte des Abts betrugen, nebst den Einkünften aus dem Kapitel, 300,000 Gulden. Im Jahre 1802 wurde das ganze Stift, nebst der Reichsstadt Kempten, an Baiern abgetreten, und zum Fürstenthume, mit der alten Stimme auf dem damals noch gehaltenen Reichstage, erhoben, nachher aber mit der Stadt Kempten vereinigt und zum Illerkreise geschlagen. — **Kempten**, jetzige Hauptstadt des baierschen Illerkreises, und Sitz des General-Kreiscommissariats, war ehemals eine evangelische freie Reichsstadt im Allgau, an der Iller in Schwaben, welcher Fluß eine halbe Meile von der Stadt für Flöße schiffbar wird. Sie trieb einen beträchtlichen Handel, besonders mit Leinewand, und hatte 1789 weit über 3000 Einwohner, die aber 1807 auf 2704 herabgesunken waren. Ihre vorige Einnahme berechnete man auf 12,000 Gulden. Im Jahre 1802 kam die Stadt an Baiern, und ward 1804 zum Sitz des General-Kreiscommissariats und zur Hauptstadt des Illerkreises gemacht. Die Stadt soll auf der Stelle des alten Campodunum stehen.

Kennicott (Benjamin), zuletzt Doctor und Professor der Theologie zu Oxford, ward 1718 zu Tottneß in Devonshire geboren, wo sein Vater ein armer Schuhmacher und zugleich Küster war. Er hat sich durch seine weitläufige und kostbare Sammlung von Lesearten, aus 253 Handschriften und 12 gedruckten Ausgaben der hebräischen Bibel, und durch den Abdruck derselben unter dem hebräischen Texte verdient und berühmt gemacht. Dieses Werk führt den Titel: Vet. Test. hebr. cum variis lectionibus, II. Tomi Oxon. 1776—1780. fol. Dem zweiten Bande ist eine Diss. gener. in V. T. hebr. vorgedruckt, welche Bruns (Brunonivici 1783. 8.) besonders herausgegeben und mit Anmerkungen versehen hat. Kennicott war bei dieser mühsamen und kostspilligen Unternehmung durch eine Unterzeichnung von mehrern tausend Pf. St. unterstützt, und somit in den Stand gesetzt worden, mehrere Gelehrte nach Spanien, Italien, Deutschland u. s. w. zu

schicken, welche Handschriften und Ausgaben vergleichen sollten. Allein die Ausbeute war dennoch nicht so bedeutend, als man sich anfangs geschmeichelt hatte. Uebrigens hat man auch der Schreibfehler viele, der brauchbaren Lesearten hingegen sehr wenige in dem Werke selbst gefunden. Auch fehlte Kennicott theils selbst im Plane, theils war er auch weder mit den morgenländischen Sprachen, noch mit den ächten Grundsätzen der Critik vertraut genug. Nach seinem Tode erschien von ihm: Remarks on select passages in the Old Test., to which are added eight sermons, Oxf. 1787. 8. (Bemerkungen über einige auserwählte Stellen des alten Testaments, nebst acht Predigten). Er starb am 18ten April 1783.

Keppler (Johann), ein berühmter Mathematiker und Astronom des 16ten Jahrhunderts. Ihm verdankt die Astronomie den Grund der Höhe, zu welcher sie in den neuern Zeiten gelangt ist. Er war den 27sten December 1571 zu Wiel im Wirtembergischen geboren, und stammte aus einem adelichen Geschlechte. Armuth und das immer wandelbare Schicksal seines Vaters (eines Gastwirths) war der Grund der Vernachlässigung seiner Erziehung, und der vielen trüben Tage seiner Jugend. Obgleich sein Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften bisweilen durch ökonomische Geschäfte unterbrochen wurde, so brachte er es doch in seinem 18ten Jahre dahin, daß er nach seines Vaters Tode die Klosterschule Maulbrunn verlassen und die Universität Tübingen beziehen konnte. Hier studirte er, nach dem damals vorgeschriebenen Gange, zuerst Philosophie und Mathematik, und dann Theologie. Nebenbei aber folgte er seiner Lieblingsneigung zur Astronomie, wo ihn insbesondere die Untersuchung der physikalischen Gründe der Bewegung der Weltkörper beschäftigte. Von Tübingen wurde er als Professor der Mathematik und Moral nach Grätz in Steyermark berufen, wo er seine astronomischen Untersuchungen fortsetzte. Aus Furcht, seine Stelle zu verlieren, ging er nach Ungarn, kehrte aber nach einiger Zeit wieder zurück. Unterdessen war der berühmte Astronom Tycho de Brahe nach Deutschland gekommen, dessen Bekanntschaft auf Kepplers Schicksal einen wichtigen Einfluß hatte. Keppler entschloß sich nämlich, sein Amt zu verlassen, und sich nach Prag zu wenden, um mit Tycho die rudolphinischen Tafeln zu verfertigen. Durch des letztern Empfehlung wurde er zwar hier vom Kaiser Rudolph II. als kaiserlicher Mathematikus angestellt: allein da ihm sein Amt und seine Wissenschaft nicht so viel eintrugen, als er brauchte, so studirte er noch Medicin, um von der Praxis leben zu können. Der Kaiser hatte ihm ein Jahrgeld bestimmt; allein in den bedrängten Zeiten, welche den 30jährigen Krieg vorbereiteten, blieb dieses immer aus. Ja selbst, da er auf Befehl des Kaisers Matthias in Linz angestellt war, wurde seine Hoffnung, das Rückständige zu erhalten, getäuscht. Streitigkeiten mit den Geistlichen, so wie überhaupt die damaligen Unruhen in den österreichischen Landen, hatten sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Lage. Er verließ Linz, begab sich nach Regensburg, schlug einen Ruf nach England aus, wurde vom Kaiser Ferdinand II. zum kaiserlichen Mathematiker bestätigt, und ging darauf nach Ulm, wo er die rudolphinischen Tafeln drucken ließ. Im Jahre 1627 kam er nach Prag zurück, und erhielt vom Kaiser 6000 Gulden. Endlich bekam er auf Befehl des Herzogs Albert von Friedland und Sagan, welcher damals das Patronatrecht über die Universität Rostock hatte, eine Proffessur daselbst, erhielt aber die

versprochene Besoldung nicht. Er reisete deßhalb nach Regensburg, wo er den 15ten November 1630 im 59sten Lebensjahre starb. Keppler war klein, hager und schwach von Körper, kurz von Gesicht, nicht selten munter und scherzhaft; mit Liebe hing er an seiner Wissenschaft, mit Eifer suchte er die Wahrheit, vergaß aber darüber die Regeln der Weltklugheit. Sein Schicksal hatte ihm die Freuden des Lebens sparsam zugemessen, aber er ertrug alle Widerwärtigkeiten mit Standhaftigkeit. Kästner verfertigte auf ihn das bekannte Epigramm: So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen, als Keppler stieg — und starb in Hungersnoth! Er wußte bloß die Geister zu vergnügen, drum ließen ihn die Körper ohne Brot. Hauptsächlich beschäftigte sich sein scharfsinniger Geist mit der Bestimmung der Bahn des Mars. Die wichtigste seiner Entdeckungen war: daß die Cubikzahlen der mittlern Abstände der Planeten von der Sonne sich verhalten, wie die Quadratzahlen der Umlaufszeiten. Er machte sie den 15ten Mai 1618. Die von ihm entdeckten Gesetze des Planetenlaufs (die sogenannten drei kepplerschen Regeln) gaben Newton die nähere Veranlassung zu seinen Entdeckungen. Es war ihm überdieß eine gewisse Geheimnißsucht eigen. So wollte er seine Erfindung eines regulären Fünfecks für das ganze Churfürstenthum Sachsen Niemanden entdecken. Seine unsterblichen Verdienste um die Astronomie fanden aber in unsern aufgeklärteren Zeiten, bei einer dankbareren Nachwelt, ihre gerechte Verehrung. Denn im Jahre 1806 beschlossen der als Beförderer der Wissenschaften berühmte Freiherr von Dalberg (Fürst Primas), Graf Sternberg und mehrere edle Deutsche, ihm zu Regensburg ein Denkmal zu errichten, wozu der erstere eine Summe von 1000 Reichsthalern gab, letzterer demselben einen Platz in seinem Garten widmete, und welches am 27sten December 1808 (Kepplers Geburtstag) auch unter Chorgesang und dem Donner der Kanonen im gräflich sternbergischen Garten, in einem Haine zwischen Gesträuchen und Blumen, errichtet wurde. Das Denkmal besteht in einem dorischen Tempel von 25 Fuß Höhe und Kepplers von Professor Döll in Gotha schön gearbeiteter Büste. M. L.

Kerguelen, Tremarec (Yves Joseph von) ein berühmter Seeheld, zu Quimper in Bretagne geboren, zeichnete sich in der königlichen Marine aus und starb 1797. Während die tapfersten und erfahrensten Seehelden Englands, gegen welche er gestritten hatte, seinen vorzüglichen Talenten und seinen ausgebreiteten Kenntnissen die größte Gerechtigkeit widerfahren ließen, bezeigte ihn derjenige Staat, dem er so glorreich gedient hatte, eine seltene Undankbarkeit. Selbst während der Revolution verfuhr man nicht gerechter gegen ihn: er entging den Blutscenen von 1793 nur, um drei Jahre später seinen wirklichen Abschied zu erhalten. In dieser unglücklichen Zeit dankte man einen der tapfersten Seehelden ab, der zwei weite und gefährliche Reisen in das Südmeer und nach den beiden Indien gemacht hatte, Reisen, welche durch die Entdeckung einer in der Südsee gelegenen, hundert Meilen großen Insel (welcher Capitän Cook den Namen Kerguelen beilegte) gekrönt wurden. Nachdem Kerguelen im Ministerium der Marine angestellt worden war, und man ihm das Commando über eine Division Seetruppen, die für den Ocean bestimmt waren, übertragen hatte, ward er zu Brest von neuem arretirt und nach Paris geführt, wo er jedoch bald wieder in Freiheit gesetzt wurde. Er hat folgende Werke geschrieben: Geschichte der Seekriege, und Darstellung der Ursachen, welche den Ruin der französi-

...hen Seemacht herbeigeführt haben, so wie der Mittel, dieselbe wieder herzustellen, 1796. Diesem Werke geht voraus: Nachricht von den Gefechten und den Ereignissen des Seekriegs von 1778 zwischen Frankreich und England. — Nachricht von einer Reise in die Nordsee, nach den isländischen Küsten, Grönland, Ferro, Schettland, den Orcaden und Norwegen, in den Jahren 1767 und 1768, in 4. — Nachricht von zwei Reisen nach dem Südmeere und Indien in den Jahren 1771 und 1773, zur Auffindung eines neuen Weges nach China. Paris, 1781.

Kesselsdorf, ein Dorf, eine Meile von Dresden, ist durch die Schlacht berühmt geworden, welche zwischen diesem Dorfe und dem Städtchen Wilsdruf am 15ten Dec. 1745 geliefert wurde, und in welcher die Preußen, unter Anführung des Fürsten von Dessau, die sächsische Armee schlugen. S. Friedrich der Große.

Kette, s. Messungen.

Kettenbruch heißt in der Rechenkunst ein solcher Zahlenbruch, wo der Zähler eine ganze Zahl, der Nenner aber nicht wie gewöhnlich auch bloß eine ganze Zahl (wie $^2/_3$) ist, sondern noch einen Bruch bei sich hat. Beistehendes Beispiel zeigt einen solchen:

$$^1/_2 + {^1/_5} + {^1/_7} + {^1/_1} + {^1/_9}.$$

Jeden gewöhnlichen Bruch kann man in einen Kettenbruch verwandeln, wenn man den Zähler durch den Nenner dividirt; daher die Zähler der Brüche, wodurch das Ganze wie eine Kette zusammenhängt, gemeiniglich 1 sind, wie auch das Beispiel zeigt. Eben so kann man auch jeden Kettenbruch rückwärts wieder in einen gewöhnlichen verwandeln, wenn man den letzten Nenner (hier $\frac{1}{1 + {^1/_9}}$) auf die gewöhnliche Form ($^9/_{10}$) bringt und eben so bis zum ersten fortfährt. Das beigesetzte Beispiel gibt den Bruch $^{405}/_{889}$. Die Kettenbrüche dienen dazu, gemeine Brüche auf die möglichst genaue Art abzukürzen. Den ersten Gebrauch derselben hat Lord Brounker gemacht, und die beste Theorie Joh. Schulz (Hofpred. in Königsberg) geliefert. M. L.

Kettenrechnung nennt man in der Rechenkunst das künstliche Verfahren, zwei verschiedenartige Größen durch ihre Mittelgrößen zu vergleichen. Sie ist daher, in so fern das Rechnen ein Denken oder Schließen ist, eine Schlußkette (Logik), und hat, weil durch die Einschiebung der Mittelgrößen alle wie die Glieder einer Kette in einander hängen, mit ebendemselben Rechte jenen Namen. Man vergleicht und vertauscht die Größen so mit einander, daß und bis man auf diejenige kömmt, welche man sucht. Ein Beispiel wird dieß deutlich machen. Will man wissen, wieviel eine engl. Krone Conventionsgroschen macht, so schließt man so: 1 engl. Krone ist 573 As fein Troys, 4864 As fein Troys machen 1 cöln. Mark fein, 1 cöln. M. f. gibt 20 Conventionsgulden und 1 Conventionsgulden 16 Conventionsgroschen. Wenn man nun die Producte der gegenseitig in Verhältniß stehenden Zahlen durch einander dividirt (573 × 1 × 20 × 16 divid. d. 4864 × 1 × 1 d. i. $^{2865}/_{76}$), so gibt der Quotient die Summe der Conventionsgroschen, die auf eine Krone gehen. Die Ursache dieses Zutreffens entwickelt die Arithmetik. Die Zusammenstellung und Anordnung der verbundenen Größen bei dieser Rechnung, welche Aufmerksamkeit und Genauigkeit erfodert, nennt man einen **Kettensatz**, und die Vorschrift dieses kunstreichen Verfahrens **Kettenregel**, **Regula multiplex** (weil oft sehr viele Sätze dabei gebraucht werden) und auch **reesische Regel** (von ihrem Erfinder K. F. de

Rees). Diese Rechnungsart findet beim Handel und Verkehr häufige Anwendung, nämlich bei Vergleichung der Maße, Gewichte, Geldsorten u. dgl. und ist daher Geschäftsleuten sehr wichtig. M. L.

Ketzer gibt es nur in so fern, als eine sich für rechtgläubig haltende Kirche Andersmeinende, die ihr angehörten, dafür erklärt. Als das Christenthum in Palästina entstand, war dasselbe in den Augen der Jüden eine Ketzerei (Häresie), d. h. eine Abweichung von dem geltenden Lehrbegriffe und Cultus des Judenthums. Seit sich aber das Christenthum förmlich von ihm trennte, sich auch unter den Heiden Bekenner sammelte und seinen, vom Judenthume wesentlichen verschiedenen Grundcharakter durch ein eigenes Kirchenthum geltend zu machen anfing, konnten weder die Christen von den Juden, noch die Juden von den Christen mehr Häretiker genannt werden; eben so wenig sind Heiden und Muhamedaner in den Augen der Christen Ketzer, sondern Ungläubige, die keiner Abweichung vom orthodoxen Christenthume, das sie nicht angenommen hatten, beschuldigt werden können. Aber in der Christenheit selbst entstand der Gegensatz zwischen den Rechtgläubigen und Ketzern, sobald die Tendenz der Kirche zur Einheit des Glaubens und zur Alleinherrschaft gewisser, durch Uebereinkunft der Mehrzahl für orthodox erklärter statutarischer Lehrsätze und Gebräuche bei den wortführenden Lehrern zum Bewußtseyn kam. Der Streit über solche Lehrsätze und Gebräuche führte zur Verketzerung der unterliegenden Gegenpartei. Die Häresiarchen (Anführer andersdenkender Parteien) wurden mit ihren Anhängern vor der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion nur mit Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft, seit Constantin d. Gr. aber von der weltlichen Macht außer dem Bann, den die Bischöfe verhängten, auch mit dem Exil, der Verbrennung ihrer Bücher und dem Verluste ihrer bürgerlichen Rechte bestraft. Das erste Beispiel einer Lebensstrafe gegen Ketzer gaben auf der Synode zu Trier 385 spanische Bischöfe durch die Verurtheilung Priscillians zum Tode. Die bis zur Einführung der Inquisition den Bischöfen überlassenen Ketzergerichte konnten nur unter Mitwirkung der weltlichen Macht Lebensstrafen über Ketzer verhängen; seit dem Anfange des 13ten Jahrh. wurden aber fast in allen Ländern der Christenheit eigene Ketzermeister mit unumschränkter Vollmacht bestellt, die sich durch zahllose Confiscationen und Hinrichtungen furchtbar machten. Die Kreuzzüge, die Simon von Montfort um diese Zeit gegen die Albigenser, eine aus Manichäern, Katharern und Waldensern bestehende, im südlichen Frankreich besonders um Toulouse und Albi weit verbreitete Secte, anführte, war offenbar ein bürgerlicher Krieg zur Vernichtung der Ketzer. Frankreich, Spanien und Italien wurden vom 13ten bis ins 16te Jahrh. durch häufige Ketzerverfolgungen verheert und ersteres noch im 17ten Jahrh. durch den Fanatismus der Beichtväter Ludwigs XVI. seiner fleißigsten Einwohner beraubt. Seit dem 11ten Jahrh., wo eine unter dem Namen Katharer oder Gazarer besonders in der Gazarey (Krim) herrschende Secte nach Westen vordrang, scheint durch diese **Gazarer** der Ausdruck **Ketzer** zur Bezeichnung von Christen, die vom orthodoxen Kirchenglauben abweichen, unter den Deutschen in Gebrauch gekommen zu seyn. Auch in Deutschland trieben Ketzermeister, deren erster Conrad von Marburg von 1214 — 1233, am Rheine wüthete, von Zeit zu Zeit ihr Wesen; doch konnte hier, wenn auch der unpolitische Fanatismus einiger deutscher Fürsten sich bisweilen Hinrichtungen und noch öfter Verbrennungen Andersmeinender erlaubte, die

Verketzerungssucht nie so weit um sich greifen, als in den Staaten von West- und Südeuropa, und die Aufklärung neuerer Zeiten hat, indem sie den religiösen Werth des Menschen mehr nach seinem Wandel als nach seinen Meinungen schätzen lehrte, in und außer Deutschland Grundsätze der Toleranz verbreitet, die auch den unversöhnlichen Ketzerhaß, den die Lehre des Katholicismus athmet, entwaffnen und Glaubensgenossen jeder Art an gegenseitige Verträglichkeit gewöhnen mußten. E.

Keuchhusten, eine Krankheit, die eigentlich zwar dem kindlichen Alter angehört, jedoch zuweilen auch Erwachsene überfällt. Der ächte Keuchhusten besteht aus heftigen, öfters hinter einander ununterbrochen folgenden Ausathmungen, gleichsam kleinen Lungenconvulsionen, die endlich, wenn die Lungen ganz zusammengepreßt sind, durch ein tiefes, pfeifendes Einathmen unterbrochen werden, worauf sogleich wieder die vorigen Hustenanfälle folgen. Dieses convulsivische Aushusten und schreiende Einathmen wechseln so lange mit einander ab, bis der die Lungen zusammenschnürende Krampf den höchsten Grad erreicht hat, worauf das Kind entweder in eine Art Starrsucht und Stillstand des Athems, mit Nasenbluten, kirschrothem, ja blauem Angesicht, unwillkürlichem Abgange der Winde und des Urins verbunden, geräth, oder zum Brechen kommt, wornach der Anfall für dießmal gelöset ist. Läßt der Husten ohne Brechen nach, so ist der Anfall noch nicht beendigt, sondern setzt bald von neuem an. Husten, welche die obigen wesentlichen Zufälle nicht haben, sind bloß Krampfhusten. Der ächte Keuchhusten ist eine fremde, aus andern Welttheilen (nach Rosenstein aus Afrika) zu uns gebrachte Krankheit, herrscht jederzeit epidemisch, entwickelt ein ansteckendes Gift, durch welches er sich nach Art der Masern, des Scharlachs u. s. w. von einem Kinde zum andern fortpflanzt, und wahrscheinlich nur einmal befällt. Die Keuchhustenepidemie entsteht nicht so oft, wie letztere, verbreitet sich aber alsdann sehr allgemein. Der Gang der Krankheit kann eben so wenig unterbrochen oder abgekürzt werden, wie der Lauf jener Krankheiten, so lange wir kein gewisses Mittel haben, den Ansteckungsstoff zu zerstören. Wer jedoch glauben wollte, daß man deßhalb gar nichts brauchen dürfe, muß wissen, daß der Keuchhusten, sich selbst überlassen, mehrere Monate bis zu einem halben Jahre dauern, und, wenn er nicht früher tödtlich wird, endlich in Auszehrung und Lungensucht übergehen kann. Gefährlich wird er durch Convulsionen, Steckfluß, Uebergang in Lungenentzündung, Entstehung von Brüchen u. a. m. Bei vollem Magen kann der Anfall durch Ersticken tödten, daher die Kinder immer nur wenig essen dürfen, und das baldige Erbrechen befördert werden muß. Auch ist es rathsam, die Kinder bei Zeiten durch Bandagen vor der Entstehung eines Bruchs zu schützen. Als Schutzmittel hat man Verschiedenes versucht. Das Sicherste ist, Kinder vor der Ansteckung zu bewahren. Andere Mittel haben bisher wenig geleistet. Man hat vorzüglich solche empfohlen, deren Ausdünstung krampfstillend ist, z. B. das Anhängen von Campher und Moschus, so wie den innern Gebrauch desselben, auch die Blätter des wilden Rosmarins (Rosmarinus silvestris L.) als Thee getrunken. E.

Kew, ein Dorf in der Grafschaft Essex in England, zwischen London und Windsor, ist wegen des vortrefflichen königlichen Gartens berühmt, in welchem sich alle in Europa bekannten Pflanzen, Gesträuche und Bäume befinden, denen allen auf daranhängenden

Täfelchen ihre respectiven Namen nach dem Linnée beigefügt sind. Der Garten selbst wird mit dem größten Fleiße in dem besten Zustande erhalten.

Kiel, eine ansehnliche Stadt, mit einem guten Hafen, an einem Meerbusen der Ostsee, war bis 1773 die Hauptstadt der großfürstl. holstein-gottorpischen Länder in Deutschland, welche in dem genannten Jahre gegen Oldenburg und Delmenhorst an Dänemark vertauscht wurden. Die dasige Universität ward 1665 vom Herzoge Christian Albrecht von Holstein gestiftet (daher ihr Name Christiania Albertina), und zählte im J. 1811 über 100 Studirende. Unter ihren Lehrern nennt sie den Philosophen Reinholdt, die Theologen Eckermann und Kleuker, unter den Juristen die Etatsräthe Reitemeier und Cramer, ferner den Philologen Heinrich, den Historiker Hegewisch, ferner die Docenten Nasser, den Bibliothekar und Literator B. Kordes u. a. Der große Jahrmarkt, bekannt unter dem Namen der kieler Umschlag, welcher nach dem heil. Dreikönigstage gehalten wird, ist deßhalb berühmt, weil auf demselben eine große Menge Fremder zusammenkommen, theils um Geld zu verleihen oder einzucassiren, theils um es umzusetzen. Es befindet sich in Kiel auch eine kleine Gemeine von der griechischen Religion, welche ihren eigenen Geistlichen hat und seit 1773 in geistlichen Sachen unter der russischen Gesandtschaft in Copenhagen steht. Die Stadt enthält 800 Häuser, mit 7000 Einwohnern.

Kiel. Dieß Wort hat mehrere verschiedene Bedeutungen, besonders in seinen Zusammenstellungen. Wir führen deren einige, der Conversation nicht fremde, hier an. Kiel, Spuhle, Pose, der festere, unten hohle, spannkräftige Theil der Feder, wird oft in der ernsten wie in der scherzhaften poetischen Sprache für Schreibfeder gebraucht. „Mein Kiel soll dich erheben." — Kiel nennen die Gärtner die Zwiebel der Blumengewächse. Daher Kielwerk für Zwiebelgewächse. Kiel heißt ferner der unterste lange Grundbalken eines Schiffes, welcher vom vordern bis zum hintern Ende des Schiffes geht, und die Grundlage des ganzen Gebäudes ist. Dichter brauchen es daher zuweilen für Schiff, wenn damit vornehmlich der Begriff des Tragens verbunden werden soll. „Mich trug kein Kiel durch die Wogen" (Voß). — Kielwasser ist die ziemlich lange sich erhaltende, sichtbare Furche, welche der Kiel beim Laufe des Schiffs im Wasser hinter sich läßt, und die, selbst bei hoher See fast ganz eben und ruhig ist, so daß ab- und zugehende Böte sie gern benutzen. — Kielrecht werden die Abgaben genannt, welche Schiffe zahlen müssen, wenn sie zum ersten Male in einem Hafen ankern. — Kielherr ist so viel als Schiffer. — Kielen heißt ein Schiff mit einem neuen Kiele versehen, ist auch mit kielholen (das Schiff auf die Seite legen) gleichbedeutend; dann sagt man es von Vögeln, welche Kiele bekommen; und endlich von einem Flügel (das Musikinstrument), den man mit neuen oder zum Theil neuen Kielspitzchen versieht, wo man auch bekielen, befiedern gebraucht. — Kielholen oder kielen heißt ein Schiff so auf die Seite legen, daß man zum Kiele kommen und diesen ausbessern, oder den untern Theil des Schiffbauchs kalfatern, oder mit Kupfer beschlagen, oder eine andere Reparatur daran vornehmen kann. — Kielholen, Kielhaalen ist in der Seefahrt eine Strafe, welche zunächst auf die Todesstrafe folgt, und wobei das Leben immer auf dem Spiele steht. Sie ist von den Holländern zuerst gebraucht, jetzt aber, unsers Wissens,

allgemein abgeschafft worden. Der Verbrecher wird in einen bleiernen Brustharnisch gesteckt. An diesem sind hinten zwei starke Seile befestigt. Ueber dem Kopfe hängt er an einem andern Seile, welches durch Körbe an der Seite des Schiffs so tief ins Wasser läuft, daß der Mann, ohne anzustoßen, unter dem Kiel durchgehen kann, welches man an einem Zeichen erkennt. Er erhält in die linke Hand eine, mit etwas Luft gefüllte Blase an einem Federkiel, den er zum Athemholen in den Mund nimmt, und in die rechte wird ihm ein mit Oel getränkter Schwamm gebunden, den er vor die Nase hält, damit ihm kein Wasser in den Leib bringe. An die Füße werden schwere Gewichte gehängt. Nun läßt ihn die am Seil commandirte Mannschaft bis auf die gehörige Tiefe ins Wasser hinunter. Dann ergreifen ihn die unten in 2 Schaluppen haltenden Leute an den Stricken am Rücken und ziehen ihn daran drei Mal unter dem Kiel des Schiffs hindurch und wieder zurück. Hier ist die Hauptgefahr; denn, wenn die Soldaten ihn nicht so vorsichtig ziehen, daß er tief genug unter dem Kiel hinwegkömmt, so stößt er an diesen und zerschmettert sich den Kopf; was besonders bei zu großer Schnelle leicht geschieht. Darauf wird er rücklings in die Schaluppe gelegt und mit Spiritus gelabt. Dieß Verfahren muß er drei Mal ausstehen. Zum Beschluß wird er an den hintern Mastbaum gebunden, und erhält noch, nach Bestimmung der Sentenz, eine Anzahl Geisselhiebe, welche bis auf 100 gehen können. — Figürlich sagt man auch wol, Jemand kielholen für: ihn besonders hart und grausam strafen. — Kielkropf heißt der Kropf an der Kehle, vorzüglich wenn er schon bei der Geburt vorhanden. Auch nennt man ein damit behaftetes Kind Kielkropf. Gemeine, unwissende Leute halten solche Kinder für untergeschoben, und brauchen den Ausdruck mit Wechselbalg gleichdeutig.

Kienlong (Kjän Lun), Kaiser von China, eben so groß im Kriege als im Frieden, der vierte Kaiser aus dem durch seine Helden- und Regententugenden berühmten tartarischen Geschlecht Tsim, war im J. 1710 geboren, und gelangte 1735 nach dem Tode seines Vaters zur Regierung. Bis 1754 regierte er ruhig; von dieser Zeit an aber war er immer mit mehrern der benachbarten Reiche in Kriege verwickelt, die er fast immer glücklich führte. Unter andern großen Eroberungen, die er in denselben machte, nahm er auch die ganze Kalmuckei in Besitz, so daß das chinesische Reich unter ihm nach dem russischen das weitläufigste aller jetzigen Reiche geworden ist. Sein Charakter war voll Menschenliebe und Sanftmuth; und unverdient haben ihn Einige als ein Ungeheuer von Grausamkeit und Tyrannei verschrieen. Er hat mehrere Millionen an seine durch Miswachs und Ueberschwemmungen ins Elend gestürzten Unterthanen vertheilt. Die christliche Religion wurde aus politischen Ursachen von ihm mehr heimlich als öffentlich begünstigt; er verhängte sogar einige Christenverfolgungen, entweder in Rücksicht auf das Volk, oder weil er die zu große Verbreitung des Christenthums zu verhindern wünschte. Doch duldete er zu Peking vier Missionshäuser oder Kirchen, behandelte auch die Missionäre sehr gut, und nahm mehrere davon in seine Dienste. Als Beschützer der Künste und Wissenschaften, und als Gelehrter zeichnete er sich eben so aus, wie durch seine weitläufigen Eroberungen. Von seinen poetischen Aufsätzen kennt man unter andern ein Lobgedicht auf den Thee und auf die Hauptstadt Mukden, ingleichen ein anderes auf die Eroberung der Kalmuckei, das er in Stein

graben ließ. Unter den Künsten schätzte er besonders die Malerei und Kupferstecherkunst. Er wollte das Andenken seiner Siege durch diese Kunst verewigen, und trug französischen Meistern die Copie der Gemälde auf, welche sie vorstellten; Ludwig XV. ließ sie für ihn in Kupfer stechen. Auch eine Bibliothek von 600,000 Bänden legte er an, lauter Abschriften nützlicher Bücher. Auf seine Veranstaltung kam auch die im 14ten Bande des büschingschen Magazins befindliche Beschreibung des chinesischen Reichs heraus. Seine Lebensart war sehr mäßig; sein gewöhnliches Getränk bei der Tafel war Thee; Wein oder andere hitzige Getränke trank er niemals. Er starb zu Peking im Jahre 1786, in einem Alter von 76 Jahren.

Kiesel, ein weitläufiges Geschlecht von Mineralien, hat seinen Namen von der Kieselerde, welches eine primitive oder Grunderde ist, die den Hauptbestandtheil der Kieselarten ausmacht. Diese Erde ist für sich allein im Feuer nicht schmelzbar, wol aber in Verbindung mit andern mineralischen Substanzen. Sie bleibt an der Luft und im Wasser unveränderlich, wird nur von der Spathsäure angegriffen, schmilzt mit beiderlei feuerfestem Laugensalze, der Soda und Pottasche, zu Glas, und wird daher auch glasartige oder vitrescible Erde genannt. Trocken und fein bildet die Kieselerde den Sand, welcher rauh und scharf anzufühlen ist und zwischen den Zähnen knirscht. Alle kieselartigen Steine sind härter, als thonige und kalkige; sie geben, mit dem Stahle geschlagen, Funken, und sind größtentheils mehr oder weniger durchsichtig. Ganz reine Kieselarten findet man nicht; denn selbst der Bergkrystall enthält etwas Thonerde und Kalk. Will man ganz reine Kieselerde haben, so schmelze man sie mit Weinsteinsalz. Hierdurch erhält man eine durchsichtige, an der Luft zerfließende Masse, welche man Kieselflüssigkeit nennt. Aus dieser schlägt dann wiederum jede andere Säure die Erde nieder, und dieß ist dann die reine Kieselerde. Gewisse Kieselgattungen sind in ungeheurer Menge über den Erdboden verbreitet: die gemeinen Kieselsteine finden sich in ganzen Lagen theils unter der Erde, theils an der Oberfläche derselben. Einzelne Gattungen dieses Geschlechts sind der Quarz, der Kieselflinter, der der Chalcedon, der Opal u. s. w. Zu dem Kieselgeschlechte gehören die meisten Edel- und Halbedelsteine. Auch wird der reine durchsichtige Kiesel, welcher im Sande gefunden wird, wie Edelsteine geschnitten, in Ringe gefaßt oder zu Uhrpetschaften verarbeitet.

Kilogramm ist ein Gewicht von 1000 Grammen. Es sollte eigentlich Chilogramm geschrieben werden, weil es aus dem Griechischen von Chilios (tausend) herkommt. S. Französisches Decimalsystem.

Kind, s. Alter.

Kind (Johann Friedrich), Dichter und ausübender Sachwalter in Dresden. Geb. den 4. März 1768 zu Leipzig. Sein Vater, der als Stadtrichter zu Leipzig im J. 1793 starb, ist unter andern auch durch seine Uebersetzung der Biographien Plutarchs bekannt. Unser Dichter ist unter dem Namen Friedrich Kind allen gebildeten deutschen Sprachgenossen lieb und bekannt. Seine Mitbürger achten ihn auch als einen redlichen, geschickten und thätigen Geschäftsmann. Er studirte in Leipzig, und ward im J. 1793 Advocat. Das Capitel zu Wurzen hat ihn schon 1770 unter die Capitulares expectantes aufgenommen. Seine kleineren Erzählungen haben ihn unter den Lieblingsschriftstellern unserer Nation eine Stelle angewiesen, die er ge-

wiß auch bei der Nachwelt behaupten wird. Er gehört im Reiche der Kunst ganz unserm Volke an. Sein Genius hat nie in den Lustrevieren der fremden neuern Sprachen umhergeschweift; wol aber hat er aus dem Mittelalter sich viele zartere romantische Stoffe angeeignet, und in frische, blühende Gestalten verwandelt, oder den Ernst der Geschichte durch die Darstellung erheitert. Unter seinen Schriften haben den meisten Beifall erhalten: die Novelle Carlo (Züllichau, 1801. 8), Natalia (Züllichau, 1802. 3 B.), Leben und Liebe Ryno's und seiner Schwester Minona (Züllichau, 1804. 8. 2 B.) Die von ihm herausgegebenen Sammlungen von Erzählungen, Gedichten und kleinen Theaterstücken, nämlich: die Malven (Züllichau, 1805. 2 B.), die Tulpen (Leipzig, 1806—1810. 7 B.), Roswitha (Leipzig, 1811 bis 1813. 3 B.) und die Harfe (seit 1814.). Seine dramatischen Versuche haben weniger Beifall erhalten. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien in Leipzig 1808 8. Kleinere Aufsätze, Erzählungen und Gedichte findet man in den beliebtesten Taschenbüchern und Journalen. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, zu welchem er seit 1807, in jedem Jahre interessante Beiträge geliefert, wird, nach dem Tode des Hofraths Becker, von ihm herausgegeben. Auf das J. 1817 ist bereits der 27ste Jahrgang, von Kind der dritte, erschienen. Sein Schauspiel Vandyks Landleben, welches er im J. 1816 auf die Bühne brachte, erhielt den größten Beifall und schien eine neue Gattung der scenischen Darstellungen begründen zu wollen.

Kinderkrankheiten sind solche Krankheiten, die in der Natur des kindlichen Alters gegründet sind, und daher entweder bloß Kinder überfallen, oder doch vorzüglich nur bei denselben gewöhnlich sind. Die Eigenheiten des kindlichen Alters sind in dem Artikel: Alter, dargestellt, und es ist daselbst gezeigt, welche Theile vermöge derselben vorzüglich von Krankheiten befallen werden, und der Entwickelung derselben günstig sind. Die vorzüglichsten Kinderkrankheiten sind: Asphyxie der Neugebornen, Gelbsucht, Schwämmchen, Verhärtung des Zellgewebes (Elephantiasis), Kinderrose, Skorpheln, Atrophie (Darrsucht), Rhachitis (englische Krankheit), Keuchhusten, Masern, Blattern, Scharlachfieber, Rötheln, Würmer, Wasserkopf, häutige Bräune (Croup) u. a. m. H.

Kindermord, s. Mord.

Kings-Bench, s. Bench.

Kingston (Kingtown), eine offene Handelsstadt auf der Insel Jamaica, ist regelmäßig gebaut, und hat über 1000 Häuser mit etwa 16,000 Einwohnern, von denen die größere Zahl Sclaven, die übrigen Europäer und Eingeborne sind. Sie ist die Hauptstadt der Insel, der Sitz des Gouverneurs, hat 2 Kirchen, 2 Synagogen und ein Versammlungshaus der Quäker. Der Hafen ist stark befestigt, vortrefflich und fast zur Vollkommenheit gebracht. — 2) Ein wohlgebautes, altes Städtchen, in der Grafschaft Surrey, an der Themse, über welche hier eine große Brücke von 20 Bogen gebaut ist. — 3) Flecken und Hauptort in Neu-York in Nordamerika, mit 4000 Einwohnern. — 4) Eine englische Stadt in Canada, am See Ontario, mit einem guten Hafen und einem wohlunterhaltenen Fort.

Kingston (Elisabeth, Herzogin von), mit Schönheit und Geist gleich verschwenderisch ausgestattet, war eine Tochter des Obersten Thomas Chudleigh, dessen Familie in der Grafschaft Devon eine verdiente Achtung genoß. Sie verlor ihren Vater frühzeitig, und betrat in ih-

rem 19ten Jahre 1743 zuerst die große Welt unter der Aufsicht des nachmaligen Grafen von Bath, eines Anführers der Oppositionspartei, der seiner jungen und schönen Freundin bei der Prinzessin von Wallis eine Stelle als Hofdame verschaffte. Bald darauf warb der verstorbene Herzog von Hamilton um ihre Hand und erhielt dieselbe; die völlige Verbindung wurde jedoch verzögert, denn der Herzog machte vorher eine Reise durch Europa. Indessen wurden die Briefe des Herzogs an seine Geliebte durch den Sohn des Grafen von Bristol, Hervey, der sie schon lange ins geheim geliebt hatte, aufgefangen; und Miß Chudleigh suchte den Herzog zu vergessen, weil sie sich von ihm vergessen glaubte. Sie heirathete im Stillen eben diesen Hervey, ging aber schon nach einigen Tagen in ihren Dienst zurück, während ihr Gemahl, mit dem sie sich bald veruneinigte, als Schiffslieutenant nach Westindien segelte. Indessen war ein Kind die Folge dieser kurzen Verbindung; es starb jedoch, und die Verbindung blieb geheim. Sie selbst ging nach Deutschland, und fand die schmeichelhafteste Aufnahme sowol am preußischen als am sächsischen Hofe. Bei ihrer Rückkunft nach England eroberte sie durch Liebreiz und Geist Aller Herzen. Da sie die angesehensten Partien ausschlug, so glaubte man sie ins geheim mit Lord Howe vermählt; und dies Gerücht war die günstigste Auslegung ihres vertraulichen Umgangs mit demselben. Es gewann noch größere Glaubwürdigkeit, da Miß Chudleigh von dieser Zeit an den ungeheuersten Aufwand machte. Das böse Gerücht gab ihr überdieß einen Liebhaber an der Seite des Thrones. Unter der Begünstigung des Staatsministers vertilgte sie die letzte Spur ihrer Verbindung mit Hervey aus den öffentlichen Acten. Als dieser jedoch im J. 1759 Graf von Bristol ward, und in eine Krankheit fiel, von welcher keine Rettung möglich schien; so reizte sie plötzlich der Ehrgeiz, ihre Vermählung mit dem Grafen eben so eifrig bekannt zu machen, als sie dieselbe vorher geheim gehalten hatte. Auch jetzt kam der Minister ihren Wünschen zuvor. Als aber der Graf ganz unvermuthet wieder hergestellt wurde, zeigte sie plötzlich eine andere Gesinnung: denn sie verlangte nicht seine Person, sondern nur seinen Reichthum. Ihre Absichten gingen nun auf den Herzog von Kingston. Im Jahre 1765 schlug ihr der Graf von Bristol, nachdem er sich in eine andere Dame verliebt hatte, die Ehescheidung vor; sie klagte ihn vor dem Matrimonialgerichte an, und wurde für frei und ledig erklärt. Einen Monat hernach heirathete sie den Herzog von Kingston. Fünf Jahre hatte sie in dieser Ehe gelebt, als ihr Gemahl starb. Vermöge seines letzten Willens kam ihr der lebenslängliche Genuß aller seiner Güter und Besitzungen zu; nach ihrem Tode fiel die ganze Erbschaft an einen jüngern Neffen des Verstorbenen, mit völliger Ausschließung eines ältern. Voll Unwillen hierüber, suchte dieser die letzte Ehe seines Oheims für ungültig zu erklären. Während die verwitwete Herzogin eine Reise nach Italien machte, klagte er sie der Bigamie an. Sobald sie in Rom Nachricht hievon bekam, flog sie zu ihrem Banquier Jenkins. Dieser verbarg sich vor ihr, weßhalb sie argwohnte, daß er sich mit ihren Verfolgern zu ihrem Untergange verbündet habe. Sie setzte ihm eine Pistole auf die Brust, und nöthigte ihn zur Auslieferung der ihm anvertrauten Papiere. Nicht ohne tödtliche Unruhe kehrte sie nach Calais zurück. Hier sprach ihr der Lord Mansfield Muth ein, und bei ihrer Rückkunft in England verbürgten sich der Herzog von Newcastle, der Lord Mont Stuart und Glover für sie. Der Prozeß, welcher großes Aufsehn erregte, begann den 15. April

1776 und dauerte fünf Tage hindurch. Da die Herzogin die Witwe eines Pairs war, so mußte der Prozeß vor dem Oberparlamente geführt werden; alle Pairs von England waren hier Richter, unter dem Vorsitze eines Lord Steward's, den der König zu diesem Endzwecke ernannt hatte, und dessen vielbedeutende Würde sich mit diesem Prozeß auch endigte. Der Schauplatz war in Westminster Hall, dessen außerordentliche Größe dennoch die zahlreichen Zuschauer nicht zu fassen vermochte. Der Spruch, vermöge dessen vormals die erste Ehe mit Hervey als ungültig erklärt worden war, wurde nunmehr als widerrechtlich aufgehoben, und folglich die zweite Ehe für ungültig erklärt. Die Herzogin wurde verurtheilt; allein sie wich der Strafe, mit einem glühenden Eisen in die Hand gebrannt zu werden, dadurch aus, daß es ihr gelang, ein gewisses Privilegium, welches den Adel von dieser Strafe ausnimmt, wiewol nicht ohne Widerspruch der gegenseitigen Advocaten, geltend zu machen. Ihre Feinde machten den Anschlag, sie einsperren zu lassen; sie aber rettete sich übers Meer nach Calais. Seit der Zeit lebte sie bald in Rom, bald in Petersburg, und zwar immer auf einem glänzenden Fuß. Da das Testament des Herzogs von Kingston in seiner ersten Kraft geblieben war, so mangelte es ihr nicht an Mitteln zu dem ausschweifendsten Aufwande, der so weit ging, daß sie mehrere Male die Kaiserin von Rußland bewirthete. Endlich begab sie sich nach Frankreich, wo sie zu gleicher Zeit ein Haus zu Calais und zu Paris unterhielt. Sie starb an letzterem Orte im Sept. 1787.

Kiosk ist bei den Türken eine Art Pavillon, welcher aus einigen Säulen von mittler Höhe besteht, deren Stellung einen gevierten Raum bilden. Er ist mit einem Zeltdache versehen, welches unten einen Gang rund um das Gebäude enthält. Die Türken bedienen sich dieser offenen Säle in ihren Gärten und auf Anhöhen, um frische Luft zu genießen, oder um eine angenehme Aussicht zu haben.

Kiow (Kioff, Kiew), die Hauptstadt nebst einer festen, von Peter I. angelegten Citadelle, in der Statthalterschaft gleiches Namens in der Ukraine, am Dnieper, ist die Residenz eines griechischen Erzbischofs und ward von den Polen 1686 auf ewige Zeiten an Rußland abgetreten. Die daselbst schon vorher bestehende gelehrte Anstalt, in welcher neun geistliche Professoren Sprachen, Philosophie und Theologie lehrten, und welche über 1000 Schüler hatte, wurde 1803 in eine eigentliche Universität verwandelt.

Kirche, wird zuerst die Gesammtheit der Bekenner des Christenthums genannt, in wiefern sie eine moralisch-religiöse, d. h. eine Gesellschaft ausmachen, deren Zweck es ist, sittliche und religiöse Bildung und Belehrung unter ihren Mitgliedern zu befördern. Der Stifter der Kirche in diesem Sinne war Jesus Christus. Denn, obgleich seine Bekenner erst nach seinem Tode von der Gemeinschaft der Synagoge sich trennten und in eine besondere Gesellschaft zusammentraten, so hatte er doch durch seine eigenthümliche, von dem Judaismus wesentlich verschiedene Lehre und durch die Schüler und Freunde, die er um sich versammelte, den Grund zu einer solchen Vereinigung gelegt, und da er seinen Jüngern bei seinem Abschiede von der Welt den Auftrag gab, auszugehen in alle Welt, die Heiden zu lehren und sie zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes, und zwei Religionshandlungen anordnete, welche Unterscheidungsmerkmale seiner Bekenner seyn sollten: so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Stiftung der Kirche in seinem Plane lag. Eine die christliche Kirche vorberei-

tende Anstalt war das religiös-politische Institut des Judenthums, von welchem aber die christliche Kirche sich dadurch wesentlich unterscheidet, daß sie theils gar keine politische, sondern bloß eine religiös-moralische Tendenz hat, theils nicht auf ein Volk sich beschränkt, sondern ein Institut von universeller Bestimmung ist. Wesentlich unterscheidet sich die Kirche von dem Staate. Denn der Zweck des Staates ist Erhaltung der Selbstständigkeit eines Volkes und Realisirung des Rechts; der Zweck der Kirche ist Beförderung sittlich-religiöser Bildung. Ueber das Verhältniß der Kirche und des Staates gibt es ein dreifaches System. Das hierarchische, nach welchem der Staat der Kirche subordinirt wird; das Territorialsystem, nach welchem das entgegengesetzte Verhältniß Statt findet; und das Collegialsystem, nach welchem Staat und Kirche als coordinirte Gesellschaften betrachtet werden. Das zuletzt genannte ist das zweckmäßigste. Die aus dem hierarchischen Systeme fließenden Ansprüche kann der Staat nicht dulden; durch die Befugnisse aber, welche das Territorialsystem dem Staate zugesteht, wird die Kirche beeinträchtiget, und offenbar tritt der Staat aus der, durch seinen Zweck bestimmten Sphäre hinaus, wenn er sich anmaßt, den Lehrbegriff der Kirche bestimmen und ihren Gottesdienst anordnen zu wollen. Auch ist es nicht gut, daß, wie in den meisten protestantischen Ländern geschieht, die Diener der Kirche von den Staatsbehörden angestellt werden; weit zweckmäßiger ist es, wenn der Kirche selbst, d. h. den sie repräsentirenden Synoden, die Wahl der Lehrer überlassen bleibt, wie dieß auch in einigen reformirten Ländern der Fall ist. Die Entstehung der Kirche, ihre allmälige Ausbreitung, ihr in verschiedenen Zeiten verschiedenes Verhältniß zu dem Staate, die Ausbildung ihrer Gesellschaftsverfassung, so wie die Umänderungen, welche in ihren Lehren und Gebräuchen erfolgt sind, beschreibt eine höchst lehrreiche und interessante Wissenschaft, die Kirchengeschichte genannt. — Nicht immer aber wird das Wort Kirche von der Gesammtheit der Bekenner des Christenthums gebraucht. Oft hat dieses Wort eine engere Bedeutung und bezeichnet einen Theil der Christenheit, welcher sich durch eigenthümliche Lehren, Verfassungen und Gebräuche von andern Christen unterscheidet. Seit dem elften Jahrhunderte trennten sich die griechischen oder morgenländischen Christen von den lateinischen oder abendländischen, und es entstand dadurch der Unterschied zwischen der griechischen Kirche, deren Oberhaupt der Patriarch von Constantinopel war, und der lateinischen, an deren Spitze der römische Bischof stand. Im sechszehnten Jahrhunderte erfolgte durch die Reformation eine Trennung der abendländischen Christenheit, indem ein Theil derselben von der Verbindung mit dem römischen Bischofe sich losriß und einen neuen Lehrbegriff annahm, der andere aber in dieser Verbindung beharrte, und die Lehren, welche bis dahin gegolten hatten, zu bekennen fortfuhr. So entstand der Unterschied zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche, welche letztere, da ihre Stifter über einige, jedoch außerwesentliche Punkte sich nicht vergleichen konnten, sich wieder in die lutherische und reformirte theilte. Das Verhältniß dieser drei Kirchen zu einander hat sich zwar im Laufe der Zeiten wesentlich verändert; die lutherische und reformirte Kirche haben sich einander so genähert, daß fast gar keine dogmatische Verschiedenheit mehr Statt findet, und, obgleich der Katholicismus und der Protestantismus sich nicht in einander verschmelzen konnten, so haben doch die Grundsätze der Toleranz unter den Katholiken, wie unter den

Protestanten Eingang gefunden. Die Gränzen der drei Kirchen des Abendlandes aber sind seit dem sechszehnten Jahrhunderte, wo sie entstanden, nicht merklich verändert worden. Die kleinen kirchlichen Gesellschaften, welche entweder zu der Zeit der Reformation entstanden, wie die Socinianer und die Taufgesinnten, oder die später, besonders in England, sich bildeten, wie die Quäker und die Methodisten, pflegt man nicht Kirchen, sondern Secten und Parteien zu nennen.— In einer noch engern Bedeutung nimmt man das Wort Kirche, wenn man dasselbe drittens von den Christen eines Landes braucht, und von einer deutschen, englischen, französischen Kirche redet. — In einer vierten Bedeutung ferner bezeichnet Kirche, ein dem öffentlichen Gottesdienste der Christen bestimmtes Gebäude, und in dieser Bedeutung unterscheidet man eine Kirche von einem Tempel, wo Heiden, von einer Synagoge, wo Juden, und von einer Moschee, wo Mahomedaner ihren öffentlichen Gottesdienst halten. Die Christen im ersten Jahrhunderte hielten ihren Gottesdienst, da sie eine von dem Staate nicht anerkannte und oft verfolgte Partei waren, in Privathäusern, oft auch im freien Felde an entlegenen Orten. Seit dem dritten Jahrhunderte erst konnten sie es wagen, ihrem Cultus mehr Publicität zu geben und Kirchen zu erbauen. Seit dem vierten Jahrhunderte wurden die Kirchen der Christen große und prachtvolle Gebäude. Constantin besonders, Theodosius und Justinian erbauten dergleichen Kirchen; auch verwandelte man viele heidnische Tempel in christliche Kirchen. In dem Baue der Kirchen besonders versuchte sich die Baukunst der mittlern Zeit. Die berühmtesten Kirchen sind gegenwärtig die Peterskirche zu Rom, die Paulskirche zu London, die Kirche Notre Dame zu Paris, die Stephanskirche zu Wien, die Isaakskirche zu Petersburg, der Münster zu Straßburg und der Dom zu Cöln. — In einer fünften Bedeutung endlich heißt Kirche die Versammlung der Gemeinde eines Orts zur Ausübung des öffentlichen Cultus, in welcher Bedeutung man das Wort nimmt, wenn man sagt, daß man zur Kirche gehe, oder daß an diesem oder jenem Tage Kirche gehalten werde. — Ueber den Ursprung des Worts Kirche übrigens sind die Meinungen der Sprachforscher getheilt, indem es einige von dem griechischen Worte κυριακον, welches ein dem gottesdienstlichen Gebrauche bestimmtes Gebäude bezeichnet, herleiten, andere aber annehmen, daß es die wörtliche Uebersetzung des lateinischen ecclesia sey, daher von Kören, Küren, herkomme und den Begriff der Auswahl, des auserwählten Volks andeute. N.

Kirchenagende ist das, von der über die kirchlichen Angelegenheiten eines Landes gesetzten Behörde auterisirte Buch, welches die bei kirchlichen Handlungen (bei der Taufe, bei dem Abendmahle, bei der Trauung u. s. w.) zu brauchenden Formulare enthält. Wenn die Consistorien die Prediger verpflichten, sich nur der in der Agende enthaltenden Formulare zu bedienen, so beschränken sie die Amtsthätigkeit derselben, und hindern die Wirksamkeit der heiligen Gebräuche, weil Formulare ihrer Natur nach nur allgemein seyn können, die Wirksamkeit der Amtsreden aber vornehmlich auf ihre Angemessenheit zu den jedesmaligen Umständen und zu der Individualität der Zuhörer beruht. Daher sollen die Agenden dem Prediger nur eine Anweisung zu seinen Amtsverrichtungen geben und ihn in solchen Fällen unterstützen, wo ihm eine Vorbereitung auf sein Geschäft nicht möglich ist. N.

Kirchenbann ist die Ausschließung entweder von der Gemeinschaft einer kirchlichen Gesellschaft überhaupt, oder von der Theilnahme

an ihren Andachtsübungen und Gebräuchen, namentlich von der Feier des heiligen Abendmahls, weßhalb der Kirchenbann in den großen und kleinen eingetheilt wird. Er ist das Mittel, durch welches eine kirchliche Gesellschaft ihre Disciplin aufrecht erhält, und da jede Gesellschaft das unstreitbare Recht hat, Mitglieder, welche sich ihrer unwürdig machen, oder doch die von ihr gebilligten Gesetze übertreten, von ihrem Vereine auszuschließen, und durch die Entziehung der ihnen zustehenden Gesellschaftsrechte zu bestrafen, so ist der Kirchenbann ein rechtliches Institut. Dem Kirchenbanne verdankte die alte Kirche die Reinheit ihrer Sitten, und nur so lange haben die kleinen kirchlichen Gesellschaften der neuen Zeit durch Reinheit der Sitten vor den größten Kirchen sich ausgezeichnet, als sie streng über die kirchliche Disciplin hielten. Anfangs übte in der alten Kirche die gesammte Gemeinde das Recht aus, über die Ausschließung und Aufnahme ihrer Mitglieder zu entscheiden; später kam dieß Recht an die Bischöfe. Wie alle menschliche Institute, so ist auch der Kirchenbann gemißbraucht worden, und der römische Bischof insbesondere hat sich desselben oft bedient, seine hierarchischen Ansprüche durchzusetzen. Auch nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche ist der Kirchenbann zulässig, und der kleine Kirchenbann wenigstens in frühern Zeiten nicht selten gegen Personen, die einen anstößigen Wandel führten, ausgeübt worden. Das Recht indeß, ihn auszuüben, steht nicht dem Pfarrer, sondern dem Consistorium zu. Mit dem Unfalle der kirchlichen Disciplin aber ist auch die Anwendung des Kirchenbanns außer Gebrauch gekommen.

Kirchenbuße ward in der alten Kirche die Genugthuung genannt, welche die Gefallenen und von der kirchlichen Gemeinschaft Ausgeschlossenen der Gesellschaft, wegen des ihr gegebenen Aergernisses, leisten mußten, wenn sie wieder in die Gemeinschaft derselben aufgenommen werden wollten. Die Büßenden standen in Trauerkleidern am Eingange in die Kirche, baten die Ein- und Ausgehenden um Verzeihung und mußten ein öffentliches Bekenntniß ihres Vergehens ablegen, ehe die Absolution erfolgte und sie wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurden. Dieser Kirchenbuße mußten sich theils solche, welche während der Verfolgungen vom Christenthume abgefallen waren, theils solche, welche durch unsittliche Handlungen die Gemeinde geärgert hatten, unterziehen. Bei schweren Vergehungen dauerte die Zeit der Buße viele Jahre lang. Auch in der protestantischen Kirche fand vormals eine Kirchenbuße Statt, welche besonders denen, die sich fleischlicher Vergehungen schuldig gemacht hatten, auferlegt ward, und darin bestand, daß die büßende Person während des Gottesdienstes vor dem Altare knieete und der Geistliche im Namen derselben eine öffentliche Abbitte von der Kanzel ablas. N.

Kirchengesang, der, ist eins der wirksamsten Mittel der Erbauung, da sich in ihm Dichtkunst und Musik vereinigen, das menschliche Herz auf religiöse Weise zu rühren. Er war schon in der frühesten Kirche gebräuchlich, welche sich anfangs der Psalmen, bald auch anderer religiöser Gesänge bediente. Die früher für den kirchlichen Gebrauch gedichteten Gesänge sind verloren gegangen; aus dem vierten und fünften Jahrhunderte aber haben sich mehrere von Ambrosius, Prudentius u. a. für diesen Zweck verfaßte Gesänge erhalten. Um das Musikalische des Kirchengesanges machte sich der römische Bischof Gregor der Große, welcher im sechsten Jahrhunderte lebte, verdient. Es wurden aber in der alten Kirche und im Mittelalter die Kirchenge-

sänge nicht von der Gemeinde, sondern von dem Chore, oder von dem Chore und den administrirenden Geistlichen gesungen. Doch gab es auch Wechselgesänge, an denen die Gemeinde Theil nahm (Antiphonien). Viel verlor der Kirchengesang im Mittelalter dadurch, daß er durchaus lateinisch und mithin den Laien unverständlich war. Ein großes Verdienst erwarb sich daher **Luther** durch die Einführung des **deutschen** Kirchengesanges, welcher nirgends mehr als in der deutschprotestantischen Kirche vervollkommnet worden ist. Luther selbst dichtete kraftvolle Kirchenlieder; später versuchten sich viele Andere, unter denen besonders Paul Gerhard ausgezeichnet zu werden verdient, in der heiligen Poesie, und in der neuern Zeit haben die ersten Dichter der Nation, Gellert, Klopstock, Cramer, durch ihre herrlichen Lieder den Kirchengesang vervollkommnet. Zu beklagen ist, daß die größten Dichter der letzten Zeit, Schiller und Göthe, nichts für diesen Zweck gedichtet haben. Nicht zu berechnen ist der Einfluß, welchen der Kirchengesang auf die Bildung des deutschen Volks gehabt hat. N.

Kirchengesetze sind die das Verhalten der Mitglieder einer kirchlichen Gesellschaft bestimmenden Verordnungen, welche entweder von der Kirche selbst oder von der Staatsgewalt ausgehen. Die ersten Kirchengesetze gingen von der Kirche selbst aus und wurden auf den Synoden gegeben, wo die Repräsentanten mehrerer Gemeinden zu gemeinschaftlicher Berathung versammelt waren. Diese Kirchengesetze heißen canones. (S. den Art. Canonisches Recht.) In der katholischen Kirche heißen **Kirchengebote** insbesondere, zum Unterschiede von den sogenannten 10 Geboten Gottes, sechs von der Kirche oder deren sichtbarem Oberhaupte gegebene sittliche Gebote. Als in der Folge die Kirche mit dem Staate in eine Gesellschaft zusammenfloß, wurden, ohne daß darum die Synoden aufhörten, auch von der Staatsgewalt Gesetze über kirchliche Angelegenheiten gegeben. Viele solche Gesetze wurden in dem Codice Theodosiano und Justitianeo, auch in den Capitularibus der fränkischen Könige gefunden. Nachdem das hierarchische System sich ausgebildet hatte, kam die gesetzgebende Macht in die Hände des Papstes, und die von ihm erlassenen Bullen erhielten in der ganzen Christenheit gesetzliche Kraft. Nach dem Territorialsysteme, welches in den protestantischen Ländern gilt, gehen die Kirchengesetze einzig von der Staatsgewalt aus. N.

Kirchenjahr (das), fängt in Deutschland und in den meisten katholischen und protestantischen Ländern mit dem ersten Adventsonntage an. Es befremdet, daß es nicht mit dem 25sten December, als mit dem Tage, welcher als der Geburtstag Jesu Christi angenommen wird, beginnt. Der Grund hiervon liegt unstreitig darin, daß das fromme Alterthum wollte, es sollten in jedem Kirchenjahre der Vorbereitung auf die Erinnerung an das wichtige Ereigniß der Geburt Jesu Christi einige Wochen gewidmet werden. In England fängt das Kirchenjahr mit dem Feste der Verkündigung Mariä (25. März), als mit dem Tage an, an welchem die Entstehung der menschlichen Natur Jesu in dem Leibe seiner Mutter begonnen habe. N.

Kirchenmusik, oder die beim öffentlichen Gottesdienste aufgeführte Musik, ist unstreitig bei den Griechen sowol, als bei den Neuern, der erste Ursprung jeglicher Musik gewesen. Als die religiösen Gefühle anfingen, sich in Tönen künstlerisch zu äußern, bei welcher Gelegenheit konnte dieß mehr und stärker geschehen, als bei gottesdienstlichen Handlungen, wo die Seele geneigt ist, ihre Em-

pfindungen mit hoher Entzückung zu offenbaren? So wissen wir ganz bestimmt, daß die dramatische, und vielleicht auch jegliche poetische Kunst der Griechen, der Feier des Bacchusfestes ihren Ursprung zu verdanken hatte, mit welcher Feier gleichfalls Musik verbunden war. So wie nun im Allgemeinen jede Kunst, so hat auch die Musik der Neuern, d. h. diejenige, welche wir jetzt haben, dem Wachsthume des Katholicismus nicht allein ihre innere Entstehung, sondern auch ihre äußere Unterstützung zu verdanken. Die Kirche war es, die besonders Musiker und Maler für ihre Kunst begeisterte und sie zur Ausübung derselben anfeuerte. Der Uebergang von Dem, was bei der Entstehung des Christenthums noch von der alten sogenannten griechischen Musik übrig war, zu dem ersten Anfange der neuern Musik war sehr natürlich: die Christen nahmen, als es ihnen gestattet wurde, Kirchen zu bauen, Dasjenige, was sie noch von Musik vorfanden, und legten diesem ihre Psalmen und Hymnen unter, welche nun ohne Zeitmaß (nach der Länge oder Kürze der Sylben) abgesungen wurden. Hieraus entstand endlich der Choral, und in ihm finden wir den Ursprung der ganzen neuern Musik. Er wurde anfangs natürlich einstimmig gesungen und zwar im Einklange und in Octaven, so wie das meistentheils noch jetzt in unsern Kirchen der Fall ist. Es dauerte aber nicht lange, so fing man an, das Unangenehme eines Gesanges zu fühlen, in welchem die Stimmen beständig Octaven mit einander bildeten. Daher fiel man darauf, diesem Gesange eine einfache Grundlage zu geben. Oberstimme und Baß waren nun vorhanden; doch merkte man bald, daß die Entfernung beider von einander noch einen Zwischenraum übrig lasse, dessen Leere, wenn sie nicht ebenfalls eine unangenehme Wirkung hervorbringen sollte, nothwendig ausgefüllt werden mußte. Dieß verursachte die Erfindung der beiden Mittelstimmen, wodurch nun der vierstimmige Gesang vollendet wurde. Die Hauptstimme, d. h. die eigentliche Melodie, in welcher der Choral enthalten war, hieß von nun an canto firmo (französisch plein chant, der feststehende Gesang), weil er niemals verändert wurde, dahingegen man die drei untern Stimmen, nach Befinden der Umstände, und so wie man Lust dazu hatte, sehr oft veränderte; denn jede Hauptstimme kann eine unendliche Mannichfaltigkeit in den begleitenden Stimmen vertragen. Hierbei ist nur zu bemerken, daß die Oberstimme, oder der canto firmo, dann und wann auch in die Unterstimmen verlegt wurde, ja, daß die alten Lehrer der Musik die Verlegung des canto firmo in die Unterstimmen sogar als Gesetz vorschrieben. Bald fing man auch an, die ursprüngliche Einfachheit dieses Choralgesanges für zu beschränkt zu halten, und so wurden theils diese Melodien selbst, theils auch ihre Unterstimmen vielfach erweitert, verändert und mit neuen Ausschmückungen versehen, woraus der sogenannte figurirte Gesang (canto figurato) entstand, der späterhin durch den Mißbrauch, der mit demselben getrieben wurde, so ausartete, daß wir jetzt den Kirchenstyl von dem Opernstyle oft nicht mehr zu unterscheiden vermögen. In diesem Zustande blieb die Kirchenmusik eine lange Zeit, bis man endlich, geleitet von dem natürlichen Triebe der menschlichen Natur zu immerwährender Abwechselung, auf den Gedanken verfiel, den bloß von Menschenstimmen gesungenen und von der Orgel begleiteten Choral auch von andern musikalischen Instrumenten (zuerst Violon, Posaunen), die nach und nach erfunden waren, begleiten zu lassen. Hiermit war der Erweiterung der Kirchenmusik ein weites Feld eröffnet: denn der

Gesang selbst ward, um demselben mehr Mannichfaltigkeit zu geben, immer größern Veränderungen und Abwechselungen unterworfen. Man behandelte einige Strophen als Chöre, wo man den einstimmigen Gesang beibehielt; andere ließ man nur, als Solo von einem Sänger, wieder andere als Duette von zwei Sängern u. s. w. singen, wieder einige wurden, wie vorher, choralmäßig, andere durchgehends als Fugen gesetzt. In der römisch katholischen Kirche hat Kirchenmusik ihre bestimmten und festgesetzten poetischen Formen, die unverändert beibehalten werden (z. B. der Text der Messe, Missa), und welcher sich auch die Componisten bei ihren Productionen anschließen müssen; bei den Protestanten hingegen haben sich Dichter und Tonsetzer neue Formen erlaubt, welche durch die Cantate, wie durch das Oratorium, in welchen beiden man die Kirchenmusik dramatisch zu behandeln angefangen hat, vermehrt worden, und oft in den Geschmack der glänzenden Opermusik übergegangen sind. Da es der Charakter derselben ist, daß in ihr irgend eine religiöses Gefühl ausgedrückt werden soll, welches Feierlichkeit und Andacht erwecke und bei der öffentlichen Gottesverehrung die Herzen der Zuhörer in eine fromme Stimmung versetze: so folgt daraus, daß der Kirchenstyl sich durch Ernst, Feierlichkeit und Erhabenheit, und durch Entfernung aller Künsteleien, schwieriger Figuren und Läufe, die allein dazu gemacht sind, daß Sänger und Spieler ihre mechanische Fertigkeit zeigen können, von dem freien und ungebundenern Styl der Theatermusik — welchem er entgegensetzt wird — unterscheiden müsse. Vornehmlich soll in den tiefen Stimmen die allzugroße Geschwindigkeit vermieden werden, weil sie in den Kirchen sehr nachhallen, und weil durch eine schnelle Folge dieser Töne alle Harmonie verwirrt werden würde. Darum erfodert die Kirchenmusik nicht nur einen sehr starken Harmoniker, sondern auch zugleich einen Mann von reifer Ueberlegung und richtigem Gefühle, damit die Einheit des ernsten, erhabensten Gefühls nicht durch ein Gemisch von Feierlichkeit und Ueppigkeit, so wie von Ernst und Scherz gestört werde. Pq.

Kirchenraub, der, ist im engern Sinne der nach gewaltsamem Einbruche in eine Kirche an den in ihr aufbewahrten heiligen Gefäßen, Kostbarkeiten und Geldern verübte Raub. Im weitern Sinne wird jede Verletzung des Kirchenguts durch Raub, Diebstahl oder Betrug, Kirchenraub genannt. Nach den Criminalgesetzen der meisten Länder wird der Kirchenraub im engern Sinne härter, als der an andern Orten und Gegenständen verübte Raub bestraft. N.

Kirchenrecht, s. canonisches Recht.

Kirchensatzungen sind von der Kirche angenommene Meinungen und eingeführte Gebräuche, welche sich nicht auf die Autorität der heiligen Schriften gründen. N.

Kirchenspaltung, s. Schisma und Schismatiker.

Kirchenstaat, so nennt man die Besitzungen des Papstes in Italien. Er hat seinen Ursprung in der Schenkung, welche 754 der König der Franken, Pipin, Stephan II., dem Bischofe von Rom, mit den Besitzungen machte, welche früherhin die Longobarden dem Exarchate entrissen hatten, und gegen welche Stephan II. den König Pipin zu Hülfe gerufen hatte. Carl der Große erneuerte 774 die Schenkung und erhielt dafür zur Dankbarkeit 800 von Leo III. die römische Kaiserwürde. Die consequente Politik der Päpste erzog sich, durch die Begünstigung der Normänner in Unteritalien, in diesen kräftige Vertheidiger ihres Stuhls, welche darauf die Normänner den

Lehnseid leisteten. Die künstliche Gründung des Papstthums gedieh 1075 unter Gregor VII. zur höchsten Vollendung. Die Kreuzzüge, welche 1096 begannen, förderten die Absichten des römischen Stuhls im Anfange mehr, als im Fortgange. Die mathildische Erbschaft vergrößerte die Macht der Päpste und sie behielten sie, so oft auch von den Deutschen der Versuch gemacht wurde, sie denselben zu entreißen. Der päpstliche Stuhl befreite sich von seinen gefährlichen Nachbarn aus dem hohenstaufischen Stamme dadurch, daß er 1265 das Haus Anjou auf den Thron derselben rief. Die ungezähmte Herrschsucht der Päpste, verbunden mit ihrem regellosen Wandel, erregten am Ende die innern Kämpfe der unzufriedenen Römer gegen den päpstlichen Stuhl, und die Päpste selbst sahen sich genöthigt, von 1360 bis 1378 ihre Residenz nach Avignon zu verlegen, welches Clemens VI. 1348 von Johanne, Königin von Neapel und Gräfin von Provence gekauft hatte. Da nun auch die unter dem Einflusse des französischen Königs stehenden Päpste selten oder nie die Zustimmung der Römer und Deutschen erhielten: so entstand daraus die Wahl mehrerer Gegenpäpste, in deren Kämpfen mit einander weder der Kirche, noch des Staats Bestes befördert wurde. Die Rückkehr der Päpste nach Rom war, obgleich die deutschen Kirchenversammlungen oft eine nachdrückliche Sprache führten, der Vergrößerung der päpstlichen Besitzungen nicht anders als sehr vortheilhaft. Julius II. brachte 1513 den Staat von Bologna und 1532 Ancona an sich. Die Venetianer mußten Ravenna abtreten; Ferrara wurde 1598 der modenesischen Erbschaft entrissen, und Urbino von seinem letzten Herzoge, Franz Maria, aus dem Hause Navarra, dem päpstlichen Stuhle vermacht. Jetzt zum höchsten Gipfel der weltlichen und geistlichen Macht erhoben, verloren die Päpste von 1517 an durch den schnellen und großen Fortgang der Reformation einen großen Theil ihres weltlichen und geistlichen Einflusses. Sixtus V. weise Oekonomie gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts steuerte dem Uebel; aber die Verschwendung und der Nepotismus der folgenden Päpste erzeugten wiederum verderbliche Uebel. Clemens XIV. (Ganganelli) sah sich genöthigt, 1773 den Jesuitenorden aufzuheben. In den neuern Zeiten hob Neapel 1788 seine alten Verbindlichkeiten gegen den päpstlichen Stuhl auf, und selbst die Reise Pius VI. konnte 1782 die großen Veränderungen nicht aufhalten, welche Joseph II. in den geistlichen Angelegenheiten unternahm. Durch das Waffenglück der Franzosen in Italien sah sich der Papst im Frieden von Tolentino am 13. Febr. 1797 gezwungen, Avignon an Frankreich, und Romagna Bologna, Ferrara an die cisalpinische Republik abzutreten. Ein Aufstand in Rom gegen die Franzosen, am 28. Dec. 1797, veranlaßte am 10. Febr. 1798 die Einnahme Roms und die Erklärung des Kirchenstaats zur römischen Republik, und Pius VI. ward nach Frankreich abgeführt, wo er am 9. Aug. 1799 zu Valence starb. Die Siege der Russen und Oesterreicher in Italien begünstigten die neue Papstwahl Pius VII. (Chiaramonti) am 14ten März 1800, welcher alsdann unter dem Schutze der österreichischen Waffen von Rom wiederum Besitz nahm. Durch das Concordat, welches er am 15. Jul. 1801 mit dem ersten Consul der französischen Republik, Bonaparte, abschloß, ging dem päpstlichen Stuhle abermals ein großer Theil seiner noch übrigen weltlichen Macht verloren. Aber 1803 erfolgten an den heiligen Vater neue Zumuthungen und Foderungen, den Code Napoleon einzuführen und England feierlich den Krieg zu erklären. Der Papst weigerte sich. Da rückte 1808 den

2. Febr. ein französisches Corps von 8000 Mann in Rom ein, und da auch jetzt noch der Papst widerstrebte, ward ihm am 3. April erklärt, daß Frankreich mit dem Papste im Kriege sey, und die Provinzen Ancona, Urbino, Macerata und Camerino wurden dem Königreiche Italien einverleibt; dem Papste blieb fast nur das Gebiet von Rom. (Man sehe die Actenstücke die Correspondenz des Papstes Pius VII. mit Napoleon betreffend — z. B. in Stäudlins kirchenhistorischem Archiv 1. Bd. 1815.) Ein Decret vom 17ten Mai 1809 vernichtete endlich den Kirchenstaat ganz. Die noch übrigen Besitzungen des Papstes wurden zu Frankreich geschlagen und dem Papste, dessen geistliche Hoheit fest dauern sollte, 2 Mill. Franken jährlich angewiesen. Der Papst wurde genöthigt, seinen Aufenthalt in Frankreich zu wählen, bis ihm die Ereignisse des Jahrs 1814 erlaubten, nach Rom zurückzukehren, und von dem Kirchenstaate wieder Besitz zu nehmen. — Der Kirchenstaat (Stato della Chiesa) bestand vor dem französischen Revolutionskriege aus folgenden zwölf Provinzen: das Gebiet von Bologna, das Herzogthum Ferrara, Romagna, das Herzogthum Urbino, Ancona, Spoleto, Perugino, Orvieto, das Herzogthum Castro, das Patrimonium Petri, Sabina und Campagna di Roma. Jetzt enthält er: 1) das Gebiet von Rom, 2) die Delegationen von Viterbo, 3) Perugia, 4) Spoleto, 5) Macerata, 6) Camerino, 7) Ancona, 8) Urbino, 9) Ravenna, 10) Bologna, 11) Ferrara, 12) die Fürstenthümer Benevent und 13) Ponte-Corvo. Diese Länder liegen mitten in Italien zwischen der sogenannten Lombardei, dem Königreiche Neapel und dem toscanischen und adriatischen Meere. Die Appeninen erstrekken sich mitten durch dieselben und die merkwürdigsten Flüsse sind der Tiber und der Po. Die Volksmenge ist 2,424,150 Seelen auf 714 3/4 Q.Meilen. Die Einkünfte rechnet man auf circa 8 Mill. Gulden. Die Kriegsmacht, welche 1791, unter Pius VI. aus 5000 Mann Landtruppen, einigen Galeeren und Kriegsfahrzeugen bestand, ist jetzt nur noch höchstens 2000 Mann Landsoldaten stark, wozu 60 Cürassier, 60 Chevaurlegers und 40 Schweizer gehören. Eine Marine existirt nicht mehr. Die Producte des Landes sind, alle Arten von Getreide, feines Obst, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln ꝛc., viel Oel, gute Weine und Maulbeerbäume zur Cultur der Seide. Die Berge enthalten reiche, nicht hinlänglich benutzte Waldungen, auch schönen Marmor; Spuren von Metallen finden sich an mehrern Stellen, aber den eigentlichen Bergbau kennt man daselbst nicht. Die Cultur des Rindviehs und der Schafe wird ziemlich sorgfältig betrieben. Der Ackerbau ist vernachlässigt; Manufacturen gedeihen nicht und die Bevölkerung ist verhältnißmäßig unter allen Staaten Europa's, Rußland ausgenommen, die geringste.

Kirchenstrafen sind die Strafen, welche von der Autorität, die in einer kirchlichen Gesellschaft die gesetzgebende und ausübende Gewalt besitzt, den die Gesetze der Gesellschaft übertretenden Mitgliedern derselben auferlegt werden. Bestehen sie bloß in der Entziehung der Gesellschaftsmahle, in der Zurückweisung von den gottesdienstlichen Versammlungen, in der Versagung des heil. Mahls, in der Verweigerung des Begräbnisses nach dem Gebrauch der Gesellschaft, und in der Ausschließung von der kirchlichen Gemeinschaft, so läßt sich gegen die Zulässigkeit der Kirchenstrafen nichts einwenden, da jede Gesellschaft die unbestrittene Befugniß hat, denen, die ihre Gesetze übertreten, den Genuß der ihren Mitgliedern zustehenden Rechte zu versagen. Hierher gehören die **Kirchenbuße**, der **Kirchenbann**

(s. d. Art.). Erstrecken sie sich aber auch auf den Verlust der bürgerlichen Rechte, so müssen sie als ein Mißbrauch der kirchlichen Gewalt betrachtet werden. So war es z. B. ein widerrechtliches Verfahren, wenn die katholische Kirche die Häretiker mit dem Tode oder mit Gefängniß bestrafte, da es hingegen ein völlig rechtliches Verfahren ist, wenn die protestantische Kirche Selbstmördern oder Personen, welche sich schon lange der Theilnahme an dem Gottesdienste und der Abendmahlsfeier entzogen haben, ein Begräbniß nach christlichen Gebräuchen und eine Ruhestätte an dem Orte versagt, wo ihre Mitglieder begraben werden. N.

Kirchenväter (patres ecclesiae) sind die Lehrer und Schriftsteller der alten Kirche, welche nach den Aposteln und apostolischen Vätern (so nennt man die unmittelbaren Schüler der Apostel) mithin vom zweiten Jahrhundert an bis in das sechste Jahrhundert herab blüheten. Von Einigen werden aber auch noch die Lehrer und Schriftsteller der folgenden Jahrhunderte bis zu den Scholastikern, die mit dem zwölften Jahrhundert anfangen, Kirchenväter genannt. Eine große Zahl ihrer Schriften ist erhalten und von neuern Gelehrten herausgegeben worden. Die Kenntniß ihres Lebens und ihre Werke machte sonst den Inhalt einer eigenen Wissenschaft, Patristik genannt, aus. Die Kirchenväter führten die griechische und römische Wissenschaft in das Christenthum ein, und viele von ihnen waren eben so geistvolle und originelle, als gelehrte Männer. Die meisten der frühern Kirchenväter waren, ehe sie sich zum Christenthum wendeten, Rhetoren und Sachwalter gewesen, woraus manche Eigenthümlichkeiten ihrer Disputirmethode sowol, als ihres Vortrags erklärbar werden. Ihre Schriften beschäftigen sich entweder mit der Vertheidigung der christlichen Religion und der Gesellschaft der Christen, oder mit Bestreitung des Heiden- und Judenthums, oder der Ketzer, oder mit der Erklärung der heiligen Bücher, oder mit Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre, oder mit der Geschichte des Christenthums und der christlichen Kirche, oder mit dem Unterrichte und der Erbauung des Volkes, und sie sind daher entweder apologetischen, oder exegetischen, oder dogmatischen, oder moralischen, oder historischen, oder polemischen, oder endlich ascetischen Inhalts. Die Kirchenväter theilen sich in 2 Hauptklassen, in die griechischen und in die lateinischen. Die berühmtesten unter den griechischen sind Clemens von Alexandrien, welcher zuerst über das Christenthum philosophirte; Origines, ausgezeichnet als Apologet, Exeget und Homilet; Eusebius, welcher die erste Geschichte der christlichen Kirche schrieb; Athanasius, welcher auf die Bildung des Lehrbegriffs entschiedenen Einfluß hatte, und Chrysostomus, der bewundertste Kanzelredner der alten Kirche. Die merkwürdigsten lateinischen Kirchenväter aber sind Tertullian, einer der originellsten Schriftsteller; Augustin, ebenfalls ein Mann von originellem Geiste, welcher das Orakel der abendländischen Kirche ward; Ambrosius, welcher sich als Kanzelredner auszeichnete, und Hieronymus, welcher zwar viel Gelehrsamkeit besaß, und besonders ein glücklicher Erklärer der heil. Schriften war, aber auch den Fortgang des Aberglaubens, namentlich die Bewunderung des ehelosen Lebens und die Entsagung der Welt in den Abendländern beförderte. N.

Kirchenversammlung, s. Concilium.

Kirchenzucht, die, begreift die Zwangsanstalten, durch welche eine kirchliche Gesellschaft das Ansehn ihrer Gesetze aufrecht erhält.

Die Kirchenzucht wird auch kirchliche Disciplin oder Kirchendisciplin, kirchliche Polizei genannt. Ueber die Rechtmäßigkeit der Kirchenzucht und die Gränzen derselben s. den Artikel Kirchenstrafen. N.

Kirchensprengel, s. Diöces.

Kirchweihe ist die Religionshandlung, durch welche eine neuerbaute, oder ihrer Bestimmung eine Zeitlang entzogene Kirche dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich gewidmet wird. Die Sitte, die Kirchen zu weihen, entstand seit dem vierten Jahrhunderte. Bei den Katholiken pflegen die Bischöfe, bei den Protestanten die Superintendenten die Weihung der Kirche zu vollziehen. In der alten Kirche schon ward der Tag der Kirchweihe als ein Fest gefeiert: welche Sitte bis auf diesen Tag in einem großen Theile der christlichen Welt herrscht. Man pflegt dieß Fest das Kirchweihfest, auch die Kirchmesse, und im gemeinen Leben, in wiefern man besonders die an diesem Festtage gewöhnlichen Vergnügungen andeuten will, zusammengezogen, die Kirmse zu nennen, weil es in der röm. Kirche üblich ist, zum Andenken der Stiftung und Einrichtung einer Kirche eine Messe (Kirchmesse) zu halten.

Kircher, (Athanasius), ein Jesuit aus Fulda (geb. 1602), ein guter Mathematiker und gründlicher Gelehrter, war Professor zu Würzburg, als die Waffen der Schweden die Ruhe, welche er daselbst genoß, unterbrachen. Dieß veranlaßte ihn, sich nach Frankreich zu begeben, woselbst er mit dem P. Maignan Streit bekam, darauf nach Avignon und von dort nach Rom ging, und daselbst 1680 in einem Alter von neun und siebzig Jahren starb. Er hat viele berühmte Werke geschrieben, unter denen die vorzüglichsten sind: Praelusiones magneticae. Romae, 1654 (1658), in fol. Ars magna lucis et umbrae, Romae, 1646. 2 Vol. in fol. Primitiae gnomonicae catropticae. In 4to. Musurgia universalis, 1650, in fol. 2 Vol. Obeliscus Pamphilius, 1650, in fol. Obeliscus Aegyptiacus, in fol. Oedipus Aegyptiacus. Romae, 1652 — 1655, 4 Vol. in fol. Dieß seltene Werk enthält die Erklärung einer großen Anzahl von Hieroglyphen, wie man sie von einem Gelehrten erwarten konnte, der voller sonderbarer Grillen und abenteuerlicher Vermuthungen war. In diesem Werke so wie in seinem Prodromus coptus (Rom, 1636. 4.) und lingua aegyptiaca restituta (Rom, 1644. 4.) stellte er Forschungen über die coptische Sprache an. Iter exstaticum coeleste, sive mundi opificium, quo coeli siderumque natura, vires et structura exponuntur. Romae, 1656. in 4to. Hierauf ließ er im folgenden Jahre drucken: Iter extaticum terrestre, in 4to, in welchem Werke er die Gestalt der Erdkugel beschreibt. Mundus subterraneus. Amstelod. 1678, in fol. 2 Vol. China illustrata. Amstelod. 1667, in fol. Dieses Werk ist in das Französische übersetzt worden. Arca Noë, in fol. Turris Babel, in fol. Amstelod. 1679. Dieses ungewöhnliche und seltsame Werk handelt von der Bauart des Thurms zu Babel und von der Zerstreuung der Nationen. Phonurgia nova, de prodigiosis sonorum effectibus, et sermocinatione per machinas sono animatas, 1673, in fol. Ars magna sciendi, 1669, in fol. Dieß Werk enthält mehr gesuchte Subtilitäten, als wahrhaft nützliche Nachforschungen. Uebrigens ist es mit einer solchen Menge mühsam errungener Combinationen und Speculationen angefüllt, daß es geeigneter ist, von den Wissenschaften abzuschrecken, als dazu einzuladen.

Pelygraphia, seu artificium linguarum, quocum omnibus totius mundi populis poterit quis correspondere, 1663, in fol. Scrutinium physico-medicum contagiosae luis. Lips, 1671, mit einer Vorrede von Langius. Dieß ist eine Abhandlung über die Pest, welche sehr kenntnißreich und gut geschrieben ist. Mundus magnus, in 4to, in welchem Werke die Idee einer allgemein anziehenden Kraft dargestellt wird. Magia Catoptrica, in welcher von den Spiegeln des Archimedes und des Büffon gehandelt wird. Dieß Werk enthält in der That nicht die einzige Idee, welche er den neuern Physikern an die Hand gegeben hat. Im Gegentheile ist es ihm gelungen, auf mehrere spätere Erfahrungen vorzubereiten. Nur gereichte ihm zum Nachtheil, daß er mit wahren und gegründeten Meinungen die Vorurtheile seiner Zeit und seine eigenen zusammenstellte. Latium, id est nova et parallela Latii, tum novi, descriptio, 1671. in fol., ein Werk, welches sehr gelehrt ist und viele Nachforschungen gekostet hat, aber doch mehr Sonderbares als Erschöpfendes enthält. Historia Eustachio-Mariana, de admiranda Eustachii sociorumque vita. Romae, 1665. in 4to. cum fig. Diese Lebensbeschreibung des heiligen Eustachius ist ein sehr seltenes Werk. — Alle Schriften des Paters Kircher verrathen eine tiefe, erschöpfende Gelehrsamkeit, zeichnen sich aber auch durch gehäufte Sonderbarkeiten aus. Nichts ging ihm über den Wunsch, Sachen zu entdecken, die vor ihm noch nicht dagewesen, wobei es ihm sehr gleichgültig war, ob sie etwas Nützliches enthielten, oder auch nur auf den abgehandelten Gegenstand Beziehung hatten, oder nicht. Alles, was den Stempel des Alterthums trug, hatte eine gewisse Heiligkeit in seinen Augen. Dieß gab Veranlassung zu einigen artigen Auftritten. Man erzählt nämlich: einige junge Leute, welche sich auf seine Unkosten lustig machen wollten, hatten auf einen unförmigen Stein mehrere phantastische Figuren eingegraben und diesen an einem Orte vergraben lassen, wo Kircher, wie sie wußten, in kurzem bauen lassen wollte. In der That fing man auch an, nach einiger Zeit auf dieser Stelle zu graben: der Stein wurde gefunden und als eine große Merkwürdigkeit zu Kircher getragen. Dieser, von dem Funde bezaubert, beschäftigte sich nun eifrigst damit, die auf demselben befindlichen Charaktere zu erklären, und glaubte, nach einer ungeheuren Anstrengung, endlich damit zu Stande gekommen zu seyn. Ein andermal überreichte ihm einer seiner Freunde ein Stück chinesisches Papier, auf welches dieser einige Charaktere, die dem Pater Kircher anfangs ganz unerklärbar schienen, geschrieben hatte. Nachdem Kircher viele Tage und Nächte auf die Erklärung derselben verwendet hatte, und dennoch damit nicht zu Stande kommen konnte, lösete ihm sein Freund das Räthsel dieses Betruges. Es waren nämlich verkehrt geschriebene lombardische Charaktere, welche Kircher, nachdem er sie vor den Spiegel gehalten hatte, mit leichter Mühe las. Jedoch soll diese Anekdote erfunden seyn, und folgender factischen Begebenheit ihren Ursprung zu verdanken haben. Der Pater Caspar Schott erzählt, daß, als er zu Rom mit Kircher den gemeinschaftlichen Studien obgelegen, ein dortiger Alterthumsforscher demselben ein sehr altes Papier gesandt habe, welches in einem alten Schlosse gefunden worden war. Dieses Papier enthielt Charaktere, welche bis dahin Niemand hatte erklären können. Kaum aber waren sie Kirchern zu Gesichte gekommen, als sie dieser sogleich ohne Anstoß las und sie auch den Umstehenden zu lesen gab. Sie waren nämlich von der linken zur rechten Hand geschrieben. Dieses Factum, welches von einem

Augenzeugen erzählt wird, hat ohne Zweifel zu der vorigen Anekdote Veranlassung gegeben. Kircher hinterließ ein Antiquitäten- und Modell-Cabinett, welches von Bonnani (Rom, 1709) eigends beschrieben worden ist. Er wird übrigens für einen der ausgezeichnetsten Gelehrten seiner Zeit, so wie für einen der fruchtbarsten Schriftsteller der Gesellschaft, zu welcher er gehörte, mit Recht gehalten. Er besaß ein ungemeines Wissen in der Philosophie, Mathematik, Physik, Kosmographie, Naturgeschichte, Philologie, Geschichte und Alterthumskunde, hatte Alles studirt und schrieb über Alles. Seit dem Jahre 1631 bis 1677 rechnet man, daß er drei und dreißig verschiedene Werke, welche, größtentheils in Folio, 40 Bände ausmachen, geschrieben hat. Jetzt ist es sehr schwierig geworden, die zahlreiche Sammlung seiner Werke vollständig zu machen. Glücklicherweise aber können mehrere derselben unter die Anzahl der Bücher gerechnet werden, welche man merkwürdig nennt, die aber Niemand lieset, weil sie nichts Lesenswerthes enthalten. Dazu gehören alle diejenigen Schriften Kirchers, die von den Wissenschaften im Allgemeinen handeln, in welchen die wenigen sinnreichen Ansichten und interessanten Data, die darin angetroffen werden, nur selten für die sonderbaren physikalischen Erklärungen, womit sie fast überschwemmt sind, zu entschädigen vermögen. Weit schätzenswerther sind seine Werke über die Alterthumskunde, von welchen wir jedoch seine Turris Babel, so wie seine Arca Noë ausnehmen wollen, weil der Geist der Critik, der heut zu Tage in dem Studium und den Untersuchungen der Antiquitäten herrscht, alle jene frömmelnde Ansichten zur Vergessenheit verdammt hat. Zu seinen Erfindungen gehört der von ihm genannte kirchersche Brennspiegel, aus 5 Planspiegeln (ebenen Spiegeln) von gleicher Größe bestehend, welche sämmtlich die Strahlen auf Einen Punkt, der über 100 Fuß entfernt ist, werfen und von sehr starker Wirkung sind. Kircher machte damit den ersten Versuch auf der Insel Maltha, daher dieser Spiegel auch der malthesische Spiegel genannt worden ist. Auch erfand er einen künstlichen Springbrunnen (der kirchersche Brunnen), wo ein Vogel so viel Wasser schluckt als eine Schlange in ein Becken ausspeit.

Kirchgeßner (Mariane) ward 1770 zu Bruchsal (nach Einigen zu Waghäusel) geboren, und verrieth schon als Kind ihr großes Talent für die Musik, welches durch den Verlust ihres Gesichts, den sie bereits im vierten Jahre durch bösartige Blattern erlitt, eher zugenommen, als sich vermindert zu haben schien. In einem Alter von sechs Jahren spielte sie bereits das Clavier mit Fertigkeit und Ausdruck. Sie ward darauf von dem badischen Capellmeister Schmittbaur zu Carlsruhe in der Musik, und besonders auf der Harmonica, unterrichtet, auf welcher sie schon in ihrem zehnten Jahre so außerordentliche Fortschritte gemacht hatte, daß sie sich öffentlich, unter allgemeiner Bewunderung, hören lassen konnte. In Gesellschaft des Raths Boßler, ihres nachherigen Biographen, machte sie zu Anfange des Jahrs 1791 eine Reise durch ganz Deutschland, wo ihr allenthalben der enthusiastische Beifall zu Theil wurde, und begab sich darauf 1794 nach London. Ihr dortiger dreijähriger Aufenthalt war ihr nicht nur, außer der Vervollkommnung ihrer Kunst, zur Erfindung einer Harmonica mit Resonanzboden nützlich; sondern ihr ward auch daselbst das Glück, einigermaßen ihr Gesicht wiederzuerhalten. Zu Anfange des Novembers 1796 ging sie über Deutschland nach Copenhagen, von wo sie sich, abermals über Deutschland, nach Petersburg begab, und dann, nachdem ihr in allen diesen Ländern gerechter Beifall und verdienter Lohn

geworden war, 1799 das Dorf Gohlis, nahe bei Leipzig, zu ihrem Wohnorte wählte. Im J. 1801 machte sie eine Reise in ihr Vaterland, und dann nach Paris, von wo sie abermals nach Gohlis zurückkehrte, und daselbst in Gesellschaft des Raths Boßler bis 1807 lebte. In diesem Jahre unternahm sie eine neue Reise in ihr Vaterland, wo sie jedoch zu Schafhausen von einem Brustfieber befallen wurde, an welchem sie daselbst am 9ten Dec. in ihrem 38sten Jahre starb.

Kirgisen (Kirgis-Kaisaken) nennen sich selber Sara-Kaisaki (Steppenkosaken). Den Namen Kirgisen haben sie wahrscheinlich von irgend einem Stifter ihrer Horde. Man hält sie gewöhnlich für Nachkommen der ältesten Mongolen, die anfänglich in der Nähe der chinesischen Mauer gewohnt haben, und bei der allgemeinen Wanderung mongolischer Stämme, in westlichere Gegenden gezogen sind. Als man zur Zeit der russischen Eroberung Sibiriens zuerst von diesem Volke etwas vernahm, nomadisirten die Kirgisen in der Gegend des obern Jenisei, und wurden dann zugleich mit den Barabinzen dem russischen Reiche unterwürfig. Seit der Zeit haben sie sich als ein sehr unruhiges, treuloses, wankelmüthiges und gefährliches Volk bekannt gemacht. Jetzt bewohnen sie die ungeheure Wüste zwischen dem Ural und Irtisch, welche von den Russen die kirgisische Steppe genannt wird. Diese Wüste gränzt westlich an das kaspische Meer und die Statthalterschaft Caucasien, nördlich an die ufaische und tobolskische, und östlich an die coliwanische Statthalterschaft. So lange die Kirgisen bekannt sind, haben sie sich stets in die große, mittlere und kleine Horde getheilt. Die erste ist noch jetzt, wegen ihrer Tapferkeit und wegen der unzugänglichen Gebirge, in welchen sie wohnen, unabhängig; die mittlere und kleine Horde erkennen seit 1731 die russische Schutzherrschaften, haben sich aber seit dieser Zeit immer noch als treulose Bundesgenossen, und als ein sehr räuberisches Volk gezeigt, weßhalb auch längs den Gränzflüssen Linien von kleinen Festungen gegen sie angelegt sind. Man schätzt die mittlere und die kleine Horde jede auf 30,000 Kibitken, oder Familien; wahrscheinlich sind sie jedoch weit stärker.

Kirnberger (Johann Philipp), ein berühmter Contrapunctist in der Musik, wurde am 24sten April 1721 zu Saalfeld im Thüringischen geboren. Nachdem er hier die ersten Anfangsgründe der Violine und des Claviers gelernt hatte, nahm er Unterricht bei dem berühmten Organisten Kellner zu Gräfenrode, ebenfalls im Thüringischen. Im J. 1738 begab er sich nach Sondershausen, wo er unter Anleitung des Kammermusikus Meis sich dem Violinspiel widmete. Hier benutzte er jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, seinen Geschmack zu bilden, hörte unausgesetzt die Capelle des Fürsten, und suchte sich mit der Spielart des Organisten Gerber, eines Schülers von Bach, dessen Bekanntschaft er fleißig suchte, vertraut zu machen. Erster hatte ihm diesen großen Componisten so ausnehmend gerühmt, daß Kirnberger der Lust, nach Dresden zu gehen, und dort die Bekanntschaft desselben in eigener Person zu machen, nicht widerstehen konnte. Er führte diesen Vorsatz im J. 1739 aus, und genoß in Dresden während zweier Jahre sowol auf dem Claviere, als in der Composition, den Unterricht jenes großen Meisters. Im J. 1751 studirte er noch unter der Anführung des königlichen Kammermusikus Fickler die Geige. Von dort begab er sich nach Berlin, und trat daselbst als Violinist in die Capelle des Königs, welche er aber 1754 mit Zustimmung desselben, wieder verließ, um Kammermusikus des

Markgrafen Heinrich zu werden. Auch diese Stelle gab er kurze Zeit nachher wieder auf, und ging als Kammermusikus in die Dienste der Prinzessin Amalie von Preußen. Hier starb er in der Nacht vom 26sten auf den 27sten Juli 1783 nach einer langen und schmerzhaften Krankheit. In den letzten 20 Jahren seines Lebens beschäftigte er sich bloß mit der Theorie der Kunst, ob es ihm gleich zur practischen Ausführung weder an Geschicklichkeit, noch an Geschmack gebrach. Seine theoretischen Werke heißen: Construction der gleichschwebenden Temperatur, 1760; die Kunst des reinen Satzes, 2 Thle., 1774; die wahren Grundsätze zum Gebrauche der Harmonie, 1773 (welches Werk jedoch nicht von ihm, sondern von Schulz verfaßt seyn soll); Grundsätze des Generalbasses, als erste Linien zur Composition, mit vielen Kupfern, 1781; Gedanken über die besondern Lehrarten der Composition, 1782; Anleitung zur Singcomposition, mit Oden in verschiedenen Sylbenmaßen, Berlin, 1782. Außerdem hat er die meisten musikalischen Artikel verfaßt, welche in dem ersten Bande der sulzerischen Theorie der schönen Künste befindlich sind. Auch ist hier, unter seinen Bemühungen um die Harmonie, das von ihm neu erfundene Intervall zu erwähnen, dem er den Namen J gab. Das Verhältniß desselben ist 4 : 7, oder etwas größer, als die übermäßige Sexte, und etwas kleiner, als die kleine Septime. Er machte nicht allein in einer Flötensonate von diesem Intervalle Gebrauch; sondern veranlaßte auch, daß es einer berlinischen Orgel, wenn wir nicht irren, in der Garnisonkirche, einverleibt wurde. Da aber nach ihm Niemand davon Gebrauch machen wollte, oder konnte; so ist es wieder weggenommen worden. Daß dieses Intervall keine bloße nutzlose Speculation Kirnbergers war, beweiset der Gebrauch, den in neuern Zeiten Fasch davon zu machen gewußt hat.

Kislar=Aga, das Oberhaupt der schwarzen Verschnittenen am Hofe des Sultans, und Oberaufseher über den Harem, nicht minder Vorsteher der Moscheen und milden Stiftungen — welcher am Hofe des Kaisers eine sehr wichtige Rolle spielt.

Klafter (toise, Faden; Orgyia) ist ein Holzmaß, 6 Fuß, oder 3 Ellen lang, und eben so breit, so weit ein Mann klaftern, d. h. mit ausgespannten Armen reichen kann, ungefähr 6 pariser Fuß oder 3 Ellen. Sie wird auch zur Ausmessung der Tiefe des Meeres, der Flüsse, der Bergwerke, der Seile und Taue etc. angewendet. Eine Kubikklafter hat 3 Ellen in der Breite, und ebensoviel in die Höhe.

Klagen und Einreden. Beide sind gerichtliche Mittel, seine Rechte gegen Andere zu verfolgen, und Haupthandlungen der streitenden Theile im bürgerlichen Prozesse; und zwar ist die Klage (actio) dasjenige Rechtsmittel, vermöge dessen man dem Richter ein von Andern bestrittenes Recht, oder erlittenes Unrecht vorstellt, und ihn auffodert, dasselbe als Recht des Klagenden gerichtlich anzuerkennen, und die dadurch begründete Foderung (an den Beklagten) geltend zu machen. Jede Klage soll daher eine Geschichtserzählung, einen Klagepunkt und eine bestimmte Anzeige der Foderung (Bitte) enthalten. Sie ist eine mündliche bei Gegenständen von geringerm Belange, eine schriftliche bei wichtigern Gegenständen, und mit ihr beginnt der bürgerliche (Civil=) Prozeß (s. d. Art.) Die Schrift, welche die Klage enthält, heißt die Klageschrift, Libell, auch oft selbst die Klage. Die Klage muß bei dem competenten Richter angebracht werden, d. h. bei demjenigen, dessen Gerichts=

barkeit sich sowol über den Beklagten, als über den Gegenstand der Klage erstreckt. Wer aber die Klage anstellt (erhebt, führt — der Kläger, actor), muß nicht nur überhaupt die in den Gesetzen bestimmten Erfodernisse eines Klägers haben, sondern öfters schon bei Einreichung der Klage sogleich mit erweisen, in wiefern ihm ein Unrecht geschehen sey (z. B. wenn er wegen einer Erbschaft klagt; in welchem Falle er sein Erbrecht aus dem Testamente darthun muß), öfters auch wegen der durch Anstellung des Prozesses verursachten Kosten Sicherheit leisten (damit weder der unschuldige Beklagte, noch der Richter in Nachtheil gerathe). Auch hat die Klage einen bestimmten Zeitpunkt, innerhalb dessen sie allein angestellt werden kann, und nach dessen Verlust sie als erloschen betrachtet wird; dieses nennt man die Verjährung der Klagen. Die Klagen selbst sind ferner, in Beziehung auf ihren Gegenstand und Zweck, in Beziehung auf die Art und Weise, wie sie angestellt werden (z. B. ordentliche oder außerordentliche — summarische Klagen, in welchen unmittelbar die Hülfe des Richters aufgefodert wird); in Beziehung auf Dauer und Verjährung, so wie in Rücksicht auf die Vererbung verschieden. Hat Jemand mehrere Klagen gegen eine und dieselbe Person anzustellen, so entsteht ein Zusammenlauf der Klagen (concursus actionun), welche entweder einen oder verschiedene Gegenstände betreffen. Die Klage in dem angegebenen (engern) Sinne (im weitern nennt man Klage jedes Rechtsmittel, durch welches man vor Gericht sein Recht verfolgt) hat überhaupt zum Zweck, die gerichtliche Verurtheilung des Gegners, und eine Veränderung, welche dadurch in den Verhältnissen der Parteien vorgehen soll. Ihr entgegen steht die Einrede (exceptio), oder die Einwendung gegen die Klage, welche zur Einlassung auf die Klage (s. d. Art.) gehört, und den Grund enthält (oft heißt auch dieser die Exception), durch welchen sich der Beklagte gegen den Antrag des Klägers schützt. Sie hat mithin den entgegengesetzten Zweck. Die Einreden sind verzögerliche (dilatorische), welche die Anklage wenigstens eine Zeitlang abwenden (z. B. wenn ein incompetentes Gericht abgelehnt wird), oder zerstörliche, welche die Klage ganz unwirksam machen, oder den Prozeß verhindern; schriftliche oder mündliche (nach Beschaffenheit der Klagen); und es wird dem Beklagten zur Beantwortung der Klage, mithin auch zu Einreden, eine gewisse Frist gestattet; eben so dem Kläger zur Replik u. s. f., doch so, daß der Beklagte das letzte Wort haben muß. Nach Einlassung des Beklagten auf die Klage darf der Kläger seinen Klaggrund nicht mehr ändern, er müßte denn einen neuen Prozeß anstellen und die Kosten des ersten tragen wollen; eben so sind nach geschehener Einlassung auf die Klage Einreden, welche man zur Zeit der Einlassung schon kannte, unzulässig; was aber der Beklagte nicht ausdrücklich einräumt, wird als abgeleugnet angenommen. Die juristische Lehre von den Klagen und Einreden ist seit Böhmer und Menke am besten von Ph. Schmidt, in seinem practischen Lehrbuche von Klagen und Einreden, 6. Ausg. von Weber, 1803, wozu dessen Sohn einen Commentar geliefert hat (Lpz. 1792), und Weber in seinem Beitrage zu dieser Lehre, 2. Ausg. 1795; ferner von Wehres, Mößler u. A. bearbeitet worden. Uebrigens darf mit der Klage im bürgerlichen Prozeß nicht die Anklage (denunciatio) oder Anzeige im peinlichen Prozeß verwechselt werden, welche ganz anderer Natur ist. Siehe peinliches Verfahren, und Prozeß.

Klagenfurt, die wohlgebaute Hauptstadt von Kärnthen, an dem Glanflusse, auf deren Markte die marmorne Statue Kaiser Leopolds I. steht, hat eine beträchtliche Tuchmanufactur und Bleiweißfabrik, und enthält 600 Häuser und 10,000 Einwohner. Die Luft ist wegen der benachbarten Seen fast beständig nebelig. Die dortigen Festungswerke wurden am Ende des Jahrs 1809 von den Franzosen gesprengt.

Klang ist ein Schall, bei dem sich die Geschwindigkeit und die übrige Beschaffenheit der Schwingungen bestimmen läßt. Siehe Akustik.

Klaproth (Martin Heinrich) königl. preuß. Obermedizinal- und Sanitätsrath; Ritter des rothen Adlerordens 3ter Klasse, Mitglied der beiden Akademien der Wissenschaften und der Künste zu Berlin, der Akademie zu Paris, mehrerer andern Akademien und gelehrten Gesellschaften in und außerhalb Deutschland Mitglied, königl. preuß. Professor rc. rc., war den 1sten Dec. 1743 in Wernigerode geboren, erlernte, nachdem er einen nur unvollkommenen Schulunterricht empfangen, die Apothekerkunst, durch welche er, bei seiner Geistesthätigkeit und seinem Forschungsgeiste, auf das Studium der Chemie geführt ward. Seine Verdienste um diese Wissenschaft sind groß und bleibend: er hat sie theils durch viele neue Entdeckungen, namentlich mehrerer einfachen Stoffe, theils durch seine mit der höchsten Genauigkeit angestellten unzähligen Experimenten erweitert und bereichert. Unter seinen vielen Entdeckungen nennen wir die Circonerde, das Tellurium, Titannium, Uranium und seine Zergliederung der Meteorsteine. Seine Größe als Chemiker bestand theils in einer glücklichen Combinationsgabe, theils in einem schnellen genialen Ueberblick und Diagnose der Körper, theils, und dieß vorzüglich, in einer unglaublichen Fertigkeit und Sicherheit im Experimentiren. Dadurch hat er Vielen vorgearbeitet. Abgeneigt der Speculation weiset er allenthalben auf den Weg der Erfahrung hin. Ihm gebührt mit Recht der Name des deutschen Fourcroy. Für die Ausbreitung der chemischen Kenntnisse hat Klaproth sowol durch Vorlesungen (die er bis ein Jahr vor seinem Tode unausgesetzt gehalten hat), als durch Schriften gewirkt. Von letztern nennen wir seine **Beiträge zur chemischen Kenntniß der Mineralkörper**, 6 Bde., und sein mit Fr. Wolff gemeinschaftlich bearbeitetes **Chemisches Wörterbuch**, 5 Bde. Auch bearbeitete und supplirte er die nützlichen Werke eines **Green, John** u. s. w. Abhandlungen stehen von ihm in vielen Sammlungen zerstreut. — Nachdem er lange der Besitzer einer Apotheke in Berlin war, verkaufte er selbige und lebte seitdem allein der Wissenschaft und seinen Aemtern. Seine mineralogischen Sammlungen gehören zu den vorzüglichsten in ihrer Art. Daß er zugleich ein ächt deutscher Biedermann, ohne Dünkel und Falsch war, erhöhte noch seinen Werth. Er endigte sein rühmlich thätiges Leben am 1sten Januar 1817, nachdem er ein Jahr früher nur mit Mühe von einem Schlagflusse wieder genesen war.

Klaproth (Heinrich Julius von), des vorigen Sohn, geboren zu Berlin am 11ten Oct. 1783, verdient als **Sprach- und Geschichtsforscher** einer rühmlichen Erwähnung. Nachdem er verschiedene Schulen besucht und Privatunterricht genossen, bildete er sich auf dem joachimsthalischen Gymnasium. Eigenthümliche Neigung zog ihn zu den asiatischen Sprachen, besonders zur chinesischen. Er beschäftigte sich mit derselben seit 1797, und fand die besten Hülfsmittel

für diese Studien auf der königl. Bibliothek in Berlin. Schon damals ließ er einige Aufsätze über die Geographie von Asien in den geographischen Ephemeriden abdrucken. Im J. 1801 bezog er die Universität Halle. Hier eröffnete er im J. 1802 das asiatische Magazin. In der Mitte desselben Jahres ging er nach Dresden, um die dortige Bibliothek zu benutzen, von da nach Weimar, und im Jahre 1804 nach Berlin zurück. Um diese Zeit hatte er von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg eine Vocation für das Fach der asiatischen Literatur erhalten, der zufolge er im April 1805 nach Petersburg ging. Er begleitete die russische Gesandtschaft, unter dem Grafen Golowkin, nach China, durchreisete dabei Sibirien über Kasan, Perm, Tobolsk, Tomsk und Irkutzk, ging dann um Weihnachten nach Kiachta, und da die Gesandtschaft nicht angenommen wurde, im Febr. 1806 nach Irkutzk zurück. Hier verfaßte er, nach einem japanisch-chinesischen Originale, und mit Hülfe des Japaner Nicolai Kolotichin, ein japanisches Wörterbuch in Originalcharakteren, mit deutscher Uebersetzung. Im J. 1806 verließ er Irkutzk, ging über Tomsk und Barnaul nach der Gränzfestung Ust Kamenogorsk am Irtisch, von wo er eine Reise über Buchtarma und das Altaigebirge nach der chinesischen Festung Tschingistai machte, ging dann den Irtisch aufwärts, bis zum See Dsaisan, im Lande der Dsungaren, dann nach Ust Kamenogorsk zurück, und über Omsk, Ischim, Kasan und Moskwa nach St. Petersburg, wo er im Dec. 1806 wieder eintraf. Im folgenden Jahre ernannte ihn die Akademie zum außerordentlichen Akademiker und zum Hofrath, und der gelehrte Graf Johann Potocki entwarf für ihn einen Reiseplan nach dem Kaukasus und Georgien. Nachdem derselbe von der Akademie genehmigt worden, reisete Klaproth im Sept. desselben Jahres über Moskwa, Tula, Charkow, Tscherkask, Georgiewk und Mosdok, nach Tiflis. In Georgien machte er 1808 verschiedene Reisen, ging dann durch das Terektual nach Mosdok zurück, und von da über die Schneegebirge der Daguren, nach Imereti. Im J. 1809 kam er krank nach St. Petersburg zurück. In demselben Jahre gab er dort heraus: Archiv für die asiatische Literatur, 1 Bd. 4., und eine Abhandlung über den Ursprung und die Sprache der Afghanen, 4. Im Jahre 1810 arbeitete er einen vollständigen raisonnirenden Catalog aller chinesischen und mandschurischen Bücher der akademischen Bibliothek aus, und hatte eine kurze literarische Fehde mit dem Dr. Antonio Montucci in Berlin, welche eine enge Freundschaft zwischen beiden Streitenden knüpfte, die nebst Remusat die einzigen gründlichen Kenner des Chinesischen im außerrussischen Europa sind. Im Febr. 1811 kam Klaproth nach Berlin, um daselbst mehrere tausend chinesische Buchstaben zum Druck seiner Werke in Holz schneiden zu lassen. Er gab heraus: Leichenstein auf dem Grabe der chinesischen Gelehrsamkeit des Dr. Hager, 1811, 8., und die Inschrift des Yu, 4., zwei Werke von tiefer Gelehrsamkeit, welche zugleich Hagers Charlatanerie aufdecken. Von 1812 — 1814 erschien die Beschreibung seiner Reisen nach dem Kaukasus und nach Georgien, in 3 Bdn.; ferner eine Abhandlung über die Sprache und Schrift der Uiguren, 8. Im J. 1813 war Napoleon im Begriff, ihn in Paris anzustellen, als die leipziger Schlacht ihn daran verhinderte. Im J. 1814 erschienen von ihm eine Beschreibung des östlichen Kaukasus, eine Beschreibung der russischen Provinzen zwischen dem caspischen und schwarzen Meere, und Güldenstädts Reise in Georgien und Imereti. Es verdanken

wir ihm schon jetzt eine vollständige Kenntniß der kaukasischen Länder, und dürfen von seinem Fleiße und seiner Gelehrsamkeit noch größere Resultate erwarten, da er in Besitz einziger Materialien für die Völkerwanderung ist. Er besuchte darauf Italien und Frankreich, wo ihm in Paris seine Exécution de l'Automne, eine polemische Schrift, in allerlei Händel, namentlich mit Langlès verwickelte. Von dort ist er nach England gegangen. M.

Kleist (Ewald Christian von) ward 1715 zu Zeblin in Pommern aus einem durch mehrere Helden berühmten Geschlechte geboren. Seine Aeltern gaben ihm eine vortreffliche Erziehung; im neunten Jahre schickten sie ihn in die Jesuitenschule nach Cron in Großpolen, im funfzehnten auf das Gymnasium zu Danzig, und im siebenzehnten ging er auf die Universität nach Königsberg, um die Rechte zu studiren. Hier gewann er die Liebe zu den Wissenschaften, die ihn nachher vor Männern seines Standes stets ausgezeichnet hat; hier erwarb er sich eine ausgebreitete Kenntniß der alten Literatur, der Philosophie, der Mathematik und der Rechte, und eine große Fertigkeit in den neueren Sprachen. Von hier reisete er, um sich Kenntniß der großen Welt zu verschaffen, zu seinen Anverwandten nach Dänemark, die ihn bald so lieb gewannen, daß sie ihn für immer an ihr Vaterland zu fesseln wünschten. Er bewarb sich daselbst vergeblich um einige Civilstellen. Daher wählte er, auf Anrathen seiner Anverwandten, den Militärstand, und wurde 1736 dänischer Offizier. In dieser Laufbahn studirte er Alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehörte, mit Eifer, verließ aber den dänischen Dienst bald, ging gleich bei dem Antritte der Regierung Friedrichs II. nach Berlin, und wurde dem Könige vorgestellt, der ihn zum Lieutenant bei des Prinzen Heinrich Regimente ernannte. Die Feldzüge, die der König in den ersten Jahren seiner Regierung unternahm, verschafften ihm Gelegenheit, seine militärischen Talente auszubilden. Im Grunde scheint er jedoch nie wahre Neigung für den Soldatenstand, den ihn nur der Zufall wählen ließ, empfunden, auch sich nur durch die Vorstellung seiner Pflicht, und die Bewunderung seines großen Königs mit demselben versöhnt zu haben. Dieser Streit seines Schicksals mit den Wünschen seines Herzens, welche nur Ruhe beabsichtigten, verbunden mit einer unglücklichen Liebe, die sich seit 1738 entspann, hat ihn auch vielleicht zum Dichter gemacht, oder doch seinen Gedichten den Hauptcharakter der sanften Schwermuth, der in ihnen herrscht, aufgedrückt. Sein ältestes Gedicht ist an seinen Schulfreund, den Rittmeister Adler, 1739 geschrieben. Nicht leicht machte ein deutsches Gedicht, und zwar von einem noch unbekannten Verfasser, ein so schnelles Glück, als sein Frühling, welcher zuerst 1749 bloß für die Freunde des Verfassers gedruckt wurde. Kleist hatte ein sehr glückliches Talent, Gegenstände der sichtbaren Natur zu schildern, wozu seine einsamen Spaziergänge viel beitrugen, die er (nach Göthe, aus meinem Leben 2 Th.) seine poetische Bilderjagd nannte. Im J. 1757 wurde Kleist Obrist-Wachtmeister bei dem hausenschen Regimente, welches von Halle nach Leipzig in Garnison kam. In Leipzig verschaffte er sich Gellert's und Weiße's vertrauten Umgang. Nach der roßbacher Schlacht übertrug der König Kleisten die Aufsicht über das leipziger große Lazareth. Im J. 1759 focht er unter dem Prinzen Heinrich in der kunnersdorfer Schlacht, erhielt zwölf starke Contusionen, und wurde in die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in der linken halten mußte. Er hatte mit seinem

Bataillon bereits drei Batterien erobert, führte es darauf gegen di vierte an, wurde durch eine Kugel in den linken Arm verwundet, nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vor und war nur noch 30 Schritte von dieser letzten Batterie entfernt als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmetter wurde. Man trug ihn hinter die Fronte; ein Feldscheer wollte ih eben verbinden, als dieser in den Kopf geschossen wurde. Bald dar auf kamen Kosacken, zogen ihn nackend aus und warfen ihn in eine Sumpf. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren, zogen ih aufs Trockne und bedeckten ihn mit einem Mantel. Einer von ihne wollte ihm einen halben Gulden geben; Kleist weigerte sich, ihn anzu nehmen; aber der Husar warf das Geld mit edlem Unwillen auf ebe den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und ritt davon. Die Ko sacken kamen am Morgen wieder, und beraubten ihn nochmals. Ge gen Mittag ließ ihn ein russischer Offizier, der vorbei ging, und den sich Kleist entdeckte, nach Frankfurt an der Oder bringen. Elf Tag nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerris sen eine Pulsader, worauf er am 24sten Aug. 1759 an einer Verblu tung starb. Sein Freund Uz hat ihm ein würdiges Grablied gesun gen, und Nicolai durch das Ehrengedächtniß, das er ihm schrieb das erste Beispiel einer guten deutschen Biographie gegeben. Durch seine Talente und seinen vortrefflichen Charakter hatte sich Kleist nich nur die Freundschaft der besten Köpfe seiner Nation erworben, son dern auch jeder gebildete Deutsche zollte ihm Bewunderung; und sei Name wird in der deutschen Literatur, welche er zuerst mit bilden half, unvergeßlich seyn. Seine Schriften sind zuletzt unter folgenden Titel erschienen: Ewald Christian von Kleist's sämmtli che Werke. Von Wilhelm Körte. 2 Thle. Berlin, 1803 gr. 8.

Kleist (Heinrich von). Von dieses Dichters äußerm Leben is außer seinen Kriegsdiensten am Rhein, mit seinem vortrefflichen Freunde Fouqué, seinem Aufenthalt in Dresden, und endlich seinem, im Verein mit seiner Freundin Adolphine Sophie Henriette Vogel, geb. Keber, am 21sten Nov. 1811 in einem nahe bei Potsdam ge legenen Gehölze vollzogenen Selbstmorde, in der Blüthe der Jahre, der Dichtkunst und der Liebe, nichts Erhebliches bekannt. Dieß nun ist bei Männern dieser Art eben nicht zu beklagen, da sie mit ihrem innern Seyn zahlen. In Hinsicht aber auf seine letzte unglückliche That, welche, den Umständen nach, eher beklagt und bemitleidet, als lieblos gerichtet zu werden verlangt, haben die Flugblätter des Ta ges leider einen eben so unfrommen, als unzarten Sinn an den Tag gelegt, indem sie die beiden Todten lästerlich verdammten. Hierüber nun kann man nichts, als den Zuruf vorbringen: richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet! ohne daß man deßhalb den Vorwurf einer schlaffen Sittlichkeit befürchten dürfte. Indeß ist ein solches Beneh men nicht befremdend, da gerade die Schaar der Kunstschwätzer und Klätscher ihn als Dichter zu würdigen nicht verstand. Unbefangen aber von diesem Geschnatter der literarischen Capitoliumsgänse, darf man ihm den Dichterberuf allerdings zuerkennen, und bedauren, daß er nicht länger unter uns geweilt, um sich mehr und mehr auszubil den. Denn eine Eigenthümlichkeit der Erfindung, ein ungemeiner Schwung und Flug der Phantasie, ein tiefes zartes Gefühl, das mit holder Gemüthlichkeit sich den Gegenständen hingibt, und liebend auf ihnen verweilt, eine seltene Kraft und Gesundheit der Charakte-

ristik, die des Plastischen sich erfreut, ja eine nicht gemeine Ironie, und überhaupt eine sprudelnde Lebensfülle verrathen seine Werke. Diese sind: die Familie Schroffenstein, ein Trauerspiel; Penthesilea, ein Trauerspiel; Amphitryon; der zerbrochene Krug, ein Lustspiel; das Käthchen von Heilbronn, oder die Feuerprobe, ein historisches Ritterspiel, und endlich zwei Bändchen Erzählungen. — Der Gegenstand der Familie Schroffenstein ist ein zwistiger, blutiger Haß zwischen zwei Linien einer Familie, veranlaßt durch fremde, heimliche, abergläubische That, genährt durch unglückselige, in trüber Leidenschaftlichkeit herbeigeführte Mißverhältnisse. So erschlagen endlich die Häupter der Familie, verblendet, ihre eigenen durch Liebe verbundenen Kinder, die dadurch den Haß zu versöhnen und Frieden zu stiften hofften. Jener furchtbare Argwohn hängt, besonders von der einen Seite der Familie, wie eine schwere Wetterwolke über dem Ganzen, und weder die milde Gerechtigkeit, noch die nur leicht mit dem Argwohn gefärbte, aber bald sich klar werdende Liebe, können das Verderben aufhalten. Nur die Liebe duldet groß, frei und klar, was der wilde Haß als trübe Nothwendigkeit über sie verhängt. Die Figuren, wenn sie nicht alle in hellen und scharfen Umrissen hervortreten, erhöhen gerade das Helldunkel, welches der Gegenstand mit sich führt. Nur der Rhythmus der Handlung, wie des Verses, möchte nicht immer gehörig fortfließen. Aber die Eigenheit der Figuren, die Anlage und das Eingreifen einiger, wie des Johanns, des natürlichen Sohnes von Rupert, der, durch Eifersucht verwildert, wie mit einem tragischen Hohn, der freilich nicht beruhigt, sondern Verstummen gebietet, das Ganze schließt, beweisen den Sinn des Dichters. Denn allerdings ist nur die Erhebung des Geistes aus dem wüsten Gewirr des Lebens Das, worauf die Tragödie hinarbeitet. Das Schicksalsmoment ist eben auch sinnig in den blinden und tauben Aberglauben verlegt, der, wie unschuldig er auch an sich ist, doch die Sinne derer verwirrt, welche auch noch so fern mit ihm in Berührung kommen. Auch eröffnet sich das Ganze mit einem imposanten und sinnvoll angelegten Prolog. Kurz, es ließe sich erweisen, daß dieß Werk, bei manchen kleinen Flecken, doch zu den bessern gehört, die aus der Tiefe der Zeit, wenn auch nicht ganz schlackenlos, sich hervorgehoben. — Noch tiefer aus den Abgründen des Geistes ist das Käthchen von Heilbronn gegriffen, welches wir, seiner Verwandtschaft wegen, hier sogleich vor die Betrachtung rufen. Wol ist die Symmetrie des Baues hier zuweilen verletzt, durch gehäufte und in die Handlung nicht scharf und stetig eingreifende, oder umrissene Figuren. Dafür aber sind auch viele an und in der Handlung sich entwickelnde eigenthümlich und scharf gezeichnet, und der Styl so frei, großartig und üppig, daß er mit Wahrheit das Gemüth ergreift. Im Käthchen ist der tiefe, dunkle Abgrund der Liebe mit tief geheimem seelenvollem Zauber erschlossen. Sehr sinnig ist ihr wunderbares Entstehen in das schauerliche Zaubergewebe eines, sich zwei Individuen verschiedenen Geschlechts mittheilenden Traums verlegt, dessen Einheit gleichsam prophetisch offenbart und bestätigt wird. Reich, trefflich und bedeutsam rückt die Handlung nach einem etwas langen, vielleicht in der Aufführung ermüdenden, Prolog vor. Herrlich, mit hervorgehobener Verschiedenheit des Geschlechtscharakters, sind die beiden Liebenden gezeichnet. Der Graf vom Strahl männlich rauh, gegen die dunkel ihn umfangende Macht sich wehrend, bis zur scheinbaren Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit, aber auch

wieder zart, tiefsinnig und unanwendbar an der ihm göttlich Bestimmten hangend. Kätchen dagegen mag am treffendsten mit einem holden Mädchenbilde aus der altdeutschen Schule verglichen werden; ganz Unschuld, Hingebung, Liebe, Zucht, Gehorsam, Frömmigkeit und Dienstbarkeit ist sie, dabei derb, rüstig und kräftig. Ihr entgegen steht Kunigunde von Thurneck in Unnatur, Verbildung und Verzerrung des Wesens, ein gleißender weiblicher Teufel. Theobald Friedeborn der Waffenschmid, störrisch, wild, im trüben, dumpfen Aberglauben befangen, aber herzlich das Kind liebend, ist eine gleich originelle Figur. Der Styl des Ganzen ist schwungreich, üppig und doch plastisch. Die Verunglimpfungen und Einwürfe gegen dieß Stück, wie sie in öffentlichen Blättern hie und da sich kund gegeben, beruhen zum Theil auf beschränkten Vorstellungen von dem Wesen der Poesie, besonders der romantischen, und sind durch den Genuß, welchen die Aufführung sinnigen Zuschauern gewährt hat, hinlänglich widerlegt worden. Das Stück verlangt freilich bei der Aufführung auch einen sinnigen Decorateur. — In der früher erschienenen Penthesilea ist die Liebe in der Brust der Scythia, einer Amazonenkönigin, mit ihrer schicksalverhängten, tiefdunkeln Gewalt, gemischt mit dem durch Sitte genährten rauhen Männerstolz, in weicher Frauenbrust, und mit ihrem milden Kosen (man vergleiche die Scene zwischen Achill und Penthesilea!) dargestellt. Eine schwere Aufgabe! Zwischen Stolz und Liebe ist Penthesilea getheilt. Die Liebe siegt, aber sie wird ein wilder, den Geliebten und sich selbst zerstörender Wahnsinn. Auf Nachbildung historischer Aeußerlichkeiten, auf Darlegung anderer Motive, als die in einem von Stolz und Liebe glühenden, dem Zuge des Schicksals und einer geliebten Mutter prophetischem Worte folgenden, Herzen liegen, ist hier freilich nicht gesehen. Vieles hält den Rhythmus der Handlung an, wiewol es mit seltener plastischer Anschaulichkeit und reicher Phantasie beschrieben und erzählt ist. Die Sprache hat hie und da etwas Verschränktes, immer aber aus vollem Munde und tiefer Brust Athmendes. Das Ganze ist antiker Gegenstand in romantischer Form, erinnernd an Troilus und Cressida, nur daß dort eine sichtbare Ironie über dem Ganzen schwebte, von welcher hier nicht die Rede ist, wo es vielmehr wild hergeht, und das sanft Beruhigende minder anschaulich hervortritt. Wenn nun so das Ganze nicht durchaus freundlich anziehen und sanft halten möchte, so reißt es doch durch gewaltige, glühende Leidenschaftlichkeit, durch Kühnheit des Ganges, durch große Zeichnung der Hauptfiguren, durch die herrlichsten, mit tiefer Liebe ausgebildeten Einzelnheiten, mächtig hin, und beurkundet eine Gährung, nach deren Beendigung wol ein lauterer, heller Dichtertrank zu erwarten war. Denn eine Kraft, wie diese, braucht, wie Alles, zur Schönheit zu reifen, Zeit und Glück. — Auch für das Lustspiel zeigte Kleist einen ungemeinen Sinn. Der zerbrochene Krug, wenn er auch unsern, für das Komische nicht empfänglichen Zeiten nicht zusagen sollte, enthält doch einen Schatz von Laune und Witz. Die Hauptperson, der spitzbübische, faunische, gefoppte Dorfdichter Adam, ist so humoristisch erfunden, als ausgeführt. Die in einer gerichtlichen, durch die Persönlichkeit des Richters albernen Untersuchung, hier allmälig sich entwikkelnde Intrigue ist reich und ziemlich verstrickt: die Situationen so treffend und schlagend, daß sich an ihnen die Galgenangst und die gesammte Nichtswürdigkeit des Galgenschwengels herrlich entwickelt. Alles ist scharf und keck gezeichnet, und greift rasch in einander. Manchen üppigen Sproß des Humors möchte man doch nicht wegwünschen; denn

jeder offenbart des Dichters übersprudelnden, regen, frischen Geist. Daß das Ganze im Kleinen und Gemeinen sich bewegt, wird wol Niemand tadeln, wer überlegt, daß das Komische überhaupt das Widerspiel des Schönen ist. Darum ist die Scene auch absichtlich in die Niederlande verlegt, obwol das Drama selbst viele niederländische Gemälde an geistreicher Ausführung überbieten möchte. — Amphitryon, die bekannte Mythe, ist von Kleist mit gutmüthiger Treue dem molierischen Lustspiele nachgebildet; nur ist einerseits der lockere französische Frevel vermischt, andererseits Jupiter und Alkmene edler und zarter gehalten. Die Auftritte zwischen beiden sind nicht nur von schönerem Sinne und tieferer Deutung, sondern, wie dieß nothwendige Folge war, heben sie auch die Gestalten weit mehr hervor. Besonders gilt dieß von der fünften Scene des zweiten Acts, die eine musterhafte Darstellung der Würde, der zartesten Innigkeit, des liebevollsten Geheimnisses ist. Die lieblichste Verworrenheit und Verirrung der Liebe, ihre selige, trunkene Vermessenheit und Ueberschwenglichkeit, die hier aus Jupiters herablassender Doppelsinnigkeit entsteht, sind unnachahmlich mit dem reichsten Spiele der Gedanken, in dem schönsten Rhythmus der Gefühle wahrhaft magisch wiedergegeben. Trefflich hebt sich Alkmenens weibliche Treue hervor, die, ihr unbewußt, um eines Gottes willen gebrochen, doch wiederum menschlicher Treuebruch gegen den Gott wird, den des Weibes befangener Sinn nicht erfassen kann, den Abgötterei kränkt, weil er gern sich innig von ihr angebetet fühlen möchte, der nur herabkam, um sie zu zwingen, ihn zu denken, der selbst geliebt seyn will, nicht als Menschenwahn von ihr. Molière ist dagegen roh und flach. Eben so ist das Ende bei Kleist weit milder, malerischer und einfacher. Das Ganze beurkundet einen, zu heiligem, innigem Ernst, wie zu leichtem, geistreichem Scherze gleich aufgelegten und mit Liebe sich hinneigenden Geist. — Nach diesem kurzen Ueberblicke der dramatischen Erzeugnisse Kleists, ist wol zu sagen, daß in ihm ein vorzüglicher dramatischer Genius sich unserm schlaffen, und in trüber, mit moralischen Floskeln behangenen Empfindseligkeit, dahin treibenden Zeitalter angekündigt. Aber auch seine Erzählungen zeichnen sich durch Reichthum und Ueppigkeit der Erfindung, durch raschen Fortgang der Handlung, in und mit welcher zugleich sich die Charaktere entwickeln, durch lebendige, scharfe Zeichnung der Charaktere, durch tiefes Gefühl, ja durch eine seltene Gediegenheit des Styls aus. Auch durch sie zieht nicht selten etwas Mystisches hin, welches in der Darstellung wunderbar erschüttert, wie z. B. in der H. Cäcilie. Vor Allem ist wol die längere Erzählung Michael Kohlhaas für gelungen zu achten. Der Farbenton des Ganzen, den Kleist immer mit kühnem Pinsel gab, ist hier unnachahmlich und einzig wahr, die Gruppirung einfach und klar. Auch dem Zweikampfe kann man die Bewunderung nicht versagen. Die Verlobung in St. Domingo ist durch eine nicht gelungene Bearbeitung für die Bühne von einem talentvollen, muthig für die Idee deutschen Volksthums gefallenen Jünglinge, bekannter geworden unter dem Titel: Toni.

Wa.

Klerus, der, ist die aus der griechischen Sprache entstandene Benennung des geistlichen Standes, mit welcher derselbe im Gegensatze gegen die Laien bezeichnet wird. Das griechische Wort bedeutet: Eigenthum, Erbtheil, und der geistliche Stand ward darum Klerus genannt, weil man ihn auszeichnen, ehren und andeuten wollte, daß er in einem besondern Sinne Gottes Eigenthum und Erbtheil sey.

Der Klerus (man sagt auch die Kleriker) ward in der alten Kirche in den hohen und niedern getheilt. Zu dem ersten gehörten die Bischöfe, Presbytern (Aelteste) und Diakonen; zu den letztern alle übrige geistliche Personen. Von dem Worte Klerus kommt die Benennung Klerisey her, mit welcher man die gesammte Geistlichkeit eines Landes oder einer Stadt bezeichnet. S. d. Art. Geistlichkeit. N.

Klinger, Friedrich Maximilian von, geboren zu Frankfur a. M. im J. 1753, gehöet zu denen, durch deren Kraft und eigenthümliches Streben vor nun etwa 40 Jahren jene neue Periode unserer Literatur geschaffen wurde, welche man nach dem Titel eines klingerschen Schauspiels die Sturm- und Drangperiode benannt hat. Auch ihn begeisterte der Genius Shakespeare's, und seine Jugendkraft gefiel sich im Excentrischen. Da es wirkliche Kraft war, die ihn hob und drängte, so durfte er das schon wagen, und das kühne Wagstück wurde vom glücklichsten Erfolg gekrönt. So hatte noch kein deutscher Dichter alle Leidenschaften in Bewegung gesetzt, als er in seinen Zwillingen, so gewaltig hatte noch keiner in die Saiten des Herzens gegriffen und die Phantasie entzügelt. Was Wunder, wenn ihm die Bewunderung des ganzen Publikums ward! Die größere Bewunderung verdient indeß, daß er mit seiner Kraft sich selber bändigte, und durch seine Virtuosität sich nicht lange auf Abwege leiten ließ. Uebung und Umgang, sagt er selbst, hätten ihn von überspannten Idealen zurückgebracht und ihn in Gesinnungen der wirklichen Welt genähert: das bürgerliche Leben müsse Jeden lehren, daß Einfachheit, Ordnung und Wahrheit die Zauberruthen wären, mit denen man an das Herz anschlagen müsse, wenn es ertönen solle. Wie sehr macht uns ein solches Geständniß bedauren, nicht mehr von dem Leben dieses Mannes zu wissen! Zum Glück hat Göthe, sein Landsmann und Jugendfreund, uns in den Stand gesetzt, den Mangel einigermaßen zu ersetzen. „Klingers Aeußeres, sagt er, war sehr vortheilhaft. Die Natur hatte ihm eine große, schlanke, wohlgebaute Gestalt und eine regelmäßige Gesichtsbildung gegeben; er hielt auf seine Person, trug sich nett. Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. Er empfahl sich durch eine reine Gemüthlichkeit, und ein unverkennbar entschiedener Charakter erwarb ihm Zutrauen. Auf ein ernstes Wesen war er von Jugend auf hingewiesen: er, nebst einer eben so schönen und wackern Schwester, hatten für eine Mutter zu sorgen, die, als Witwe, solcher Kinder bedurfte, um sich aufrecht zu erhalten. Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. Entschiedene natürliche Anlagen, leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtniß, Sprachengabe besaß er in hohem Grade; aber Alles schien er weniger zu achten, als die Festigkeit und Beharrlichkeit, die sich ihm, gleichfalls angeboren, durch Umstände völlig bestätigt hatten. Einem solchen Jünglinge mußten Rousseau's Werke vorzüglich zusagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr, als bei Andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was Andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen; Verhältnisse, aus welchen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt: und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden, und in Betracht seines

ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wohl ausrufen: Alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! Aber auch der Nachsatz; Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von dessen Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun in des Jünglings Lage, dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Theil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat. In seinen Productionen zeigt sich ein strenger Verstand, ein biederer Sinn, eine rege Einbildungskraft, eine glückliche Beobachtung der menschlichen Mannichfaltigkeit, und eine charakteristische Nachbildung der generischen Unterschiede. Seine Mädchen und Knaben sind frei und lieblich, seine Jünglinge glühend, seine Männer schlicht und verständig, die Figuren, die er ungünstig darstellt, nicht zu sehr übertrieben, ihm fehlt es nicht an Heiterkeit und guter Laune, Witz und glücklichen Einfällen; Allegorien und Symbole stehen ihm zu Gebot; er weiß uns zu unterhalten und zu vergnügen, und der Genuß würde noch reiner seyn, wenn er sich und uns den heitern bedeutenden Scherz nicht durch ein bitteres Mißwollen verkümmerte. Doch dieß macht ihn eben zu dem, was er ist, und dadurch wird ja die Gattung der Lebenden und Schreibenden so mannichfaltig, daß ein Jeder, theoretisch, zwischen Erkennen und Irren, practisch, zwischen Beleben und Vernichten hin und wieder wogt. Klinger gehört unter die, welche sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüth und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn es sich durch das Welt- und Geschäftsleben durch erhält, und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche Manchem schroff, ja gewaltsam scheinen möchte, zur rechten Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt. Dieß geschah bei ihm, da er ohne Biegsamkeit, aber desto tüchtiger, fester und redlicher, sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wußte, und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergaß. Ja er suchte die vollkommenste Stetigkeit des Andenkens, durch alle Grade der Abwesenheit und Trennung, hartnäckig zu erhalten; wie es denn gewiß angemerkt zu werden verdient, daß er, als ein anderer **Willigis**, in seinem durch Ordenszeichen geschmückten Wappen, Merkmale seiner frühesten Zeit zu erewigen nicht verschmähte." Man sieht aus diesem Letzteren, daß Klinger bürgerlicher Herkunft ist, und seine Aeltern durch keinen hohen Stand ausgezeichnet waren; desto ehrenvoller für ihn, daß er durch eigene Kraft emporstieg. Er war in der Zeit seiner ersten Blüthe Theaterdichter bei der seilerschen Gesellschaft, und lebte eine Zeitlang in Weimar, von wo er nach Rußland ging, um sein Glück zu suchen. In Petersburg begünstigte ihn der Zufall, daß er der großen Kaiserin früher bekannt ward. Seit 1780 trat er als Offizier in russische Dienste, wurde nachher Vorleser bei dem Großfürsten Paul, ging im Generalstabe des Prinzen von Wirtemberg mit nach Taurien, und wurde bei seiner Rückkehr, mit dem Charakter eines Majors, als Director der Ritterakademie angestellt. Auf der schlüpfrigsten Laufbahn,

umgeben von einer luxuriösen Welt, unter mißlichen Verhältnissen, zu einer Zeit, wo fester Männlichkeit und kühnem Muthe wol gar Gefahr drohten, stand er fest in Behauptung hoher moralischer Kraft, und erhielt sich stets ein unwandelbares Vertrauen. Selbst Kaiser Paul verzieh ihm seine männliche Geradheit; unter Alexanders Regierung ward er zu noch höherer Wirksamkeit hervorgezogen. Er ist jetzt General, Ritter des St. Annen-Ordens, Curator der Universität Dorpat, Präsident zweier wichtigen Departements, Director mehrerer Bildungsanstalten, und wirkt in allen diesen Beziehungen mit dem erfreulichsten Erfolge. Bei allem diesen Wirken in der bürgerlichen Welt hat die poetische Welt Klingern nicht verloren, der aber freilich eine Ansicht von der Poesie und dem Dichten gewonnen hatte, von der sich unsere Aesthetiker nichts träumen ließen. Eine hohe, moralische Stimmung, einen mit edeln, großen Gedanken beschäftigten Geist, eine durch den Charakter bestimmte, kräftige Denkungsart, einfache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise, völlige Unkenntniß der Glücksjägerei, der schleichenden Mörderin des Besten im Menschen, wer hätte denn die von dem Dichter gefodert? Wie eine solche Theorie in ihm entstand, wie erst die wirkliche Welt bloß durch den dichterischen Schleier sich seinem Geiste darstellte, wie die Dichterwelt bald darauf durch die wirkliche erschüttert ward, und dann doch den Sieg behielt, weil der erwachte, selbstständige, moralische Sinn Licht durch die Finsterniß verbreitete, die des Dichters Geist ganz zu verdunkeln drohte, darüber wird der achtsame Leser manches Bekenntniß in dieses Dichters interessanten Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur leicht ausfinden. Ganz in diesem Sinne entwarf er eine Reihe von Romanen: Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt, Geschichte Giafars, des Barmeciden; Geschichte Raphaels de Aquillas; die Reisen vor der Sündfluth; der Faust der Morgenländer; Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit; der Weltmann und der Dichter (in jeder Hinsicht sein gelungenstes Meisterwerk); Sahir, Eva's Erstgeborner im Paradiese. Die Werke umfassen alle natürliche und erkünstelte Verhältnisse des Menschen, dessen ganzes moralisches Daseyn, und berühren alle Punkte desselben, Gesellschaft, Religion, hohen idealen Sinn, die süßen Träume einer andern Welt, die schimmernde Hoffnung auf reineres Daseyn über diese Erde. Der Dichter stellt den Menschen bald in seiner glänzendsten Erhabenheit, seinem idealen Schwunge, bald in seiner tiefsten Erniedrigung, seiner flachsten Erbärmlichkeit auf. Hier leuchtet ihm die Tugend, das einzige wahre Bild der Gottheit, dort folgt er dem trugvollen Götzen, dem selbst geschaffenen Wahne. Und so findet der Leser in diesen Werken den rastlosen, kühnen, oft fruchtlosen Kampf der Edlen mit den von diesem Götzen erzeugten Gespenstern, die Verzerrungen des Herzens und des Verstandes, die erhabenen Träume, den thierischen, verderbten, so wie den reinen und hohen Sinn, Heldenthaten und Verbrechen, Klugheit und Wahnsinn, Gewalt und seufzende Unterwerfung, kurz die ganze menschliche Gesellschaft mit allen ihren Wundern und Thorheiten, allen ihren Scheußlichkeiten und Vorzügen. Natürlich ist der Ton seiner verschiedenen Romane verschieden, und eben so verschieden der Eindruck, den sie im Gemüthe des Lesers hinterlassen. Das Herz, das im Faust sich zerrissen fühlt, wird in Giafar und Raphael stark und erhaben. Will der kalte Verstand die Blüthe des Lebens vertrocknen, so wird sie im Faust der

Morgenländer durch das Herz belebt. Erregten der Weltmann, der Dichter und die Geschichte eines Deutschen eine milde Trauer, so wird Sahir diese mild verscheuchen. Hier verschwindet alles Düstre und Schaudervolle, das Pathetische und Schreckliche weicht der lieblichsten Heiterkeit, und wir behalten gleichsam als Totaleindruck, was der Geist der Natur seinen Lieblingen Fanny und Rosa, zuruft: „O lebet in mir! mit mir! Ich bin nun mit Euch, und kann Euch nicht deutlicher werden, als ich es bin. Leben und Verwelken, Gedeihen und Zerstörung hangen an einander; meine Freundschaft verbirgt Euch die nahe Verkettung. Ich liebe meine Kinder, und habe ihnen die Täuschung zur Gefährtin gegeben. Ohne sie erstarrte euer Geist und der Frost des Todes beschliche euer Herz. Mein Lohn ist euer Glück, die Quelle dazu strömt mit reichem Flusse in euren Herzen. Suchet es nur da! Fliehet den Wahn Derer, die es außer mir suchen. Ihr kehrt wieder zu mir zurück, denn Ihr seyd Eins mit mir, und könnt Euch nie von mir trennen!" Es ist unmöglich, die Werke dieses Geistes zu lesen, ohne reicher an Welt- und Menschenkenntniß, reicher an hohen, kräftigen Gedanken, reicher an edlen Gesinnungen und Gefühlen, aufgelegter zur Tugend und zum Kampfe für sie, hingegebener der Natur und ihren einfachen reuelosen Genüssen von der Lectüre zurückzukehren. Klingers Genius mußte deßhalb zugleich als ein wohlthätiger Genius gepriesen werden, und es ist so dankenswerth als erwünscht, daß Klinger sich noch entschloß, in einer neuen Sammlung seiner Werke das Reinste, was er empfunden, das Edelste, was er gewollt, das Beste, was er gedacht, in möglichster Vollendung der Nachwelt zu hinterlassen. (Klingers Werke, in zwölf Bänden, Königsberg, 1809. 8. Vergl. leipziger Literatur-Zeitung, Nr. 186. Jahrgang 1815.) dd.

Klockenbring (F. A.), geb. 1742, gest. 1795 in Hannover. Weder die Schicksale noch die Schriften dieses übrigens gewandten und geistreichen Mannes würden ihm einen Platz in unserem Lexicon verschaffen, da erstere weder außerordentlich sind, noch diese ihr Zeitalter überlebten. Es thut dieß allein der merkwürdige Umstand, daß er über die pasquillantischen, niedrig obscönen Verunglimpfungen, welche sich Kotzebue in dem berüchtigten Buch: Bahrdt mit der eisernen Stirn (1790) wegen seiner Verbindungen mit Nicolai und seinen Antheil an der Allg. deutschen Bibliothek mit eigener eisernen Stirn gegen ihn erlaubte, mehrere Jahre ganz wahnsinnig wurde, bis ihn der bekannte Arzt Hahneman wieder heilte.

Klopstock (Friedrich Gottlieb), einer der größten Dichter der Deutschen, ward zu Quedlinburg am 2. Jul. 1724 geboren. Sein Vater, anfangs quedlinburgischer Commissionsrath, ein sehr origineller Mann, der sich oft mit Ahnungen und Teufelserscheinungen befaßte, hatte nachher das Amt Friedeburg im Mansfeldschen gepachtet, wo unser Klopstock im ländlichen Aufenthalte sein Knabenalter glücklich verlebte, und hernach das Gymnasium zu Quedlinburg besuchte. Im 16ten Jahre kam er auf die Schulpforte zu Naumburg. Hier entwickelte sich zuerst sein Charakter als Mensch und als Dichter. Unter dem hiesigen verdienten Rector Freitag vervollkommnete er sich in den alten Sprachen, gewann immer mehr Vorliebe für die classischen Schriftsteller, machte selbst mehere poetische Versuche, und faßte schon hier den Entschluß, irgend ein großes episches Gedicht zu fertigen, ob gleich er in der Wahl des Stoffes nicht mit sich einig werden konnte, und ihm damals vorzüglich Kaiser Heinrich der Vogler, als würdiger

Gegenstand einer Epopee vorschwebte. Im Jahre 1745 verließ er die Pforte, ging dann nach Jena, studirte hier Theologie, und entwarf schon im Stillen die ersten Gesänge der Messiade. In Leipzig, wohin er sich schon im folgenden Jahre begab, lernte er nun Cramer, Schlegel, Rabener, Zachariä u. a. m kennen, die damals die bremischen Beiträge herausgaben, in welchen dann zuerst die drei Gesänge seines Messias erschienen. Bald wurde ihm der Aufenthalt in Leipzig unangenehm, da mehrere seiner Freunde die Akademie verließen, und so ging auch er 1743 nach Langensalza, in das Haus eines Verwandten, Weiß, über dessen Kinder er die Aufsicht übernahm, und wo er Schmidts Schwester, die in seinen Oden so oft besungene Fanny, persönlich kennen lernte, und mit der heißesten Zärtlichkeit liebte, deren Gegenliebe er aber nicht fand. Die Erscheinung seiner Messiade erregte damals außerordentliches Aufsehen, und zog ihm eben so viel Bewunderung als Tadel zu. Ein Theil verehrte den Sänger des Messias wie einen heiligen Dichter und Propheten des alten Bundes; man sah sein Werk als ein Religionsbuch an, und den Dichter nannte man nur mit Ehrfurcht. Andere, namentlich alte Theologen, glaubten, die Religion werde durch seine verwegenen Dichtungen entweiht. Ja ein ehrlicher Dorfpfarrer kam ausdrücklich zu ihm und bat ihn in allem Ernste, „er möchte um Gottes und um der Religion willen den Abadonna (einen abgefallenen Engel) ja nicht selig werden lassen." Daß auch tadelnde Critiken erschienen, war wol um so weniger zu verwundern, jeweniger damals das richtige Verständniß dieses Gedichtes zu erwarten war. Klopstocks Ruhm wurde dadurch nur noch mehr erhöht. Den stärksten Eindruck hatte sein Gedicht in der Schweiz gemacht. Kein Wunder, daß ihn Bodmer und seine Freunde wiederholt einluden, in die Schweiz zu kommen. Klopstock nahm es an, und reisete mit Sulzer im Sommer 1750 nach Zürich, wo Alles aufgeboten wurde, um seinen Aufenthalt angenehm, und wo möglich zu seinem immerwährenden Wohnorte zu machen. Man bewunderte ihn hier mit einer Art heiliger Ehrfurcht. Auch er fand es hier und in mehreren Cantonen, in welche er eine Lustreise machte, äußerst reizend, und auf schweizerischem Grund und Boden keimten jene großen Ideen von Vaterland, Freiheit und deren heldenmüthigem Vertheidiger Hermann. Auch in Dänemark hatte man die drei ersten Gesänge seines Messias, hauptsächlich durch Bernstorf kennen gelernt, und Klopstock wurde, mit einem Gehalte von 400 Thalern, nach Copenhagen eingeladen, um seinen Messias zu vollenden. Er reisete 1751 ab, machte seine Reise über Braunschweig und Hamburg, und hier lernte er, durch einen Brief von Gärtner an eine eigentlich strenge Leserin seiner Gesänge empfohlen, in dieser selbst das geistreiche Mädchen, Meta (eigentlich Margaretha) Moller, kennen, über welche er Fanny bald vergaß. In Copenhagen, von wo er mit ihr Briefe wechselte, wurde er von Bernstorf mit Freundschaft und hoher Achtung aufgenommen: er blieb den Winter über in Copenhagen, wurde dann im folgenden Sommer durch seinen Freund Moltke dem Könige Friedrich V. vorgestellt. Da dieser im Sommer 1752 eine Reise nach Holstein machte, benutzte Klopstock die Gelegenheit, zu seiner geliebten Meta nach Hamburg zurückzukehren, wo er sich den ganzen Sommer aufhielt, zwar wieder nach Dänemark mit dem Könige zurückkehrte, auch das Jahr 1753 hier noch zubrachte, aber im Sommer 1754 abermals nach Hamburg reisete, und am 10ten Juni sich mit Meta verband. Leider genoß er das Glück der ehelichen Liebe nicht lange: der Tod entriß sie und ein noch ungebornes

Kind dem Dichter (1758), an dem sie mit der reinsten, innigsten Liebe hing; er begrub sie in dem Dorfe Ottensen bei Hamburg, und setzte dort die einfache schöne Grabschrift:

Saat gesäet von Gott,
Am Tage der Garben zu reifen.

In den J. 1759 — 1763 war er abwechselnd in Braunschweig, Quedlinburg und Blankenburg. Am letzten Orte entspann sich zwischen ihm und einem Mädchen, das er poetisch Done nennt, eine neue Liebe; doch widerstrebte der Vater derselben ihrer Verbindung. Im J. 1764 dichtete er seine Hermannsschlacht, und sendete sie dem Kaiser Joseph zu. Später beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die deutsche Sprache. Von 1770 an lebte er, mit dem Charakter eines königl. dänischen Legationsraths und markgräfl. badenschen Hofraths (welchen letztern ihm der nachherige Churfürst Friedrich von Baden nebst einem Jahrgehalte ertheilt hatte), in Hamburg in der Stille, wo er nun seinen Messias vollendete. Im Winter fand er sein höchstes Vergnügen am Schlittschuhlaufen, wo er aber selbst einmal in die höchste Lebensgefahr kam. Darauf bezieht sich eine Stelle am Schlusse des Messias:

Du gabst mir Muth in der Nähe des Todes.

Klopstocks Ende war wie sein Leben. Mit voller religiöser Ueberzeugung, mit Ruhe und Ergebung starb er den glücklichen Tod des Gerechten und Guten, den er selbst im zwölften Gesange seiner Messiade besungen hat, am 14. März 1803 sanft und ohne Schmerzen. Sein Leichenbegängniß, gewiß eins der feierlichsten, das einem Gelehrten Deutschlands zu Theil ward, zeigt die allgemeine Theilnahme seiner Mitbürger, die sie im Namen aller entfernten Verehrer des Entschlafenen hier zu Tage legten. Die hier wohnenden Gesandten und Geschäftsträger, alle angesehene Bürger, Senatoren, Kaufleute, Kirchen- und Schullehrer, Künstler u. s. f. begleiteten in hundert sechs und zwanzig Wagen die Leiche, welche unter einer Ehrenwache von 100 Mann zu Fuß und zu Pferde, unter dem großen volltönenden Geläute der sechs Hauptthürme von Hamburg, durch Zuströmen vieler Tausende und unter mehrern angemessenen Feierlichkeiten, an einem heitern Frühlingstage den 22. März zu Ottensen neben seiner Meta eingesenkt wurde, wo er schon bei ihrem Tode sich sein Grab bestellt hatte. Klopstock war von Seiten seines Charakters munter und aufgeweckt; sein nicht sparsamer Scherz stets mit einer gewissen Würde verbunden, sein Spott nie bitter. Eine gewisse Geradheit hielt ihn von der nähern Bekanntschaft mit Vornehmerern zurück, denn die kalte Herablassung der Großen sah er mehr als Beschimpfung an. Er zog gern mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land, und war immer gern unter Kindern. An dem Wohl und dem häuslichen Glücke seiner Freunde nahm er den innigsten Antheil; aber besonders angenehm war ihm die Rückerinnerung an seine Dichterfreunde, mit denen er in Leipzig vereint gewesen, und von denen er einen nach dem andern ins Grab sinken sah. Auch Ebert überlebte er; mit Fassung und Standhaftigkeit vernahm er die Nachricht von seinem Tode. Vier und zwanzig Tage vor seinem Tode starb ihm Gleim. Beide waren sich über ein halbes Jahrhundert treu geblieben. Von den neuern Weltbegebenheiten vermied er absichtlich zu sprechen, und so sehr er auch Freiheit des menschlichen Geistes liebte, und überhaupt jede Tyrannei haßte, so ist

doch die ihm zugeschriebene Revolutions-Ode an Rochefoucaulds Schatten als untergeschoben zu betrachten. Zu seiner Biographie dient: Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich und mit Gleim, Schmidt, Fanny. Aus Gleims briefl. Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt, 2 Theile, Halberstadt, 1810. 8. Als Odendichter gehört wol Klopstock zu den größten Dichtern aller Zeiten. Man kann ihn den Pindar der neuern Poesie nennen, aber er übertrifft diesen an Fülle und Tiefe der Erfindung, so wie die Seelenwelt, die er schildert, die von dem griechischen Dichter dargestellten Gegenstände der Sinnenwelt übertrifft. Seine geistlichen Oden, z. B. die Frühlingsfeier, nehmen den Schwung des Psalmisten, und zeigen selbst in der Freiheit des Metrums die Sicherheit seines lyrischen Geistes. Die ersten Oden an Fanny, Ebert sind wegen der darin herrschenden Melancholie und erhabenen Stimmung gewiß keinem gebildeten Leser unbekannt. Und auch im Gefühle der Freude, z. B. in der Ode, am Zürcher See, selbst wenn er beinahe anakreontisch wird, wie in manchen kleinen Gedichten an Cidli, verleugnet er nie seine hohe Würde und die hohe, platonische Richtung seiner Liebe. Die spätern Oden, wo er Theil an den Begebenheiten der Zeit, namentlich an der französischen Revolution nimmt, und worin deutsches Vaterland und unsere Sprache die gefeierten Hauptgegenstände sind, zeichnen sich durch das Feuer des Patriotismus und neue schöpferische Wendungen des Ausdrucks aus. Durch letztere, wie auch durch die gewählte nordische Mythologie wird er freilich mehrern Lesern oft dunkel; aber auch eben dieses größere Publikum wird Klopstock als geistlichen Liederdichter verstehen und dankbar verehren, wenn es sich an die Lieder: Auferstehn, ja auferstehn wirst du ꝛc. Wenn ich einst von jenem Schlummer ꝛc., die sich besonders durch den von Klopstock sonst vermiedenen Reim unterscheiden, mit Rührung erinnert. Den größten und schnellsten Ruf erwarb sich aber Klopstock durch seine Epopee, der Messias, deren erste Gesänge gleich bei ihrer Erscheinung durch den erhabenen Prophetenschwung, durch die Pracht ihrer Schilderungen und durch den hohen ächt patriarchalischen Idyllenton den glücklichen Nebenbuhler Miltons verkündigten. Wenn der Britte auch als epischer Dichter durch die Charaktere seiner Helden, besonders des Satans, und durch Klarheit des epischen Styls den Vorzug verdient, so übertrifft ihn auf der andern Seite Klopstock durch lyrischen Gehalt, musikalischen Wohllaut und den Glanz der Darstellung. Ein einziger Vers von Klopstock hat einen größern Schwung der Empfindungen, als Milton je hervorbringen kann; aber freilich ermüdet auch zuweilen der fortgesetzte Hymnenton. Klopstocks Bardiete sind mehr dramatisirte Heldengedichte und lyrisch-theatralische Scenen, als Trauerspiele: die Chöre, von denen auch Gluck mehrere meisterhaft componirt hatte, die aber leider! da sie Gluck mehr im Kopfe als auf dem Papiere hatte, ganz für uns verloren sind, sind vom höchsten lyrischen Schmuck und athmen den kühnsten Patriotismus und Freiheitssinn. Er hat den deutschen Charakter idealisirt, wie Keiner. Ueber Klopstock als vaterländischen Dichter hat kürzlich Morgenstern eine Vorlesung mitgetheilt (1814, Dorpat), so wie früher eine andere über Klopstock (Dorpat, 1807. 4.). Um die Sprache hat Klopstock ein großes grammatisches Verdienst. Seine Fragmente über Sprache und Dichtkunst, seine Gelehrten-Republik und seine grammatischen Gespräche klärten viele Gegenstände der deutschen Gram-

matik und Poesie auf, wenn auch seine Neuerungen in der Orthographie, wo er alle überflüssigen Buchstaben wegwarf, so wie überhaupt mehrere Grundsätze seines Styls, nicht allgemeinen Beifall finden konnten.

Kloska (Sloska) war, nebst seinem Gefährten Horiah, der Anführer einer aufrührerischen Bande, welche 1784 in Ungarn die größten Gewaltthätigkeiten ausübte und besonders alle Edelleute in der Gegend zittern machte. Horiah hatte sich von Joseph II. für den Flecken Brad im zarandischen Kreise das Markrecht ausgewirkt. Mit Hülfe der darüber ausgefertigten Urkunde überredeten nun beide den einfältigen Pöbel, es sey ihnen das Recht zur Vertilgung aller Edelleute gegeben worden; ja auf einen bestimmten Tag sollten alle Adelige in der ganzen Gegend ermordet werden. Da aber die Verschwörung entdeckt und zur Habhaftwerdung beider Aufrührer Befehl gegeben wurde, so glaubte nun die Rotte, zu ihrer eigenen Sicherheit nicht länger zögern zu müssen, und fing an, gegen Adel und Geistlichkeit mit unerhörter Grausamkeit zu wüthen; so verloren über 400 Personen, größtentheils unter den entsetzlichsten Martern, ihr Leben. Der Kaiser gab die geschärftesten Befehle, um die Ruhe wieder herzustellen. Aber die Rebellen leisteten den hartnäckigsten Widerstand, und konnten nur mit der größten Anstrengung zerstreut werden. Die beiden Anführer wurden erst am 3. Januar 1785 gefangen genommen und erhielten bald nachher auf dem Rade den Lohn ihrer Verbrechen.

Klöster wurden zuerst im 4ten Jahrhundert im Morgenlande, namentlich in den Wüsten Oberägyptens gegründet. (S. den Artikel Mönchswesen). Antonius, der insgemein der Große genannt wird, sammelte hier um 305 eine Anzahl Einsiedler, die, um die Vortheile der Einsamkeit in Gesellschaft zu genießen, ihre Hütten an einander bauten und ihre Andachtsübungen gemeinschaftlich hielten, wie später die palästinensischen und noch jetzt die abyssinischen Mönche pflegen. Genauer als diese Verbindung, welche man Laura nannte, war die von seinem Schüler Pachomius gegen die Mitte des 4ten Jahrhunderts gestiftete. Dieser baute auf Tabenna, einer Nilinsel in Oberthebais, mehrere Häuser in geringer Entfernung von einander, in deren jedem eine Anzahl Mönche (monachi) zu drei bis vier in Zellen beisammenwohnten und unter einem Prior standen. Diese Priorate machten zusammen das Cönobium oder Monasterium (daher Münster) aus, wurden von einem Vorsteher, der Abbas (Vater), Higumen oder Mandrit hieß, regiert und zu einer bestimmten gleichförmigen Lebensordnung angehalten. Nach des Pachomius Tode 348 bestand die Mönchcolonie auf Tabenna aus 50,000 Personen. Aber nicht nur in Aegypten hatte diese Einrichtung so schnellen Fortgang, auch in Palästina, Syrien und Armenien fand sie bald Nachahmung. Die Wüsten und Wälder füllten sich mit Cönobien von verschiedener Größe; selbst in und bei den Städten entstanden solche Institute, in denen, wegen der Nähe der Versuchung, die Strenge der Clausur, d. h. des Verbots hinauszugehen und mit den Weltleuten zu verkehren, den Mangel abgeschiedener Wüsteneien ersetzen sollte, und die daher Anlaß gaben, die Cönobien Claustra, d. h. verschlossene Oerter, Klöster zu nennen. Das Klosterleben, anfangs nur von Männern frei erwählt, und daher noch wenig durch andere Gesetze eingeschränkt, als die Jeder, dem Zwecke andächtiger Einsamkeit gemäß, sich selbst gab, erhielt, da seit der Mitte des 4ten Jahrhunderts auch Frauenmünster oder Nonnenklöster (Nonne soll in der koptischen Sprache die Reine bedeuten)

gestiftet wurden und Menschen jedes Alters und Standes sich zudrängten, bestimmte Regeln vom heiligen Basilius, durch welche eine gewisse Gleichheit der Verfassung und Disciplin in den Klöstern des Orients hergestellt wurde. Doch gab es im 4ten und 5ten Jahrhunderte (außer daß der Eintritt ins Kloster für eine stillschweigende Verpflichtung zur Keuschheit und Enthaltsamkeit von allen Weltfreuden, und zum Gehorsam gegen die angenommenen Statuten der innern Lebensordnung galt), noch keine eigentliche Klostergelübde und solenne Professionen. Erst im 6ten Jahrhunderte brachte sie der heil. Benedict von Nursia auf. Seiner strengen und zweckmäßigen Regel, die zuerst in dem, von ihm 529 erbauten Kloster zu Montecassino bei Neapel und nachher in allen Klöstern des Abendlandes als eine gemeinsame Gesetzgebung angenommen wurde, ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß diese Häuser nun Wohnsitze der Frömmigkeit, des Fleißes, der Mäßigkeit und der, bei der Verwirrung jener Zeiten in ihre Mauern geflüchteten Gelehrsamkeit zu werden anfingen. Missionäre gingen von ihnen aus, Wälder und Einöden wurden von den arbeitsamen Mönchen gelichtet und urbar gemacht; um die Cultur des Bodens, und um die Bekehrung und Civilisation der germanischen und slavischen Völker erwarben sie sich vom 6ten bis ins 9te Jahrhundert wesentliche Verdienste. Freilich veränderten diese, im Zeitalter der Rohheit so gemeinnützigen Institute allmälig ihre Natur, jemehr ihr Reichthum und Ansehn wuchs. Müßiggang und Schwelgerei schlich mit allen Lastern der Welt in ihre Mauern ein; und ihr Verfall war unvermeidlich, da sie theils durch die, unter den fränkischen Königen eingerissene, und von andern Fürsten bald nachgeahmte Gewohnheit, Klöster wegen ihrer Pfründen an Grafen und Herren zu verschenken, unter die Aufsicht von Laienäbten (Commendaturäbten) kamen, welche, nur auf den Genuß der Einkünfte bedacht, nichts zur Aufrechterhaltung der Zucht unter den verwilderten Mönchen und Nonnen thun mochten, theils von den Bischöfen, welche die ursprünglichen Aufseher und Visitatoren der Klöster waren, aber den Sinn für des kanonische Leben meistens selbst verloren hatten, entweder nun beraubt und gedrückt, oder wegen der ihnen zugestandenen Privilegien und Exemtionen sich selbst überlassen wurden. Nur durch die von Carl dem Großen zur bessern Bildung des Clerus gestifteten Klosterschulen wußten einige, z. B. die zu Tours, Lyon, Cöln, Trier, Fulda, Osnabrück, Paderborn, Würzburg u. s. w. den Ruhm ihrer Gemeinnützigkeit auch im 9ten und 10ten Jahrh. zu behaupten. Dem allgemein empfundenen Bedürfnisse einer Reform suchte zuerst das Kloster zu Clugny in Burgund abzuhelfen, das 910 nach der fast vergessenen Regel Benedicts eingerichtet wurde und sie noch durch einige strengere Zusätze verschärfte. Eine Menge Klöster in Frankreich, Spanien, Italien und Deutschland ließen sich nach diesem Muster reformiren; andere gaben der Regel Benedicts eine eigene neue Gestalt und stifteten im 11ten und 12ten Jahrhunderte mehrere Orden mit einer großen Anzahl von Filialklöstern, die als Zweige des Hauptstammes der alten Benedictiner eben so viele, durch einen stolzen und eifersüchtigen Conföderationsgeist eng verbundene Mönchsstaaten bildeten. Mit dem Rufe der wiederhergestellten Heiligkeit gewannen die Klöster neues Ansehn und neue Schätze; viele wußten sich die Exemtion von aller, außer der unmittelbaren päpstlichen Gerichtsbarkeit zu verschaffen (exemte Klöster) und während der Kreuzzüge, wo eine Menge Kreuzfahrer ihnen ihre Güter verpfändeten, oder auf den Fall, daß sie nicht zurückkehrten, ganz überließen,

ihren Reichthum beträchtlich zu vermehren. Das Vorrecht der Unverletzlichkeit, das die öffentliche Meinung den Klöstern unter den täglichen Räubereien und Privatfehden des Mittelalters zugestand, brachte überhaupt unsäglich viel Privateigenthum, das man bei dem rohen Zustande der Justiz und Polizei nicht besser sicherstellen zu können glaubte, unter ihren Schutz und in ihre Gewalt. Freilich riß damit, als jener Verbesserungseifer abgekühlt und die Macht der Orden befestigt war, auch neues Sittenverderben in den Klöstern ein, und es kam, da der landesherrliche und bischöfliche Einfluß durch tausend Exemtionen geschwächt war, und gegen den, durch die Politik der Päpste geschützten, Uebermuth der in allen Ländern mächtigen Ordenscorporationen wenig vermochte, meist nur auf die Persönlichkeit der Aebte an, welcher Geist in ihnen herrschen sollte. Zur Zeit der Reformation, wo die reichen Güter der von den Mönchen und Nonnen verlassenen Klöster in den protestantisch gewordenen Staaten von den Fürsten theils zu ihrem Fiscus gezogen, theils zu Gründung und Erhaltung öffentlicher Bildungsanstalten, die unter dem Namen Klosterschulen, Fürstenschulen u. s. w. noch bestehen, oder in Universitäten und Akademien verwandelt worden sind, angewendet, theils zur Belohnung verdienter Kirchenlehrer als Pfründen (wie die Abteien in Niedersachsen und im Wirtembergischen), vorbehalten wurden, mußte sich die Zahl der Klöster beträchtlich verringern. In katholischen Ländern erhielten sie zwar ihre Verfassung bis ins 18te Jahrhundert, fielen aber doch durch den Alles ergreifenden Einfluß eines neuen Zeitgeistes immer mehr in der Meinung des Volkes, und mußten beim Sinken der päpstlichen Macht auch von katholischen Fürsten manche Beschränkung ihrer alten Rechte erdulden, oder was ihnen noch blieb, durch große Opfer erkaufen. Was sie ehedem als Depots literarischer Schätze, als Zufluchtsörter für Verfolgte und Nahrlose, als Erziehungsanstalten für die Jugend, als bequeme Ruheplätze für ausgediente und abgelebte Weltleute aus den höhern Ständen, als milde Gewahrsame und Besserungshäuser für verirrte und gefährliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geleistet hatten, verschwand in den Augen der statistischen Berechnung und philanthropischen Philosophie neuerer Zeiten vor dem Nachtheile, den sie durch die Beförderung der Ehelosigkeit der Bevölkerung, durch ihr unablässiges Streben nach den Familiengütern der Reichen, die ihnen Söhne und Töchter anvertrauten, dem Nationalwohlstande, durch den Müßiggang ihrer Bewohner der Industrie, durch ihre frommen Gaukeleien der Aufklärung und wahren Religiosität, und durch die in ihren Mauern erzeugten geheimen Sünden und Intriguen, deren Greuel sich nicht länger verbergen ließen und jedes menschliche Gefühl empören mußten, der Sittlichkeit brachten. So waren diese veralteten Institute, als Freistätten der Faulheit, der Heuchelei und des geistlichen Despotismus, schon von einem großen Theile der erleuchteten Welt geächtet, als Joseph II. 1781 die Klöster einiger Orden ganz aufhob, und die, welche er bestehen ließ, auf eine bestimmte Zahl von Religiosen einschränkte, und außer alle Verbindung mit auswärtigen Obern setzte. In Frankreich wurde 1790 die Abschaffung aller Orden und Klöster decretirt, welchem Beispiele sowol die diesem Reiche incorporirten Länder, als auch im 19ten Jahrhundert unter Napoleons Aegide alle katholischen Staaten des Continents, außer Oesterreich und Rußland, folgten. Die Absicht dieser Aufhebung schien indeß mehr eine wohlberechnete Finanzspeculation, als ein Werk der Humanität zu seyn. Nur in Preußen wurde leidlich für die vertriebenen Religio-

sen gesorgt, und, nach Josephs Beispiele, der durch die Secularisationen gewonnene Reichthum der Fonds des Kirchen- und Schulwesens zugewendet; wo aber das französische System galt, fielen die Klostergüter dem landesherrlichen Fiscus zu, und die Religiosen sahen sich, weil die ihnen versprochenen Pensionen oft ausblieben, aus einem müßigen Wohlleben in die kümmerlichste Dürftigkeit versetzt. Die neuesten Zeitereignisse haben indeß ihr Schicksal in Italien und Spanien sehr verbessert, und während am Hofe Ferdinands VII. schon von Wiederherstellung der Klöster die Rede ist, wird die bei jenen gewaltthätigen Secularisationen aufgeworfene Frage: ob es nicht gerathener sey, einige dieser reich dotirten Institute als Prytaneen für verdiente Gelehrte und Künstler, als Ruhestätten einer beschaulichen Muße, und Zufluchtsörter für Schwache, die durch Verwaisung und Unglück mit der Welt zerfallen sind, noch ferner zu erhalten, aufs neue zur Sprache gebracht. In den österreichischen Staaten ist zur allmäligen Abschaffung der unnützen Klöster der milde Weg eingeschlagen, sie aussterben, diejenigen aber, welche sich durch die Erziehung der Jugend, besonders der weiblichen, und durch Krankenpflege verdient machen, bestehen zu lassen. (Vergl. den Art. Orden). E.

Klotz, (Christian Adolph). Dieser berühmte, gegen das Ende seiner literarischen Laufbahn aber durch seine platten literarischen Streitigkeiten, namentlich mit Burmann und Lessing, berüchtigte Gelehrte wurde 1738 zu Bischofswerda in der Lausitz geboren, wo sein Vater Superintendent war. Den ersten Unterricht genoß er von dem berühmten Rector Baumeister in Görlitz, dem er die Liebe zu den Griechen und Römern und den guten lateinischen Styl verdankte, welcher so viel zu seinem Rufe beitrug. Von Görlitz ging er nach Leipzig, wo er sich schon durch sein lateinisches Gedicht: Mores eruditorum, bekannt machte. Er ging darauf 1760 nach Jena, wo er sich ebenfalls Ruhm erwarb. Im Hörsaale sah man ihn jedoch wenig; desto mehr liebte er den Privatfleiß, benutzte den Umgang mit Gelehrten und bediente sich ihres Büchervorraths; auch empfahl er sich wenig durch regelmäßige Lebensart. Er geizte sehr nach Ruhm, und strebte nicht nur nach ansehnlichen Lehrstellen, sondern auch nach einem großen Rufe in der gelehrten Welt. Das Erste gelang ihm, da er 1762 zum außerordentlichen Professor in Göttingen ernannt wurde, und 1764 daselbst eine ordentliche Professur erhielt. Auf dieser Universität lebte er eine Zeitlang sehr zufrieden, und verheirathete sich daselbst. In der Folge mißfiel ihm Göttingen, und er nahm den Ruf an, den er 1765 durch seinen Gönner Quintus Icilius, von Friedrich II. als Hofrath (späterhin als geheimer Rath) und Lehrer der philosophischen Beredsamkeit nach Halle erhielt. Friedrich d. Gr. achtete ihn als einen seiner vorzüglichsten Gelehrten so sehr, daß, als er einen Ruf nach Warschau mit 1200 Thlr. Gehalt erhielt, und deßhalb um seinen Abschied bat, und der Curator der Universität bei dem Könige anfragte, ob man ihm die erbetene Dimission ausfertigen sollte, er antwortete: nein, man muß ihn flattiren mit einer Zulage. Diese und der Titel eines geheimen Raths bestimmten Klotz zu bleiben. Klotz hat viel geschrieben, und sich vorzüglich durch seine lateinischen Gedichte, seine Historia nummorum, seine Werke über das Studium des Alterthums und über den Nutzen und Gebrauch alter geschnittener Steine und ihrer Abdrücke etc. berühmt gemacht. In seinen lateinischen Gedichten zeigte sich in der That genial; (die Stelle an Friedrich d. Gr. in einer

lateinischen Ode an Iciliüs ist ganz des unsterblichen Heros, so wie des genialen Dichters würdig) und es war allerdings eine glänzende Erscheinung, daß ein deutscher Gelehrter mit einem Horaz zu wetteifern suchte. Das letztere Werk aber, das er 1768 herausgab, brachte ihm harte Widersprüche zuwege, welche seinen Ruhm sehr schmälerten. Am meisten war er als Recensent in seinem Wirkungskreise; er arbeitete auch an der allgemeinen deutschen Bibliothek, unter der Chiffer E. Weil aber in dieser Zeitschrift Vieles nicht nach seinem Willen ging, auch einige Male Einiges an seinen Schriften getadelt wurde, so ging er ab, und errichtete eine Opposition gegen die Bibliothek, wodurch er zu dem Namen Klotzianer Gelegenheit gab. Er suchte zuletzt absichtlich mit berühmten Männern Streitigkeiten zu bekommen, und in seinen Actis literariis fällte er sehr beißende Urtheile, wodurch er manches Mannes Ehre und Ruhe kränkte, ohne sich dieß vielleicht selbst einzubilden; denn als in der allgemeinen Bibliothek auch Urtheile gefällt wurden, welche ihn angriffen, sagte er: „Nie hätte ich geglaubt, daß eine Recension so wehe thun könnte." Dieses unartige Betragen bereitete aber auch ihm und seinen Anhängern den Sturz. Der scharfsinnigste und witzigste seiner Gegner, der seinen Fall am meisten beschleunigte, war Lessing, an den sich Klotz ebenfalls wagte. Dieser schickte, wie Herder in seinem Aufsatze über Lessing sich ausdrückte, in seinen beiden Bändchen von Briefen antiquarischen Inhalts zwei Bären gegen Klotz und seine Brut. Es sey mir erlaubt, aus diesen Briefen, welche ein Meisterstück von einer witzigen Streitschrift sind, eine Stelle anzuführen, die sich darauf bezieht, daß Klotz Lessingen, welcher sich nie anders als mit seinem einfachen Namen schrieb, in seinen Recensionen stets mit seinem Magistertitel nannte: „Was kann Herr Klotz" sagt Lessing, „damit, daß er mich, der ich mich nie so nenne, stets Herr Magister Lessing nennt, anders wollen, als mir den Abstand, der zwischen ihm als geheimen Rath und mir als Magister Statt findet, recht fühlbar machen? Allein ziemt es wol dem Schmetterlinge, so verächtlich auf die Raupe herabzublicken, aus der er sich bildete? Denn ich wüßte in der That nicht, aus welcher andern Ursache ihn sein König zum geheimen Rath gemacht habe, als weil er ihn für einen guten Magister gehalten. Auch ist es bloß der Magister, mit dem ich es hier zu thun habe; denn wenn Herr Klotz nicht auch Magister wäre, so wüßte ich nicht, was ich mit dem geheimen Rathe anfangen sollte; und wehe dem Herrn geheimen Rathe, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!" Klotz war ohnstreitig ein feuriger und genialer, aber auch ungestümer und wilder Kopf, welcher eine Idee, die sich ihm darbot, schnell auffaßte und weiter ausbildete, unter Studenten ganz Student und selbst in gebildeten Zirkeln ausschweifend jovial war. In der griechischen und lateinischen Sprache hatte er sehr gute Kenntnisse, von neuern Sprachen wußte er so gut als nichts; allein das Lesen der Quellen des Alterthums war ihm zu beschwerlich, und kostete ihn zu viel Zeit. Bei allen seinen eingeschränkten Kenntnissen in den Alterthümern kam er dennoch auf den Einfall, diese Kenntnisse in einer neuen Einkleidung vorzutragen. Im Umgange war er sehr feurig und einnehmend, aber ein veränderlicher Freund; denn er war sehr mißtrauisch und sarkastisch. Selbst sein Busenfreund Schirach mußte ihm oft zur Zielscheibe seines Witzes dienen. Unstreitig beschleunigte ein wüstes, regelloses Leben seinen Tod. Er starb im Dec. 1777 am Schlusse seiner Bibliothek der schönen Wissenschaften und des Zeitungs-Jahrgangs. Die Aerzte thaten

Alles, ihn zu retten. Auch ein damals bekannter geistlicher Zelot besuchte ihn aus eigenem Antriebe und äußerte dem Sterbenden auf eine sehr unanständige Weise, daß seine Bekehrung wol zu spät seyn möge. Klotz gab ihm die schöne und rührende Antwort: die um die elfte Stunde kamen, empfingen auch noch ihren Groschen.

Klugheit machte, nach den ältern griechischen Philosophen, welche die Tugend nach der Anzahl ihrer Bestandtheile einzutheilen pflegten, den dritten derselben aus. Sie waren folgende: Neigung, Gutes thun zu wollen; Geschicklichkeit, es thun zu können; Fähigkeit, diese Geschicklichkeit zu den besten Endzwecken mit Beharrlichkeit zu gebrauchen; Stärke, das Unternommene auch bei Schwierigkeiten und Gefahren durchzusetzen. Der dritte dieser Bestandtheile bildete den Begriff der Klugheit. Sie ist die durch Uebung erlangte Unterscheidungskraft, durch welche der Mensch den Werth und die Wichtigkeit seiner Zwecke, so wie die Schicklichkeit der Mittel, die er zu ihrer Erreichung anwendet, richtig beurtheilt. Ohne dieselbe ist der Mensch nicht im Stande, mit sich übereinstimmend, standhaft und mit glücklichem Erfolge zu handeln. Ferguson sagt: die Klugheit soll den Menschen lehren, was er für sich selbst, für seine Freunde, für sein Vaterland und für das menschliche Geschlecht wünschen und thun soll. In eingeschränkterer Bedeutung bezieht sich die Klugheit nur auf diejenigen Pflichten, die des Menschen eigenen Zustand betreffen, nämlich: Anstand, schickliches Betragen, Bescheidenheit, gute Wirthschaft, Entschlossenheit und Behutsamkeit. Sie heißt insbesondere Weltklugheit, wenn sie die auf Menschenkenntniß gestützte Geschicklichkeit ist, durch den Einfluß auf Andere seine Absichten zu befördern. Durch sie richtet der Mensch mehr aus, als durch seine Macht, so wie Dasjenige, was wir durch Klugheit erlangen, oft mehr werth und höher zu achten ist, als was man durch blindes Glück zu erwerben pflegt. Sie wird, wie die Erfahrung lehrt, als die nothwendigste Eigenschaft des gesellschaftlichen Lebens anempfohlen und ohne sie kein Glück im bürgerlichen Leben für möglich gehalten. Wenn aber Weltklugheit in der Fähigkeit besteht, andere Menschen so geschickt als möglich für die Erreichung seiner Endzwecke zu gebrauchen, so geht daraus schon von selbst hervor, daß eine solche Weltklugheit auf eigenen Charakter und auf eigene Meinungen oft Verzicht leisten, und sich den Gesinnungen Anderer mit Knechtschaft anschließen müsse. Denn es läßt sich begreifen, wie eine solche Fertigkeit, nie das eigene Ich, sondern stets eine fremde, künstlich angenommene Gesinnung zu zeigen, nur auf Kosten eigener Charakterfestigkeit, oder gar der Sittlichkeit, erlangt werden könne. Auch ist es fast unmöglich, daß Derjenige, der stets nur seine Zwecke vor Augen hat und die möglichst vortheilhafte Erreichung derselben beabsichtigt, nicht endlich dahin gelangen müsse, die Zwecke auf Kosten seiner eigenen Hochherzigkeit und fremden Wohls zu befördern. Und dieß ist denn auch die Geschichte aller sogenannten weltklugen Leute; sie betrachten sich selbst nur als Person, alle übrigen Menschen aber als Sachen, deren sie sich zu ihren Endzwecken bedienen und sie bei Seite legen, sobald sie ihnen nicht mehr nützlich sind. Und diese Weltklugheit sollte die vornehmste Tugend des bürgerlichen Lebens seyn? Nein, wir glauben im Gegentheile, sie ist das vornehmste Laster desselben. Denn, man lasse jeden Menschen weltklug seyn, und was würde daraus entstehen? Auch lehrt die Geschichte aller Zeiten und Völker, daß wahrhaft große

Männer (wir meinen sittlich- und nicht politisch-große Männer) nie weltklug gewesen sind, eben weil ihnen fremdes Wohl näher am Herzen gelegen, als eigenes. Brauchen wir, um unsere Behauptung zu begründen, aus der alten Geschichte mehrere Beispiele anzuführen als Sokrates, und aus der neueren Rousseau? Hätte letzterer, bei den hervorragenden Eigenschaften, die ihn auszeichneten, sich zu jener verächtlichen Weltklugheit herablassen wollen, wer hätte glücklicher als er seyn können! Soll man nun aber niemals weltklug seyn, selbst wenn ein großer, edler Endzweck dadurch beabsichtigt und erreicht werden könnte? Da Weltklugheit, wenn sie consequent in sich selbst vollendet seyn will, durchaus nie mit unschuldiger, freimüthiger Hingebung, sondern stets mit einer künstlichen Verstecktheit seiner wahren Gesinnung gepaart seyn muß; Wahrheit, unbedingte Wahrheit aber das zuverlässige Criterium eines guten, sittlichen Menschen ausmacht: so ergibt sich daraus, daß selbst ein edler Zweck durch jene lügnerische, verächtliche Weltklugheit nicht erreicht werden müsse. Kant stellt den Begriff der Wahrheit vortrefflich auf, wenn er sagt, daß nicht einmal ein Menschenleben durch Verletzung derselben gerettet werden dürfe. Also ist einem wirklich wahren, hochherzigen Gemüthe anzurathen, nie und unter keiner Bedingung weltklug zu seyn, sondern sich stets mit Geradheit und Offenheit zu zeigen, selbst auf die Gefahr hin, von kleinlichen oder boshaften Menschen verkannt und verfolgt zu werden. Der Weltklugheit, so wie der Klugheit überhaupt, muß daher die **sittliche Klugheit** vorangehen, oder vielmehr zum Grunde liegen. Diese beruht auf der Erkenntniß und Ueberzeugung, daß eine sittliche Ordnung vorhanden sey, daß mit derselben alle Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Natur in Beziehung stehen müssen, und daß dazu endlich noch eine Geschicklichkeit und Fähigkeit, alles Andere diesem höchsten Endzwecke unterzuordnen, erfodert werde. Die Fertigkeit, sein Endzwecke, ohne Hinsicht auf Subordination unter eine sittliche Ordnung, geschickt und verborgen auszuführen, heißt **Verschmitztheit**, wenn es unsittliche Zwecke sind, **Arglist**. Wer ungeschickte Mittel braucht, um seine Endzwecke zu erreichen, oder wer, nach Kant, solchen Zwecken, die keinen Werth haben, Das aufopfert, was einen Werth hat, heißt ein **Thor**. Derjenige Theil der practischen Philosopie, welcher lehrt, was der Wille des Menschen zu thun habe, um die geschicktesten Mittel zu erwählen, um menschliche Endzwecke zu erreichen, heißt die **Klugheitslehre**. (S. Politik.) Pq.

Knall heißt jeder augenblicklich vorübergehende, heftige Schall. Er wird entweder durch eine starke Anhäufung von Luft und Dampf in einem verschlossenen Raume bewirkt, welche sich plötzlich einen Ausweg verschafft, oder auch durch einen plötzlich entstandenen luftleeren Raum, in welchen die äußere Luft schnell einzudringen sucht. Von den vielen detonnirenden Substanzen explodiren viele bei Entzündung, Erhitzung oder Schmelzung, wie, außer dem bekannten Schießpulver, folgende: Das **Knallgold** (Platzgold), ein Niederschlag des Goldes aus seiner Auflösung in Königswasser mittelst des Ammoniaks oder des flüchtigen Laugensalzes. Es hat das Ansehn eines gelblichen Kalks und zerplatzt bei geringer Hitze mit einem heftigen Knalle. Dieser Knall, der bisher noch nicht hat erklärt werden können, wird wahrscheinlich vom Ammoniak hervorgebracht. Die Antiphlogistiker, welche das Knallgold als eine Ammoniak-Goldhalbsäure betrachten, erklären das Phänomen, indem sie sagen, der Was-

serstoff des Ammoniaks verbinde sich mit dem Sauerstoffe der Goldhalbsäure, während sich der Stickstoff des Ammoniaks, mit dem Wärmestoffe verbunden, als Stickstoffgas entwickele. **Knallkugeln** sind hohle Glaskugeln von der Größe einer Zuckererbse, mit etwas Wasser, Weingeist oder Luft in ihrer Höhlung versehen. In Feuer oder auf glühende Kohlen gelegt, zerspringen sie mit einem heftigen Knalle. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären. Das im Innern befindliche Wasser wird durch die Hitze in Dämpfe verwandelt, welche dann, um sich auszudehnen, die Kugeln zersprengen. Dadurch können zugleich die Elasticität und die bewundernswürdige Kraft der Dämpfe bewiesen werden. Eine andere Art dieser Kugeln, die von größerem Umfange sind, werden an der Lampe geblasen und dadurch ziemlich luftleer gemacht. Zerbricht man sie, so entsteht ebenfalls ein heftiger Knall, aber aus einem andern Grunde: die äußere Luft dringt nämlich plötzlich in den leeren Raum. **Knallpulver** ist ein Gemenge, welches, auch ohne eingeschlossen zu seyn und selbst in geringer Quantität, mit einem heftigen Schlage abbrennt, wenn es in einem Löffel über glühenden Kohlen allmälig einen Grad von Hitze erlangt, bei welchem sich Schwefel entzündet. Das Knallpulver besteht aus 3 Theilen Salpeter, 2 Theilen getrocknetes Weinsalz und 1 Theil Schwefel. Wahrscheinlich wird durch das allmälige Schmelzen aus dem Schwefelalkali ein schwefelhaltiges Wasserstoffgas, und aus diesem wiederum mit der aus dem Salpeter entbundenen Lebensluft (Sauerstoffgas) eine Knallluft gebildet. **Knallquecksilber** wird durch Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure und Niederschlagung dieser Auflösung durch Alkohol in Gestalt eines Pulvers gebildet, welches sich mit Schießpulver entzünden läßt, nicht so stark knallt, wie Knallgold, aber doch im Stande ist, einen Flintenlauf zu zerstören. Selbst unter der Luftpumpe bei 368 Grad Fahrenheit entzündet es sich; sehr laut blitzt es auf durch einen electrischen Funken, noch lauter durch Reiben, am lautesten aber durch einen Schlag mit dem Hammer. Doch kann es das gewöhnliche Schießpulver nicht entzünden. Man erhält das Knallquecksilber, wenn man 100 Gran Quecksilber in $1^1/_2$ Kubikzoll Salpetersäure mittelst der Hitze auflöset, die Auflösung kalt in einem Glase auf zwei Kubikzoll wasserfreien Weingeist gießt, bis zum Aufbrausen erhitzt, dann den Niederschlag auf Fließpapier bringt, denselben mit destillirtem Wasser wohl abwäscht und bei einer Wärme des siedenden Wassers trocknet. **Knallsilber** ist ein schwärzliches Pulver, welches man erhält, wenn man in Salpetersäure aufgelösetes Silber mit Kalkwasser niederschlägt, mit destillirtem Wasser wäscht, mit ätzendem Salmiakgeiste im Sonnenscheine so lange digerirt, bis eine schwärzliche Farbe angenommen hat, und dann trocknet. Hitze über dem Siedpunkte, Druck und Reibung entzünden das Knallsilber mit einer starken Explosion. Die Ursache des Knallens sowol dieses, als des Knallquecksilbers, ist dieselbe wie bei dem Knallgolde. **Knalluft** eine Vermischung von Wasserstoffgas mit atmosphärischer Luft. Andere Körper hingegen explodiren durch einen bloßen Schlag, wie vorzüglich ein Gemenge von 20 Th. hyp. oxygenirt salzsaurem Kali, 2 Th. Schwefel und 2 Th. Kohle; noch andere bei bloßer Berührung mit der Luft, wie das Phosphor-Wasserstoffgas, und besonders eine neuerlichst entdeckte Substanz, das oxygenirt salzsaure Salpeterstoffgas, in Verbindung mit Phosphor oder Schwefel. Y.

Knappe, s. **Schildknappe**.

Knechtschaft, Sclaverei. Mit dem allgemeinen Ausdrucke Knechtschaft wird dasjenige Verhältniß bezeichnet, durch welches der Mensch, in seiner Persönlichkeit verletzt, nicht als eine selbstständige Person, sondern nur als eine Sache angesehen und behandelt wird, und wo er, mit einem Worte, seiner persönlichen Freiheit entbehrt. Die Modificationen dieses Verhältnisses sind unzählig. Von der Sclaverei des Negers in den westindischen Colonien der Europäer, bis zu der milden beinahe unmerklichen Eigenhörigkeit, die in einigen Gegenden von Deutschland, selbst in neueren Zeiten, bestand, findet bei allen Schmälerung der persönlichen Freiheit Statt. Zwei Fragen sind es, die bei der Untersuchung, ob Knechtschaft überhaupt zulässig sey, berücksichtigt werden müssen, nämlich: 1) kann sie überhaupt je rechtlich seyn? und 2) ist sie Dem, der sie übt, ist sie dem Berechtigten selbst zuträglich? Ist es für ihn vortheilhafter, wenn er über unfreie, als wenn er über freie Menschen zu gebieten hat? Was die erste Frage betrifft, so kann darüber nicht leicht Streit entstehen, sobald man bedenkt, daß der Mensch ein vernünftiges Wesen, eine Person ist, nicht aber eine Sache, ein unvernünftiges Werkzeug: daß er also von Natur die Rechte seiner Persönlichkeit, d. h. die Behandlung als ein selbstständiges Wesen fodern kann. Jede Behandlung eines Menschen, als eine Sache, ist unnatürlich; was aber gegen die Natur streitet, kann nie rechtlich seyn. Man führe dagegen nicht an, daß der Leibeigene sich oft freiwillig in ein eigenhöriges Verhältniß gesetzt habe, daß er selbst, wenn ihm die Gelegenheit dazu gegeben worden, dieß oft ungern verlassen wolle. That er dieß, so that er es unwissend, weil er die Folgen und die Wichtigkeit seines Schrittes in seiner Blödsinnigkeit nicht einsah. In einem solchen Falle ist er dem Kinde gleich zu achten, das über sein Vermögen Verträge schließen wollte. Was in keinem gut geordneten Staate in Rücksicht des Vermögens rechtlich ist, das sollte in Rücksicht der Person und der Rechte der Persönlichkeit, des höchsten Gutes, was der Mensch besitzt, rechtlich seyn können? Nimmermehr! Der Mensch, der einen solchen unnatürlichen Vertrag eingehen könnte, ist ein Blödsinniger, der durch die Gesetze gegen die Folgen seiner Thorheit, die er nicht begreift, geschützt werden muß; aus dieser Thorheit Vortheil ziehen zu wollen, bleibt in jedem Falle höchst widerrechtlich. Diejenigen jedoch, welche die Knechtschaft, gleichviel unter welcher Form, in Schutz nehmen, berufen sich ungleich weniger auf ihre Rechtmäßigkeit, als vielmehr darauf, daß sie des Vortheils der Berechtigten wegen beibehalten werden möchte, daß diese durch ihre Aufhebung einen nicht zu berechnenden Verlust erleiden würden. Es kommt also hier hauptsächlich auf die Entscheidung der Frage an, ob der unfreie Gezwungene eben so viel und gut, oder vielleicht noch besser und mehr arbeite, als der Freie, und ob der Lohn, der dem Letztern für seine Arbeit allerdings gereicht werden muß, mit den Kosten im Verhältnisse stehe, welche der Unterhalt des Unfreien dem Herrn verursacht. Der erste Punkt wird durch die Vernunft und Erfahrung auf vollkommen gleiche Weise beantwortet. Erstere sagt, es streite gegen die menschliche Natur, daß Derjenige, der nur durch Zwang zu einer Arbeit vermocht werde, von der er übrigens keinen Vortheil zu hoffen habe, so viel beschicken solle, als Der, dessen Vortheil größer wird, je mehr er arbeitet, und der von seiner Arbeit auch allein den Vortheil zieht. Sie zeigt, daß der Unfreie durchaus nicht viel arbeiten wollen könne, denn er

muß fürchten, daß, je mehr er arbeitet, ihm desto mehr auferlegt werde, daß er daher das Interesse habe, so wenig als möglich zu arbeiten, während bei dem freien Arbeiter gerade die entgegengesetzten Triebfedern wirken. Die Furcht ist ein ungleich schwächeres Motiv, als das eigene Interesse; gegen die Strafe selbst wird der unfreie, rohe Mensch abgestumpft. Noch ungleich mehr aber muß sich dieser Unterschied bei der Qualität der Arbeit bewähren. Wer ungern arbeitet, und der Gezwungene arbeitet jederzeit ungern, wird nie auf die Vervollkommnung seiner Arbeit bedacht seyn. Was liegt ihm daran, ob die Arbeit gut oder schlecht ausfällt, sobald er nur keine Strafe zu befürchten hat? Er arbeitet nur, was ihm aufgegeben ist; selbst auf Verbesserungen zu sinnen, fällt ihm nicht ein; theils ist er dazu nicht im Stande, denn die unwürdige Behandlung, die er erduldet, stumpft seine äußern und innern Sinne ab, theils würde er auch dadurch selbst nicht den geringsten Vortheil haben. Nicht so der Freie; je vollkommener er arbeitet, desto mehr wird seine Arbeit gesucht werden; jede Vereinfachung, jede Vervollkommnung, die er dabei anzubringen vermag, gereicht ihm zum Vortheil und er allein hat den Gewinn davon zu erwarten. Wann ward auch je eine Arbeit, die etwas mehr als die einfachsten Handgriffe, die irgend Nachdenken erfoderte, durch Unfreie vollendet? — Aus dem Vorhergegangenen beantwortet sich auch die zweite aufgeworfene Frage beinahe schon von selbst, ob nämlich der Lohn, der dem freien Arbeiter gereicht werden muß, mit den Kosten im Verhältnisse stehe, die der Unterhalt des Unfreien erfodert. Es versteht sich von selbst, daß hier auch zugleich mit in Anschlag gebracht werden muß, daß der Freie erwiesener Maßen mehr und besser arbeiten werde, als der Unfreie, der obendrein bei seiner Arbeit durchaus nichts, keine Geräthschaften u. s. w. schonen wird, da ja doch Alles seinem Zwingherrn allein gehört, diesen allein der Schaden trifft; daher auch jene unbegreifliche Sorglosigkeit, die man an dem Leibeignen wahrnimmt. Er sorgt nicht für die Zukunft, selbst wenn er es mit leichter Mühe könnte; warum sollte er es auch thun, muß ja doch der Herr ihn füttern, wenn er sich nicht selbst den größten Schaden zufügen will. Alles, was er besitzt, gehört entweder durchaus seinem Herrn, oder sein eigener Besitz ist wenigstens schwankend, hängt von den Launen seines Gebieters ab: wie mag man da Sorgsamkeit und Sparsamkeit erwarten? Sich einige viehische Genüsse zu verschaffen, im vorübergehenden Rausche die Zuchtruthe zu vergessen, die ihn zur Arbeit treibt, darauf sinnt er allein. — Fragt man endlich die Erfahrung, so bestätigen die unverwerflichsten Zeugnisse das, was schon eine oberflächliche Untersuchung als vollkommen einleuchtend darstellt. Wo das Verhältniß der Eigenhörigkeit oder der Leibeigenschaft, versteht sich mit der nie zu vergessenden, höchst nöthigen Vorsicht, aufgehoben wurde, da geschah es jedesmal zum größten Vortheile der Berechtigten und des Staats. Cz.

Knees (**Knäzi**) bedeutet in Rußland eine Person von hohem **Adel**, oder auch einen **Fürsten**. Sie können in alte und einheimische, und in neue und fremde eingetheilt werden. Unter den einheimischen Knäzi sind Familien, welche von den alten Großfürsten abstammen, z. B. Dolgorucki und Repnin. Die Kneesen Golitzin und Kurakin leiten ihren Ursprung von den alten Großherzögen von Lithauen ab. Die tartarischen Kneesen in Rußland stammen theils aus vormals wirklich regierenden Familien, theils nur von tartarischen Mursen ab. Die letztern haben mit den russischen Kneesen

bei weitem nicht gleichen Rang. Im Allgemeinen kommen die Kneesen in Rußland, welche über ihre Unterthanen keine größere Gewalt haben, wie die übrigen Edelleute, mit den regierenden deutschen Fürsten in gar keine Vergleichung.

Kneller (Gottfried), einer der berühmtesten Porträtmaler, ward 1648 zu Lübeck geboren, und, weil ihn seine Aeltern für den Militärstand bestimmt hatten, nach Leyden auf die Universität gesandt, um sich daselbst der Mathematik und Festungsbaukunde zu widmen. Da er jedoch eine entschiedene Neigung für die Malerei zeigte; so ließen ihn seine Aeltern anfangs unter Rembrandt und nachher unter Ferdinand Bole studiren. In Gesellschaft seines Bruders, Johann Zacharias, der sich der Baukunst gewidmet hatte, begab er sich darauf nach Italien, wo er einige der vollendetsten Gemälde Titians und Hannibal Carracci's copirte und nebenbei auch den freundschaftlichen Unterricht Carlo Maratti's benutzte Nach einem kurzen Aufenthalte zu Rom ging er nach Venedig, wo er anfangs Historienmalerei trieb, sich aber nachher fast einzig der Porträtmalerei widmete, durch deren Werke er daselbst einen großen Ruhm erhielt. Von Venedig begab er sich 1672 nach Deutschland zurück, arbeitete in Nürnberg, München und Hamburg, wo er bedeutende Empfehlungen für England erhielt und 1674 sich nach London begab. Gleich seine ersten Porträts, welche er daselbst verfertigte, erregten eine so allgemeine Bewunderung, daß der Herzog von Monmouth, natürlicher Sohn Carls II., der späterhin sein Leben auf dem Schaffotte endigte, sich nicht allein von ihm malen ließ, sondern auch den König, seinen Vater, demselben ebenfalls zu sitzen bewog. Da dieser jedoch zu derselben Zeit seinem Hofmaler, Peter Lely, das Versprechen gegeben hatte, sich von ihm malen zu lassen, und sein Wort nicht gut zurücknehmen konnte, so befahl er, daß beide Maler ihn zu gleicher Zeit malen sollten. Ungeachtet nun Lely, als der königl. Hofmaler, im Besitze des Rechts war, die Vortheile des Lichts und der Stellung wählen zu können: so malte doch Kneller mit solchem Genie und Feuer, daß er sein Bild bereits vollendet hatte, als von Lely's Arbeit kaum die erste Anlage gemacht war. Dieser Umstand begründete mit einem Male Kneller's Ruhm; der König ließ sich nicht allein mehrmals von ihm malen, sondern besuchte auch den Künstler mit der, diesem Fürsten eigenen Menschenfreundlichkeit, in seinem Hause in Covent-Garden. Nach Lely's Tode, der im Jahre 1680 erfolgte, ward Kneller zum königl. Hofmaler ernannt, welche Stelle er unter vier Königen bekleidete. Im J. 1684 machte er, auf Ludwigs XIV. Einladung, eine Reise nach Paris, wo er nicht allein den König, sondern auch die ganze königl. Familie malte. Dort erhielt er auch Nachricht von dem Tode Carls II., seines Beschützers. Doch brachte dieß keine Aenderung in seiner Lage hervor: denn Jacob II. bestätigte dem Künstler die Gunst, derer ihn der Bruder gewürdigt hatte. Es verdient angemerkt zu werden, daß Jacob II. sich so eben von Kneller malen ließ, als ihm die Nachricht von der Landung des Prinzen von Oranien in England überbracht wurde. Auch dieser bewies sich gegen den Künstler sehr gnädig; denn Kneller ward 1692 zum Knight (Ritter) ernannt und mußte dann, auf Befehl des Königs, eine Reise nach Brüssel machen, um daselbst den Churfürsten von Baiern zu malen, wofür er von diesem eine Medaille, nebst goldener Kette, dreihundert Pfund an Werth, zum Geschenk erhielt. Als er den König am 9ten Nov. 1695 nach Oxford begleitete, ward ihm von

der dortigen Universität der Doctortitel ertheilt, eine Ehre, die außer ihm, nur noch Josua Reynolds, der jedoch derselben in jeder Hinsicht würdiger war, erhalten hatte. Kneller schien vom Schicksale ausersehen zu seyn, im Besitze der Gunst der Könige zu leben, ohne die veränderliche Laune derselben erfahren zu müssen: denn nicht einmal die politischen Stürme hatten Einfluß auf sein günstiges Schicksal. Obgleich ein eifriger Anhänger der Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron gehoben hatte, blieb er nichts weniger im steten guten Vernehmen mit den Freunden des vertriebenen Königs Jacob II.; ja, Kneller setzte sogar seinen vorigen Umgang mit denselben fort. Georg I. ernannte ihn am 24sten Mai 1715 zum Baronet, unter dem Titel von **Whitton** in der **Grafschaft Middlesex**, und der deutsche Kaiser Joseph I. machte ihn sogar um eben diese Zeit zum römisch-deutschen Ritter. Aber alle diese Ehrenbezeigungen verschwinden vor dem Lobe, welches ihm die Poesien Dryden's, Pope's und Addison's sangen, und in welchen er noch fortleben wird, wenn seine Werke schon längst untergegangen seyn werden. Doch beschuldigt man ihn, daß ihm kein Mittel zu schwer geworden sey, jene Dichter für sich zu stimmen, und ihr Lob auf die unwürdigste Weise zu erschleichen. Ueberhaupt werden die lächerlichsten Dinge von seiner übertriebenen Eitelkeit erzählt. Uebrigens hatte Kneller einen bestimmten Preis für seine Porträts gesetzt, von welchem er nicht abwich: funfzehn Guineen für einen Kopf, zwanzig für einen Kopf mit einer Hand, dreißig für ein Brustbild und sechzig für ein Gemälde in Lebensgröße. Er malte aber nur Kopf und Hände; alles Uebrige mußten andere Künstler verfertigen, welche er dafür ordentlich in seinem Dienste hatte. Was den wahren Werth seiner Porträts betrifft, so behaupten gleichzeitige Schriftsteller, er habe nie ganz vollkommen getroffen, aber durch Leichtigkeit und Anmuth der Ausführung sowol, als durch kräftiges Colorit und edle Einfalt, den Mangel der Aehnlichkeit vollkommen ersetzt. Uns scheint jedoch, als hätte Kneller, als Porträtmaler, keinen so ungemeinen Ruf erlangen können, wenn ihm das Talent zu treffen von der Natur versagt worden wäre. Kneller starb am 19ten October 1723 in seinem 75sten Jahre, und hinterließ ein großes Vermögen. Nach seinem Tode ward ihm in der Westminster-Abtei ein Monument errichtet, mit einer übertriebenen lobpreisenden Inschrift, für deren Verfertigung Pope, noch bei Lebzeiten des Künstlers, fünfhundert Pfund empfangen haben soll.

Pq.

Knigge (Adolph Franz Friedrich Ludwig, Freiherr von) ward 1752 zu Bredenbeck, einem Gute seines Vaters, nicht weit von Hannover geboren und daselbst bis in sein vierzehntes Jahr sehr sorgfältig erzogen. Dann machte er einige Reisen mit seinem Vater, auf welchen, da sie sehr kostspillig waren, dieser den Ueberrest seines Vermögens verzehrte und dem Sohne bei seinem Tode (1766), nebst ansehnlichen Gütern auch beträchtliche Schulden hinterließ. Der junge Knigge genoß nun Privatunterricht und bezog 1769 in seinem siebzehnten Jahre die Universität Göttingen. Auf einer Reise nach Cassel wurde er vom Landgrafen Friedrich II. zum Hofjunker und Assessor der Kriegs- und Domainenkammer ernannt, welche Stelle er 1772 antrat. Indessen ward er, ehe seine dortigen vortheilhaften Aussichten sich verwirklichen konnten, durch ökonomische Verhältnisse genöthigt, seine Stelle in Cassel niederzulegen und auf seine Güter zu gehen. Aber schon 1777 trat er als Kammerherr in Dienste des weimarschen Hofes,

machte nachher mehrere Geschäftsreisen und privatisirte dann mit seiner Familie nach und nach zu Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Im J. 1790 ward er sodann zum Oberhauptmann und Scholarchen in Bremen erwählt, wo er bereits 1796 im 44sten Jahre sein ziemlich unruhiges Leben endigte. Er war in mehr als einem Fache ein ziemlich routinirter Schriftsteller; besonders erhielten seine Romane, durch leichte, gefällige Erzählung, und durch einen Anstrich von Satyre, besonders aber durch eine Art populärer Lebensphilosophie, die stets im Bereiche der Menge lag, den Beifall der Lesewelt. Doch können sie, da in ihnen die subjective Individualität des Verfassers stets vorherrschend bleibt, auf den Namen rein-objectiver Kunstwerke keinen Anspruch machen. Indessen zeigt seine Reise nach Braunschweig, die man lange für einen komischen Roman hat gelten lassen, in welcher aber nur einige lustige Situationen anzutreffen sind, daß Knigge, wenn er nicht stets in seiner eigenen Persönlichkeit befangen gewesen wäre, sich vielleicht zu rein-komischen Producten hätte erheben können. Ein großes Glück hat sein Werk, Ueber den Umgang mit Menschen, gemacht, ein Werk, welches, aus dem beschränkten Standpunkte angesehen, von welchem aus der Verfasser den Menschen betrachtet, allerdings viel Gutes enthält, das aber, wenn es wirklich zur allgemeinen Handlungsweise erhoben werden sollte, das Leben, wie der Detailhändler seine Waare, in einzelnen Quentien auswägen würde. Einen solchen Handel können aber nur wirklich arme Menschen treiben und machen. Daß übrigens Kniggen's Laune keine natürliche, sondern nur erkünstelte war, daß sein Charakter sich in einiger Befangenheit erhielt, sehen wir auch schon aus seiner Hinneigung zu dem bekannten Illuminatenorden, dessen Mitglied er 1780 wurde, und für welchen er mit großer Thätigkeit wirkte. Diese Verbindung verwickelte ihn in viele unangenehme Verhältnisse, unter andern mit Zimmermann, gegen welchen er jedoch den angestellten Prozeß gewann. Unter dem Namen Philo gab er dann, nach Aufhebung jenes Ordens, eine merkwürdige Erklärung über denselben heraus, so wie er seinen Unwillen in der Geschichte der Aufklärung von Abyssinien, in Wärmbrands politischem Glaubensbekenntnisse und den Papieren des Etatsrath von Schafkopf dem Publikum vor Augen legte. Einen Antheil an Bahrdt mit der eisernen Stirn hat er hinlänglich von sich abgelehnt. Seine übrigen Schriften sind: der Roman meines Lebens; Geschichte Peter Clausens, und Geschichte des armen Herrn von Mildenburg.

Knight (sprich: Neit), auf englisch ein Ritter; kömmt von dem deutschen Knecht, welches ehemals eine Person männlichen Geschlechts überhaupt, dann die den Fürsten oder hohen Adligen dienenden Personen, welche ebenfalls Edelleute waren, bedeutete, und erst nach und nach seine heutige niedere Bedeutung erhalten hat. In England ist der Knight die Stufe des niedern Adels, welche dem gemeinen Edelmann vorangeht. Die Knights-Bannerets erhalten den Ritterstand vom Könige, dadurch, daß ihnen dieser eine Fahne überreicht. Der Charakter eines Knights-Batchelour hingegen ist persönlich und wird nur ausgezeichneten Gelehrten, Künstlern und Kaufleuten zu Theil. Die Mitglieder des Ritterordens werden ebenfalls Knights genannt. K. B., welches man häufig bei englischen Titeln findet, heißt: Ritter des Bath-Ordens.

Knipperdolling, s. d. Art. Wiedertäufer.

Knittelverse heißen diejenigen Verse, welche sich bloß reime übrigens aber keine strenge Messung und bestimmte Anzahl metrisch Füße beobachten, wodurch sie gewöhnlich etwas Rauhes, Ungeebnet erhalten, und deßhalb ihr Gang vulg. mit dem über einen Knitt damm verglichen worden; daher ihr Name. Es läßt sich nicht stimmt nachweisen, wann und von wem diese Art Verse zuerst braucht worden ist: so viel ist indessen gewiß, daß sie sehr alt und sch lange vor Martin Götz im Gebrauche gewesen sind. Ihr Alter g schon daraus hervor, daß unsere ältesten Sprichwörter in Knittelv sen abgefaßt sind. Da das Gesetz des Reims in den neuern Sprach das erste Erfoderniß bei Ausbildung derselben zur Poesie gewesen (denn ein noch ungeübtes Ohr ist am empfänglichsten für den Reim so scheint mit dem sogenannten Knittelverse auch der erste Schritt z Verskunst gethan zu seyn. Man ließ dann die metrische Eintheilun des Verses nachfolgen. Jetzt bedient man sich ihrer nur in der bu lesken Poesie, wo sie durch ihren freien Charakter oft von groß Wirkung sind. Als Gesetz eines guten Knittelverses kann man fo gende zwei Erfodernisse aufstellen: erstlich muß die Gleichheit der Ver art mit Sorgfalt vermieden und dahin gesehen werden, daß Jamben Trochäen, Spondäen und Dactylen stets mit einander abwechseln weil gerade dieses bunte Gemisch von Versen und die Regellosigke derselben zur Wirksamkeit des Komischen ausnehmend beiträgt; zwe tens muß man in der Länge und Kürze der einzelnen Strophen di möglichste Gleichheit beobachten, weil es dem Ohre unangenehm sey würde, den Reim nicht stets in derselben Zeit zurückkehren zu hören Auch gilt für den Knittelvers, was für eigentliche poetische Verse, j sogar für bloße Prosa gilt: die Diction desselben muß so natürlich ungezwungen und wohlklingend als möglich seyn. Pq.

Knobelsdorf (Hans Georg Wenceslaus, Freiherr von), ei großes architectonisches Genie. Er wurde 1697 geboren, trat i königlich-preußische Kriegsdienste, und stieg bis zum Hauptmann. Im J. 1730 nahm er seinen Abschied, um sich ganz der Malerei un Baukunst zu widmen, und machte eine Reise nach Italien und Frank reich, durch die er seinen Geschmack sehr bildete. Hierauf begab e sich nach Rheinsberg zu Friedrich II., damals Kronprinzen, dem e an Malerei und Baukunst Geschmack beibrachte. Als dieser auf de Thron gelangt war, ernannte er ihn zum Oberaufseher aller könig lichen Gebäude und zum geheimen Finanzrath. Er starb im J. 175 zu Berlin. Unter so manchen durch seine Direction aufgeführten kö niglichen Gebäuden bleibt besonders das Schloß Sans-Souci ei Denkmal seines Ruhms; den Thiergarten zu Berlin hat er gleich beim Antritte der Regierung Friedrichs II. ungemein schön angeord net. Man hat auch gute Bildnisse und Landschaften von ihm. Vo diesem Manne, der mit einem großen Geiste auch Treue und Red lichkeit verband, sagte ein Zeitgenosse, daß, wenn er den Verstand als Person malen sollte, Knobelsdorf ihm dazu sitzen müsse. Sein Freund, Friedrich II., schrieb selbst sein Ehrengedächtniß, welches i den Memoiren der Akademie T. VIII. gedruckt ist.

Knochen (Gebeine) sind die härtesten und festesten Theile de thierischen Körpers. Sie machen die Grundlage solcher Körper aus die nicht von außen, wie die Körper der meisten Insecten, durch einen festen hornartigen Ueberzug gedeckt sind. An die Knochen schließen sich die weichen festen Theile an und bekommen durch sie Haltung. Sie besitzen unter allen Theilen des Körpers die größte Sprödigkeit

sind völlig undurchsichtig, ohne alle Empfindung, und behalten getrocknet ihre Form bei. Bei ihrem Entstehen sind sie weich und biegsam und heißen dann Knorpel. (Viele Thiere haben statt der Knochen nur Knorpel, sie heißen daher Knorpelthiere — z. B. die Knorpelfische, und gehören zu den Amphibien). Der ursprüngliche Stoff, woraus die Knochen gebildet werden, ist der Knochensaft, welcher aus einer im thierischen Körper befindlichen Haut (die Knorpelhaut), abgesondert wird und dahin strömt, wo nach der Absicht der Natur ein Knochen gebildet werden soll. Zuerst fließt der Knochensaft nach dem Mittelpunkte dieser Stelle (dem Verknöcherungspunkte) und häuft daselbst immer mehr Knochenmaterie zusammen, bis der Knochen seine durch den Knorpel bestimmte Gestalt gewonnen hat. Leidet der Knochen irgend eine Zerstörung, so ersetzt die Natur den Schaden durch die Herbeiführnng des Knochensafts sogleich wieder. Der Knorpel, an welchem sich die Knochensubstanz absetzt, wächst selbst durch den, ihm von den Arterien zugeführten Stoff. Knorpel bemerkt man schon in Embryonen von einem Monate, aber noch keine Knochen. Gegen Ende des zweiten Monats bemerkt man Knochenkerne, und zu Ende der Reife völlig ausgebildete Knochen in ihnen. Nach der Geburt bilden sich die Knorpel immer mehr aus, und haben in gemäßigten Erdstrichen beim Menschen zwischen dem 15ten und 20sten Jahre ihre Vollkommenheit erlangt. Von hier an bis zum 50sten Jahre verändern sie sich nicht sonderlich, ob ihnen gleich nicht ganz dieselbe Form bleibt. Nach dieser Zeit verschlechtern sie sich, und werden sogar dünner und leichter. Alle Knochen der Thiere aus den beiden ersten Klassen sind äußerlich, auf und dicht unter ihrer Oberfläche dichter und fester, nach innen zu lockerer. Ihre Substanz ist, die Zähne ausgenommen, fast einerlei, und nur die Zusammenfügung oder Verbindung der feinsten Knochentheilchen zu einem ganzen Knochen sind zellig; und alle sind, außer den Zähnen, mit der Bein- oder Knochenhaut überzogen, welche letztere aus dichtem Zellstoffe, aus Schlag- und Blutadern und aus Saugadern besteht, aber keine Nerven enthält und daher auch unempfindlich ist. Diese Beinhaut dient zur Erhaltung und Ernährung des Knochens, ungefähr so, wie die Rinde der Bäume zur Erhaltung des Holzes derselben nöthig ist. Bei den Knochen, welche inwendig hohl sind, trifft man eine andere Materie, nämlich das Mark- oder Knochenfett an, welches durch Arterien, die überall in die Knochen eindringen, abgesondert wird, und dessen wahren Nutzen man noch nicht kennt, die aber wahrscheinlich dazu dienen, die Knochen stets in einem geschmeidigen Zustande zu erhalten. Die Knochensubstanz selbst hat ihre Festigkeit der großen Menge erdiger Theile zu verdanken, die derselben beigemischt sind. Außer diesen erdigen und kalkigen Theilen enthalten die Knochen auch noch eine Menge derjenigen gallertartigen Substanz, welche den Hauptbestand des Fleisches und anderer thierischen Theile ausmacht. Durch anhaltendes starkes Kochen im Wasser, besonders im papinianischen Topfe, oder durch die Auflösung des erdigen Theils in einer mit vielem Wasser verdünnten Salpetersäure kann man den Knochengallert abschneiden. Die Knochenerde, von andern Substanzen abgesondert, erhält man durch das Verbrennen oder Verkalken der Knochen. Die Knochenlehre nennt man Osteologie.

Knoten (in der Astronomie) werden die beiden Punkte genannt, in welchen die Bahnen der Planeten, Nebenplaneten und Kometen die Ekliptik an der scheinbaren Himmelskugel durchschneiden. Sobald jene

Himmelskörper auf ihrer Laufbahn um den Himmel die Knoten berühren, befinden sie sich selbst in der Ekliptik und haben daher gar keine Breite. Die scheinbare Himmelskugel wird durch die Ekliptik in zwei Hälften getheilt, wovon die eine über die Ekliptik nach dem Nordpole, die andere aber unter ihr nach dem Südpole zu liegt. Tritt nun einer der Himmelskörper bei seinem Durchgange durch einen der Knoten in die obere Hälfte, so ist dieß der aufsteigende Knoten (Drachenschwanz); tritt er jedoch in die untere Hälfte, so nennt man ihn den niedersteigenden Knoten (Drachenkopf). Alle Knoten der Himmelskörper machen nach und nach eine rückgängige Bewegung, welche zwar in einer kurzen Reihe von Jahren wenig beträgt, aber doch auf die Länge sehr bedeutend wird. Davon ist die gegenseitige Anziehung der Körper selbst die Ursache. Bei dem Monde ist der Rückgang so beträchtlich, daß diese Knoten binnen 19 Jahren durch den ganzen Thierkreis gehen. Knotenlinie (in der Astronomie) ist diejenige Linie, welche die Bahn irgend eines wandernden Himmelskörpers gemeinschaftlich mit der Ekliptik durchschneidet und mitten durch die in beiden Ebenen befindliche Sonne geht. Die Endpunkte dieser Linie sind die beiden Knoten, wovon so eben gesprochen. Da sich nun die Knoten selbst, gegen die Ordnung der Zeichen des Thierkreises, rückgängig um die Sonne bewegen; so muß dieß auch die Knotenlinie thun.

Kobalt (Kobold) ist ein Mineral, welches ein eigenes Geschlecht ausmacht, und dessen Erze Kobaltspeise genannt werden. Es hat eine eisen= oder stahlgraue, ins Röthliche spielende Farbe. Der Kobalt ist schwer, spröde, zerfällt unter dem Hammer in Brocken, und zeigt nur im Stande der höchsten Reinheit, einen geringen Grad von Dehnbarkeit. Gewöhnlich ist er mit Arsenik, Nickel und Eisen vermengt. Er soll auch vom Magnet nicht allein angezogen werden, sondern auch selbst anziehend seyn: das Eisen wäre also, wenn es damit seine Richtigkeit hätte, nicht das einzige, des Magnetismus fähige Metall. Im Feuer ist der Kobalt sehr schwer flüssig zu machen, so daß dazu die Hitze des schmelzenden Kupfers verlangt wird, und je mehr er von Arsenik frei ist, desto schwerer fließt er und desto schwerer läßt er sich verkalken. Ja, er zeigt sich in dem stärksten Grade von Hitze feuerfest. Er löset sich in allen Säuren auf, im Wasser bleibt er aber unauflöslich. Seine Halbsäuren, aber nicht er selbst, bilden, in Vereinigung mit den Erden, eine Art blaues Glas. Das von seinen Zusätzen geschiedene Erz heißt Kobaltkönig, von welchen man jedoch im Großen keinen Gebrauch machen kann, weßhalb man ihn nur in kleinen Massen zu chemischen Versuchen scheidet. Der Kobaltkalk, mit dem der Kobalt vermischt ist, und das Kobaltglas sind allein der Zweck der Scheidung. Der Kobaltkalk wird durch Schmelzen mit Kiesel und Potasche, oder einem andern Laugensalze zu einem dunkelblauen, ja schwarzen Glase, welches die bekannte Schmalte (blaue Farbe, blaue Stärke) gibt. Die Anstalten, wo diese Schmalte bereitet werden, heißen Blaufarbenwerke. Ehe man die Erfindung machte, Schmalte aus den Kobalterzen zu bereiten, warf man sie als unnütz, ja, wegen ihrer giftigen Eigenschaften, sogar als schädlich, weg. Die vornehmsten Arten von Kobalterzen sind: Weißer Speiskobalt; grauer Speiskobalt (stahlderber Kobalt); Glanzkobalt und schwarzer Erdkobalt. In Sachsen, wo der vorzüglichste im Erzgebirge gefunden wird, ist die Ausfuhr dieses Halbmetalls bei hoher Strafe verboten.

Kobold ist in der Geistertheorie des gemeinen Haufens dadurch vom **Gespenst** verschieden, daß dieses, wie geglaubt wird, der rückkehrende Geist eines vorhin lebendigen menschlichen Wesens, jener hingegen eine für sich bestehende, an irgend ein Haus, oder an eine Familie geknüpfte körperlose Erscheinung ist. Sie necken und ängstigen nach dieser Theorie gewöhnlich nur die Menschen, und fügen ihnen nur dann einen eigentlichen Schaden zu, wenn sie dazu gereizt werden. In den Bergwerken heißen die Kobolde **Bergmännchen**, **Berggeister**, und erscheinen daselbst in der Gestalt kleiner Kinder, oder blauer, schwebender Flämmchen, die reichhaltige Anbrüche verkünden, aber allerhand schadenfrohe Neckereien ausüben, wenn sie von den Bergknappen in ihrem Beginnen gestört werden. Vielleicht daß auch von hier die ersten Erzählungen von solchen Geistern ausgingen, da die in den Bergwerken oft unter mancherlei Gestalten schwebenden Dünste des Kobalts zuerst Erscheinungen jener Art hervorbrachten. — **Kobold** (**Kobalt**) nennen die Isländer auch ihren Abgott oder Teufel, der von ihnen angebetet wird. Pq.

Kochkunst ward bei den Griechen von den Weibern, besonders von den Sclavinnen, ausgeübt. Homer beschreibt schon eine Art von Pickenick, welches am Tage nach der Hochzeit, welche Menelaus seinen Kindern ausgerichtet hatte, gegeben wurde. Die Gäste gingen in das Haus des Königs, brachten Schafe und Wein mit, und ihre verschleierten Weiber trugen Gebackenes. Ja, in dem Hause des Menelaus wurde bereits eine Gans gemästet, wie denn auch die Einwohner von Delos zuerst das Mästen der Hühner erfanden. Bei den Römern war die Kochkunst anfangs sehr vernachlässigt und nur ein Geschäft der Leibeigenen: die Abendmahlzeiten bestanden aus drei Gängen. Als jedoch die Römer mit dem Luxus der asiatischen Völker bekannter wurden, kam auch die Kochkunst in Rom in Aufnahme. Die Pracht der Gastmähler stieg bald so hoch, daß man sich genöthigt sah, dieselbe durch Gesetze einzuschränken. Dessenungeachtet nahm der Luxus der Tafeln immer zu. Die Römer erfanden ein Lieblingsessen, welches sie das **trojanische Schwein** nannten. Man ließ nämlich in dem Bauche eines Schweins verschiedene andere Thiere kochen, und der Witz der römischen Köche fand darin eine Aehnlichkeit mit dem trojanischen Pferde. Wider dergleichen Ueppigkeiten ward elf Jahre vor dem dritten punischen Kriege das sogenannte fannische Gesetz gegeben, welchem zufolge unter andern auch das Mästen der Hühner verboten wurde. Am höchsten stieg die Verschwendung bei den Gastmählern der Römer, als **Lucullus** Asien besiegt hatte. Dieser hatte in seinem Palaste mehrere besondere Speisesäle errichten lassen, welche nach ihrer Rangordnung die Kosten des Gastmahls, welches darin gegeben werden sollte, zu bestimmen pflegten. Ein Abendessen in dem ersten dieser Säle kostete ungefähr 7000 Thaler nach unserm Gelde. Unter Pompejus erfand M. Aufridius Lurco das Mästen der Pfauen und hatte in kurzem 60,000 Sestertien mit dieser Kunst verdient. In dieser Zeit ließ ein Schauspieler auf einem Gastmahle eine Schüssel auftragen, welche 10,000 Franken kostete. Sie bestand aus Sing- und Sprech-Vögeln, von denen jeder 600 Franken gekostet hatte. Der Sohn jenes Schauspielers trieb die Verschwendung noch weiter: er bewirthete seine Gäste sogar mit Perlen, die er in Essig auflösete. Unter Tiberius gab es in Rom bereits ordentliche Schulen und Lehrer der Kochkunst; unter ihm zeichnete sich auch die Familie der Apicier aus, deren einer viele neue Speisen, z. B. ein salziges

Gericht aus der Leber der Fische, manche Küchengeschirre, und die Kunst, die Schweine mit trockenen Feigen zu mästen, erfand. Ein Anderer dieses Namens schrieb sogar ein Kochbuch, welches das älteste ist, das wir besitzen, und erfand die Kunst, die Austern frisch zu erhalten. Der Kaiser Vitellius ward einstens von seinem Bruder mit 2000 auserlesenen Fischen und 7000 Vögeln bewirthet: Vitellius selbst ließ einmal in einer einzigen Schüssel die Lebern, die Zungen, die Milch und das Gehirn von vielen theuern Vögeln und Fischen auftragen.

Kochsalz (Küchensalz), ein Mittelsalz aus dem salzsauren Geschlechte, heißt nach der neuern Chemie kochsalzgesäuerte Soda (muriate de sonde). Es hat bekanntlich einen rein salzigen Geschmack, schießt in würflichen Krystallen an, welche luftbeständig sind, und an derselben weder zerfließen, noch verwittern. Nur unreines Kochsalz nimmt Feuchtigkeiten auf und zerfließt. Im Feuer zerspringen die Kochsalzkrystalle mit lautem Geknister, weil ihr Krystallisationswasser plötzlich ausgedehnt wird; sie zerfallen zu Pulver, welches glühend wird und hernach zerfließt. Bei einem hohen Grade von Hitze löset sich das Salz im Wärmestoffe auf und geht in Gasgestalt über. In drei bis vier Theilen Wasser löset sich ein Theil davon auf. Die Bestandtheile des Kochsalzes sind Kochsalzsäure, Soda und Wasser. Es findet sich in beträchtlicher Quantität im Thier- und Pflanzenreiche; weit häufiger aber theils in festen Massen in der Erde, theils in Wasser aufgelöset. Das erste natürliche Kochsalz heißt Steinsalz, und wird in Polen, Rußland, Siebenbürgen, Ungarn, Deutschland, England, der Schweiz und andern Ländern bergmännisch gewonnen. Bei Hallein im Salzburgischen und bei Hall in Tirol gibt es Salzberge. Der bei Cordova in Spanien ist so groß, daß man seine senkrechte Höhe auf 500 Fuß, und seinen Umkreis auf eine deutsche Meile schätzt. Das merkwürdige Salzbergwerk zu Wieliczka bei Cracau in Polen scheint unerschöpflich zu seyn, denn es liefert schon seit dem 13ten Jahrhunderte das Steinsalz in ungeheuern Massen. Das im Wasser aufgelösete Kochsalz heißt, wenn es an den Ufern des Meers und salziger Landseen gewonnen wird, Meersalz; entnimmt man es jedoch den Quellen, die in vielen Ländern, zumal in Deutschland, in großer Menge vorhanden sind, so nennt man es Quellsalz. Dergleichen Quellen oder Salzbrunnen gibt es vorzüglich zu Halle im Saalkreise, zu Kösen und Sulza an der Saale, bei Schönebeck im Herzogthume Magdeburg, und bei Lüneburg. Das Wasser solcher Quellen (Sole) enthält, wenn es reichhaltig ist, in drei bis vier Theilen Wasser einen Theil Salz; die meisten Solen haben jedoch viel weniger. Wenn die Sole über zwei Drittheile Salz enthält, so wird sie durchs Abrauchen in eisernen Pfannen, sonst aber durch sogenannte Gradirhäuser, von dem sie begleitenden Wasser geschieden.

Kohle, eine Substanz, welche man vormals nur als Brennmaterial betrachtete, ist durch die neuern Fortschritte in der Chemie ungemein wichtig geworden. Jeder Rückstand, der nach dem Verbrennen thierischer oder vegetabilischer Substanzen zurückbleibt, wird Kohle genannt. Nach der stahlischen Theorie werden in dem Prozeß des Verbrennens die in den thierischen und vegetabilischen Körpern enthaltenen öligen Theile durch die Wirkung des Feuers zersetzt, worauf sich alsdann der Brennstoff (Phlogiston), welcher wegen Mangels an freier Luft nicht verloren gehen kann, mit dem erdigen Grundstoffe

verbindet und mit diesem einen festen, trocknen, schwarzen und zerreibbaren Körper bildet. Das Verbrennen der Kohle setzt in der umgebenden Luft viel Phlogiston ab, weßwegen auch der sogenannte Kohlendampf tödtlich werden kann. Ohne den Zutritt der freien Luft verändert das Feuer die Kohle nicht. Nach Lavoisiers Theorie verbindet sich während des Verbrennens der Sauerstoff mit der Kohle und säuert dieselbe. Der vorher mit dem Sauerstoff verbundene Wärmestoff wird dadurch frei, und verbindet sich mit dem benachbarten Körper. Daher entsteht bei dem Verbrennen eines Körpers zu Kohle Licht und Wärme. Die Kohle und der Sauerstoff werden durch einen Theil des Wärmestoffs, den sie aufnehmen und binden, gasförmig, und bilden das kohlengesäuerte Gas. Dieses Gas, dessen Basis, nach Lavoisier, Kohlenstoff und Sauerstoff ausmacht, ist durchsichtig, elastisch, von säuerlichem Geschmacke, und färbt blaue Pflanzensäfte roth. Natürlich und rein wird es in unterirdischen Höhlen gefunden. Im Wasser löset es sich zu gleichen Theilen auf, und daraus entsteht die Kohlensäure (acidum carbonicum), welches etwas schwerer als reines Wasser ist. An der Luft entschlüpft das kohlengesäuerte Gas wieder aus dem Wasser; auch entwickelt es sich aus demselben bei einem höhern Grade der Temperatur. Kohlenstoff ist nach der neuen französischen Theorie ein einfacher, sehr häufig in der Natur verbreiteter Körper, der einen vorzüglichen Antheil der Kohle ausmacht. Das Daseyn desselben erweisen die Antiphlogistiker durch die Erklärung des nachstehenden Versuchs. Man bringe eine bestimmte Quantität gepulverter Holzkohlen auf einer kleinen Schale unter eine auf Quecksilber stehende und mit Sauerstoff angefüllte Glocke, zünde dann, vermittelst eines Brennglases, den Kohlenstaub unter der Glocke an; so wird er anfangs mit einer hellen Flamme brennen, und es wird sich viel Wärmestoff entwickeln. Allmälig aber werden Licht und Wärme abnehmen, und die Kohle wird verlöschen. Nach geendigtem Versuche wird man finden, daß das Gas unter der Glocke an Umfange ein wenig abgenommen hat, und daß es nunmehr aus reinem Sauerstoffgas in eine Mischung von vier Fünftel fixer Luft und ein Fünftel unveränderten Sauerstoffgas verwandelt worden ist. Die Kohle hat an Gewicht abgenommen, und um eben so viel hat das Gas unter der Glocke daran zugenommen. Kohlenstaub (Kohlenpulver) entfärbt braune und schwarze Körper und macht sie weiß. Die dunkle Farbe dieser Körper rührt nämlich von dem ihnen beigemischten Kohlenstoffe her. Vermischt man sie nun mit Kohlenpulver, so vereinigt sich der in ihnen enthaltene Kohlenstoff mit der Kohle, und sie werden entfärbt. Faulem Fleische benimmt das Kohlenpulver seinen widrigen Geruch. Denn dieses entsteht von dem sich bei der Fäulniß entwickelnden, geschwefelten und gekochten Wasserstoffgas, welches sich mit dem Kohlenpulver verbindet und dieses daher auch schwer macht. Auf gleiche Weise kann man durch das Kohlenpulver auch andern stinkenden Körpern, faulem Wasser, Zwiebeln, Knoblauch, Wanzen, besonders aber den heimlichen Gemächern den übeln Geruch benehmen. — Kohlenbrennerei ist die Kunst, Holz bei verschlossenem Feuer zum völligen Glühen zu bringen und dann verlöschen zu lassen. Das Alter dieser Kunst erhellt daraus, daß Salomo bereits der Kohlen gedenkt und sie von dem gewöhnlichen Brennholze unterscheidet. Bei den Römern war diese Kunst sogar geehrt: denn der berühmte M. Aemilius Scaurus, der die Ligurier überwand, handelte einige Zeit mit Kohlen. Theophrast

beschreibt schon das Verkohlen des Holzes, und Plinius gedenkt schon eines Kohlenmeilers.

Kolon, s. Interpunctionszeichen.

Komisch ist einer von den Begriffen, in deren Erklärung bis jetzt eine große Verschiedenheit geherrscht hat. In der That scheint die Theorie des Komischen nur die Frucht einer gänzlich freien, abstracten Speculation zu seyn. Wenn wir, wie es dem Gegenstande angemessen ist, komisch durch scherzhaft übersetzen können; so werden wir dadurch schon von selbst der wahren Erklärung des Komischen auf die Spur kommen. Scherzhaft ist nämlich dasjenige, was nicht in ernster Absicht, sondern nur des Scherzes wegen, geschieht: das Komische ist also, wie hieraus hervorgeht, dem Ernste, oder dem Tragischen, entgegengesetzt. Wenn der Ernst darin besteht, in den jedesmaligen Handlungen die höchste Zweckmäßigkeit der Mittel und die geziemendste Benutzung der Zeit zu offenbaren; so geht daraus schon von selbst hervor, daß das Komische in der gänzlichen verkehrten Wahl und Anwendung der Mittel und der Zeit zur Erreichung irgend eines Endzwecks seine Begründung haben müsse. Und dieß ist denn auch, unserer vollkommenen Ueberzeugung zufolge, die einzige wahre und erschöpfende Erklärung des Komischen. Ernsthaft heißt dasjenige, was im Stande ist, auf eine zweckmäßige, nicht widersprechende Art, und auf dem rechten Wege zum vorgesetzten Ziele zu führen; komisch hingegen dasjenige, was auf die entgegengesetzte Weise geschieht, wo also gerade die widersprechendsten und widersinnigsten Mittel angewandt werden, um zum Zwecke zu gelangen. Wir suchen diese Erklärung durch ein Beispiel zu belegen. Hat es nicht bisher die scharfsinnigsten Untersuchungen veranlaßt, aus welchem Grunde man jedes Mal zum Lachen geneigt ist, wenn es sich zuträgt, daß ein Vorübergehender fällt? Nach unserer eben gegebenen Erklärung dürfte es sich damit folgendermaßen verhalten. Derjenige, welcher über die Straße geht, will sich natürlich an irgend einen Ort begeben, um daselbst irgend ein Geschäft zu verrichten: denn sonst wäre er natürlich zu Hause geblieben. Indem er nun dahin zu gehen im Begriffe ist, fällt er, das heißt, er thut gerade das Zweckwidrigste, was er in seiner Lage thun könnte, in sofern er nämlich durch das Fallen am Gehen und Fortkommen durchaus verhindert wird. Die absolute Zweckwidrigkeit also, welche daraus entsteht, ist es gerade, welches uns so verkehrt erscheint, daß wir darüber lachen müssen, und wir müssen gerade um so mehr darüber lachen, je mehr derjenige, der fällt, Eile zu haben scheint. Das aber, was Lachen erregt, oder das Lächerliche, ist eben das Komische, sofern es als scherzhaft dargestellt wird. Im gemeinen Leben pflegt man daher oft das Lächerliche selbst komisch zu nennen. Was erscheint uns ferner komischer, als wenn Jemand, der sich auf einen Stuhl zu setzen glaubt, sich oft recht langsam und würdevoll auf die Erde setzt? Ist etwas Widersprechenderes zu denken, und thut Jemand etwas, was seinem Endzwecke mehr widerspräche, als wenn er sich, statt auf den Stuhl, auf die Erde setzt? Eben aus diesem Grunde erscheint uns auch ein solches Ereigniß so sehr lächerlich. Selbst das moralische Gefühl im Menschen, welches gebietet, sich nicht über das Unglück seines Nebenmenschen zu freuen, wird hier von dem Hange, nur den reinen Endzweck, entblößt von jeder persönlichen Rücksicht (kurz das Rein-Formelle), im Auge zu haben, besiegt und hintenangesetzt. Denn ob es uns gleich aus hundertfältiger Erfahrung bekannt ist, daß der Mensch in jenen beiden angegebenen Fällen sich oft

gefährlich verletzen kann; so wird dennoch unser Verstand, der sich von der Zweckwidrigkeit jener Handlungen gewissermaßen beleidigt fühlt, und sich daher des Spottes über dieselbe nicht zu erwehren vermag, kräftiger in uns, als das moralische Gesetz, mit dem Unglücke unserer Nebenmenschen Mitleid zu haben. Siehe Burlesk. Pq.

Kommerzielle Production (in der Staatswirthschaft) ist diejenige Kraftäußerung, wodurch Güter oder Genußmittel von deren Erzeuger an den Verbraucher gelangen. Der Kommerz oder Handel befördert weder genießbaren Stoff, oder dem Stoffe entrissene Güter in ihrer ursprünglichen Gestalt zum Genuß, wie es die Urproduction thut, noch gibt derselbe dem ungenießbaren Urstoffe die Form und damit die Eigenschaft der Genießbarkeit, wie es bei der industriellen Production der Fall ist, aber er befördert einen genußfähigen Stoff zu einem Genusse, der außer der zu dieser Beförderung verwandten Kraft nicht Statt gehabt haben würde, und eben darum ist derselbe in nationalwirthschaftlichem Sinne wahre Production. Der Urproducent nämlich so wie der industrielle Producent hört in dem Augenblicke auf, das Eins oder Andere zu seyn, wo er Andern sein Product mittheilt, und er kann es auch ohne Stillstand seiner Arbeit höchstens nur seinen nächsten Umgebungen mittheilen, daher muß eine dritte Kraftäußerung zur Austheilung und Verbreitung der Genußmittel Statt finden, welches die kommerzielle ist. Der Sinn des Handels ist kein anderer, als die Erzeugnisse der Natur und der menschlichen Arbeit allen Völkern und Menschen gemeinsam zu machen, d. h. einem jeden Menschen Gelegenheit zu geben, die ganze Sinnenwelt, in sofern sie dem Menschen überhaupt zugänglich ist, in soweit zu gebrauchen, als die Eigenthümlichkeit seines Wesens ihrer bedarf. Gewöhnlich wird der Umsatz oder Umtausch der Genußmittel als das Princip des Handels dargestellt, jedoch nicht ganz mit Recht; denn die Austauschung der Waaren ist ja nur das Mittel, nicht das Wesen des Handels. Nicht der Tausch an sich producirt und vermehrt den Reichthum, sondern der Zuwachs an Werth, welchen die Genußmittel durch die Verpflanzung von dem einen Orte zum andern erhalten, ist es, was diese wohlthätige Wirkung hervorbringt. Auf doppelte Weise trägt der Handel zur Vermehrung des Nationalreichthums bei, unmittelbar und mittelbar. Die unmittelbare Wirkung desselben besteht in der Wertherhöhung der bereits vorhandenen Genußmittel, die mittelbare hingegen in der Hervorbringung neuer Genußmittel durch Unterstützung und Belebung der Urproduction und des industriellen Gewerbfleißes. Was zuerst jene unmittelbare Wirkung auf den Nationalreichthum betrifft, so besteht die durch den Handel hervorgebrachte Wertherhöhung der bereits vorhandenen Genußmittel theils aus dem Lohne aller mit der kommerziellen Production beschäftigten Arbeiter, also auch der Schiffer und Fuhrleute, welche den Waarentransport besorgen, theils aus den Zinsen und Gewinnsten der im Handel angelegten stehenden und umlaufenden Kapitale. Geblendet von diesen in der That nicht unbedeutenden Vortheilen, welche der unmittelbare Einfluß des Handels auf den Nationalreichthum dem Staate gewährt, waren von jeher die meisten Regierungen hauptsächlich darauf bedacht, nur diesen Einfluß auf alle mögliche Weise zu befördern und beachteten kaum die weit wichtigere und segenreichere Wirkung, welche der Handel durch Unterstützung der Ur- und industriellen Production mittelbar auf den Nationalreichthum äußert, ja sie gingen oft in ihrem Irrthume so

weit, daß sie durch unpolitische Maßregeln und Gesetze zu Gunsten jenes mindern Vortheils diesen wichtigern aufopferten. Das Kapital des Kaufmanns gibt nämlich den Urproducenten so wie den industriellen Producenten, von denen er die rohen oder verarbeiteten Waaren, mit welchen er handelt, bekommen hat, ihre Kapitale mit dem gehörigen Gewinnste wieder und setzt Jeden derselben dadurch in den Stand, sein Gewerbe fortzusetzen; es unterstützt auf diese Weise die werthschaffende Arbeit der Gesellschaft und vermehrt die Quantität ihres jährlichen Erzeugnisses. Würde kein Kapital darauf verwandt, die rohen und verarbeiteten Erzeugnisse von den Orten, wo sie überflüssig sind, dahin zu schaffen, wo es daran fehlt, so könnte an keinem jener Orte mehr hervorgebracht werden, als der Ort selbst und die nächste Umgebung verbrauchen kann, denn nur da werden Kapitale auf Erzeugung eines Ueberflusses von Genußmitteln verwandt, wo Hoffnung vorhanden ist, daß der Handel diesen Ueberfluß abnehmen und Genußmittel anderer Art dagegen zuführen werde. Die kommerzielle Production ist gleichsam das Rad, welches die beiden Endpunkte des Nationalwohlstandes, der Production und der Consumtion, in die nöthige Berührung bringt; indem sie zunächst und unmittelbar nur den Kreislauf des Rades der Consumtion zu fördern scheint, fördert sie zugleich mittelbar auch den Umlauf des Rades der Production. Wäre kein Kaufmann da, welcher dem Producenten seinen Ueberfluß abnähme und ihn in die Hände des Consumenten förderte, so würde die Thätigkeit des Erstern oft eine lange Zeit hindurch stocken müssen und der Producent würde oft mitten im Ueberflusse seiner Erzeugnisse an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leiden. (S. Handel.) KM.

Komödie, s. Schauspiel.

Komorn, eine königliche Freistadt in der Gespannschaft gleiches Namens in Niederungarn, im äußersten Winkel der Insel Schütt, am Zusammenflusse der Waag und Donau. Natur und Kunst machen sie beinahe unüberwindlich. Die Stadt enthält 5000, und die ganze Gespannschaft 70,000 Einwohner, welche, bis auf wenige deutsche und böhmische Sclaven, lauter Ungarn sind. Es befindet sich hier eine fliegende Brücke.

König (regulus) heißt in der Sprache der Mineralogen jedes metallische Wesen, das sich bei Schmelzung der Erze im Tiegel zu Boden setzt, oder beim Abtreiben zurückbleibt — der reine, von allen unmetallischen Theilen befreite Bestand, z. B. Bleikönig, Koboltkönig 2c. Man glaubt, daß dieser Ausdruck von den Alchymisten herrühre, welche in allen Schmelzungen Gold, den König der Metalle zu finden wähnten.

König — Römischer König — König von Rom. Dieser Titel soll aus dem Fränkischen Chunig entstanden seyn. So nannten die Franken Chlodowig wegen seiner Tapferkeit, welche im Fränkischen Chune geheißen haben soll. Andere leiten diesen Titel, den Chlodowig unter allen Fürsten deutscher Abkunft zuerst führte, von dem tartarischen Chan oder Kan ab. Nächst dem kaiserl. Titel, wird in Europa der königliche als der vornehmste geachtet. Den Königen gebührt, so wie den Kaisern, ausschließlich der Titel Majestät, auch sind noch verschiedene andere, größtentheils das Ceremoniel betreffende Vorrechte an den Königstitel geknüpft, die in der Diplomatik unter dem Namen der königlichen Ehren (honneurs royaux, honores regiae) begriffen werden. Diese königlichen Ehren besaßen und besitzen jedoch auch zuweilen solche Staaten, deren Regenten den königlichen

Titel nicht führen; so besaß sie die alte Republik Venedig und die der vereinigten Niederlande, so die Schweiz und die Großherzoge, wenigstens zum Theil. Die Zahl und die Benennung der in Europa vorhandenen Königreiche hat durch die, seit der französischen Revolution erfolgten Umwälzungen, mannichfaltige Veränderungen erlitten. Vor der französischen Revolution gaben folgende Länder ihren Regenten den königlichen Titel: Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, Neapel und Sicilien, oder beide Sicilien, Sardinien, Preußen, Böhmen, Ungarn, Gallizien und Lodomirien, Polen, England, Irland, Schottland, Schweden, Dänemark und Norwegen. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution verschwand zuerst Frankreich, bald auch Polen aus der Reihe der Königreiche; dagegen aber wurden, seitdem Bonaparte an der Spitze von Frankreich stand, mehrere neue Königreiche geschaffen, von denen jedoch einige nur eine ephemere Existenz erhielten. So entstand zuerst ein Königreich Hetrurien aus dem vormaligen Großherzogthum Toscana, sobald darauf ein neues Königreich Neapel, während in Sicilien die alte Familie die königliche Würde fortdauernd behauptete, so bildeten sich ein Königreich Italien, ein Königreich Holland, und mit dem Anfange des Jahres 1806 die Königreiche Baiern und Wirtemberg, worauf im Jahre 1807 die Königreiche Sachsen und Westphalen folgten. Hetrurien und Holland wurden jedoch bald durch Frankreich selbst, Westphalen in unsern Tagen, durch die Befreiung Deutschlands von fränkischer Oberherrschaft als Königreiche vernichtet. Allein auch mit den königlichen Familien ereigneten sich manche Veränderungen. In Neapel ward ein Bruder, bald darauf ein Schwager Bonaparte's zum Könige ernannt, ein anderer Bruder in Holland, ein dritter in Westphalen, und der anfängliche König von Neapel, bald darauf an die Stelle der, durch List und Gewalt entthronten königlich-spanischen Familie, zum Könige von Spanien bestellt; die königliche Familie von Portugal ward zur Entfernung nach Brasilien gezwungen. Noch nie hatte Europa vorher eine ähnliche Wandelbarkeit der königlichen Würden und Geschlechter gesehen. Der königliche Titel ward bisher in Europa nur wirklich regierenden Königen, oder doch solchen, welche es gewesen waren, ertheilt, dagegen aber ward er, seitdem Bonaparte den Kaisertitel angenommen, auch zum Titel für einen Kronprinzen gemacht, welches noch nie der Fall gewesen war. Dieser neue König von Rom war jedoch nicht mit dem römischen Könige zu verwechseln. Der Titel eines römischen Königs bezeichnete in dem vormaligen deutschen Staatsrechte den noch bei Lebzeiten des römischen Kaisers von den Churfürsten erwählten Nachfolger desselben, der jedoch als solcher durchaus keinen Antheil an der Reichsregierung hatte; den Titel eines Königs von Rom dagegen sollte, nach der Einverleibung Roms mit dem französischen Reiche, vermöge eines Senatusconsults vom 17ten Febr. 1810, jedes Mal der älteste Prinz des Kaisers von Frankreich führen. Dieser Titel verschwand mit dem Kaiserthume selbst. Die Niederlande aber und Hannover wurden nach dem pariser und wiener Frieden zu Königreichen erhoben. Cz.

Königsberg (in Preußen), (Krolewiez, Karalanzuge), Hauptstadt der Provinz Preußen, im schaakener Kreise, 1ste Militärabtheilung, mit 4,550 Feuerstellen und 66,000 Einwohnern, zweite Residenzstadt der preußischen Monarchie, eine berühmte Handelsstadt, ehemals zum hanseatischen Bunde gehörig, liegt am Einflusse des Pregel, über welchem hier sieben Brücken gehen, in das frische Haff,

und hat, die dreizehn Vorstädte mit eingerechnet, zwei Meilen im Umkreise, in welchem Raume aber viele Gärten, Felder und ein See mit eingeschlossen sind. Das dortige Schloß ist prächtig gebaut, liegt auf einer Anhöhe und enthält 180 Zimmer, von denen aber ein großer Theil nicht mehr bewohnbar ist. Die Stadt hat 23 Kirchen, den Sitz der hohen Landescollegien von Ostpreußen, des Staatsministeriums, der Regierung, der Kriegs- und Domainenkammer u. s. w. Besonders schöne Häuser enthält die Königsstraße (neue Sorge). Der vornehmste Theil der Stadt heißt Kneiphof; dieser liegt auf einer Insel im Pregel und ist auf Pfählen erbaut. In dem sehenswürdigen Dome ist die Orgel zu bemerken, die 5000 Pfeifen hat und 1721 vollendet worden ist. Die dortige Universität, welche vom Markgrafen Albrecht dem Ersten, Herzoge von Preußen (daher Academia Albertina), 1544 gestiftet ist, und deren Rector Magnificentissimus seit 1809 der jetzige Kronprinz von Preußen ist, hat zwischen 300 und 350 Studenten. Auf dieser Universität glänzte Kant, und noch jetzt rechnet sie einen Vater, Reidenitz (ihren Canzler), Hüllmann, Schweigger, Herbart, Gaspari, Wrede, Delbrück zu ihren Lehrern. Die Universitätsbibliothek ist seit kurzem mit der königl. Schloßbibliothek und einigen andern kleinern Bibliotheken vermehrt worden, so daß sie leicht aus 50,000 Bänden bestehen kann. Bibliothekar ist D. Hüllmann. Außer der Universität befinden sich daselbst noch 7 Gymnasien, 5 Lyceen, 1 Seminarium, unter welchen Schulanstalten das Collegium Fridericianum die wichtigste ist. Auch hat Königsberg mehrere gelehrte Gesellschaften. Die Festung Friedrichsburg mit Kirche und Zeughaus liegt vor dem Kneiphofe. Die dortige katholische Kirche ist 1777 erbaut. Obgleich der Pregel neben der Stadt 15 Fuß Tiefe hat, so kann doch, wegen einiger sich darin befindlichen seichten Stellen, kein großes beladenes Seeschiff auf demselben zur Stadt kommen. Die Schiffe müssen also in Pillau, dem Hafen von Königsberg, liegen bleiben. Der Handel hat seit zwanzig Jahren beträchtlich abgenommen. Die französische Colonie bestand 1780 aus 369 Köpfen. Die Judenschaft ist zahlreich.

Königsmark (Marie Aurore, Gräfin von), zuletzt Probstin des Stifts Quedlinburg, die bekannte Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, ward um das J. 1678 geboren und stammt aus einer der ältesten adeligen Familien der Mark Brandenburg her. Sie ist, sowol wegen der geistigen und körperlichen Reize, mit welchen sie von der Natur verschwenderisch ausgestattet war, als auch wegen der politischen Verhältnisse, in welchen sie lebte, als eine der berühmtesten und ausgezeichnetsten Frauen des 17ten und 18ten Jahrhunderts, anzuführen, um so mehr, als ihr noch überdem das Glück werden sollte, einem der größten Helden seiner Zeit, dem berühmten Marschall von Sachsen (s. d. Art.), das Daseyn zu geben. Kaum war sie 18 Jahr alt, und schon redete und schrieb sie, meistens mit Reinheit und Eleganz, die schwedische, deutsche, französische, italienische und englische Sprache, verstand Latein, las die alten classischen Schriftsteller, besaß ausgebreitete historische und geographische Kenntnisse, und war Dichterin in der französischen und italienischen Sprache. Voltaire urtheilte von ihr, bei Gelegenheit eines ihrer französischen Gedichte, man könne glauben, die Verfasserin sey zu Versailles geboren. Auch war sie Tonkünstlerin, sang vortrefflich, spielte Laute und Gambe zum Bewundern und componirte für diese In-

strumente. Ueberdem malte sie auch in einer Vollkommenheit, von der noch jetzt einige ihrer Werke zeugen, die in Quedlinburg vorhanden sind. Mit diesen mannichfaltigen und ausgezeichneten Talenten verband sie den feinsten Witz und die reizendste Unterhaltungsgabe. So ausgebildet kam sie, in Begleitung ihrer beiden Schwestern, im Jahre 1694 nach Dresden, um daselbst in einer Erbschaftsangelegenheit, welche sie in Hamburg hatte, die Verwendung des Churfürsten zu suchen, der, vermöge seiner Verbindung mit dem Hofe zu Wien, auf den parteiischen hamburger Magistrat einzuwirken vermochte. Der Churfürst sah die Gräfin, entbrannte von heftiger Liebe zu ihr und wandte alle Künste der Verführung an, um sich die junge Königsmark geneigt zu machen. Nach tausend vergeblichen Bemühungen gelang ihm sein Vorhaben, und Aurora erschien öffentlich als die Mätresse des Churfürsten. Sie schenkte ihm darauf einen Sohn, den der Vater Moritz nannte, man sagt, zum Andenken der Moritzburg, auf welcher der Churfürst den Besitz seiner Geliebten, und dieser Sohn sein Daseyn erhalten hatte. Bald aber erlosch die Leidenschaft des Churfürsten für die Gräfin und machte der Liebe zu einem andern Gegenstande Platz. Die Gräfin ertrug ihr Schicksal mit Würde, und flößte, selbst noch als verstoßene Geliebte nicht allein dem ungetreuen Geliebten, sondern auch dem Hofe und dem Publikum, Achtung und Ehrerbietung ein. So geschah es, daß sie mit dem Churfürsten in dem innigsten Freundschaftsverhältnisse blieb, nachdem sie schon längst aufgehört hatte, seine Geliebte zu seyn. Auf sein Verwenden ward sie vom wiener Hofe zur Probstin des Stifts Quedlinburg erhoben und daselbst am 24. Mai 1700 feierlich eingeführt. Von dieser Zeit an hielt sie sich abwechselnd zu Quedlinburg und zu Dresden auf. Wie sehr sie sich die Achtung und Freundschaft des Churfürsten, der nun König von Polen geworden war, zu erhalten gewußt, und wie groß dessen Begriffe von ihrer Klugheit und Einsicht seyn mußten, erhellt daraus, daß er sie 1702 zu Carl XII. sandte, um mit diesem eine Friedensunterhandlung einzuleiten. Als dieser jedoch in bestimmten Ausdrücken erklärt hatte, daß er sie nicht sehen wolle, mußte die Gräfin unverrichteter Sache wieder zurückreisen. In ihren Verhältnissen, als Stiftsdame, lebte sie in ewigen Streitigkeiten mit den übrigen Damen, welchen theils die glänzendere Lage der Gräfin, theils auch der Schutz, dessen diese bei dem Könige von Polen, und durch ihn am kaiserlichen Hofe, genoß, einen unversöhnlichen Neid gegen die Gräfin eingeflößt hatten. Für diese Unannehmlichkeiten ward sie einigermaßen entschädigt durch die Achtung und Huldigung zahlreicher Fremden, welche von allen Seiten kamen, die Gräfin kennen zu lernen, und unter welchen sich die ersten Personen in Europa befanden. Der merkwürdigste und ehrenvollste Besuch war unstreitig der, welchen sie 1711 von Peter I. erhielt, welcher nebst den Herzogen von Braunschweig Rudolph August und Anton Ulrich, die sich ebenfalls mit der ganzen herzoglichen Familie daselbst eingefunden hatten, drei Tage zu Quedlinburg verweilte. Bei dieser Gelegenheit soll die Gräfin, im Namen des Königs von Polen, mit dem Czaar Unterhandlungen angeknüpft haben, welche auf die bekannten Verhältnisse der damaligen Zeit Beziehung hatten. Ohne uns weiter über die Ereignisse ihres Lebens verbreiten zu können, eilen wir zu dem Augenblicke, wo diese merkwürdige Frau, früher als es ihr von der Natur bestimmt zu seyn schien, durch einen unglücklichen Zufall ein Raub des Todes werden sollte. Sie hatte sich, wie man erzählt, beim Ankleiden mit einer Nadel am Unterleibe verletzt, und darauf nicht weiter geachtet.

Diese Verwundung ging in Entzündung, und bald darauf in den kalten Brand über, an welchem sie den 18ten Februar 1728 in ihrem funfzigsten Jahre starb. Ihr Leichnam, an welchem man noch jetzt, beinahe nach einem Jahrhunderte, Ueberreste von den Reizen der Gräfin erkennen soll, ward in der fürstlichen Gruft zu Quedlinburg beigesetzt.

Königsstuhl hieß bei den alten Deutschen ein erhabener Rasenplatz auf freiem Felde, wo von dem Grafen oder obersten Richter des Sonntags Gericht gehalten wurde; insbesondere aber ein steinernes Gebäude bei Rheims, wo ehedem der neugewählte röm. König und Kaiser jedesmal öffentlich ausgerufen wurde.

Königstein, eine berühmte und vielleicht unüberwindliche Bergfestung im meißner Kreise, nebst einem Städtchen gleiches Namens, an der Elbe, nahe an der böhmischen Gränze, gehört zum Königreiche Sachsen. Der Berg, auf welchem die Festung liegt, hat, von der Oberfläche der Elbe, 950 Ellen in der Höhe, und eine gute halbe Stunde im Umkreise. Der Bau der Festung selbst hat 1589 unter dem Churfürsten Christian I. begonnen, ist aber 1731 erst gänzlich vollendet worden. Sie hat nur einen einzigen, sehr verwahrten Zugang, kann weder unterminirt, noch von den umliegenden Bergen beschossen, noch ausgehungert werden, weil, außer dem jedesmaligen Proviante, hinlänglicher Ackerbau, auch Holz genug in der hohen Ebene ist, um die kleine Besatzung hinlänglich versorgen zu können. Außerdem hat sie noch einen 900 Ellen tiefen gangbaren Brunnen, und kann sowol das unten gelegene Städtchen, als auch die Elbe, mit ihren Kanonen bestreichen. Sie hat gewöhnlich nahe an 600 Bewohner, wovon meistens 400 zum Militär gehören, und sämmtliche Handwerke zu treiben im Stande sind. Unter ihre vornehmsten Merkwürdigkeiten gehört das Zeughaus, das sogenannte Pagenbette (ein schmaler Absatz der Mauer, auf welchem einst ein Page, ohne herunterzufallen, geschlafen haben soll), das große Weinfaß (welches 3709 dresdner Eimer enthält), die Kirche, die Keller, und der gegenüberstehende, gleichfalls beträchtlich hohe Berg, der Lilienstein. In der sogenannten Georgenburg auf derselben werden die Staatsgefangenen verwahrt.

Königswasser, s. Scheidewasser.

Konstanz, s. Costnitz.

Kopf (physisch), derjenige Theil des thierischen und menschlichen Körpers, welcher den Mittelpunkt des Nervensystems, das Gehirn in sich enthält, und die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge an sich trägt. Aus dieser Erklärung schon sieht man, daß, wenn ja unter den organischen Gliedern eine Rangordnung Statt findet, der Kopf diejenige Stelle, die er physisch beim Menschen einnimmt, die oberste, mit Recht behauptet, wenn auch, wie in der bekannten Fabel, die übrigen Glieder ihre Unentbehrlichkeit beweisen können. Der Kopf des Menschen weicht in vielen Stücken von dem der Thiere ab, und zeigt den Vorzug des Menschen in Hinsicht seiner äußern Bildung. Der Mensch trägt den Kopf aufwärts, und schaut gen Himmel; bei den Thieren steht er horizontal, oder gar unterwärts; der vordere, glatt heruntergehende Theil bildet das Gesicht, mit vollkommen und schön ausgebildeten Theilen; bei den Thieren sind die Knochen der Kinnladen mehr oder weniger hervorstehend und verlängert. Nur der obere und hintere Theil des Kopfes des Menschen ist mit Haaren bewachsen, der vordere und die beiden Seitentheile sind größtentheils glatt und symmetrisch geordnet. Das Knochengebäude des Kopfes besteht aus acht

einzelnen Knochen, die aber so fest in einander gefügt sind, daß sie alle aus einem Stücke zu seyn scheinen, und den Schädel ausmachen (s. Schädel.) Das Gesicht selbst besteht wieder aus mehreren andern Knochen, die mit dem Schädel in Verbindung stehen. Die ganze Kopflänge wiederholt sich in der Regel sechsmal in der Länge des Körpers. Das Knochengebäude des Kopfes ist mit der Haut bedeckt, welche der des übrigen Körpers gleich ist. Unter derselben ist noch eine Hautlage von Muskeln und Sehnen. Die Knochen selbst haben außerdem noch ihre eigene Beinhaut, wie die andern Knochen. Die Höhle des Kopfes ist vom Gehirn ganz ausgefüllt. Dieses hat gleichfalls eine dreifache Hautdecke um sich, davon die dem Schädelknochen, und die dem Gehirn selbst zunächst liegenden, viele Blutgefäße bekommen, die mit der letztern Haut (Gefäßhaut) bis in das Innere des Gehirns eindringen, welches auch außerdem noch durch mehrere große Schlagadern viel Blut enthält. Daher ist auch der Kopf bei vermehrtem Zuströmen des Blutes verschiedenen Krankheiten unterworfen. Kopfkrankheiten heißen alle diejenigen Krankheiten, welche an oder in dem Kopfe vorzüglich erscheinen. Unter diesen sind die Kopfschmerzen die gewöhnlichsten, weil beinahe jede Kopfkrankheit sich durch Schmerz bemerklich macht, daher aber auch die Kopfschmerzen von verschiedenen Ursachen herrühren, und ein Sympton mannichfaltiger Krankheiten seyn können. So können von Rheumatismus, von einer Art Entzündung der Muskel- und Sehnenhaut über den Knochen, selbst von Entzündung der eigentlichen Beinhaut Kopfschmerzen entstehen, welche sehr heftig und hartnäckig sind; ferner können sie von zu starkem Zuströmen des Blutes nach den innern Theilen des Kopfes entstehen, welches von allgemeiner Erhitzung des Körpers und Erregung des Blutes herrührt, oder von Anstrengung des Kopfes durch Geistesarbeiten, oder von zu starken, das Gehirn zu sehr reizenden Ausdünstungen und Gerüchen. Nervenschwache Personen beiderlei Geschlechts sind besonders Kopfschmerzen unterworfen, noch mehr wenn sie vollblütig sind. Jede geringe Blutwallung versetzt das Gehirn in einen gereizten, mit Schmerzen begleiteten Zustand. Man hat sonst, wie alle Schmerzen, auch diese mit dem Namen der Krämpfe belegt, allein das Gehirn hat keine Muskeln, kann daher auch keine wahre Krämpfe haben, und die dagegen oft angerathenen krampfstillenden Mittel vermehren die Blutwallung, und damit auch die Kopfschmerzen. Da die Kopfschmerzen so verschiedenen Ursprung haben können, so ist es besser, jedesmal den Arzt um Rath zu fragen, als aufs Ungefähr verschiedene Mittel zu brauchen, die oft mehr schaden, als helfen. Indessen sind im Allgemeinen gelinde kühlende Mittel, als Citronensaft in Wasser mit Zukker, Weinsteinsäure mit Zucker; ableitende Mittel, als Fußbäder und Zugpflaster, noch am meisten zu empfehlen. Hypochondrische und hysterische Personen haben oft auf dem Wirbel des Kopfes einen Schmerz, der einen kleinen Fleck einnimmt, aber sehr empfindlich ist (Clavus hystericus). Manche haben nur auf einer Seite des Kopfes einen oft wiederkehrenden Schmerz, der meistens von Rheumatismus herrührt. Man sollte bei Kopfschmerzen, mehr als bisher gewöhnlich war, das Anlegen der Blutigel anwenden, weil diese in den meisten Fällen die größte Erleichterung verschaffen. H.

Koppeljagd, s. Jagd.

Koppelwirthschaft oder Schlagwirthschaft ist dasjenige Ackersystem, bei welchem die gesammte Feldmark in viele Theile getheilt ist, wovon nach einem bestimmten Umlaufe die kleinere

Hälfte so viele Jahre, als ihrer Theile sind, nach einander mit Getreide bebauet, die größere Hälfte aber eben so viele Jahre, als ihrer Theile sind, nach einander zur Viehhütung bestimmt ist, und deßwegen zuerst einmal mit Futterkräutern besäet, sonst aber nachher dem natürlichen Graswuchse überlassen, oder auch hier oder dort zum Theil als reine Braache behandelt wird. (Ihr Name daher, weil sie Gras- und Ackerbau verbindet.) Man nennt diese Felder Koppeln, wenn sie weniger als 75 berliner, oder 35 dresdner Scheffel, und Schläge haben, sobald sie mehr Aussaat bedürfen. Noch kleinere Abtheilungen heißen Lücken, und die zunächst an den Wohnungen liegenden, Toften. Bei der Koppelwirthschaft, wie sie in Holstein und Mecklenburg Statt findet, hat man theils 5, theils 7, theils 9, theils 11, theils 13, theils 15 gleich große Koppeln, und bestellt die zum Getreidebau bestimmten mit Weizen, Roggen, Erbsen, Gerste, Hafer und auch Buchwaizen. Nur in Holstein sind die Koppeln mit lebendigen Hecken, oder todten Einfriedungen umgeben; in Mecklenburg nie; höchstens umzäumt man hier die Nacht- und Nebenkoppeln mit Latten, Stangen und Weidenästen. Die Koppelwirthschaft paßt nur eigentlich für nicht sehr bevölkerte Staaten, so lange in denselben nur höchstens 1000 — bis 1200 Seelen auf einer Quadratmeile leben, weil ihr Hauptwirthschafszweig die Viehzucht ist. In dieser Rücksicht hat sie zwar einige Vorzüge vor andern Ackersystemen, z. B. nämlich: 1) sie bedarf für ihren zum Ackerbaue bestimmten Flächenraum das geringste Betriebscapital, und ist für den Eigenthümer sehr bequem; 2) sie kann größtentheils das Getreide wohlfeiler, als bei andern Ackersystemen erzeugen. Allein sie bildet das Eigenthum theils zu großen Massen, die sich nachher nicht leicht trennen lassen, theils bringt sie es in wenige Hände größerer Grundeigenthümer, größerer Pächter und armer Tagelöhner, die im eigentlichen Sinne kein Vaterland, und mithin auch keine wahre Vaterlandsliebe haben. Sie hängt in Ansehung ihres Wohlstandes immer vom Auslande und von ganz fremden Ereignissen ab. Eben so begünstigt sie die Bevölkerung nur wenig, und wird dadurch natürlicher Weise dem Entstehen und Gedeihen der Manufacturen und Fabriken hinderlich. Mithin kann dieselbe keinem Staate im Ernste zur Nachahmung empfohlen werden. X.

Korallen (Corallia) heißen diejenigen Pflanzenthiere (Phytozoa), welche horn- oder kalkartig sind, und Löcher oder Zellen bilden. Es gibt Röhrenkorallen, Sternkorallen, Punctkorallen, Gliederkorallen, Hornkorallen u. s. w. Ehemals rechnete man die Korallen zum Mineralreiche; jetzt werden sie jedoch zu dem Pflanzenreiche gezählt. Aber auch bloße Gewächse sind es nicht, sondern Gehäuse, worin lebendige Thiere wohnen. Diese aber sind nicht von den Thieren erbauet, wie etwa die Zellen von den Bienen, sondern sie entstehen ungefähr wie die Muscheln und Schneckenschaalen, nur daß bei der Fortpflanzung das junge Thier zugleich mit seinem kalkigen Gehäuse von dem alten, wie ein Zweig von einem Stamme, hervorgetrieben wird, und sich daher, beim schnellen Wachsthume und bei der starken Vermehrung dieser sonderbaren Geschöpfe, die ungeheure Größe und der Umfang derselben erklären läßt. Wie schnell sich Korallen irgendwo anhäufen, sieht man aus manchem Schiffswrack in Westindien, welches oft über und über mit Korallen dicht bepflanzt ist, ob es gleich zuweilen noch kein völliges Jahr im Meere gelegen hat. Viele vulkanische Inseln in der Südsee und in Westindien, z. B. Barbos, sind ganz von einer Rinde von Korallen überzogen. An man-

chen Küsten der Südländer und einiger Südseeinseln ragen ungeheure Korallenstämme aus einer erstaunlichen Tiefe vom Grunde des Meers empor; man nennt diese auch Korallenbäume. — Es gibt weiße und rothe oder Blutkorallen. Aus den letztern dreht man besonders kleine Kügelchen zu Halsbändern, Paternostern ꝛc. Die künstlichen Korallen werden aus rothgebeizten Knochen verfertigt.

Kork (Pantoffelholz) ist die dicke, leichte und schwammige Rinde von der Korkeiche (Quercus suber). Dieser Baum unterscheidet sich, dem äußern Ansehn nach, fast gar nicht von der immer grünen Eiche; nur ist seine Rinde nicht glatt, sondern rissig und schwammig. Er wird in Italien, im südlichen Frankreich, in Spanien und Portugal gefunden, wo er, als ein dicker, hoher Baum, ein Alter von hundert Jahren erreicht. In Deutschland kann er jedoch im Winter nicht im Freien ausdauern. Man hält ihn daher bei uns in Gewächshäusern, wo er aber nicht groß wird. Seine Früchte sind süßer, wie unsere Eicheln, und werden in Spanien wie Kastanien gebraten und gegessen. Vielen Thieren und Vögeln sind sie eine nahrhafte Kost. Das Merkwürdigste an diesem Baume ist jene Rinde, welche den Kork liefert. So lange der Baum noch jung ist, darf man seine Rinde, wenn er im Wachsthume nicht gestört werden soll, nur alle sieben bis acht Jahre abschälen; im höhern Alter kann man dieß ohne Schaden alle vier Jahr thun. Diejenige Rinde, welche den Splint unmittelbar bedeckt, muß jedoch sorgfältig geschont werden. Die Rinde von alten Bäumen bei der dritten Abschälung ist die beste. Außer zu Stöpseln und Sohlen, dient der Kork auch, seiner Leichtigkeit wegen, zu Schwimmkleidern. Ein Kamisol, mit zwölf Pfund Kork gefüttert, erhält einen erwachsenen Menschen über dem Wasser. Aus verbranntem Kork wird eine feine schwarze Farbe, das spanische Schwarz, gemacht. Korkbildnerei, s. Felloplastik (besser Phelloplastik).

Körner (Theodor), ein deutscher Tyrtäus im heiligen Kriege (1813). Er stammte aus einer angesehenen und kunstliebenden Familie in Dresden und war den 23. Sept. 1791 geboren. Sein Vater, bis 1813 Appellationsrath daselbst, jetzt königl. preuß. Staatsrath und Ritter des kaiserl. russ. Wladimirordens, als Schriftsteller im Fache der Staaswissenschaft und Aesthetik (er ist Verfasser der ästhetischen Ansichten, Leipzig 1808), so wie durch die Herausgabe von Schillers Werken, vortheilhaft bekannt, nannte Schiller und Göthe seine Freunde, und sah sie oft in seinem Hause. Sein Großvater von väterlicher Seite war der ehemalige Superintendent Körner in Leipzig, von mütterlicher, der Kupferstecher Stock daselbst. Die als Pastellmalerin berühmte Demois. Stock (deren mit der Mutter von Körner im zweiten Theile des Lebens von Göthe gedacht wird) war seine Tante. Zu seinen Lehrern gehörte der in seinen besten Hoffnungen gestorbene Professor Dippoldt in Danzig, und der Conrector Küttner an der Kreuzschule in Dresden. Beide nährten in ihm die glühende Liebe für Alterthum, Kunst und Poesie; von ersterem insbesondere wurde er in das Heiligthum der Geschichte eingeführt, aus deren Quelle er Stoff für seine poetischen Versuche schöpfte. Dabei war ihm sein würdiger Vater der beste Freund und Lehrer. Er besuchte zuerst die Bergakademie in Freiberg, und hatte, wie man auch aus seinen Gedichten sieht, viel Interesse für den Bergbau. Auf seinen Reisen ging er auch späterhin oft als Bergmann gekleidet, hatte Bergwerksinstrumente bei sich, sammelte oft mit Lebensgefahr Steine auf Felsenklippen u. s. w.

Im Jahre 1810 bezog er die Universität Leipzig. Hier lernte ihn der Verfasser dieses Artikels kennen, welcher die weitere **Beschreibung Körners** aus einem von ihm früher in den deutschen Blättern (**Nro. 43.**) mitgetheilten Aufsatze entlehnen will. Sein Aeußeres war nicht gerade einnehmend, aber ein fester Körper, munteres Gesicht, und ein dunkelglänzendes, immer bewegtes Auge, zog bei näherem Betrachten zu dem lebendigen Natursohne hin. In seinem Umgange zeigte sich ein deutscher gerader Sinn, ungemessen, oft sarkastisch in Ausdrücken, aber herzlich gegen jeden Hochgesinnten. Kleinliche Pedanterie und Verstellung haßte er tödtlich. Der Ton der Welt war ihm Zwang: um so mehr mußte ihm der Umgang jugendlich kräftiger Menschen gefallen, die ihn liebten, und welchen er sich so fest anschloß, daß er selbst ihre Rohheiten annahm, und sich in den bizarrsten Aeußerungen akademischer Freiheit sehr wohl gefiel. Dessen ungeachtet unterschied er sich von den meisten seines Umganges durch eine früher erlangte Cultur und gleichsam angeerbte Kunstliebe und Begeisterung, welche sich in der gebildeteren Gesellschaft durch glückliche und pikante, nur, nach Jugendart, meistens zu stark ausgesprochene Einfälle, und durch ein ungemeines Talent poetischer Improvisation und Versification mitzutheilen liebte. Daher widersprach die durch Uebung schon erworbene Politur und äußere Harmonie seiner poetischen Erzeugnisse (damals erschienen die Knospen von Theodor Körner, Leipzig bei Göschen, 1810), seinem eigenen Aeußern auf seltsame Art: sey es nun, daß er auch hier jugendlich renomirte, und in seinem Betragen für nachlässiger gelten wollte, als er eigentlich war, sey es, daß er die Beispiele großer Künstler und Virtuosen, die er im väterlichen Hause zu sehen vielfältige Gelegenheit gehabt, auch in Hinsicht ihrer äußern Seiten und vielfältigen Bizarrerien, die man mit dem Verdienste oft auf gleiche Weise zu bewundern pflegt, bewußtlos nachzuahmen strebte. So anmaßend und so vernichtend oft seine Aussprüche über Literatur und Kunstproducte klangen, so empfänglich war er doch für jede gegründete und wohlgemeinte Belehrung: ja, wo er nur einem Kunstfreunde begegnete, der über flachen Dilettantismus erhaben war, da schloß sich auch sein Herz in großer, erwärmender Begeisterung auf. In der meisten seiner damals bekannt gewordenen Versuche zeigte sich das Talent, einzelne poetische Momente schnell und leicht in gebildeten Versen zusammenzustellen; aber meistens ergriff er nur romantische Schatten und Klänge, statt des poetischen Geistes. Eine Erinnerung deßhalb konnte damals keine tiefere Wirkung auf ihn machen, da er in jenen glänzenden, doch unstäten Jünglingsträumen und poetischen Bildern, noch selbst zu sehr versunken war, theils dem ungebundenen, frohen Umgange seiner Freunde nun fast ganz gewidmet, schon die Meinung zu hegen schien, man müsse, um genial zu seyn, sich jedes tiefern Studiums entschlagen, und seinem Talente, wohin es auch führe, ganz vertrauen. Man konnte ihm dieß nicht sehr übel anrechnen, da er gewiß zum eigentlichen Gelehrten nicht geboren war, und nur dem Wunsche der für ihn besorgten Seinigen zufolge die Universität besuchte, damit er sich, gleichsam von den Wissenschaften umgeben, für ein bestimmtes Studium entscheide, und dadurch seine bürgerliche Laufbahn begründe. Allein zu sehr hatte ihn der Zauber der Poesie gefesselt. Seine akademischen Verbindungen rissen ihn zu jugendlichen Verirrungen hin, denen ein Gemüth von Ehre schwerer entgeht: so daß er bald genöthigt wurde, die Universität, ohne jenen Zweck erreicht zu haben, zu verlassen. Ein Glück für ihn: denn er schwebte

Digitized by Google

in Gefahr, in seinem Streben nach dem Höheren durch wüstes Treiben gehemmt, und in eine niedere Sphäre herabgezogen zu werden. Ja er mußte sich bei längerem Aufenthalte in diesem plan- und ziellosen Herumtreiben ganz verlieren, denn auch die Poesie, der er anhing, hatte für ihn noch nicht die Gestalt der Wahrheit gewonnen. Auch Berlin verließ er nach einem kurzen Aufenthalte, ohne jenen Zweck erreicht zu haben. Aus Wien hörte man nach einiger Zeit mit rauschendem Lobe Körners Namen nennen. Mehrere dramatische Producte, welche er schnell hinter einander auf die Bühne brachte, hatten die Aufmerksamkeit des Publikums auf den unbekannten Jüngling gezogen. Einige empfehlen sich als artige Kleinigkeiten, wie der überall gern gesehene grüne Domino, die Braut, und der Nachtwächter. Von andern, z. B. Toni (nach einer Erzählung von Kleist) und Zriny (die hier angeführten Stücke erschienen zuerst in den dramatischen Beiträgen, deren ersten Theil Körner selbst herausgab, Wien, 1813. 8. Wir haben davon drei Bände, letzteren in der zweiten Auflage 1815 gesehen), glaubte man, der Dichter wolle Schillers dramatisches Pathos mit Kotzebues gewandter Theater-Praxis verbinden. Letzterem verdankte er auch die Stelle eines k. k. Theaterdichters. Vielen seiner Freunde bangte für den Dichter, und vor der Richtung, welche sein Talent hier so leicht nehmen konnte. Aufgefodert von einem großen, nach dem Neuen und Glänzenden so sehr begierigen Publikum, thätig zu seyn, und von Zeit zu Zeit neue Producte für die Bühne zu liefern, da er bis jetzt nur im Gebiete des Lyrischen einheimisch, ohne große und tiefe Kenntniß der Welt und reiche Erfahrung, ohne den scharf beobachtenden Blick in die verschiedenen Kreise der Menschen, und in dem weiten Umkreise der Geschichte war, in welche der dramatische Dichter seine magische Beleuchtung fallen läßt, wenn er die Geister mit mächtigem Rufe citirt und Charaktere schafft; alles dieses schien für seinen Ruhm mehr als bedenklich zu seyn. Gefährlicher noch schienen die starken Räucherungen, welche dem aus der Dunkelheit hervorbrechenden Talente von widrigen Schmeichlern gewöhnlich gespendet zu werden pflegen, um so mehr, je jugendlicher Körner, und je freier er selbst von aller Verstellungskraft war. Bestätigt wurden diese Besorgnisse durch einige Aeußerungen tieferer Kenner, welche auch in jenem, vieles Aufsehn erregenden dramatischen Werke Körners, nur sein lyrisches Talent, bekleidet mit dem blendenden Schmucke des theatralischen Kothurns, in dem brillanten Feuer der wiener Theaterkunst auffliegen sahen. Allein die Scheinbilder poetischen Lebens befriedigten nicht den kräftigen Lebensdrang, und die Leere, welche ein stetes Herumschweifen in Klängen und Bildern, und die Schwelgerei der Gefühle zurückläßt, mußten den kräftigern Geist zu einem lebendigen Verlangen nach Verwirklichung seiner ritterlichen Ideale aufregen. Ob also gleich die Periode die glänzendste in seinem äußern Leben zu seyn schien, so konnte doch der in sich selbst noch schwankende, nach außen vielfach getriebene Geist in ihr noch keine Befriedigung gewinnen. Körner hatte den festen Zielpunkt seines Wirkens hier noch nicht gefunden. Wie konnte er das Leben in fremden Handlungen bilden und darstellen, in welchem er selbst noch nicht einheimisch geworden? Wie leicht wäre der hochaufstrebende Jüngling unter die Lieblinge des großen Publikums herabgesunken, mit denen er keinen Ruhm zu theilen verlangte. Sein guter Genius rief ihn warnend in die Bahn der Thaten. Ein neues Morgenroth brach von Osten über Deutschland an. Mächtig und herrlich klang der

Digitized by Google

Ruf von Preußens Söhnen, die sich für Freiheit und Ruhm dem Tode weiheten. Mächtig drang auch in seine Brust der Ruf; und der hochgesinnte Jüngling säumte keinen Augenblick, die deutsche Leier mit dem deutschen Schwerte zu vertauschen. Wie dieß sein freiheitathmender Sinn für seine ernste Pflicht gehalten, und wie er die Feigheit am Jünglinge und am Manne verabscheute, das sprachen mehrere seiner kräftigen Lieder aus, mit denen er damals und nachher die Herzen seiner Brüder und Kampfgenossen hoch beseelte. Kurz er verließ mit fröhlichem Jugendmuthe seine so glücklichen Verhältnisse, so manches ihm geliebte Herz, und zog dahin zur deutschen Schaar, die sich unter Lützow's Anführung in Breslau sammelte. Sein Aufenthalt in Wien hatte ihm in mehreren Formen der Poesie sich zu üben Gelegenheit gegeben, und manches neue Band ihn mit dem Leben verbunden. Jetzt aber, in der Laufbahn des Kriegers, jetzt fand er das Ziel des thatendurstigen Strebens, und hochherzige Freunde, die mit ihm wetteifernd sich verbanden auf Leben und Tod. Hier fand er die ernste Beschäftigung, hier den Stoff lebendiger Gesänge, den wahren Sinn der Poesie, welche die ernste Zeit verlangt; und der Sturm der Thaten, der ihn umbrausete, den er selbst erlebte, strebte hoch zum männlichen Liede an. Die besten, kräftigsten, wahrsten und tiefsinnigsten seiner Lieder hat er in dieser Periode hervorgebracht. Die Leier diente seinem vollen Herzen, und tiefergreifend war des jugendlichen Barden Anblick, wenn er mit kriegerischer Wollust den Lieblingssang „Es braus't der Sturm, es wogt das Meer; tief liegt's auf Deutschland" u. s. w. auf die so ganz dazu passende erhebende Weise anstimmte. Aber eben so eifrig lernte er die Signale der Hörner, und besorgte den Kriegsdienst. Früher hatte er sich zu den lützowschen Büchsenjägern gesellt, aber die für ihn peinliche Unthätigkeit, in welcher nach der Schlacht von Lützen die Infanterie jenes Corps bleiben mußte, bewog ihn, zu der Cavalerie desselben zu treten. Als Lützow's Adjudant machte er den kühnen, den Feind so sehr erbitternden, Streifzug in dem Rücken des letztern mit. Fast wäre es französischem Verrathe gelungen, ihn bei der berüchtigten Affaire bei Kitzen, wo er stark verwundet wurde, zu fangen; er wurde aber durch menschenfreundliche Hülfe seiner Kameraden und einiger Bauern aufgehoben, gepflegt, und ging nachher, unter Mitwirkung deutschgesinnter Herzen, noch während des Waffenstillstandes über Töplitz zu seinem Corps zurück, für welches sich eine treue Anhänglichkeit in allen seinen Liedern ausspricht. Nach geendigtem Waffenstillstande kämpfte er in mehreren Gefechten gegen die Franzosen unter Davoust mit kühnem — fast allzukühnem Muthe. In einem solchen verlor er auch am 26sten Aug. 1813, Morgens um 8 Uhr, auf einem Felde, neben der Straße von Schwerin nach Gadebusch, nahe an einem Gehölze, eine halbe Stunde westlich von Rosenberg, sein jugendlich kräftiges Leben. „Eine Flintenkugel, berichtet einer seiner Freunde, welche zunächst durch den Hals seines Pferdes gegangen war, jedoch ohne es zu tödten, hatte seinen Unterleib durchbohrt. Die Leber und das Rückgrad waren verletzt; die dadurch entstandene Nervenerschütterung benahm ihm sogleich die Sprache, und wahrscheinlich auch den Schmerz. Nach einigen Minuten hörte er auf zu athmen. Er wurde von seinen ihm zu Hülfe herbeigeeilten Freunden mit der größten Vorsicht aufgehoben, und den Händen eines geschickten Wundarztes übergeben, der zwar sogleich die Wunde verband, aber das schon entflohene Leben nicht wieder zurückrufen konnte." Eine Stunde vor dem Anfange des Gefechts hatte

Körner nach einem Nachtmarsche, das im Anhange zu den, von seinen Freunden herausgegebenen zwölf freien deutschen Gedichten, 1813, 8. befindliche Schwertlied, in dem oben erwähnten Holze beendigt und seinen Freunden vorgelesen. Bald darauf näherten sich feindliche Wagen unter starker Infanteriebedeckung. Mit hohem, nur allzu stürmischem Muthe stürzte er sich auf die Feinde. Sie flohen; und warfen sich in das Gebüsch. Von wenigstens sechzig Schüssen trafen nur drei. Körner sank zuerst, nach ihm der Graf Hardenberg, Volontär in russischen Diensten, und ein lützowscher Jäger. Körners Leiche wurde, wie die des jungen Grafen Hardenberg, fortgeführt, in einen Sarg gelegt, von seinen Freunden mit Eichenlaub bekränzt, mit militärischen Ehrenbezeugungen, begleitet von allen Offizieren des Corps und allen seinen Waffenbrüdern, die ihn näher kannten und liebten, unter einer alten Eiche, bei dem Dorfe Wöbbelin, begraben. Sein Name schmückt die Rinde dieses Baumes. Der regierende Herzog von Mecklenburg hat dem Vater Körners einen Raum von 45 Quadr. Ruthen um die Grabstätte geschenkt, in deren Mitte sich ein nach des Vaters Idee in Eisen gegossenes Denkmal erhebt. Seine einzige Schwester ist ihm im März 1815 nachgestorben und ruht an seiner Seite. Körners traurender Vater hat ihm außerdem durch Herausgabe von 32 seiner ausgewählten kriegerischen Gedichte, unter dem Titel: Leier und Schwert, (Berlin, 1814, mit Vignette von Gubitz), so wie seines poetischen Nachlasses, (in zwei Bänden, deren erster Zriny und Rosamunde, dessen zweiter aber noch ungedruckte lyrische Gedichte und Erzählungen nebst einem großen Theile der in den Knospen erschienenen, begleitet von biographischen Notizen und einer Charakteristik von Tiedge, nebst dem in Kupfer gestochenen Bildnisse Theodors enthält, (Leipz. 1814 u. 1815) ein unvergängliches Denkmal gestiftet. In den Zeitgenossen 2te Abtheil. des 1sten Bandes befindet sich eine umständliche Charakteristik Körners, die hier zu vergleichen.

Körper heißt alle Materie in der Natur, in so fern wir sie nicht als gestaltlos, sondern als einen bestimmten Raum einnehmend betrachten. In der Geometrie heißen diese bestimmt begränzten Räume selbst, ohne alle Rücksicht auf Materie, Körper, welche dann nach der Art ihrer Begränzung in Körper von ebenen, oder krummen Flächen eingetheilt werden. Unter den erstern unterscheidet man wieder von den irregulären Körpern die regulären, von ihrem Erfinder auch die platonischen genannt, bei denen die einzelnen Ecken, Kanten und Flächen alle unter einander gleich und ähnlich sind; als: 1) das Tetraeder, 2) der Würfel, 3) das Octaeder, 4) das Dodekaeder, 5) das Ikosaeder. Ueber diese und andere Körper sehe man die einzelnen Artikel. In der Naturlehre theilt man die Körper in Beziehung auf den Aggregatzustand ihrer Materie ein in feste und flüssige; letztere in liquide oder tropfbarflüssige, und in expansible oder elastischflüssige, wie z. B. Luft und Licht. Bei den festen unterscheidet man bekanntlich wieder harte und weiche, spröde und elastische u. s. w. Ferner werden die Körper eingetheilt in organisirte, die vermittelst gewisser innerer Einrichtungen und Lebenskräfte fähig sind, sich selbst zu entwickeln, zu erhalten und fortzupflanzen, und in unorganisirte, die beim Mangel aller Lebenskraft nur durch Anhäufung von außen, durch mechanische Kräfte entstehen und verändert werden. L.

Korybanten (Cureten, Idäi, Dactili, bei den Römern Galli, unter welchem Namen sie in Rom eine eigene Priesterschaft ausmachten) sollen von Korybas, einem Sohne der Cybele und des Jasion, abstammen. Sie waren Priester, welche von Korybas zum religiösen Dienste seiner Mutter, der Göttin Cybele, auf der Insel Creta und in Phrygien eingesetzt waren. Nach einer andern bei weitem ältern Sage, waren sie Abkömmlinge des Vulcan. Darauf deutet man die Erzählung von dem Getöse, das sie mit den Waffen machten, als ihnen Rhea den neugebornen Jupiter übergab, damit Saturn das Geschrei des weinenden Kindes nicht hören möchte. Nach Appollodorus waren die Korybanten Söhne Apollo's und der Thalia, nach Andern Apollo's und der Rhetia.

Kosacken (Kasacken) heißen jetzt mit einem allgemeinen Namen alle diejenigen Völkerstämme, welche die südlichen und östlichen Gegenden von Rußland, Polen, der Ukräne u. s. w. bewohnen, und die unermeßlichen Gränzen des russischen Reichs, nach dieser Seite hin, bewachen, weßwegen sie auch keine eigentliche Schatzung bezahlen, sondern dafür den Kriegsdienst versehen. Fast alle bekennen sich zur griechisch-russischen Kirche; die Einrichtung ihres Gemeinwesens ist jedoch gänzlich unabhängig von der russischen Regierungs-Verfassung, und durchaus kriegerisch: denn der Krieg hat sie erzeugt, und erhält sie auch. Sie müssen sowol in Betreff ihrer Abstammung, als ihrer gegenwärtigen Verfassung, in zwei Hauptstämme eingetheilt werden, in den kleinrussischen (malorossischen), und in die donischen Kosacken. Beide Hauptstämme haben wieder viele Nebenzweige gebildet, besonders der donische. Von diesem, dem gebildeteren, stammen ab die wolgaschen, terekschen, grebinskischen, uralschen und sibirischen Kosacken. Zu jenen gehören auch die saporogischen oder Haydamacken, die zügellosesten und wildesten. Was den Ursprung dieses Volks und die Herleitung seines Namens anbetrifft; so ist man darüber nicht einig. Es ist möglich, daß sich beides auf die Landschaft Kaschia, von Constantin Porphyrogeneta also benannt, zurückführen läßt. Im Türkischen bedeutet das Wort Kazak einen Räuber, im Tartarischen aber einen herumstreichenden, leichtbewaffneten Soldaten. Da die Kosacken in der That aus den großen Gefilden jenseits der Wolga herstammen; so können sie allerdings Ueberbleibsel von verschiedenen Türken- und Tartarhorden seyn, welche sich zu verschiedenen Zeiten daselbst niedergelassen haben. Nach Einigen aber sind sie russischen Ursprungs. Auch ihre Sprache ist eigentlich die russische, ob sie gleich durch ihre Kriege mit den Türken und Polen viele Wörter von diesen aufgenommen haben. Wahrscheinlich ist jedoch die Vermuthung, daß sowol die donischen, als die kleinrussischen (malorossischen) Kosacken von zusammengelaufenen, verwegenen russischen Abenteurern der nowgorodischen Provinzen entstanden sind. Ihre Absicht war das Beutemachen in den Kriegen und Fehden mit den Tartaren auf den Gränzen des russischen Reichs. Da sie durch diese Bestrebung zu einer sichern Bedeckung der Gränzen desselben wurden; so gewährte ihnen die Regierung große Vorrechte, wodurch dann diesem gleichsam immer stehenden Freicorps, besonders als man demselben auch Land einräumte, ein bedeutender Zulauf verschafft wurde. Dadurch gewannen sie nun nicht allein an Stärke, sondern auch an innerem Gehalte und dauerndem Bestande. Diese Vorrechte sind aber seit 1804 sehr eingeschränkt worden. Im J. 1579 machten 3000 donische Kosacken den ersten Feld-

zug mit den Russen nach Liefland. Dann eroberten sie Sibirien, drängten die Tartaren aus vielen russischen Provinzen zurück und trugen zur Besiegung der Türken bei. Die donischen Kosacken widersetzten sich auch öfters den Befehlen der russischen Regierung: so lebten sie unter der Anführung der furchtbaren Pugatscheff im offenbarsten Aufruhre gegen Rußland. Aus diesen Empörungen entstanden nothwendige Spaltungen unter den Kosacken, und die große Stammfamilie zerfiel in mehrere einzelne Unterabtheilungen, von welchen wir die vornehmsten bereits oben namhaft gemacht haben. Unter diesen sind die sibirischen Kosacken die eigentlichen Eroberer und ersten russischen Colonisten der sibirischen Wüstenei. Dieser Zweig des großen donischen Familienstammes entfloh nämlich, etwa 7000 Mann stark, um der Strafe für mehrere begangene Verbrechen zu begehen, im J. 1577 nach der Kama und nach Permien, später sogar bis an den Ob. Dort verjagten sie die ansässigen Wogulen, Ostjaken und Tartaren. Als sie jedoch bei diesen immerwährenden Kämpfen mit den dasigen Einwohnern am Ende selbst bis auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen waren, und der Anführer nicht hoffen durfte, das Eroberte fernerhin behaupten zu können; unterwarfen sie sich der russischen Regierung, baten um Verstärkung, und erhielten sie auch. Dadurch ist nun dieser Stamm der Kosacken gleichsam zum Herrn von Sibirien geworden. Ueber die Stärke der Kosacken im Allgemeinen sind verschiedene Meinungen vorhanden. Archenholz gab die Zahl der wirklich streitbaren Männer unter denselben auf 700,000 an. Man darf aber dreist behaupten, daß nicht die Hälfte im wirklichen Dienste ist. Zwei Drittel von dieser Hälfte werden überdem noch zum inneren Dienste gebraucht, und kommen nie nach Europa, so, daß also nicht viel mehr als 100,000 Mann der russischen Regierung für den Krieg von Europa zu Gebote stehen möchten. Während des siebenjährigen Krieges hatte die russische Armee nicht mehr als 10,000 Mann Kosacken. Nach der seit 1804 erhaltenen Organisation sind gewöhnlich von 3 Regimentern 2 zu Hause, das dritte versieht den Dienst an der Gränze. Bei einem Aufgebote aber müssen sie alle ins Feld rücken, und erhalten dann von der russischen Krone Sold und Ration. Jetzt bilden sie größtentheils (besonders der donische Stamm, der überhaupt noch am unabhängigsten ist) die irreguläre fliegende Reiterei der russischen Armee, in eigene, abgesonderte Haufen eingetheilt. Die Verfassung der kleinrussischen Kosacken ist jedoch schon beschränkter: letztere sind mehr nach europäischer Sitte organisirt, und können fast für reguläre Truppen gelten. Die Kosacken haben keinen Adel unter sich: alle sind gleich und können, ohne sich herabzusetzen, bald befehlen, bald gehorchen. Die Vorgesetzten werden von ihnen aus ihrer Mitte gewählt; bloß die Oberbefehlshaber werden von der Regierung bestätigt, und können auch nur mit Genehmigung derselben wieder abgesetzt werden. Die Befehlshaber stehen sämmtlich im Solde der Krone, die gemeinen Kosacken aber nur so lange, als sie im Dienste sind. Stets auf eigene Kosten bekleidet, beritten und bewaffnet, dienen sie vom achtzehnten bis zum funfzigsten Jahre. Ihre Regimenter (Pulks) sind nach Verhältniß der Größe des Kreises von 500 bis 3000 Mann stark, und werden von einem Obersten (Hettmann, eigentlich in ihrer Sproche Atamann) befehligt. Auch der Oberbefehlshaber sämmtlicher Corps führt den Titel Hettmann. Die Offiziere bis zum Obersten (die Offiziere einiger Regimenter, die gleichen Rang mit den Offizieren in der Armee haben,

ausgenommen) sind ohne Rang, und können im Entstehungsfalle Unteroffizieren der regulären Armee untergeordnet werden. Jeder Kosack muß sein eigenes Dienstpferd haben, und sich polnisch oder orientalisch kleiden, wobei die Farbe und Güte der Kleidungsstücke gänzlich seiner Willkür überlassen bleibt. Ihre Hauptwaffe ist die 10 — 12 Fuß lange Pike; nebenbei führen sie einen Säbel, eine Flinte oder ein Paar Pistolen, auch wol nur Pfeil und Bogen. Die Lanze wird im Reiten, vermittelst eines Riemens auf dem Fuße, am Arme oder Sattelknopfe hängend, aufgerichtet getragen. Die Bogenschützen tragen einen Köcher über der Achsel, und die Lanzen sind meistens mit bunten Fähnchen geschmückt. Auch der Kantschu, ihre aus Leder dick geflochtene Karbatsche, dient ihnen zur Waffe gegen unbewaffnete Feinde, so wie zum Regieren ihrer Pferde. Weniger geschickt zu eigentlich taktischen und regelmäßigen Bewegungen, thun sie Wunder bei Anfällen auf Bagagen, Magazine und beim Verfolgen zerstreuter Corps. Ihre Pferde sind meistens klein und sehen elend aus, sind aber dauerhaft, gut zugeritten und so schnell, daß sie, da sie nicht in geschlossenen Haufen zu reiten brauchen und nur wenig oder gar kein Gepäck führen, ohne sonderliche Beschwerde, und mehrere Tage nach einander, 12 bis 16 Meilen zurücklegen können. Jeder Pulk hat zwei oder mehrere seidene Fahnen, welche größtentheils mit Heiligenbildern geziert sind. Alle übrige kriegerische Geräthschaften, sie mögen Namen haben wie sie wollen, sind ihnen fremd. Die Taktik der Kosacken, und ihre Art, im Felde zu fechten, besteht vorzüglich darin, daß sie sich in kleinen, getheilten Haufen aufstellen, und mit solchen den Feind auf allen Seiten, vornehmlich auf den Flanken und im Rücken, unter einem lauten, fürchterlichen Hurrah-Geschrei, mit gefällten Piken in dem stärksten Laufe angreifen. Ist es ihnen gelungen, durch einen so wüthenden Anprall den Feind zu theilen, so lassen sie die Pike fallen, die an einem Riemen nachschleppt, greifen zum Säbel oder zur Pistole, und richten dadurch große Niederlagen an. Finden sie Widerstand, und ist die Möglichkeit zum Eindringen nicht vorhanden; so stäuben sie gleich aus einander, fliehen eiligst zu einem bestimmten Sammelplatze, bilden dort abermals kleine Haufen, und erneuern ihre Angriffe so lange, bis der abgemattete Feind zur Flucht gebracht ist. Dieß ist dann der entscheidende Augenblick, wo sie unter die Zerstreueten oder Fliehenden Tod und Verderben bringen. Die offenbare physische Verschiedenheit, welche zwischen ihnen und den eigentlichen, besonders den nördlichen Russen Statt findet, von denen sie sich durch regelmäßigere Gesichtszüge, einen bessern Wuchs, durch große Reinlichkeit, und besonders durch eine Art von luxuriöser Cultur auszeichnen, liegt wahrscheinlich darin, daß jene Abenteurer, die natürlich keine Weiber mit sich führen konnten, tartarische und circassische Frauen raubten, und dadurch ihren Nachkommen eine abweichende Physiognomie ertheilten. Im J. 1570 erbaueten sie ihre Hauptstadt Tscherkaskoi, 70 Werste oberhalb Asow, auf einigen Inseln mitten im Don. Sie kann das tartarische Venedig genannt werden, denn ihre Häuser ruhen auf hohen, hölzernen Pfeilern, und sind durch kleine Brücken in Verbindung mit einander gesetzt. Zur Zeit der hohen Gewässer scheint die Stadt, von welcher alsdann nur die Häuserspitzen hervorragen, auf dem Wasser zu schwimmen. Die Stadt hat ansehnliche Kirchen, deren Inneres reichlich mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückt ist. Es ist daselbst sogar ein Theater vorhanden, auf welchem regelmäßig gespielt wird. Man fin-

bei mehrere Privatbibliotheken in dieser Stadt, ferner eine Lehranstalt, in welcher die Kosacken-Jugend Französisch, Deutsch, Geometrie, Geschichte, Geographie, Physik 2c. gelehrt wird. Die Stadt besitzt einen ausgebreiteten Handel, der durch Griechen, Armenier, Juden 2c. noch lebhafter gemacht wird. Die Pracht der Kosacken-Weiber daselbst zeichnet sich insbesondere aus.

Kosegarten, Ludwig Theobul, wurde 1758 zu Grevesmühlen, einem mecklenburgischen Städchen, drei Meilen von Wismar nach Lübeck zu, geboren. Nachdem er hier seine erste Bildung empfangen, studirte er zu Greifswalde, war dann eine Zeit lang Erzieher in einer adeligen Familie, und wurde hierauf Rector der Schule zu Wolgast in Schwedisch-Pommern. Zu Ende des J. 1791 ward ihm die erste Lehrerstelle am Lyceum zu Riga angetragen, welchen Ruf ihn Neigung zur Ruhe, Vorliebe fürs Landleben und Hinsicht auf seine wankende Gesundheit einem späteren aufzuopfern bewogen. Im J. 1792 erhielt er die Stelle eines Propstes auf der Insel Rügen, und wurde im folgenden Jahre Doctor der Theologie. Auf dieser patriarchalischen Insel lebte er im Genusse der Natur, seiner Familie, der Poesie, den Wissenschaften, und in achtungswürdiger Ausübung seines Amtes, eine Reihe von glücklichen Jahren, bis er im J. 1807 den Ruf als Professor der Geschichte nach Greifswalde annahm, wo er noch gegenwärtig lebt und wirkt. Die Früchte seiner Muße hat er von Zeit zu Zeit der Welt mitgetheilt, und seine Romane (z. B. Ida von Plessen 2 Thle.), seine **Poesien** (Leipz. 1798. 8. 2 Bände), seine **Rhapsodien**, seine **Legenden**, sein **brittisches Odeum**, seine episch-idyllischen Gedichte, **Jucunde** und die **Inselfahrt**, seine vaterländischen Gesänge (3te Aufl. 1814. 8.), mehrere Uebersetzungen, unter denen Richardsons **Clarissa** sich vortheilhaft auszeichnet, u. a. m. haben ihm viele Theilnahme und Freunde erworben. Indessen sind die Stimmen über sein Verdienst doch sehr getheilt, denn während Einige ihm einen beträchtlichen Rang unter unsern vaterländischen Dichtern zugestehen, möchten Andere ihm lieber alle Ansprüche auf den Namen eines Dichters verweigern. Alles, sagen sie, ist bei ihm krankhaft und krampfhaft, mühsames Flattern in das Wilde, pathetischer Ausbruch einer exaltirten Verworrenheit, überspannte Bilder, leere Declamation, und um so leerer, jemehr auf Fülle Anspruch gemacht und von derselben geredet wird. Und kann wol Jemand, der die Gedichte Kosegartens unparteiisch gelesen hat, diese Beschuldigungen verläumderisch schelten? Vielleicht verdient der einzige Ausdruck **Alles** diesen Tadel. Energie des Gefühls, Adel der Gesinnung und eine gewisse Kraft der Phantasie kann man Kosegarten, ohne offenbar ungerecht zu seyn, nicht absprechen; aber es mangelt ihm an reinem, geläutertem Geschmack, an Besonnenheit, und oft an Adel und Harmonie des Ausdrucks. Seine Erhabenheit wird nicht selten zu Schwulst und Bombast, sein Gefühlsausdruck zu Grimasse, seine Kraft zu Rabotage, seine Naivetät zu Fadheit, und kurz, es gibt kaum eine ästhetische Sünde, die Kosegarten nicht begangen hätte. Verstände er sich auf seinen wahren Vortheil, so würde er sich überall der Natürlichkeit und Einfachheit befleißigen, denn wo er natürlich und einfach geblieben ist, da gränzt seine Darstellung oft ans Vortreffliche. Mit welcher Zartheit sind nicht einige Legenden von ihm erzählt! Wie rühren mehrere seiner Uferpredigten, seine Reden an Serena von dem Abendmahle des Herrn, durch ihre einfache Herzlichkeit, ihre ungeschminkte Natur, ihre Wahrheit und Klarheit! Wie ergreifen meh-

rere seiner Gedichte das Herz, weil ein wahrhaft von Wahrheit und Natur durchdrungenes Gemüth uns daraus anspricht! Wer kann dagegen z. B. an seine Ebba von Medem denken, ohne sich wie auf der Folter zu fühlen, so verrenkt, so abenteuerlich, so bizarr ist Alles. Das Resultat von allem Diesen ist, daß Kosegarten zwar allerdings nicht gemeine Anlagen zum Dichter besitzt, daß er aber oft und mit Ernst die Critik an seinen Werken üben muß; wenn er sie der Vollendung nähern will, die allein auf Unsterblichkeit Anspruch gibt. Zu leugnen ist nicht, daß er in der neuen Ausgabe seiner Gedichte (Dichtungen, 8 Bde., Greifswalde 1814) schon manches dafür gethan hat; vielleicht thut er noch mehr, um jene verdammenden Urtheile niederzuschlagen. Es wird vortheilhaft für ihn und das Publikum seyn, wenn er bedenkt, daß auch hier die Hälfte mehr werth ist, als das Ganze. dd.

Kosciuszko (Thaddäus), der Republik Polen letzter Oberfeldherr, einer der bedeutendsten Männer unsers Zeitalters. Feldherrn-Talente, Tapferkeit, und mehr als dieß: Menschlichkeit, Vaterlandsliebe, strenge Gerechtigkeit und die reinste Uneigennützigkeit stellen ihn hoch unter seinen Zeitgenossen und in dem Urtheile der Nachwelt. Kühn und beharrlich in seinen Unternehmungen, fest und besonnen im Glück, ruhig und würdevoll im Unglücke, eben so thätig als überlegt im Handeln, dem Rechte, der Wahrheit, der Freiheit, dem Vaterlande treu, hat er dessen Fall überlebt, um jetzt (im J. 1814) dessen Wiederherstellung zu hoffen, und das Schicksal mit sich zu versöhnen. Kosciuszko ist aus einer guten Familie, wurde in der Kadettenschule zu Warschau erzogen, und reisete dann auf Kosten dieses Instituts ins Ausland, besonders nach Frankreich. Die Bildung und das Schicksal dieses Mannes erhielten durch eine unglückliche Liebe ihre erste Richtung. Ein Vorfall, der seine Neigung zu der Tochter des Marschalls von Lithauen, Sosnowski, veranlaßte, nöthigte ihn Polen zu verlassen. Einsame Studien, vorzüglich in Geschichte und Mathematik, und seine für das Erhabene empfängliche Einbildungskraft, hatten ihn auf die Schule des Kriegs, der Freiheit und der Lebensweisheit, in welche er jetzt unter Washington (als dessen Adjutant) eintrat, vorbereitet. Er zeichnete sich in Amerika bei mehreren Gelegenheiten durch Kenntniß und Muth, vorzüglich bei der Belagerung von Ninety-Six aus, und wurde nach seiner Rückkehr ins Vaterland vom Reichstage zum Generalmajor ernannt. In dem Kriege seines Vaterlandes gegen Rußland im J. 1792, hielt er sich in dem Treffen bei Dubienka mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Russen auf einem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, sechs Stunden lang, und zog sich ohne großen Verlust zurück. Diese That gründete seinen militärischen Ruf. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, und ging nach Leipzig, wo er sich auch größtentheils aufhielt. Das vom preußischen Cabinette getäuschte Polen war, durch die grausame, ungerechte Politik seiner Nachbarn, und durch den landesverrätherischen Parteienzwist im Innern zerstückelt, ohne Würde, ohne Kraft, des Rechts, sich eine Verfassung zu geben, meineidig beraubt, und als Staat und Nation dem Untergange nahe gebracht. Catharina II. und Friedrich Wilhelm II. hatten im Jahre 1793 den Reichstag zu Grodno gezwungen, in die Abtretung einer Ländermasse von 5000 Quadratmeilen zu willigen. Aber auch der Rest, ein Drittheil des ehemaligen Königreichs, ward als Staat, sich den Vorschriften des russischen Gesandten Grafen von Sievers

und des General Igelström, der zugleich die russischen Truppen in Warschau befehligte und Gesandter war, so von Rußland abhängig, daß er, ohne Rußlands Einwilligung, die ihm aufgedrungene Verfassungsform nie ändern oder verbessern sollte. Da beschlossen insgeheim die Edleren unter den Polen, die Ausgewanderten in Sachsen, und an ihrer Spitze in Leipzig Kosciuszko, der in Amerika unter Washington seinen politischen und militärischen Charakter rein und fest ausgeprägt, ihn auch in dem letzten kurzen Kampfe gegen die Russen bewährt hatte, einverstanden mit den Gleichgesinnten im Lande, das Aeußerste zu wagen, oder mit Ehren zu fallen (1794). Die polnische Armee war theils unter die russische gesteckt, theils sollte sie bis auf 16,000 Mann vermindert werden. Die Russen, unter dem willkürlich harten und unklugen Igelström, hielten Warschau und mehrere Städte Polens besetzt. Da widersetzten sich in Polen 1400 Polen der Reduction mit gewaffneter Hand; der Befreiungsplan war noch nicht reif, als Madalinski und andere Feuerköpfe durch ihre voreiligen Gewaltschritte auch Kosciuszko nöthigten, öffentlich zu handeln. Seume nennt das Manifest, was er gegen die Kaiserin und den König erließ, unklug, weil es persönliche Beleidigungen enthielt; allein der heftige Ton desselben war auf die polnische Nation berechnet, und der Zorn eines Republikaners von einfachen und strengen Sitten, wie Kosciuszko war, mußte entbrennnen, als üppige Fürsten nach Willkür ein armes, gedrücktes Volk, die Polen, jacobinischer Grundsätze und Verbrechen vor ganz Europa anklagten, und deßhalb dem gesetzmäßigen Schritte der Nation und des Königs Stanislaus, sich eine dauerhafte Verfassung zu geben, den Krieg erklärten. Was Catharina durch Bajonette erzwang, das hatte Friedrich Wilhelm II. durch treulose Aufhebung seines mit Polen geschlossenen Schutzbündnisses möglich gemacht. Solche Politik mußte jeden Staatsmann, der zugleich ein Herz für sein Vaterland hatte, empören. Madalinski brach voreilig los, griff russische und preußische Truppen an, nahm Vorräthe weg und drang aus Südpreußen gegen Cracau vor; Kosciuszko aber bemächtigte sich den 23. März 1794 der Stadt Cracau, wo er, als Haupt der cracauer Conföderation, die Polen aufrief, die Constitution vom 3. Mai 1791 wiederherzustellen. Um ihn sammelte sich ein Heer von 27,000 Mann. Mit 4000 Mann schlug er bei Raclawice, den 4. April 1794, 12,000 Russen. Warschau und Wilna erklärten sich im April, nachdem sie die russischen Besatzungen getödtet oder gefangen hatten, für die Sache des Vaterlandes. Es fielen Revolutionsgreuel vor; aber wer hatte sie anders veranlaßt, als Soldatendruck und Verrätherei? Wer that ihnen Einhalt? Der rechtliche, feste Muth des Wiederherstellers der Freiheit: Kosciuszko. Der König von Preußen belagerte Warschau mit 50,000 Russen und Preußen; allein der allgemeine Aufstand in Südpreußen unter Dombrowski, der Verlust eines Artillerie-Transports, und Kosciuszko mit 50,000 Mann nöthigte ihn, die Belagerung aufzuheben. So behaupteten sich der kühne Feldherr und die Nation mit 20,000 Mann regelmäßiger Truppen und 40,000 schlechtbewaffneter Bauern, die Kosciuszko allein in Mannszucht und Kriegskunst zu üben verstand, gegen vier feindliche Heere, die zusammen gegen 150,000 Mann stark waren. Seine größte Macht war das Vertrauen seiner Mitbürger. Der Neffe des Königs, einst sein General, diente unter ihm. Niemand zweifelte an seiner Bürgertugend, welche durch ächte Religiosität das Volk begeisterte. Kosciuszko verwaltete die Republik mit

unumschränkter Gewalt, aber er bediente sich ihrer mit Washingtons Rechtssinn und mit Cäsars Thätigkeit. Er sorgte für Alles, für die Verpflegung der Truppen, für Anschaffung der Kriegsbedürfnisse, er leitete die Einnahmen und Ausgaben selbst, um Plünderung oder Betrügerei zu hindern; aus dem Staatsrathe flog er auf das Schlachtfeld. Seine Tage und seine Nächte, alle seine Kräfte, jeder Gedanke waren dem Vaterlande geweiht. Zugleich sicherte er den Gang der Gerechtigkeit, hob die Leibeigenschaft auf, erklärte laut, daß Polen nicht nach französischen oder jacobinischen Grundsätzen frei seyn wolle, gab endlich der Nation den 29sten Mai in dem hohen Nationalrathe, den er errichtete, die ihm anvertraute höchste Gewalt zurück. So ein Aristides und Cincinnatus als Bürger, Staatsmann und Feldherr, war er zugleich Soldat, Unterthan und Regent. Man machte ihm den Vorwurf, daß er die dem Bischofe von Chelm und Lublin, Skarszewski, nach dem Gesetze zuerkannte Todesstrafe, auf Verwenden des päpstlichen Legaten, in Gefängniß verwandelte. Allein er wollte das der Geistlichkeit ergebene Gemüth des Volks schonen. Hätte er nur mehr Strenge gegen die Großen, welche von Gehorsam und Ordnung nichts wissen wollten, bewiesen! Den König Stanislaus behandelte er mit Achtung: aber unmöglich konnte er diesem verdächtigen und gehaßten Schwächling eine Theilnahme an der Gewalt verstatten, welche die Nation ihm allein übertragen hatte. Aber er handelte zu mild gegen die Verdorbenen unter seinen Landsleuten; er wollte das Recht und die Ehre wirken lassen, wo nur der Strang die Feigen und Verräther schrecken konnte. Hätte die Nation zu ihm sich erhoben, sie wäre nimmer unterlegen. Mehrere Unglücksfälle trafen die polnischen Heershaufen bei Sczekoczyn und an andern Orten im Juni. Ränkemacher, selbstsüchtige Häuptlinge und Furchtsame trieben ihr altes heilloses Spiel wieder. Friedrich Wilhelm verzweifelte Kosciuszko zu besiegen. Er machte ihm glänzende Anerbietungen. Wie wenig kannte er den Mann aus Washingtons Schule! Endlich entschied Catharina den Kampf durch Truppenübermacht. Suwarow schlug in Volhynien bei Brzec die Polen unter Sierakowski den 18ten und 19ten September. Repnin drang durch Lithauen vor, und vereinigte sich mit Jenem; der russische General Fersen sollte mit 12,000 Mann zu ihnen stoßen. Dieß zu hindern, rückte ihm Kosciuszko von Warschau, wo er sich lange gehalten hatte, mit 21,000 Mann entgegen. Fersen griff ihn den 10. Oct. bei Macziewice (12 Meilen von Warschau) an, ward dreimal zurückgeschlagen, durchbrach aber beim vierten Angriffe die Linie der Polen; sie wurden geschlagen; Kosciuszko sank mit Wunden bedeckt, unter den Worten: Finis Poloniae, vom Pferde; und fiel in feindliche Gewalt. In ihm verlor sein Vaterland Alles. Suwarow stürmte Praga den 4ten Nov. Warschau unterwarf sich den 9ten Nov. Madalinski verließ Großpolen. Ein österreichisches Heer rückte in Polen bis Lublin vor. Adel und Bürger in Polen waren nicht einig; der Nationalrath ohne Kraft; auswärtige Hülfe blieb aus; so ging Polen unter. Vielleicht sind die Vorwürfe, die man Kosciuszko als Feldherrn macht, gegründeter. Er gab den bewaffneten Bauern Sensen, da doch die Pike eine bessere Waffe ist. Allein er mußte sich schlagen ohne Soldaten, ohne Waffen, ohne Geld. Der Feind stand schon im Lande. Er war umringt; und in Polen selbst keine Eintracht, keine allgemeine Begeisterung! Seine Vertheidigung im Lager von Warschau, wo er eingeschlossen war, wird von den Kennern für meisterhaft erklärt. In

dem Treffen bei Sczekoczyn hingegen war es Mangel an Erkundigung, daß er die Vereinigung der Russen mit den Preußen nicht wußte; auch scheint es Unkunde der Gegend zu verrathen, daß er sich von Fersen bei Macziewice angreifen ließ. Doch die Kühnheit findet nur dann Beifall, wenn sie siegt. Mit geübten russischen Soldaten wäre er unüberwindlich gewesen; und hätte alle Polen sein Geist erfüllt, sein Vaterland würde nicht zu Grunde gegangen seyn. Doch unnütz für ihr Vaterland sind die, welche ihm sich opferten, nicht gefallen. Die öffentliche Meinung Europa's war durch die edle Anstrengung der Besiegten für die unglücklichen Polen gewonnen; und Kaiser Alexander scheint die theuerste Hoffnung der Nation, mit welcher sie von Napoleon grausam getäuscht ward, erfüllen zu wollen. Kosciuszko lebte mit einigen seiner Freunde in Rußland als Staatsgefangener. Paul I. gab persönlich diese wackern Männer frei, und zeichnete Kosciuszko durch mehrere Beweise seiner Achtung aus. Er beschenkte ihn mit 1500, und seinen Freund, den Dichter Niemcewiz mit 1000 Bauern. Beide begaben sich über London, wo Kosciuszko mit Auszeichnung behandelt wurde, nach Amerika. Letzterer sandte dem Kaiser Paul das von ihm erhaltene Geschenk von 12,000 Rubeln zurück; auch soll er die jährliche Pension von 6000 Rubeln nicht angenommen haben. Sein Vermögen war unbedeutend. Amerika hatte ihm, als er nach dem geendigten amerikanischen Freiheitskriege in sein Vaterland zurückging, das Cincinnatus-Kreuz und ein Jahrgeld gegeben. Mehr als dieß gab ihm Washingtons Freundschaft. Auch jetzt fand er mit seinen braven Genossen in Amerika Schutz und Achtung. Im Jahre 1798 ging er nach Frankreich. Da faßte Napoleon den Plan auf, durch Polens Wiederherstellung Rußland wehe zu thun, und sich die Herrschaft über das östliche Europa vorzubereiten. Viele Polen lebten in Paris. Kosciuszko aber konnte, nicht bloß durch Krankheit, sondern vielmehr durch sein Paul I. gegebenes Wort, nicht wider die Russen zu dienen, gehindert, an ihrem Kampfe, unter Dombrowski's Leitung, in den Jahren 1806 und 1807 nicht Theil nehmen. Auch hat er Napoleons Vorspiegelungen nie getraut, und den unter seinem Namen den 1sten November 1806 von Paris aus erlassenen Aufruf für unächt und von Napoleon erdichtet, öffentlich erklärt. Er kaufte sich in der Nähe von Fontainebleau ein Landgut und lebte hier bis 1814 in ländlicher Ruhe. Kaiser Alexander ehrte ihn durch eine Sauvegarde. Von da begab sich Kosciuszko nach Solothurn, wo er sich noch gegenwärtig aufhält. Man hat von ihm ein von Krüger in Dresden, nach Cosway's Gemälde und Demaian's Zeichnung gestochenes, wohlgetroffenes Charakterbild. K.

Kothe heißt im Niedersächsischen ein Bauerhaus, welches weder Hof noch Ländereien hat und dessen Besitzer deßhalb bloß zu Hand- und Fußdiensten verbunden ist. — Daher heißen Kothsassen, Kosassen (Köther, auch Hintersassen), zum Unterschiede der eigentlichen Bauern, diejenigen Dorfbewohner, welche eine bloße Kothe, mithin weder Zugvieh noch Länderei besitzen. Oft werden auch die sogenannten Schutzverwandten oder Häuslinge mit dem Namen Hintersassen belegt. Ehemals waren die Kothsassen (adscriptitii) eine Art von Leibeigenen, welche an ein gewisses Gut gebunden waren, mit dem sie auch anderweitig verkauft werden konnten. — Kothen (Salzkothen), besonders in Halle, sind die kleinen Hütten in den Salzwerken, worin das Salz gesotten wird.

Köthen (Anhalt-Köthen), ein Theil der ehemaligen vereinten anhaltinischen Länder, fiel, als 1252 nach dem Tode Heinrichs I. (des Fetten), welcher zuerst den fürstlichen Titel geführt hatte, diese unter die Söhne desselben vertheilt wurden, nebst Zerbst, Dessau und Coswig, an den jüngern Sohn Siegfried I., welcher demnach als Stammvater der jetzigen fürstlichen Häuser dieses Namens zu betrachten ist. Er starb wahrscheinlich im J. 1310, nachdem er in der Fehde gegen Friedrich mit der gebissenen Wange die Städte Delitzsch und Bitterfeld verloren hatte. Sein Sohn, Albert I., welcher zu Köthen residirte und 1316 starb, verdrängte zuerst die wendische Sprache aus den anhaltinischen Gerichtshöfen. Seine beiden Söhne Albert II. und Waldemar I. regierten gemeinschaftlich, waren freigebig gegen die Klöster, erwarben die Städte Roslau und erbauten das Schloß zu Dessau. Albert II., welcher 1362 starb, hatte drei Söhne, von denen der älteste Johann I dem Vater in der Regierung folgte, zu Zerbst residirte, die Grafschaft Lindau erwarb und 1382 in Palästina starb. Seine drei Söhne, Sigismund I., Albert IV. und Waldemar III. regierten anfangs gemeinschaftlich, theilten sich aber nach Waldemars III. Tode in die väterlichen Erbstaaten, und Albert IV. erhielt Köthen und Dessau. Nachdem nun auch Sigismund I. gestorben war, und drei Söhne hinterlassen hatte, bemächtigte sich Albert IV. anfangs der Besitzungen derselben, trat ihnen aber endlich, durch einen Vertrag, Dessau, Köthen, Wörlitz, Raguhn und Jeßnitz ab. Nach Albert IV. Tode, und nachdem dessen drei Söhne in den geistlichen Stand getreten waren, wurden nun wieder sämmtliche anhalt-köthenschen Länder unter Georg I., dem überlebenden Sohne Sigismund I. vereinigt. Dieser beerbte seinen Vetter, Bernhard VI., von Bernburg, welcher ohne männliche Erben gestorben war, wodurch also Anhalt-Bernburg an Anhalt-Köthen kam. Er starb am 21sten September 1474 zu Dessau, nachdem er seine sämmtlichen Besitzungen in zwei Theile, Köthen und Anhalt, getheilt, und diese unter seine fünf Söhne vertheilt hatte. Nachdem drei davon gestorben waren, gelangte der eine der beiden noch lebenden Waldemar IV., zu dem Besitze von Köthen, und starb daselbst 1508. Sein Nachfolger, Wolfgang, erhielt 1545 Bernburg, Sandersleben, Coswig, Wörlitz und die Hälfte von Zerbst. Er nahm den lebhaftesten Antheil an der Reformation und unterzeichnete späterhin die augsburgische Confession und den schmalkaldischen Bund. Dafür ward er nach der Schlacht bei Mühlberg (1547) geächtet, und sein Land von Carl V. dem Grafen von Ladrona geschenkt. Dieser, der sich daselbst vermuthlich nicht sicher glaube, verkaufte sein Besitzthum an Heinrich Reuß, Burggrafen von Meißen, Wolfgangs Schwestersohn. Wolfgang erhielt darauf 1550, auf dringende Verwendung seiner Vettern und nach Wiedererstattung jener Kaufsumme, sein Land zurück und suchte dasselbe, da es sehr verheert war, durch weise Regierung wieder in Aufnahme zu bringen. Nachdem er 1562 die Regierung seinen Vettern abgetreten hatte, starb er am 23sten März 1566. Von diesen Vettern gelangte, nach Absterben der Uebrigen, Joachim Ernst 1570 zum Alleinbesitze der sämmtlischen anhaltischen Besitzungen. Er bezeigte sich ungemein thätig für die Wohlfahrt des Landes, sowol durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten, als durch Belebung aller Zweige der Landesindustrie, und starb am 6. Dec. 1586. Ihm folgte von seinen acht Söhnen Johann Georg I., der in jeder Hinsicht in die Fußstapfen seines

tilen Vater trat, aber nur gewissermaßen als Vormund seiner noch übrigen unmündigen Brüder regierte, mit denen er demnächst die anhaltischen Besitzungen theilte, so, daß Ludwig, Joachim Ernst's jüngster Sohn, 1606 Köthen bekam. Seine Regierung zeichnete sich durch wohlwollendes Interesse für Künste und Wissenschaften aus: so hatte er z. B. den bedeutendsten Antheil an der 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft oder dem Palmorden. Die Wunden, welche der dreißigjährige Krieg auch seinem Lande geschlagen hatte, suchte er durch weise Verwaltung nach Möglichkeit zu heilen. Nach seinem Tode, welcher am 7. Jan. 1649 erfolgte, kam sein Sohn, Wilhelm Ludwig zur Regierung. Dieser starb am 13. April 1665 ohne männliche Nachkommenschaft. Nach dem bei der Theilung von 1606 geschlossenen Vertrage fielen nun 1665 die köthenschen Länder an die Söhne Augusts, des ältern Bruders Ludwig, Lebrecht und Emanuel, welche früher Plötzkau besessen hatten, das aber nun an die Linie Bernburg fiel. Da bald darauf Lebrecht am 7. Nov. 1669 ohne Erben starb, so vererbte der ganze köthensche Ländertheil auf seinen Bruder Emanuel. Dieser starb am 8. Nov. 1670 und hinterließ die Regierung seinem noch ungebornen Sohne, Emanuel Lebrecht, welcher dieselbe 1692 antrat und am 30. Mai 1704 starb. Er stiftete zuerst das Recht der Erstgeburt in seinem Hause, welches aber, da der Kaiser seine Zustimmung nicht gegeben hatte, unter den beiden Söhnen, Leopold und August Ludwig, einen Streit erregte, der aber bald ausgeglichen wurde, worauf alsdann Leopold die Regierung antrat. Da dieser aber am 17. Nov. 1728 ohne Nachkommen gestorben war; so gelangte der zweite Bruder August Ludwig zur Regierung, unter welcher das Land an Bevölkerung, Fabriken und Manufacturen sehr gehoben wurde. Ihm folgte 1755 Carl Georg Lebrecht, der in österreichischen Diensten 1789 gegen die Türken kämpfte und am 17ten Oct. 1789 zu Semlin starb. Sein Sohn und Nachfolger, August Christian Friedrich, am 18ten Nov. 1769 geboren, war sein Nachfolger. Er trat als souveräner Herzog am 19ten April 1807 dem Rheinbunde bei und war mit einer neuen Organisirung seines Landes, namentlich mit der Einführung des französischen Gesetzbuchs beschäftigt, als er im J. 1812 starb. Seitdem führt Dessau die Administration für den am 20sten Sept. 1802 gebornen, und folglich noch unmündigen Herzog, Ludwig August Carl Friedrich Emil, einen Brudersohn des letzverstorbenen Herzogs. Die Gesammtbesitzungen des Herzogthums Anhalt-Köthen betragen 15 Quadratmeilen, mit 28,842 Einwohnern und 120,000 Thalern Einkünften. Das ganze Land besteht aus 4 Städten, 7 Aemtern und 94 Dörfern. Die Hauptstadt Köthen zählt 700 Häuser und 7000 Einwohner. Eine Sehenswürdigkeit derselben ist der Saal, in welchem die Wappen und Denksprüche der von Ludwig 1617 gestifteten fruchtbringenden Gesellschaft befindlich sind. S. Anhalt.

Kottabos (auch **Cottabus**), ein in Sicilien erfundenes Spiel, welches den Griechen, besonders in Athen, nach einem Gastmahle zur Erholung diente. Es wurde dazu ein kleiner Stab in die Erde gesteckt, und ein anderer wie ein Wagebalken horizontal darüber gelegt, an dessen jedem Ende eine Schale befestigt war. Unter jeder dieser Schalen stand ein Becken voll Wasser, in welchem eine kleine eherne Statue, den Kopf unter dem Wasserspiegel, stand. Der Spieler stellte sich in einige Entfernung von dieser Zurüstung, und spritzte aus einem Gefäße Wein in Eine dieser beiden Schalen, damit sie durch

ihr Uebergewicht niedersinken, das Haupt der im Wasser stehenden Statue berühren und dadurch einen Schall verursachen möchte. Wer den Wein am geschicktesten zu spritzen wußte, d. h. daß nichts davon auf die Erde fiel, und auf wessen Wurf der stärkste Schall erfolgte, erhielt den Preis, der in Confekt, in Küssen und dergleichen bestand. — Der Name Kottabos war übrigens noch mehrern Spielen gemein. Das hier beschriebene hieß zum Unterschiede noch Kataktos Kottabos.

Kotzebue (Aug. Friedr. Ferdinand von) wurde den 3ten Mai 1761 zu Weimar, wo sein Vater, den er frühzeitig verlor, herzogl. Legationsrath war, seine Mutter aber und sein jüngerer Bruder noch leben, geboren. Er selbst rühmt die Verdienste seiner Mutter um seine Bildung, und sagt, daß sie ihm Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch eingeflößt und ihn fühlen gelehrt habe. Durch Lebhaftigkeit des Geistes und Regsamkeit des Gefühls zeichnete er sich schon in jungen Jahren aus, und noch nicht sechs Jahre alt, wagte er schon poetische Versuche. „Diejenige Begebenheit meines Lebens, sagt er selbst, die durch ihre Folgen den größten Einfluß auf meine Bildung gehabt, und mich von meiner zartesten Kindheit an unwiderruflich zum dramatischen Schriftsteller bestimmt hat, war folgende: Der Schauspieler Abbt kam mit einer herumziehenden Gesellschaft nach Weimar. Meine Neugier war ohne Gränzen. Mit einem heiligen Schauer betrat ich das Schauspielhaus. Die vielen Lichter, die versammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles Das spannte meine Erwartung aufs höchste. Man gab den Tod Adams von Klopstock. Der Vorhang rollte auf; ich war ganz Auge, ganz Ohr; mir entging kein Wort, keine Bewegung. Ich kam wie betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen? Ach Gott! gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts mehr, als das Glück, täglich einem solchen Schauspiele beizuwohnen. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute so ruhig davon sprechen, und ihre Geschäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Unbeschreiblich war meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalie eine stehende Bühne errichtete, und unstreitig die beste, welche damals in ganz Deutschland zu finden war. Die Familien Seiler, Brandes, Boeck und der unsterbliche Eckhof kamen nach Weimar. Meine Leidenschaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage, und sicherlich war ich jedesmal unter allen Zuschauern, groß und klein, der aufmerksamste. Ein unglücklicher Brand legte das weimarsche Schloß, und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Asche. Die Gesellschaft wurde verabschiedet und ging nach Gotha. Ich widmete ihrer Abreise manche Thräne. Uebrigens verdanke ich jener Epoche den größten Theil der Bildung meines Verstandes und Herzens. Jede edle Empfindung wurde in mir geweckt, und durch Eckhofs göttliches Spiel meine Vernunft und Phantasie mit Ideen und Bildern bereichert, welche mir ohne dieses Vehikel nie so anschaulich geworden wären." Kotzebue besuchte um diese Zeit das Gymnasium, wo Musäus, nachmals sein Oheim, durch Unterricht und Beispiel vorzüglich, und vielleicht ausschließlich auf ihn wirkte. Göthe und Klinger gingen damals in seinem Hause öfters aus und ein. Es konnte nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit solchen Männern seine Talente den höchsten Grad der Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren. Er war noch nicht völlig 16 Jahre alt, als er auf die

Universität nach Jena ging, wo seine Liebe für die Schauspielkunst in einem Liebhabertheater neue Nahrung fand. Aus Liebe zu seiner Schwester, die sich nach Duisburg verheirathete, ging er eine Zeitlang auf diese Universität, von wo er 1779 nach Jena zurückkehrte, und sich mit ziemlichem Eifer auf die Jurisprudenz legte, ohne darum aufzuhören, mit Herz und Sinn für das Theater zu leben, und Mancherlei zu dichten, was sich jedoch nicht eben sonderlich auszeichnete. Ein kleines Lustspiel aber: die Weiber nach der Mode, gelang besser, und hatte einige wirklich komische Züge. Da es durch eingewebte Stadtanekdötchen Beifall erhielt, so erzeugte dieß vielleicht in ihm seinen Hang zur Satyre. Bald hierauf wurde er examinirt und Advokat. Jetzt genoß er ganz die Freundschaft des redlichen Musäus, kam täglich mit ihm in dessen Garten zusammen, schriftstellerte mit ihm an einem Tische, aus einem Dintenfasse, und versuchte nun, was er bereits mit Wieland, Göthe, Hermes und Brandes gethan, auch Musäus nachzuahmen, wovon sein Ich, eine Geschichte in Fragmenten, die im Ganymed für die Lesewelt erschien, den Beweis liefert. Zu Leipzig ließ er ein Bändchen Erzählungen drucken, und ging hierauf im Herbste des Jahrs 1781 nach Petersburg, wohin er durch einen Freund seines Vaters berufen wurde. Er wurde als Secretär bei dem Generalgouverneur v. Bawr angestellt, und da dieser die Direction des deutschen Theaters erhielt, so kam Kotzebue zufälliger Weise wieder in sein Element. Nach zwei Jahren aber starb Bawr. Da er Kotzebuen dem Schutze der Kaiserin empfohlen hatte, so wurde die er zum Titularrath ernannt, und im J. 1783 als Assessor des Oberappellationstribunals in Reval angestellt. Im J. 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland, und als solcher in den Adelstand erhoben, einen Stand, den er wahrscheinlich durch sein Werk: über den Adel, versöhnen wollte, nachdem er ihn als Dichter so oft preisgegeben hatte. Zu Reval war es, wo es seinem Talente gelang, eine Reihe von Werken zu liefern, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zogen, und ihn gar bald zum Lieblinge des Publikums machten. Seine Leiden der ortenbergischen Familie (1785 fg.) und seine kleinen gesammelten Schriften (1787 fg.) beurkundeten zuerst seine gefällige, glückliche und mannichfaltige Darstellungsgabe auf eine glänzende Weise: vorzüglich waren es aber doch seine beiden Schauspiele Menschenhaß und Reue und die Indianer in England, welche ihrem Urheber von einem Ende Deutschlands zu dem andern den hinreißendsten Beifall erwarben. Seine erschütterte Gesundheit nöthigte ihn im J. 1790 zu einer Reise nach Pyrmont, wo er durch seinen berüchtigten Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn, den er unbesonnener Weise unter Knigge's Namen erscheinen ließ, einen großen Theil der Gunst und Achtung verscherzte, die das Publikum ihm zugewendet hatte. Nach dem Tode seiner Gattin ging er nach Paris, aus welchem die beginnenden Unruhen ihn wieder vertrieben; worauf er eine Zeitlang in Mainz zubrachte. Er suchte um seine Entlassung an, erhielt sie, und zog sich 1795 auf das Land zurück, wo er sich 8 Meilen von Narva in Esthland den kleinen Landsitz Friedenthal erbaute, und bis zum Herbste 1797 seiner Familie und den Musen lebte. Die jüngsten Kinder seiner Laune und etliche 20 Schauspiele, welche einzeln namhaft zu machen unnöthig ist, gehören in diesen Zeitraum. Jetzt erhielt er den Antrag, als Hoftheaterdichter nach Wien an Alxingers Stelle zu kommen. Er nahm

ihn an, und ein ziemlicher Theil seiner Neuen Schauspiele, die nachher 18 Bände anfüllten, erschien in jener Zeit. Da aber mancherlei Unannehmlichkeiten ihm seine Stelle in Wien verleideten, suchte er nach 2 Jahren um seine Entlassung an, und erhielt dieselbe mit 1000 Gulden jährlicher Pension. Nachdem er hierauf kurze Zeit in Weimar sich aufgehalten, entschloß er sich zur Rückkehr nach Rußland. Das Unglück, was ihn an der Gränze traf, arretirt, von seiner Familie abgesondert, und, ohne zu wissen warum, nach Sibirien geschleppt zu werden, zog die Aufmerksamkeit fast des ganzen cultivirten Europa auf sich. Ein günstiger Zufall rettete ihn. Ein junger Russe, Namens Krasnopolski, hatte Kotzebue's kleines Drama: der Leibkutscher Peters des Dritten, eine indirecte Lobrede auf Paul I., ins Russische übersetzt. Diese Uebersetzung wurde dem Kaiser Paul in der Handschrift vorgelegt, welchen das Stück dergestalt entzückte, daß er sogleich Befehl ertheilte, den Verfasser aus seiner Verbannung zurück zu holen, und dem Zurückgekehrten seine vollkommene Gnade zuwendete. Unter andern beschenkte er ihn mit dem schönen Krongute Worroküll in Liefland, übertrug ihm die Direction des deutschen Theaters, und ertheilte ihm den Charakter als Hofrath. Das merkwürdigste Jahr meines Lebens, welches Kotzebue damals herausgab, und worin er diese seine Schicksale beschrieben hat, überhebt uns der weitern Ausführung. Nach dem Tode Pauls I. wünschte Kotzebue in sein Vaterland zurückzukehren, bat um Entlassung, und erhielt dieselbe mit dem Titel eines Collegienraths und Beibehaltung seines Gehaltes. Er wendete sich wiederum nach Weimar, wo er kurze Zeit lebte; dann aber zog er nach Jena, wo er sich einen angenehmen Garten anlegte. Mancherlei Irrungen, in welche er mit Göthe gerieth, machten ihn jedoch bald so verdrießlich, daß er auch diesen neuen Aufenthalt wieder verließ, und im Jahre 1802 nach Berlin zog, wo er, vereinigt mit Garlieb Merkel, den Freimüthigen herausgab. Kotzebue und Merkel machten nun Partei gegen Göthe und dessen Anhänger, namentlich die Brüder Schlegel; und da Spazier, als damaliger Redacteur der Zeitung für die elegante Welt, Partei für diese genommen hatte, so gab es gar bald einen hartnäckigen Zeitungskrieg zur nicht geringen Belustigung des parteilosen Publikums. Eine ernstere Folge jener Irrungen zwischen Kotzebue und Göthe war die Verlegung der jenaischen Literaturzeitung nach Halle und der Verfall der Universität Jena, die seitdem nie wieder, wie die dort neu entstandene Literaturzeitung, zu ihrer vorigen Blüthe gelangt ist. Die Folgen davon dürften vielleicht wichtiger seyn, als Manchem auf den ersten Anblick scheinen mag; sie anzugeben, würde aber hier zu weit führen. Eben so wenig will ich hier entscheiden, auf welcher Seite in jener literarischen Fehde das größere Recht war; gewiß ist, daß Kotzebue meist die Lacher auf seiner Seite hatte, und die größere Menge für sich gewinnen mußte, weil er als Verfechter des gesunden Menschenverstandes erschien. Göthe selbst hat sich nie in diesen Streit gemischt, man müßte denn einige Winke in seinen Anmerkungen zu Rameau's Neffen von Diderot hieher rechnen, die auf eine würdige Weise gegeben sind. Unnöthig war indeß der Streit im Ganzen eben so wenig, als er nicht ohne gute Folgen geblieben ist, besonders seitdem die Zeit beide Parteien besänftigt und gemäßigt hat. Kotzebuen gelang es übrigens in Berlin, sich die Gnade des Königshauses zu erwerben, durch welche ihm ein Canonikat verliehen wurde. Außer mehrern größern dramatischen Werken gab er in dieser Zeit in seinem

Almanach dramatischer Spiele eine schätzbare Sammlung kleiner Dramen heraus, die besonders den Liebhabertheatern sehr erwünscht war. Seine Erinnerungen aus Paris, so wie die aus Rom und Neapel (wohin er in den Jahren 1803 und 1804 gereiset war), enthalten einiges Gute, mehreres Angenehme, viel Flüchtiges und manches Falsche. Mit größerm Fleiße ging er an das Studium der Geschichte. Er hatte sich entschlossen, der Geschichtschreiber Preußens zu werden, und begab sich zu diesem Behufe im J. 1805 nach Königsberg, wo ihm der Gebrauch des Archivs verstattet war, welches ihn eine geraume Zeit beschäftigte. Mehrere Jahre darauf lieferte er Preußens ältere Geschichte (4 Thle, Riga 1809), ein Werk, das zwar kein historisches Kunstwerk des ersten Ranges ist, aber unter den guten historischen Werken mit Recht genannt zu werden verdient. Das für die preußische Monarchie so unglückliche Jahr 1806 vertrieb ihn aus Preußen; er flüchtete seine Freimüthigkeit vor den französischen Kriegsgerichten nach Rußland, wo er seitdem nie aufhörte, die Franzosen und ihren Kaiser mit allen Waffen, die dem witzigen Schriftsteller zu Gebote stehen (z. B. in der Zeitschrift die Biene), zu bekämpfen. Die französische Regierung behauptete deshalb, er stehe in englischem Solde; das deutsche Publikum griff um so begieriger nach seinen confiscirten Blättern, je weniger in Deutschland vor der geheimen französischen Polizei ein freies oder gar kühnes Wort verlautbaren konnte. Da nun unter solchen Umständen seine politischen Aeußerungen die Aufmerksamkeit in einem höhern Grade erregt hatten, so schien er bei der großen Wendung der politischen Angelegenheiten Europa's im J. 1813 ganz der Mann, um die den Franzosen so ungünstige Stimmung der Völker zu unterhalten. Zum Staatsrath erhoben, folgte er dem russischen Hauptquartiere, und gab in Berlin ein deutsches Volksblatt heraus. Sonderbar genug warfen jetzt die französischen Zeitungen Kotzebue und Schlegel in Eine Verdammniß, denn diese beiden poetischen Gegner begegneten sich in der Politik. Daß der Letztere bedeutender und würdiger auftrat, ist keine Frage. Kotzebue's Mitwirkung hörte auch bald auf; denn als im Frühjahr 1813 die Franzosen vorwärts drangen, ging er nach Rußland zurück, wo er jedoch nicht aufhörte, durch manche, zum Theil sehr witzige und satyrische, zum Theil sehr platte Broschüren in die Stimmung der Zeit einzuwirken. Für solche Dienste blieb er nicht unbelohnt, und kehrte im J. 1814 als russischer General-Consul in die preußischen Staaten nach Königsberg zurück, wo er nebst mehrern politischen Flugschriften, größern und kleinen Lustspielen, auch eine Geschichte des deutschen Reichs (1r Bd. Leipz. 1814) geschrieben hat. Neuerdings hat er seinen Posten niedergelegt und sich nach St. Petersburg begeben. Man sieht aus dieser ganzen Schilderung, daß Kotzebue in gleichem Maße ein Mann von ungemeinen Talenten und ein Schooßkind des Glücks ist. Beinahe möchte ich ihn, um ihn mit zwei Worten zu charakterisiren, den deutschen Voltaire nennen, denn beide haben sich in denselben Fächern versucht, als Dichter, als Philosophen, als Historiker, als Critiker, beide haben dieselbe Leichtigkeit und Fruchtbarkeit, dieselbe Sensibilität und Wärme, denselben Geist, Witz und Ton, dieselbe Leichtfertigkeit und Ungenirtheit, so wie denselben Mangel an Tiefe und Vollendung in der Anlage und Ausführung mit einander gemein. Beide haben mit Werken ohne Tiefe und Vollendung ihren Ruhm fast bei allen Nationen ausgebreitet und einen glänzenden Beifall erlangt, obschon nicht immer den des

Kenners, und vielleicht nur an Correctheit und Eleganz wird Kotzebue von Voltaire übertroffen. Führe die Vergleichung aber weiter aus, wer Lust dazu hat; hier ist der Ort so wenig dazu, als zu einer ausführlichen Charakteristik dieses beliebten Schriftstellers, der eben so oft über die Gebühr herabgesetzt, als erhoben worden ist. Wenn man Schiller mit Aeschylus, und Göthe mit Sophokles vergleicht, so könnte man Kotzebue vielleicht mit Euripides vergleichen, und in der That hat er viel von dessen Tugenden und Fehlern, so wie er auch in A. W. Schlegel seinen Aristophanes gefunden hat. Mit Recht räumt man ihm ein bedeutendes Talent für das romantische und bürgerliche Drama, und ein ausgezeichnetes für das Lustspiel und die Posse ein, und Niemand kann ihm einen Reichthum an Witz und Scherz absprechen, wie wir ihn sonst nicht allzu häufig finden. Nur möchte Jean Paul nicht Unrecht haben, wenn er sagt, Hr. von Kotzebue habe zu viel Witz, um ein guter Lustspieldichter zu seyn. dd.

Kotzeluch (Leopold), wurde 1792 als kaiserlicher Hofkapellmeister an Mozarts Stelle berufen, und starb am 3ten Febr. 1814. Er war 1753 zu Wellwarn in Böhmen, nahe bei Prag, geboren, studirte in dieser Stadt die Musik und componirte 1771, im 18ten Jahre, für das dortige Theater ein Ballet, welches einen so allgemeinen Beifall erhielt, daß er deren noch 24 andere, nebst 5 Pantomimen setzen mußte. Er verließ darauf Prag und begab sich nach Wien, welche Stadt er nachher zu seinem immerwährenden Aufenthaltsorte wählte. Kotzeluch ist einer unsrer geschätzten Tonkünstler, dessen Compositionen (besonders seine Werke für das Fortepiano) sich durch Leichtigkeit und Anmuth des Styls, so wie durch gefällige Melodie und reine Harmonie sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen. Diese Eigenschaften lassen es die Dilettanten, für welche er vorzugsweise zu schreiben schien, vergessen, daß ihm Tiefe der Kunst, eigentliche geniale Erfindung und kräftige Fülle abgehen. Außer einigen Opern, von welchen aber keine öffentlichen Ruf erhalten hat, mehrern Cantaten, einzelnen Opern-Arien und mehrern Sinfonien und Instrumentalsachen, hat er nahe an 100 Clavier-Werke, theils Concerte, theils Sonaten mit und ohne Begleitung, geschrieben und stechen lassen. Diese Fruchtbarkeit zeigt von dem Beifalle, dessen Kotzeluch's Compositionen im großen Publikum genießen. Pq.

Krahn, Kran, Kranig, Cran, ist ein Hebezeug, Lasten in die Höhe zu ziehen, welche nicht unmittelbar unter die Welle gebracht werden können. Diese Maschine besteht aus einem schräg aufwärts gerichteten Balken, über welchen ein anderer Balken (Kranbalken) dergestalt gelegt ist, daß die ganze Maschine nach allen Seiten gewendet werden kann. Oben ist eine Rolle angebracht, über welche das Zugseil läuft, an dessen eines Ende die Last angehängt, an das andere aber nur eine Welle angeschlagen wird, welche sich durch Räder (Kranräder) umtreibt. Diese Maschinen pflegen mehrentheils mit einem Dache oder Gehäuse versehen zu seyn. Man gebraucht die Krahne theils an Ufern, um damit Lasten aus den Schiffen oder in die Schiffe zu heben, theils auch bei Aufführung großer Gebäude. Die Benennung dieser Maschine stammt offenbar von dem Vogel Kranig, Kranich, ab, weil die Maschine selbst eine große Aehnlichkeit mit dem Baue dieses Vogels hat. — Das Krahnrecht ist das Recht, einen solchen Krahn öffentlich halten zu dürfen. In engerer Bedeutung wird darunter auch das Recht des Landesherrn verstanden, die Schiffer zu

zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtlichen Waaren auszuladen und sie daselbst zu verzollen.

Krain, ein Herzogthum am südlichen Ende des ehemaligen österreichischen Kreises, und dem Hause Oesterreich zugehörig, gränzt gegen Norden an Kärnthen und Steyermark, gegen Süden an das adriatische Meer und Istrien, gegen Westen an Friaul und gegen Osten an Croatien, und hat 233 Quadratmeilen Flächeninhalt, 22 Städte, 32 Marktflecken, 3302 Dörfer, und nach der Zählung im J. 1788 nahe an 420,000, im J. 1801 aber nur 409,054 Einwohner. Producte sind Wein, Oel, Weizen, Flachs in großer Menge und vieles Obst, woraus Wein verfertigt wird. Krain ist reich an Waldungen, Wiesen, Getreide, edeln Früchten und Viehzucht; nicht minder an mineralischen Producten. Das Innere der dortigen vielen Berge erzeugt Eisen, Quecksilber, schönen Marmor, aber kein Salz, dessen Mangel durch Seesalz ersetzt wird. Die Einwohner sind mehrentheils Slaven, die vornehmsten Volksklassen aber Deutsche. Der merkwürdigste Fluß, die Save, ist zum Theil schiffbar. Im J. 1809 trat Oesterreich durch den wiener Frieden das Herzogthum Krain ab, worauf es von Bonaparte mit den illyrischen Provinzen vereinigt wurde. Im J. 1814 aber kam auch dieses Land in seine frühern Verhältnisse zurück.

Krake (Seekrabbe, Seewurm, Seepolyp) soll ein Seeungeheuer von dem Geschlechte der Polypen, der Sage nach, das größte Thier unserer Erde, und einer schwimmenden Insel gleich seyn. Nach dem fabelhaften Berichte des Pantoppidan, welcher, als der erste Schriftsteller, in seiner norwegischen Naturgeschichte dieses Seeungeheuers Erwähnung thut, läßt sich dasselbe dann und wann in den norwegischen Gewässern sehen, trägt, eine halbe Stunde im Umfange habend, Berge und Thäler auf seinem Rücken, wohnt auf dem Grunde des Meers und erhebt sich nur bei stiller Witterung über das Meer, um sich daselbst auf ein ganzes Jahr satt zu fressen, und dann, bei erhobenem Winde, wieder langsam in die Tiefe zu sinken. Bei diesem Untersinken soll es einen ungeheuern Seeschlund verursachen, der Alles mit sich fortreißt. Diese, dem Scheine nach, märchenhafte Erzählung des erwähnten Schriftstellers hat hernach durch die eidliche gerichtliche Aussage einer englischen Heringsbuyse, welche dieses Ungeheuer im August 1774, und eines andern Schiffs, welche es am 5ten August 1786 gesehen zu haben bestätigten, wieder einigen Schein von Glaubwürdigkeit erhalten. Sehr wahrscheinlich ist es, daß entweder dicke, niedrigstehende Nebel, welche zuweilen, selbst von erfahrenen Seeleuten, für Küsten gehalten werden, oder die großen Klippen und Sandbänke, welche bei stiller See sichtbar werden, bei stürmischem Wetter aber wieder verschwinden, oder endlich Wallfische Veranlassung zur Erzählung von Kraken gegeben haben. Nach einer nordischen Sage soll das sogenannte Medusenhaupt das Junge des Kraken seyn.

Krampf, ein krankhafter Zustand des lebenden Körpers, welcher in einer unregelmäßigen Zusammenziehung der Muskeln besteht. Die Muskelbewegung ist an die Einwirkung der Nerven gebunden, theils willkürlich, wie bei den Muskeln der Gliedmaßen, des Kopfes, des Gesichts u. a. m., theils unwillkürlich, nach Bestimmung gewisser Verrichtungen der innern Eingeweide, z. B. die Bewegung des Herzens, der Gedärme, der Pulsadern u. s. w.; andere Bewegungen der Muskeln gehen unwillkürlich vor sich, gehorchen aber auch dem Einflusse

des Willens, z. B. die Muskeln des Brustkastens, das Zwerchfell. Auf die Einwirkung des Nerven zieht sich der Muskel zusammen, verkürzt sich, und bewirkt dadurch die Bewegung der Theile, an welche er befestigt ist. Geschieht bei den, der Willkür unterworfenen Muskeln diese Nerveneinwirkung ohne Antrieb des Willens, bei den andern aber heftiger, anhaltender, und dem Zwecke nicht angemessen, so entsteht eine unwillkürliche, zu heftige, unordentliche und zweckwidrige Bewegung des Gliedes oder Theils, verbunden mit einem unangenehmen, schmerzhaften Gefühle von Spannung und Anschwellung des Muskelfleisches, welche die Zeichen des Krampfes sind. Die Krämpfe selbst sind sehr mannichfaltig, je nachdem die fehlerhafte Einwirkung der Nerven auf diese oder jene Muskelpartie, anhaltend oder abwechselnd, wirkt. Tonische Krämpfe sind anhaltend; clonische, abwechselnd; Convulsionen sind heftig, stoßweise; Catalepsie, Epilepsie, (s. diese Art.) Herzklopfen, Stammeln, Brustkrämpfe, St. Veitstanz, Starrkrampf, das sardonische Lachen u. s. w. gehören hierher. Die sogenannten Nervenmenschen, deren Nervensystem besonders empfindlich und deren Muskelsystem schwach ist, sind daher den Krämpfen am meisten unterworfen, z. B. Kinder, zarte Frauenzimmer, und kränkliche, hypochondrische Männer. Krampfstillende Mittel sind theils solche, welche den unordentlichen Wirkungen des Nerven auf die Muskeln Gränzen setzen, indem ihre Wirkung die Thätigkeit desselben überhaupt herabsetzt, regulirt und beschränkt, theils die Stärkung des Muskelsystems befördern. Wenige Mittel wirken jedoch nicht nur allein und unmittelbar auf die Nerven, sondern auch zugleich erhitzend auf das Blutsystem. Es war vor nicht langer Zeit eine Periode, da man alles Krampf nannte, was Schmerz erregte, und oft verleitet wurde, hitzige krampfstillende Mittel zu gebrauchen, wo ein entzündlicher Zustand obwaltete, der durch solche Mittel verschlimmert wurde. Manche Frauenzimmer schreiben jeden Kopfschmerz, jede schmerzhafte Empfindung im Innern dem Krampfe zu, und mißbrauchen die sogenannten krampfstillenden Mittel zu ihrem größten Schaden. Oft sind bei den sogenannten Krämpfen kühlende Sachen die besten krampfstillenden Mittel. H.

Krankenhäuser, sind zunächst zur Aufnahme, Unterhaltung und möglichen Heilung einer größern oder kleinern Anzahl von Kranken bestimmt. Meistens wird noch ein anderer Zweck damit verbunden, nämlich der Unterricht und die Uebung angehender Aerzte, wie z. B. bei den großen Krankenhäusern in Berlin (Charité), in Wien, Würzburg u. a. m. (S. Hospitäler.) Obgleich mit den Krankenhäusern mehrere Nachtheile verbunden sind, die nicht allemal vermieden werden können, so haben doch die Vortheile, welche sie gewähren, und das Bedürfniß ihre Errichtung und Erhaltung nothwendig gemacht. Eben darum aber, weil die Noth die Ursache zur Entstehung der meisten Krankenhäuser war, konnten viele Mangelhaftigkeiten bei der ersten Stiftung und Einrichtung derselben nicht vermieden werden, und wenn auch in der Folge durch Vergrößerungen und Verbesserungen den meisten Mängeln abgeholfen wurde, so konnten doch selten die Fehler der ersten Anlage ganz vertilgt werden. Daher findet man, so viele Krankenhäuser es auch gibt, vielleicht kaum einige wenige, welche den Erfodernissen derselben vollkommen entsprechen. Es müssen aber bei der Anlage eines Krankenhauses besonders folgende Regeln beobachtet werden: Es muß an einem freien, luftigen, trockenen und hinlänglich großen Platze gebauet werden, der fließendes Wasser in der

Nähe, oder wenigstens Brunnenwasser in Ueberfluß hat. Krankenhäuser, die in engen Plätzen, vom beständigen Luftwechsel abgeschnitten, sumpfig stehen, oder Mangel an Wasser leiden, führen nicht nur die größten Unbequemlichkeiten mit sich, sondern werden auch durch verderbte Luft, Mangel an Reinlichkeit, die schlimmsten Brutnester fauliger, bösartiger und ansteckender Krankheiten, ja eher Mördergruben für Kranke, Aerzte und andere Personen, die um dieselben seyn müssen, als Tempel der Heilkunst. Bei dem Baue selbst muß Alles vermieden werden, was dem Zwecke des Krankenhauses zuwider wirkt. Die Steine müssen trocken und fest, nicht dem Salpeterfraß unterworfen seyn, welches die Mauern feucht und kältend macht. Die Kosten für unnöthige äußere Verzierungen verwende man lieber auf innere Bequemlichkeit. Im Innern überhaupt muß hinlänglicher Raum seyn, damit die Kranken nicht zu enge beisammen wohnen, und die gehörige Lüftung möglich bleibt. Die Oefen müssen zur gleichmäßigen Erwärmung gehörig vertheilt seyn, die Krankenstuben müssen nicht nach der Wetterseite gerichtet, nicht zu enge und nicht zu niedrig seyn, die Geräthe müssen von hartem Holze verfertigt, die Betten von Eisen seyn, und bei der übrigen Möblirung alle wollene Stoffe vermieden werden, weil in wollenen Zeugen sich die Ansteckungsstoffe leichter festhängen. Die verschiedenen Abtheilungen der Kranken müssen von einander gehörig abgesondert, die ansteckenden getrennt, die Kranken selbst nicht zu sehr angehäuft seyn, und die Zahl der Aerzte, Chirurgen und Krankenwärter mit der Menge der Kranken im Verhältniß stehen, auch müssen Letztere gehörig belohnt werden, damit der Staat die ordentliche Besorgung der Kranken mit Recht verlangen kann. Endlich dürfte auch die Art der zu versorgenden Kranken nicht zu verschieden seyn, weil Eins das Andere stört. So taugt es nicht, wenn ein und dasselbe Krankenhaus, noch dazu von beschränktem Raume, auch Wahnsinnige, oder wol gar Schwangere und Gesunde zur bloßen Versorgung aufnehmen soll. Es ist besser, dafür verschiedene Anstalten abgesondert zu errichten, und selbst unter den Kranken die bloß chirurgischen, die venerischen und krätzigen, abgesondert zu versorgen. Einige der vornehmsten Krankenhäuser in Europa sind folgende: das Friedrichshospital in Copenhagen, gestiftet im J. 1756 vom Könige Friedrich V. durch den Grafen von Bernstorf. Die Unterhaltung desselben kostet jährlich 25,000 Rthlr., ist auf 280 Kranke eingerichtet, von denen jeder sein eigenes Bette hat. Das Gebäude ist ein Viereck, in dessen innerm Hofe Spaziergänge sind. Es hat seine eigene Apotheke in dem einen Flügel, und seine Kirche in einem andern, die nöthigen Einrichtungen zu Bädern, eigene Zimmer zu den Operationen, Sectionen, Leichen u. s. w. Der Arzt des Krankenhauses hat 3, der Wundarzt 4 Gehülfen; Alle haben Besoldung und Wohnung. In Stockholm sind das königliche Lazareth und das Dankwiks-Hospital besonders merkwürdig — In Turin ist das Hospital vom heiligen Johannes, welches außer ein Paar hundert Kranken und einigen hundert Waisenkindern und Findlingen, auch Schwangere aufnimmt. Das untere Stockwerk ist für die männlichen, das obere für die weiblichen Kranken bestimmt. Jeder hat ein mit Vorhängen versehenes Bett, alle Betten stehen weit auseinander in Kreuzgängen, in deren Mitte ein Altar aufgerichtet ist. Das Frontispitz des Gebäudes ist sehr prächtig, und 180 Schritte lang. 2 Aerzte, 1 Apotheker mit 4 Gehülfen, 2 Wundärzte mit 12 Gehülfen, sind dabei angestellt, und ohne die Aufseherinnen und Wärterinnen für die weib-

lichen Kranken, noch 2 Hebammen mit 4 Gehülfinnen. Die Einkünfte beliefen sich (1798) auf 120,000 Livres de Piémont. — In Mailand ist das große Hospital, gestiftet vom Herzoge Francisco Sfortia. Der viereckige Hof ist mit 2 Galerien über einander umgeben, deren Arkaden auf jonischen und römischen Säulen von Granit ruhen. Das ganze Gebäude hat mehrere kleine Höfe, wodurch die Luftung sehr erleichtert wird. Ein schnellfließender Wassercanal unter dem Gebäude führt allen Unrath fort. Die Anzahl der Kranken ist von 800 bis 1600, welche nach den Geschlechten und den Krankheiten in 25 große Säle vertheilt sind. Die Einkünfte des Krankenhauses werden auf 100,000 Thaler geschätzt. 26 Aerzte und Chirurgen sind dabei angestellt. Zur Wartung und Bedienung werden an 500 Personen erfodert. Das Ganze hat das Ansehn einer kleinen Stadt. Alle Handwerker, welche zu der Anstalt nöthig sind, Bäcker, Schlächter, Weber u. s. w., wohnen im Bezirk des Krankenhauses. — Unter den vielen Hospitälern in Frankreich (deren 700 seyn sollen) ist in Paris das Hôtel-Dieu das älteste und merkwürdigste. Die Gebäude desselben nehmen einen großen Umfang zu beiden Seiten der Seine ein; eine sehr geräumige Brücke verbindet sie mit einander. Die Kranken sind in verschiedene Abtheilungen und in viele Säle (deren in dem alten Gebäude 23 waren) vertheilt. Es sind jetzt noch 200 Betten in Bereitschaft. Sonst mußten mehrere Kranke in einem Bette liegen, dieß ist aber jetzt abgeändert. Die Bevölkerung des Hospitals beläuft sich im Durchschnitt auf 1500 Menschen, ehemals belief sie sich auf 4000. Die ärztliche Besorgung ist acht Aerzten übertragen. 1 Oberchirurg mit 100 angehenden Chirurgen haben die wundärztliche Besorgung und Wartung der Kranken. Außer diesen werden die Krankenwärterdienste von den ehemaligen Nonnen versehen, denen sich freiwillig mehrere andere Frauenzimmer zugesellen, unter deren Befehlen wieder eine Menge gemietheter Mägde und Bedienten stehen. Zum täglichen Gebrauche werden etwa 4000 Pfund Brot gebacken. — In Wien ist das große allgemeine Krankenhaus, dessen vordere Breite 110, die Länge 186 wiener Klaftern hält. Alle Gebäude sind 2 Stockwerke hoch, ausgenommen einige, welche deren 3 haben. Das Thor hat 2 Thorwächter als Wache; man kommt durch dasselbe in den ersten Hof, der mit Alleen und einem Springbrunnen versehen ist. Unter dem ganzen Gebäude läuft in einem Canale Wasser zur Abführung des Unraths weg. Hinter dem ersten Hofe sind noch 6 andere, eben so verzierte, hinter diesen der sogenannte Tollthurm, zur Aufnahme der Wahnsinnigen, daneben das Militärhospital. Alle Flügel und Theile des Hospitals sind oben und unten zu Krankenzimmern eingerichtet. Der rechte Flügel im ersten großen Hofe enthält die Wohnungen für Aerzte, Wundärzte und andere Beamte, für die Kanzlei und Apotheke. Die Eingänge zu den Krankenstuben, die sämmtlich in den inneren Höfen angelegt sind, sind numerirt, ihre Thüren zeigen die Nummern der Krankenzimmer, zu welchen sie führen, und die Nummern der Betten, welche diese enthalten. Je zwei Krankenzimmer sind mit einer Küche versehen. Die Abtritte sind in unterirdische Canäle abgeleitet. Ueber den Thüren der Krankenzimmer sind Fenster angebracht, an deren einer Seite eine Uhr, an der andern eine Laterne befindlich ist. Die meisten Krankenzimmer enthalten 18 bis 20 und mehr, einige 40 bis 50, die größten bis 90 Betten. Mittelst vieler Ventilatoren und der Fenster und Thüröffnungen wird in allen Krankenstuben hinlänglich für Luftwechsel gesorgt. Bei den Kranken-

betten steht ein Tisch mit der Arzenei, dem Trinkgeschirr u. s. w. In die Mauern sind Behältnisse für die Nachtstühle angebracht, welche sorgfältig verwahrt sind; Kranke, die nicht aufstehen können, bekommen dergleichen Stühle an das Bette gebracht. Noch steht in jedem Krankenzimmer ein langer Tisch, und ein großes kupfernes Waschbecken mit einer Kuppel, worin beständig frisches Wasser erhalten wird. Ueber jedem Krankenbette hängt eine schwarze hölzerne Tafel mit der Nummer des Zimmers, des Bettes, dem Namen des Kranken, dessen Eintrittstage, der Verordnung u. s. w. Das Krankenhaus enthält 86 Krankenzimmer, in welchen etwa 1488 Betten sind. 4 Zimmer, jedes mit 27 Betten, sind für die Reconvalescenten bestimmt. In Allem können an 2000 Kranke aufgenommen werden. Die Abtheilung der Kranken richtet sich nach den Krankheiten; diejenigen, welche etwas bezahlen können, genießen nach Verhältniß etwas mehr Bequemlichkeit. Unheilbare werden nicht aufgenommen, sondern in die besondern Siechhäuser gebracht. Außer dem Director, welcher einen jährlichen Gehalt von 3000 fl. hat, sind noch 4 Aerzte als Primarärzte angestellt, von denen zwei freie Wohnung und Heizung im Krankenhause und 1000 fl., zwei, die in der Stadt wohnen, 600 fl. bekommen. Jeder derselben hat noch einen untergeordneten Arzt und 2 bis 3 Gehülfen, welche freie Wohnung im Spital, Holz, und 300 fl. bekommen. Die Krankenvisiten finden Vormittags von 7 bis 8, oder von 8 bis 9 Uhr, Nachmittags von 3 bis 4 Uhr Statt. Die Sekundarärzte haben das erste Examen der angekommenen Kranken, die vorläufige Ordination, das Aufschreiben der Verordnungen und Recepte der Primarärzte, die Ueberschrift der Tafeln, die Speisetabellen, die Aufsicht über die Vertheilung der Medicamente und Speisen, die Führung des Journals über den Verlauf der Krankheit, zu besorgen. Für die chirurgischen Kranken sind 5 Oberchirurgen, der erste mit 1500 fl. Gehalt, die andern mit 800 fl., Wohnung und Holz; ihnen untergeordnet sind 7 Unterchirurgen, 10 Gehülfen und eine Anzahl angestellter Practicanten. Auf einem Zimmer mit 20 Betten werden 5 Krankenwärter gehalten, auf den größern nach Verhältniß mehr. Der erste bekommt monatlich 10 fl. ohne Kost, die andern 9 fl. Außerdem sind 4 Hausväter, als Aufseher, mit 200 bis 400 fl. Gehalt angestellt. Sie erhalten alle Materialien von dem Verwalter, und übergeben solche dem ersten Krankenwärter. Was die Kranken mitbringen, verwahren sie in besondern numerirten Behältern, deren so viel als Krankenbetten auf den Böden angebracht sind. Drei Speisewirthe sorgen für die Kost, und liefern selbige bis auf die Krankenstuben an die ersten Krankenwärter zur Vertheilung aus. Die Diät ist in schwache Portionen, viertel, drittel, halbe und ganze Portionen eingetheilt, und die ganzen Portionen sind für die Bezahlenden nach Verhältniß etwas besser eingerichtet. Das Hospital hat seine eigene Apotheke mit 4 Rezeptirtischen, 1 Provisor, 6 Gehülfen, unter welche die Krankenzimmer getheilt sind, ein Laboratarium mit 6 Laboranten. Die monatlichen Rechnungen werden durch 6 beeidigte Apotheker in der Stadt nachgesehen und vidimirt. Die Kanzlei besteht aus 1 Oberverwalter mit 1200 fl., 1 Gegenschreiber mit 800 fl., und 9 andern Schreibern. Sie führen zugleich über die Kranken, deren Aufnahme, Entlassung, Leben und Tod, die Register. Zum Transport der Kranken sind 6 Träger, jeder mit 120 fl. Gehalt, zu den häuslichen Verrichtungen 8 Hausknechte, außer diesen noch 2 Todten=

gräber angestellt. — Das Entbindungshaus begreift den ganzen rechten Seitenflügel der hintern Höfe. Niemand wird hier zugelassen, als nur die zur Wartung gehörigen Personen. Jede Schwangere findet hier zu jeder Stunde des Tages und der Nacht Aufnahme, ohne nach ihrem Stande, oder nach dem Namen des Vaters gefragt zu werden. Sie hat bloß ihren wahren Namen in einem Zettel versiegelt niederzulegen, damit, im Fall sie stirbt, ihr Todtenschein ausgefertigt werden kann; nimmt aber auch diesen Zettel wieder mit, wenn sie beim Leben bleibt. Sie kann verschleiert oder selbst verlarvt im Hause seyn. Dieses hat 4 Abtheilungen, eine von 12 Zimmern für Einzelne, die andere 2 Zimmer für 20 Schwangere und 2 für 18 Wöchnerinnen eingerichtet; die dritte 2 Zimmer für 20 Schwangere und 1 für 20 Wöchnerinnen; die vierte ist für die Armen zur unentgeldlichen Verpflegung. — Da aus dem Bisherigen schon die Einrichtung der Krankenhäuser einigermaßen einzusehen ist, so übergehen wir die große Menge der übrigen, unter denen viele bedeutende und ebenfalls vortrefflich eingerichtete sind, z. B. die Charite in Berlin, das senkenbergische Hospital in Frankfurt a. M., das Juliushospital in Würzburg, das Krankenhaus in Bamberg (siehe Markus Beschreibung rc. 1797. 8.) und in München (s. Häberl über dasselbe) u. a. H.

Krankheit ist derjenige Zustand des lebenden Organismus, wo die Harmonie der Verrichtungen der einzelnen Theile zur Erhaltung des Ganzen gestört ist. Jede Krankheit trübt also die Idee des Organismus. Nicht jede Abweichung von derselben in der Wirklichkeit erscheint jedoch als Krankheit (vergl. d. Art. Gesundheit), sondern es wird dazu erfodert, daß dieselbe in der Verrichtung der, zur Erhaltung des Lebens bestimmten Organe eine Störung verursache. Man kann daher die Krankheit auch als eine Abweichung von der relativen Gesundheit bestimmen. Jede Krankheit bedroht demnach das Leben, mehr oder weniger, je nachdem die Abweichung in einem zum Leben mehr oder weniger nothwendigen Organe oder Systeme Statt findet, je nachdem die gestörte Verrichtung zur Erhaltung des Lebens von größerer oder geringerer Wichtigkeit, und die Störung selbst anhaltend oder vorübergehend ist. So ist z. B. das Gehirn ein zur Erhaltung des Lebens höchst wichtiges Organ, und die Verletzung desselben, oder eine anhaltende Hemmung seiner Verrichtungen erscheint als bedeutende Krankheit. Die Verrichtung der Lungen ist bestimmt, die Flamme des Lebens im Organismus zu unterhalten, daher diese bald zu verlöschen droht, wenn das Athmen unterbrochen wird, oder die Lungen bedeutend verletzt werden. Die Verrichtungen der Sinneswerkzeuge hingegen zielen nicht unmittelbar auf Erhaltung des Lebens, daher ist ihre Störung, obgleich örtliche Krankheit des Sinnorgans, doch für das Leben an und für sich nicht gefährlich. Ein Blinder z. B. kann, seiner Blindheit ungeachtet, so alt werden als ein Sehender. Die Krankheiten werden in örtliche oder partielle, und allgemeine eingetheilt, in sofern die Krankheitsäußerung nur in einem einzelnen Organe und an einer bestimmten Stelle des Organismus zu bemerken ist, oder das Ganze desselben leidet. Da nämlich alle einzelne Organe mit den andern in Verbindung stehen, die einzelnen Systeme des Körpers (z. B. das Nervengefäß-System) sich allenthalben zeigen, und ihre Verrichtungen wechselseitig einander bestimmen, so ist es nothwendige Folge, daß, wenn das Eine angegriffen, und dessen Verrichtung ge-

stört ist, auch bald die Verrichtung eines Andern, und zwar zuvörderst des zunächst mit ihm verbundenen, darunter leiden muß. Ist also das ursprünglich ergriffene Organ ein wichtiges, auf viele andere Einfluß habendes, so werden bald auch in mehreren Andern Krankheitserscheinungen zu bemerken seyn. So hängt z. B. von dem Magen die Verdauung ab, von der Verdauung die Bereitung des Milchsaftes, von der Beschaffenheit des Milchsaftes die Qualität des Blutes, von dem Blute der Stand der Lebenskraft überhaupt. Ist also der Magen in seiner Verrichtung gestört, so kann zwar anfangs diese Krankheit bloß örtlich seyn, allein bald wird die Beschaffenheit des Blutes schlechter werden, weil der Nahrungsstoff schlecht bearbeitet, einen schlechten Milchsaft für das Blut liefert, welcher als roher fremdartiger Stoff die Lebensluft aus der Atmosphäre (das Sauerstoffgas) wenig aufnimmt. Daher wird der ganze Körper schwach, die Lebenskräfte sinken, die Ernährung des Körpers leidet, und so wird die Krankheit allgemein. Die Krankheiten werden ferner eingetheilt nach der Länge ihrer Dauer in hitzige und langwierige (acute und chronische). Unter die ersten gehören z. B. diejenigen Fieber, welche ihren Verlauf in Zeit von 8, 14 Tagen, höchstens 4 Wochen beendigen; unter die zweiten gehören die Krankheiten, welche ohne Fieber sind, und längere unbestimmte Zeit zu ihrem Verlaufe brauchen. So macht man ferner einen Unterschied zwischen innerlichen Krankheiten, welche einen inneren Theil, oder ein ganzes System des Körpers befallen, z. B. Nervenkrankheiten, Fieber und dergleichen, und äußerlichen, welche bloß auf der Oberfläche des Körpers ihren Sitz haben, ohne innere Theile zugleich mit zu befallen, oder ihren Grund in ihnen zu haben. Brown setzte zwei Hauptclassen der Krankheiten fest, die sthenischen und asthenischen, die ersteren von zu starker, die andern von zu schwacher Erregung herrührend. (S. Erregungstheorie.) Andere Aerzte nahmen nicht bloß Krankheiten von verändertem Stande der Kräfte, sondern auch solche an, welche von Verdorbenheit der Säfte herrührten (s. Humoralpathologie). Krankheitsanlage ist die hervorstechende Neigung zu irgend einer besondern Abweichung von der relativen Gesundheit. Sie ist also noch nicht Krankheit selbst, kann aber bei gleicher Einwirkung einer Schädlichkeit leichter in diese übergehen, als bei einem andern Menschen, der die Krankheitsanlage nicht hat. Wer z. B. eine schwache Brust und reizbare Lungen hat, kann sich immer dabei relativ gesund befinden, jedoch wird er bei kalter feuchter Luft von Catarrh oder einer andern Brustkrankheit eher befallen werden, als bei einem Andern der Fall seyn würde. — Krankheitsursachen sind diejenigen, welche den Grund der wirklichen Ausbildung und Erscheinung der Krankheit enthalten. Man unterscheidet dabei die nächste Ursache, welche in derjenigen Abweichung von der Gesundheit besteht, die den vollständigen Grund aller andern darauf folgenden in sich enthält; die entfernten Ursachen, welche in solchen schädlichen Einwirkungen auf den Körper bestehen, die theils die erste Abweichung setzen, theils zum Uebergange aus der Krankheitsanlage in die wirkliche Krankheit Veranlassung geben. Von der Gelbsucht z. B. setzt man als die nächste Ursache rückgängige Bewegung der Galle aus den Gallengängen der Leber und der Gallenblase in das Blut. Als entfernte Ursachen können verschiedene Einflüsse wirken, große Hitze, welche die zu häufige Absonderung der Galle befördert, Zorn, welcher die Reizbarkeit der Leber erhöht, und krampfhafte Verschließung des Ausganges der Gallengänge, oder

Digitized by Google

zu häufige Ergießung der Galle in den Magen bewirken kann. — Krankheitserscheinungen (Symptome) sind die sinnlich wahrnehmbaren Zeichen und Ausdrücke der Krankheit. — Krankheitsform ist die Reihe von Erscheinungen in und an dem Körper, wodurch sich die Krankheit äußerlich offenbart, und von allen andern unterscheidet. Diese sind theils zugleich vorhanden, theils folgen sie in bestimmter Ordnung auf einander (successive Symptome) nach den Gesetzen des Organismus, nach dem Zusammenhange der Organe und Systeme in demselben, und ihrer Wechselwirkung auf einander. — In so fern die Krankheitsform bei jedem Menschen durch dessen individuelle Constitution, Anlage und eigene Verhältnisse modificirt wird, entsteht der einzelne Krankheitsfall. Unter Kränklichkeit versteht man den Zustand, der zwischen Anlage und Ausbruch einer Krankheit mitten inne schwebt. H.

Krater, s. Vulkane.

Kräuterabdrücke erhält man, wenn man die getrockneten Pflanzen mit Kienruß überstreicht und auf Papier abdruckt. Diese Kunst ward zu Anfange des 16ten Jahrhunderts von dem pseudonymen Schriftsteller Alexius Pedemontanus, den man mit J. Jac. Wecker, starb 1586, für eine und dieselbe Person hält, bekannt gemacht. Auch Hieronymus Cardanus, der um 1576 starb, soll diese Kunst gelehrt haben, und der nun verstorbene Professor Baier besaß eine Sammlung solcher Pflanzenabdrücke aus dem 16ten Jahrhunderte. Hessel, der 1707 in Amerika die Pflanzen selbst zu den Typen oder Abdrücken in botanischen Werken gebrauchte, ist also nicht der erste Erfinder dieser Kunst. Der Professor Kniephof legte 1727 (1728) mit Hülfe des Buchdruckers Funke zu Erfurt die erste ordentliche Druckerei an, worin auf Schreibpapier schwarze Pflanzenabdrücke von natürlichen Pflanzen geliefert wurden. Diese Arbeit blieb aber liegen, als eine Feuersbrunst die Besitzungen Kniephofs 1736 in Asche gelegt hatte. Der Buchdrucker Trampe verbesserte darauf mit Hülfe des Professors Ludwig den Kräuterdruck und beide gaben 12 Centurien von Abdrücken heraus. Im J. 1728 verfertigte der Engländer Kirnhals die ersten Pflanzenabdrücke mit bunten Farben, welche Kunst 1734 von Seuter zu Augsburg wiederholt wurde. Der Doctor Junghans zu Halle hat nachher die Mittel entdeckt, fast alle Pflanzen (die zu weichen ausgenommen) so abzudrucken, daß sie zum allerwenigsten wirklichen Kupferstichen an die Seite gesetzt werden können, und viel wohlfeiler und natürlicher als diese sind.

Kräuterkunde gehört als Hülfswissenschaft zur Arzneikunde, und zwar in die Lehre von den Arzneimitteln. Wir unterscheiden deswegen die besondere Kräuterkunde, in medicinischer Rücksicht, von der allgemeinen, der wir den Namen Botanik lassen wollen, und rechnen zu jener bloß die Summe von botanischen Kenntnissen, deren der Arzt, als solcher, zu seiner vollkommenen Ausbildung bedarf. Der Botaniker von Profession muß den ganzen Umfang dieser Wissenschaft inne haben; dazu gehört, bei der jetzigen Ausbreitung und Höhe derselben, ein Menschenleben beinahe ausschließlich. Der Arzt, welcher die Botanik zu seinem Hauptstudium machen wollte, würde daher seiner Ausbildung sehr schaden, da die Arzeneikunde selbst für sich eben so viel Zeit erfodert. Die medicinische Kräuterkunde besteht daher in der historischen Kenntniß derjenigen Pflanzen, die einen Beitrag zu den Heilmitteln liefern, in der Kenntniß der Physik der Pflanzen, in so weit sie dazu dient, den organischen Bau derselben mit dem der

Thiere zu vergleichen, und die Gesetze des organischen Lebens zu erläutern. Eben so wie aber der Arzt in allen andern Fächern seines Wissens immer fortschreiten muß, so ist es auch nothwendig, daß er dieß in der Kräuterkunde verhältnißmäßig thue, daher in steter Bekanntschaft mit dieser Wissenschaft bleibe, und die Resultate der Bemühungen und Forschungen der Botaniker kennen lerne. (S. über das Weitere d. Art. Botanik.) H.

Krebs, Krebsschaden, ein höchst bösartiges Geschwür, dessen Entstehung in einer Drüse, oder in drüsigten Theilen Statt findet, von da aber auch auf andere Theile sich fortpflanzen kann. Der Ursprung des Krebses ist meistens in verhärteten (scirrhösen) Drüsen, doch darf man deßwegen nicht jede Drüsengeschwulst als Anlage zum Krebs fürchten, denn es gibt auch dergleichen, welche ohne Nachtheil sind, und sich leicht wieder zertheilen lassen. Entstehen in veralteten Scirrhen plötzliche Schmerzen und Stiche, so ist der Uebergang in Krebs zu befürchten, und man nennt es den verborgenen Krebs. Dabei wird die Verhärtung größer, es laufen blaue aufgetriebene Adern um die Geschwulst herum, welche von ihrem Ansehn (besonders auf einer Brust) wahrscheinlich zu dem Namen Veranlassung gegeben haben. Bricht die Geschwulst auf, und bildet sich ein um sich fressendes, sehr schmerzhaft, leicht blutendes und mit vielen Auswüchsen, welche schnell emporkommen, versehenes, übelriechendes Geschwür, so heißt dieß der offene Krebs. Zur Entstehung des verborgenen Krebses gibt oft äußere Verletzung der Drüsen, Stoßen, Druck oder Reiben, die erste Veranlassung, doch kann auch eigenthümliche Erzeugung des Krebsgiftes und Absatz desselben Statt finden. Im letztern Falle ist die Heilung schwer, wo nicht ganz unmöglich; im erstern Falle ist da Ausschneiden der Verhärtung das sicherste Mittel. Oft wird ein Geschwür krebsartig genannt, nur weil es an Bösartigkeit und Hartnäckigkeit dem wahren Krebse nahe kommt.

Kreide gehört nach der Bestimmung der neuern Chemiker zu den kohlensauren Kalkerden, und besteht aus feinen, mager anzufühlenden Theilen, die nur leicht an einander hängen und sich daher leicht an fremde Körper ansetzen. Dieß ist der Grund, warum Kreide so leicht abfärbt. Sie besitzt im Allgemeinen die Eigenschaften der Kalkerden. Die reinste ist schneeweiß, fällt aber ins Graue, jemehr sie mit Thon und Kieselerde vermischt ist. Ihr Name kommt wahrscheinlich von Kreta (jetzt Candien) her, welche Insel sie nicht nur in großer Menge, sondern auch in besonderer Güte liefert, und sollte daher eigentlich Kreite geschrieben werden. In England, Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Dänemark und andern Ländern ist sie sehr gemein, und bildet daselbst oft ganze Vorgebirge, zumal an den Seeküsten, wie in England. In letzterm Lande brennt man aus der Kreide Kalk; wir brauchen sie zum Schreiben, mit Leim vermischt zum Anstreichen, und zum Poliren des Silbers und anderer Metalle. Sie wird ferner zur Verfertigung des Spiegelglases, des reaumürschen Porzellans, der Schmelztiegel, als Grundlage auf Holz bei Vergoldungen, als Düngmittel auf thonigen Aeckern und noch zu anderm Behufe gebraucht. Durch sie kann man saures Bier verbessern, Fettflecke aus dem Papiere bringen, und in Verbindung mit Alaun ranzige Oele wieder herstellen. Die Kreide kommt mehrentheils aus England und Dänemark in ganzen Ladungen als bloßer Ballast nach Hamburg, Bremen und andern Seestädten.

Kreis, circulus, in der Geometrie, die in sich selbst geschlos-

sene krumme Linie, in welcher alle Punkte von einem innerhalb gelegenen Punkte, dem Mittelpunkte, gleich weit abstehen; welcher Abstand Radius oder Halbmesser genannt wird. — Figürlich heißt Kreis jede Rückkehr zu dem Punkte, wo man ausgegangen war. So begeht man z. B. einen Kreis oder Cirkel im Beweise, wenn man den Schluß des Beweises schon im Anfange desselben vorausgesetzt hat. — Aus der geometrischen Erklärung des Kreises folgt, daß die Größe seines Umfangs (Peripherie) allein von der Größe seines Durchmessers abhängt, und es ist daher eine höchst wichtige Aufgabe, das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie zu finden, d. h. den Kreis zu rectificiren, weil man hierbei die krumme Linie des Kreises sich in eine gerade verwandelt denken muß. Inhalt des Kreises aber heißt der Flächeninhalt der vom Kreise begränzten Ebene, der dem Product aus dem Umfange in den halben Radius gleich ist. Gäbe es ein rationales Verhältniß, (d. i. ein Verhältniß in ganzen Zahlen,) der Kreisfläche zu einer Quadratfläche, so hätte man offenbar zugleich auch ein rationales Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie. Weil nun dieses Verhältniß häufig aus jenem Flächeninhalt ist gesucht worden, so wurde die Rectification des Kreises gewöhnlich Quadratur (Quadratur des Cirkels) genannt. Aus geometrischen Gründen aber ist kein rationales Verhältniß des Durchmessers zum Umfange möglich, sondern es kann dasselbe nur näherungsweise gefunden werden, doch so genau und weit genauer noch, als es zu irgend einem Zwecke nöthig ist. Indeß hat es in den neuesten Zeiten noch Cirkelquadrirer gegeben, die sich ihr ganzes Leben damit beschäftigt und in ihrer Unwissenheit am Ende ein Resultat gefunden haben, was sich weit von der Richtigkeit entfernte. Setzt man den Durchmesser = 1, so ist nämlich der Umfang = 3, 141 592 653 5 u. s. w. So weit hat schon Franz Viela diese Zahl gefunden. Nachher ist sie weiter bestimmt worden von Adrianus Romanus bis auf 15, von Ludolph von Kölln (von ihm wird sie auch die ludolphsche Zahl genannt) bis auf 35, von Scharp bis auf 72, von Machin bis auf 100, von Lagny bis auf 126, und endlich findet sie sich in einem oxfordschen Manuscript bis auf 156 Decimalstellen berechnet. Zuerst fand Archimedes das Verhältniß des Durchmessers zum Umfange wie 7 zu 22, oder wie 1 zu 3, 142... nachher Melius wie 113 zu 355, oder wie 1 zu 3, 141 592 9, also schon bis auf 6 Decimalstellen richtig, was zu den meisten Zwecken hinlängliche Genauigkeit gibt. I.

Kreml (Kremlin) heißt das kaiserliche Residenzschloß in der Stadt Moscau, macht gleichsam eine kleine Stadt aus und ist mit dreifachen dicken Mauern und einem tiefen Graben umgeben, auch mit Geschütz versehen. Es befinden sich in diesem Schlosse, außer zwei Klöstern, viele steinerne Kirchen, insonderheit die Cathedralkirche, in welcher letztern jedesmal die kaiserliche Krönung geschieht. In der Kirche zum Erzengel Michael ist das Begräbniß der russischen Monarchen, und hinter derselben das Haus des ehemaligen Patriarchen, in welchem sich jetzt die geistliche Synode versammelt und eine, an griechischen und russischen Handschriften reiche Bibliothek vorhanden ist. Im Schlosse selbst haben die kaiserlichen Collegien ihren Sitz; auch befindet sich das Zeughaus in demselben. Als am Ende des Jahrs 1812 bei dem Vordringen der französischen Armee die Stadt Moscau von den russischen Behörden freiwillig angezündet und den Flammen Preis gegeben wurde, brannte ein Theil des Kremls ebenfalls mit ab; den andern aber sprengte der Marschall Mortier, auf Napoleons

Befehl, als die französische Armee Moskau hatte verlassen müssen, so daß nur noch einzelne Ringmauern des ganzen Gebäudes stehen blieben.

Kretinen, Kreidlinge, eine eigene Menschenart, die sich durch Mißgestalt des Körpers und Geistesschwäche auszeichnen. Sie haben nämlich einen dicken, unförmlichen, oben platten Kopf, plumpe, grobe Gesichtszüge, schlaffe Muskeln an Backen, Händen und Füßen, röthliche Augen ohne Geist und ohne den geringsten Ausdruck, einen großen Kropf, der nicht selten bis über die Brust herabhängt. Sie sind äußerst dumm, fühllos und keiner höhern Bildung fähig, dabei äußerst träg, unreinlich und sehr gefräßig. In den Thälern des Walliserlandes, der Schweiz und von Savoyen kommen sie am häufigsten vor. Sie machen wol auf 1000 Familien aus und pflanzen meistens den **Kretinismus** (so nennt man diese krankhafte Verunstaltung selbst) fort; doch können auch gesunder Aeltern Kinder Kretinen werden. Manche Menschen in den dortigen Gegenden halten die Kretinen für heilig und verehren sie, als solche, aus Aberglauben. Man schreibt die Entstehung des Kretinismus der ungesunden, feuchten und eingeschlossenen Luft der tiefen Thäler, dem unreinen, mit vielen erdigen und andern fremdartigen Theilen versehenen Wasser, der Unreinlichkeit der Straßen, der Trägheit, dem Schmutz und dem Mangel an Cultur der Einwohner selbst zu. Das Uebel könnte vermindert und vielleicht ausgerottet werden, wenn die Heirathen der Kretinen unter einander verboten würden, anstatt daß der Aberglaube sie hie und da befördert; wenn man Kinder, bei denen man einen Ansatz zu der Krankheit bemerkt, in hoch liegenden Gegenden, in welchen der Kretinismus nicht vorkommt, erziehen ließe, wenn man die Reinlichkeit, Thätigkeit und Geistescultur der Bewohner jener Thäler mehr beförderte. (Foderé, über die Kretinen, übersetzt von Lindemann, Berlin, 1796.)

Kretschmann (Carl Friedrich), ein bekannter deutscher **Dichter**, namentlich ein geistvoller **Epigrammatist**, wurde am 4ten December 1738 zu Zittau in der Oberlausitz geboren, woselbst sein Vater Oberadvocat war. Auf dem Gymnasium daselbst erhielt er die erste wissenschaftliche Bildung, worauf er 1757 die Universität zu Wittenberg bezog, um daselbst die Rechte zu studiren. In demselben Jahre verlor er, außer seinem Vater, auch noch sein ganzes Vermögen durch das Bombardement der Stadt. Im Jahre 1764 wurde er Oberamtsadvocat und 1774 Gerichtsactuarius zu Zittau. Im Jahre 1797 setzte ihn seine Regierung als Emeritus in den Ruhestand. Kretschmann hat sich in mehrern Arten der Dichtkunst nicht geringe Verdienste erworben: er bearbeitete das **Bardenlied**, das epische Gedicht, die Hymne, die Ode, das scherzhafte Lied, die Elegie, das **Sinngedicht**, die **Fabel** und Erzählung, so wie das Drama. Auch als Prosaiker und Uebersetzer hat er sich zu seinem Vortheile bekannt gemacht. Unter dem angenommenen Namen **Rhingulf der Barde** zog er zu einer Zeit, wo die deutsche Poesie noch im Werden befangen war, durch seine **Bardiete** allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Unter seinen lyrischen und epigrammatischen Gedichten zeichnen sich viele durch Neuheit, Wahrheit, Witz und Feinheit, so wie durch geschmackvolle Sorgfalt und strenge Politur aus. Seine sämmtlichen Werke sind Leipzig 1784—1805 in 7 Theilen herausgegeben worden.

Kreuz. Der Umstand, daß Jesus am Kreuze gestorben ist, hat dieß bei den Römern übliche Werkzeug der schimpflichsten Todesstrafe

zu einem heiligen Zeichen erhoben, dessen sich die Christen als Unterscheidungs- und Erinnerungsmerkmal bedienen. Der Gebrauch, sich zum Andenken des Todes Jesu zu bekreuzigen, geht bis auf das dritte Jahrhundert zurück. Constantin der Große ließ auf öffentlichen Plätzen, in Palästen und Kirchen Kreuze aufstellen, und schon damals bemalte man damit den Eingang der Häuser, um sie als christliche zu bezeichnen, auch wurden späterhin die meisten Kirchen in Kreuzesform gebaut. Zum Gegenstande der Verehrung wurde es aber erst, nachdem die Kaiserin Helene, Constantins Mutter, das Kreuz, an dem Jesus gestorben seyn sollte, in Jerusalem fand und einen Theil davon nach Constantinopel brachte. Daher schreibt sich das Fest der **Kreuzeserfindung** in der kathol. Kirche, welches den 3ten Mai gefeiert wird. Nun galt es bald als Panier des Sieges und der freudigsten Hoffnungen; Fahnen und Waffen wurden damit geschmückt und der Kaiser Heraclius glaubte das Palladium seines Reichs wiedererobert zu haben, als er jenes zu Jerusalem aufbewahrte Stück des Kreuzholzes, das den Persern 616 in die Hände gefallen war, 631 von ihnen wiedergewann. Zum Andenken an diese Wiedergewinnung wurde das Fest der **Kreuzeserhöhung** (crucis) gestiftet, weil Heraclius das Kreuz zu Jerusalem auf der Schedelstätte aufrichten ließ. Es fällt den 14ten September. Wunderbar vervielfältigte sich diese heilige Reliquie; unzählige Kirchen wußten Stückchen davon aufzuweisen, deren wunderthätige Kraft sich durch die erstaunenswürdigsten Thatsachen bewährt haben sollte, und man glaubte im Ernst, daß es sich theilen lasse, ohne kleiner zu werden. Vergeblich fochten die Bilderstürmer auch die Anbetung des Kreuzes an; man glaubte, ihm mit dem daran gehefteten Bilde des sterbenden Erlösers (Crucifix) vor allen andern Heiligenbildern Verehrung schuldig zu seyn, und nach dem Lehrbegriffe Johannes von Damask wurde es im 7ten Jahrhunderte in den Kirchen des Orients förmlich adorirt. Daß auch der Occident seiner Gestalt geheime Kräfte zuschrieb, beweiset die **Kreuzprobe** oder das **Kreuzgericht**, das im 8ten und 9ten Jahrhunderte in Frankreich und Deutschland als ein Gottesurtheil galt, bei welchem der, der es am längsten aushielt, in Gestalt des Kreuzes ausgespannt zu stehen, seine Unschuld und sein Recht erhärtet hatte. Die Feldzüge, welche die Christenheit im Mittelalter zur Wiedereroberung des heiligen Landes geführt hat, sind ebenfalls vom Kreuze benannt, weil sich jeder Theilnehmende mit einem auf sein Kleid gehefteten Kreuze von rothem Tuch, Seide oder goldenem Bande bezeichnen und dadurch zum **Kreuzfahrer** machen ließ. Einen andern Sinn hatten die unter dem Namen **Kreuzbrüder** im Anfange des 15ten Jahrhunderts, nach Art der Geißler herumschweifenden Rotten, die nur schwärmerische Bußübungen und Absonderungen von den kirchlichen Mißbräuchen beabsichtigten. Solcher Kreuzbrüder wurden 91 auf einmal 1414 zu Sangerhausen in Thüringen verbrannt. Unter den vielen Erinnerungen, die von jenen Zügen gegen die Ungläubigen bis auf unsere Zeiten gekommen sind, ist die **Kreuzbulle** (s. d. Art. Cruzada) besonders merkwürdig. So heißt nämlich eine Ablaßbulle, die zuerst Ferdinand der Katholische für die Spanier erhielt, um sie durch eine völlige Sündenvergebung und gewisse Freiheiten beim Fasten zu Kreuzzügen gegen die Mauren zu bewegen. Obgleich späterhin der Zweck dieser Bulle wegfiel, so blieb sie doch in Kraft, weil das durch Verkauf des darin versicherten päpstlichen Ablasses in Spanien und spanisch Amerika gelösete Geld ein bedeutendes Einkommen für den

Clerus und die Königin wurde. Daher gilt noch jetzt in diesen Ländern Niemand für einen guten Christen, der diesen Ablaß nicht kauft; und die damit verbundenen, nach Befinden der Bezahlung größeren oder geringeren, kirchlichen Privilegien sind auch anlockend genug, um alle Stände und Geschlechter demselben zinsbar zu machen. E.

Kreuzen (in der Schiffersprache) heißt, sich einige Zeit auf einer Höhe in der See halten, um daselbst Schiffe zu erwarten, Caper oder Schleichhändler zu entfernen, feindliche Schiffe wegzunehmen, Zufuhr abzuschneiden, Flotten zu beobachten, oder sonst aus andern Absichten (wie oft die Caper selbst) in einer Gegend des Meers hin und her zu fahren. Die kreuzenden Schiffe sperren die Häfen, sichern vor Landungen und suchen überhaupt den ankommenden Schiffen, in sofern sie diese als feindlich zu betrachten haben, den möglichsten Schaden zuzufügen, der in ihrer Gewalt steht. Die Schiffe, welche dazu gebraucht werden, sind bewaffnet und führen den Namen **Kreuzer**, so wie die Gegend, wo sie sich umher treiben, die Höhe des **Kreuzens** heißt.

Kreuz (Orden des eisernen), s. Orden.

Kreuzfahrer, s. d. Art. Kreuzzüge, Kreuz.

Kreuzherren, **Kreuzträger**, s. Orden.

Kreuzzüge, die, sind die von den christlichen Völkern des Abendlandes seit dem Ende des 11ten Jahrhunderts bis gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zur Eroberung Palästina's unternommenen Kriege. Kreuzzüge wurden sie genannt, weil alle in diese heiligen Kämpfe ziehende Krieger (**Kreuzfahrer** genannt) das Zeichen des Kreuzes trugen. Längst befanden sich die christlichen und muhamedanischen Völker im Kriegsstande, in Asien nicht nur, sondern auch in Europa, wo die dem muhamedanischen Glauben ergebenen Mauren oder Mohren sich in der pyrenäischen Halbinsel festgesetzt hatten, und das Christenthum durch den Islamismus beeinträchtigt worden war. Tief schmerzte es die frommen Völker des Abendlandes, daß sie das heilige Land, wo der Stifter ihres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte, wo noch das Grab des Erlösers sich befand, nach welchem fromme Pilgrimme wallfahrteten, in der Gewalt der Ungläubigen wissen mußten. Die aus dem Morgenlande zurückkehrenden Pilgrimme konnten die Gefahren, denen ein frommer Wallfahrer ausgesetzt war, nicht genug schildern; besonders war der fatimische Kalif Hakem als ein Nero beschrieben, welcher, der Sohn einer Christin, den Verdacht, daß er selbst geheimer Christ sey, in dem Blute der Christen abwaschen wollte. Dazu kam der kriegerische Unternehmungsgeist, welcher im Mittelalter die fränkisch-germanischen Völker beseelte, und der Vortheil, welchen sich die Menschen jedes Standes und Verhältnisses von diesen Unternehmungen versprachen. Der Papst betrachtete sie als das Mittel, das Christenthum unter den Ungläubigen auszubreiten und ganze Nationen dem Schooße der Kirche zuzuführen; die Fürsten hofften Sieg und Erweiterung ihrer Herrschaft; die Völker erwarteten rühmliche Abenteuer zu bestehen, und der in den meisten Gegenden Europa's verarmte Landmann zog willig nach dem Lande, welches man sich als ein Paradies dachte. Auch wurden den Theilnehmern an dem heiligen Kriege die kräftigsten Segnungen verheißen. Die Hoffnung, die heiligsten Oerter der Erde zu betreten, mußte auf jedes fromme Gemüth mächtig wirken, und in der gewissen Aussicht auf die Freude des Himmels verlor der Tod seine Schrecken. Aus diesen Ursachen mußte man die Kreuzzüge und den Enthusiasmus

der Völker für diese Unternehmungen erklären. Die Veranlassung zum ersten Kreuzzuge gab Peter von Amiens oder Peter der Einsiedler, welcher im Jahre 1093 mit andern Wallfahrenden nach Jerusalem gereiset war. Nach seiner Rückkehr ging er zu dem Papste Urban II., schilderte ihn auf das Beweglichste den traurigen Zustand der Christen im Morgenlande, und überbrachte ihm ein Schreiben des Patriarchen von Jerusalem, in welchem er die abendländischen Christen flehentlich bat, ihren bedrängten Brüdern beizustehen. Der Papst eröffnete die im Jahre 1095 zu Piacenza, wegen der zahlreichen Menschenmenge unter freiem Himmel gehaltene, Kirchenversammlung mit dem, was ihm Christus durch Peter den Eremiten habe sagen lassen, ließ die Gesandten des griechischen Kaisers Alexius den traurigen Zustand der Christenheit im Morgenlande schildern und bewog viele zu dem Versprechen, den bedrängten Brüdern im Morgenlande Hülfe zu bringen. Noch größer war die Bewegung, welche er auf der im Jahre 1096 zu Clermont veranstalteten Kirchenversammlung, wo Abgeordnete aller Nationen zugegen waren, hervorbrachte. Denn er begeisterte die ganze Versammlung so für seinen Plan, daß sie, nachdem er ihr das Elend des morgenländischen Christen geschildert hatte, einstimmig ausrief: Gott will es! Noch im J. 1096 zogen unzählbare Heerschaaren auf verschiedenen Wegen aus. (Man rechnet dieß als den ersten Kreuzzug.) Viele dieser Schaaren aber, welchen alle Disciplin mangelte, wurden in den Ländern, durch welche ihr Weg sie führte, aufgerieben, ehe sie noch Constantinopel, welches man zum allgemeinen Sammelplatze bestimmt hatte, erreichten. Ein wohldisciplinirtes, auserlesenes Heer von 80,000 Mann aber führten Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, Hugo, der Bruder des Königs von Frankreich Philipp, Balduin, Gottfrieds Bruder, Robert von Flandern, Raimund von Toulouse, Boemund, Tancred von Apulien und andere Helden. Mit diesem Heere zogen diese kriegserfahrnen Führer durch Deutschland und Ungarn, setzten über die Meerenge von Galliopoli, eroberten im J. 1097 Nicäa, im J. 1098 Antiochien und Edessa und endlich im J. 1099 Jerusalem selbst. Gottfried von Bouillon ward der erste König von Jerusalem, starb aber schon im J. 1100. Der Ruf von der Eroberung Jerusalems entflammte den Enthusiasmus aufs neue; im J. 1102 brach eine Masse von 260,000 Menschen aus Europa auf, welche aber theils auf dem Wege, theils durch das Schwert des Sultans von Konia umkamen. Auch wurden von den Genuesern und andern schifffahrenden Völkern Seezüge unternommen. Einen zweiten großen und regelmäßig geleiteten Kreuzzug veranlaßte der Verlust von Edessa, welches die Saracenen im J 1142 einnahmen. Die Nachricht von diesem Verluste erregte große Bestürzung in Europa, und man befürchtete, auch die übrigen Besitzungen und Jerusalem selbst würden wieder verloren gehen. Darum ermahnte der Papst Eugen III., unterstützt durch den heiligen Bernhard von Clairvaux, den Kaiser Conrad III. und den König von Frankreich, Ludwig VII., das Kreuz zu nehmen. Beide Fürsten zogen im Jahre 1147 mit zahlreichen Heeren aus; ihr Unternehmen aber hatte keinen glücklichen Erfolg, und sie mußten das Königreich Jerusalem in einem schwächern Zustande, als sie es gefunden hatten, verlassen. Als der Sultan Saladin im Jahre 1187 den Christen Jerusalem wieder entrissen hatte, flammte der Enthusiasmus in Europa höher auf, als 'bst zu Anfange der Kreuzzüge, und die Beherrscher der drei euro- ·chen Hauptreiche, der Kaiser Friedrich I., Philipp August, König

von Frankreich, und Richard I., König von England, entschlossen sich, persönlich Heere gegen die Ungläubigen zu führen (1189. Man rechnet dieß als den dritten Kreuzzug.) Friedrichs Unternehmen indeß hatte keinen glücklichen Erfolg, den Königen von Frankreich und England aber gelang es, Acre oder Ptolomais zu erobern, welches bis zur völligen Beendigung der Kreuzzüge das Bollwerk der Christen im Orient blieb. Den vierten Kreuzzug führte der König von Ungarn, Andreas II., 1217 zu Wasser an. Dem deutschen Helden, Friedrich II., welcher im J. 1228 genöthigt war, von dem Papste, der ihn verderben wollte, um ein in seiner Jugend gegebenes Versprechen zu lösen, einen fünften Kreuzzug zu übernehmen, gelang es, Jerusalem wieder zu erobern, ob er sich gleich den dauernden Besitz des Landes nicht zu sichern vermochte. Die Reihe der Helden, welche diese Unternehmungen führten, schließt Ludwig der Heilige, König von Frankreich, auf eine würdige Weise, (sechster Kreuzzug von 1248 an,) obgleich das Schicksal seinen mit Klugheit entworfenen und mit Tapferkeit ausgeführten Plan vereitelte. Noch während Ludwig in Aegypten verweilte (denn in Aegypten, dem Sitze der damaligen Beherrscher von Palästina, wollte er das heilige Land erobern), ereignete sich hier eine Revolution, welche für den Besitz des heiligen Landes entscheidend war. Saladins Haus wurde gestürzt, und es bildete sich die Herrrschaft der Mamelucken und Sultane. Diese wurden Eroberer, und die Besitzungen der Christen in Palästina wurden ihr Ziel. Tripolis, Tyrus, Broylus kamen nach und nach in ihre Hände, und mit Acre oder Ptolomais fiel im Jahre 1291 das letzte Bollwerk und der letzte Rest des christlichen Reichs auf dem Continente von Asien. Ward nun gleich der eigentliche Zweck dieser Unternehmungen nicht erreicht, und wurden Millionen Menschen das Opfer derselben, so waren sie doch von der größten Wichtigkeit für die europäische Menschheit. Denn durch diese Unternehmungen ward eine engere Verbindung unter den europäischen Völkern vermittelt, ward das Steigen des Bürgerstandes vorbereitet, theils, indem der Adel durch diese kostspilligen Züge verarmte, theils, indem ein Handelsverkehr in Europa sich bildete, mithin den Städten große Reichthümer zuführte, ward der Gesichtskreis des menschlichen Geistes erweitert, und eine große Anzahl neuer Kenntnisse und Künste nach Europa gebracht. Der gegenwärtige Zustand der europäischen Welt ist großen Theils eine mittelbare Folge dieser Unternehmungen. Von den neuern Schriften über diese merkwürdigen Begebenheiten ist besonders die Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten, von Friedrich Wilken, Leipzig Th. I. 1807, Th II. 1813, und das Gemälde der Kreuzzüge von Palästina zur Befreiuung des heil. Grabes, von Joh. Christ. Ludw. Haken. Frankfurt a. d. O. 1808 zu empfehlen. Ueber den Einfluß der Kreuzzüge auf die europäische Welt aber findet man in der Schrift von Heeren Versuch einer Entwickelung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, Göttingen 1808, sehr befriedigende Belehrungen. N.

Krieg ist im Allgemeinen Zustand der Gewaltthätigkeit unter unabhängigen Menschen. Im völkerrechtlichen Sinne derjenige Zustand unter unabhängigen Nationen, wo diese ihre Rechte mit Gewalt verfolgen, oder der Zustand der öffentlichen Feindseligkeit zwischen Völkern. Diesen Zustand pflegt man auch öffentlichen Krieg im engern Sinne zu nennen, zur Unterscheidung vom **Bürgerkriege**, d. i. von dem Kriege eines Theils des Volks gegen den andern. Eine gewöhnliche

Eintheilung ist die in Angriffs- und Vertheidigungs- (Offensiv- und Defensiv-) Krieg, wobei man sich jedoch wol hüten muß, zu glauben, daß der nothwendig einen Offensiv-Krieg führe, der zuerst zu Feindseligkeiten schreitet, denn oft kann der, der sich nur zu vertheidigen scheint, der wirkliche Angreifer seyn, wenn er entweder vorher die Rechte eines andern Theils verletzte, oder eine bis zur moralischen Gewißheit gesteigerte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß er dieß thun werde. Bekanntlich pflegt jeder der kriegführenden Theile sich gern das Ansehn zu geben, als führe er nur einen Vertheidigungskrieg, theils um die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen, die, wiewol nicht immer mit Grund, den Vertheidigungskrieg für rechtmäßig, den Angriffskrieg für unrechtlich erklärt, theils aber auch, damit er, falls er mit andern Mächten in Schutzbündnissen steht, unter dem Vorwande der eingetretenen Bedingung die tractatenmäßige Hülfe in Anspruch nehmen könne. Was das Recht Krieg zu führen betrifft, so steht dasselbe nur dem jedesmaligen Souverän und demjenigen zu, dem dieses Recht von dem Souverän ausdrücklich übertragen worden ist; ein Fall, der sich z. B. bei den großen Handelsgesellschaften nicht selten ereignet. Jeder aber, der ohne Auftrag von Seiten des Souveräns Feindseligkeiten übt, wird von der andern kriegführenden Partei als Räuber bestraft; hat man doch oft Landwehren und Landmilizen, zumal wenn sie offensiv agirten, mit einer ähnlichen Behandlung bedroht. Dagegen aber werden zur See nicht nur die Krigsschiffe, sondern auch die Caper, sobald sie mit hinreichenden Vollmachten von Seiten des Staats versehen sind, unbedingt als rechtmäßige Feinde angesehen, und nur diejenigen, die ohne eine solche Autorisation sich Feindseligkeiten erlauben möchten, als Seeräuber bestraft. (S. die folgenden Artikel.)

Kriegsbaukunst, s. Ingenieur.

Kriegsgefangene. Durch den ausgebrochenen Krieg werden beide Theile berechtigt, alle Individuen, die zu der feindlichen Nation gehören, als ihre Feinde anzusehen und zu behandeln, welches jedoch der völkerrechtliche Gebrauch civilisirter Nationen auf die Befugniß beschränkt, die feindlichen Individuen auf jede Art außer Stand zu setzen uns zu schaden. Daher folgt, daß auch das Recht, Kriegsgefangene zu machen, so wie das, die Feinde zu tödten, nur gegen diejenigen Statt hat, welche Widerstand leisten. Diejenigen aber, die ohne Waffen zu führen, der Armee folgen, sollen der Strenge nach nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden können, so wenig als dieß bei den übrigen Unbewaffneten rechtlich ist, in sofern sich dieselben keine Widersetzlichkeit zu Schulden kommen lassen. Als Kriegsgefangene sind vielmehr allein anzusehen und zu behandeln, sowol diejenigen, welche die Waffen wegwerfen und sich selbst für Kriegsgefangene erklären, als auch alle die, welche bewaffnet, und durch Wunden entkräftet, nicht ferner sich zu vertheidigen im Stande sind, wo es also eine Barbarei seyn würde, sie zu tödten oder zu verwunden. In die Klasse derjenigen aber, die zwar der Armee folgen, aber ohne die Waffen zu führen, und die eben deßhalb auch nicht als Feinde behandelt, also nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden sollten, gehören vornehmlich Feldprediger, Aerzte, Wundärzte, Marketender, Quartiermeister, Pfeifer und Tambours; jedoch kommt es auf die jedesmaligen besondern Umstände an, in wiefern die genannten Personen in ihrer bürgerlichen Eigenschaft respectirt werden können. Die Kriegsgesetze erlauben durchaus nicht, Kriegsgefangene zu verletzen; nur ihrer Habe sich zu bemächti-

gen, ist dem, der sie gefangen nimmt, gestattet, und bis zu Ende des Krieges, oder bis zu erfolgter Auswechselung sie in Gefangenschaft zu halten. Kriegsgefangene zu tödten, kann nur mit der seltenen Nothwendigkeit der Repressalien, oder dem noch seltenern Falle, wo die Kriegsraison ein solches Verfahren entschuldigen möchte, gerechtfertigt werden; nur Spione und Freibeuter oder Marodeurs, das heißt, solche Soldaten, die einzeln oder in kleinen Haufen, ohne Befehl ihrer Offiziere sich Gewaltthätigkeiten, Feindseligkeiten und Plünderungen gegen die Einwohner erlauben möchten, können auf die Behandlung als Kriegsgefangene keinen Anspruch machen; beide werden vielmehr in der Regel mit dem Tode bestraft. Eben so, wie es nicht erlaubt ist, Kriegsgefangene zu tödten und zu verwunden, eben so hat auch der völkerrechtliche Gebrauch, die Gewohnheit, Kriegsgefangene zu Sclaven zu machen oder zu transplantiren, längst unter cultivirten Nationen verbannt; höchstens gegen die Türken und Barbaresken hat man sich dieses noch zuweilen als Retorsion erlaubt. Jede Nation ist in der Regel verpflichtet, die Kriegsgefangenen, die sie gemacht hat, zu unterhalten; doch pflegen nicht selten, zumal bei langwierigen Kriegen, beide Theile übereinzukommen, ihre in der Gewalt des Feindes befindlichen Landsleute selbst unterhalten zu wollen. Nicht immer werden jedoch die wechselseitig gemachten Kriegsgefangenen von den kriegführenden Mächten bis zu Ende des Krieges gefangen gehalten; häufig werden sie noch während der Dauer desselben entlassen oder ausgewechselt. Die ehemals übliche Sitte, den Gefangenen zu gestatten, sich selbst gegen ein zu zahlendes Lösegeld wieder in Freiheit zu setzen, ist in neueren Zeiten außer Gebrauch gekommen. Dagegen entläßt man häufig die Gefangenen, vorzüglich die Offiziere, auf ihr Ehrenwort, nicht eher wieder zu dienen, als bis sie förmlich ausgewechselt worden und so oft es gefodert werden wird, sich zu stellen: und jeder, der das gegebene Ehrenwort bricht, wird im Wiederbetretungsfalle als ein ehrloser Deserteur bestraft. Oder man entläßt die Gefangenen gegen das Versprechen, nur während einer bestimmten Frist, wie z. B. während der Dauer des Krieges, oder binnen Jahresfrist, nicht wieder zu dienen. Endlich werden auch während oder zu Anfange des Krieges häufig Uebereinkünfte über die wechselseitige Auslieferung der Kriegsgefangenen geschlossen, die vornehmlich unter dem Namen der Cartelle bekannt sind, und die entweder auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit, doch nie über die Dauer des Krieges hinaus sich erstrecken. Die Art der Auswechselung selbst ist verschieden. Entweder verfährt man dabei so, daß man einen jeden Grad zu einem bestimmten Preise in Gelde, oder zu einer bestimmten Anzahl Individuen, eines niedrigern Grades tarirt, und den Ueberschuß an Kriegsgefangenen, den eine von beiden Parteien von irgend einem Grade haben möchte, entweder mit Gelde oder mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Individuen eines geringern Grades bezahlt, oder man wechselt nur Mann für Mann und Grad für Grad, und behält den Ueberschuß zurück; diese letztere Methode wollte z. B. Frankreich während des Revolutionskrieges bei der Auswechselung der Kriegsgefangenen mit England allein befolgt wissen. Beim Frieden pflegen gewöhnlich die Kriegsgefangenen in Masse, ohne weitere besondere Auswechselung, von beiden Seiten restituirt zu werden.

Kriegsgesetze heißen im weitesten Sinne alle sich auf den Krieg beziehenden Gesetze; insbesondere die **Kriegsartikel** (s. Kriegsrecht) und **militärischen Gesetze**. Ferner Alles, was im

Kriege zwischen Nationen üblich und gebräuchlich ist. In einem engern Sinne versteht man unter dem Ausdrucke Kriegsgesetze nur die Kriegsmanier, oder diejenigen Regeln und Gebräuche, über welche die civilisirten Nationen übereingekommen sind, um die Uebel des Krieges nicht unnöthiger Weise zu vermehren. Dadurch sind manche Maßregeln als völlig unzulässig im Kriege erklärt worden, andere dagegen zwar in der Regel als unzulässig, aber durch außerordentliche Umstände und durch die höchste Noth zu entschuldigen. Die Befugniß zu dergleichen, in der Regel durch die Kriegsmanier verbotenen Maßregeln in außerordentlichen Fällen seine Zuflucht zu nehmen, wird alsdann mit dem Namen der Kriegsraison bezeichnet. Unter die wichtigsten, durch allgemeine, stillschweigende sowol als ausdrückliche Uebereinkünfte der civilisirten Nationen festgesetzten Kriegsregeln, gehören hauptsächlich folgende: Es dürfen keine Feindseligkeiten geübt werden, bevor der Krieg nicht förmlich angefangen hat, das heißt, seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, bevor derselbe nicht durch beiderseitig erlassene Manifeste förmlich erklärt war; dahingegen aber ist in neuern Zeiten der Krieg zuweilen gar nicht ausdrücklich erklärt worden, und Frankreich befolgte die gleichfalls ungewöhnliche Sitte, ihn nur durch eine Botschaft an den Senat bekannt zu machen. Das bloße Aufheben der bestehenden Verträge zwischen zwei Mächten ist noch nicht nothwendig als eine Kriegserklärung anzusehen. In der Regel, und um die Ungewißheit über den wirklichen Anfang des Krieges zu vermeiden, hat man daher oft ausdrücklich bestimmt, die Abreise der wechselseitigen Gesandten als den Anfang des eingetretenen Kriegsstandes ansehen zu wollen. Wäre es gleich den strengen Begriffen vollkommen gemäß, alle in dem Augenblicke des ausbrechenden Krieges bei einer der beiden Parteien befindlichen feindlichen Individuen und Güter feindselig zu behandeln, so ward jedoch in neuern Zeiten nicht nur diesen, sondern auch selbst denjenigen, die nach schon ausgebrochenem Kriege, ohne etwas davon zu wissen, ins feindliche Land kommen mochten, die Rückkehr in ihr Vaterland gestattet. Erst Frankreich gab in dieser Rücksicht in unsern Tagen ein Beispiel, welches uns in die barbarischen Zeiten des Mittelalters zurücksetzte, indem es beim Wiederausbruche des Seekrieges alle in Frankreich befindlichen Engländer, beinahe noch vor der Abreise des englischen Gesandten, für Kriegsgefangene erklärte. Während des Krieges betreffen die Kriegsgesetze theils die Personen, theils die Güter des Feindes. Was dieselben in Rücksicht der bewaffneten und zu Kriegsgefangenen gemachten Feinde bestimmen, ist oben angeführt worden, nur muß noch bemerkt werden, daß, obgleich es in der Regel erlaubt ist, den bewaffneten Feind zu verwunden und zu tödten, dennoch der Gebrauch gewisser Arten dem Feinde zu schaden, wie z. B. einen Preis auf seinen Kopf zu setzen, der Meuchelmord, die Vergiftung, der Gebrauch gewisser Waffen, wie z. B. der Nägel, der Glasstücke und des gehackten Bleies, so wie zur See der glühenden und der Ketten- und Stangenkugeln, durch die Kriegsmanier für eine zu nichts führende und folglich unerlaubte Barbarei erklärt worden ist. Dahin wird auch ziemlich allgemein die Sitte gerechnet, die Soldaten für jeden eingebrachten feindlichen Kopf zu bezahlen. Endlich erlaubte man sich gleichfalls nicht, auf einen feindlichen Souverän oder Prinzen zu zielen, oder denselben zum Gefangenen zu machen, indem man von dem Grundsatze ausging, daß durch den Krieg die persönlich freundschaftlichen Verhältnisse der Fürsten unter einander nicht gestört werden durften, wogegen leider gleich-

falls von Frankreich seit dem Revolutionskriege ein ungleich weniger humaner Gebrauch eingeführt worden ist. Was die Güter des Feindes betrifft, so kommt durch die Eroberung allerdings das feindliche Territorium unter die provisorische Souveränität des Eroberers, der dadurch, streng genommen, zur Ausübung der Souveränitätsrechte befugt wird; dagegen aber hat die neuere Völkerpraxis eine Ausnahme von der Regel zu Gunsten des feindlichen Privateigenthums gemacht, welches, so lange die auferlegten Contributionen richtig bezahlt werden, respectirt werden soll. Freilich wird dabei vorausgesetzt, daß die Requisitionen und Contributionen nicht, wie dieß in unsern Tagen von Frankreich geschah, so ungeheuer vermehrt werden, daß dadurch der dem Privateigenthümer zugesicherte Schutz wenig mehr als ein leerer Name wird. In Seekriegen pflegt man jedoch diesen Unterschied zwischen öffentlichen und Privatgütern nicht zu machen; beide sind dort gleich gute Beute. Beinahe allgemein hat man in See- und Landkriegen den Termin von 24 Stunden angenommen, binnen welchen die Beute Eigenthum desjenigen wird, der sie machte, nach welcher Frist also jedes Recht des frühern Besitzers daran für erloschen angesehen wird. Durch die Eroberung wird zwar, wie schon bemerkt worden, der Eroberer provisorischer Eigenthümer des eroberten Landes, doch äußert dieses Verhältniß in der Regel erst dann seine Wirkung auf dritte Mächte, wenn die Eroberung von dem frühern Eigenthümer förmlich abgetreten worden ist. Bei Unterhandlungen in Kriegszeiten werden allgemein die Parlementärs als unverletzliche Personen betrachtet, wie auch die Sauvegarden; so hat auch endlich die Kriegsmanier in Bezug auf die gegebenen oder genommenen Geiseln in neuern Zeiten mildere Grundsätze eingeführt, indem man sich nur damit begnügt, sie bis zur Erfüllung der Foderungen, für deren Sicherheit sie gestellt worden, in einer mehr oder weniger engen Gefangenschaft zu halten. Cz.

Kriegsgott, s. Mars, Bellona.

Kriegskunst. Die neuere Kriegskunst datirt sich von der Einführung des Feuergewehrs und der stehenden Truppen, wodurch nothwendig die gesammte im Mittelalter gebräuchliche Art Krieg zu führen, verändert werden mußte. So lange es hauptsächlich persönlicher Muth und körperliche Stärke und Gewandtheit waren, die in dem Kampfe entschieden, hatte der Krieg für den Edlen ungleich mehr Reiz, als nachher; er war damals die Lieblingsbeschäftigung der höheren Classen der Nationen. Sie fochten zu Roß, denn Jeder unterhielt sich selbst während des Krieges; nur die Aermeren, die Knechte, bildeten das Fußvolk, eben deßhalb aber mußte auch die Kriegskunst, nach unsern Begriffen beurtheilt, fortdauernd in ihrer Kindheit bleiben. Erst während des Kampfes Carls V. und Franz I. lernte man den hohen Werth eines regelmäßigen Fußvolks schätzen, und die Schweizer, damals das beste dieser Art, entschieden nicht selten das Schicksal der Schlachten. Durch die Einführung des Feuergewehrs, vorzüglich groben Geschützes (s. Kanonen), verlor der persönliche Muth und die körperliche Kraft an Werth; die Kunst mußte ersetzen, was diesen abging; zugleich aber verlor auch das Kriegshandwerk einen großen Theil seiner Annehmlichkeiten. Die Freiwilligen wurden immer seltener, man mußte immer mehr zu gedungenen Söldnern aus den niedrigsten Volksclassen seine Zuflucht nehmen, — nur die Befehlshaberstellen zu bekleiden, ließen sich höchstens die vornehmern Stände bereitwillig finden; — zugleich erfoderte das Kriegswesen eine größere Uebung, größere

erlernte Fertigkeiten, und so mußten nothwendig allmälig stehende Heere (s. d. Art.) sich bilden. Doch war anfangs noch an keine Taktik im spätern Sinne des Worts zu denken; nur in großen, beinahe unbeweglichen Massen wurde gefochten. Durch Heinrich IV. von Frankreich sowol, als durch die Republik der vereinigten Niederlande in ihrem Freiheitskampfe gegen Spanien, ward dieß System der stehenden Heere mehr ausgebildet, wenn gleich die Stärke derselben im Verhältnisse zu den Heeren der spätern Zeit in den einzelnen Staaten nur gering blieb; auch die Taktik machte durch die großen Feldherrntalente eines Heinrichs IV., eines Prinzen Moritz von Nassau und des Herzogs Alexander von Parma Fortschritte; vorzüglich aber war es jedoch die Belagerungskunst, die in dem spanisch-niederländischen Kriege vervollkommnet wurde. Ungleich wichtiger ward noch der dreißigjährige Krieg. Zwar bestand noch immer der größte Theil der Heere aus Menschen, die von dem Feldherrn nur für die Dauer des Krieges angeworben waren, wie z. B. Wallensteins Schaaren; allein dagegen ward durch Gustav Adolph eine wichtige Veränderung in der Taktik hervorgebracht. Er verminderte die tiefen Stellungen, führte kleinere Abtheilungen, leichtere Waffen und manche Verbesserungen bei der Artillerie ein, wodurch überhaupt erst schnelle und künstliche Bewegungen möglich wurden. Wiederholte Siege bewährten die Vorzüge des neuen Systems vor der alten Kriegskunst, der selbst noch Wallenstein huldigte. Das gesammte Kriegswesen erhielt bald darauf unter Ludwig XIV. durch den Kriegsminister le Tellier und dessen Sohn und Nachfolger Louvois, die Kriegskunst insbesondere durch Turenne und andere gleichzeitige große Feldherren, eine vollkommen veränderte Gestalt. Das System der stehenden Heere ward auf eine bisher noch nicht gesehene Weise ausgedehnt. Statt der 14,000 Mann, die Heinrich IV. gehalten, unterhielt Ludwig XIV. seit dem nymweger Frieden nun schon ein Heer von 140,000 Mann. Frankreich hatte das Beispiel gegeben, alle andere Mächte mußten nothwendig nachfolgen; nur die Seestaaten England und Holland sträubten sich lange Zeit gegen eine gleichmäßige Vermehrung der stehenden Heere, die man dort immer als der Freiheit gefährlich fürchtete. Nothwendig mußten diese großen Massen auch auf die Kriegskunst einen wichtigen Einfluß haben. Es ward eine Kunst, die immer mehr ins Große getrieben ward. Frankreich war es zugleich, welches seine Gränzen auf jede Weise durch Erbauung neuer Festungen zu sichern suchte, und die französischen Kriegsbaumeister galten bis auf die neuesten Zeiten für unerreichbare Muster in Europa. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts begann für das gesammte Kriegswesen und die Kriegskunst eine neue wichtige Epoche. Nicht nur erhielt Rußland durch Peter den Großen ein zahlreiches, auf europäische Art disciplinirtes und exercirtes stehendes Heer, welches nachmals unter der Regierung der Kaiserin Anna auch in seiner innern Einrichtung den Heeren der übrigen europäischen Staaten gleich gemacht ward, sondern auch Preußen trat unter Friedrich Wilhelm I., gegen die Mitte des Jahrhunderts, als ansehnliche Militärmacht in Europa auf. In der preußischen Monarchie ward das stehende Heer die Hauptsache; die Zahl desselben stand bald mit der Bevölkerung des Staats nicht mehr im Verhältniß, und so gab Preußen vor allen zuerst das Beispiel fremder Werbungen, woraus nothwendig ein gewaltiger, für den gemeinen Krieger äußerst drückender Zwang hervorgehen mußte. Nur zur Maschine sollte das Heer [w]erden, und wie hätte ein Heer, zum Theil aus geworbenen Fremden,

dem Auswurfe aller Länder bestehend, auch anders dienen können. Vorzüglich ward jedoch diese Idee, das Heer zur kunstfertigen Maschine und nur allein dazu zu bilden, durch Friedrich II. in Ansehn gesetzt. In seinem Zeitalter ward die Kriegskunst in vollem Sinne des Worts ausgebildet; Friedrich selbst ward ihr vollkommenstes Muster, und das Beispiel des großen Königs wirkte auf alle, selbst die kleinsten Staaten. Das System der stehenden Truppen aber erhielt eine Ausdehnung, wie es sie noch nie gehabt; preußische Taktik ward das Vorbild für alle Heere Europa's. Zugleich aber schlichen sich auch schon jetzt Fehler ein, die in der Folge nothwendig ihre nachtheilige Wirkung vollkommen äußern mußten. Die übergroße Zahl des fremden, angeworbenen Gesindels führte immer mehr zu einer höchst entehrenden Disciplin, die den Stand des Soldaten höchst elend machte; alle Aussicht auf Beförderung, und damit jeder Ehrgeiz, ward durch die ausschließliche Besetzung der Offizierstellen mit Adeligen, welche sich überdieß (eine natürliche Folge des langen Friedensstandes seit dem siebenjährigen Kriege) nach der Anciennität richtete, erstickt; man fing an mit dem Heere zu spielen, statt es zu gebrauchen. So schien das System des Kriegswesens auf die höchste Stufe der Ausbildung erhoben zu seyn, als die französische Revolution einen Sturm herbeiführte, der Europa in seinen Grundfesten erschütterte und die Blößen des bisherigen Systems in ihrem ganzen Umfange aufdeckte. Durch die gewaltige Ausdehnung des Systems der stehenden Heere hatte sich eine weite Kluft zwischen ihnen und den Nationen allmälig befestigt; nur das Heer war bewaffnet, nicht die Nation, diese war vielmehr gänzlich wehrlos geworden. War das Heer geschlagen, so war auch die Nation unterjocht; zugleich waren die Heere so über alles Verhältniß zu den Geldkräften der Staaten vergrößert, daß sie nothwendig für den Gebrauch größtentheils todt bleiben mußten. Die Uebertreibung strafte sich wie immer, so auch hier! Man hatte die Heere zu Maschinen gemacht und alle moralische Triebfedern waren zerbrochen; was mußte erfolgen, wenn, wie jezt geschah, ein Volk in fanatischer Ueberspannung den Kampf gegen die veralteten, gewohnten Mittel begann, als in Frankreich plötzlich die Nation zu den Waffen gerufen ward, gegen die verrostete Maschine der stehenden Heere? Eine neue, einfache Taktik, durch junge militärische Genies gegründet, entstand. Sie blieb unbesiegt, so lange sie ihrem ursprünglichen Zwecke getreu war; — als aber der Herrscher von Frankreich, wiederum in den alten Wahn verfallend, sein Heer immer mehr als Maschine für seine ehrgeizigen Absichten zu brauchen begann, als die übrigen Mächte Europa's, durch die Erfahrung belehrt und auf ihre gerechte Sache gestützt, endlich die Nationen selbst für Recht und Freiheit zu den Waffen riefen: da bewährte es sich von neuem, daß keine auch noch so gerühmte Kunstfertigkeit, keine noch so vollkommene Maschine, der moralischen Kraft und dem Enthusiasmus, wenn auch weniger geübter Heere, auf die Dauer zu widerstehen vermag. Cz.

Kriegsrecht, Kriegslasten, Kriegsschäden. Das Wort Kriegsrecht wird in verschiedener Bedeutung gebraucht; zuweilen bedeutet es nichts weiter als Kriegsraison (s. Kriegsgesetze). So ist es Kriegsrecht oder Kriegsraison, einen mit Sturm eroberten Platz, oder einen Ort, dessen Einwohner sich Feindseligkeiten erlaubt haben, zu plündern, das Privateigenthum auf dem Wege der Repressalien nicht zu respectiren, oder dasselbe zu zerstören, wenn diese Maßregel durch die Sorge für die eigene Erhaltung vollkommen gerechtfertigt wird,

oder wenn es nur durch Zerstörung dem Feinde entrissen werden kann, dessen Operationen es erleichtern würde. Dagegen pflegt man auch oft die Kriegsgesetze (s. d. A.) insbesondere die Kriegsreglements und die Anwendung derselben, oder das Kriegsgericht, mit dem Namen Kriegsrecht zu bezeichnen. In dieser Rücksicht sind die Truppen allgemein besondern Kriegsgerichten unterworfen, doch nicht eben so allgemein ist die Observanz darin, ob dieselben auch in nicht militärischen Angelegenheiten einen besondern Gerichtsstand besitzen, oder ob sie den gewöhnlichen Tribunalen unterworfen sind. Ersteres war z. B. in den mehrsten deutschen Staaten der Fall, letzteres findet dagegen unter andern in Frankreich und England Statt. Die Kriegsartikel, oder die Gesetze für die Soldaten im Krieg und Frieden, werden denselben gewöhnlich, ehe sie zur Fahne schwören, vorgelesen. — Das Kriegsrecht unterscheidet sich durch ein höchst summarisches Verfahren, bei dem die mehrsten bürgerlichen Formen wegfallen, — eine Procedur, die allerdings wol im Kriege und bei den Armeen zu entschuldigen ist; allein ein heilloser Mißbrauch bleibt es, dieselbe auch im Frieden und in gewöhnlichen Rechtsfällen anwenden zu wollen, wie dieß in Frankreich der Fall war. Die Greuel der französischen Specialtribunäle, Militärcommissionen, und wie die blutigen, mit dem Namen von Gerichten spottweise belegten Anstalten noch weiter heißen mögen, sind ja leider auch in Deutschland nicht unbekannt geblieben. — Unter dem Ausdrucke Kriegslasten werden überhaupt alle die außerordentlichen Beschwerden begriffen, welche der Kriegszustand für die Bürger mit sich führt, wie Einquartirungen, Militärfuhren, Natural- und Geldlieferungen aller Art; mit dem Worte Kriegsschäden dagegen gewöhnlich die Verluste bezeichnet, die durch den Krieg selbst verursacht worden, wie z. B. Verwüstungen von Gebäuden und Feldern, Vernichtung des Viehstandes, Brand u. s. w. Die Vertheilung des durch dergleichen Kriegsschäden verursachten Verlustes und des dafür den Beeinträchtigten zu gebenden Schadenersatzes ist allerdings ein sehr schwieriger Punkt, der vorzüglich in unsern Tagen, wo die Kriegsschäden so häufig und ansehnlich waren, oft zur Sprache gekommen ist. Cz.

Kriegsschiffe (s. Marine). Die Kriegsschiffe, deren bekanntlich gegenwärtig England allein über tausend, — bei weitem mehr als das übrige Europa zusammengenommen, besitzt, werden auf verschiedene Weise eingetheilt. In die erste Klasse gehören die Linienschiffe, d. h. solche Schiffe, welche in Seeschlachten in der Linie fechten. Sie zerfallen wiederum in Schiffe vom ersten Range oder Dreidecker, die 90 bis 120 Kanonen führen, in Schiffe vom zweiten Range von 74 bis 90 Kanonen, in Schiffe vom dritten Range von 64, 74 und 80 Kanonen, und in Schiffe vom vierten Range, wozu gewöhnlich alle diejenigen, welche 54 bis 60 Kanonen führen, gezählt werden. Die Schiffe von 50 Kanonen bilden bei den Engländern eine eigene zweite Klasse, und werden regelmäßig von ihnen nicht mit zu den Linienschiffen gerechnet, ob sie gleich auch wol zuweilen in die Linie gestellt werden: bei den Holländern und Franzosen dagegen galten sie immer als Linienschiffe. Die dritte Klasse wird gebildet durch die Fregatten, die sich sowol durch die geringere Zahl ihrer Kanonen, als noch mehr durch das leichtere Kaliber derselben unterscheiden, weßwegen sie auch nicht in der Linie gebraucht werden können; man versteht darunter Schiffe von 24 bis 46 Kanonen. In die vierte Klasse endlich gehören die verschiedenen Arten der kleineren Kriegsfahrzeuge, die

Corvetten, Schebecken, Bigantinen, Bricks, Kutters, Kanonenböte, Bombardiergallioten u. s. w.; die Zahl der Kanonen, welche diese führen, ist sehr verschieden. Schweden und Rußland besitzen außerdem noch eine aus flachen Schiffen, die allein in den Klippen des finnischen Meerbusens gebraucht werden können, bestehende Scheerenflotte; auch pflegten einige im Mittelmeere gelegene Staaten Galeerenflotten zu unterhalten. Die Kriegsschiffe führen in der Regel eine doppelte Bemannung, bestehend zum Theil aus Matrosen, die nur durch eine lang Uebung gebildet werden, und daher nur in Staaten, die eine beträchtliche Handelsschifffahrt haben, in hinlänglicher Menge gefunden werden können, und aus Seesoldaten, die ein besonderes, in Regimentern, gleich wie die Landtruppen getheiltes, stehendes Corps bilden, wogegen die Matrosen gewöhnlich in Friedenszeiten größtentheils entlassen und nur beim Ausbruch eines Krieges, durch Werbung oder Conscription von neuem zusammengebracht werden. Die Seesoldaten werden vorzüglich bei Landungen und zu dem militärischen Polizeidienste auf den Schiffen selbst gebraucht; auf jedem einzelnen Schiffe ist jedoch der Befehlshaber der Seesoldaten dem Commandeur des Schiffs untergeordnet. Die Befehlshaber der Seemacht führen verschiedene Titel, die bei den meisten Mächten mit geringer Abweichung in folgendem Range auf einander folgen: Admirale, Viceadmirale, Contre- oder Rear-Admirale, Capitaine, Lieutenants und Fähnriche (Enseigns, Enseignes de vaisseau) dann kommen die Cadetten (Midshipmen, Aspirans de Marine). Verschieden von den Kriegsschiffen, die unmittelbar dem Staate zugehören und deren Mannschaft im Dienste des Staats steht, sind Kaper, d. h. solche bewaffnete Schiffe, die von Privatpersonen ausgerüstet werden, welche von der Regierung durch eine besondere Bevollmächtigung (den sogenannten Markebrief) die Erlaubniß erhalten haben, Feindseligkeiten zu üben und feindliche Schiffe wegzunehmen, deren einer Theil des Werthes der Regierung ein anderer aber ihnen selbst anheim fällt, und eben deßhalb auch von der Gegenpartei als rechtmäßige Feinde anerkannt werden. Jedoch finden einige nicht unbedeutende Verschiedenheiten in den völkerrechtlichen Befugnissen der Kriegsschiffe und der Caper Statt, indem man ersteren ohne Bedenken manche Vorrechte, wie z. B. bei der Visitation neutraler Schiffe einräumt, die man dagegen den Capern allgemein verweigert. G2.,

Kritik, mit diesem griechischen Worte bezeichnet man die Beurtheilung und Prüfung eines Gegenstandes, besonders wenn sie gründlich und ausgeführt ist; dann die Fähigkeit oder Kunst der Beurtheilung gewisser Gegenstände, und endlich auch die Wissenschaft für die Beurtheilung derselben, oder die wissenschaftliche Darstellung der aus der Natur oder dem Begriffe eines Gegenstandes hervorgehenden Regeln, nach welcher seine Wahrheit oder Zweckmäßigkeit beurtheilt werden kann. Jede Kritik setzt also einen Gegenstand, als gegeben voraus; als gründliche Beurtheilung und Beurtheilungskunst aber auch eine Theorie, durch welche die Idee eines Gegenstandes entwickelt wird, denn die vollkommenste Beurtheilung kann nur aus wissenschaftlich klarer Einsicht in das Wesen eines Gegenstandes entspringen. Daher setzt also z. B. eine Kunstkritik eine Aesthetik voraus, und ohne eine solche Theorie ist die Beurtheilung nur ein fragmentarisches, und deßhalb unsicheres Raisonnement, keine Kritik. Vorzüglich aber in Beziehung auf das Freie und Willkürliche, weniger in Beziehung auf das Nothwendige in der Natur findet Beurtheilung des Zweck-

mäßigen (eigentliche Kritik) Statt. So verschiedene Arten freier Thätigkeit es nun gibt, so verschieden ist die Kritik ihrem Gegenstande nach; besonders aber bezieht sie sich auf die höchsten Gegenstände menschlicher Thätigkeit, Wissenschaft und Kunst im weitern Sinne. 1) In Beziehung auf die erstere ist sie philosophische oder historische Kritik. Der erstere Ausdruck hat verschiedene Bedeutungen. Philosophische Kritik im weitesten Sinne kann seyn eine wissenschaftliche, durchgeführte, nur die Idee eines Gegenstandes und ihr Verhältniß zur Darstellung betrachtende Kritik, dahingegen die historische eine solche, welche nur das Aeußerliche eines Gegenstandes oder Werks und seine Beziehung auf Zeit und Raum, so wie das daraus entspringende Verständniß desselben betrifft. So ist z. B. die ästhetische Kritik einer Antike (und dieses soll ja eine philosophische seyn) von der technischen und antiquarischen Kritik derselben verschieden, obgleich diese mit jener wie Form und Gehalt innig verbunden, ja eine ohne die andere nicht möglich ist. Dann bedeutet philosophische Kritik im engern Sinne die Kritik philosophischer Werke, welche auf die Haupterfodernisse der logischen und materiellen Wahrheit gerichtet ist. Endlich gaben Kant und seine Schüler dem Namen Kritik noch eine bisher ungewöhnliche Bedeutung, dadurch, daß sie ihn auf die Prüfung des Erkenntnißvermögens, oder die Untersuchung dessen, was dem Menschen zu erkennen möglich sey, bezogen. Auch unterscheidet man in der Philosophie die kritische Methode (den Kriticismus) von der dogmatischen (s. d. Art.) und von der skeptischen. Vergl. darüber die Art. Philosophie, Methode, kantische Philosophie. Die historische Kritik bezieht sich auf die Wirklichkeit äußerer Thatsachen und ihre durch Erfahrung erkennbare Beschaffenheit, und ist die Untersuchung der Aechtheit (Authenticität) gewisser (besonders schriftlicher) Zeugnisse. Sie ist wiederum so verschieden als die historischen Wissenschaften (s. d. Art. historisch). Hierher gehört vorzüglich die geschichtliche, oder historische Kritik im eigentlichen Sinne, welche die Wirklichkeit und Beschaffenheit gewisser Angaben der Geschichtschreiber u. s. w. nach bestimmten, aus dem Zwecke der Geschichte abstrahirten, aus den logischen (in der angewandten Logik entwickelten) Kriterien und Erfodernissen der historischen Gewißheit hervorgehenden, und auf die verschiedenen Arten der historischen Quellen angewandten Regeln prüft. Sie macht einen Bestandtheil der historischen Kunst im weitern Umfange (oder der Thätigkeit des Historikers) aus. Mit ihr in genauer Verbindung steht die philosophische Kritik (s. Philologie), die Prüfung der schriftlichen Denkmäler vorzüglich des Alterthums, welche entweder auf Untersuchung der Aechtheit des Ganzen in Beziehung auf einen genannten Verfasser (ob es ihm mit Recht oder fälschlich, und zwar im letzten Falle mit oder ohne Absicht zugeschrieben wird), oder des Einzelnen, d. i. auf die Aechtheit und Unverfälschtheit einzelner Stellen, und wenn sie absichtlich oder durch Irrthum verdorben worden sind, auf ihre Wiederherstellung und Verbesserung (z. B. durch Conjecturen — daher Conjecturalkritik) gerichtet ist. Ersteres nennt man die höhere, letzteres die niedere Kritik. Sie geht bei jener Untersuchung von äußern Umständen, von Ueberlieferung rc., oder von innern und wesentlichen Beziehungen, d. i. von dem Inhalte, Geist, Sprache und Styl der Schrift aus, vergleicht dieses mit dem bekannten Namen und Charakter des angegebenen Verfassers, und bestimmt darnach, ob sie demselben, oder welchem andern Verfasser, und welcher andern Zeit sie zuzuschreiben sey. Im erstern Falle heißt

sie **äußere**, im letztern **innere Kritik**. Diese philologische Kritik, welche in Verbindung mit der Auslegungskunst oder Interpretation die höhere Philologie ausmacht, ist vorzüglich unter den Deutschen in neuerer Zeit auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht worden. Man bewundert, sagt ein deutscher Denker, die Sicherheit der Resultate unserer historischen Forscher und die Festigkeit, mit welcher philologische Kritik uns die classische Literatur gereinigt hat. Freilich sind die Untersuchungen, vorzüglich der innern Kritik, oft an sehr leise Andeutungen der Wahrscheinlichkeit gebunden, allein da jede Zeit, jeder Ort, jedes Individuum der Eigenthümlichkeiten so viele hat, so bewährt es die Erfahrung doch, daß sie, wenn sie mit nöthiger Unbefangenheit, hinlänglichem Scharfsinn, umfassender Sachkenntniß und ausdauernder Sorgfalt angestellt werden, meistentheils eine bestimmte Entscheidung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit gewähren. Wem fallen hier nicht die größten unserer neueren Philologen, ein Wolf Herrmann, Heyne u. a. ein. Einen glücklichen Versuch, diese Kritik auch auf die altdeutsche Literatur anzuwenden, hat kürzlich A. W. Schlegel (im deutschen Museum) abgelegt. Uebrigens ist zu bemerken, daß wenn von **Kritik schlechthin** die Rede ist, gemeiniglich die philologische Kritik vorzugsweise, besonders aber die gewöhnlichere, niedere Kritik, welche sich mit Beurtheilung der verschiedenen Lesarten in den Werken der alten Schriftsteller, und mit Festsetzung der richtigen beschäftigt, zu verstehen ist. Was aber 2) die **Kunstkritik** anlangt, so untersucht sie, wie wir oben andeuteten, den inneren, idealen, oder ästhetischen Werth des Kunstwerks, und heißt in sofern **ästhetische Kritik**, oder sie beurtheilt nur die äußere körperliche und mechanische Bearbeitung, die regelmäßige Anwendung der Werkzeuge und Darstellungsmittel der Kunst oder eines Gewerbes, und heißt in sofern **technische** oder **technologische Kritik**. So wie jede wahre Kritik sich endlich von der unächten durch Freiheit und Gründlichkeit zugleich unterscheidet, so unterscheidet sich auch der **Kritiker** (Kritikus), Beurtheiler, Kunstrichter, von dem **Kritikaster**, Krittler oder Afterkritiker, d. h. nicht demjenigen, welcher das zu Beurtheilende streng beurtheilt, sondern demjenigen, welcher entweder Alles beurtheilt, oder dessen Urtheil ohne objectiven Grund und Nothwendigkeit, mithin nur eine Meinung, — sey sie auch noch so zuversichtlich ausgesprochen, — oder immer nur ein Tadel ist, und zwar gewöhnlich aus Uebelwollen, Neid rc. entsprungen, oder sich auf willkührliche und conventionelle Gesetze, welche hier nichts entscheiden, oder endlich nur auf Kleinigkeiten und anscheinende Fehler gründet. Das Gefühl menschlicher Beschränktheit und die Einsicht, daß das Vollkommenste nur Ideal ist, lehrt den Kritiker bei Beurtheilung menschlicher Producte human und nachsichtig seyn, ja selbst um seines eigenen Genusses willen, der Beurtheilung im Leben eine Gränze setzen, um nicht mit Recht verhaßt zu werden. **Außer letzterm** Grunde aber, der in dem Mißbrauche der Kritik liegt, ist die Kritik nur jener Eigenliebe der Beurtheilten, welche in dem Geschäft, das sie betreiben, sey es so hoch und wichtig, als es wolle, nur sich selbst sehen und ihre persönliche Anfoderungen geltend zu machen suchen, oder der Trägheit der gewöhnlichen Beurtheiler verhaßt, welche sich lediglich ihrem Gefühle, sey es geübt oder ungeübt, verdorben oder nicht, überlassen und anvertrauen. Diese sehr herrschende Motive menschlicher Denk- und Beurtheilungsweise haben freilich selbst dem Namen

Kritik, Kritikus und Kritisch (welcher Ausdruck nicht nur prüfend, untersuchend, sondern auch etwas Bedenkliches, Mißliches und Gefährliches bedeutet), so wie dem Geschäfte des Kritisirens eine verdächtige Bedeutung gegeben; allein gewiß ist es, daß, so lange der Mensch ein verständiges, Mittel und Zwecke vergleichendes Wesen seyn wird, er auch der wahren und humanen Beurtheilung seiner Werke, wie viel mehr der geistvollen und umfassenden Kritik, einen unverkennbaren und noch höhern Werth beilegen wird, als der einseitigen Productivität und beschränkten Manier, über welche sich die Kritik durch die Idee erhebt. Diesen Werth belegt auch die Erfahrung und Geschichte, welche uns zeigen, wie oft die wahre Kritik von Verirrungen und gefährlichen Abwegen in Wissenschaft und Kunst verwahrt und abgehalten hat. Nur erhebe sich der Kritiker nie über die originelle Productivität des reichen Genius. T.

Kritik der reinen Vernunft, s. Kant.

Kritische Philosophie, s. Kant u. Philosophie.

Krone, eiserne Krone, Kronämter, Krönung. Mit dem Worte Krone bezeichnet man den goldenen Stirnreif, das Merkmal und Abzeichen der höchsten Gewalt. Die Kronen selbst sind nach der verschiedenen Würde derer, die sie tragen, verschieden; so spricht man in der Wappenkunde von Kaiser-, Königs-, Großherzogs-, Fürsten- und Grafen-, von alten und neuen Kronen. Ausgezeichnet war die sogenannte eiserne Krone, welche aus einem bloßen drei Finger breiten, goldenen, reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Ring besteht, und inwendig einen dünnen, eisernen Reif hat; (daher ihr Name). Theudelinde, eine königlich baiersche Prinzessin, ließ sie verfertigen, um mit derselben ihren Gemahl Agilulf (591) zum Könige der Lombardei krönen zu lassen; (daher auch lombardische Krone genannt). Carl der Große wurde 774 damit gekrönt, als er zugleich zum Könige von Italien gesalbt wurde. Napoleon setzte sich dieselbe 1805 selbst auf. Außer jenem eigentlichen und vornehmsten Sinne hat das Wort Krone aber auch noch mehrere Nebenbedeutungen. So wird dasselbe nicht selten gleichbedeutend mit Reich oder Staat gebraucht; man spricht z. B. von einer Krone England, von einer Krone Spanien. Dagegen hat man vorzüglich in den neu entstandenen Staaten angefangen, die Wörter Krone und Staat als sich einander geradezu entgegengesetzt zu gebrauchen, indem man unter Krone die Regierung, oder den Inbegriff aller der Rechte und Vorzüge versteht, die dem Regenten, als einer besondern, vom Staate verschiedenen moralischen Person betrachtet, zukommen. So spricht man von Krondomainen, Krongütern (auch Kammergütern, Domainen), im Gegensatze von Staatsgütern, indem man mit den erstern einen ähnlichen Begriff, wie vormals in Deutschland mit dem Worte Chatoullengüter verbindet. Jedoch wird heut zu Tage, wie z. B. in Frankreich, noch ein Unterschied zwischen Kron- und Privatdomainen gemacht, indem erstere in der Regel unveräußerlich sind und jedem Besitzer der höchsten Gewalt zum Nießbrauche anheim fallen, letztere dagegen gleich andern Privatbesitzungen anzusehen sind. Dieser Eintheilung zufolge kann daher der Kronschatz noch von der Privatchatouille des Fürsten im engsten Sinne verschieden seyn. In solchen Staaten aber, die auch der Form nach vollkommen unumschränkt sind, findet natürlich der Unterschied zwischen Krone und Staat nicht Statt. — Mit dem Ausdrucke Kronämter ward ehemals gleichfalls ein von dem neuesten zum Theil sehr verschiedener

Digitized by Google

Begriff verbunden. Die Kronämter in den alten Staaten waren freilich größtentheils auch Hofwürden, zum Theil aber auch wahre Staatsämter, so z. B. in dem ehemaligen deutschen Reiche, so noch gegenwärtig in Ungarn, wobei der besondere Umstand zu bemerken ist, daß diese Aemter gewöhnlich in besondern Familien erblich waren. Dagegen sind die in verschiedenen Staaten in neuern Zeiten errichteten Kronämter beinahe nur ausschließlich Hofdienste, die einen besondern hohen Rang geben; nur hin und wieder sind auch mit einigen militärischen Würden Kronämter verbunden, wie z. B. in Frankreich, wo es bürgerliche und militärische Großoffiziere der Krone gab (s. Dignitarien). Erblichkeit dieser Aemter findet in den neuern Staaten überhaupt gar nicht Statt; dagegen aber sind die Kronämter in den alten Staaten zum Theil zu bloßen Titeln geworden, oder ihre Tituläre versehen höchstens bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten die damit verknüpften Geschäfte. In diesen alten Staaten wird auch der Unterschied zwischen Kron- und Reichswürden nicht genau beobachtet, wogegen dieselben in den neuern Staaten allerdings streng getrennt sind; so hat man z. B. in Frankreich besondere hohe Reichswürden, oder vielmehr nur die Titel derselben angeordnet; denn man hat sich sorgfältig gehütet, den Inhabern derselben etwas mehr als ein leeres Ceremoniel zu gestatten. In manchen Staaten, wie in England, hat man die hohen Reichswürden, die hier mehr als bloße Titel waren und ihren Inhabern alle die Rechte und Geschäfte gaben, die der Name der Würde anzeigte, aussterben lassen, so z. B. die Würde eines Großadmirals, da es gefährlich schien, einem Einzelnen eine solche ausgebreitete Macht zu überlassen. — Die Krönung ward in alten Zeiten bei Kaisern und Königen, die man deßhalb auch vorzugsweise gekrönte Häupter nannte und auch noch gegenwärtig so nennt, für durchaus nothwendig geachtet; jedoch ist in neuern Zeiten dieser Gebrauch nur noch in einigen Reichen üblich, und hat in andern allmälig aufgehört; haben wir ja doch selbst in unsern Tagen neue gekrönte Häupter entstehen sehen, die auch nicht gekrönt waren (s. Kaiserkrönung). Cz.

Kronion, s. Jupiter.

Kronus, s. Saturnus.

Kropf, eine Geschwulst am vordern Theile des Halses, in der Gegend der Schilddrüse. Man belegt zwar im gemeinen Leben selbst die Anschwellung und Vergrößerung der Schilddrüse mit dem Namen des Kropfes, allein genau genommen, sind beide verschiedene Uebel. Der wahre Kropf entsteht außerhalb, wiewol in der Gegend der Schilddrüse, von Auftreibung des Zellgewebes, der in ihm befindlichen Adern, Austreten von Blut und lymphatischen Feuchtigkeiten, und kann zu einer ungeheuern Größe wachsen, wie man an den Kretinen sieht. Die Geschwulst der Schilddrüse entsteht langsam, kann zwar auch sehr anwachsen, ist jedoch seltener als der Kropf. Sie bildet eine genau umschriebene, von den benachbarten Theilen wohl zu unterscheidende Geschwulst; der wahre Kropf entsteht schnell, meistens aus mechanischen Ursachen, Anstrengung, heftigem Husten, Schreien, Tragen auf dem Kopfe, ist im Anfange eine mehr bewegliche, schwammige Geschwulst, die dem Drucke des Fingers leicht nachgibt. In der Folge erst, wenn er älter wird, wird er härter und hie und da gleichsam knorpelig. Die häufigste Veranlassung zum Kropfe ist das schwere Tragen bergan, wenigstens findet man ihn in bergigten Gegenden unter der Classe von Menschen, die von solchen Beschäftigun-

gen sich ernähren, am meisten. Man hat sonst dem Trinken von Schneewasser die Entstehung des Kropfes zugeschrieben, allein die Erfahrung hat diese Meinung widerlegt. Wahrscheinlicher ist es, daß der häufige Genuß von Wasser, das mit Kalk- und andern erdigen Theilen erfüllt ist, z. B. Quellen aus solchen Bergen, dazu beitragen kann, und vielleicht auch die Anschwellung der Schilddrüse verursacht. Der Kropf ist leichter heilbar, wenn gleich im Anfange die gehörigen Mittel angewandt werden, späterhin, wenn die vielen Blutgefäße sich in die Geschwulst fortgesetzt, verlängert und erweitert haben, wenn die Häute und kleinen Muskeln verdickt, die ausgetretenen Feuchtigkeiten sich verhärtet haben, wird es immer schwerer. H.

Krummacher (D. Friedrich Adolph), war vorher Professor der Universität zu Duisburg, jetzt Superintendent zu Bernburg; ein religiöser Volkslehrer, der sich durch seine gemüthvollen, kindlich ansprechenden Schriften, z. B. seine Parabeln (2 Bändchen, 4. Aufl. 1814. 8., Apologen, der Sonntag (oder das Festbüchlein, 1 Bd., 3. Aufl., Duisburg 1813), das Christfest (2. Aufl. ebend. 1814), den Bibelkatechismus (2. Aufl. ebend. 1813), durch sein neuestes Gedicht Johannes (Leipz. 1815, bei Göschen) u. a. eine würdige Stelle in der neuern deutschen Literatur erworben hat. Nur zuweilen möchte man der Milde und Kindlichkeit seiner Schriften mehr stärkende Kraft wünschen. Auch hat er früher die Theologie mit einer Schrift voll trefflicher, eigenthümlicher Ansichten (über den Geist und die Form der evangelischen Geschichte in historischer und ästhetischer Hinsicht, Lpz. 1805) bereichert.

Krümmung heißt jede Abweichung von einer geraden Linie, oder ebenen Fläche. Die Größe der Krümmung an jedem ihrer Punkte wird in der Geometrie bestimmt durch den Krümmungshalbmesser, d. i. durch den Halbmesser des Kreises, welcher die krumme Linie in einem bestimmten Punkte berührt. L.

Krünitz (Johann Georg), Dr. der Medicin zu Berlin, ward daselbst am 28. März 1728 geboren und studirte zu Göttingen und zu Frankfurt a. d. Oder. Nach vollendeten Studien ging er 1759 nach Berlin zurück, widmete sein ganzes Leben literarischen Geschäften und starb am 20sten Dec. 1796. Eine Menge nützlicher medicinischer, naturhistorischer, geographischer und anderer Werke, welche er aus verschiedenen Sprachen übersetzte, einige Arbeiten und Abhandlungen, Register zu mehrern Schriften u. s. w. sind die Früchte seiner unermüdet thätigen Betriebsamkeit. Sein Hauptwerk aber ist die ökonomisch-technologische Encyklopädie, welche er 1773 begann. Er kam mit diesem unförmlichen, riesenhaften Werke bis zum 73sten Bande, wo über den Artikel Leiche ihn der Tod übereilte. Krünitz hat in diesem sehr schätzbaren Werke mit guter Auswahl und der fleißigsten Benutzung der vorhandenen Quellen Alles geleistet, was man von einer solchen Arbeit erwarten kann; indessen sind in demselben die verschiedenartigsten Gegenstände mit unverhältnißmäßiger Weitläufigkeit ausgeführt. Nach Krünitz's Tode setzte Fr. Jac. Flörke die Encyklopädie fort, starb aber schon 1799. Seitdem besorgt dessen Bruder, H. G. Flörke, die Fortsetzung, und das Werk ist bereits auf 120 Bände (kostet über 400 Rthlr.) angewachsen; weßhalb man schon Auszüge für nöthig gehalten hat.

Krusenstern (A. J. Ritter von) Capitän der kaiserl. russischen Marine. Dieser Seemann, der neueste unter den berühmtesten Weltumseglern, hat der Wissenschaft, seinem Kaiser, dem russischen Reiche

und seinem eigenen Verdienste, in seiner Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, ein Denkmal gestiftet, daß seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird. Rußland hatte zwar schon vor Krusenstern Entdeckungsreisen wohl vorbereitet und glücklich ausgeführt. Zu Behrings Reise und zu Tschirikoffs dritter Reise dauerten die Zurüstungen 9, zu Billings Reise 10 Jahre. Außer diesen Männern nennt die russische Geschichte folgende denkwürdige Reisende: Spangenberg, Walton, Schelting, Chemiteffskoy, Synd, Krenitzin, Lewascheff, Laxmann, Sarytscheff. Aber Krusensterns Reise übertraf die Reisen seiner Vorgänger nicht bloß durch ihren Umfang, sondern auch durch den Erfolg. Vor ihm hatte sich die russische Schifffahrt im atlandischen Ocean nie bis zu den Wendekreisen erstreckt. Krusenstern fuhr vom 60. Grade N. B. bis zum 60 Grade S. B. der andern Hemisphäre; und auf dieser mehr als 3jährigen Reise starb ihm nicht ein Mann. Wie reich aber die Ausbeute in wissenschaftlicher Hinsicht war, beweisen 3 verschiedene, im Drucke erschienene Beschreibungen dieser Entdeckungsreise, welche Alexanders Regierung um so mehr verherrlicht, da Rußland unter ihr, von so vielen Seiten gedrängt, nur im Panzer und Helm erscheint. Der Kaiser kaufte nicht nur die beiden Schiffe für 17,000 Pf. Sterl. und wies zu ihrer Ausbesserung 5000 Pf. St. an; er versah sie nicht nur mit allem Nöthigen, z. B. mit den besten Instrumenten von Troughton, Arnold und Pennington; sondern er that Alles, um das wissenschaftliche Gelingen dieser Nationalunternehmung zu sichern und zu bestärken. Er ermunterte und belohnte die Seefahrer mit kaiserlicher Freigebigkeit. So wies Er Krusensterns Gattin die Einkünfte eines Guts an, welche sich auf 1500 Rubel jährlich beliefen, um ihren Mann, während der Abwesenheit, wie Er sich ausdrückte, über den Wohlstand seiner Familie zu beruhigen. Alle Offiziere am Bord beider Schiffe wurden um einen Rang befördert, und erhielten lebenslängliche Pensionen; die Gelehrten auf Lebenszeit jährlich 300 Dukaten. Aber der Ruhm der vollendeten Unternehmungen gebührt dem bescheidenen Krusenstern. Kein Seefahrer hat so viel Menschenfreundlichkeit, Sorgfalt, Aufopferung seiner eigenen Bequemlichkeit, mit einer umfassenden Kenntniß seines Faches vereinigt. Wenn irgendwo der Satz sich bewährt hat, daß den Talenten und Kenntnissen eines Mannes nur sein moralischer Charakter den wahren Werth erhielt, so zeigt es der Erfolg dieser Reise. Man kannte den Capitän von Krusenstern schon in der gelehrten Welt durch einen Aufsatz in Storchs Annalen, worin er die Schwierigkeiten des Handels über Ochotzk nach den Inseln und Küsten von Amerika zeigte, und bewies, daß dieser Handel nur dann erst, wenn Schiffe aus der Ostsee um das Cap Horn oder das Vorgebirge der guten Hoffnung herum nach der Nordwestküste von Amerika gingen, wichtig werden könnte. Allein, wenn Rußland unmittelbar an dem Handel mit China und Indien Theil nehmen sollte, mußte es der indischen Gewässer kundige Seeleute besitzen. Krusenstern hatte hierüber die nöthigen Erfahrungen eingesammelt, als er im Revolutionskriege von 1793 bis 1799 auf der englischen Flotte diente. Jetzt verschaffte ihm der russische Gesandte am englischen Hofe, Graf Woronzoff, Gelegenheit, auf einem brittischen Chinafahrer selbst nach Indien zu gehen. Er hielt sich in den Jahren 1798 und 1799 zu Canton auf, lernte daselbst die Vortheile kennen, die den russischen Besitzungen auf der amerikanischen Küste aus einem unmittelbaren Absatze ihres Rauchwerks erwachsen könnte. Der durchdachte Plan aber, welchen er nach

seiner Rückkunft dem Commerzminister, Herrn von Soimonoff, überreichte, daß nämlich nebst den 600 adeligen Seecadetten zugleich 100 Nichtadelige, aber bloß zum Kauffahrteidienste erzogen werden, ferner, daß Schiffbaumaterialien mit Handwerkern, Büchern und Instrumenten, oder kleine Schiffe aus den Häfen der Ostsee den russischen Kaufleuten auf den Aleuten und auf der Küste von Amerika zugeführt werden sollten, damit die Russen ihren Activhandel nicht mehr Ausländern überlassen dürften, sondern ihre Pelzwaaren unmittelbar in Canton absetzen und dadurch außer der Rückfahrt, auch tüchtige Seeleute für die kaiserl. Marine erhalten könnten, fand kein Gehör. Erst Alexander faßte, durch den Minister, Grafen Romanzoff und den Admiral Mordwinoff auf Krusensterns Vorschläge aufmerksam gemacht, denselben Plan auf, und übertrug dem wackern Seemanne, nach einer von dem damaligen Commerzminister, nachmaligen Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, entworffenen Instruction, die nähere Untersuchung der Nordwestküste von Amerika. Später verband man damit den Nebenzweck, die seit Laxmanns Reise nach Japan zerrissenen Handelsverbindungen in Nangasaky wieder anzuknüpfen. Krusenstern trat willig aus seiner unabhängigen und glücklichen häuslichen Lage heraus, um seinem Vaterlande zu dienen. Die Wahl des Personals beider Schiffe war ihm überlassen. Außer dem Astronomen Horner aus der Schweiz, den Naturforschern Tilesius aus Leipzig, Langsdorff und dem Arzte Labang, war kein Ausländer am Borde. Seinem Freunde, dem Capit. Lieut. Lisanskoy übergab er die Führung der Newa. Nachdem er mit der verständigsten Sorgfalt für den Zweck der Reise Alles vorbereitet hatte, verließ er den 5ten October 1803 die Rhede von Falmouth. Den 26sten Nov. wehete zum ersten Male die russische Flagge jenseits des Aequators; den 19. Aug. 1806 kam die Nadeshda zu Kronstadt an. Man muß über diese Reise selbst die verschiedenen Beschreibungen nachlesen. Das Hauptwerk ist: Reise um die Welt in d. J. 1803 bis 1806, auf Befehl Sr. Majestät Kaisers Alexanders I. auf den Schiffen Nadeshda (die Hoffnung) und Newa, unter dem Commando des Capitäns von der kaiserlichen Marine, A. J. v. Krusenstern. St. Petersburg. Auf Kosten des Verf. I. II. III. Thl. 4. 1810 — 1812. Die beiden ersten Theile enthalten die Erzählungen der Reise und kosten 15 Rthlr.; der dritte Theil dieses classischen Werks enthält naturhistorische und physikalisch-nautische Abhandlungen vom Hofrathe Tilesius, Dr. Carl Espenberg, Hofrath Horner und dem Capitäne Krusenstern. Ein Supplementband soll noch folgen. Der Atlas in 6 Heften enthält 16 Blätter über Japan und naturhistorische und ethnographische Abbildungen vom Hofrathe Tilesius. Eine zweite Auflage dieses Werks ist mit Bewilligung des Verfassers in Berlin bei Haude und Spener in 12. 1811—1812 erschienen, geschmückt mit dem Bildnisse des Verfassers und mit illuminirten und schwarzen Kupfern. Die beiden ersten Theile kosten 5 Thlr. Eine englische Uebersetzung der krusensternschen Reise von Goppner ist unvollständig und durch eine Menge Fehler entstellt. — Auch Capitän Urey Lisanskoy hat die auf der Newa gemachte Reise um die Welt in russischer Sprache beschrieben (St. Petersburg 1813, 2 Thle. 8.), wovon der Hofrath Dr. Pansner eine deutsche Uebersetzung liefert. Das dritte Hauptwerk über diese Reise hat der kaiserlich russische Hofrath G. H. v. Langsdorff unter dem Titel herausgegeben: Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807, in 2 Bänden, 4, mit Kupf. Frankfurt a. M.

bei Wilmans 1812, wovon jedoch nur der erste Band die krusensternsche Reise betrifft, da der Verfasser im Jahre 1805 die Expedition von Kamtschatka verließ, und seine Reise von den Aleuten und Amerika aus zu Lande durch Sibirien endigte. Auch dieses Werk ist ins Englische übersetzt. — Ueber den wissenschaftlichen Werth der krusensternschen Reise ist nur eine Stimme. Capitän Krusenstern entdeckte die Orlowsinseln; und durch ihn wurden die neuen Marquesas- oder Washingtonsinseln, besonders Nukahiwa, bekannter. Vorzüglich gewann die Geographie von Australien, die der japanischen Küste und der Inseln des chinesischen Meeres. Die östlich von Japan gelegene Insel aber, welche die Spanier 1610 entdeckt haben sollten, konnte Krusenstern so wenig finden, als vor ihm Vries und La Peyrouse. Eben so mißlang der Wunsch, die Handelsverbindungen mit Japan wieder anzuknüpfen. Der dahin bestimmte russische Gesandte, der Kammerherr von Resanoff, ward nicht angenommen. Was Krusensterns Reise aber vor allen ähnlichen auszeichnet, ist der Umstand, daß er seine ganze Mannschaft, die auf der Nadeshda aus 85 Personen bestand, nach einer mehr als 3jährigen, fast durch alle Zonen gemachten Seefahrt, gesund und vollzählig heimführte. Für den russischen Handel wird diese Reise erst in der Folge recht wichtig werden, wenn die vorgeschlagenen Verbesserungen in der Verwaltung der russischen Niederlassungen auf den Aleuten und auf der Nordwestküste von Amerika, auf deren Mißbräuche Krusenstern mit edler Wahrheitsliebe aufmerksam gemacht hat, ausgeführt sind. Dann steht auch dem russischen Seehandel mit China nichts mehr entgegen. Aber freilich müssen die russischen Soldaten, Jäger, Kaufleute und Befehlshaber in jenen Gegenden rechtlich und gebildet handeln lernen, sonst werden sie, von den Japanesen und Chinesen verabscheuet, keinen Zutritt in diesem Theile von Asien finden. Jene Barbaren haben bis jetzt die großen und guten Absichten ihres Kaisers vereitelt, und eine strenge Gerechtigkeit, die Krusenstern fodert, ist nöthig, um das Ansehn der Gesetze unter jenem öden Himmelsstriche zu gründen. Das neueste Beispiel, wie verhaßt sich die Russen im östlichen Asien gemacht haben, enthält der officielle Bericht des Capitäns, Ritters von Krusenstern, über des Capitäns Golownin Reise zur Untersuchung der kurilischen Inseln. So greift die krusensternsche Reise auf mehr als einer Seite in die Geschichte des russischen Reichs ein. Möge dieser edle, bescheidene, kenntnißvolle und erfahrne Seemann noch lange für sein Vaterland wirksam bleiben. Von seinen literarischen Arbeiten, welche vorzüglich die nautische Geographie bereichern, enthalten die A. Geograph. Ephemeriden mehrere Proben, unter denen wir den Aufsatz über Maldonado's vorgebliche Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt im J. 1588, und seine Mémoires sur une carte du détroit de la sonde et de la rade de Batavia anführen wollen. Sein neuestes Werk enthält: Wörtersammlungen aus den Sprachen einiger Völker des östlichen Asiens und der Nordküste von Amerika. Petersburg 1813. 68 S. in 4. K.

Kuff, das, **Kuffschiff**, die **Kufe**, eine in Niedersachsen gebräuchliche Art Schiffe, mit einem großen und kleinen Besanmaste, zuweilen auch mit Schwertern an den Seiten, versehen.

Kugel nennt man jeden regulären Körper, in dessen äußerer Fläche alle Punkte vom Mittelpunkte gleich weit entfernt sind. Ihr körperlicher Inhalt verhält sich zu dem eines Cylinders (s. d. Art.), genau wie 2 zu 3, hingegen zu einem mathematischen Kegel desselben

Maßes, wie 2 zu 1. Dieses Verhältniß hat zuerst Archimedes gefunden und dargelegt. Es zeigt, daß die Kugel in Rücksicht ihres Inhalts zwischen den beiden andern Körpern mitten inne steht; sie erhebt sich aber durch ihre Gestaltung als die vollkommenste über diese empor. Merkwürdig ist es, wie die Natur, von dem Eie des kleinsten Würmchens bis zu der Sonne, in deren Strahlen es sich wiegt, von dem kleinsten Tröpfchen des Thaues bis zum größten der Körper, die im Weltall rollen, ungeachtet der mannichfaltigsten Verschiedenheit ihrer Bildungen, nach dem Ideale der Kugelgestaltung strebt. Hiernach ist es kein Wunder, wenn viele weise Männer in den Zeiten des Alterthums, wo man sich das Uebersinnliche vermittelst der Gegenstände der Sinnenwelt vorstellte, selbst die Gottheit als Kugel dachten, da sich die vollkommensten Erzeugnisse der vegetabilischen und thierischen Natur nach ihrer Gestalt gleichsam als Muster bilden. Solche Bemerkungen drängen sich uns auf, wenn wir auf unserer Erdkugel, mit dem vollkommensten Werkzeuge unserer Sinne, dem Auge, das selbst eine Kugel ist, herumblicken. Globus, Erd- und Himmelskugel ꝛc. s. an seinem Orte.

Kugeldreieck heißt ein Dreieck, wenn es auf einer Kugel beschrieben ist, daher die Seiten desselben nicht gerade, sondern krumme Linien seyn müssen. Da unsere Erde auch eine Kugel ist, so müssen 3 Oerter auf derselben, die nicht in einer Richtung liegen, wie Dresden, Wien und Straßburg, die Spitzen eines solchen Kugeldreiecks seyn. **Kugelzirkel** ist ein solcher, welcher entsteht, wenn eine Kugel durchschnitten wird.

Kügelgen (Gerhard von), Historien- und Porträtmaler, Mitglied der Akademien von St. Petersburg, Berlin und Dresden, und **Carl von Kügelgen**, Landschaftmaler, Mitglied der Akademien von St. Petersburg und Berlin, Zwillingsbrüder, sind im J. 1772, den 6. Jan. zu Bacharach am Rhein geboren. Sie erhielten von ihren Aeltern (der Vater war churcölnischer Hofkammerrath) eine christlich fromme Erziehung. Beide zog schon in früher Jugend ein lebendiger Trieb zur Malerei hin; dieß und ihre seltene Aehnlichkeit im Aeußern, in welcher sich die Aeltern oft selbst irrten, erregten Aufsehn. Aber die Malerei galt in jener Gegend nur als ein vornehmes Handwerk, und die berühmtesten Meister dieser Kunst standen im Rufe eines etwas liederlichen Lebens. Kein Wunder also, daß der Vater der Zwillinge diese Kunst unter die losen zählte, welche dem Seelenheile seiner Söhne gar gefährlich werden könnte. Sie mußten daher ihrer Lieblingsneigung entsagen, und in einem matten Schulunterrichte sich zu einer wissenschaftlichen Bildung vorbereiten. So wurden sie, 14 Jahre alt, in das Jesuiten-Gymnasium zu Bonn gebracht. Zwei Jahre darauf starb ihr Vater. Jetzt gelang es dem ältern Zwilling **Gerhard**, von seiner Mutter die Erlaubniß zu erhalten, daß er sich der Kunst ganz widmen konnte. Ohne Unterricht, versuchte er sich eifrig im Figurenzeichnen und Malen. Der Anfang berechtigte zu größern Erwartungen, und der sehr geachtete Historienmaler Januarius Zick in Coblenz übernahm, gegen ein jährliches Lehrgeld, seinen Unterricht. Ein halbes Jahr darauf erklärte der Zwillingsbruder **Carl**, daß er unmöglich etwas Anderes als sein Bruder treiben könne. Da er schon in der frühesten Jugend Häuser und Bäume mit derselben Lust gezeichnet hatte, wie sein Bruder Gesichtsbildungen, so ward er in Frankfurt am Main dem berühmten Landschaftmaler Schütz übergeben. Nach einer Uebung von kaum zwei Jahren copirte Gerhard die

kleinen Bilder seines Meisters so treu und charakteristisch, daß man sie für Originale ansehen konnte; allein die etwas eigen gesinnte Mad. Zick glaubte, dieß schade dem Vortheile ihres Mannes, und es wurden zum Copiren keine Originale mehr verabfolgt. Damals lernten die Zwillinge auf einer Lustreise nach Mainz den Historien- und Porträtmaler Cesel aus Würzburg kennen. Dieser freundlich gesinnte Mann übernahm ihren weitern Unterricht unentgeldlich. Aber nach einem halben Jahre schrieb ihnen die Mutter, da der ältere Bruder Joseph auf der Universität Bonn erhalten werden müsse, so falle es ihr schwer, die Zwillinge in dem kostspilligen Studium der Malerkunst zu unterstützen; sie möchten daher selbst auf Mittel zu ihrem Fortkommen denken. Beide beschlossen, sich an den Churfürsten von Cöln, Maximilian, Erzherzog von Oesterreich, zu wenden. Gerhard malte zu diesem Entzwecke sein eigenes Bild in halber Figur mit einem Blatte in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinsel zu einer auf Wolken thronenden Minerva empor strebt, von einer Bettlerin in Lumpen aber, der Armuth, an einer Kette zurückgehalten wird. Carl malte die Gegend von Würzburg und die Stadt. Der Kammerpräsident Spiegel von Diesenberg, ein wohlwollender Mann, mit offenem Sinne für alles Gute und Schöne, welcher die Zwillinge wegen ihres Schulfleißes und ihrer guten Aufführung, als Vorsteher des Gymnasiums, in liebreichem Andenken hatte, bahnte ihnen den Weg zum Churfürsten. Dieser Fürst, ein jovialer Mann, unterhielt sich lange scherzhaft mit ihnen, und ließ ihnen noch denselben Abend die Zusicherung ertheilen, daß sie eine Reisepension von 200 Ducaten jährlich, drei Jahre lang in Rom beziehen sollten. — Den 4. Mai 1791 traten die Brüder ihre Wanderung nach Rom an; durch Deutschland größtentheils zu Fuße. Die reiche Schönheit der Natur in den Umgebungen Roms fesselte bald den Landschaftmaler so, daß ihm das Copiren nach andern Meistern nicht zweckmäßig schien. Den Historienmaler aber zogen die Idealgestalten der Antiken und das wundersam Rührende in Raphaels Gemälden so an, daß er ausschließlich nur dieses und jene nachzubilden bemüht war. Indem sich also keiner von den beiden Brüdern auf die Autorität eines Meisters, oder einer Schule und Akademie stützte, war ihr künstlerisches Streben frei, und in Jedem entfaltete sich das Eigenthümliche seines Genius. So ist in den landschaftlichen Darstellungen des jüngern Bruders die üppige, oft sogar etwas überreiche italienische Natur, wie in den historischen Bildern des ältern, jener nach den Antiken strebende Schönheitssinn mit gemüthvollem Affecte verbunden, nicht zu verkennen. Der französische Revolutionskrieg hemmte jedoch bald die Verbindung Roms mit den Rheinländern; und es konnte den Brüdern kein Geld überschickt werden. Gerhard reisete daher den 14. Febr. 1795 mit einem jungen Liefländer, der sein Freund war, von Rom zu Fuße nach München, um sich durch Porträtmalen Unterstützung zu verschaffen. Hier fand er bei seiner Ankunft Briefe von seinem Bruder aus Rom, der ihm meldete, daß er unterdessen die Bekanntschaft des Lord Bristol gemacht, welcher mehrere Bilder von ihnen gekauft und andere bestellt habe; auch war die Pension nebst andern Geldern angekommen. Doch wollte Gerhard bis zur Rückkehr seines Bruders aus Italien die Galerie in München zu seinem Studium benutzen. Hier sah er eines Morgens einen kleinen, schwarz gekleideten Mann, der ihn mit großer Verwunderung betrachtete. Es war Lord Bristol, der nicht wenig staunte, den jüngern Kügelgen, welchen er mit Aufträgen in Rom zurückgelassen hatte, hier

Digitized by Google

auf einmal wieder vor sich zu sehen. Wie nun den Engländern das Außerordentliche leicht anspricht, so verschaffte diese Ueberraschung dem ältern Zwilling sogleich die volle Zuneigung des kunstliebenden brittischen Sonderlings. Er kaufte mehrere seiner Bilder, wollte ihm Aufträge über Aufträge geben, und bot ihm eine Verlängerung der Reisepension von 100 Ducaten jährlich auf unbestimmte Zeit an. Voll Freude meldete der junge Künstler diesen Antrag seinem Freunde, mit dem er aus Italien nach Deutschland gewandert war, und der sich damals im Lausanne aufhielt. Allein derselbe kam ihm mit dem dringenden Wunsche entgegen, er solle mit ihm nach Riga reisen, wo er als Kind in seiner Aeltern Hause alles Liebe erfahren werde. Ja es lag dieser Plan dem jungen Liefländer so sehr am Herzen, daß er erklärte, er wolle nur mit seinem Freunde, oder nie, seiner Aeltern Haus wieder betreten. Der junge Künstler stand jetzt an einem dunklen Scheidewege. Dort riefen ihn sein Bruder und Italien, hier ein Freund in ein unbekanntes Land. Aber dieser Freund hatte im Augenblicke der Noth mit ihm sein Reisegeld brüderlich getheilt, und war, da er die lange, beschwerliche Reise mit der vollen Summe bequem im Wagen hätte machen können, dem Freunde zu Liebe mit ihm den ganzen Weg zu Fuße gegangen. Der Künstler entschloß sich daher, erst den Freund in seine Heimath zu begleiten, und dann sein Schicksal von der Zukunft zu erwarten. Da er während seines vierteljährigen Aufenthalts in München viele Miniaturporträts gemalt hatte, so fehlte es ihm nicht an Mitteln zu der weiten Reise. Im September 1795 kamen beide Freunde in Riga an, wo Kügelgen die erfreulichste Aufnahme fand. Unterdessen hatte sein Bruder Carl in Rom die Aufträge des Lord Bristol vollendet; da ihm aber die Revolutionszeiten den längern Aufenthalt in Italien verleideten, so folgte auch er der Einladung Gerhards nach Riga, bei dessen kunstsinnigen und edelfühlenden Bewohnern er ebenfalls eine liebevolle Aufnahme und viel Beschäftigung fand. Nach einem Aufenthalte von mehrern Jahren besuchten die Zwillinge, vor der Rückkehr in ihr, vom Revolutionskriege noch immer schwer bedrücktes Vaterland, 1799 auch St. Petersburg. Den Porträtmaler beschäftigten ehrenvolle und belohnende Aufträge vom dasigen Kaiserhofe, und der Landschaftmaler wurde vom Kaiser Paul, der ihm mehrere Bilder abkaufte, mit einem Gehalte von 3000 Rubeln angestellt. Nach wenigen Jahren sahen sie sich in der Lage, um die Hand von zwei Schwester anzuhalten, welche sie auf der Reise nach St. Petersburg in Reval kennen gelernt hatten. Da diese aus adeligem Geschlechte waren, so hielt man es für anständig, daß auch die Brüder den Adel ihrer Familie wieder herstellten, dem gemäß sie nun von ihrem erworbenen Vermögen leben konnten. Als hierauf Carl von Kügelgen im J. 1803 eine Reise nach der Krim machte, um in der Ansicht der dasigen schönen Natur seiner Kunst zu leben, besuchte Gerhard von Kügelgen die noch lebende Mutter in Coblenz, und ließ unter ihrem Schutze Frau und Kind, um bei den, aus aller Welt zusammengeraubten Kunstschätzen in dem pariser Museum zu verweilen. Bald nach seiner Rückkehr von Paris starb seine Mutter. Betrübt durch diesen Verlust verließ der Künstler sein, ihm durch das französische Leben fremd gewordenes Vaterland nicht ohne Wehmuth, und wählte zu seinem Aufenthalte Deutschlands Florenz, das kunstreiche Dresden. Hier lebt er mit seiner trefflichen Gattin und liebenswürdigen Familie seit dem Mai 1795. Die daselbst jedem gebildeten offen stehenden Kunstsammlungen gaben und geben ihm stets neue Veran-

lassung zur fernern Entwickelung seines Kunststrebens, von welchem er dem Publikum sowol in den öffentlichen Ausstellungen der Akademie, als in Privatausstellungen, willkommene und erfreuende Beweise gibt. Der Landschaftmaler lebt noch in Rußland und hat seinen Aufenthalt an der Wolga in den Umgebungen einer freundlich milden Natur gewählt. Ideale Formen, sinnvolle dichterische Composition, der weichste und innigste Ausdruck des innersten Lebens, künstlerische Darstellung, und ein schönes Colorit zeichnen im Allgemeinen die Werke Gerhards von Kügelgen aus. Es ist schwer, die besten darunter zu nennen. Seine Magdalena und sein Johannes möchten wol jedem Nachbildner unerreichbar seyn. — Die Werke seines Bruders Carl von Kügelgen sind größtentheils in dem Besitze des seitdem verstorbenen Lords Bristol, in Berlin, Riga, und in den Kunstsammlungen von Petersburg. Ein großer, noch nicht geendigter Atlas von Zeichnungen und Bildern, Ansichten aus der Krim enthaltend, ist noch in des Künstlers Besitze. K.

Kuh (Ephraim Moses) wurde 1731 zu Breslau von jüdischen Aeltern geboren, und zeigte schon frühzeitig ein ungemein starkes Gedächtniß, eine große Lebhaftigkeit des Geistes und immer rege Wißbegierde. In der Folge bestimmte ihn sein Vater, ein begüterter Kaufmann, für die jüdische Gelehrsamkeit und das theologische Studium des Mosaismus. Doch entsprach der Erfolg den Erwartungen des Vaters keineswegs; denn obgleich der junge Ephraim das Wissenschaftliche des Judenthums mit seltener Begierde erlernte; so war doch Niemand im Stande, ihm für die scholastische Dogmatik, für die sophistischen Hypothesen und für die erkünstelten Subtilitäten der jüdischen Theologie Geschmack beizubringen. Deßwegen wollte ihn der Vater darauf zum Kaufmann bilden, und ließ ihm Unterricht in der französischen, italienischen und englischen Sprache ertheilen. Durch die Erlernung dieser Sprachen gewann er Geschmack an der Lectüre und mit ihr Kenntniß der neuern Literatur und Poesie. Nach dem Tode seines Vaters ging er nach Berlin, wo er als erster Commis in die Handlung seines Onkels trat. Hier war es, wo er sich durch seine Talente die Bekanntschaft und Freundschaft Mendelssohn's, Ramler's, Lessing's und anderer berlinischer Gelehrten erwarb, durch deren Umgang sich sein poetisches Talent zu entwickeln begann. Da er, außer seinem bedeutenden Gehalte, ein ansehnliches Vermögen besaß, so hätte er zu Berlin in angenehmen Verhältnissen leben können; aber eine zu weit getriebene Gutherzigkeit, welche oft die Beute des listigen Betrügers wurde, verbunden mit einer an Verschwendung gränzenden Bücherliebhaberei, hatten in wenigen Jahren sowol sein Vermögen, als seinen übrigen Erwerb, fast gänzlich erschöpft. Er verließ Berlin, durchreisete Holland, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutschland, und gerieth am Ende in eine so hülflose Lage, daß ihm seine Familie ein Capital zu seinem Unterhalte aussetzen mußte. Diese Umstände veranlaßten bei ihm eine gewisse Schwermuth, die nach und nach in wirklichen Wahnsinn ausartete, von dem er nur durch die rastlose Thätigkeit eines geschickten Arztes gerettet werden konnte. In den lichten Zwischenräumen jenes Zustandes war es gerade, wo seine besten Gedichte ihre Entstehung erhielten. Nach seiner Wiederherstellung ward er 1785 durch einen Schlagfluß gelähmt und sogar der Sprache beraubt, worauf er am 5ten April 1790 starb. Seine Gedichte erschienen nach seinem Tode unter dem Titel: Hinterlassene Gedichte von Ephraim Moses Kuh. 2 Thle. Zürich, 1792.

Kuhblattern, Kuhpocken, Schutzblattern, eine bei den Kühen vorkommende Krankheit, bei welcher sie Blattern an dem Euter bekommen. Man unterscheidet bis jetzt die Windblattern, weißen, gelben, schwarzen und blauen Kuhblattern. Die letztere Art derselben kommen zuweilen bei frischmelkenden Kühen, besonders im Holsteinschen, in England epizootisch vor, und sind durch ihre Eigenschaft, sich bei den Menschen durch örtliche Ansteckung fortzupflanzen, und diejenigen, welche dergleichen Blattern gehabt haben, vor der Ansteckung der Menschenblattern zu sichern, besonders merkwürdig geworden. Das Weitere hierüber enthalten die Artikel Inoculation, Impfen, Jenner. H.

Kuhlichan (Tahmasp) auch Schah Nadir genannt, geboren im Jahre 1687, einer der größten und ausgezeichnetsten Männer, aber auch der abscheulichsten Monarchen, welche die Geschichte alter und neuerer Zeiten aufzuweisen hat. Er hieß eigentlich Nadir und war anfänglich persischer Feldherr, verließ aber bald den Militärdienst, und wurde Anführer einer gefürchteten Räuberbande. Der König von Persien, Tahmasp, ließ ihm gänzliche Verzeihung angedeihen, und erhob ihn wegen seiner großen militärischen Talente nach und nach zum obersten Feldherrn aller persischen Truppen. Bald aber empfand er die Folgen dieses unvorsichtigen Schritts. Denn Nadir, der sich nun auf seinen Befehl selbst Tahmasp Kuli (Sclav des Tahmasp) mit dem Zusatze Chan (des größten Ehrentitels, den ihm der König geben konnte) nannte, und das ganze Heer für sich gewonnen hatte, entthronte seinen Wohlthäter, als dieser ohne ihn mit den Türken Frieden geschlossen hatte, bemächtigte sich hierauf im Namen des jungen Prinzen, der noch in der Wiege lag, als dessen Vormund, der Regentschaft, und ward im J. 1735, nach einem blutigen Siege über die Türken, und nachdem sein Mündel gestorben war, zum Könige von Persien erwählt. Seit dieser Zeit ward er Schah Nadir genannt. Seine Waffen waren überall siegreich; allein er vergoß zahlreiche Ströme Bluts, ließ einen Haufen Ueberwundener hinrichten und ihre Länder in Einöden verwandeln. Ja er wüthete selbst gegen seine eigene Unterthanen mit der empörendsten Grausamkeit. Seine Soldaten waren durch die vielen Kriege und dabei verübten Plünderungen ausnehmend bereichert worden, und ihm daher so ergeben, daß es Niemand wagen durfte, dem blutdürstigen Tyrannen die Spitze zu bieten. Selbst der Haß der Geistlichen, welchen er viele Einkünfte entzogen hatte, vermochte nichts gegen ihn, und alle Pläne, ihn vom Throne zu stoßen, wurden schon in ihrer Entstehung vereitelt. Sein größter, aber auch abscheulichster Feldzug war derjenige, welchen er im J. 1739 gegen den Großmogul von Hindostan unternahm. Schah Nadir wußte sich theils durch seine überall siegreichen Waffen, theils durch Verrätherei den Besitz aller Länder desselben zu verschaffen, plünderte und brandschatzte, ließ die Hauptstadt Delhi einäschern und über zweihunderttausend Einwohner niederhauen, wobei er noch die Bosheit beging, sich selbst für eine von Gott gesandte Strafe der Völker zu erklären. Doch endlich hatte die Stunde geschlagen, die seinen Lasterthaten ein Ziel setzen sollte. Es ward eine Verschwörung gegen ihn gestiftet, an deren Spitze sein Neffe und noch ein anderer Statthalter standen. Als die Verbündeten auf ihn eindrangen, flehte er um Gnade; allein man rief ihm zu, daß derjenige, welcher niemals in seinem Leben Gnade ertheilt, auch keine zu empfangen werth sey. Und

so hauchte dieser Wütherich unter den Streichen der Mörder im Jahre 1747 seine boshafte Seele aus.

Kunkellehn (von Kunkel, die Spindel, oder auch das Spinnrad) heißt dasjenige Lehn, welches entweder Weibern verliehen ist, oder auf Weiber forterben kann. Reines Kunkellehn, welches nur auf Weiber forterbt, gibt es nicht: denn sobald männliche Erben da sind, fällt das Lehn auf diese. In demselben Sinne heißt Kunkeladel ein solcher Adel, der, bei einem unadligen Vater, von der Mutter herstammt.

Kunst. I. Im weitesten Sinne. Alle Kunst ist etwas Practisches, d. h. auf freien Kraftäußerungen vernünftig-sinnlicher Wesen in der Sinnenwelt Beruhendes; denn sie ist (subjectiv) die Geschicklichkeit oder Fertigkeit vernünftig-sinnlicher Wesen, gewisse, nach freien Zwecken bestimmte, regelmäßige Wirkungen hervorzubringen; oder (objectiv) das ganze Gebiet der äußern Wirkungen und selbstständigen Erzeugnisse dieser freien Thätigkeit in der Sinnenwelt. Die Aeußerungen aber, und mithin diese Wirksamkeit selbst, sind um so vollkommener, je mehr durch sie etwas für sich Bestehendes, d. i. ein selbstständiges, zu jenen Zwecken in allen seinen Theilen übereinstimmendes Werk hervorgebracht wird, welches wir in so fern Werk der Kunst im eigentlichen Sinne des Worts, oder Kunstwerk nennen; unterschieden von Kunststück, welches seinem innern Werthe nach von weniger Bedeutung ist, und gewöhnlich nur den Zweck hat, eine überraschende Fertigkeit im Hervorbringen flüchtiger und vorübergehender Wirkungen, durch kluge Uebung erworben, oder nur auf Sinnenschein und Täuschung gegründet (Blendwerk), an den Tag zu legen. Durch jene Bestimmung ist nun die Kunst von der Natur und ihren Erzeugnissen (Naturproducten) unterschieden, welche wir nur uneigentlich, und durch gewisse auffallende Aehnlichkeiten an den äußern Erscheinungen geleitet, Künstlerin und künstlich nennen (s. d. Art. Kunsttriebe): denn die Natur wirkt, ob sie gleich wie die Kunst hervorbringt, nach nothwendigen Gesetzen bewußtlos ihre Erscheinungen. Von der andern Seite ist jedoch die Kunst durch die Natur begründet, und durch sie allein möglich gemacht. Sie setzt einen Stoff voraus, den sie gestaltet, und der sich auf die Erscheinungen der Natur unmittelbar oder mittelbar bezieht. Der Mensch kann nämlich, wie schöpferisch auch seine Einbildung wirke, dennoch keinen Stoff im eigentlichen Sinne erschaffen. Seine Schöpfung bezieht sich also auf Formgebung; die höchste ist eine originelle Combination. Er empfängt den Stoff, in welchem er bildet, von der Natur und Geschichte; und dieser Stoff muß eben sowol der Bildung zu vernünftigen Zwecken fähig, als der Mensch für die Auffassung, Wahrnehmung und Bearbeitung desselben empfänglich gedacht werden. In Hinsicht auf dessen Kunstfähigkeit insbesondere ist die Kunst schon dadurch von der Natur abhängig, daß der Mensch zugleich Naturwesen ist, und die Natur in ihm die höchste, uns bekannte Stufe der Vollkommenheit und Bildung erreicht hat. Vermittelst letzterer faßt er die Natur auf, lernt ihre Gesetze kennen, und auf dieselbe zur Erreichung seiner Zwecke gesetzmäßig einwirken. Die Gesetze, nach welchen er Werke der Kunst hervorbringt, sind daher zugleich Naturgesetze, d. h. in seiner Anschauung der Natur gegründet; aber er verfolgt sie mit Bewußtseyn und Willkür. Von der Wissenschaft aber ist die Kunst hauptsächlich dadurch verschieden, daß jene Erkenntniß der Natur und des Zusammenhanges der Dinge ist, und als höchste Wissen-

schaft (Wissenschaft schlechthin, oder Philosophie) die nothwendigen Gesetze des Denkens und Seyns aufsucht, und über die Erscheinung hinausgehend, den Grund der Erscheinungen und ihren Zusammenhang zu erforschen strebt. Die Wissenschaft also beruht auf dem Wissen, oder besteht in dessen Ausbildung, und ist mithin auf die theoretische Thätigkeit des Geistes gegründet. Die Kunst aber hat es zu thun mit Etwas, das weder selbst ein Wissen ist, noch bloß oder unmittelbar durch das Wissen um einen Gegenstand, ohne äußere Fertigkeit und Kraftübung, hervorgebracht werden kann, obgleich es auch nicht ohne alles Bewußtseyn und ohne Anwendung des Verstandes hervorzubringen möglich ist. Darum war es falsch, wenn man sonst einige schöne Künste, z. B. die Poesie, weil sie die geistigste ist, und sich, wie die Wissenschaft, zu ihrem Darstellungsmittel der Sprache bedient, schöne Wissenschaften nannte. Dadurch aber sind Wissenschaft und Kunst wiederum verbunden, daß letztere, wie eben angedeutet wurde, eine Art der Erkenntniß überhaupt (Wissenschaft im weitesten Sinne) bei aller Kunstübung voraussetzt, daß ferner auch die Wissenschaft, als Product und Resultat der ausgebildeten Erkenntniß gedacht, eine gewisse Fertigkeit oder Geschicklichkeit (Kunst im weitern Sinne), den Zusammenhang der Gedanken nach Ideen zu leiten und zweckmäßig anzuordnen, erfodert, daß endlich auch die Wissenschaft, in sofern sie sich in selbstständigen, und von dem Innern, worin sie erzeugt worden, sich absondernden Werken darzustellen und mitzutheilen strebt, in diesen Darstellungen Kunst ist, wenn gleich diese Kunstform nicht die Form der schönen Kunst ist, der sie sich jedoch in verschiedenen Gattungen wissenschaftlicher Darstellung mehr oder weniger annähern darf. Denn die Kunst äußert sich vorzüglich als die vom Geiste ausgehende Fertigkeit, in irgend einem Gebiete etwas Selbstständiges hervorzubringen, oder für Andere darzustellen. Wiederum wird auch die Kunst durch Wissenschaft erkannt und in ihren Werken beurtheilt. Daher die Kunstphilosophie und alle Theorie der Künste. Wir sprechen daher das Verhältniß der Kunst zur Wissenschaft in der Kürze also aus: Die Kunst ist, ihrem Wesen nach, Darstellung, sie will etwas Inneres zur Erscheinung bringen, und nicht das Wissen ist bei ihr die Hauptsache, sondern das äußerlich Hervorgebrachte; die Wissenschaft weilt im Kreise des Allgemeinen, der Gesetze und des Zusammenhanges der Dinge, bei ihr ist also die Darstellung nicht die Hauptsache, sondern das Bewußtwerden geistiger Wahrheiten durch Begriffe und deren Verbindungen. Wollen wir aber das Wesen der Kunst genauer betrachten, so müssen wir auf das Bedürfniß zurückgehen, welches den Menschen überhaupt antreibt, durch Bearbeitung des von der Natur empfangenen Stoffs und Umbildung vorhandener Formen, Veränderungen in der Erscheinungswelt hervorzubringen, und die Natur zu seinen Zwecken zu behandeln. Das Bedürfniß, welches ihn hierzu treibt, ist die Wahrnehmung oder das Gefühl, daß die einzelnen Umgebungen und Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens, mit den ihm eigenthümlichen, oder mit andern gemeinschaftlichen Zwecken, nicht immer übereinstimmen. In wiefern er nun theils den Drang, zu wirken, lebhaft in sich fühlt, theils die Natur nach ihren Gesetzen erkannt, und mithin auf sie gesetzlich zu wirken, sie zu bilden und behandeln gelernt hat: in sofern sucht er auch den selbstthätig vorgesetzten, oder ihm gegebenen Zweck, und die vorhandenen Mittel zur Erreichung desselben vergleichend, das noch Mangelnde durch Combination zu ergänzen, und erzeugt dadurch in

sich die Vorstellung von etwas Aeußerem, das als Mittel, die Foderung des Gedankens und seiner innern Welt überhaupt, mit den äußern und vorhandenen Erscheinungen zu verbinden, eintreten soll: er erfindet und dichtet. Herrschaft des Geistes über die Natur ist somit aller Kunst Wesen und Kennzeichen, und aller Kunstbestrebungen letzter Zweck und Erfolg beruht darauf, daß mit dem wachsenden geistigen Bedürfnisse des Menschen, die Natur und seine Umgebungen zu seinen idealen Foderungen immer mehr erhoben werden. II. Künste. Freie Künste. Durch ihre nächsten Zwecke, und durch das nächste Bedürfniß, worauf sich die Werke der Kunst gründen, so wie durch die herrschenden Kräfte, welche bei ihrer Hervorbringung wirksam sind, und die Art, wie sie dabei in Wirksamkeit gesetzt werden, unterscheidet man Gebiete oder Classen der Kunst, oder Künste. Jene Zwecke sind aber nämlich, in Beziehung auf die Idee der Humanität, niedere oder relative, d. h. sie finden nur in Beziehung auf die höchsten Statt, und sind ihnen in Hinsicht auf die Bestimmung des Menschen näher oder entfernter untergeordnet (solche sind z. B. Vergnügen, Nutzen), oder höhere und absolute und somit sind auch die Bedürfnisse niedere oder höhere; äußere, welche sich auf den Körper und die Sinnlichkeit beziehen, oder innere, aus dem Gemüthe selbst hervorgehende. Einige setzen ferner mehr die Kräfte des Körpers, andere mehr die geistigen Kräfte, und zwar einseitig (z. B. den Sinn, den Verstand ꝛc.), oder allseitig in Bewegung. Endlich, die Wirsamkeit dieser Kräfte ist mehr mechanisch und mit Anstrengungen verbunden (Arbeit), oder freie, leicht von Statten gehende Thätigkeit, die in ihrer Aeußerung ihren eigenen Genuß findet, und sich selbst zur Vollendung ihrer Werke anreizt (Spiel); und hiernach sind die Künste gebundene (mechanische), oder freie Künste. Beiläufig muß hier bemerkt werden, daß man freie Künste (artes ingenuae, liberales, bonae) diejenigen Kenntnisse und Fertigkeiten nannte, welche bei den alten zu dem Unterrichte der Freigebornen gehörten, und die man eines freien Mannes würdig achtete, entgegengesetzt den Beschäftigungen der Sclaven (artes serviles), worunter man größtentheils mechanische Arbeiten verstand. Man nahm dabei den Ausdruck Kunst nicht so streng, und rechnete daher auch Wissenschaften hinzu. Gewöhnlich redet man von sieben freien Künsten, nämlich Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, nach dem bekannten alten Gedenkverse:

Gram loquitur, *Dia* verba docet, *Rhe* verba ministrat,
Mus canit, *Ar* numerat, *Ge* ponderat, *As* colit astra.

Diese Gegenstände machten den allgemeinen Lehrcursus in der Erziehung der Alten aus. In spätern Zeiten wurden freie Künste auch die unzünftigen Gewerbe genannt, und den zunftmäßigen entgegengesetzt. Die freien Künste in unserm Sinne nun, selbst die, welche auf edleren Bedürfnissen beruhen, haben entweder einen außer ihren Werken liegenden Zweck, zu welchem sie Verstand oder Willen hinleiten wollen, und zu dessen Erreichung also diese nur Mittel sind, weßhalb sie auch nicht rein für sich selbst gefallen — (sie können daher relative Künste genannt werden, und zu ihnen gehört z. B. selbst die Redekunst); oder sie sind solche, deren Werke nur die Erscheinungen des begeisterten Gemüths darstellen, und als solche Darstellungen durch sich selbst gefallen. Ihnen liegt das höhere Bedürfniß und der Wunsch zum Grunde, die Momente innerer Anschauungsfülle, die

Ideale der Phantasie, so wie die Momente der vollkommensten, idealsten Wirklichkeit gleichsam für Ewigkeit festzuhalten, und in selbstständigen, in sich abgeschlossenen, der Anschauung durch sich selbst würdigen Formen auszuprägen. Diese Künste werden wir daher absolute Künste, oder vorzugsweise Künste, und ihre Werke Kunstwerke nennen. Denn die Darstellung, welche der Kunst Kennzeichen ist, wird hier auf das Höchste gebracht, zu etwas Absolutem erhoben, indem in der Darstellung selbst das Ideale auf eigenthümliche Weise und in allen ihren Theilen zur vollkommensten Anschauung gebracht wird, oder zur Erscheinung kommen soll. Dieses geschieht dadurch, daß die Idee sich mit der dargestellten Form unzertrennlich verbindet, so daß diese gleichsam um ihrer selbst willen da ist. Nun aber besteht die Schönheit, welche nebst der Wahrheit und Güte zu den höchsten Ideen der Menschheit gehört, in der Uebereinstimmung des Sinnlichen und Individuellen mit dem Idealen, als dessen vollendete Form es erscheint, oder kürzer, in der Vollkommenheit der Erscheinung. Die absoluten Künste sind also keine andere, als die sogenannten schönen Künste; und darum werden diese eben vorzugsweise Künste, ihr Inbegriff Kunst schlechthin, so wie ihre Werke Kunstwerke genannt. In ihnen herrscht die Schönheit, die durch sich selbst gefällt, ohne fremde Beziehung, und ihren Zweck in sich selbst trägt; dahingegen die Werke der relativen und niedern Kunst dem Nutzen und der Brauchbarkeit huldigen, auch nicht einzeln und für sich, sondern nur in ihrer Gesammtheit, und auf ihren höchsten Gipfel erhoben, auf Schönheit, als letzten Zweck aller Hervorbringungen, hinzielen, indem nämlich das Nützliche und Zweckmäßige mit der fortschreitenden Bildung der Menschen immer mehr sich mit dem Gefälligen und durch seine Form Bedeutsamen vereint, ja mit dem allmälig verminderten Widerstande des äußern Stoffs, das Arbeiten und Bilden des Menschen in demselben überall leichter, freier und geistiger wird. III. Schöne Kunst, oder Kunst vorzugsweise; Kunstwerk; dessen Erfodernisse; Künstler. Die Kunst, von welcher wir hier sprechen, ist also die freie Darstellung des Schönen in selbstständigen, anschaulichen Werken, und das Kunstwerk eine einzelne Darstellung, (ein Werk) dieser Art. Man hat oft die Kunst Nachahmung der Natur genannt; in wiefern wir aber unter Natur, wie dieser Ausdruck am gewöhnlichsten genommen wird, nur die uns umgebenden Dinge, oder die Erscheinungen und Veränderungen der Natur verstehen, in sofern steht die Kunst, als Eigenthum des freien Wesens, höher als diese, und die Schönheit ist dem Kunstwerke, das nach Ideen erzeugt wir, wesentlich und nothwendig, d. h. sie gehört zu seinem Begriffe, und ohne Belebung durch Schönheit kann von keinem wahren Kunstwerke die Rede seyn; den einzelnen Naturerscheinungen, welche aus dem Individuellen bewußtlos entstehen, ist hingegen die Schönheit nur zufällig. Der Mensch, als höheres Naturwesen, vermag daher Werke hervorzubringen, die ihrer Bedeutung nach die einzelne Naturerscheinung weit übertreffen. Die Kunst kann also auch in diesem Sinne nicht Nachahmerin der Natur seyn. Aber in einem höhern Sinne ist die Natur selbst, oder die Welt, die höchste lebendige Schönheit; indem sie als allumfassende Mannichfaltigkeit sinnlicher Erscheinungen in Wechselwirkung mit dem Geiste, der sich in ihr vollkommen offenbart, auch das vollkommenste Ganze bildet, in welchem die höchste Mannichfaltigkeit und Einheit, die höchste Ruhe und Bewegung sich verbinden, und alle streitenden Gegensätze

vereinen. In diesem Geiste gedacht, und als die nimmer ruhende, bei keiner Bildung stehen bleibende, bildende Kraft, als rastlose Erzeugerin der unendlichen Fülle endlicher Producte und Gestalten, schwebt sie als Vorbild über dem menschlichen Kunstwerke, und nach ihrer Idee werden die einzelnen äußeren Erscheinungen von uns beurtheilt. Der vermöge jener Fähigkeit, von der äußern Welt allseitig berührt zu werden, welche an ein besonderes System fein gebildeter Organe geknüpft ist, und indem sich im Menschen die Elemente der ganzen uns sichtbaren Welt so innig vereinen, daß die beseelte Menschengestalt uns selbst als das vollkommenste Sinnbild der Welt (als eine Welt im Kleinen) erscheint, spiegelt sich im Geiste gleichsam die Natur: und wie der Mensch sich als das Ebenbild der Gottheit erkennt, so ist auch das anschauliche Werk, was in diesem Geiste empfangen wird, Nachschöpfung, oder ein Sinnbild der lebendigen Welt, abgeschlossen und selbstständig wie sie, und die mannichfaltigen Gestalten und Wirkungen der Natur erhalten einen höheren Glanz, wenn sie in geistiger Beziehung, wie Strahlen in einem Spiegel, aufgefaßt, und in einem idealen Bilde zurückgeworfen werden. Auch vermag der Mensch den Sinn und die Idee der Naturerscheinungen aufzufassen, und die Veränderungen der Natur selbst auf demjenigen Punkte zu ergreifen, wo sie am meisten der Idee sich nähern. Und in *diesem* Sinne kann man von Nachahmung der *Natur*, — nicht ihrer einzelnen sinnlichen Erscheinungen, — reden, da ohnehin nicht letztere *allein*, sondern auch das innere Leben der Menschheit und dessen Einwirkung auf die äußere Umgebung, sofern es sich der Einbildungskraft anschaulich vorstellbar, als abgeschlossenes Bild in mannichfaltigen Charakteren, Gruppen, Thaten und Schicksalen der Menschen, überschauen läßt, mithin als Geschichte, zu einem Gegenstande der Kunst erhoben wird. Die freie Darstellung des Schönen, wie wir die Kunst nannten, ist aber zugleich Darstellung des Lebens; denn das Schöne ist etwas Lebendiges, und darstellen läßt sich nur etwas Inneres, was zum Leben gehört, oder das Leben ausmacht. Das Kunstwerk soll aber vollendete Darstellung seyn, mithin das vollendete Leben, oder die Erscheinungen, Aeußerungen und Regungen eines genialen Gemüths, (d. i. eines solchen, in dem die höchsten Kräfte, vorzüglich aber Vernunft, Phantasie und Gefühl in einem natürlichen Gleichgewichte stehen, und das von einem höheren Geiste, dem Geiste der Welt, gleichsam bewegt wird,) mithin zugleich die Idee des menschlichen Lebens in seinen verschiedenen Gestalten und Aeußerungen in einem organischen Bilde zur äußern Anschauung bringen. Das Kunstwerk ist also gleichsam das Zeichen, durch welches dieses innere Leben festgehalten werden soll, und das Product eines lebendigen Dranges; mithin zwar nicht das (innere oder äußere) *Leben selbst* (dadurch steht es auch in gewisser Hinsicht hinter der Naturerscheinung zurück), sondern nur *Schein*, oder die vollkommenste Erscheinung *desselben* (wodurch es sich über die Naturerscheinung erhebt). Aber der Künstler muß das Leben in sich tragen, und es darzustellen wissen als den eigentlichen Gegenstand des Kunstwerks: und so wird er auch das Schöne darstellen. Ferner ist das Kunstwerk ein endliches und individuelles Werk, die Schönheit *Idee*; die nähere Bestimmung ist also: 1) die Schönheit ist das Gesetz des Kunstwerks, die Beziehung auf dieselbe dem Kunstwerke wesentlich; aber 2) das Kunstwerk, als einzelnes Werk, umfaßt nicht die Schönheit, schließt nicht die höchste Schönheit ein (denn diese ist unendlich Aufgabe *alles* Kunstwerks, und wird nur durch die ganze Kunst, d. i. durch das

unendliche Ganze aller Kunstwerke aller Zeiten und Völker fortschreitend realisirt), sondern es stellt nur 3) das Schöne dar, d. h. die Schönheit an einem einzelnen, individuellen Gegenstande, oder das Ideale (das Leben) in individueller Gestalt. In letzterer Beziehung nehmen die Kunstwerke, wie die Naturerscheinungen, nach der Verschiedenheit der Ideen, die in den Dingen waltet, bald mehr den Charakter des Erhabenen (gleichsam des männlichen Schönen; s. d. Art. Erhaben), bald mehr den Charakter des Reizenden, der Anmuth, der Grazie (oder des weiblich Schönen), und alle andere Modificationen (z. B. des Ernstes und Scherzes) an, deren das innere Leben und seine Aeußerung, wie überhaupt die Schönheit fähig ist (s. d. Art. Schönheit). In ersterer Beziehung, oder in sofern die Schönheit Gesetz und Aufgabe der Kunst ist, muß jedes Kunstwerk ideal (von einer Idee belebt), individuell (diese Idee in eigenthümlichen, mannichfaltigen Zügen ausdrückend — in Beziehung auf gewisse darzustellende Gegenstände auch charakteristisch genannt) und beides in inniger Durchdringung (mithin harmonisch überhaupt, gegliedert in seinen einzelnen Theilen, und abgeschlossen wie eine eigene Welt, oder organisch); in Beziehung auf den Künstler und seine innere Anschauung, welche als rein menschliche Anschauung zur äußern Erscheinung gebracht werden soll, objectiv (keine zufällige, mit der rein menschlichen Anschauung nicht bestehende Subjectivität des Darstellenden verrathend, sondern gegenständlich und selbstständig) frei und originell (aus dem Innern selbstthätig, ohne sichtbare Mühe, nicht aus Nachahmung, oder bloßer Reflexion, sondern aus einem eigenthümlichen Drange des genialen Menschen entsprungen), endlich in Beziehung auf den regelmäßigen Gebrauch der Darstellungsmittel auch correct (s. d. Art. Correctheit) seyn. Denn die Schönheit, als Vollkommenheit der Erscheinung, ist ja in sich selbst die höchste, vollkommenste Harmonie des Idealen und Individuellen in der Erscheinung, die Offenbarung des Göttlichen in sinnlich vollendeter Hülle; in welcher Ansicht die eben angegebenen Erfodernisse des Kunstwerks, d. i. Idealität, Individualität, Organismus, Objectivität, Originalität, Correctheit u. s. w. eingeschlossen sind, und das Gesetz der Kunst: Idee und Form, sollen in dem Kunstwerke unzertrennlich eins seyn, ausgesprochen ist. Was wir von dem Kunstwerke, der Idee der Kunst gemäß, fodern, dazu muß der Künstler die Fähigkeit in sich tragen. Das Leben soll er darstellen, was sich im Gleichgewichte des Geistigen und Sinnlichen als vollendet zeigt. Die höchsten geistigen Lebensthätigkeiten also, vornehmlich die, durch welche wir der Ideen und ihrer Darstellung in anschaulichen Sinnbildern des Lebens fähig sind (Vernunft und Phantasie), müssen mit hoher Energie in unzertrennlicher Verbindung also wirksam seyn, daß das innere Leben, als rein menschliches, leicht seinen entsprechenden Ausdruck, die Idee ihre harmonisch ausgebildete Form und Hülle finde, und in dieser Wirksamkeit das innerste Gefühl sein Ideal belebe. Eine solche Beschaffenheit des Gemüths, deren herrschendes Organ (weil hier von Darstellung, als dem Wesentlichen der schönen Kunst, die Rede ist) die von dem Gefühle des Unendlichen angeregte Phantasie seyn muß; eine solche glückliche Harmonie der höchsten Kräfte des Gemüths ist nicht Sache der Freiheit allein, nicht des Fleißes und der Anstrengung, nicht durch Klarheit des Wissens erreichbar; jene Originalität des Kunstwerks setzt vielmehr eine Originalität des Künstlers, und zwar die Originalität der Schöpfungskraft, mit einem Worte die Genialität voraus,

welche als Anlage angeboren, durch Freiheit nur entwickelt und ausgebildet wird (s. Genie). Ja das wahre Kunstwerk wird nur durch Genialität hervorgebracht, daher man das Kunstgenie auch vorzugsweise Genie genannt hat. In der Wirklichkeit gibt es aber unendliche Verschiedenheiten der Genialität und Grade der Künstlerkraft, deren niedere wir mit dem Namen der einzelnen Kunsttalente belegen, die sich bald auf das Innere des Kunstwerks, bald mehr auf das Aeußere beziehen, und dann technische Fertigkeiten genannt werden, die sich mit dem Genie leicht verbinden. Denn wir unterscheiden beim Bilden des Werks selbst wiederum den Entwurf von seiner Ausführung, und von der Darstellung im engsten Sinne (s. Darstellung). Wie nun dem Künstler, kraft der in ihm herrschenden idealen Phantasie, eine begeisterte Weltanschauung eigen ist, welche ihm die Dinge von ihrer bedeutsamsten Seite zeigt, und durch welche er den Naturgeist ergreift, den Sinn des Menschenlebens deutet, und eine neu entdeckte Welt aus seinem Innern hervorgehen läßt: so ist auch die Stimmung selbst, in welcher das vollendete Werk der Kunst entspringt, immer eine begeisterte — Begeisterung (s. d. Art. Begeisterung). In dieser Begeisterung offenbart sich uns die höhere ausgezeichnete, gleichsam von der Gottheit angeregte Natur des Künstlers dadurch, daß er mit einer fast instinktmäßigen Nothwendigkeit, bei welcher die Rücksichten auf das Aeußere, auf seine Persönlichkeit und alle einseitige Reflexion ganz verschwinden, obgleich auch nicht ohne höhere Besonnenheit, und ungetheilte Aufmerksamkeit auf das ihm vorschwebende Ideal, etwas hervorbringt, was sich nach seiner innern Bedeutung dem einzelnen Naturproducte keck entgegenstellt, weil es ein unmittelbares Abbild der Idee ist, die in dem Gemüthe waltet. Und in dieser seltenen Zusammenstimmung und Harmonie einer bewußten und bewußtlosen Thätigkeit im Künstler, in jener Sicherheit und Nothwendigkeit, mit welcher der Künstler das Gesetz lebendig übt, ohne an dasselbe zu denken, das Ideale darstellt, ohne sich der Idee abgesondert von der Gestalt bewußt zu seyn: hierin liegt eben das Wunderbare und Räthselhafte des Genius. Nicht minder auch in dessen geheimer und tiefer Entwickelung, so wie in seiner schnellen Aeußerung. Die Genialität des Künstlers begreift aber auch eine glückliche äußere Organisation, namentlich in Beziehung auf diejenigen Sinne, durch welche wir die vollendeten Formen der Erscheinungswelt auffassen und darstellen (Schönheitssinne), auf deren Gegenstände sich die Phantasie bezieht, und von welchen sie gleichsam die Elemente ihrer Darstellung empfängt. Nächstdem bedarf der Künstler auch gewisser erworbener, wenn auch durch seine Natur ihm erleichterter technischer Fertigkeiten, der Uebung in der Welt- und Lebensanschauung, und im Gebrauche besonderer Darstellungsmittel (denn jede Kunst hat als Darstellung ihrer besonderen technischen Grundlagen, und folgt den durch die Natur bestimmten Gesetzen, nach welchen ein besonderer Stoff bearbeitet wird), und dieses ist das eigentliche Erlernbare in der Kunst. Dieser erwerblichen Fertigkeiten und Kenntnisse bemächtigt sich der genielle Geist bei der Darstellung, und handhabt sie frei, jedoch zweckmäßig, um das im Geiste Vollendete auch äußerlich vor die Anschauung zu bringen. Der mechanische Künstler aber besitzt nur diese Fertigkeiten, der correcte folgt nur der Regel, nicht dem inneren Drange, der bloß talentvolle schafft glänzende Einzelnheiten, aber kein Ganzes, setzt leicht und glücklich Gegebenes zusammen, bildet auch wol originell und neu, aber nicht aus voller Kraft, ein gediegenes, or-

ganisches Werk, von hoher Musterhaftigkeit und unsterblicher Dauer. IV. Schöne Künste. Eintheilung derselben. Die Kunst ist ihrem Wesen nach Eine, und umfaßt ein unendliches Gebiet von Darstellungen. In diesem unendlichen Gebiete unterscheiden wir Classen der Darstellungen, in welche wir die allgemeine künstlerische Thätigkeit unter gewissen Modificationen oder bestimmten Beschränkungen wirken sehen. Die Eintheilung dieser Classen ist verschieden, nach verschiedenem Zwecke und Bedürfniß. Eine ästhetische, mithin wissenschaftliche Eintheilung der schönen Kunst, in schöne Künste, welche von Verschiedenheiten handeln soll, die sich auf die Schönheit der Kunstdarstellungen, oder das innere Wesen der Kunst selbst beziehen, muß von der nothwendigen Verschiedenheit der Darstellungsmittel ausgehen, deren sich der Mensch als vernünftig sinnliches Wesen bedienen kann, auch muß sie das ganze Kunstgebiet leicht übersehen lassen, und die Verwandtschaft des Einzelnen andeuten. Nun heißt aber darstellen, zur Erscheinung bringen; die ihrem Wesen nach verschiedenen Darstellungsmittel beziehen sich also auf die verschiedenen Gebiete der Erscheinungswelt, und die Organe für die Auffassung und Darstellung derselben. Wie wir daher eine innere und äußere Erscheinungswelt, einen innern und äußern Sinn unterscheiden, so unterscheiden wir auch Künste des äußeren Sinnes und Kunst des inneren Sinnes. Nun können die Darstellungsmittel der schönen Künste ersterer Art nur auf den Empfindungen der edleren oder der Schönheitssinne, vermittelst deren wir selbstständige äußere Formen in ihrem Bestehen, so wie in ihren Verhältnissen zu einander, mit einem Gefühle der Lust wahrnehmen, gegründet seyn. Dieses sind aber Gesicht und Gehör. Auf diese beziehen sich also die bildende und die tönende Kunst. Jene stellt unter der Form des Sichtbaren, diese unter der Form des Hörbaren dar. Alle Sinnenempfindungen aber umfaßt der Gedanke mittelst der Einbildungskraft (der individuelle Gedanke). Diejenige Kunst also, welche das Leben durch Gegenstände des inneren Sinnes, d. i. durch die Vorstellungen der Einbildungskraft, zunächst für die Einbildungskraft darstellt, oder die Kunst des inneren Sinnes, ist die Poesie (ποίησις, Dichtkunst vorzugsweise). Das allgemeine Organ der Schöpfungskraft schöner Kunstwerke ist ihr eigenthümliches, und sie bezieht sich erst mittelst desselben auf die äußeren Sinne. Sie ist daher die mittelbarste und geistigste Kunst, bedarf daher aber auch für ihre Darstellungsmittel noch besonderer äußerer Zeichen, der Worte, als der eigenthümlichen Zeichen der Gedanken; doch beruht nicht in den Worten, noch in den Tönen für sich, das Wesen der Poesie, weßhalb sie auch fälschlich zu den tönenden Künsten gerechnet worden ist (s. d. Art. Poesie). Dieses aber sind die drei Elementar- oder Stammkünste. Andere sind abgeleitete, oder zwar entweder einfach abgeleitete, untergeordnete, wie die Malerei, Bildhauerkunst (Plastik, Sculptur), Baukunst, und diesen analog, jedoch mit Rücksicht auf die succesive Erscheinung eines Kunstgartens, auch die Gartenkunst; oder zusammengesetzte abgeleitete, welche man auch Uebergangskünste nennen könnte. Letztere sind die Deklamation und Mimik, von denen die erstere von der Poesie zur tönenden Kunst, diese von der Poesie zur bildenden Kunst den Uebergang macht; aus Deklamation und Mimik entspringt die Schauspielkunst; die Tanzkunst aber bildet den Uebergang von der Mimik zur tönenden Kunst. (Andere Eintheilungen der schönen Künste mag man in W. T. Krugs Versuch einer systematischen Encyklopädie der schönen Künste, Leipzig 1802, §. 15.

u. s. f. nachsehen). Wie nun die schönen Künste unter einander verschieden sind, so weichen auch die Erfodernisse des Künstlers, in Hinsicht auf diese verschiedenen Gebiete der Kunst, von einander ab, und es ist diese Genialität (des bildenden Künstlers, oder des Tonkünstlers z. B.) durch das besondere Darstellungsmittel, durch die natürliche Anlage, welche der Gebrauch desselben voraussetzt, und die vorwaltende Beziehung desselben auf gewisse Thätigkeiten des Geistes (z. B. des Hörbaren auf das Gefühl, des Sichtbaren auf die Beurtheilungskraft genauer modificirt. V. **Kunstphilosophie, Theorie der schönen Künste.** Die Wissenschaft von der schönen Kunst, und den besonderen Gebieten derselben (schönen Künsten), kann man die Kunstwissenschaft nennen. Handelt sie von der schönen Kunst, und den Künsten überhaupt, ihrer Idee nach, oder in unmittelbarer Beziehung auf die Idee der Schönheit, welche durch sie verschieden dargestellt wird, so ist sie Kunstphilosophie, und macht einen Haupttheil der Aesthetik aus, (s. d. Art. **Aesthetik**). Als Kunstphilosophie handelt sie von der schönen Kunst überhaupt (allgemeine Kunstphilosophie, wovon wir hier einen kleinen Umriß gegeben haben), und von den einzelnen schönen Künsten in der angegebenen Beziehung. Letzterer Theil der Kunstphilosophie wird auch die ästhetische Theorie der schönen Künste genannt, und macht die angewandte, oder besondere Aesthetik aus. Da aber jede Kunst, wie oben gesagt worden ist, ihre äußere Grundlage, oder ihr eigentlich Technisches hat, so gibt es auch eine technologische Theorie der schönen Künste, oder eine Technologie der einzelnen schönen Künste; diese ist empirischen Ursprungs, und gibt Anleitung zur zweckmäßigen mechanischen Behandlung der jedesmaligen Kunstmittel. VI. **Kunstsinn, Kunstgeschmack, Kunstkenntniß, Kunstcritik, Kunstrichter, Kunstfreund.** Das Kunstwerk, welches aus einem reichen Inneren entsprungen ist, erfodert auch, um würdig aufgenommen zu werden, ein verwandtes Gemüth, einen reifen und mündigen Geist, der den Sinn des Lebens versteht, und das lebendige Werk nicht von einzelnen Seiten und mit einzelnen Kräften auffaßt. Dieselben Kräfte also, wenn auch nicht in demselben Maße, und mit derselben Productivität, welche zum geistigen Hervorbringen des Werks erfodert wurden, werden daher auch bei dem vollkommenen Genusse desselben, in Thätigkeit gesetzt. Gewöhnlich aber setzt man den Genuß des Kunstwerks bald in das, durch die Anschauung zunächst erregte, oft sehr unbestimmte Gefühl, so z. B. der oberflächliche Liebhaber (Dilettant) der Kunst; bald in die Beurtheilung nach bestimmten Regeln, oder das Reflectiren über das Werk, wie der kalte Kunstrichter. Bei der wahren Auffassung aber verbindet sich beides, das Gefühl des Anschauenden löset sich in Urtheil auf, und ist dem ideenmäßigen Urtheil ganz entsprechend. Es ist daher einleuchtend, daß zur wahren Auffassung eines Werkes nicht bloß der allgemeine Kunstsinn (Empfänglichkeit für Eindrücke der Kunst, Interesse für Kunstwerke und Leichtigkeit, sich in der Kunst zu orientiren), sondern vor allen Dingen, die individuelle unbefangene Anschauung desselben, und zu seiner wahren Würdigung **Kunstgeschmack**, (d. i. ein feines Beurtheilungsvermögen, nach der bewußten oder bewußtlos vorschwebenden Idee des Schönen, oder eine Leichtigkeit, das Kunstschöne von dem Kunstwidrigen zu unterscheiden,) und daher auch **Kunstkenntniß**, d. i. Kenntniß des Wesens der Kunst und der Künste, insbesondere auch des Technischen der Künste, so wie der Geschichte der Kunst erfoderlich ist: denn nur mit diesen Eigenschaften ausgerüstet, wird man einem Kunstwerke

seinen wahren Platz in dem großen Gebiete derselben, in Beziehung auf die in demselben zu realisirende Idee der Kunst, anweisen können, welches der letzte Zweck der Kunstcritik ist. Die Kunstcritik (s. Kritik) setzt also in ihrer Vollkommenheit voraus: 1) unbefangene Anschauungskraft: 2) Kunstsinn und Kunstgeschmack. Letzterer ist nach seinem Umfange in den Künsten, so wie in Beziehung auf die Werke verschiedener Völker und Zeiten, mehr oder minder ausgebreitet oder beschränkt, seinem Ursprunge nach natürlich oder ausgebildet; durch Uebung im Anschauen von dem Naturgeschmack, (oder der Beurtheilung des Schönen in der Natur,) immer aber durch höhere Bildung verschieden, (s. den Artikel Kunstbildung und Geschmack); 3) wissenschaftliche und geschichtliche Kenntniß der Kunst Kunstphilosophie, Theorie der Künste, Technologie, Kunstgeschichte, wozu auch Archäologie der Kunst gehört); denn bei allem Urtheilen wendet man Gesetze auf die zu beurtheilenden Gegenstände an. Alles dieses sind daher auch nothwendige Eigenschaften des wahren Kunstrichters. Daraus geht aber auch hervor, daß die bloße Eigenschaft des Kunstkenners noch nicht zum Kunstrichter macht, indem diese Kennerschaft bald mehr auf die Theorie des Inneren, bald mehr auf die Theorie des Aeußeren, oder das Geschichtliche der Kunst geht, und der Besitz dieser Grundsätze noch nicht die Fähigkeit sie anzuwenden gewährt. Auch mangelt dem Kunstkenner, so wie dem feinen Geschmacke, oft das warme und lebendige Interesse des Kunstsinnigen, oder des Kunstfreundes, welches uns das innere Leben des verwandten Kunstwerks aufschließt. T.

Kunstausstellung, s. d. Art. Ausstellung.

Kunstbildung heißt: 1) der natürlichen entgegengesetzt, die durch Erziehung, Umgang und andere Verhältnisse, vornehmlich aber durch methodische Einwirkung erlangte, oder absichtlich erworbene Bildung, die man auch oft Cultur in einem engeren Sinne nennt. Zu dieser gehört auch 2) die auf der Kunst, vorzüglich auf der schönen Kunst beruhende Bildung. Diese mag nun auf Kunstausübung sich gründen, und mithin mehr thätiger Art, oder nur aus Kunstgenuß und Kunstanschauung hervorgegangen, (mithin mehr passiver Art) seyn; in beiden Fällen ist sie, wenn sie gründlich ist, eine Bildung, welche gemäß der Idee der Kunst, die doppelte Anlage des Menschen, die sinnliche und geistige, in einen gewissen Einklang setzt, dieselben gleichmäßig anregt, und eben darum eine ächt menschliche Bildung ist, welche von Sinnlichkeit eben so weit, als von dem einseitigen Gedankenleben, das uns der Welt entzieht, entfernt liegt; vielmehr das Ideale und die Wirklichkeit liebend verbindet und gleichsam versöhnt. Kunstbildung ist daher nicht Kunstschwärmerei, obgleich der genielle Künstler und der wahre Kunstfreund sich in das Werk ihrer Anschauung so verlieren, daß sie ihre äußere Persönlichkeit darüber ganz vergessen, und obgleich die ungetheilte Aufmerksamkeit und Energie, mit welcher der begeisterte Künstler schafft und der Kunstfreund anschaut, von dem für die hohe Bedeutung des Kunstwerks Unempfänglichen nur für planloses, willkürliches Schweben und Regen des Gefühls und der Einbildungskraft (Schwärmerei) angesehen wird, ja davon oft den äußeren Anschein hat. Kunstbildung äußert sich auch nicht durch Kunstgeschwätz, d. i. ein Raisonnement über Kunstwerke, von der Oberfläche derselben, oder ihrer Theorie abgeschöpft; denn selbst der Critiker erkennt es an, daß das Wesen der Kunst und das Höchste der Kunstwerke unaus-

sprechlich ist. Sie setzt überhaupt Talente und Fertigkeiten voraus, welche nicht Jedem eigenthümlich sind (s. d. Art. Kunst V.). Weil ferner die Kunst Darstellung des Schönen ist; so gehört die Kunstbildung im angegebenen Sinne, zu der ästhetischen Bildung (s. d. Art.); aber auch der Geschmack an dem Schönen in der Natur gehört zu dieser. Von letzterm unterscheidet sich die Kunstbildung dadurch, daß die Natur, ohne viel vorausgesetzte Erfodernisse, leicht von uns verstanden wird; der Kunst Verständniß aber eine gewisse Bildung, Erhebung eines an sich gesunden Sinnes bis zur Fertigkeit der Anschauung, ferner mannichfaltige Lebensansichten und Reife des Urtheils erfodert. Daher hat derjenige, welcher Naturgeschmack besitzt, noch nicht den Kunstgeschmack: noch weniger die Bildung, welche erst durch Kunst erworben wird; und es verhält sich der Naturgeschmack zur Kunstbildung, wie der gesunde oder gemeine Menschenverstand zu dem wissenschaftlich ausgebildeten Verstande des Philosophen und seiner tieferen Lebensansicht. Wenn wir uns aber fragen, wie es komme, daß es in der Kunst so viele Naturalisten gibt, d. h. die ohne tiefere und durch Uebung erworbene Kunstbildung in dem Kreise der Kunst producirend oder urtheilend auftreten, und warum in keinem Gebiete die Critik so sehr in leeres Geschwätz ausartet, so sind die vornehmsten Ursachen diese. Die Kunst hat eine sinnliche Seite, welche Jedem leicht zugänglich ist, der die unsichtbare Seite derselben nicht wahrnimmt. Diese gleichsam populäre Seite zieht seine Sinnlichkeit, und was damit in Verbindung steht, Lustsucht, Eitelkeit rc. vorzüglich an. Wem nun die Kunst nur etwas Sinnliches ist, der wird sich in dem Gebiete, welches ihm durch Augen und Ohren zugänglich ist, ferner in den Darstellungen der Sprache, — weil er sich letzterer von Jugend auf bedient, — und worin er nur die Nachahmung der Wirklichkeit erblickt, bestimmt und eingerichtet einen verfeinerten Sinnenwitz hervorzubringen, oder in wechselnde dunkele Gefühle der Lust zu versetzen, leicht den Versuch, leicht ein entscheidendes Wort erlauben. Das Gefühl an sich fragt nicht nach Gründen, vor ihm gilt jedes Urtheil, die Foderungen der Sinnlichkeit und des Wirklichen (etwa höchstens durch das gesellige Leben modificirt) sind auszumessen; aber die Tiefe der Kunst, die das Himmlische und Irdische verbindet, und das Individuelle zur bedeutsamen Hülle des Idealen erhebt, erfodert tiefere Bildung und Einsicht, und das Leben ist nicht die gemeine Wirklichkeit. T.

Kunstfertigkeit, s. Virtuosität.

Künstler, s. Kunst.

Kunsttriebe. Kunst ist nur da möglich, wo Freiheit ist; sie steht der Natur entgegen, und diese kann nur in sofern Künstlerin genannt werden, als wir in ihren Producten Zweckmäßigkeit suchen und finden. Namentlich treffen wir bei den Geschöpfen, die durch den Charakter der Thierheit mit uns verwandt sind, gewisse Erscheinungen an, die wir den zweckmäßigen Wirkungen, welche der Mensch hervorbringt, darin ähnlich finden, daß sie den besonderen Bedürfnissen des Thieres vollkommen entsprechen, — Producte ihrer Wirksamkeit, welche, gleichsam als menschliche Werke betrachtet, einen hohen Grad von Geschicklichkeit (Kunst) und Uebung erfodern würden. Nun nennen wir die Regungen eines inneren ursprünglichen Bedürfnisses organischer Körper, Triebe, (bei dem Thiere gewöhnlicher Instinct, in sofern hier die Triebe, durch Empfindung bestimmt, und mit willkürlicher Bewegung verbunden, mächtiger sich äußern); man nennt

daher die Triebe der Thiere, deren äußere Producte wir in einem auffallenden Grade zweckmäßig und wunderbar finden, Kunsttriebe, und sie sind Handlungsweisen des Instincts, oder ihres durch Natur nothwendig bestimmten Begehrens. So schreiben wir z. B. dem Biber bei dem Bau seines Hauses einen Kunsttrieb zu, und nennen diesen Bau auch künstlich. Abgesehen aber von der Zweckmäßigkeit, welche in den Aeußerungen dieser Art Statt zu finden scheint, offenbart sich die mechanische Nothwendigkeit des Instincts, durch welche sie sich von den Kunstwerken der Menschen unterscheiden, in der unüberwindlichen Einförmigkeit dieser Producte, an welchen die Wahl, und mithin die Willkür keinen Theil hat. Vergl. Reimarus über die Triebe der Thiere, 1798, 2 Theile, und die Artikel Trieb, Instinct, Thier. T.

Kunstwerk, s. Kunst.

Kunstwort (terminus technicus) heißt, im Allgemeinen, jede Benennung, deren man sich bedient, um damit die verschiedenen Theile eines mechanischen Kunstwerks, oder Gewerbproducts, und in den Künsten und Wissenschaften die eigenthümlichen Begriffe der einzelnen Theile derselben zu bezeichnen. Das Studium der Kunstwörter (Terminologie, so nennt man aber auch ein System solcher Kunstwörter, z. B. die juristische Terminologie,) ist von großer Wichtigkeit, und um so unerlaßlicher als durch den Mißbrauch eines Kunstworts, besonders im abstracten Wissen, nicht selten auch in den materiellen Wissenschaften und Künsten, große Irrthümer und Verwirrungen entstehen können. Kunstwörter sind ganz unentbehrlich, weil man, um eine genaue Beschreibung eines Gegenstandes oder Begriffes zu geben, ohne deren Hülfe immer zur Verschwendung von mehr oder weniger Worten seine Zuflucht nehmen müßte. So wie nun aber einerseits Denjenigen, die eine Wissenschaft studiren, die Pflicht obliegt, sich mit dem eigentlichen Sinne der in derselben vorhandenen Kunstwörter so vollkommen als möglich bekannt zu machen; so ist es an der andern Seite auch Pflicht jedes Erfinders oder Begründers einer Wissenschaft, die Terminologie derselben so bestimmt als möglich aufzustellen, d. h. einmal, die Begriffe möglichst streng von einander zu trennen, und nichts Heterogenes in ein und dasselbe Kunstwort zu fassen, zweitens den Begriff dieses Kunstworts mit der höchsten Klarheit zu entwickeln und durchaus in keinem Falle Ausnahmen in demselben zu gestatten. Nur dann, wann diese Regeln mit steter Umsichtigkeit beobachtet sind, kann es den Lesern möglich werden, das aufgestellte System von allen Seiten zu verstehen und gründlich zu durchschauen. Pq.

Kunz von Kaufungen, dessen Geburtsjahr und frühere Jugendgeschichte völlig unbekannt sind, ward auf der Burg Kaufungen bei Penig, und nicht, wie von Vielen irrig angegeben wird, in Krotendorf geboren. Ob er gleich schon im Hussitenkriege mit Auszeichnung gefochten haben soll, so wird seiner doch erst bei Gelegenheit der Fehde, welche die Stadt Nürnberg mit dem Markgrafen Albert 1449 hatte, namentlich gedacht. Kunz, der für die Nürnberger kämpfte, hatte das Glück den Markgrafen gefangen zu nehmen, ließ ihn aber, statt ihn pflichtmäßig der Stadt zu übergeben, gegen ein hohes Lösegeld wieder los. Kurz darauf trat er in des Churfürsten von Sachsen, Friedrichs des Sanftmüthigen, Dienste und ward, als er in dem Kriege, den dieser gegen seinen Bruder führte, zum Entsatz von Gera abgeschickt worden, nebst dem andern Anführer, Niclas von Pflug, von den

böhmischen Hülfsvölkern des Herzogs Wilhelm gefangen genommen und nach Böhmen geführt, wo beide sich um 4000 Goldgulden loskaufen mußten. Kunz foderte den Ersatz dieses Lösegeldes, aber der Churfürst verweigerte ihn, weil Kunz nicht sein Lehnsmann sey, sondern ihm nur als Söldner gedient habe. Noch ein anderer Umstand trat ein, um Kunzens Unzufriedenheit zu vermehren und ihn zu dem Entschluß einer höchst frevelhaften Rache zu treiben. Der Churfürst hatte ihm nämlich zur einstweiligen Entschädigung bis zum Frieden, für seine verwüsteten Besitzungen in Thüringen, verschiedene vitzthumsche, in Meißen gelegene Güter gegeben, und foderte sie nach geschlossenem Frieden zurück. Auch aus diesem Grunde machte Kunz große Ansprüche an den Churfürsten, welcher den Streit zu Altenburg durch Schiedsrichter entscheiden lassen wollte. Ohne jedoch diese Entscheidung abzuwarten, entwarf er einen Plan, sich selbst Hülfe oder mindestens Rache zu verschaffen. Er beschloß, die beiden Söhne des Churfürsten zu rauben, um im Besitz dieser kostbaren Unterpfänder dem Vater Bedingungen vorzuschreiben. Nachdem er sich mit einigen andern Edelleuten, von denen wir nur Wilhelm von Mosen und Wilhelm von Schönfels nennen, verbunden, und mit dem Küchenbedienten des Churfürsten, Namens Schwalbe, ein Einverständniß angeknüpft hatte, erschien er, eine Reise des Churfürsten nach Leipzig benutzend, von mehreren Rittern und Reisigen begleitet, in der Nacht vom 7ten zum 8ten Juli 1455 vor dem Schlosse zu Altenburg, auf welchem sich außer der Churfürstin und den beiden Prinzen nur wenige Personen befanden, indem die meisten bei einem Schmause in der Stadt waren. Durch Schwalbens Beihülfe wurden an einem geöffneten Fenster Strickleitern befestigt, auf welchen Kunz nebst neun seiner kühnsten Begleiter in das Schloß gelangte. Als vormaliger Schloßhauptmann kannte er alle Zimmer und Gänge. Nachdem sie die Gemächer der Churfürstin und ihrer Frauen von außen verschlossen hatten, drangen sie in das Zimmer, wo die Prinzen mit einer alten Kammerfrau der Churfürstin schliefen. Kunz entführte den ältesten Prinzen Ernst, und trug Wilhelm von Mosen auf, ihm den jüngern, Albert, nachzubringen. Dieser aber hatte Zeit gefunden sich zu verstecken. Statt seiner bemächtigte sich Mosen des jungen Grafen von Barby, der mit dem Prinzen in einem Bette schlief. Man war schon auf dem Schloßhofe, als Kunz den Irrthum gewahr wurde. Er übergab sogleich den Prinzen Ernst seinen Gefährten, und holte selbst den Prinzen Albert. Unterdeß war im Schlosse Lärm geworden, und die Churfürstin, welche aus dem Fenster Zeugin des Vorgangs war und Kunz erkannte, flehte um Schonung, und begleitete ihre Bitten mit den größten Versprechungen. Allein sie fand kein Gehör. Ihrer Verabredung gemäß trennten sich die Verschwornen, um auf verschiedenen Wegen nach Böhmen zu gehen. Kunz eilte mit dem Prinzen Albert auf dem kürzesten Wege der böhmischen Gränze zu, während Schönfels und Mosen mit dem Prinzen Ernst auf einem Umwege dahin zu gelangen suchten. Mit Schnelligkeit verbreitete sich jetzt die Nachricht von dem geschehenen Raube; allenthalben ertönte die Sturmglocke, das ganze Land war in Bewegung. Kunz hörte den Sturm aus der Ferne und beflügelte seine Flucht. Er war durch die rabensteiner Wälder und die Gegend des in der obern Grafschaft Hartenstein gelegenen Schatzensteins in die Gegend von Elterlein und Grünhain gekommen. Kaum war er noch eine kleine Meile von seinem Ziele entfernt. Diese Nähe flößte ihm Sicherheit ein; es war schon Mittag vorüber, die Sonne

brannte gewaltig und der Prinz klagte, daß er vor Durst verschmachten müsse. Nachgiebig hielt Kunz, der außer seinem Knechte Schweinitz und noch einem andern seine übrigen Begleiter auf Kundschaft vorausgeschickt hatte, sein Roß an, und Alle stiegen ab, um einige Beeren zu pflücken. Ein Köhler, Namens Schmidt, der in der Nähe seinen Mittagsschlaf in Gesellschaft seines Hundes hielt, erwachte von dem Geräusch. Dieser hatte die Sturmglocken aus der Ferne gehört, und der Anblick gewappneter Männer weckte in ihm Verdacht. Er näherte sich daher mit seinem Schürbaum und fragte Kunz, wer er sey. Während des Gesprächs verwickelte sich Kunz mit seinen Spornen im Gestrippe und fiel. Diesen Augenblick benutzte der Prinz, sich dem Köhler zu erkennen zu geben, welcher mit seinem Schürbaume die Knechte niederschlug, Kunzen, der sich nicht so schnell aufraffen konnte, fest nahm, und sich mit Hülfe herbeigerufener Köhler sämmtlicher Räuber bemächtigte. Hätte der Prinz nicht selbst für Kunz gebeten, so würde der Köhler ihn unfehlbar todt geschlagen haben. Der Prinz wurde hierauf mit Milch, Brot und Wasser gelabt, die Gefangenen aber dem Abt Liborius in Grünhain übergeben, der sie dem Voigt von Zwickau, Veit von Schönburg, zusandte. Am folgenden Tage wurde der Prinz, unter Schmidts Anführung, von vielen Köhlern und Klosterknechten begleitet, im Triumph nach Altenburg geführt und der Churfürstin übergeben, welche sogleich mit ihm, und seinem Befreier zu ihrem Gemahle nach Chemnitz abreisete. In seiner Erzählung, die der Köhler dem Churfürsten machte, sagte er unter andern: daß er den Kunz mit seinem Schürbaume weidlich getrillt habe. Davon nahm der Churfürst Gelegenheit, ihm und seiner Familie den Namen Triller beizulegen. Auf die Frage, was er zum Lohne begehre, war des bescheidenen Mannes Verlangen nicht mehr, als freies Holz zum Kohlenbrennen. Der Churfürst fügte noch ein Freigut und ein jährliches Deputat an Korn hinzu, welches die Familie bis auf die neuesten Zeiten erhoben hat. — Mosen und Schönfels waren indeß mit dem Prinzen Ernst über Callenberg bis in die Gegend von Hartenstein gekommen, und hatten sich hier in einer Höhle an der Mulde versteckt, wo sie so lange bleiben wollten, bis Alles ruhig geworden, um dann im Verborgenen weiter zu ziehen. Aus dem Gespräche von Holzhauern, die sie behorchten, erfuhren sie Kunzens Schicksal Muthlos beschlossen sie, für ihre Rettung zu sorgen. In dieser Absicht schrieben sie an den Amtshauptmann, Friedrich von Schönburg, nach Hartenstein, und erboten sich, den Prinzen auszuliefern, wenn ihnen Begnadigung zugesichert würde, im entgegengesetzten Falle drohten sie den Prinzen zu ermorden. Schönburg, um den Prinzen zu retten, bewilligte ihre Foderung. Dieß geschah am 11ten Juli, und schon am folgenden Tage war auch der Prinz Ernst seinen bekümmerten Aeltern wiedergegeben. Leicht hätten Kunzens Genossen auch für ihn Begnadigung ausbedingen können; sie hatten es jedoch versäumt, und so wurde Kunz, der indeß nach Freiberg gebracht worden, nach einem kurzen summarischen Prozeß am 14ten Juli daselbst mit dem Schwerte gerichtet. — Ausführliche Nachrichten von diesem berühmten Ereignisse enthält Schreiters Geschichte des Prinzenraubes (Leipz. 1804 8).

Kunzen (Friedr. Ludw. Emil), einer der berühmtesten und gebildetsten Tonsetzer unserer Zeit, ward 1763 zu Lübeck geboren, wo sein Vater, Carl Adolph oder Johann Adolph, seit 1757 Organist und Musikdirector war, und schon sein Großvater Johann Paul seit

1753 dieselbe Stelle bekleidet hatte. Er studirte 1784 in Kiel, wo er viel mit dem nachher in Paris verstorbenen Cramer und mit Schulz zusammen lebte. Schon damals zeichnete er sich durch fertiges Clavierspielen, schnelles Notenlesen, brillantes und geschmackvolles Phantasiren und durch seine gründlichen Einsichten in der Composition aus, welche letztere er sich durch eigenen Fleiß erworben hatte, so, daß Jedermann sein großes Talent bewunderte. In Copenhagen, wohin er von Kiel gegangen war, und wo 1787 Schulz mit ihm zusammentraf, wollte es ihm nicht gelingen, die erste Accompagnistenstelle, um welche er sich bei der dortigen Capelle bemühte, zu erhalten. Er blieb dessenungeachtet da, weil ein angenehmer Zirkel von Freunden, unter welchen sich auch Schulz befand, ihn an Copenhagen fesselte; benutzte dort seine Zeit, um sich immer größere Vollkommenheit in der Composition zu erwerben, studirte fleißig Partituren und componirte verschiedene Gelegenheitsmusiken, in denen ein größerer Aufwand von Kunst und Fleiß hörbar war, als man in solchen Musiken gewöhnlich zu suchen und zu finden pflegt. Sein erster theatralischer Versuch war die Oper: Holger Danske (oder Oberon) von Baggesen, welche 1789 unter Schulzens Direction auf dem Nationaltheater zu Copenhagen aufgeführt und vom Februar bis zum Julius desselben Jahres mit großem und immer gleichem Beifall aufgenommen wurde. Schon in dieser Oper, in welcher das Pathetische und Lyrische mit dem Hoch- und Niedrig-Komischen abwechselt, legte Kunzen einen Beweis von seinem richtigen Urtheile und Gefühle, von seiner Kenntniß des Theater-Effects und von seiner fruchtbaren Erfindung ab. Ein solcher Versuch ließ den künftigen Meister ahnen. Da ihm aber in Copenhagen die Aussichten zu einer bestimmten Anstellung benommen waren, und das Unterrichtgeben ihm sehr lästig ward, so entschloß er sich, sein Glück anderswo zu suchen. Auf Schulzens Anrathen ging er im Julius 1790 nach Berlin, wo Reichard ihn mit offenen Armen aufnahm und alles Mögliche that, ihm den dortigen Aufenthalt angenehm und nützlich zu machen. Seine Begierde zu arbeiten war Ursache, daß er ein Singstück von einem dortigen Schauspieler in Musik setzte, welches aber, wahrscheinlich wegen des geringen Gehaltes des Textes, bei der Aufführung kein Glück machte. Bald nachher fand er Gelegenheit, mit dem Gehalte von 900 Gulden bei dem neuerrichteten Nationaltheater in Frankfurt a. M. angestellt zu werden. In dieser Stelle hatte er Gelegenheit, sich auf das genaueste mit dem Geiste der mozartschen Werke bekannt zu machen. Diesem Vorbilde hatte er so viel zu verdanken, und er arbeitete demselben mit so glücklichem Erfolge nach, daß, als er einige Jahre nachher, ebenfalls als Musikdirector bei der Schauspielergesellschaft in Prag, sein Winzerfest auf das dortige Theater brachte, das prager Publikum diese Arbeit mit dem lautesten Beifalle aufnahm. Um diese Zeit geschah es, daß Schulz in Copenhagen wegen Kränklichkeit um seinen Abschied anhalten mußte. Da es der König ihm anheim stellte, einen Nachfolger zu ernennen, so schlug dieser Kunzen vor, der auch an seine Stelle 1795 zum königl. dänischen Capellmeister ernannt wurde und diesem Posten seit der Zeit zur Zufriedenheit des Hofes und des Publikums mit Ehren vorsteht. Nebst mehreren dänischen Opern, Cantaten und Oratorien sind auch von ihm ein Hallelujah und mehrere Clavierstücke und Lieder vortheilhaft bekannt worden.

Kupfer (in der Sprache der Alchymisten Nerus, von Chemikern mit ♀ bezeichnet) gehört zwar zu den unedeln, d. h. nicht feuer-

beständigen Metallen, ist aber dessen ungeachtet von großem Nutzen. Es ist von gelbrother Farbe, härter und elastischer als das Silber, klingt auch stärker, ist aber weniger geschmeidig. Dem Eisen steht es an Härte, Elasticität und Zähigkeit nach. Es läßt sich gießen, treiben, so fein wie ein Haar zu Draht ziehen und beinahe zu eben so dünnen Blättchen schlagen, wie das Silber. Nach Muschenbroek trägt ein Kupferdraht von ein Zehntel Zoll Durchmesser ein Gewicht von zweihundert neun und neunzig ein Viertel Pfund. Die Festigkeit oder Zähigkeit des Kupfers wäre demnach noch größer, als die des Goldes. Es schmilzt nur bei einem sehr hohen Grade von Hitze und ist im Flusse mit einer grünlichen Flamme bedeckt; bei vermehrter Hitze verwandelt es sich in Gas. Soda und Potasche lösen bei gehöriger Temperatur das Kupfer auf. Mit dem Golde verbunden, liefert es den Semilor, mit dem Zinne das sogenannte Glockengut (Glockenspeise); mit dem Zink das Messing und den Tombach, mit dem Nickel den chinesischen Packfong und mit Arsenick diejenige Masse, die zu Telescopspiegeln und dergl. verarbeitet wird. In den Kupfergebirgen findet man das Kupfer theils gediegen, theils vererzt, theils kalkförmig. Gediegen ist es roth, grau oder schwärzlich, mehr oder weniger mit Gold, Silber, Eisen und andern Substanzen vermischt. Dann und wann werden auch große feste Massen gediegenen Kupfers in den Kupfergebirgen gefunden; meistentheils aber zeigt es sich entweder gekörnt, oder auch krystallisirt. Nordamerika liefert ohnstreitig das meiste gediegene Kupfer; die Kupferinsel in der Nähe von Kammschatka erhielt den Namen von der Menge gediegener Kupferkörner, die man an ihrem Gestade fand. Vererzt wird das Kupfer unter mancherlei Gestalt gefunden. Sibirien hat sehr viele reichhaltige Kupferbergwerke, deren feines Kupfer nur dem japanischen nachsteht. Auch Schweden, Norwegen, England, Ungarn, Tirol, Baiern, Schwaben, Franken, Böhmen, Schlesien, das Mannsfeldische und der Harz sind mehr oder weniger reichlich damit versehen. Da das Eisen sich nicht so leicht als das Kupfer bearbeiten läßt, so scheint man sich des Kupfers früher und gewöhnlicher zu Geräthschaften bedient zu haben, welche jetzt von Eisen gearbeitet werden, z. B. Waffen. — Kupfergeist ist die sehr concentrirte Essigsäure, die man durch Destilliren aus den Kupfer-Crystallen erhält. — Kupferwasser der grüne oder Eisenvitriol, auch alles Wasser, welches Kupfer bei sich führt, z. B. Cementwasser.

Kupferstecherkunst ist die Kunst, durch Striche und Punkte die Formen, Lichter und Schatten von Gegenständen in Kupfer abzubilden, um diese Darstellungen dann vermittelst des Drucks zu vervielfältigen. Der Kupferstecher verhält sich zu dem Maler, wie ein Uebersetzer zu seinem Autor. So wie es aber unmöglich ist, von einem geistvollen Producte eine gute Uebersetzung zu liefern, ohne selbst Geist zu haben, so wird auch von einem guten Kupferstecher erfodert, daß er die Composition in ihren feinsten Theilen verstehe, in die Geheimnisse der Zeichenkunst eingeweiht sey, und nicht kalte, leere Darstellungen der bloßen Formen, Lichter und Schatten seines Gemäldes, sondern Darstellungen liefere, in welchen der Charakter der Gegenstände in dem eigenthümlichen Geiste seines Originals frei und leicht aufgefaßt, das rauhe, glänzende oder matte Gewand derselben wiedergegeben, und zugleich die eigenthümliche Farbe derselben angedeutet werde. Bedenkt man, daß der Kupferstecher zu diesem allen kein Mittel hat, als Punkte und Striche, so wird man

gewiß keinen Augenblick anstehen, dem Talente eines guten Kupferstechers die ehrenvolle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die dasselbe verdient. Es ist auffallend und zu bedauern, daß die Griechen nicht auf den Kupferstich fielen, da sie doch die Kunst, in Edelsteine zu schneiden, kannten, auch sogar Siegel hatten, die sie in Wachs abdrückten, indem wir dadurch mehrere Meisterstücke der Malerei von den größten Künstlern des Alterthums aufbewahrt erhalten haben würden. Die Kupferstecherkunst wurde in Europa erst in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts erfunden; die Chinesen sollen dieselbe schon lange vorher gekannt haben. Unter den europäischen Völkern streiten die Deutschen, die Italiener, die Holländer um diese Erfindung; jedoch scheint bis jetzt die Sache für die Deutschen entschieden zu seyn. Der erste namhafte Kupferstecher ist ein Deutscher, Martin Schön, Goldschmid und Maler aus Kulmbach (gestorben ums Jahr 1486), von welchem man noch viele Blätter hat. Aber es gibt noch eine Menge anderer Kupferstiche, welche zwar ohne Jahrzahl und Namen, aber doch älter als Schöns Blätter zu seyn scheinen. Die Kupferstecherkunst entwickelte sich unstreitig aus dem Formschneiden, und die ersten Abdrücke sind wahrscheinlich von Arbeiten der Goldschmide und Silberstecher gemacht worden. Unter den eigentlichen Kupferstichen ist die Arbeit mit dem Grabstichel die älteste; die andern Methoden oder Manieren der Kupferstecherkunst sind erst nachher erfunden worden. Ich werde die vorzüglichsten dieser Manieren anführen, und zwar in der Ordnung, wie sie nach und nach aufgekommen sind, wobei ich jedoch bemerken muß, daß man oft mehrere dieser Manieren mit einander zu verbinden pflegt. — I. Das Kupferstechen mit dem Grabstichel, oder die Kupferstecherkunst im engeren Sinne des Worts. Man zeichnet die Umrisse und Formen seines Stoffs mit einer spitzen Nadel, welche die kalte Nadel genannt wird, in das Kupfer, und schneidet nachher vermittelst des Grabstichels mehr oder weniger große und tiefe Furchen, welche Furchen Taillen (Schraffirungen) genannt werden. Diese Manier ist der größten Nettigkeit und Präcision fähig, auch ist sie die schwerste unter allen. So wie aber alle mittelmäßige Arbeit hierin sehr unangenehm ausfällt, so ist auch die zu genaue Regelmäßigkeit und Schärfe des Strichs in derselben nicht für alle Gegenstände in der Natur passend. Bause, Bloemaert, Edelink, Sharp, Wille u. a. sind vorzügliche Meister in derselben. II. Das Aetzen oder Radiren. Diese Manier kam nach der eben beschriebenen auf. Man überzieht die Kupferplatte mit dem sogenannten Radirgrunde, welcher in einem gewissen Firnisse besteht, und den man am besten mit Wachsruß anlaufen läßt. Dieser Grund wird nach der darzustellenden Zeichnung mit der Radirnadel bis auf das Kupfer aufgerissen, auch wol etwas in das Kupfer hineingeritzt; hierauf zieht man rings um die Kupfertafel herum einen Rand von Wachs, und gießt Scheidewasser darauf, welches in die vom Aetzgrunde entblößten Stellen eindringt, dieselben vertieft, und so die Figuren in Kupfer darstellt. Außer dem Talente der Zeichnung wird zu dieser Manier vorzüglich die Kenntniß, mit dem Scheidewasser (welches Diderot sehr glücklich das Entzücken und die Verzweiflung des Künstlers nennt) gut umzugehen, erfodert. Uebrigens kann den geätzten Platten durch den Grabstichel (welcher sehr bald mit der Radirnadel vereinigt wurde) die gehörige Vollendung in Rücksicht auf Reinheit und Kraft gegeben werden. Die Aetz- oder Radirmanier ist die be-

quemste Art, auf Kupferplatten zu zeichnen. In Rücksicht auf ihre Wirkung macht sie zwar weniger Effect als andere Manieren, ist aber doch überall, wo es auf treffende Darstellung des Sujets, auf richtige Zeichnung der Formen und auf Ausdruck der Charaktere ankommt, beinahe ganz hinreichend, dem wahren Kenner das Wesentliche zu geben; besonders können Landschaften überhaupt, und in allen ihren wesentlichen Bestandtheilen in einem hohen Grade von Ausführung geätzt werden. Ohne sich eigentlich mit der Kupferstecherkunst zu beschäftigen, haben mehrere große Maler Werke von sich radirt; und diese Arbeiten werden vorzüglich hochgeschätzt. Stephan della Bella, Callot, die Carrache, Daniel Chodowiecki, le Clerc, Cochin, Albrecht Dürer (welchen letzten man für den Erfinder der Aetzkunst hält, wiewol es nicht so ausgemacht ist, als daß er diese Kunst sehr vervollkommnet hat), Geyser, Hogarth, Meil, Mathias Merian, Rembrandt, Salvator Rosa u. a. sind diejenigen Künstler, deren radirte Arbeiten am höchsten geschätzt werden. III. Die Punktirmanier, mit dem Hammer, oder Punsen, und mit dem Roulet (Opus mallei). Da die Kupferstecherkunst von den Goldschmiden ausging, so ist zwar der Hammer der Goldschmide gleich anfangs dabei gebraucht worden; allein die gehämmerte Arbeit kam vorzüglich im sechszehnten Jahrhunderte auf, wo man mit einem Spitzhammer feine Punkte in die Platte schlug, und so die Figuren herausbrachte, dabei aber gewöhnlich zugleich mit dem Grabstichel nachhalf. Im engeren Sinne des Worts heißt jedoch gegenwärtig punktirte Manier diejenige Vervollkommnung derselben, an welcher Bartolozzi in England, wo nicht den ersten, doch den vorzüglichsten Antheil hat. Sie ist eine Zusammensetzung von Punkten und Schraffirungen, in welcher aber die Punkte der herrschende Theil, und gewöhnlich in dem Fleischigen und in den Gründen angebracht sind. Man kann sich dazu des Scheidewassers bedienen, oder nicht. Diese Manier ist, wie der Grabstichel mühsam und langwierig, gibt weniger Bestimmtheit, als dieser, aber mehr Sanftheit. Mit Bartolozzi zugleich, und nach ihm haben Burke, Collyer, der unglückliche Ryland u. a. und unter den Deutschen Daniel Berger, C. Feller, G. Fr. Schmidt u. a. in dieser Manier gearbeitet. Uebrigens sind in derselben auch rothe und bunte Abdrücke vorhanden. Wahrscheinlich ist die eben erwähnte punktirte Manier, die sich vorzugsweise in den Händen der englischen Künstler befindet, aus der sogenannten Crayon-Manier entstanden, welche auch zur Punktirmanier gehört, mit dem Roulet und andern Werkzeugen ausgeübt wird, und Handrisse von schwarzer und rother Kreide nachahmt. Sie wurde in der Mitte dieses Jahrhunderts von François erfunden und von Desmarteaux zur Vollkommenheit gebracht. Sie ist vorzüglich geschickt, angehenden Künstlern Muster zum Copiren zu liefern; denn derjenige, der nach Kupferstichen zeichnet, gewöhnt sich an eine harte und steife Manier. IV. Die schwarze Kunst (Schabemanier) von den Engländern, wiewol nicht ganz richtig, auch Mezzotinto genannt; eine Manier, deren Erfindung ungefähr in das Jahr 1643 fällt, und dem berühmten pfälzischen Prinzen Ruppert, der in England lebte, von Andern einem hessischen Obristen Ludwig von Siegen zugeschrieben wird, die aber erst in unsern Tagen in England ihre wahre Vollkommenheit erlangt hat, und daher auch die englische Manier genannt zu werden pflegt. Die schwarze Kunst ist von der Manier mit

dem Grabstichel und der Radirnadel gänzlich verschieden. Die Kupferplatte wird bei der schwarzen Kunst so bearbeitet, daß sie ganz rauh und kraus wird, so daß sie abgedruckt einen durchaus schwarzen Abdruck geben würde. Auf diesen Grund wird nun die Zeichnung gemacht, und derselbe nach Verhältniß des Lichts, das man über sein Blatt verbreiten will, nach und nach hinweggeschabt. Anstatt daß man also in jenen beiden genannten Manieren von dem Lichte zum Schatten übergeht, indem man seiner Platte nach und nach Farbe und Wirkung gibt, so geht man in der schwarzen Kunst im Gegentheile von den Schatten zu den Lichtern über. Bei der schwarzen Kunst findet eine sehr feine und geschwinde Behandlung Statt: die Weichheit, die sie in die Arbeit bringt, ist für viele Gegenstände zweckmäßig, für andere hingegen weniger passend; und das dominirende Schwarz (daher der Name dieser Manier) macht sie für Alles, was für auffallenden Effect des Lichts gearbeitet ist, sehr brauchbar. Wo aber Schönheit und Bestimmtheit der Umrisse und Klarheit der Farbengebung das vorzüglichste Verdienst ausmachen, da wird sie Das nicht leisten, was man wünschen kann. Die berühmtesten Meister in der schwarzen Kunst sind englische Künstler, vorzüglich Burke, Collyer, Dixon, die beiden Green, Jones, Polland, Watson u. a. White und Smith werden für die größten Meister gehalten. Auch Haid und Püchler (in Wien) zeichneten sich in dieser Manier aus. V. Die Tuschmanier (Aquatinta) ahmt getuschte Handrisse in Kupfer nach. Diese Manier scheint in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts von Verschiedenen zugleich auf verschiedene Art erfunden worden zu seyn. Le Prince vervollkommnete sie ums Jahr 1770, und sie erhielt seinen Namen. Er bediente sich weder des Grabstichels noch der Radirnadel, sondern bloß einer Beize, die er vermittelst des Pinsels auf die Kupferplatte trug, und deren Geheimniß er seiner Nichte hinterließ. Durch den Engländer Paul Sandby wurde diese Manier noch weiter gebracht; und sie erhielt den Namen gewaschene Manier (Aquatinta). Diese Manier ist ganz dazu gemacht, Zeichnungen mit dem Pinsel in Tusch, Bistre, Sepia und dergleichen recht glücklich nachzuahmen, besonders wo der Effect eigentlich durch Hauptmassen, und folglich mit wenigen Tönen hervorgebracht werden soll. Neben Sandby, welcher in dieser Manier unerreichbar ist, haben sich der Maler Barry, der Kupferstecher Jukes, die Geschwister Green und Andere mit gutem Erfolge darin versucht. Die Deutschen haben einen Heldenwang. Was VI. die bunten Kupfer betrifft, welche, wiewol nicht zum Vortheil der ächten Kunst, in England so sehr Mode geworden sind, so muß man illuminirte Kupfer von bunten Abdrücken unterscheiden, welche letztere theils mit mehr als einer Platte, theils mit einer einzigen gemacht werden. Bunte Abdrücke mit mehr als einer Platte wurden schon im vorigen Jahrhunderte, besonders zu Anfange des gegenwärtigen von Le Blond versucht; seit zwölf bis funfzehn Jahren aber hat man sich vorzüglich in England mit bunten Abdrücken beschäftigt, unter denen die mit einer Platte die besten, aber auch die theuersten sind.

Kuppel (ital. cupola, franz. coupole, dôme, [coupole heißt eigentlich der äußere und dôme der innere Theil der Kuppel] lat. tholus) Kugel- oder Kesselgewölbe, ist ein sphärisches, oder halbkugelrundes Gewölbe, welches runden Gebäuden zur Decke dient und oben gemeiniglich eine runde Oeffnung behält, durch welche

das zur Beleuchtung nöthige Licht herein fällt, welche Oeffnung entweder ganz frei bleibt, oder mit einem kleinen, an den Seiten offenen Thürmchen erbaut wird, welches man die Laterne nennt. Die Alten, welche oft runde Tempel bauten, sind die Erfinder der Kuppeln, von welchen uns noch das ehemalige Pantheon, die jetzige Santa Maria Rotunda, zu Rom übrig ist. Die Kuppeln werden inwendig mit Eintheilungen in Felder, mit vergoldeten Stäben u. s. w., oder auch mit Gemälden verziert, und sind dazu bestimmt, den Gebäuden von außen ein großes und prächtiges Ansehn zu geben, welches sie durch hohe Thürme schwerlich erlangen dürften. Zu den berühmtesten gehören die Kuppel auf der St. Peterskirche in Rom, und die Kuppel an der Paulskirche zu London.

Küraß (Brustharnisch) (franz. cuirasse, von cuir [Leder] und dieß wieder aus dem Lateinischen von corium) ist ein Panzer von Eisenblech, welcher den schweren Cavaleristen zum Schutz gegen Säbelhiebe und Musketenkugeln gegeben wird. Da die ältesten Kürasse von Leder waren; so erhielten sie daher ihren Namen. Man hat ganze und halbe Kürasse. Kürassier (cuirassier) sind eine Gattung Reiter, die mit einem Kürasse und einer Sturmhaube bewaffnet und vom schwedischen Könige Gustav Adolph eingeführt worden sind. Dieser verwandelte nämlich zuerst die bis dahin gebräuchlichen ganzen Harnische der Reiter in bloße Brustharnische und Sturmhauben. Nachher ist der Name auch nach Abschaffung der Kürasse und Sturmhauben (welche jedoch wieder aufgekommen sind) dieser Truppengattung geblieben.

Kurbel, im Allgemeinen, eine krumm oder nach einem Winkel gebogene Handhabe, welche dazu dient, etwas damit herumzudrehen, z. B., an der Kaffeemühle. Kurbel (Gorbel an der Buchdruckerpresse) ist die eiserne Stange mit der Kurbel, welche durch die Walze läuft, vermittelst deren Wendung das Laufbrett mit dem sogenannten Karren (dem tiefen viereckigen Kasten mit der fest verkeilten Form oder gesetzten Schrift) rück- und vorwärts geschoben wird.

Kurilische Inseln, im 18ten Jahrhunderte nach und nach von den Russen entdeckt, erstrecken sich in geringer Entfernung von einander, von Kamtschatka bis an Japan und die chinesische Küste. Sie heißen, von Kamtschatka aus gegen Süden betrachtet, Schoumtschu, Poromuschyr, Schirinski, Makan Nur Assy, Onekotan, Ar Amakutan, Syasskutan, Jegarma, Tschirinkutan, Mussyr, Rakkoke, Mutowa, Rassagu, Uschischir, Ketoi, Schimuschir, Tscherpoi, Urup, Jetorpu, Kunasir, Tschikota und Matsmai, die südlichste und größte, welche nur etwas über vier deutsche Meilen von Japan entfernt ist. Diese Inseln sind, was ihre Zahl, Benennung, Größe und Beschaffenheit anlangt, bei weitem noch nicht alle bekannt. Obige zwei und zwanzig haben Namen, und die großen sind alle, die kleinen hingegen gar nicht bewohnt. Die nördlichen tragen Lerchenbäume und Fichten; die südlichen spanisches Rohr, Bambus und Weinstöcke. Die Bewohner derselben, welche ebenfalls Kurilen genannt werden (unter denen man aber auch die Bewohner der angränzenden Küste von Asien und des südlichen Kamtschatka versteht), sind Heiden, und einige derselben kommen an Sprache, Gestalt und Sitten den Japanern nahe, andere hingegen den Kamtschadalen, von denen viele, bei der Eroberung Kamtschatka's durch die Russen, sich

nach den kurilischen Inseln flüchteten. Einige der Inseln haben von beiden Stammvölkern Einwohner. Die südlichen Kurilen bestehen unter japanischer Herrschaft; viele davon sind aber ganz unabhängig; die nördlichen hingegen sind nur gewissermaßen dem russischen Reiche unterworfen, und geben, meistens nur wann sie erst dazu gezwungen worden, Geisseln, Meerottern, Füchse und anderes Pelzwerk.

Kurzsichtig (myops von dem Griechischen Mys die Maus und ops das Gesicht), nennt man Denjenigen, welcher besser in der Nähe als in der Ferne sieht. Wenn nämlich das Auge einen Gegenstand deutlich sehen soll, so gehört dazu, daß die von jedem Punkte desselben kommenden, und im Auge sich brechenden Lichtstrahlen (s. den Art. Auge), genau auf der Netzhaut des Auges sich wieder in einem Punkte sammeln, und daselbst das deutliche Bild des Gegenstandes darstellen. Bei solchen Augen, deren Hornhaut zu convex gebaut ist, deren Feuchtigkeit selbst vielleicht zu viel Brechungsfähigkeit haben, und bei deren die Linse sehr convex ist, werden die Lichtstrahlen zu sehr gebrochen, so daß sie sich schneller einander nähern, und der Vereinigungspunkt derselben vor die Netzhaut fällt, wodurch nun auf dieselben Lichtstrahlen erst dann kommen, indem sie wieder von einander abweichen und einen Kreis bilden, so daß also von dem Gegenstande kein deutliches, sondern ein verworrenes Bild auf der Netzhaut entsteht. Dieß geschieht bei entfernten Gegenständen um so mehr, weil die einzelnen Lichtstrahlen eines auf das Auge fallenden Strahlenkegels um so näher zusammenfallen (convergiren), je entfernter der Punkt, oder die Spitze des Kegels ist, von dem sie herkommen, also auch deßwegen ihr Vereinigungspunkt im Auge um so entfernter vor der Netzhaut fallen muß, folglich die wieder auseinandergehenden Lichtstrahlen ein um so undeutlicheres Bild auf der Netzhaut darstellen. Ganz nahe befindliche Gegenstände hingegen bilden aus entgegengesetztem Grunde ein ganz deutliches Bild auf der Netzhaut, werden folglich auch deutlich gesehen. Einem kurzsichtigen Auge kommt man also dadurch zu Hülfe, daß man den Gegenstand, welchen man deutlich sehen will, dem Auge so nahe rückt, als er seiner Fähigkeit, die Lichtstrahlen zu brechen, angemessen ist. Diese Entfernung, welche bei dem gesunden Auge gewöhnlich auf acht Zoll beträgt, muß bei dem kurzsichtigen Auge oft auf sechs, ja bis auf vier Zoll verringert werden. Will oder kann man dieß nicht, so muß man dem Auge ein hohlgeschliffenes Glas vorhalten, welches die Lichtstrahlen des Strahlenkegels, ehe er auf das Auge fällt, um so viel von einander entfernt, als sie das Auge zu sehr bricht. Wird dieß Verhältniß richtig getroffen, so sieht das kurzsichtige Auge alsdann eben so in die Ferne, als ein gesundes. Hieraus erhellt, daß nicht jedes Glas für jedes Auge passend ist, und man oft unter einer großen Menge derselben suchen muß, um eins zu finden, durch welches man deutlich sehen kann. Uneigentlich nennt man auch Diejenigen kurzsichtig, welche nicht im Stande sind, mit den Augen des Geistes einen weiten Gesichtskreis zu umfassen, und auf einen höhern Standpunkt gestellt, den Zusammenhang ganzer Begebenheiten zu übersehen, sondern nur einen beschränkten Kreis ihm nahe liegender Umstände und Begebenheiten zu beurtheilen aufzufassen vermag. Wie soll man aber Diejenigen nennen, welche bei völliger Gesundheit der Augen aus Modesucht mit der Brille auf der Nase allenthalben herumspazieren ohne das, was doch gar so nahe liegt, zu sehen, das nämlich die

Nachahmung eines Naturfehlers nur von einem verdorbenen Geschmacke für schön gehalten werden kann? H.

Kutschen unterscheiden sich von andern Fuhrwerken am meisten durch einen bedeckten und in Riemen hängenden Kasten. Schon in den ältesten Zeiten hatten die Könige und Fürsten besondere Wagen, deren sie sich bei feierlichen Gelegenheiten bedienten, welche aber ganz unbedeckt waren. In der Bibel werden deren bereits bei Josephs Zeiten in Aegypten erwähnt. Doch scheinen auch die bedeckten Wagen von hohem Alter zu seyn. Denn schon zu Moses Zeiten gab es bedeckte Lastwagen, und die nomadischen Scythen hatten, nach Justinus, mit Leder bedeckte Wagen, um sich vor Sonne und übler Witterung zu schützen; so auch die Spartaner, die einen solchen Wagen Kanathron nannten. Eben so ist der Sitz des Kutschers eine uralte Erfindung des Aetoliers Oxilus, welcher um 2831 das Königreich Elis in Besitz nahm. Auch die Römer hatten offene und bedeckte Wagen; auf den letztern schaffte man kranke Soldaten und alte Leute fort. Später wurde der bedeckte Wagen, welcher caruca hieß, und dessen Plinius zuerst gedenkt, erfunden; dieser wurde von Elfenbein, Erz, und endlich gar von Silber und Gold verfertigt, weßwegen auch nur Magistratspersonen und Vornehme beiderlei Geschlechts sich desselben bedienten. Er wurde von Mauleseln gezogen. Bedeckte Wagen waren also den Alten bekannt; aber hängende Wagen oder Kutschen nicht. Diese sollen in Ungarn erfunden und ihre Benennung, welche in der Sprache dieses Landes so viel als bedecken heißt, ebenfalls ungarischen Ursprungs seyn. Andere leiten das Wort von Gutsche ab, welches ehemals ein Ruhebett hieß. Schon Carl V. soll sich beim Podagra eines solchen fahrenden Ruhebetts bedient, und in demselben sogar geschlafen haben. Die Erfindung der Kutschen in Ungarn wird auf das J. 1457 gesetzt; doch soll schon Isabella, die Gemahlin Carls VI. von Frankreich, im J. 1405 in einem bedeckten, in Riemen hängenden Wagen ihren Einzug in Paris gehalten haben. Da sich anfangs nur Frauenzimmer dergleichen Wagen in Frankreich bedieneen; so nannte man sie aus diesem Grunde auch chariots damerets. Unter Franz I. erhielten die Kutschen die gehörige Einrichtung, man nannte sie carosses und versah die Oeffnungen derselben mit ledernen Vorhängen. Die erste Mannsperson, welche sich einer solchen Karosse bediente, war Raymond von Laval, ein Hofcavalier Franz I., der so dick war, daß ihn kein Pferd mehr tragen konnte. Seine und der berühmten Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois, Mätresse Franz I. Kutsche waren gegen 1540 die ersten dergleichen hängenden Fuhrwerke in Paris, und zehn Jahre später zählte man deren noch immer nicht mehr als drei. Unter Carl IX. (1560—1574) suchte der erste Parlamentspräsident, der sich vergebens bei dem Könige für die Abschaffung der Kutschen verwandt hatte, den Gebrauch derselben durch sein eigenes Beispiel einzuschränken, indem er, wenn er aufs Land reisete, seine Gemahlin und Tochter in einem schlechten, mit Stroh gefüllten Wagen fahren ließ und nebenher auf einem Maulthiere ritt. Unter Heinrich III. (1574—1589) ward die vierte Kutsche und zwar von einer Privatperson gehalten, denn bis dahin war es nur ein Vorrecht des königlichen Hauses gewesen. Heinrich IV., der bekanntlich 1610 in einer Kutsche ermordet wurde, hatte nebst seiner Gemahlin nur eine Karosse, deren sie sich gemeinschaftlich bedienten, wie aus einem Briefe erhellt, in welchem er sein Ausbleiben bei einem Freunde damit entschuldigt, daß seine Gemahlin die Kutsche gebraucht habe. Noch zu seiner Zeit pflegte Nicole von Aubespine,

eine Dame vom höchsten Range in Paris, wenn sie Besuche machte, auf einem Maulthiere hinter ihres Mannes Secretär zu reiten. Der Marschall Franz von Bassompierre brachte 1599 aus Italien die erste Kutsche mit Glasfenstern nach Frankreich. Ludwig XIV. (1642) hielt seinen Einzug in einem hängenden Wagen, und 1658 waren schon 320 Kutschen in Paris, deren Zahl nun immer höher stieg. In Deutschland bedienten sich die Kaiser und Fürsten bereits im 15ten Jahrhunderte der Kutschen; so kam Kaiser Friedrich III. 1474 in einem hängenden Wagen nach Frankfurt. 1509 hatte die Gemahlin des Churfürsten Joachim I. von Brandenburg einen ganz vergoldeten Wagen und zwölf andere mit Carmoisin beschlagene Kutschen. Der Markgraf Johann Sigismund von Brandenburg fuhr 1594 mit 36 Kutschen, deren jede mit sechs Pferden bespannt war. In Spanien soll man 1546, und in Schweden in der lezten Hälfte des 16ten Jahrhunderts die erste Kutsche gesehen haben. In England flüchtete schon 1350 die Mutter König Richards II. in einem Fuhrwerke, welches man Wirlicotes nannte; aber erst 1580 unter der Königin Elisabeth kamen die eigentlichen Kutschen aus Deutschland nach England und waren daselbst 1605 bereits allgemein. In der Schweiz waren sie 1650 noch eine Seltenheit, aber in Petersburg schon im Anfange des 18ten Jahrhunderts etwas sehr gewöhnliches. Die **Miethskutschen** (Fiacres) sollen 1650 zu Paris von Nicolaus Sauvage erfunden seyn, welcher in der Straße St. Antoine in einem Hause wohnte, an welchem der heilige Fiakre, König von Schottland, aus dem 7ten Jahrhunderte, als Schild gemalt war. Daher erhielten diese Kutschen sowol, als ihre Führer, den Namen fiacres, und der heilige Fiakre ward zugleich der Schutzpatron derselben.

Kutusow (Fürst von **Golenitschef Smolenskoi**) russischer Feldmarschall, einer der berühmtesten Feldherren der neuern und neuesten Zeit, dessen Thaten um so größer erscheinen, da sich an sie die Begebenheiten knüpfen, welche Europa von der schimpflichsten aller Unterjochungen errettet haben. Er wurde im Jahre 1745 geboren, trat 1759 in Dienst und war 1761 bereits Offizier. Er focht in Polen in den Jahren 1764—1769 und dann gegen die Türken unter **Romanzow**. Die Festung **Schiumla** wurde von ihm erstürmt und er trug später bei der Rebellion **Pugatschews** viel zu dessen Bezwingung bei. 1788 war er nicht minder bei der Eroberung **Oczakows**, nachdem er ein Jahr früher schon zum General-Gouverneur in der **Krimm** war ernannt worden. Eine bedenkliche Verwundung, die er bei Erstürmung von **Oczakow** erhielt, beraubte ihn seines rechten Auges. Mit dem Prinzen von Coburg vereint half er den Sieg von **Sokſan** erfechten und in dem merkwürdigen Kampfe von **Rimnik** (am 31sten Dec. 1789) that er Wunder der Tapferkeit. Nach der Erstürmung Ismails unter **Suwarow**, der überhaupt als Kutusow's Vorbild zu betrachten, wurde er von seiner von ihm angebeteten Kaiserin zum Generallieutenant erhoben. Bei den nun bald erfolgenden Unterhandlungen mit der Pforte wurde er nicht minder gebraucht, und er erwarb sich hier auch den Ruhm eines gewandten **Diplomaten**. Im Jahre 1793 ging Kutusow als Gesandter nach Constantinopel und in dem bald darauf wieder eintretenden polnischen Kriege finden wir ihn bei der russischen Occupationsarmee unter **Suwarow**, und so auch bei dem blutigen furchtbaren Tage von **Praga** (s. den Art.). Nach hergestellter Ruhe erhielt Kutusow erst das Generalcommando von **Finnland** und ward dann,

von Paul dazu ernannt, General-Gouverneur von Lithauen, wo er mehrere Jahre in Wilna lebte und ein Studium nachzuholen suchte, was er in der stürmischen Jugend und als Mann hatte versäumen müssen. Eine kurze Zeit war er nun auf dem wichtigen Gesandtschaftsposten zu Berlin, kehrte aber bald nach Wilna in sein General-Gouvernement zurück. Im Jahre 1805 erhielt er, schon damals 60 Jahre alt, vom Kaiser Alexander das Commando des ersten russischen Armeecorps gegen die Franzosen. Er führte sein Corps gegen den Inn und traf daselbst nach der unvorhergesehenen Capitulation von Ulm ein. Er zog das kleine österreichische Corps des Generals Kienmayer an sich und hielt den ganzen Andrang der französischen Armee auf. Auf dem rechten Donauufer, auf welches er überging, wurde er von den Franzosen lebhaft verfolgt und mußte mehrere Gefechte, namentlich den 18ten und 19ten Novbr. das glückliche bei Dürnstein gegen den Marschall Mortier bestehen. Zur Belohnung seines Benehmens schickte ihm der deutsche Kaiser bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Marie-Theresienordens. Nachdem er sich hierauf mit den andern russischen Corps vereinigt hatte, commandirte er unter dem Kaiser Alexander die alliirte Armee bei Austerlitz, wo er verwundet wurde und zugleich seinen Schwiegersohn, einen hoffnungsvollen jungen Mann, verlor. In dem letzten Türkenkriege ward ihm vom Kaiser Alexander der Auftrag ertheilt, den Kampf an der Donau zu beendigen. Nachdem dieß geschehen und Kutusow nach Rußland zurückgekehrt war, erhielt er, nachdem Barclay de Tolly dasselbe nach den ersten rückgängigen Bewegungen abgegeben hatte, jetzt ein siebenzigjähriger Greis, das Obercommando über die russische Armee in dem russisch-französischen Kriege von 1812. In der Schlacht bei Mosaisk (in der Barclay de Tolly und Bagration unter ihm befehligten), welche hartnäckig und mörderisch mit abwechselndem Glücke 10 Stunden gedauert hatte, gab er, nachdem die Widerstandskraft der Russen erschöpft war, das Zeichen zum Rückzuge und marschirte auf Moscau zu, damit ihm dahin der Feind folgen möchte. Kaum hatte er diese Stadt erreicht, als auch sein Gegner bereits vor den Thoren derselben erschien. Kutusow verließ seine genommene Stellung und richtete, während Napoleon glaubte, er werde sich nach Asien wenden, seinen Marsch nach Süden, wo er sich bei Tula und Kaluga in der Flanke der französischen Armee von neuem aufstellte. Unterdessen nöthigte der Brand von Moscau, durch welchen Napoleon die Grundlage des zu unterhandelnden Friedens verloren hatte, diesen zum Rückzuge. Vorher wollte er noch versuchen, welche Vortheile ihm betrügerische Verschlagenheit in den angeknüpften Unterhandlungen gewähren dürfte; aber Kutusow begegnete jeder von Napoleon angewandten List mit scharfsinniger Würdigung der obwaltenden Verhältnisse, und gewann dadurch den unschätzbaren Vortheil, daß die Jahrszeit vorrückte und der Eintritt des Winters die natürliche Stärke der Russen vermehrte. Als endlich kein Augenblick mehr zu verlieren war, hatte Napoleon kaum das Zeichen zum Aufbruche gegeben, als Kutusow's rechter Flügel die französische Reiterei bei Tarutino überfiel und einen großen Theil derselben vernichtete. Bei Malo-Jaroslawetz wollte Napoleon Kutusow's linken Flügel aufreiben, damit der Rückzug der Franzosen auf Smolensk desto gefahrloser bewerkstelligt werden könnte; allein Kutusow leistete einen Widerstand, der die Absichten des französischen Kaisers vereitelte, und hatte, ehe Napoleon über Smolensk bei Krasnoi anlangen konnte, diese Gegend be-

reits durch einen Flankenmarsch gewonnen, wo er mit Ungeduld seinen Gegner erwartete. Kaum war demnach dieser angelangt, als von beiden Seiten mit erneuerter Erbitterung gekämpft wurde. Kutusow schlug an dem einen Tage die Armee des Fürsten von Eckmühl, am folgenden die Arriergarde des Herzogs von Elchingen. Mehr als 20,000 Gefangene, Beute ohne Maß, und unter dieser mehrere französische Adler, waren der Lohn von Kutusow's Anstrengungen. Er stellte dann die Verfolgung des Feindes für einige Tage ein. Zur Verewigung dieser Siege erhielt er vom Kaiser Alexander den Beinamen des Smolenskers. Da er wußte, welches Schicksal den fliehenden Feind an den Ufern der Beresina erwartete: so folgte er nur langsam, und der Feldzug war bereits beendigt, als er bei Wilna anlangte, wo er seinen Kaiser empfing. Dieser Feldzug hatte Kutusow's körperliche Kräfte erschöpft, für die Fortsetzung desselben war er nicht gestimmt; denn ihm, dem mehr als siebenzigjährigen Greise, schien es ein allzu kühner Gedanke, den Feind in dem Wohnsitze seiner Macht anzugreifen. Nachdem er noch aus Kalisch die merkwürdige russische Proklamation, in welcher die Sache Europa's, Deutschlands und der allgemeinen Menschheit mit so eindringlicher Beredsamkeit geführt war, erlassen hatte, starb er zu Bunzlau am 28. April 1813 und ward als derjenige Held betrauert, der durch den Charakter seiner Maßregeln und durch seinen Sieg bei Smolensk den entscheidensten Einfluß auf den Ausgang des französisch-russischen Feldzugs, und auf die segensreiche Befreiung des ganzen Europa, gehabt habe.

Kux, Kuxe, (die Benenung jedes der hundert acht und zwanzig Theile, in welche ein Bergwerk oder eine Zeche [Schmelzhütte] eingetheilt wird) soll aus der slavonischen Sprache abstammen, wo Kukus ein Theil, und Kutsen theilen heißt. Andere leiten diesen Namen von einen Schneeberger her, der Kux geheißen und die Eintheilung der Zechen zuerst aufgebracht haben soll. Zuweilen wird eine Zeche auch in Schichte getheit, wo alsdann zwei und dreißig Kuxe eine Schicht ausmachen. Vier Kuxe heißen ein Stamm, oder ein Zweiunddreißigtheil, und folglich machen zwei und dreißig Stamm eine ganze Zeche oder hundert acht und zwanzig Kuxe aus. Ein Erbkux (Erb- oder Ackertheil) ist ein solcher, welcher von demjenigen, auf dessen Grund und Boden das Bergwerk liegt, frei gebaut wird und gewöhnlich aus vier Kuxen besteht, wogegen aber der Grundherr verpflichtet ist, das nöthige Holz zu den Schachten- Gruben und Stollen, aber nicht zu den Häusern, Schmelz- und Kohlenhütten, unentgeltlich zu liefern. Ein Kux wird, wenn das Ganze in Gesellschafft gebaut und unter die einzelnen Theilnehmer vertheilt ist (Bergantheil), in diesem Falle zu den liegenden Gründen des jedesmaligen Besitzers gerechnet.

Kyau (Friedrich Wilhelm, Freiherr von) erregte zu seiner Zeit durch seine unerschöpfliche Laune viel Aufsehen, und hat sich durch seine witzigen Einfälle auch bis jetzt noch in lebhaftem Andenken erhalten. Er war 1654 zu Oberstrohwalde geboren, diente von seinem 17ten Jahre an unter der brandenburgischen Armee als Gemeiner, avancirte erst nach zehn Jahren zum Unteroffizier und Fähnrich, und war schon damals als ein aufgeweckter Kopf bekannt; allein eine verunglückte Posse zog ihm Arrest in Spandau zu. Als er auf Vorbitten der Churfürstin von Brandenburg losgelassen worden war, nöthigte ihn ein Duell, nach Sachsen zu fliehen und Kriegsdienste zu nehmen. Seine frohe und satyrische Laune machte ihn bald am Hofe des Königs

von Polen und Churfürsten von Sachsen, Augusts II., beliebt; er stieg in kurzem bis zum Generaladjudanten des Königs, und mußte daher beständig bei demselben seyn; endlich erhielt er auf seine, auf eine schwankhafte Weise vorgetragene Bitte die Stelle eines Generallieutenants und Commandanten des Königsteins, welche er von da an seine steinene Frau (er war nie verheirathet) nannte, und der er auch bis an seinen Tod, 1733, treu blieb. Sein Charakter war brav; er haßte alle Schmeichelei, und rügte begangene Fehler mit der größten Freimüthigkeit. Ohne den Namen eines Spaßmachers zu führen, diente er dem ganzen Hofe zur Belustigung, und behauptete dessen ungeachtet seine Würde, da er weniger sich, als Andere, zum Gegenstande des Gelächters machte. Wenn er auch bisweilen kindische oder unanständige Scherze trieb, so war dies theils Fehler seines Zeitalters, theils erreichte er dadurch oft am sichersten seinen Zweck, sich gegen den Muthwillen Anderer zu schützen; und Niemand fühlte seine Geissel mehr, als die Höflinge, die auf ihren Adel stolz waren. Noch in den neuesten Zeiten hat man diesen Mann einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt und zwei verschiedene Lebensbeschreibungen desselben geliefert, deren Eine 1796 zu Freistadt, die andere von Wilhelmi, 1797 zu Leipzig erschienen ist.

L.

L. Dieser Buchstabe, welcher gewöhnlich die Zahl 50 bezeichnet, dient zu vielen Abreviaturen, besonders bei Inschriften. Er bezeichnet die Worte locus (der Ort), z. B. in der Unterschrift L. S. (loco sigilli, statt des Siegels), liber, libertus, libens, lubens, lares, den Namen Lucius u. a. Im Französischen Livre; auf französischen Münzen den Münzort Bayonne. Im Englischen L. L. D. Doctor der Rechte. Auf deutschen Münzen heißt L. M. Land-Münze. Bei den Kaufleuten bedeutet L. Loth.

Laar (Laer, Peter von), mit dem Beinamen il Bamboccio, ein Maler, geboren 1613 zu Laar, einem Dorfe, nahe bei Naarden in Holland, starb zu Harlem im J. 1675. Jenen Beinamen erhielt er bei seinem Aufenthalte in Rom, theils seiner sonderbaren Gesichtsbildung, theils seiner fratzenhaften Darstellungen wegen (Bambocciaden), welche er in Umlauf brachte. Schon in seiner frühesten Jugend war er stets damit beschäftigt, alle Gegenstände, die ihm zu Gesichte kamen, abzuzeichnen. Sein Gedächtniß leistete ihm dabei so vortreffliche Dienste, daß er im Stande war, Gegenstände, die er vor langer Zeit, oder auch nur ein einziges Mal, gesehen hatte, mit der größten Aehnlichkeit darzustellen. Uebrigens war er auch einer der größten Musiker seiner Zeit. Der Kummer, welchen er darüber empfand, daß man den Werken des Wouvermans vor den seinigen den Vorzug gab, wurde die Ursache seines Todes. Er hat sich nur in kleinen Gegenständen als in Jahrmärkten, Kinderspielen, Jagden, Landschaften und dergleichen versucht. Aber dennoch herrscht in seinen Gemälden ein beträchtlicher Aufwand von Kraft, Geist und Annehmlichkeit. Das pariser Museum besaß mehrere seiner Arbeiten.

Labé (Louise) bekannt unter dem Namen der schönen Seilerin (la belle Cordière), wurde 1526, oder 1527 zu Lyon geboren. Ihr Vater ließ ihr eine sorgfältige Erziehung geben; sie lernte Musik, mehrere Sprachen, und erhielt sogar Unterricht im Reiten und andern militärischen Uebungen. So kam es, daß sie sich für den Soldatenstand bestimmte, und schon im 16ten Jahre (1543) mit der französischen Armee der Belagerung von Perpignan beiwohnte. Ihr Kriegsname war Capitaine Loys. Unter den Lobsprüchen, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller ertheilten, rühmen sie besonders die Stärke ihres Arms, ihren Muth und ihre kriegerischen Thaten. Aber schon der erste Feldzug, an dem sie Antheil nahm, fiel nicht glücklich aus; die Franzosen waren genöthigt, die Belagerung von Perpignan aufzuheben. Nun leistete Louise auf den Militärdienst Verzicht, um sich ganz dem Studium der Wissenschaften, der Poesie und nicht minder der Liebe zu widmen. Sie heirathete einen sehr reichen Seiler, Ennemond Perrin, und konnte nun ihrer Neigung zur Literatur Genüge leisten. Mit mehrern angenehmen Talenten verband sie eine nicht mittelmäßige Kenntniß der griechischen, lateinischen, spanischen und italienischen Sprache. Ihr Haus war ein Sammelplatz aller liebenswürdigen Leute und schönen Geister. Sie selbst erregte und verdiente auch in gewisser Rücksicht die Bewunderung der gleichzeitigen Dichter, welche sie unter die Musen zählten; aber nicht minder auch den Neid der Frauen zu Lyon, welche ihr, um sich dafür zu rächen, daß sie ihnen ihre Männer und Liebhaber untreu machte, ihre Liebeshändel vorwarfen. Einige ihrer Gedichte beweisen, daß sie weder für das Lob ihrer Schmeichler, noch für die Spöttereien ihrer Nebenbuhlerinnen gleichgültig war. Sie war eine Freundin Clementias von Bourges, die gleichfalls eben so sehr durch ihre Gedichte, als durch ihre Liebeshändels berühmt ist; aber beide Frauen wurden die tödtlichsten Feindinnen. Clementia hatte nämlich Louisen die Geheimnisse ihres Herzens anvertraut, und diese machte jener ihren Liebhaber ungetreu. Gleichzeitige Schriftsteller haben, verschiedene Meinungen über die Tugend der schönen Seilerin geäußert; einige haben ihre Keuschheit gerühmt, andere ihr Ausschweifungen vorgeworfen. Sie scheint überhaupt die Leontium ihrer Zeit gewesen zu seyn. Verdier sagt von ihr, sie habe Fürsten, Grafen, Edelleuten und andern Personen von Auszeichnung den Zutritt in ihrem Hause gestattet, und sie mit geistreicher Unterhaltung, mit Vokal- und Instrumentalmusik, mit Lesung lateinischer, spanischer und italienischer Bücher, mit auserlesenen Gerichten und dergleichen bewirthet; setzt aber auch mit der Offenheit und Derbheit, die sein Jahrhundert charakterisiren, hinzu, sie habe sich denjenigen, die im Stande gewesen, zu bezahlen, hingegeben, jedoch nicht Jedermann, besonders nicht gemeinen und schlechten Leuten, so viel Geld ihr auch diese versprochen haben möchten. Auch habe sie den Gelehrten dem größten Fürsten vorgezogen und oft dem liebenswürdigen und verdienten Manne umsonst zugestanden, was sie dem reichen Dummkopfe für große Summen verweigert habe. Uebrigens zeigen mehrere ihrer Poesien, besonders das achtzehnte Sonett, gegen ihre Keuschheit. Sie scheint nach und nach alle Perioden der Liebe durchlaufen zu seyn; anfangs treue und leidenschaftliche Geliebte, hernach gefallsüchtige Coquette, ward sie endlich im weitesten Umfange des Worts zur Buhlerin. Doch gereicht es ihr zur Entschuldigung, daß sie zu einer Zeit lebte, wo die Galanterie als Ehrensache betrachtet wurde, und wo sie selbst von einem Schwarme liebenswürdiger

Wüstlinge umgeben war. Ihre Großherzigkeit, ihr Geschmack für die Wissenschaften, so wie ihre mannichfaltigen und für ihre Zeit sehr ungewöhnlichen Talente, verwischen jedoch in den Augen der meisten ihrer Zeitgenossen jene Flecken ihrer Lebensweise sehr. Die großen und zahlreichen Beweise von Achtung und Verehrung, welche ihr gleichzeitige Schriftsteller gegeben haben, so wie der Umstand, daß die Straße in Lyon, wo ihr Haus befindlich war, ihren Namen erhielt, alles dieß zeigt von der hohen Achtung, in welcher sie zu ihrer Zeit stand. In einer Geschichte von Lyon wird sogar gesagt, es scheine, als sey sie von Gott dazu bestimmt gewesen, wie ein Wunder unter den Sterblichen angestaunt zu werden. Dichter haben ihre Schönheit ausnehmend gerühmt, prosaische Schriftsteller hingegen behauptet, sie sey weniger schön als liebenswürdig gewesen. Alle stimmen jedoch darin überein, daß die Annehmlichkeit ihres Umgangs, ihr Geist, ihr Wissen, ihre Talente, die Verse, welche sie dichtete und unter Begleitung der Laute sang, ihre zahlreichen und ausgezeichneten Anbeter mit unwiderstehlichen Banden gefesselt habe. Ihre Werke sind folgende: Epistel an Clementia von Bourges, mit vielem Geiste geschrieben: der Kampf der Liebe und der Thorheit, in Prosa, worin Reiz und Erfindung herrscht; drei Elegieen; vier und zwanzig Sonette, von denen das erste in italienischer Sprache abgefaßt ist. Die erste Ausgabe dieser Schriften erschien im Jahre 1555.

Labédoyère (der Obrist), wird dadurch, daß er der erste höhere Offizier nach Bonapartes Rückkehr von Elba auf dessen Zug von Cannes nach Paris zu ihm in Grenoble an der Spitze seines Regiments überging, und hiedurch dem Usurpator festen Fuß machte, in der Geschichte unvergeßlich bleiben. Von guter Familie in Paris geboren, warf er sich früh in die militärische Laufbahn, zeichnete sich durch Kenntnisse und vorzügliche Tapferkeit aus, und war, noch nicht 30 Jahre alt, Oberst eines Infanterie-Regiments, als Ludwig XVIII. nach Frankreich kam. Er huldigte ihn, wie alle andere Chefs in der Armee. Bei Napoleons Rückkehr 1815 aber, da er mit seinem Regimente gegen denselben nach Dauphiné geschickt worden, war er der Erste, der bei Grenoble zu des Usurpators Fahnen überging, und so der Lavine des darauf allgemein gewordenen Abfalls den ersten Stoß gab. Napoleon ernannte ihn zum Brigade-General und Pair von Frankreich. Von den Schlachtfeldern von Flerus und Waterloo kehrte er nach Paris zurück, und sprach, nach Bonapartes Thronentsagung, noch heftig für die Anerkennung Napoleons II. Nach der pariser Capitulation begab er sich zur Loire-Armee, ward bald darauf arretirt, nach Paris gebracht, und vor ein Kriegsrecht gestellt, welches ihn zum Tode verurtheilte. Er ward am 19ten August 1815 auf der Ebene von Grenelle erschossen.

Labesnadiere (le Chevalier de), Director der politischen Arbeiten im französischen Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten, welchen wichtigen Posten er durch Talent und Gewandheit fast bei allem Wechsel der eigentlichen Minister und bei den entgegengesetztesten Stellungen Frankreichs, immer zu behaupten gewußt hat. Man darf ihn unbedenklich als einen der geübtesten und gewandtesten Diplomatiker unserer Zeit nennen. Er war Mitglied des Oratorien-Ordens (wie Fouché) als die Revolution eintrat. Er umfaßte diese mit der Lebendigkeit der ersten Jugend, ging nach Paris und wurde hier als gemeiner Schreiber in der Canzlei des auswärtigen Ministeriums an-

gestellt. Er schwang sich nun von einer Stufe zur andern bis zum eigentlichen Chef derselben empor. Er war unterm Directorio, unter Bonaparte, der ihn 1813 noch zum Staatsrath ernannte, eben so geachtet, als er es wieder unter Ludwig XVIII ist. Beim wiener Congresse begleitete er die französische Gesandtschaft, und von ihm wurden die Noten derselben entworfen, welche die sanguinischen Hoffnungen und Projecte mehrerer Höfe und Gesandtschaften gewaltig hemmten, unterbrachen und die alte Ehre der Kunst der französischen Diplomatie in einem Zeitpunkte aufrecht erhielten, als dem französischen Cabinette kaum eine Stimme zuzustehen schien. Nach der Schlacht bei **Belle alliance** wurde er von der provisorischen Regierung gebraucht, um mit **Wellington** und **Blücher** einen Waffenstillstand zu unterhandeln.

Labrador (Estotiland, Terra de Labrador, **Neubrittannien**, **das Land der Eskimos**), eine große Halbinsel des nördlichen Amerika, ist gegen Norden durch die Hudsonsbay und Hudsons-Meerenge von den Ländern unter dem Nordpole abgesondert, und wird gegen Morgen durch das Nordmeer, gegen Süden durch Canada und gegen Westen durch noch unbekannte Länder begränzt. Sie gehört den Engländern und wird gegen Süden von den Eskimos (s. d. Art.), einer wilden Nation, bewohnt. Die Luft daselbst ist überaus kalt, und das Land wegen seiner großen Gebirge und Wälder nur an den Küsten bekannt. Es gibt hier einige Factoreien englischer Kaufleute von der Hudsonsbay-Compagnie, deren eigentlicher Sitz in London ist. Pelz- und Seethiere sind nebst dem bekannten **Labradorsteine** (einer Art Feldspath, welcher der Hauptfarbe nach grau ist, dessen Fläche aber, in verschiedenen Richtungen gegen das Auge gewandt, die mannichfaltigsten und schönsten Farben spielt) die einzigen Gegenstände des hiesigen Handels. In den neuern Zeiten haben sich auch Missionen von evangelischen Brüdern hier niedergelassen. Schon im Jahre 1500 ward diese Halbinsel von dem Portugiesen, **Caspar Cortereal**, entdeckt. 1796 sind die meisten dortigen Etablissements vom französischen Admiral Richery zerstört worden, welcher darauf eine ähnliche Unternehmung auf Neufoundland ausführte.

Labyrinth (**Irrgarten**) nannte man bei den Alten ein großes künstliches Gebäude, welches eine solche Menge gegen einander laufender Gänge und Zimmer enthielt, daß man sich darin leicht verirren konnte. Es sind vorzüglich drei Labyrinthe der Alten merkwürdig: das **ägyptische Labyrinth**, unter allen das berühmteste, befand sich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, nicht weit von Krokodilopolis, in der Gegend, welche jetzt Fejum heißt. Nach Einigen soll es von den zwölf Fürsten (650 vor Chr.), nach Andern von Psammitichus, nach Andern von Ismandes, der daselbst auch begraben liegen soll, erbaut worden seyn. Es ist allem Vermuthen nach nur ein Grabmal gewesen. Das Gebäude, halb über, halb unter der Erde, war eins der schönsten der alten Welt, und soll 3000 Säle oder Zimmer enthalten haben, deren ganze Einrichtung eine architektonisch symbolische Darstellung des Thierkreises und des Sonnensystems gewesen zu seyn scheint. Alle diese Säle waren von einer gemeinschaftlichen Mauer eingeschlossen und rings herum mit Säulen umgeben, die Wege aber, welche zu den Palästen führten, so verwickelt angelegt, daß kein Fremder ohne Führer sich wieder herausfinden konnte. Die Länge betrug über ein Stadium. In den untern Zimmern sollen die Särge der Erbauer des Labyrinths und der

h. Crocodile aufbewahrt worden seyn, die obern Zimmer aber an Kunst und Pracht alle andere menschliche Werke übertroffen haben. Jetzt sollen in diesem Labyrinthe nur noch hundert und funfzig Zimmer zugänglich seyn, Schutt und Finsterniß aber den Eingang in die übrigen verbieten. Ueber den innern Bau und die Bestimmung des kretensischen Labyrinths ist fast noch weniger bekannt, als über das vorhergehende. Alte Schriftsteller meinten, es sey diese unterirdische Höhle von Dädalus nach einem verjüngten Maßstabe des ägyptischen, auf Befehl des Minos, der hier den Minotaurus einsperrte, erbaut worden. Schon zu Diodors und Plinius Zeiten war dieß Labyrinth nicht mehr vorhanden: ja, man wußte nicht einmal die Zeit seiner Zerstörung. Das Labyrinth zu Clusium war vom Könige Porsenna, wahrscheinlich zu seinem eigenen Grabmale, erbaut worden. Es war viereckig, von Stein, und hatte 50 Fuß in der Höhe, dreißig an jeder Seite in der Breite. Auf jeder Ecke stand eine Pyramide, und eine in der Mitte, jede hundert und funfzig Fuß hoch, und unten fünf und siebenzig breit. Uebrigens waren diese Gebäude nicht des Verirrens wegen erbaut, sondern hatten nur zufällig diese Eigenschaft, weßhalb man jede verworrene, schwer zu entwickelnde Mannichfaltigkeit von Dingen ein Labyrinth oder labyrinthisch (irrvoll, verwickelt) nannte. Die Anatomen nennen die aus vielfach gewundenen Gängen bestehende Höhle des Ohres ebenfalls Labyrinth.

Lacaille, s. Caille La.

Lacedämon, nach einer alten Mythe ein Sohn Jupiters und der Nymphe Taygete, heirathete die Sparta, des Königs der Leleger, Eurotas, Tochter, ward sein Nachfolger in der Regierung und gab dem Lande seinen Namen Lacedämon, so wie der von ihm erbauten Stadt den Namen seiner Gemahlin Sparta. Nach der gewöhnlichen Zeitrechnung muß aber dieser Lacedämon wenigstens 150 Jahre später als Eurotas gelebt haben. Uebrigens schließt man aus der ihm beigelegten Abkunft von Jupiter und der Nymphe Taygete, daß er, wie alle Helenen, ein Abkömmling Deukalions, und eins von den Häuptern der achäischen Colonie gewesen sey, welche Archander und Architeles, die Enkel des Xuthus, nach ihrer Vertreibung aus Phthiotis, nach Lakonien führten, woselbst es Lacedämon geglückt sey, die Eingebornen wo nicht vollkommen zu unterwerfen, sie doch wenigstens zu bereden, die Colonie unter sich aufzunehmen, und sich mit ihr unter dem gemeinschaftlichen Namen der Lacedämonier zu vereinigen. Unter Lacedämons Nachfolgern ist vorzüglich Tyndarus (Tyndareus) merkwürdig, in dessen Söhnen, Castor und Pollux, das männliche Geschlecht Lacedämons ausstarb, und der Thron an die weibliche Linie desselben kam, indem Helena durch ihre Verheirathung an den Menelaus (zwischen welchem und Lacedämon fünf Könige über Sparta geherrscht hatten) diesen zum Könige von Lacedämon machte. Menelaus hinterließ nur zwei uneheliche Söhne, Nicostratus und Megapenthes; die Lacedämonier erwählten daher Agamemnons Sohn, Orestes, welcher Menelaus Tochter, Hermione, geheirathet hatte, zum Könige, und dieser vereinigte Argos und Mycene mit seinem neuen Reiche. Unter seinem Sohne und Nachfolger, Tisamenus, wurde Lacedämon im Jahre der Welt 2881 von den Herakliden erobert, welche daselbst eine Dyarchie (d. h. eine Regierung von zwei Königen) errichteten. Da nämlich aber die Erstburt der beiden Zwillingssöhne des Aristodemus, Eurysthenes

und Prokles, weder die Mutter, noch das delphische Orakel, entscheiden wollten; so bekamen beide Lakonien, welches eigentlich eine Provinz von Lacedämon war, nachher aber auch für dieses selbst genommen wurde, gemeinschaftlich, und es wurde bestimmt, daß auch ihre Nachkommen vereint herrschen sollten. Einstweilen standen sie unter der Vormundschaft ihres mütterlichen Oheims, Theras. Indessen hatten die Lacedämonier wenig Ursache, sich über die Ankunft dieser Fremdlinge zu freuen, deren wilde Tapferkeit unter sieben Regenten aus den beiden Häusern, in einem Zeitraume von beinahe 200 Jahren das ganze Land verwüstete, und sich am Ende selbst aufrieb. Die sieben Regenten unter den Euristheniden hießen: Euristhenes, Agis, (daher die Nachfolger Agiden), Echestratus, Labotas, Dorysſus, Agesilaus und Archelaus; die der Prokliden waren: Prokles, Sous, Eurypon (daher die Eurypontiden), Prytanis, Eunomus, Polydektes und Charilaus. Diese Könige lebten nicht allein mit ihren Nachbarn, besonders mit den Archivern, in steten Kriegen, sondern behandelten sich auch unter einander feindselig. Schon Eurysthenes und Prokles waren nie einig, und diese Zwietracht trug sich auch auf ihre Nachkommen über. Die Folge davon war, daß die königliche Gewalt geschwächt, die des Volks dagegen immer größer wurde. Aus einer beschränkten Monarchie, oder vielmehr Dyarchie, ward in kurzem eine verworfene Ochlokratie. Jetzt ward, zum Heile von Lacedämon, Lykurgus geboren (s. d. Art.). Er, der einzige Mann, zu welchem jetzt alle Parteien Zutrauen hatten, gründete daher, selbst unter dem Beistande der Götter, deren Orakel er hatte befragen lassen, eine neue Staatsverfassung in Lacedämon (gegen 880 v. Chr.; s. d. Art. Lykurgus), und ward durch seine Gesetzgebung der Wiederhersteller und Wohlthäter seines Vaterlandes. Nachdem durch ihn Lacedämon neue Stärke erhalten hatte, ergoß es diese bald in neue Kämpfe gegen seine Nachbarn. Vorzüglich bewies sich die erhöhte innere Kraft Sparta's (so nennt man, nach der Hauptstadt, Lacedämon, und die Lacedämonier auch Spartaner) in den beiden langwierigen Kriegen mit den Messeniern, die sich endlich mit der gänzlichen Eroberung des Landes und der Unterjochung dieses tapfern Volks endigten. Endlich erlangte Sparta unter seinem Könige Leonidas, durch dessen Kampf bei Thermopylä gegen die Perser (s. Leonidas), den höchsten Ruhm und die Hochachtung aller griechischen Völker so sehr, daß selbst Athen es sich gefallen ließ, den Spartanern den Oberbefehl über alle verbündete griechische Völker, sowol zu Lande, als zu Wasser, zuzugestehen. In der That stellten auch die Spartaner in dem persischen Kriege eine sehr ansehnliche Landmacht auf, welche in Vereinigung mit Athen und den übrigen griechischen Bundesgenossen, unter Anführung des Pausanias, der statt des jungen Plistarch (des Leonidas Sohn) die obervormundschaftliche Regierung führte, die berühmte Schlacht bei Platäa gewann. Mit gleichem Glücke focht auch die griechische Flotte, unter Anführung des spartanischen Königs Leotychides und des athieniensischen Feldherrn Xantippus, gegen die Perser, und schlug sie bei Mykale in einem Treffen zu Lande, dem die Vernichtung ihrer ganzen Flotte folgte. Nicht nur die politische Macht Sparta's hatte jetzt einen hohen Grad erreicht, sondern es begann auch, sich im gesellschaftlichen Leben auszubilden. Zu gleicher Zeit ward auch die Gewalt der Könige sehr eingeschränkt, wogegen die Ephoren die ihrige immer weiter auszudehnen begannen. Nachdem der gemeinschaftliche Feind, Persien, besiegt war, fingen die, einmal

an den Krieg gewöhnten griechischen Staaten an, sich unter einander anzufeinden. Besonders erwachte Sparta's Eifersucht gegen Athen, und ging am Ende so weit, daß die Lacedämonier es wagten, unter dem Vorwande, die Perser möchten bei einem etwanigen neuen Kriege einen festen und haltbaren Ort in Griechenland finden, Athen von der Aufbauung ihrer Mauern und der Befestigung des Piräus abhalten zu wollen. Themistokles, der die wahren Beweggründe dieser Anmaßung wohl kannte, täuschte Sparta durch eine List, welche jedoch den Unwillen und die Eifersucht dieses Staats gegen Athen noch immer mehr reizte. Hierzu kam, daß Pausanias Uebermuth und tyrannisches Betragen gegen die Bundesgenossen das Mißtrauen aller griechischen Staaten gegen Sparta auf den höchsten Grad erhob. Die meisten Bundesgenossen fielen daher von Sparta ab, und unterwarfen sich dem Oberbefehle der Athenienser. Sparta betrug sich nun mit einer Mäßigkeit, welche die Athenienser zu einem Uebermuthe reizte, der die Verbündeten wiederum den Spartanern zuführte. Diese rüsteten sich jetzt insgeheim; Athen hingegen hob das Bündniß mit Sparta öffentlich und förmlich auf, und fing endlich die Feindseligkeiten zuerst an. Nun begann der peloponnesische Krieg, dessen Ausgang Sparta auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehns erhob, und Athen gänzlich demüthigte. Bald aber wurde durch die Eifersucht zwischen Lysander und dem spartanischen Könige Pausanias die Revolution, welche Athen von den dreißig Tyrannen befreiete, glücklich zu Stande gebracht. Hierauf standen die Spartaner dem jüngern Cyrus nachdrücklich gegen seinen Bruder Artaxerxes Mnemon bei. Dem unglücklichen Ausgange dieser Empörung folgte ein neuer Krieg zwischen Sparta und Artaxerxes, welchen Agesilaus mit einem Glücke führte, wodurch der persische Thron bis in seine Grundfeste erschüttert wurde. Aber was die Tapferkeit der Perser nicht vermochte, bewirkte ihre Politik. Durch ungeheure Bestechungen hetzten sie Athen, Theben, Korinth und einige peloponnesische Völker gegen Sparta auf, und erregten so einen Krieg gegen letzteres, der es nöthigte, den großen Agesilaus nach Hause zu rufen. Dieser siegte auf seinem Rückmarsche bei Koronäa über die Böotier; der atheniensische Feldherr Konon hingegen schlug die spartanische Flotte, unter ihrem Anführer Pisander, bei Cindos, und eroberte funfzig Galeeren. Dieser unter dem Namen des korinthischen oder böotischen bekannte Krieg dauerte acht Jahre, in welchem Sparta weniger glücklich war, Athen hingegen durch die Siege seines Admirals Konon und dessen glückliche Unternehmungen an den spartanischen Küsten, und gegen einige Inseln im ägäischen Meere, neuen Ruhm und einen bedeutenden Zuwachs seiner Macht erwarb. Sparta sandte nun den klugen Antalcidas an den König von Persien, um Frieden zu erhalten, und ihn von dem Bunde mit Athen abwendig zu machen. Da Athen durch sein übermüthiges Betragen die Perser gegen sich aufgebracht hatte; so erreichte Antalcidas seinen Zweck, und schloß im Jahre 388 vor Chr. Geb. den berühmten, nach ihm benannten antalcidischen Frieden, der für Persien freilich sehr vortheilhaft war, aber doch Sparta von seinen Feinden befreite. Die unlautern und ehrgeizigen Absichten Sparta's bei Abschließung dieses Friedens zeigten sich bald: es fuhr fort, seine Bundesgenossen zu unterdrücken, und überall Zwietracht zu erregen, um sich nachher die richterliche Entscheidung anmaßen zu können. Außer mehrern von demselben verübten Gewaltthätigkeiten, fiel es ohne Grund die Stadt und Festung Theben an, bemächtigte sich derselben

und führte daselbst eine aristokratische Regierung ein. Da Theben sich durch eine Revolution wieder frei machte; so kam es zu dem berühmten **thebanischen** Kriege, an dem auch Athen Theil nahm, und zwar anfangs gegen, nachher aber für Sparta. Letzteres wurde durch diesen Krieg dergestalt geschwächt, daß es von jetzt an aufhörte, eine bedeutende Rolle in Griechenland zu spielen. Da so kein Staat in Griechenland Macht genug besaß, um sich an die Spitze der übrigen stellen zu können; so gelang es dem macedonischen Könige Philipp um so leichter, sich zum Oberherrn von ganz Griechenland zu machen. Nachdem bereits fast ganz Griechenland diese Oberherrschaft des macedonischen Königs anerkannt hatte, wagte es noch **Agis**, König von Sparta, ein geschworner Feind der Macedonier, sich diesen zu widersetzen. Sein muthiger Sinn ward nicht vom Glücke begünstigt; er verlor sein Leben in einer Schlacht gegen Antipater, hinterließ aber den Ruhm eines der tapfersten und tugendhaftesten spartanischen Fürsten. **Archidamus IV.** wurde von Demetrius Poliorcetes bekriegt, und Sparta nur mit Mühe gerettet. Gleich darauf ereigneten sich neue, gefährliche Unruhen. **Kleonymus**, ein Neffe des Königs Areus, faßte verderbliche Anschläge gegen sein Vaterland, und rief den Pyrrhus herbei. Der Anschlag mißlang, theils durch die Langsamkeit desselben, theils durch die Tapferkeit der Spartaner. Sittenverderbniß und Luxus nahmen jedoch immer mehr bei diesen überhand. Mehrere auf einander folgende Könige machten Versuche, die lykurgische Verfassung in ihrer Reinheit wieder herzustellen, und die übermäßige Macht der Ephoren zu vernichten. **Kleomenes** setzte diesen Plan zwar durch; aber weder die Umstände, noch der Charakter und die Sitten der Spartaner konnten diese Reform dauerhaft machen. Kleomenes mußte nach einem hartnäckigen und zuletzt sehr unglücklichen Kriege mit den Achäern und mit Antigonus von Macedonien sein Reich verlassen und nach Aegypten fliehen, wo er seinen Tod fand. Nun blieb Sparta drei ganzer Jahre lang ohne Oberhaupt, wurde darauf von den Tyrannen **Machanidas** und **Nabis** beherrscht, von denen der letzte die abscheulichsten Gräuel beging. Durch die Römer und den achäischen Bund wurde die Macht des Staats, welchen Nabis auf kurze Zeit wieder emporgehoben hatte, ganz vernichtet. Sparta mußte zum achäischen Bunde übertreten, und kam endlich, nach Besiegung desselben (145 v. Chr.), unter die Herrschaft der Römer. — **Lacedämon (Sparta)**, die Hauptstadt Lakoniens und des spartanischen Staats, bis in die spätern Zeiten ohne Mauern, lag am Westufer des Flusses Eurotas, und ward im ersten Jahre der neun und siebzigsten Olympiade durch ein Erdbeben außerordentlich verwüstet. Der Umfang der Stadt betrug 48 Stadien, oder $1^1/_4$ Meile. Sie war nicht regelmäßig und zusammenhängend gebaut, sondern bestand eigentlich aus mehrern einzelnen Bezirken, die noch in der hundert und zwanzigsten Olympiade durch keine gemeinschaftliche Mauer eingeschlossen waren. Von den vielen Gebäuden und Merkwürdigkeiten, die uns Pausanias nennt, bemerken wir folgende: Der **Marktplatz** enthielt die sämmtlichen Versammlungshäuser der angesehensten Obrigkeiten, und seine schönste Zierde machte der berühmte Säulengang (**Persike**) aus, welcher von der, den Persern abgenommenen Beute erbaut worden, und mit den Bildsäulen der angesehensten Perser, aus weißem Marmor, geschmückt war; **der Chor**, ein Ort auf dem Markte, der mit den Bildsäulen Apollo's, Dianens und Latonens prangte, auf welchem an den Gymnopädien die Epheben ihre Tänze

aufführten; die **Baroneta**, das Wohnhaus der Könige aus der Familie des Eurysthenes, in der Straße Apheta (Aphetais), welches deßwegen so hieß, weil es das Volk von der Witwe Polydors für eine Rinderheerde eingehandelt hatte; die **Leschen**, oder öffentliche Versammlungshäuser, in welchen sich die Bürger über die Angelegenheiten des Staats zu unterreden pflegten, deren es zwei gab, von welchen die Lesche der Krotanen in der Nähe der Gräber der Ägiden war, und die Lesche Pöcile; der **Tempel der Minerva Poliuchos** (**Calciöcas**), welcher auf der Akropolis, oder dem hervorragendsten Theile Sparta's, lag, u. a. m. — Die **Lacedämonier** (**Spartaner**) zeichneten sich durch ihre Sitten, Gebräuche und Staatsverfassung, von denen wir hier kürzlich einige Hauptmomente anführen wollen, vor allen übrigen Völkern Griechenlands aus. Was die **Staatsverfassung** betrifft, so waren die Könige daselbst nichts weniger als unabhängig, und regierten nur mit und durch den Willen des Volks, indem sie keiner andern Vorrechte genossen, als die ersten Rathgeber in den Volksversammlungen, die Schiedsrichter bei entstandenen Streitigkeiten und die Führer des Heers zu seyn, auch keine andere Belohnungen empfingen, als ein ansehnliches Landeigenthum, und einen vorzüglichen Antheil an der Beute, so wie den obersten Sitz in Zusammenkünften und bei Mahlzeiten. Die Spartaner, (d. h. die Nachkommen der Dorier, welche unter Anführung der Herakliden sich der Landschaft Lakonien bemächtigten) beschäftigten sich nur mit Krieg und Jagd, und überließen den Ackerbau den Heloten (den Einwohnern von Helos, welche Stadt sich den einwandernden Doriern, oder Spartanern, widersetzt hatte, und welcher dafür von diesen das Joch der Sclaverei auferlegt worden war), den Lacedämoniern, oder Periöken (d. h. den alten Bewohnern des Landes) den Handel, die Verfertigung des Purpurs, die Schifffahrt, die Waffen- und Eisenfabriken. Wenn nun die Spartaner, als die mächtigen Besieger des Landes, an Sitten und Cultur vor den Lacedämoniern den Vorzug hatten; so blühte unter letztern der Gewerbfleiß, und nur an die Lacedämonier muß man denken, wenn von lakonischen Wollenfabrikanten, Purpur, Gewehrfabriken u. s. w. die Rede ist. Sie machten mit ihren Oberherren, den Spartanern, späterhin ein einziges Volk aus, waren aber bei weitem zahlreicher, als die Spartaner, mit denen sie sich nach und nach vermischten. Beide standen gewissermaßen in einem Bunde, und machten zusammen einen Freistaat aus, der eigene Nationalversammlungen hatte, welche die Städte durch Abgeordnete beschickten. Die Beiträge zum Kriege, sowol an Geld, als an Truppen, machten die Hauptausgaben aus, welche die freien Lacedämonier ihren Unterjochern, den Spartanern (Doriern) zu entrichten hatten. Die Lacedämonier waren oft eifersüchtig auf die Spartaner und im thebanischen Kriege zogen sogar mehrere Städte ihre Truppen von den Spartanern zurück und ließen sie zu dem Epaminondas stoßen. Da man bei den jetzigen Mainotten, den Nachkommen der Lacedämonier, noch viele Spuren der alten spartanischen Verfassung antrifft; so schließt man daraus, daß jene von diesen, als ihren Oberherren, allmälig Vieles angenommen haben. In Betreff des Charakters ist die Strenge und Härte der Spartaner, so wie die seltene Standhaftigkeit und Beharrlichkeit bekannt, welche viel zur Erhebung ihres Staates beitrugen. Durch kein Unglück, durch keine Niederlagen konnten sie muthlos gemacht werden; vielmehr gingen sie auf das einmal vorgesetzte Ziel mit unbesiegbarer Festigkeit los, bis sie dasselbe erreicht hatten. Mit Un-

willen bemerkt man dagegen auch ihre Treulosigkeit und verrätherische Hinterlist. Diese bewiesen sie in den messenischen Kriegen, wo sie nicht allein den arkadischen König Aristokrates durch Bestechung zur schändlichsten Verrätherei an den Messeniern verleiteten, sondern auch offenbar mit dem delphischen Orakel einverstanden waren, und sich desselben zum Nachtheile der Messenier bedienten. Von ihren Sitten und Gebräuchen wollen wir nur Folgendes melden. Das Alter, in welchem die Spartaner ihre Ehebündnisse schlossen, war durch die lykurgischen Gesetze bei den Männern auf das dreißigste, bei den Weibern auf das zwanzigste Jahr bestimmt. Wenn eine Spartanerin schwanger war, so mußten in dem Zimmer derselben Gemälde von den schönsten Jünglingen aufgehangen werden, damit dadurch ein günstiger Eindruck auf die Leibesfrucht gemacht werde. Wahrscheinlich gebaren die Spartanerinnen ohne Hülfe einer Hebamme, dahingegen in Athen das Geschäft der Geburtshülfe anfangs von den Aerzten, nachher von besonders dazu eingesetzten Hebammen ausgeübt wurde. Sie gebaren aber, wie man sagt, über einem Schilde, und das Kind, wenn es ein Knabe war, wurde ungewickelt (damit es den freien Gebrauch der Glieder behielte) in einen Schild gelegt und ihm die Worte zugerufen: ä tan, ä epi tan (entweder mit diesem, oder auf diesem). Wenn die andern Griechen das neugeborne Kind mit Wasser abwuschen, und es nachher (was auch die Spartaner zuweilen thaten) mit Oel einrieben; so badeten diese hingegen ihre Kinder in Wein, um hierdurch gleich anfangs die Stärke ihrer Leibesbeschaffenheit zu prüfen. Sie glaubten nämlich, ein Weinbad ziehe schwächlichen Kindern gichtische Verzuckungen, ja selbst den Tod zu, verleihe den starken hingegen eine dauerhafte Gesundheit. Wurde das Kind für gesund und stark befunden, so nahm es der Staat unter die Zahl seiner Bürger auf. Im entgegengesetzten Falle wurde dasselbe dem Tode überliefert, und in eine am Berge Taygetus befindliche Kluft geworfen. Bei allen übrigen griechischen Staaten war die Aussetzung der Kinder Sitte; bei den Spartanern hingegen war die Aussetzung verboten. Schon in den ältesten Zeiten fand, wenn man dem Homer folgen darf, auch in Sparta der Gebrauch der Ammen Statt, damit den Weibern die reizende Form des Busens erhalten werden möchte. Die Ammen wurden nachher als Theile der Familie angesehen und als solche geachtet. Die Kinder der Spartaner wurden zu einer harten und freien Lebensart gewöhnt. Schnürbrüste, von denen man bei andern griechischen Völkern eine Spur findet, kannten die Spartaner durchaus nicht. Doch findet man bei ihnen eine Art des Wiegens, welches vermöge eines Rüttelns mit dem Schilde geschah. Um Kinder zur Ertragung des Hungers zu gewöhnen, bekamen sie nur immer leichte und wenige Speise; hungerten sie zu heftig, so durften sie etwas Speise stehlen; nur mußten sie sich nicht dabei ertappen lassen, sonst wurden sie für ihre Unvorsichtigkeit empfindlich bestraft. Alle zehn Tage mußten sie sich von den Ephoren besichtigen lassen, und wer alsdann zu fett befunden wurde, erhielt ebenfalls eine Züchtigung. Wein ward überhaupt in ganz Griechenland nur den Mädchen versagt; den Knaben hingegen ward er schon von der frühesten Kindheit an gegeben. In Sparta wurden den Knaben die Haare abgeschoren; und erst mit dem Eintritte in das männliche Alter durften sie dieselben wachsen lassen. Sie liefen meistens nackend, und waren gewöhnlich schmutzig, weil sie sich nicht wuschen und salbten, wie die übrigen Griechen. Sie setzten eine Ehre darein, wenn ihre Körper mit blauen Flecken, Striemen und

Narben bedeckt waren. Nur bei üblem Wetter trugen sie einen Oberrock, und erst mit dem zwölften Jahre bekamen sie jährlich ein neues Oberkleid. Schuhe trugen sie auch bei der strengsten Kälte nicht. Ihre Lagerstätte mußten sie sich vom Schilfe aus dem Flusse Eurotas selbst bereiten. Unter ihren Jugendspielen zeichnete sich besonders eins aus, welches Eposrakismos hieß, und darin bestand, daß die Knaben Scherben oder kleine flache Steine ins Wasser warfen, und die Sprünge derselben zählten. Ein ähnliches Spiel ist auch unter unsern Kindern im Gebrauche. Die Kindheit der Spartaner dauerte bis ins siebente Jahr, und so lange blieben sie in dem Gynäceum unter der Aufsicht der Weiber. Von dieser Zeit an bis ins achtzehnte Jahr hießen sie Knaben (Protäres), von da an bis ins dreißigste Ephäboi (Jünglinge), und vom dreißigsten Jahre an traten sie in den Stand der Männer und genossen die vollen Rechte eines Bürgers. Wenn die Kinder in Sparta das siebente Jahr erreicht hatten, so wurden sie der väterlichen Sorgfalt entzogen, und der öffentlichen anvertraut. Hier wurden sie sämmtlich nach einem gewissen Plane erzogen, und erhielten durchaus, ohne Unterschied des Standes und Vermögens, dieselbe Erziehung. Wer seinen Sohn der öffentlichen Erziehung nicht anvertrauen wollte, wurde seines Bürgerrechts für verlustig erklärt. Der wichtigste Gegenstand der physischen Erziehung während des Knaben- und Jünglingsalters war die Ausbildung des Körpers (Gymnastik), welche durch Laufen, Springen, Jagen, Werfen des Discus, Ringen, den Faustkampf und das Pancratium (eine aus dem Ringen und Faustkampfe zusammengesetzte Uebung), bewirkt wurde. Diese Uebungen geschahen in besondern Gebäuden, welche Gymnasien hießen, und zwar nackend. Außer der Gymnastik gehörte noch zur physischen Bildung die Tactik und Orchestik. Jene begriff den Unterricht in allen, zum Kriege nöthigen körperlichen Fertigkeiten, letztere den Unterricht in der Tanzkunst. Merkwürdig ist die jährliche Geisselung der Kinder am Feste der Diana Orthia (Diamastigosis), welche darin bestand, daß die Knaben vor dem Altare dieser Göttin, in Gegenwart einer großen Menge von Zuschauern, gegeisselt wurden. Die Absicht dieses Gebrauchs war unstreitig, die Knaben dadurch gegen körperlichen Schmerz abzuhärten. Diese Geisselung war so heftig, daß manche dabei ihr Leben einbüßten. Die dabeistehende Priesterin hielt ein kleines, sehr leichtes, hölzernes Dianenbild in den Händen. Bemerkte sie nun, daß dieser oder jener Knabe geschont wurde, so rief sie, daß sie das Bild vor Schwere nicht mehr tragen könne, worauf alsdann sogleich die Schläge verdoppelt wurden. Die Aeltern, welche daneben standen, riefen ihren Söhnen unaufhörlich Muth zu; ja, diese stritten selbst um den Vorzug, wer die Prüfung mit der größten Standhaftigkeit ertragen könnte. Wer die geringste Klage ausstieß, verlor den Sieg und ward beschimpft; wer aber mit ruhiger Stirn den Qualen trotzte, wurde gekrönt und erhielt die Lobpreisungen der ganzen Stadt. Wer unter den Streichen sein Leben aushauchte, erhielt zum ewigen Andenken des erlangten Ruhms eine Statue. Nach Einigen soll dieser Gebrauch schon beim Lykurg, nach Andern aber erst von der Zeit der Schlacht bei Platäa herrühren. Um nun auch die Jugend zur List, Wachsamkeit und Behendigkeit zu gewöhnen, gestattete man ihr gewissermaßen das Stehlen, d. h. man erlaubte denen, die hungrig waren, Lebensmittel von geringem Werthe zu stehlen. Ließen sie sich dabei ertappen, so wurden sie entweder gegeisselt, oder man ließ sie hungern, oder man bestrafte sie auch dadurch, daß sie

um einen Altar herumtanzen und Spottlieder auf sich selbst absingen mußten. Die Furcht vor der Schande, bei einem solchen leichten Diebstahle entdeckt zu werden, bewirkte oft die außerordentlichsten Handlungen. So erzählt man von einem Knaben, der einen jungen Fuchs gestohlen und diesen unter sein Unterkleid verborgen hatte, daß ihm von demselben der Leib und die Eingeweide zerbissen worden wären, ohne daß er durch den wüthenden Schmerz sich hätte bewegen lassen, den Fuchs hervorzuziehen und seinen Diebstahl bekannt zu machen. Uebrigens wurde das Schwimmen für eine unerläßliche Eigenschaft eines Spartaners angesehen; daher pflegte man von einem ganz unbrauchbaren Menschen zu sagen: „Er kann nicht einmal schwimmen." Auch war die Bescheidenheit ein besonderer Gegenstand des Unterrichts bei den Spartanern. Auch mußten sie sich im Reden der äußersten Kürze befleißigen. Daher wurde auch die treffende Wortkürze der Lacedämonier unter den Namen Laconismus, Laconische Reden und Antworten berühmt. Die Spartaner waren unter allen Griechen die einzigen, welche die Wissenschaften geflissentlich verachteten und aus der Erziehung der Jugend ausschlossen. Ihre ganze Wissenschaft war, den Befehlen ihrer Vorgesetzten zu gehorchen, alle mögliche Beschwerden zu ertragen und im Kriege zu siegen oder zu sterben. Was die politische Erziehung bei den Spartanern betraf, so suchte man die Jugend sehr sorgfältig mit den Gesetzen ihres Vaterlandes bekannt zu machen. Da nun keine geschriebenen Gesetze vorhanden waren, so wurden sie der Jugend mündlich gelehrt. Auch wurde die Ehrbegierde und die stärkste Empfindlichkeit gegen Ehre und Schande in dem jungen Zöglinge vorzüglich zu wecken gesucht. Die Erziehung der Mädchen wich von der der atheniensischen gänzlich ab. Statt, wie in Athen, zu Hause zu bleiben, Wolle zu spinnen, und sich des Weins und zu starker Nahrung zu enthalten, lehrte man die Mädchen in Sparta tanzen, mit einander ringen, auf der Rennbahn laufen, den Discus werfen u. s. w. Dieß geschah öffentlich und halb nackend. Die Spartanerinnen machten überhaupt in ihren gymnastischen Uebungen fast eben so große Fortschritte, als die Jünglinge. Die Ursache, warum Lykurg das weibliche Geschlecht fast eben so, wie das männliche, zu erziehen befahl, war unstreitig die, daß dadurch für eine kräftigere Nachkommenschaft desto besser gesorgt werde. Siehe übrigens d. Art. Lykurg.

Lacépède, oder La Cépède, (Graf). Dieser berühmte Naturforscher, ein Zögling Büffon's und Daubenton's, war vor der Revolution Aufseher des königlichen Cabinetts in dem botanischen Garten zu Paris, und Mitglied mehrerer Akademien. Bei dem Ausbruche der Unruhen ward er Mitglied des Departements von Paris, und 1791 dessen Deputirter bei der Gesetzgebung, wo er nach einander zum Secretär und dann zum Präsidenten erwählt wurde. Nachdem er in das National-Institut getreten war, nahm er am 20sten Jan. 1796 im Namen der Deputation dieses Corps das Wort, als sie im Rathe der Fünfhundert dem Hasse des Königthums den Eid ablegte. Im J. 1799 berief ihn Bonaparte in den Erhaltungssenat. Er hielt darin die Gedächtnißreden auf Daubenton und Dolomieu, und wurde 1801 Präsident desselben. Im J. 1803 ernannte ihn Bonaparte zum Großkanzler der Ehrenlegion, 1804 erhielt er die Senatorie von Paris und im Februar das rothe Band. Er unterstützte lebhaft alle Conscriptionsplane Napoleons, und besonders noch die Aushebung von 350,000 Mann nach dem unglücklichen russischen Feldzuge von 1812;

flüchtete aber nach der Catastrophe von 1814 nach Blois, gab vor dort seine Zustimmung zu Napoleons Thronentsetzung, und ward von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt. Als jedoch Napoleon 1815 wieder in Paris erschien, nahm er auch von ihm die Pairwürde an, und wurde nach des Königs Rückkehr, durch die Ordonnanz vom 24. Juli, in die Verbannung geschickt. Man gesteht Lacépède gründliche Kenntnisse und die Kunst zu, die trockensten Gegenstände seiner Wissenschaft mit den Annehmlichkeiten eines glänzenden Styls auszuschmücken, durch welche Kunst er auch als Präsident des Senats Napoleon zu schmeicheln wußte. Sein wichtigstes Werk ist seine Ausgabe des Büffon, den er mit der Histoire des Quadrupèdes Oripares et Serpents fortgesetzt hat. Mit Hinsicht auf Beides nannten ihn die Pariser witzig Monsieur Reptile.

Lachen (Anthropologie und Aesthetik) wird im eigentlichen Verstande nur dem Menschen zugeschrieben, weßwegen auch einige alte Philosophen die Fähigkeit zum Lachen als ein unterscheidendes Merkmal des Menschen von den Thieren ansahen. Im uneigentlichen Verstande gebrauchen es die Dichter von der leblosen Natur, und lassen Blumen, Wiesen und Fluren lachen. Unter dem eigentlichen Lachen verstehen wir diejenige körperliche Handlung, die sich durch eine stoßweise, convulsivische Ausathmung der Luft, mehrentheils mit gleichartigen Tönen der Stimme und fröhlichen Gesichtszügen verbunden, zu erkennen gibt, und wodurch eine, durch Vorstellungen erweckte fröhliche Gemüthsbewegung ausgedruckt wird. Steigt das Lachen bis zum Affect, so ist es, mit Kant zu reden, eine convulsivische Fröhlichkeit. Es ist eine ausgemachte Sache, daß das Lachen geistig in der Vorstellungskraft seinen Grund hat. Es geht demselben jederzeit ein Urtheil von etwas Ungereimten, Widersprechenden, überhaupt von etwas absolut Zweckwidrigen vorher. Und eben dieß Zweckwidrige ist es, was das Lachen erregt. Ein Beispiel soll unsere Behauptung näher erläutern. Man nehme an, ein junges, schönes, gebildetes Mädchen wird von einem jungen, schönen, gebildeten Jünglinge geliebt, und dieser sucht auf einem vernünftigen, d. h. durch passende Mittel zum Zwecke führenden Wege, die Gegenliebe des Mädchens zu erwerben. Dieß ist etwas sehr Ernstes, und durchaus nichts, was dem Charakter des Lächerlichen anheim fallen könnte. Wird jedoch dieses Mädchen der Gegenstand der Bewerbung eines alten, häßlichen, geckenhaften Greises, dessen Gemüths-Neigungen mit denen des Mädchens im absoluten Widerspruche stehen, so erscheint uns das Bestreben dieses Mannes lächerlich. Was ist also das Ernste, und was das Lächerliche? Ernst sind diejenigen Handlungen, welche auf eine zweckmäßige, nicht widersprechende, und auf dem rechten Wege zum vorgesetzten Ziele führende Art vollbracht werden. Lächerlich ist hingegen Dasjenige, was auf die entgegengesetzte Art gethan wird, d. h. wo gerade die widersprechendsten und widersinnigsten Mittel angewandt werden, um zum Entzwecke zu gelangen. Daher scheint es auch ungegründet zu seyn, wenn behauptet wird, das Lachen, welches durch Zweckwidrigkeit an ehrwürdigen Dingen oder Personen hervorgebracht wird, oder mit Schaden und Nachtheil für Andere verbunden ist, sey unmoralisch, und wohldenkende Menschen müßten ein Vergnügen dabei empfinden, wodurch das Lächerliche überwogen, oder gar verdrängt werde. Besonders können solche Gegenstände, bei denen der Nachtheil nicht geradezu beabsichtigt gewesen ist, sondern nur vom Zufalle herbeigeführt wird, unbeschadet der Moralität, belacht werden. Das komisch Lächerliche liegt

auch in demjenigen Zweckwidrigen, welches durch Mißdeutung, oder Mißverstehen der Worte hervorgebracht wird. Im Sebaldus Nothanker von Nicolai will ein Herrnhuter einen rohen Menschen bekehren, und bittet ihn sehr beweglich, er möchte sich doch zum Lamme wenden. „Ach, antwortete dieser, ich komme so eben aus dem Lamme; da ist sauer Bier." Uebrigens wird aber die Wahrnehmung der unschädlichen, unschuldigen Ungereimtheit urplötzlich vom Lachen begleitet. Geschehen und Lachen scheint ein Moment zu seyn, und je stärker man dasselbe oft verbeißen will, desto gewaltsamer und unwiderstehlicher bricht dasselbe nachmals hervor. Wir deuten dieß bloß deßwegen an, um darauf aufmerksam zu machen, welch eine große und bisher noch unerklärbare Gewalt die Einbildungskraft auf den Körper haben muß. Das Ja und Nein zu gleicher Zeit scheint eigentlich, wenn wir plötzlich davon überrascht werden, das Charakteristische des Lächerlichen zu seyn. Wir werden veranlaßt, dasjenige Urtheil, welches wir kurz zuvor gefaßt haben, schnell wieder zu ändern. Die Wahrheit zu sagen, belachen wir eigentlich eine solche Erscheinung wie unsern eigenen Gemüthszustand, oder wie unsere eigene innere Situation, und der Contrast, welcher durch die schnelle Abwechselung entgegengesetzter Situationen in uns entsteht, bewirkt eigentlich das Lachen. Da wir aber die Ursache hiervon in einem Objecte außer uns finden; so sehen wir das Object selbst als lächerlich an. Man hat sich die körperlichen Veränderungen und Bewegungen, wodurch das Lachen physisch bewirkt wird, folgendermaßen erklärt. Das fünfte Nervenpaar erstreckt sich durch das ganze Angesicht des Menschen, und hängt in sofern, als es zwei oder drei Aeste oder Zweige in das Zwerchfell sendet, mit diesem zusammen. Durch eine angenehme Bewegung, die die Einbildungskraft hervorbringt, wird mittelst der Zusammenkunft der Nerven das Zwerchfell zugleich mit dem Herzen in die Höhe gehoben, und gleichsam zu wiederholtem Aufhüpfen gereizt. Diese Bewegung theilt sich in sofern auch der Lunge mit, als dadurch das Blut aus dem Herzen häufiger nach der Lunge getrieben wird. Daher das stoßweise, convulsivische, wiederholte Ausathmen der Lunge, daher, wegen des Zusammenhanges der Nerven des Diaphrageas mit den Gesichtsnerven, die Uebereinstimmung des Mundes, der Stimme, des Angesichts und der Gebärden, mit dem Lachen der Brust. Auf diese Weise hat man auch das sogenannte sardonische Lachen, oder das Lachen wider Willen, erklärt, welches oft bei den größten Schmerzen unaufhaltbar ist. Von der Art war das Lachen jenes Prälaten, der, wie man sagt, an einem unheilbaren Halsgeschwüre litt, und auch daran hätte sterben müssen, wenn nicht sein Affe die Inful desselben aufgesetzt und sich darin im Spiegel beschaut hätte, worüber der Prälat so heftig lachen mußte, daß sein Geschwür von der Erschütterung aufplatzte. Uebrigens rechnet Kant das Lachen unter die Affecte, durch welche die Natur die Gesundheit mechanisch befördert. Das gutmüthige Lachen soll, nach ihm, durch die heilsame Bewegung des Zwerchfells das Gefühl der Lebenskraft stärken. Er hält das Lachen für eine Schwingung der Muskeln, die zur Verdauung gehören, welche, wie er meint, dadurch besser befördert wird, als oft durch dazu angewandte Heilmittel. Es gibt Menschen, die über Alles lachen, und Menschen, die nur wenig und selten lachen, und wiederum andere, welche heute viel und morgen wenig, oder gar über nichts lachen. Dieser Unterschied läßt sich, wie wir glauben, folgendermaßen erklären. Die Dinge, worüber wir lachen, oder eigentlicher, die Situationen der Seele, welche das Lachen ver-

anlassen, haben allemal, nach unserm Urtheile, etwas Ungereimtes, Widersprechendes, oder scheinbar Unmögliches zum Grunde, und der seltsame Zustand unseres Gemüths entsteht aus der Ungewißheit unseres Urtheils, nach welchem zwei widersprechende Dinge gleich wahr erscheinen. Mangel an Einsicht des Verstandes, verbunden mit lebhafter Einbildungskraft und einem reizbaren Nervensysteme, können daher bei einigen Personen die Ursache werden, über jede Kleinigkeit zu lachen. Sie können sich das Räthselhafte auch in dem geringsten komischen Gegenstande nicht erklären, und begnügen sich damit, wenn sie nur durch fröhliche Abwechselung ihrer Gemüths-Situationen angenehm unterhalten werden. Größere Einsicht des Verstandes hingegen, mit einem gebildeteren Geschmacke verbunden, würdigt höchstens das unerwartet Komische, das complicirte Ungereimte, mit gemäßigter Fröhlichkeit zu belachen. Ist die Seele durch unangenehme Ereignisse nicht zur Empfänglichkeit des Fröhligen gestimmt, so erregt das Lächerliche, wie natürlich, statt des Lachens, Ekel und Verdruß. Außer dem eigentlichen Komischen, ist noch das Witzige eine Ursache des Lachens. Wenn das Komische das anschaulich Zweckwidrige in der Handlung ist; so scheint die Natur des Witzigen in dem Zweckwidrigen, welches in einem bloßen Urtheile liegt, begründet zu seyn. Von dem eigentlichen Lachen ist das bloß körperliche zu unterscheiden. Diejenige Art des Lachens, z. B., welche aus dem eigentlichen physischen Kitzel entsteht, hat weder Urtheil noch Vorstellung zum Grunde. Es ist ein bloß körperlich hervorgebrachter, convulsivischer Reiz, mit dem der Verstand in gar keiner Berührung steht. Der Kitzel selbst ist eine schmerzhaft angenehme Empfindung (dolorifera voluptas), und das Lachen ein unwillkürliches Lachen. Pq.

Lächerlich. Diesen Ausdruck hat man in der Aesthetik bald im weiteren, bald im engeren Sinne genommen. Im weiteren Sinne begriff man darunter die ganze Gattung des Schönen, deren Wirkung sich als ein leichtes, frohes Spiel der Lebens- und Gemüthskräfte äußert, in jener Stimmung, die das Lachen hervorbringt und begünstigt. Im engeren Sinne verstand man unter Lächerlich nur eine solche Beschaffenheit, die durch irgend ein anhaftendes Fehlerhaftes das Lachen des Spottes und die Verspottung selbst reizt, kurz jeden spottfähigen und spottverdienenden Gegenstand. Ich würde ein eigenes Buch schreiben müssen, wenn ich zeigen wollte, zu welchen Verirrungen und Verwirrungen nur allein diese doppelte Bedeutung veranlaßt hat, und begnüge mich daher zu bemerken, daß man dadurch verhindert wurde, die Gränzstreitigkeiten zwischen dem Komischen und Satyrischen beizulegen, und den reinen Gegensatz des Komischen und Tragischen zu finden. Weit richtiger sahen die, welche unter Belachenswerthem, Belachtem und dem Lächerlichen unterschieden, und dieses, als eine Art, jenem, als der Gattung, unterordneten. Aber auch der Ausdruck belachenswerth dürfte noch nicht der angemessenste seyn, weil dieses wenigstens in unserer Sprache von dem Verlachenswerthen nicht gänzlich unterschieden ist, und weil die Verwandtschaft mit dem Schönen, auf die es am Ende doch ankommt, nicht sogleich einleuchtet. Genauere Untersuchung zeigt uns, daß wir von dem reizenden Schönen auszugehen haben, welches unmittelbar angenehme Empfindungen und jene Art des Frohseyns bewirkt, die sich durch den Ausdruck des Lächelns im Gesichte ankündigt. Das Lächeln ist unstreitig die feinste Art, mit welcher das erfreuliche Gefühl sich im Gesichte malt. Dieses wird nur von einem solchen ästhetischen Gefühle bewirkt, das mit dem

Gefühle für das Idealschöne äußerst nahe verwandt ist. Seelenvolles Leben und Alles, was ein solches ausdrückt, ist die Ursache des Lächelns. Die Natürlichkeit an den Personen einer idyllischen Unschuldswelt, Naivetät, Schalkhaftigkeit, Munterkeit, süße Neckerei, unschuldiger Muthwille, frohe Laune, artiger Scherz, munterer, nicht beleidigender Witz, feiner, unschädlicher Spott, Ironie, alle diese Eigenschaften, über die eine Art Leibreiz ausgegossen ist, d. h. die uns fast nöthigen, sie liebzugewinnen, bewirken ein Lächeln, da sie alle unsere Gemüthskräfte in das lieblichste Spiel setzen. Aber freilich bewirken sie es nicht bei allen, sondern nur wo Empfänglichkeit für sie vorhanden ist. Nur gebildete, zartere Seelen sind dieses Genusses fähig. Der nur weiß zu lächeln, der die Grazien kennt, die Göttinnen der sittlichen Anmuth. Je unschuldiger, reiner und zarter eine Seele ist, um so mehr wird dieser Geschmack in ihr herrschen. Die Stimmung der Seele bei solchen Gefühlen ist Heiterkeit, welche nur aus einem Wohlgefallen an unschuldigen Vorstellungen, die die Einbildungskraft verschönerte, entspringt, und jenes anmuthige Lächeln ist in sofern ein Verdienst, als es auf ein gebildetes Herz schließen läßt, worin sich Reinheit und Wohlwollen vereinigen. Personen dieser Art bemächtigen sich daher leicht unseres Zutrauens und unserer Freundschaft, denn sie sind liebenswürdig. Frauen mit diesem Ausdrucke der Seele im Gesichte, nennt man Holdselige, Huldinnen. Anmuthig, holdselig, liebenswürdig ist nur die Unschuld. Von dem Lächeln der Grazie kommen wir zu dem Lachen der Fröhlichkeit und dem Gelächter, welches Geschmack an dem Lächerlichen voraussetzt. Fröhliche Menschen suchen gern Alles auf, was Lachen erregen kann, das Lächerliche. Der Gegenstand der angenehmen Empfindung, die das Lächerliche bewirkt, ist allezeit etwas Widersinniges, Zweck- und Verhältnißwidriges, welches wir an einer Person bemerken, und als eine Wirkung ihrer Freiheit betrachten. Ursprünglich findet sich also das Lächerliche nur am Menschen, aber auch bei diesem lacht man nicht über Eigenthümlichkeiten, welche er durch die Natur bekam, wenn man sie nicht durch eine Täuschung als frei erworben denkt. Bleibende Charakterzüge, Angewohnheiten, erworbene Gesichtsmienen, Arten des Tragens des Körpers, erscheinen uns nur lächerlich, wofern sie mittelbar durch die Freiheit da sind. Das Lächerliche wird demnach, als Product der Freiheit, demjenigen, an dem es sich findet, zugerechnet. Schon hieraus ergibt sich unter Menschen von dieser Art ästhetischer Gefühle, und denen der vorigen Arten, ein bedeutender Unterschied. Wenn jenen Stille und Ruhe zusagt, wenn sie die Einsamkeit lieben und suchen, weil sie theils nur sich zum Gesellschafter brauchen, theils auch Befriedigung bei der Natur finden; so ist Gesellschaft dagegen das ausschließliche Element von diesen; denn nur hier können sie lachen oder Lachen erregen, weil hier nur die Sphäre des Lächerlichen ist. Davon wird man aber bald unterscheiden ein Lächerliches in der Gesinnung und in der Handlung. Wiefern sich das Lächerliche in Handlungen zeigt, oder in den Gesinnungen sinnlich ausdrückt, also in Handlung übergeht, heißt es komisch, welches (mehr moralisch als ästhetisch richtig) in das Edel- und Niedrig-Komische eingetheilt wird. Das Possirliche, Drollige, Schnacksche, Schnurrige, der Schwank, das Burleske und Groteske, sind Arten des Komischen. Die Darstellung des Lächerlichen fällt mithin ganz allein in das Gebiet des Komikers, welches man sich nur nicht auf die Komödie, das Lustspiel, eingeschränkt denken darf; denn die dramatische Art der Darstellung des Komischen

ist ja nicht die einzige. Daß sich das Komische auch episch darstellen lasse, bezeugen die komischen Epopöen, Erzählungen, Novellen und Romane; daß es sich didactisch darstellen lasse, die Sinngedichte, Episteln, und eine gewisse Art der Satyren, z. B. von Horaz und Rabener, daß es sich lyrisch darstellen lasse, die Parodien, Travestirungen u. a., vor allen aber die humoristischen Werke. Der Spielarten will ich gar nicht gedenken. Der Unterschied liegt nur darin, daß in der einen Form mehr das Lächerliche der Gesinnung, in der andern das der Handlung, in der dritten des Gefühls sich ausdrücken läßt. Danach sind denn auch die Wirkungen verschieden. Bei gewissen Arten des Komischen interessirt uns der Witz, der sich in der Handlung des Thoren zeigt, bei andern ein gewisser Anstrich von Naivetät. Eine reiche Quelle des Lächerlichen eröffnet der Contrast, auf welchem z. B. alle Wirkung des Sinngedichts, das ich vom Epigramme unterscheide, und jeder ironischen Darstellung beruht. Ja man kann in gewisser Hinsicht sogar behaupten, daß alles Lächerliche auf einem Contraste beruhe: denn das Gefühl des Lächerlichen entspringt aus dem unerwarteten Contraste der Ungereimtheit gegen die Vernunft und Wahrheit, eines Mißverhältnisses zwischen Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Mittel und Zweck. In den Fällen, wo es durch die Naivetät der Gesinnung bewirkt wird, und durch den Contrast zwischen der Darstellung und ihrem Urheber einen neuen Reiz erhält, entsteht das eigene Gefühl eines mit Rührung gemischten Lächerlichen und Komischen. Durch den idealisirenden Humor entsteht sogar ein wahrer tragikomischer Pathos, wenn die Verkehrtheit der Welt, wie sie ist, komisch in der Idealität sich spiegelt. In diesem komischen Contraste erscheint, wie Bouterweck sehr richtig bemerkt, die menschliche Natur so klein, daß sich das Lachen in ein inniges Mitleid und zugleich in eine schmerzliche Weltverachtung auflöset, deren tragikomische Kraft bis zum Schauderhaften ausgeführt ist im Charakter des Jean-Paulschen Schoppe. Uebrigens ist vielleicht die Bemerkung nicht ganz überflüssig, daß überall nur das Dargestellte lächerlich erscheinen, nicht aber die Darstellung selbst lächerlich seyn soll. Deßhalb spricht man auch zwar wol von einem komischen Gedichte, nicht aber von einem lächerlichen, außer zum tadelnden Vorwurf. dd.

Lächesis, s. Parcen.

Lachter (Berglachter, Klafter) ist das Maß, nach welchem gewöhnlich in den Bergwerken gemessen wird. Es beträgt ungefähr viertehalb meißnische Ellen (etwa 7 bis 8 Schuh) und zerfällt wiederum in 80 Zoll. Lachterschnur oder Lachterkette ist eine Kette aus messingenem, ungeglühtem Drahte (der sich nicht zieht) geflochten, 5 bis 6 Lachter lang, welche den Steigern und Geschwornen beim Bergbau zum Maße dient.

Lackington, Buchhändler zu London, Besitzer eines unermeßlichen Vermögens und Eigenthümer einer der schönsten Buchläden, die es in Europa gibt, war in seiner Jugend Schuhmachergesell, und verwandte seinen geringen Erwerb fast ausschließlich auf den Ankauf von Büchern. Diese Eigenheit ward am Ende bei ihm zur Leidenschaft, welche weder durch seine Dürftigkeit, noch durch seine Verheirathung geschwächt werden konnte. Endlich verließ er sein Handwerk und eröffnete 1774 eine Art von Buchladen, in welchem er alte Bücher verkaufte. Da er sich stets mit einem kleinen Gewinne behalf, und sich den Ruf eines rechtschaffenen und einsichtsvollen Mannes zu erwerben wußte: so ward es ihm möglich, 1779 einen Catalog von 12,000, und

Digitized by Google

1784 einen andern von 30,000 Bänden drucken zu lassen. So wuchs sein Vermögen von Jahr zu Jahr; gegenwärtig ist er einer der reichsten Buchhändler in Europa. Unter der Kupfermünze, welche dann und wann, bei einem Mangel derselben, mit Erlaubniß der englischen Regierung, von Privatpersonen geschlagen wird, zeichnet sich die seinige dadurch aus, daß sie, außer seinem Bildnisse auf der einen Seite, auf der andern eine Fama darstellt, mit der Unterschrift: The cheapest Bookseller in the World (der wohlfeilste Buchhändler in der Welt). Er gehört zu der Secte der Methodisten und ihrer Unterstützung verdankt er einen Theil seiner großen Erfolge.

Laclos (Pierre-Ambroise François Chauderlos de), 1741 zu Amiens geboren, Artillerieoffizier und Privatsecretär des Herzogs von Orleans, wurde in einer an sich schon unsittlichen Zeit als ein Wunder von Unsittlichkeit betrachtet. Schon vor der Revolution hatte er sich durch seinen Roman Les Liaisons dangereuses, welcher zuerst 1782 zu Paris in vier Duodezbänden erschien, bekannt gemacht. Dieß Gemälde der neuern Galanterie, welches jungen Leuten und sittlichen Gemüthern auf immer hätte verborgen bleiben sollen, macht unserem Jahrhunderte keine Ehre; doch gestehen wir, daß dieses Gemälde selbst mit Lebhaftigkeit und Wahrheit geschrieben ist. Laclos war einer der Vertrauten des Herzogs von Orleans, und trug viel dazu bei, diesen nicht sowol zum Bösen zu verleiten, als vielmehr zum Anführer einer Partei zu machen. Laclos war wenigstens einer der thätigsten Mitglieder der orleanischen Partei, und, wie man meint, der Urheber der fable des brigands, vermittelst welcher man in weniger als 24 Stunden ganz Frankreich unter die Waffen brachte. Bei den Aussagen, welche im Châtelet über die Ereignisse des 5ten und 6ten Octobers gemacht wurden, war er es, den man am meisten beschuldigte. Diesen Aussagen zufolge sollte er, vor seiner Verbindung mit dem Herzoge von Orleans, es versucht haben, bei Monsieur (dem ältesten Bruder des Königs) Zutritt zu erhalten, da ihm aber dieses mißlungen, ein Vertrauter des Herzogs von Orleans geworden, in Weibertracht gehüllt, an die Spitze desjenigen Theils des Volks, welches das Schloß von Versailles gestürmt habe, getreten, und bei dieser Gelegenheit, braun gekleidet, unter den Gruppen von Weibern, die von Paris kamen, gesehen worden seyn. Als die Folgen dieses Tages den Herzog von Orleans zwangen, sich nach London zu begeben, begleitete ihn Laclos dahin, führte von dorther mit den Anhängern desselben den nöthigen Briefwechsel und gab dem Latouche die Mittel an die Hand, den Nachforschungen, welche das Châtelet in Betreff jener Ereignisse angestellt hatte, Einhalt zu thun, oder ihnen doch wenigstens auszuweichen. Im J. 1791 glänzte er im Jacobinerclubb, wo er alles Mögliche anwandte, um gegen Ludwig XVI., nachdem dieser zu Varennes arretirt worden war, zu wirken, so wie er auch der Urheber des Auflaufs auf dem Marsfelde war, gegen welchen Lafayette seine Truppen marschiren ließ. Nachdem er im folgenden Jahre zum Obersten der Artillerie ernannt, und Lucknern zum Rathe an die Seite gesetzt worden war, sah er sich in den Fall des Herzogs von Orleans, der 1793 arretirt wurde, verwikkelt und ins Gefängniß geworfen. Indessen gelang es ihm, wie man sagt, durch eine klug angewandte Geschmeidigkeit, sein Leben zu fristen und er entwarf aus seinem Gefängnisse die meisten Reden, welche Robespierre in dieser Zeit öffentlich hielt. Nach dem Sturze dieses Tyrannen erhielt er seine Freiheit wieder und wußte seine Laster und seine Schande in eine gewisse Dunkelheit zu verbergen. In der Folge

trat er wieder in Dienst und ward unter der Consularregierung zum Generalinspector der Artillerie bei der Armee zu Neapel ernannt. Er starb am 5ten September 1803 zu Tarent und hinterließ einige Werke über die Kriegskunst. Laclos besaß übrigens große Liebenswürdigkeit im Umgange und hatte um so mehr einen Weiberverführer schildern können, als er selbst an Sitten und Charakter einem solchen vollkommen ähnlich war.

Laconien, Laconica, Laconismus, laconische Reden, s. Lacedämon.

Lacretelle (l'ainé, der Aeltere), ein franz. Schriftsteller der jetzigen Zeit, dessen Werke im Fache der Geschichte große Achtung verdienen und auch in Deutschland sehr verbreitet und größtentheils übersetzt sind. Auch er ging in die Revolutions-Ideen beim Ausbruch derselben mit Feuer ein, — ohne jedoch an den Excessen derselben auf irgend eine Weise Theil zu nehmen; — figurirte viel in der ersten Wahlversammlung, und kam 1791 in die sogenannte legislative Versammlung, welche der constituirenden folgte. Er gehörte hier zu der constitutionellen Partei, welche der der Girondisten gegenüber stand. Als Schriftsteller finden wir ihn zuerst mit Mallet du Pan und mit Laharpe Mitredacteur am Mercure de France. Dann setzte er Rabauds angefangene Geschichte der franz. Revolution in Almanachsform fort. Es sind davon 6 Theile erschienen. Hierauf folgte eine sehr geschätzte Geschichte Frankreichs im 18ten Jahrhunderte, die Sander angefangen hat ins Deutsche zu übersetzen. Sein neuestes Werk ist die Geschichte der Religionskriege in Frankreich, von welcher Prof. Kiesewetter in Berlin uns eine deutsche Bearbeitung zu liefern angefangen hat. An Laharpes Stelle wurde er Mitglied des Instituts.

Lacrimä Christi (auf deutsch Christi Thränen), auch Thränenwein genannt, der vorzüglichste unter den italienischen Weinen, von dunkelrother Farbe, wächst am Fuße des Vesuv bei Neapel Der Name dieses Weins kommt daher, weil er, ehe noch die Trauben gepreßt werden, in Gestalt von Thränen aus der Kelter läuft. Auch auf mehreren griechischen Inseln wird eine Art Thränenwein gezogen.

Lactanz (Lucius Coelius Firmianus Lactantius), einer der berühmtesten Lehrer der lateinischen Kirche. Sein Vaterland ist ungewiß. Lange Zeit lebte er zu Nikomedien als Lehrer der Beredsamkeit (Rhetor), bis er Constantin dem Großen bekannt ward, welcher ihn an seinen Hof rief, und ihm die Unterweisung seines ältesten Sohnes Crispus auftrug. Er starb um das Jahr 325. Seine Schriften zeichnen sich besonders durch eine lichtvolle und angenehme Darstellung aus, und er ist wegen seiner reinen und beredten Schreibart häufig der christliche Cicero genannt worden. Besonders berühmt sind seine VII Bücher institutionum divinarum. N.

Lady (sprich Lädi) ist in England der gesetzmäßige Titel der Gemahlin eines Lords, Baronets oder Ritters. Den Töchtern derselben kömmt eigentlich nur der Titel Miß zu: indessen nennt man auch diese aus Höflichkeit Lady. Der Plural Ladies (Meine Damen) wird im Allgemeinen, den Rang unbeachtet, gebraucht; so wie man Gentlemen (Meine Herren) sagt.

Laertes, einziger Sohn des Akrisius und der Chalkomethusa, wohnte der kaledonischen Jagd und dem Argonautenzuge bei, und heirathete nachher die Tochter des Autolykus, Euryklea, mit welcher

er, außer mehreren Töchtern einen einzigen Sohn, den Ulysses, zeugte. Er erreichte ein hohes Alter, und erlebte noch die Rückkehr seines Sohnes aus Troja, über dessen Abwesenheit er in die tiefste Trauer versunken war, dessen Rückkunft aber ihn so verjüngte, daß er noch an dem Kampfe gegen die aufrührerischen Ithacenser Theil nehmen konnte.

Lafare, geschätzter französischer Dichter, 1644 geboren, ward Gardecapitän bei dem ältesten Bruder des Königs und dann bei dessen Sohne, dem nachmaligen Regenten des Königreichs. Letzterer liebte ihn besonders seiner heitern Laune und der Annehmlichkeit seines Charakters wegen. Lafare's poetisches Talent entwickelte sich, nach Voltaire, als er auf die Frau von Caylus seine ersten Verse machte. Seine Poesien haben eine angenehme Ungezwungenheit, und liebenswürdige Nachlässigkeit: doch ist der Styl derselben oft incorrect und ohne Bestimmtheit. Ueberhaupt scheint er mehr vom Amor und Bacchus, als vom Apollo selbst begeistert worden zu seyn. Die Früchte seiner Muse sind in der Ausgabe von Saint-Marc den Poesien des Abbé von Chaulieu, seines Freundes, angehangen. Diesem hatte Lafare unstreitig seinen Geschmack für jene leichte Dichtungsart zu verdanken. Beide Männer waren ganz für einander gemacht: sie theilten dieselben Neigungen, denselben Hang zum Vergnügen, dieselbe Denkungsart und dasselbe Talent mit einander, und es herrschte in ihren Tugenden sowol, als in ihren Fehlern, eine vollkommene Uebereinstimmung. Er starb 1712. Außer den Poesien hat man noch Memoiren und Betrachtungen über die vornehmsten Ereignisse, welche sich unter der Regierung Ludwigs XIV. zugetragen haben. Letztere sind mit viel Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit geschrieben; doch scheint diese ein wenig zu weit getrieben zu seyn. Denn obgleich Lafare in seinem persönlichen Umgange die Nachsicht selbst war, so hat er dennoch in jenen Betrachtungen fast nichts als eine Spottschrift geliefert. Mit dem Hofe unzufrieden, verlebte er seine Zeit in Umgebungen, die sich es zum Verdienste machten, alle Schritte desselben zu tadeln. Und eben diese Umgebungen machten aus einem liebenswürdigen Manne einen oft sehr ungerechten Geschichtschreiber. In jenem Werke handelt der Verfasser nur etwa auf zwölf Seiten von der Fronde, aber diese zwölf Seiten wiegen ein ganzes Buch über denselben Gegenstand auf, weil sie mit eindringendem Geiste geschrieben sind. Noch hat man von ihm den Text zu der Oper, Panthée, welche der Herzog von Orleans zum Theil in Musik setzte.

La Fayette, s. Fayette La.

Laffete (franz. affut) heißt in der Artillerie ein hölzernes Gestell von zwei großen Wänden (Laffetenwände), auf welchen die Canone liegt und fortgeschafft wird. Der Einschnitt der Laffetenwände, worauf die Schildzapfen liegen, heißt der Lagerpunkt. Der hintere Theil, welcher beim Stehen des Geschützes auf der Erde, und wenn solches gefahren wird, auf der Protze ruht, heißt der Laffetenschwanz. Im Deutschen sagt man Stückwagen, auch Stückgestell. (S. Canonen.)

Lafon, ein vortrefflicher tragischer Schauspieler beim Théâtre-Français in Paris, Talma's Double, und der nach ihm den ersten Rang behauptet, ist von der Natur mit einer schönen, kräftigen Körperbildung, wohltönendem Organ und gesunder Urtheilskraft begabt. Ohne Talma's glänzende Anlagen zu haben, zeigt sein Spiel eine

eine immer gleiche genaue Richtigkeit; und da das Verdienst seiner Darstellung auf treuer Regelmäßigkeit beruhet, so genießt er des fortwährenden Beifalls des Publikums.

Lafond, ein berühmter Violinspieler, Schüler Viotti's, vorher erster Violinist des franz. Kaisers, gegenwärtig erster Violinspieler des Kaisers von Rußland, lebt jetzt in England.

Lafontaine (August Heinr. Julius), Deutschlands fruchtbarster und anmuthigster Romandichter, ist den 6ten Februar 1756 in Braunschweig geboren. Sein Vater war ein Maler und braver Künstler. August war in Braunschweig und Schöningen auf Schulen und studirte in Helmstädt Theologie. Er hatte keine Neigung zum Pfarrer und wurde 1786 in Halle beim General von Thadden Erzieher seiner Kinder. Im J. 1789 wurde er Feldprediger. 1792 ging er als solcher mit der preuß. Armee nach der Champagne. Nach diesem Feldzuge oder nach dem baseler Frieden, kehrte er nach Halle zurück und privatisirte dort seit dieser Zeit ununterbrochen. Der König von Preußen schenkte ihm eine Anwartschaft auf eine Domherrn-Präbende in Magdeburg, von welcher er aber bis jetzt keine Früchte bezogen hat. Das Urtheil über diesen fruchtbaren und beliebten Romanschriftsteller ist jetzt ziemlich gleichlautend folgendes: Bei Fertigung seiner Liebesgeschichten ist es diesem Schriftsteller weder um Aufstellung des eigentlichen Romans im höhern Sinne, noch um Kunstwerth überhaupt zu thun. Er will nur angenehm und rührend unterhalten; und diesen Zweck erreicht er fast immer. Seine Phantasie ist nicht glühend, aber lebhaft; seine Darstellungsart beweiset viel Geschick und Gewandtheit; Plan und Ausführung sind sehr flüchtig, aber meistens gut, der Styl ist diesem Allen angemessen, und die Moral, welche er einwebt, läßt auf das reine Herz des Verfassers schließen. Doch hat er eine überwiegende Neigung, den Menschen von Seiten seiner Schwäche und Gebrechlichkeit zu schildern; auch ist er hierin weit glücklicher, als im Darstellen der edlen Menschennatur, darum gelingen ihm große Charaktere so wenig. Seine Menschen sind ein Mittelschlag, und die Liebe quält sie oft von Kindesbeinen an. Eine Scene des peinigenden Kampfes der Pflicht mit der Leidenschaft folgt auf die andere; die unglückliche, sich selbst verzehrende, unaufhörlich zwischen Entziehen und Verzweiflung schwebende Liebe wird mit übersättigender Ausführlichkeit und mit entnervender Empfindlichkeit geschildert. Feuchte Augen, glänzende Thränen, paarende Herzen und tiefe Seufzer sind daher Hauptingredienzien seiner Romane. Die Tugend bleibt zwar, trotz den ewigen Kämpfen und der nahen Gefahr des Unterliegens, meistens durch Zufall, am Ende Siegerin; aber ihres Sieges kann man nicht recht froh werden, da die von vielem Gram, Schmerz und Kummer zerweichte Empfindung kein Gefühl von Erhebung und Freude zuläßt. Daß übrigens in seinen bürgerlichen und Familiengemälden eine große Familienähnlichkeit herrscht, welche in den neuesten seiner Schriften fast zur Einförmigkeit geworden ist, ist anerkannt, so daß wer einige seiner Romane, besonders die ältern, (z. B. den Sonderling, Quinctius Heymeran von Flamming, die Familie von Halden u. a.) welche an Frische der Empfindung und reiner Naivetät alle spätere weit übertreffen, gelesen hat, und nicht bloß Leser ist, die übrigen entbehren kann; daher ihr Publikum schon nicht mehr so groß als ehemals ist; wozu wol auch der Umstand beiträgt, daß viele seiner, aus der bürgerlichen Wirklichkeit genommene Charaktere nun zu altern anfangen, weil sie in eine frühere Zeit gehören, oder

weil die Ueberspanntheit der Empfindung zur Ehre unserer Zeit und unserer Nation dem kräftigern Thatentriebe weicht. Uebrigens scheint Lafontaine's Individualität mit seinen Schriften in einem seltsamen Contraste zu stehen; denn man findet an dem launigen und jovial unterhaltenden Gesellschafter schwerlich eine Spur von der in seinen Romanen herrschenden Empfindsamkeit. Auch ist seine Biederkeit geachtet, und von Allen, die ihn kennen, anerkannt.

Lafontaine, Jean, der französische Fabeldichter, s. Fontaine.

Lagerbuch, soviel als Cataster, s. d. Art.

Lagerkunst, s. Krieg und Castrametation.

Lagunen machen denjenigen Theil der Küste am adriatischen Meere aus, den dasselbe durch Einreißung eines von der Natur gemachten Dammes durchbrochen und überschwemmt hat, woraus hernach viele kleine Inseln und Seen entstanden sind. Venedig selbst ist auf sechzig solcher Inseln erbauet worden. Die Seen selbst, welche vorzugsweise Lagunen heißen, schwellen bei einem hohen Stande des Mondes außerordentlich an, werden aber auch zuweilen so seicht, daß sie durch ihre unangenehme Ausdünstung der Gesundheit gefährlich werden. S. Venedig.

Laien werden in der katholischen Kirche die Weltlichen, im Gegensatze gegen die Cleriker (s. d. Art. Clerus) oder Geistlichen genannt; daher Laienbrüder und Laienschwestern, die zur Bedienung der Ordenspersonen in Klöstern bestimmten Personen, welche Handwerkerarbeiten verrichteten; Laienpriester, ein Priester, welcher kein Klostergelübde gethan hat; Laienpfründe, eine geistl. Pfründe, welche ein Weltlicher besitzt. Unter den Protestanten, bei welchen die Geistlichen nicht durch eine so scharfgezogene Gränze wie bei den Katholiken, von den Weltlichen geschieden sind, braucht man dieses Wort nicht leicht in seiner eigentlichen Bedeutung. Da im Mittelalter die Geistlichen die einzigen Gelehrten waren, so bedeutet Laie oft so viel als ein Ungelehrter. Daher kömmt es, daß man sich dieses Worts noch bedient, um einen einer Sache Unkundigen zu bezeichnen; denn Laie in einer Wissenschaft oder Kunst seyn, heißt so viel, als einer Wissenschaft oder Kunst unkundig seyn, oder sie doch wenigstens nicht gründlich studirt haben.

Lainé (J. H. J.) gegenwärtig (1817) franz. Minister des Inneren und mit dem vorzüglichen Vertrauen Ludwigs XVIII. beehrt, überhaupt ein merkwürdiger Mann für die neuere Geschichte Frankreichs, ist 1767 in Bordeaux geboren, und war hier einer der berühmtesten Advocaten, als er 1808 zum Deputirten für die gesetzgebende Versammlung erwählt wurde. So wie dieses Corps unter Bonaparte organisirt war, konnte ein Mitglied desselben seine Talente entwickeln, indem keine Discussionen Statt fanden, sondern nur mit weißen und schwarzen Kugeln über die von der Regierung vorgeschlagenen Gesetze ballotirt wurde, und Lainé blieb also auch bis zu dem Zeitpunkte unbemerkt, wo sich die große Crise Frankreichs der Entwickelung nahete. Er wurde am 23sten Dec. 1813 zum Mitgliede einer außerordentlichen Commission von fünf Mitgliedern ernannt, welche über den Zustand Frankreichs dem gesetzgebenden Corps einen Bericht erstatten sollte. Lainé und Raynouard wurden damit beauftragt und ersterer hatte die Kühnheit, — denn unter Bonaparte war es Kühnheit, auch nur versteckt, Wahrheit zu sagen, — dem gesetzgebenden Körper die Ursachen anzudeuten, welche sich dem Frieden

mit dem gegen Frankreich coalisirten Europa entgegensetzten, und daß diese Ursachen in dem Chef der französischen Regierung zu suchen seyen. Bonaparte ließ darauf das ganze Corps legislatif zu sich kommen, überschüttete Lainé mit Beschimpfungen und hob die ganze Versammlung ohne Weiteres auf. Nach Bonaparte's Sturz und Abdankung kam er in den gesetzgebenden Körper zurück, wurde von der neuen Regierung mit Ehren überhäuft und zum Präsidenten der Deputirtenkammer ernannt. Nach Bonaparte's Rückkehr von Elba folgte er der Herzogin von Angouleme nach England, kehrte nach der Schlacht von Waterloo zurück, wurde aufs neue zum Präsidenten erwählt, trat aber bald nachher anstatt Vaublancs ins Ministerium und erhielt das Departement des Innern, welchen Posten er bis jetzt behauptet hat. Er gehört zu der constitutionellen und gemäßigten Partei, oder ist vielmehr das Haupt derselben; er hat sich den Ultra-Royalisten immer mit Nachdruck widersetzt, und von ihm war die königl. Ordonnanz vom 5ten Sept. 1816, durch welche die ultra-royalistische Kammer von 1815 aufgelöset und neue Deputirte zusammenberufen wurden, contrasignirt.

Lairesse (Gérard de), Maler und Kupferstecher, wurde 1640 zu Lüttich geboren und starb 1711 zu Amsterdam. Musik und Dichtkunst machten abwechselnd seine Erholung, die Malerei hingegen seine eigentliche Beschäftigung aus. Sein Vater unterrichtete ihn im Zeichnen, und schon im funfzehnten Jahre war er im Stande, sich vom Porträtmalen zu nähren. Mit Leichtigkeit verdiente er Geld, brachte es aber eben so leicht wieder durch. Da er im Jahre 1690 blind geworden war, so dictirte er einem Andern sein Werk über die Maler in die Feder, welches von Jansen (Paris 1787. 2 Vol. in 4to) ins Französische übersetzt worden ist. Den poetischen Theil der Malerei verstand Lairesse vollkommen: seine Gedanken sind reizend und erhaben; er erfand mit Leichtigkeit und zeichnete sich besonders in großen, zusammengesetzten Gemälden aus. Aus den Werken seiner Nation hatte er jene Wahrheit des Colorits und jenen Reiz der Ausführung geschöpft, durch welche sich die niederländische Schule auszeichnet; aber er übertraf jene Werke durch die Genauigkeit der Zeichnung, durch die Wahl und Erhabenheit der Gegenstände, und durch die Würde im Ausdrucke. Jedoch ist er weit davon entfernt, die Simplicität der Griechen und den erhabenen Ernst der römischen Schule zu erreichen. Wenn man aber bedenkt, daß er nie in Italien gewesen ist, und daß er keine andere Hülfsmittel zum Studium seiner Kunst hatte, als einige Gemälde von Poussin, und Kupferstiche von den Werken dieses Meisters, so wie von denen des Pietro Testa: so ist man gezwungen, die Größe seines Talents anzuerkennen. Glücklich in seinen Erfindungen, wußte er sie stets mit sorgfältigem, markigem und leichtem Pinsel auszuführen. Alle Theile seiner Kunst waren ihm gleich sehr geläufig, daher wurde er mit Recht der Poussin seiner Nation genannt. Man machte ihm jedoch den Vorwurf, seine Figuren zu kurz und zu wenig graziös gebildet zu haben. Er hatte Poussin zu seinem Vorbilde genommen, und erreichte ihn in der Wahl und Anordnung der Gegenstände, aber nicht in der Tiefe des Studiums, nicht in der Vortrefflichkeit der Gedanken und eben so wenig in der Kenntniß der Antiken. Er arbeitete zu schnell, davon zeigt sein Apollo und die neun Musen, welche er in einem einzigen Tage vollendete. Uebrigens war er vollkommen in der Mythologie und in der Geschichte bewandert, und beobachtete das Costum und die

Schicklichkeit mit Genauigkeit. Sein Colorit ist angenehm und seine Zeichnung, ohne gerade vollkommen richtig zu seyn, empfiehlt sich durch eine gewisse Nettigkeit. Er hatte viele geäzte Kupferstiche hinterlassen, von welchen viele nachgestochen worden sind. Eins seiner vorzüglichsten Gemälde ist Antiochus und Stratonice, welches 1781 der berüchtigte Tronchin zu Delices nahe bei Genf besaß. In der Bildergalerie zu Dresden befindet sich von ihm: Der Parnaß oder Apollo und die neun Musen, ein Sujet, welches er oft gemalt hat; und im Musäum zu Paris: Eine Himmelfahrt der Mutter Maria; Antiochus und Stratonice; Achilles zu Scyros; der Tod des Germanicus; Hercules am Scheidewege; Ein Fest zu Ehren des Bacchus. Er hatte drei Söhne und drei Brüder, die ebenfalls Maler waren. Unter den letztern waren Ernst und Johann Lairesse gute Viehmaler. Jacob L. ein guter Blumenmaler, der auch ein Werk über die practische Malerei in flammländischer Sprache geschrieben hat.

Laharpe, s. Harpe La.

Lais, eine berüchtigte Buhlerin, wurde zu Hyccara in Sicilien geboren, und von dort nach Griechenland geführt, als der atheniensische Feldherr, Nicias, ihr Vaterland verwüstete. Corinth war der erste Schauplatz, auf welchem sie ihr Talent zur Buhlerin entwickelte: hier huldigten Fürsten, Redner und Philosophen ihren Reizen. Ganz Griechenland, sagt Propertius, lag vor den Thüren der corinthischen Lais. Demosthenes machte ihrentwegen eine Reise nach Corinth, kehrte jedoch, als Lais eine Summe von etwa 1000 Thalern für ihre Gunstbezeigungen von ihm gefodert hatte, ohne ihre Reize genossen zu haben nach Hause zurück, indem er sagte: „So theuer will ich keine Reue erkaufen." Da sie sich überhaupt nur zu einem sehr hohen Preise den Umarmungen ihrer Anbeter Preis gab: so konnten auch nur wenig Leute auf dieselben Anspruch machen. Dieß gab Anlaß zu dem lateinischen Sprichworte: Non licet omnibus adire Corinthum (nicht Jedermann kann nach Corinth gehen). Doch hatten die Reize dieser Buhlerin über den Philosophen Xenokrates keine Gewalt, obwol sie ihn selbst suchte. Ueberhaupt fühlte Lais eine besondere Vorliebe für die Philosophen; welches daraus erhellt, daß sie auch dem Diogenes ihren Umgang nicht versagte. Aristippus hingegen, der noch dazu einen großen Theil seines Vermögens mit ihr verzehrt hatte, und viel liebenswürdiger als jener war, gefiel ihr weit weniger. Als er ihr mehrere Werke zugeeignet hatte, und man ihn deßhalb aufzog, sagte er: „Wahrscheinlich lieben die Fische und der Wein mich auch nicht, und doch genieße ich beide mit großem Wohlgefallen. Ich besitze Lais, aber sie besitzt mich nicht." Sie spottete oft über die Schwäche derjenigen Leute, die sich weise nannten, und pflegte zu sagen: „Ich begreife nicht recht wohl, was man unter der Enthaltsamkeit der Philosophen versteht; wenigstens sehe ich sie eben so häufig vor meiner Thür, als die übrigen Athenienser." Als der Bildhauer Myron einstens schlecht von ihr aufgenommen worden war, glaubte er, seine weißen Haare seyen Schuld daran, und färbte sie daher schwarz. Aber sie empfing ihn um nichts freundlicher, und sagte: „Dummkopf! du verlangst etwas von mir, was ist gestern deinem Vater verweigert habe." Nachdem sie einen großen Theil der jungen Leute zu Corinth verführt hatte, begab sie sich nach Thessalien zu einem jungen Manne, in den sie sich verliebt hatte. Hier soll sie im Jahr 340 vor der christlichen Zeitrechnung von einigen Weibern, aus Eifersucht über ihre

Schönheit, in dem Tempel der Venus, ermordet worden seyn. Man errichtete ihr öffentliche Denkmäler, und setzte folgende Inschrift auf ihr Grab, welches sich an den Ufern des Peneus befand: „Griechenland, glorreich und unüberwindlich, ward ein Sclav der himmlischen Schönheit der Lais, welche von der Liebe erzeugt, und von Corinth genährt wurde. Sie ruht in den reizenden Gefilden Thessaliens." Gleichfalls wurde ihr zu Corinth in der Vorstadt, welche Kramion hieß, ein Cenotaphium errichtet, von welchem uns Pausanias in seiner Beschreibung von Corinth meldet, daß man auf demselben eine Löwin, welche einen Widder in ihren Klauen hielt, abgebildet gesehen habe. — Eine andere Lais, nach dem Pausanias, eine Tochter des Damasander, war eine eben so berüchtigte Bühlerin, welche oft mit jener verwechselt wird.

Lälage, eine römische Schöne, welche Horaz in der 22sten Ode des ersten Buchs besingt. Es wird daher in den älteren erotischen und lyrischen Gedichten der deutschen Poeten der Lälage oft als eines personificirten Charakters gedacht.

Lalande (Joseph-Jerôme Le François de), ein berühmter französischer Astronom und Mathematiker, Mitglied der Ehrenlegion, und aller gelehrten Akademien, ward am 11ten Jul. 1732 zu Bourg en Bresse von rechtlichen Aeltern geboren. Von seinem Vater für die Rechtsgelehrsamkeit bestimmt, kam Lalande nach Paris, um sich dieser Wissenschaft zu widmen. Während er jedoch dieselbe mit Eifer studirte, bekam er beim Anblicke des Observatoriums eine unüberwindliche Neigung zur Mathematik und Astronomie, welche hernach zur Leidenschaft für sein ganzes Leben wurde. Er studirte nun diese Wissenschaften unter dem berühmten Astronomen Le Monnier und nützte, bei dem ihm angebornen Talente, den Unterricht desselben mit solchem Erfolge, daß er kurz nachher zum Abgesandten der Akademie nach Berlin ernannt wurde, um daselbst die Paralaxe des Mondes zu bestimmen, während La Caille in Vereinigung mit demselben in einer ähnlichen Absicht nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reisete. Friedrich der Große konnte beim Anblicke eines so jungen Astronomen, der kaum neunzehn Jahre alt war, seine Verwunderung nicht verbergen. Als sich jedoch Lalande der Wahl der pariser Akademie würdig gezeigt hatte, ward ihm nicht nur der Zutritt bei Hofe gestattet, sondern die Akademie zu Berlin nahm ihn auch zum Mitgliede auf, so wie es sich die ausgezeichnetsten Familien daselbst angelegen seyn ließen, ihm mit Auszeichnung und Artigkeit entgegenzukommen. Zu Paris öffnete ihm die Art und Weise, wie er seine Sendung zu Berlin ausgerichtet hatte, die Thüren der Akademie der Wissenschaften (1753). Von diesem Augenblicke an bis zur Aushebung derselben erschien kein Band dieser Akademie, in welchem nicht irgend ein wichtiger Aufsatz von ihm enthalten gewesen wäre: doch beschränkte sich der thätige Antheil, den er an den Arbeiten derselben nahm, nicht bloß auf astronomische Gegenstände. Ihm haben die Franzosen die Uebersetzung der halleyschen Tabellen, so wie die Geschichte des Cometen von 1759 zu verdanken. Zur Bestimmung dieses merkwürdigen Planeten lieferte er Clairault die tiefsten und scharfsinnigsten Berechnungen. Nachdem er 1760 mit der Untersuchung der Zeit beauftragt worden war, änderte er den Plan und die Einrichtung dieses nützlichen Werks durchaus um und ging dadurch seinen Nachfolgern mit einem guten Beispiele voran. 1761 lieferte er eine Charte, welche den Ein- und Ausgang der Venus für alle Gegenden der Erde

bezeichnete. 1764 gab er seinen astronomischen Tractat heraus, ein berühmtes Werk, das hernach für classisch gehalten und in drei Quartbänden gedruckt worden ist. In den Jahren 1765 und 1766 machte er eine schnelle Reise durch Italien. Seine Beschreibung derselben (in 8 Duodezbänden) enthält die schätzbarsten Nachrichten. Er war der Verfasser aller astronomischen Artikel für die Encyklopädie, welche zu Yverdün erschien; arbeitete diese jedoch hernach für die methodische Encyklopädie ganz um. Schon seit 1761 war er seinem ersten Lehrer, Le Monnier, in der astronomischen Professur am Collegium in Frankreich gefolgt, wo er seinen öffentlichen Vorlesungen einen seltenen Reiz zu geben wußte. Sein Hörsaal ward eine Art Pflanzschule, aus welcher eine Menge seiner Schüler zu Vorstehern einheimischer und ausländischer Observatorien angestellt wurden. Sein Werk: Des canaux de navigation et spécialement du canal de Languedoc, 1778. in Fol. enthält eine allgemeine Geschichte aller alten und neuen Canäle, die bisher auf der Erde unternommen, vollendet oder auch bloß entworfen worden sind. Ein solches Werk hatte bis dahin noch gefehlt und ist späterhin den Ingenieurs von großem Nutzen gewesen. Seine Bibliographie astronomique, 1 Vol. in 4to, ist ein unendlich ausführliches Verzeichniß aller über die Astronomie erschienenen Werke. Da er Mitglied aller bekannten Akademien war, so machte er gleichsam das gemeinschaftliche Band aus, durch welches sie zusammenhingen, indem er von der einen auf die andere übertrug, was eine jede Merkwürdiges hervorgebracht hatte. Auch machte er sich ein Verdienst daraus, seinen wirklich allgemein verbreiteten Ruf zum Wohle der Wissenschaften, so wie zum Nutzen der Gelehrten zu verwenden. Mit dem glühenden Eifer, welcher ihn beseelte, mit der bewunderngswürdigen Thätigkeit, die ihn auszeichnete, verband er eine Wahrheitsliebe, die oft in einen gewissen Fanatismus ausartete. Jede schonende Rücksicht schien ihm eines freien und rechtlichen Mannes unwerth zu seyn. Er äußerte, ohne irgend eine Art von Rückhalt, seine Gedanken, seine Meinungen, überhaupt Alles, was er für wahr und recht hielt. Daher begreift man, wie er, während seiner langen Laufbahn, manche Eigenliebe verletzt haben mag, besonders, da er glaubte, sich wol dann und wann des Uebergewichts, welches ihm seine Verdienste gaben, bedienen zu können. Wenn dieß gewissermaßen ein Unrecht von seiner Seite war, so besaß er wenigstens Billigkeit genug, es auf jede Weise wieder gut zu machen. Durch seine Arbeiten, seine Schriften, sein Beispiel, seine Schüler, seinen Einfluß und seinen Briefwechsel schon bei seinem Leben der Astronomie nützlich, ist er es noch nach seinem Tode durch eine Medaille, die, einem Vermächtnisse von ihm zu Folge, jährlich dem Verfasser der besten astronomischen Abhandlung, oder der merkwürdigsten Beobachtung zuerkannt wird. Ein so rastloses und ruhmvolles Streben schien dazu geeignet zu seyn, ihm ein unveränderliches Glück zuzusichern: und in der That war er lange Zeit im Besitze des glänzendsten Rufs. In Gotha, wohin er 1797 reisete, empfing er davon die ausgezeichnetsten Beweise. Mit ein wenig mehr Nachsichtigkeit würde er diesen Ruf ungestört und bis ans Ende seines Lebens genossen haben. Aber seine unkluge Freimüthigkeit, die Unerschrockenheit, mit welcher er selbst in den stürmischsten Zeiten seine Meinungen geäußert hatte, die oft beleidigende Strenge, mit welcher er gegen solche Systeme, deren Mangel an wissenschaftlicher Kunde höchstens hätte sein Mitleid erregen sollen, auszuüben pflegte, die Gewohnheit, selbst da, wo es ihm gestattet war,

Digitized by Google

seine Meinung zu verschweigen, ohne Unterlaß seine Gesinnungen zu offenbaren, alles dieses reizte eine Menge von Unzufriedenen gegen ihn auf, die ihn verfolgten, und denen es sogar gelang, ihm seine wirklichen Verdienste streitig zu machen. So konnte man seine langen und dauernden Verdienste vergessen, um sich an ein vorübergehendes oder ganz unbedeutendes Vergehen zu halten. Dazu kam, daß sein Charakter ein sonderbares Gemisch von großen, empfehlungswürdigen Eigenschaften, und von auffallenden, oft lächerlichen Sonderbarkeiten war, welche aus Eitelkeit und einer gewissen Sucht Aufsehen zu erregen, hervorgegangen seyn sollen. Unter letztern zeichnete sich sein Atheismus aus, der ihm viele Feinde zuzog. Ungeachtet dieser Sonderbarkeiten war Lalande gütig, großmüthig und gefühlvoll und überhaupt religiöser, als er selbst glaubte oder seyn wollte. Nach den Begebenheiten des 10ten Augusts 1792 gestattete einer seiner Zöglinge, welchem Lalande die Schlüssel und die Oberaufsicht über das Observatorium des Quatre-Nations anvertraut hatte, einem Flüchtlinge einen Zufluchtsort auf demselben, und versah ihn daselbst mit den nöthigsten Lebensmitteln. Als nun dieser Zögling durch einen Aufruf der Nation zum Marschiren gezwungen worden war, brachte Lalande jenem Flüchtlinge, selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens, täglich regelmäßig zu essen. Und indem er aus seinem Vermögen arme Kinder, die zum ersten Male zum heiligen Abendmahle gehen sollten, kleidete, und zu allen Gaben, welche die Religion gebietet, willig und gern beitrug, bewies er dadurch wohl, daß jener Atheismus nicht in seinem Herzen wohnte.

Lälius. Ein Abkömmling dieses berühmten plebejischen Geschlechts (der Laelia gens), C. Lälius, war ein vertrauter Freund des Scipio Africanus, und commandirte im zweiten punischen Kriege die römische Flotte in Spanien. Er half seinem Freunde Neukarthago erobern, indem er mit seiner Flotte den Hafen sperrte, während Scipio die Stadt von der Landseite angriff. Nach der Eroberung der Stadt wurde er Commandant derselben. Hierauf erhielt er den Befehl, mit seiner Flotte in Afrika zu landen, woselbst er große Verwüstungen anrichtete, sich aber doch, aus Furcht, von der karthaginensischen Flotte abgeschnitten zu werden, nach einem kurzen Aufenthalte nach Sicilien begeben mußte, wohin er eine unermeßliche Beute mitbrachte. Bald nachher landete er abermals, in Verbindung mit Scipio, in Afrika, um daselbst im Inneren von Karthago den Krieg zu führen. Mit Masinissa vereinigt, bekriegte er Syphar, Karthago's Bundesgenossen, eroberte dessen Land, und machte ihn, nach einer siegreichen Schlacht, zum Kriegsgefangenen. Nach diesen glorreichen Thaten war Lälius zuerst Aedilis Curulis, darauf Prätor, und zuletzt, im Jahre der Stadt 563, Consul zugleich mit L. Cornelius Scipio Asiaticus. — **Lälius** (C.), ein Sohn, oder nach Andern, ein Enkel des vorigen, stand mit dem Consul Scipio Aemilianus, der den letzten Krieg gegen Carthago mit so vielem Glücke führte, in eben so freundschaftlichen Verhältnissen, als sein Vater mit dem Scipio Africanus. Er soll mit ihm an der Ausbreitung der Lustspiele Theil gehabt haben, die unter dem Namen des Terenz bekannt sind. Als Unterbefehlshaber ging er mit seinem großen Freunde nach Afrika, wo er vielen Ruhm erwarb. Nachdem Karthago zerstört worden war, schickte ihn der Senat mit einer Flotte gegen Viriathus in Lusitanien, welchen er besiegte. Zuletzt wurde er nebst Q. Servilius Cäpio zum Consul ernannt. Uebrigens ist dieser der nämliche,

dessen Namen Cicero seiner Abhandlung de amicitia vorgesetzt hat, um dadurch der Freundschaft desselben mit Scipio ein Denkmal zu stiften.

Lajos, König von Theben, Sohn des Labdakos, Vater des Oedipus (s. d. Art.)

Lally Tolendal. I. der Vater, Thomas Arthur, franz. Generallieutenant u. s. w., von irländischer Abkunft. Aus Anhänglichkeit an die Stuarte hatten seine Vorfahren Großbrittannien verlassen und waren mit Jacob II. nach Frankreich gekommen. Arthur zeichnete sich 1740 in der Schlacht von Fontenoi höchlich aus. Während der Dauer des siebenjährigen Krieges wurde er (1756) nach Ostindien geschickt, um dort gegen die Engländer große Maßregeln zu treffen und die franz. Besitzungen sicher zu stellen. Er war hier aber nicht glücklich: er wurde in Pondichery eingeschlossen, dieser wichtige Platz von den Engländern erobert und er zum Gefangenen gemacht (22sten Jan. 1761). Nach hergestelltem Frieden machte man ihm über seine Kriegführung in Ostindien den Prozeß, er wurde des Todes schuldig erkannt und am 9ten Mai 1766 hingerichtet. Man nannte seinen Tod einen Justizmord und seine hinterlassenen Freunde, so wie sein Sohn, namentlich auch Voltaire brachten es 1778 dahin, daß sein Prozeß revidirt und cassirt wurde. II. der Sohn, Teophime Gérard, geb. 1751, widmete sich ebenfalls dem Kriegsdienste. Er machte sich früh durch die Schutzschriften zur Ehrenrettung seines Vaters bekannt und umfaßte die Sache der Revolution mit Feuer, aber auch mit großem Verstande, indem ihm die Abwege nicht entgingen, auf welche die Anarchisten das Volk nur mit zu großem Erfolge zu leiten suchten. Er verließ sogar bei den fortschreitenden Volksausschweifungen Frankreich und ging zu seinem Freunde Mounier nach der Schweiz. Er kehrte zurück, wurde arretirt und entging, wie durch ein Wunder, den Septemberermordungen. Er floh nach England und erbot sich von da vergebens beim Prozesse Ludwig XVI. zu seinem Vertheidiger an. Nach dem 18ten Brumaire kehrte er nach Frankreich zurück, nahm aber erst unter Ludwig nach dessen Restauration Theil an den öffentlichen Angelegenheiten, und wurde von diesem in die Kammer der Pairs ernannt.

Lama, s. Dalai Lama.

Lamballe (Prinzessin von), geboren 1749. Sie war beim Ausbruche der Revolution Oberhofmeisterin bei der Königin Marie Antoinette, mit der sie durch die zärtlichste Freundschaft verbunden war. Dieß erregte die Volkswuth gegen sie aufs äußerste. Sie war von der Flucht der königlichen Familie nach Varennes unterrichtet, und floh daher zu gleicher Zeit nach England. Ludwig wurde angehalten und zurückgeführt, und nahm nun die Constitution, wie es schien, mit Aufrichtigkeit an. Kaum war die Lamballe hievon unterrichtet, als sie zu ihrer Freundin, der Königin, zurückeilte, um mit ihr die neuen Gefahren zu theilen, denen sie entgegensehen mußte. Ein solches Beispiel edler Freundschaft reizte die pariser Munizipalität gegen sie auf; sie wurde der Königin von der Seite weggerissen, als Gefangene in die Abtei geschleppt und dort am 3ten September 1792 nebst vielen hundert andern unglücklichen Gefangenen auf die barbarischste Weise ermordet und mit ihrem entseelten Körper Mißhandlungen getrieben, die unsere Feder nicht niederzuschreiben wagt.

Lambert (Joh. Heinrich), einer der größten Philosophen

und Mathematiker des 18ten Jahrhunderts. Er gehört unter diejenigen merkwürdigen Menschen, welche sich aus niederm Stande und unter vielen Schwierigkeiten zu einer bedeutenden Größe emporgeschwungen haben. Er war geboren den 29. Aug. 1728 zu Mühlhausen im Sundgau, wo sein Vater Lucas ein Schneider war. Bis ins 12te Jahr wurde er auf Kosten des Magistrats unterrichtet; da ihm aber zu seinem weitern Studiren die nöthige Unterstützung fehlte, so bestimmte ihn sein Vater zu seinem Handwerke. Um jedoch seine Wißbegierde fortdauernd zu befriedigen, studirte er des Nachts, wobei er seine jungen Geschwister mit dem Fuße wiegen mußte. Um sich das dazu nöthige Licht erkaufen zu können, verfertigte er kleine Handzeichnungen und verkaufte sie. Mathematische Schriften zogen ihn ganz vorzüglich an. Dieser Eifer für die Wissenschaften bewog bald einige biedere Menschen, ihn darin zu unterstützen und unentgeldlich unterrichten zu lassen. Kenntniß der Mathematik, der Philosophie und morgenländischen Sprachen und eine zierliche Handschrift erwarb er sich in seiner Vaterstadt. Letztere verschaffte ihm eine Copistenstelle. Im 15ten Jahre ward er Buchhalter im Eisenwerke des Herrn de la Lampe. Hier lernte er Französisch. 17 Jahre alt kam er als Secretär zu Iselin nach Basel (damals Redacteur der Zeitung); allein die mechanischen Geschäfte dieses Amtes befriedigten seinen denkenden Geist zu wenig. Daher empfahl ihn Iselin dem Präsidenten von Salis als Hofmeister, bei welchem er, von einer guten Bibliothek unterstützt, sich in allen Wissenschaften vervollkommnete. Hier entwickelte sich besonders sein mathematisches Genie. Nach einem achtjährigen Aufenthalte in Chur begleitete er 1756 seine Zöglinge nach Göttingen, wo er Correspondent der Societät der Wissenschaften wurde, von da 1757 nach Utrecht, und 1758 nach Paris, Marseille und über Turin nach Chur zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte in seiner Vaterstadt begab er sich 1759 nach Augsburg, wo er sein Werk über die Photometrie (Messung der Stärke des Lichts und der Farben), die er als Wissenschaft begründete, drucken ließ. Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Baiern mit 800 Gulden Gehalt war er nur kurze Zeit, weil er sich nicht in München aufhalten wollte. Er begab sich nach Erlangen. In dieser Zeit gab er seine cosmologischen Briefe über die Einrichtung des Weltbaues heraus, welche die Tiefe seines Geistes beurkunden. 1763 machte er eine Reise nach Veltelin und Cläven, und wurde Mitglied einer Gesellschaft zur Berichtigung der Gränzen zwischen Mailand und der Republik. Im December desselben Jahres ging er nach Leipzig, und, nachdem er hier sein neues Organon herausgegeben hatte, im Februar 1764 nach Berlin. Durch dieses große Werk lernte ihn Friedrich II. kennen, welcher ihn mit einem ansehnlichen Gehalte zum Oberbaurath und zu einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften machte. Lambert starb auch daselbst den 25. Sept. 1777, und der König betrauerte den Verlust dieses Mannes sehr. Lambert war ein Mann von aufrichtigem, redlichem und geradem Wesen, in einem hohen Grade mitleidig, theilnehmend, wohlthätig und friedliebend, und von einer unstörbaren Ruhe des Gemüths und des Gewissens. Es ist fürwahr ein eben so schöner als seltener Genuß, mit diesen Eigenschaften das ausgezeichnetste Genie seiner Zeit verbunden zu sehen. Denn, hatte er auch in einigen Wissenschaften nur mittelmäßige Kenntnisse, so war er in der Mathemathik, in der Logik und Metaphysik damals der

größte Analytiker, und unterstützte seine Talente durch den bewundernswürdigen Fleiß, mit welchem er täglich von früh 5 Uhr bis in die späte Mitternacht für die Wissenschaften thätig war. Er entdeckte auch die Theorie des Sprachrohrs. M. L.

Lamoignon-Malesherbes (Chrétien-Guillaume) ward am 16. December 1721 zu Paris geboren, wo sein Vater, Guillaume de Lamoignon, Canzler von Frankreich war. Nach vollendeten Studien, die durch eine sehr sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause unterstützt waren, widmete er sich der practischen Rechtswissenschaft, ward darauf Substitut des General-Procurators, dann Parlamentsrath und endlich im Jahre 1750 erster Präsident bei der ersten Steuerkammer (à la cour des aides). In den 25 Jahren, während welcher er diese Stelle bekleidete, widersetzte er sich mit Muth sowol dem Uebermaße unheilbringender Auflagen, als auch der Raubgier der Generalpächter. Eine Menge Discours und Remontrances, welche er während dieses langen Kampfes gegen den Despotismus verfertigte, sind, als Meisterwerke von Abhandlungen über die Finanzverwaltung, 1779 gedruckt worden. In diesen Werken verbreitete er sich auch über den Mißbrauch der sogenannten Lettres de cachet (Verhaftsbefehle). Als im April 1771 die oberste Steuerkammer aufgehoben wurde, zog sich Lamoignon auf seine Landgüter zurück, wo er durch Unterricht und Wohlthun der Beglücker seiner Unterthanen wurde. Nachdem er im Jahre 1774, bei Wiederherstellung jenes Gerichtshofs, von neuem an die Spitze der Obersteuerkammer getreten war, ward er bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI., welcher nur von den rechtschaffensten Männern seiner Nation umgeben seyn wollte, im Jahre 1775 zum Minister des Innern erwählt. Nachdem er diese Stelle zum Wohle seines Vaterlandes etwa ein Jahr bekleidet hatte, nahm er bei der Entlassung Türgots aus dem Ministerium Gelegenheit, auch die seinige zu verlangen, begab sich wiederum auf seine Landgüter, und ging hernach auf Reisen. Nachdem er unter erborgtem Namen einen großen Theil Frankreichs, der Schweiz und Hollands durchreiset war, und allenthalben über Künste und Institute die zweckmäßigsten Nachforschungen angestellt hatte, kehrte er zu Anfang der Revolution, welche er mit Wohlgefallen betrachtete, nach Frankreich zurück. Bald aber änderte er seine Meinung, als er sah, wie diese Revolution von den damaligen Machthabern Frankreichs gehandhabt wurde. Als Ludwig XVI. vor Gericht gestellt werden sollte, erbot sich Lamoignon von selbst, Vertheidiger desselben zu werden, welches ehrenvollen Amtes er sich auch zur Zufriedenheit aller Parteien entledigte. In Folge der Verbrechen, welche während der Revolution begangen wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch Lamoignon den Verdacht der Tyrannen erregte; er ward, nebst seiner Tochter und Enkelin, ins Gefängniß geworfen, zum Tode verurtheilt und am 22sten April 1793 hingerichtet. Sokrates Heiterkeit verließ ihn auch im Tode nicht. Lamoignon ward im Jahre 1750 zum Mitgliede der Akademie, und 1759 der schönen Künste und Inschriften (des belles lettres et inscriptions) ernannt. Als Director des Buchhandels wußte er der Presse alle Freiheit zu verschaffen, welche Weisheit und Ordnungsliebe in einem gut organisirten Staate gestatten dürfen; die größten Anhänger der Preßfreiheit, Rousseau und Voltaire, geben ihm dieß ehrenvolle Zeugniß. Die meisten seiner schriftstellerischen Werke sind dem Ackerbau und der Naturkunde gewidmet. Außer diesen hat man noch von ihm: Deux mémoires sur l'état civil des protestans, 1785 und 1787; und:

Pensées et Maximes, Paris, l'an 10, in 12. Uebrigens zeichnete sich das ganze Leben Lamoignon's durch seine Menschenliebe und ungemeines Wohlthun vor allen andern aus.

Lamettrie, s. Mettrie.

Lamothe Valois (Gräfin de la), berüchtigt durch die weltkundige Halsbandgeschichte, gab sich für einen Sprößling aus der Familie der Valois aus, aus welcher sie durch einen Bastard Heinrichs II. abstammen wollte. Bis zu dem Augenblicke, wo sie durch jenen Proceß die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich zog, hatte sie, trotz ihrer vorgeblichen Abkunft, in Elend und Verachtung gelebt, ob sie gleich in alle Künste der Sittenlosigkeit und Intrigue eingeweiht, kein Mittel unversucht gelassen, sich Ansehn und Reichthum zu verschaffen. Von dieser Seite einem großen Theile des Adels zu Versailles und Paris bekannt, setzte sie Alle, die von ihren Glücksumständen unterrichtet waren, in Erstaunen, als sie plötzlich im Jahre 1784 einen Aufwand zu machen begann, der auf einen ungeheuren Reichthum schließen ließ. Kaum hatte man Zeit gehabt, diese auffallende Verwandlung ihrer Verworfenheit zuzuschreiben, als ein leises Gemurmel von einer Intrigue ruchtbar wurde, die ganz Europa mit Erstaunen erfüllte. Da über diese Begebenheit noch immer der Schleier des Geheimnisses verbreitet ist, der auch, da alle Theilnehmer an derselben todt sind, wol niemals gelüftet werden dürfte; so wollen wir uns begnügen, den Hergang der Sache, so wie er durch die öffentlichen Verhandlungen zur Kunde des Publikums gekommen ist, aufzuzählen. Der Fürst Ludwig von Rohan, Cardinal, Bischof von Straßburg, Groß-Almosenier und eine der vornehmsten Personen des Reichs, war, aus nicht hinlänglich bekannten Gründen, in die Ungnade des Hofs verfallen, ohne innere Großherzigkeit zu besitzen, diese Ungnade ertragen zu können. Die Gräfin de Lamothe, von dem Bestreben des Cardinals, um jeden Preis die Gunst des Hofs wieder zu erhalten, unterrichtet, hatte dem Cardinale vorgespiegelt, sie wisse, daß die Königin, bei der sie einen bedeutenden, obgleich zur Zeit noch geheimen Einfluß habe, einen gewissen kostbaren Halsschmuck, der ihr zu Kauf angeboten, zu besitzen wünsche, ohne daß sie jedoch für den Augenblick im Stande sey, die Kaufsumme aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten. Auch hatte sie dem Cardinale zu verstehen gegeben, es biete sich ihm jetzt, wenn er jenes Halsband in seinem Namen kaufen und der Königin abschlägliche Zahlung gestatten wolle, die beste Gelegenheit dar, die Gunst derselben wieder zu erlangen. Der Cardinal war in diese Schlingen gefallen, hatte das Halsband gekauft und es der Gräfin de Lamothe zur Einhändigung an die Königin ausgeliefert, wogegen ihm ein von der Königin fälschlich unterschriebener Revers, der die Termine der Rückzahlung bestimmte, zu seiner Sicherheit übergeben worden war. Damit noch nicht zufrieden, hatte die Gräfin, um den Cardinal desto vollkommener zu täuschen, eine ihrer Creaturen unter der Maske der Königin im August 1784 dem Cardinale im Garten von Versailles erscheinen, und eine Rose zu dessen Füßen werfen lassen. Der Termin, an welchem der Cardinal selbst das Halsband zu bezahlen versprochen, war erschienen, und er, der einer so großen Summe nicht mächtig gewesen, hatte den Juwelierern entdeckt, die Königin habe ihr Halsband gekauft. Als die Juweliere, nach langem Warten, noch immer keine Bezahlung erhalten konnten, wandten sie sich unmittelbar an den König und gaben somit Veranlassung zur Entdeckung des gespiel-

ten Betrugs. Durch den Spruch des Parlaments ward der Cardinal aller seiner Würden entsetzt, die Gräfin de Lamothe als überwiesen, das Halsband untergeschlagen und verkauft zu haben, zu Brandmark, Staupbesen und ewigem Gefängnisse verurtheilt. Aus diesem entkam sie nach einigen Jahren, worauf sie nach England entfloh, und dort in Vereinigung mit ihrem Gemahle, der daselbst das Halsband verkauft hatte, eine Schandschrift gegen den Hof von Versailles, besonders gegen die Königin, erscheinen ließ. Dieß ist die actenmäßige Geschichte des berüchtigten Halsbandes, deren Ruchtbarwerdung als die wichtigste Ursache zur Herabwürdigung der königlichen Familie und aller daraus erfolgten Ereignisse betrachtet worden ist. Man hielt dafür, der König habe die ganze Begebenheit unterdrücken und den dabei interessirten Personen auf eine oder die andere Weise ein ewiges Stillschweigen auferlegen müssen. Pq.

Lampen sind wahrscheinlich von den Aegyptern erfunden worden. Schon an dem Feste, welches von uralten Zeiten her zu Sais in Niederägypten, der Minerva zu Ehren, gefeiert wurde, brannten eine Menge Lampen. Zu Hiobs und Moses Zeiten waren sie schon bekannt. Die Aegypter waren auch die ersten, welche brennende Lampen, als Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele, in die Gräber zu den Leichnamen setzten. Dieß soll der Ursprung der sogenannten ewigen Lampen seyn, deren Docht und Nahrung unverzehrbar war, dergleichen hernach der Minerva zu Ehren erfunden wurden, von denen die des Callimachus aber nur ein Jahr brannte. Neuerdings soll der Prinz von San Severo, welcher 1771 gestorben ist, ewige Lampen zu verfertigen, wieder erfunden haben. Daß Lampen nicht etwa eine längere Zeit, als die gewöhnlichen, sondern vielmehr Jahrtausende, ohne zu verlöschen, brennen sollten, ist billig unter die Fabeln zu rechnen. Von den Aegyptern kamen die Lampen zu den Griechen, welche sie der Minerva, als Göttin der Wissenschaften widmeten, weil sich die Gelehrten beim nächtlichen Studiren der Lampen bedienten. Ehe die Römer die Lampen von den Griechen kennen lernten, hatten sie Lichter. — Die vortheilhafteste Lampe erfand Argand zu Genf und machte sie 1783 bekannt (s. Argandische Lampe). Die Entdeckung, daß sich die brennbare Luft durch den electrischen Funken entzünden lasse, leitete Fürstenberger in Basel auf die Erfindung einer electrischen Lampe, durch welche man leicht, sicher und ohne Feuerzeug ein Licht anzünden kann. Diese Lampe ward hernach von Brander in Augsburg, de Gabriel in Straßburg, Ingenhauß und Pickel bedeutend verbessert. Auch Langenbucher, die beiden Ehrmann und der Professor Stegmann in Cassel erfanden um 1780 electrische Lampen.

Landamman, s. Schweiz.

Landau, eine wichtige Festung und ehemalige Reichsstadt in einer schönen Aue am Flusse Queich, in der Unterpfalz, aber zum Niederelsaß gehörig, hat eine den Lutheranern und Katholiken gemeinschaftliche Collegiatkirche, und einen Canal, vermittelst dessen alle Bedürfnisse der Stadt zu Wasser herbeigeschafft werden können. Im J. 1800 hatte die Stadt, mit Ausschluß des Militärs, 5123 Einwohner. Im spanischen Successionskriege ward sie 1702 durch die kaiserliche und Reichsarmee den Franzosen, und von diesen wiederum 1703 den Deutschen, jedoch 1704 abermals von den Kaiserlichen und Alliirten den Franzosen abgenommen, worauf sie wiederum eine Reichsstadt wurde. Nachdem im J. 1713 die Franzosen sie abermals erobert

hatten, ward sie ihnen 1714 im badenschen Frieden mit allem Zubehör förmlich überlassen. Während des Kaiserthums gehörte sie zum Departement des Niederrheins, Bezirk Weissenburg, und war der Hauptort eines Cantons. Kürzlich ist sie an Baiern gefallen.

Landbau, auch Ackerbau, Feldbau und Feldwirthschaft genannt, beschäftigt sich mit der vortheilhaften Erbauung und Gewinnung der sogenannten Feldfrüchte auf den eigentlich sogenannten Aeckern und Feldern im Großen. Zu den Feldfrüchten gehören ausschließlich alle Getreidearten, alle Handels- oder Manufacturpflanzen, welche theils als Materialien zu und in Manufacturen gebraucht werden, theils auch sogleich als Waaren in den Handel kommen, und einige Arten von Kohl, Knollen- und Wurzelgewächsen, z. B. Kartoffeln, Kohlrüben, Runkeln, Möhren rc. Der Landbau ist so alt, als das Menschengeschlecht. Von Griechen und Römern wurde schon über denselben geschrieben, namentlich von letztern. (S. Scriptores rei rusticae veteres latini cura Gesneri, recogn. Schneider 1794—1797. 4 Voll. 8.) X.

Landbaukunst oder landwirthschaftliche Baukunst ist die Kunst der vortheilhaftesten und bequemsten Einrichtung und Erbauung derjenigen Gebäude, welche der Landwirth, sowol im Kleinen als im Großen, zu den verschiedenen Zweigen der Bewirthschaftung seiner Güter unumgänglich nöthig hat. Diese Gebäude führen den allgemeinen Namen Wirthschaftsgebäude, Haushaltungsgebäude, und wir rechnen dazu: Wohnungen für Menschen; Stallungen für das Zug- und Nutzvieh; Vorrathsgebäude, z. B. Scheunen, Schuppen rc., Brauhäuser, Branntweinbrennereien, Backhäuser und Backöfen, Waschhäuser, Schlachthäuser, Schmiede- und Mühlengebäude, Spritzenhäuser, Essigbrauerei- und Stärkemachereigebäude, Ziegelbrennerei- und Kalkbrennereigebäude, nebst noch mehrern andern nützlichen und bequemen Anstalten, z. B. Miststätten, Viehschwemmen, Brunnen rc. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß die landwirthschaftlichen Gebäude überhaupt genommen, entweder zu einem Bauergehöfte, oder zu einem Vorwerke, zu einer Meierei oder zu der Hoferöthe eines ansehnlichen Landguts und eines Ritterguts gehören, nur daß sie zu einem mehr nöthig sind, als zu dem andern, und daß sie bei dem einen größer als bei dem andern seyn müssen. Alle Haushaltungsgebäude aber müssen Festigkeit, Regelmäßigkeit und Bequemlichkeit als Haupteigenschaften besitzen, welchen noch, soweit es den Kostenaufwand nicht zu stark vermehrt, Schönheit, Ebenmaß, gute und geschmackvolle Formen beigefügt werden können. Endlich müssen sie beständig der Größe des Landguts angemessen seyn, damit es auch bei der ergiebigsten Erndte nicht an Raum fehle. — Auch wird so die Theorie der Landbaukunst genannt.

Landeshoheit. In der vormaligen deutschen Reichsverfassung war Landes- oder Territorialhoheit, der Reichshoheit oder Reichssouveränetät entgegengesetzt, und es ward darunter der Inbegriff sämmtlicher Regierungs- und Hoheitsrechte, die über alle, innerhalb der Gränzen eines besondern Territoriums befindliche Personen und Güter, in Abhängigkeit von der Reichsgewalt, geübt wurden, verstanden. Es konnte also hier von einer Souveränetät, auch wenn man darunter nur vollkommene Unabhängigkeit in Allem, was die innere Organisation und Verwaltung betrifft, verstehen will, nicht die Rede seyn. Auch findet man vor dem 12ten Jahrhunderte in Deutschland noch keine Landesherren. Dagegen ward durch die

Aufhebung des deutschen Reichs und seiner Verfassung, der Ausdruck Landeshoheit mit dem der Souveränetät, in dem eben angegebenen Sinne gleichbedeutend. Ueberhaupt aber bezeichnet das Wort Landeshoheit, gleichbedeutend mit Souveränetät, entweder im Allgemeinen die höchste Staatsgewalt, oder im Besondern die oben angeführte innere sowol als äußere Souveränetät, — die vollkommene rechtliche Unabhängigkeit im Verhältnisse zu andern Staaten. Aber selbst nach der Aufhebung der deutschen Reichsverfassung erhielten die dem Rheinbunde beigetretenen Staaten nur die erstere, wenigstens sollten sie dieselbe erhalten, denn factisch ward sie nicht selten verletzt; die letztere aber, oder die äußere Souveränetät, besaßen sie nicht einmal rechtlich, viel weniger factisch. — Während die französische Gewalt die Hoheitsrechte verbündeter und nicht verbündeter Fürsten bei jeder Gelegenheit aufs schamloseste verletzte, sprach man nichts destoweniger fortdauernd von ihrer Souveränetät, die am Ende sich nur darauf beschränkte, daß man im Innern der verbündeten Staaten alle Hindernisse aus dem Wege räumte, die vielleicht den Fürsten noch einen Vorwand hätten gewähren können, sich nicht in allen Stücken unbedingt in den despotischen Willen des Universalmonarchen zu fügen. Die Landeshoheit kann Einem, sie kann aber auch Mehreren zustehen; eine getheilte Landeshoheit aber gibt es streng genommen nicht; sie ist ihrem Wesen nach nur eine. Cz.

Landfriede. Uralt ist bei den Deutschen die Sitte, Beleidigungen selbst zu rächen und Streitigkeiten durch Kampf abzuthun. Sie schreibt sich aus Zeiten her, wo eine öffentliche Gewalt noch nicht bestand. Aber auch dann, als innere und äußere Kriege und die Züge der Völkerwanderung die deutschen Völker in eine Art von Staatsverbindung nöthigten, ja selbst als sie Theile der fränkischen Monarchie wurden, wollten sie von jener trotzigen Sitte nicht lassen, und achteten das Anflehen richterlicher Hülfe für den Mann entwürdigend. Die fränkischen Könige, wol einsehend, daß diese Gewohnheit nicht auszurotten sey, suchten sie lieber zu mildern, und verpönten die Gewaltthätigkeit gegen Den, der sich (ebenfalls nach alter deutscher Sitte) von der Fehde (Privatrache) loszukaufen (Wehrgeld, Buße zu bezahlen) bereit war. Aus derselben Sitte schreiben sich die Kampfgerichte her, Zweikämpfe, die vor Gericht geschahen, um nach dem Ausgange, den man für ein Orakel Gottes hielt, zweifelhafte Fälle zu entscheiden. Auch diese mußten die Könige, als dem Geiste deutscher Nation zu wesentlich, beibehalten (s. davon d. Art. Ordalien). — Die Priesterschaft, an der gänzlichen Abschaffung der Privatfehden, die ihr ein heidnischer Greuel dünkten, ebenfalls verzweifelnd, suchte sie durch die wohlthätige Macht des Christenthums wenigstens zu mildern. Sie stellte es als sündhaft dar, an den Tagen der Woche, die der Tod und die Auferstehung des Erlösers heiligt, unchristliche Gewalt zu üben. Zuerst, soviel wir wissen, in Südfrankreich und Burgund, nach dem Jahre 1030, gelang es, durch Vorgebung einer göttlichen Inspiration, die einem Bischofe geschehen, dieser heiligen Scheu allgemeinen Eingang zu verschaffen, und über ganz Europa verbreitete sich bald diese Beschränkung der Fehden; um so willkommener, als sie einen gütlichen Vergleich zwischen Gewissen und Leidenschaft darbot, und die Zügellosigkeit des einen Tags durch die Mäßigung des andern zu rechtfertigen schien. Wer vom Donnerstage Abend bis zum Montage Gewaltthätigkeiten übte, fiel als ein Gottloser in den Bann. Diese wöchentliche Waffenruhe nannte man den Gottesfrieden (Treuga

Dei, Trêve de Dieu), auch hin und wieder den St. Petersfrieden. Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag blieben zur Ausübung des, den germanischen Völkern so werthen, Rechts der Privatkriege frei. Erst durch Lehre und Gewohnheit eingeführt und heilig gehalten, wurde der Gottesfriede auf den Concilien zu Narbonne (1054), Troyes (1093), Clermont (1095), Rouen (1096), Nordhausen (1105), Rheims (1136), St. Johan von Lateran (1139 und 1179) und Montpellier (1195) durch ausdrückliche Satzungen bestätigt und eingeschärft. Später ward er hin und wieder auch auf den Donnerstag ausgedehnt, ja die Befehdung, um sie immer mehr zu beschneiden, zu gewissen heiligen Zeiten auf mehrere Wochen, ganz verboten oder vielmehr verdammt, z. B. vom ersten Adventssonntage bis zum Feste der Erscheinung Christi, vom Aschermittwoch bis zum Montage nach Trinitatis, überdieß an den Quatembern, Marien- und Aposteltagen 2c. Auch wurden gewisse Oerter, als Kirchen, Klöster, Spitäler, Gottesäcker 2c. und gewisse Personen, als: Geistliche, Ackerleute auf dem Felde, überhaupt alle Wehrlose, besonders aber, auf dem Concilium zu Clermont (1095), die Kreuzfahrer durch Kirchengesetze gefriedigt. So gelang, was der weltliche Arm kaum zu unternehmen wagte, wenigstens zum großen Theil der geistlichen Macht, weil sie klüglich nicht mehr versuchte, als zu erhalten möglich war, und die störrigen Zeitgenossen bei ihrer einzigen milden Seite, der Religiosität, angriff. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß jene geheiligten Schranken nie von der Leidenschaftlichkeit überschritten worden wären; vielmehr klagten über Verletzungen des Gottesfriedens viele Concilien und viele klösterliche Chronisten. Aber sie blieben doch immer nur allgemein verabscheute Ausnahmen. Mehr als diese, trieb wol die Unzulänglichkeit des Gottesfriedens überhaupt die deutschen Kaiser, durch bürgerliche Gesetze für den Frieden des Reichs zu sorgen und der Selbsthülfe, wie dem sogenannten Faustrechte, in das sie ausartete, Schranken zu setzen. Denn die Gewalt, einmal im Falle der Rache und Genugthuung erlaubt, wurde bald zu Unbilden aller Art gemißbraucht, und jeder hielt für rechtmäßig, was er mit seiner Faust vermochte. Daher allenthalben Räubereien und Wegelagerungen, zum großen Nachtheile des Verkehrs: denn keine Straße war sicher vor den anwohnenden und herumschweifenden Gewaltthätern. Schon Conrad II. und Heinrich III. gaben Gesetze gegen diesen Unfug, doch wahrscheinlich nur gegen die ungerechten Angriffe, nicht gegen die Selbsthülfe aus gerechter Ursache. Des Letztern Energie wußte seinen Gesetzen einen für die damalige Zeit beispiellosen Gehorsam zu verschaffen; allein in den Bürgerkriegen unter seinen Nachfolgern und bei der daraus entspringenden gänzlichen Verwirrung der Gerichtsverfassung, wurden die Privatfehden wieder häufiger und die Straßen unsicherer, als je. Die hohenstaufenschen Kaiser, zur Unterdrückung der Selbsthülfe ebenfalls zu schwach, begnügten sich, durch Eingehen in den Geist der Zeit, sie der öffentlichen Sicherheit so unschädlich, als möglich zu machen. Friedrich I. befahl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1187, daß Der, den man aus gerechter Ursache befehden wollte, bei Strafe der Ehrlosigkeit, wenigstens 3 Tage vorher davon benachrichtigt werden solle. Dieß nannte man absagen, widersagen (diffidare oder diffiduciare, d. i. das Vertrauen auf den Frieden benehmen). Das Absagen geschah durch den Fehdebrief, der, nach Anführung der Ursachen, die Formel enthielt: „Darum will ich euer und eurer Helfer und Helfershelfer Feind seyn, und, so ihr drob

Schaden nehmet, des meine Ehre gegen euch und die euren verwahrt haben." — Eine solche Vorschrift fand in damaliger Zeit am leichtesten Eingang, der es ritterlich und edel schien, nur den zum Kampfe Vorbereiteten anzugreifen. Die Sicherheit, die dadurch Jedem, dem nicht vorher abgesagt worden, gewährt wurde, nannte man den Landfrieden. Dieß war Alles, was damals die deutschen Könige von ihrem Volke für die öffentliche Sicherheit erlangen konnten; selbst was die kräftigere königliche Machthabung in Frankreich einführte, daß während des öffentlichen Krieges alle Privatfehden ruhen mußten, das konnte bei den zügellosen Deutschen nicht durchgesetzt werden, höchsten vermochte man die Fehden von kaiserlichen (und andern neutralen) Burgen entfernt zu halten (Burgfrieden), so wie von fremden Häusern (Hausfrieden.) — Eine mittelbare drückende Folge des Faustsrechts waren für die Reisenden die Erpressungen unter dem Namen des Geleites. Manche Fürsten und Edle machten nämlich ein Gewerbe daraus, Wanderern und Fuhrleuten, zur Sicherung vor räuberischen Anfällen, Bedeckungen von Gewaffneten auf den Weg mitzugeben, und zwangen ihnen dafür oft große Summen Geldes ab, wodurch diese an sich wohlthätige Einrichtung, da es gar nicht im freien Willen des Reisenden stand, sich geleiten zu lassen, zu einer schweren Last wurde. Ja selbst ohne sich die Mühe des Geleits zu geben, heischten viele Burgherren an den Straßen und Flüssen, die bei ihren Sitzen vorüberführten, Zölle von den Reisenden, — eigentlich Loskaufungen der Plünderung, die sie denselben bloß darum droheten, weil sie an diesem Orte in ihrer Macht stand. Als König Philipp im Jahre 1201 ein neues Gesetz gegen die Friedbrüche (d. i. gegen die unverkündeten Fehden) gab, — ein deutlicher Beweis der wenigstens nicht allgemeinen Befolgung des ersten — verbot er zugleich aufs strengste jene Erpressungen. Aehnliche Verbote zur nothwendigen Einschärfung dieser zu leicht vergessenen Verfügungen, erließen Otto IV. 1209 zu Oldenburg, Friedrich II. 1234 zu Frankfurt und 1236 zu Mainz, bei Abhauung der Hand. Aber die Unruhe des Reichs verhinderte diese Kaiser, ihren Gesetzen Nachdruck zu geben, und in den stürmischen Zeiten nach Friedrichs Tode kamen sie fast gänzlich in Vergessenheit. Da mußten die Unterthanen selbst darauf bedacht seyn, diesem Uebel zu steuern. Den Städten, die in diesem Zeitraume zuerst durch den Handel zu blühendem Wohlstand und achtunggebietender Macht emporstiegen, war an der Sicherheit des Verkehrs am meisten gelegen. Schon im J. 1247 traten alle am Rhein gelegene Städte, und viele benachbarte, mit den 3 Erzbischöfen und einigen Fürsten in den rheinischen Bund zusammen. Sie vereinigten sich zu Worms, allen Wegelagerungen und Straßenräubereien, Zoll- und Geleitserpressungen in der Rheingegend mit gemeinsamer Macht zu widerstreben, und den Frieden in ihren Gauen mit Gewalt zu erhalten. Auch gelang es ihnen, die benachbarten Herren und Edeln zur Abschaffung ihrer unbefugten Rheinzölle, ja sogar viele zum Beitritte zu diesem Friedensbunde zu zwingen. König Wilhelm bestätigte 1255 zu Oppenheim diesen Verein, und befahl bei vorkommenden Streitigkeiten erst Hülfe bei ihm und seinen Richtern zu suchen, und nur wenn diese verweigert würde, oder unwirksam bliebe, im Namen und unterm Banner des Bundes, Gewalt gegen den Ungerechten zu brauchen. Vortrefflich, und bei jener Schwäche der Staatsgewalt einzig zur Gewähr öffentlicher Sicherheit geeignet war jenes Bündniß, das an den Ufern des Rheins einen bis dahin unerhörten Frieden be-

wirkte; aber die Uneinigkeit aller Reichsstände im Zwischenreiche schwächte auch seine Wirksamkeit, und die Fehden der Factionen gaben der Habsucht und Erbitterung der Einzelnen neuen Vorwand und Spielraum. In den Landen, wo die Herzöge und Markgrafen die Landeshoheit auszuüben schon damals anfingen, und mit Nachdruck herrschten, gelang es ihnen auch so ziemlich, die Räuber und Gewaltthäter zu bändigen. So in Baiern, Meißen, Thüringen und Brandenburg. Aber in Schwaben, Franken, Sachsen und am Rhein, wo mit der kaiserlichen Gewalt auch die herzogliche fehlte, stieg die Unordnung und Unsicherheit aufs Aeußerste, so daß viele Hunderte von Edeln nur vom Raube lebten. Rudolph von Habsburg, des Reichs Wiederhersteller, suchte ihm auch den Frieden wiederzugeben. Die Deutschen zum ewigen Aufgeben ihres Waffenrechts zu bringen, daran war nicht zu denken; doch gelang es ihm, auf dem Reichstage zu Würzburg 1287, einen Landfrieden auf drei Jahre von den Ständen genehmigen und im Reiche verkündigen zu lassen. Diesen verlängerte er 1291 zu Speier auf sechs Jahre, aber mit seinem Tode war er vergessen. Sein Nachfolger Adolph befestigte ihn 1293 zu Cöln von neuem auf drei Jahre. Albrecht I. gab zu Nürnberg ein ausführliches und strenges Gesetz gegen die Friedbrecher, welches unter dem Namen der erneuerten Satzung König Albrechts bekannt ist. Ludwig der Baier beschwor bei seiner Thronbesteigung nebst den Reichsständen diese Satzung und schärfte sie 1335 auf dem Reichstage zu Speier von neuem ein. Die häufigen Wiederholungen dieser Gesetze bewiesen nur ihre schlechte Befolgung, wiewol man von Carl IV. rühmt, daß es ihm so ziemlich gelungen sey, seinem im J. 1354 auf dem Reichstage zu Mainz publicirten Landfrieden Gehorsam zu verschaffen. — Diese Gesetze machten aber neue Verbindung zu Bewahrung der öffentlichen Sicherheit, wie sie auch nun häufig bald mit kaiserlicher Bestätigung, bald ohne sie geschlossen wurden, keineswegs überflüssig; denn die vollziehende Gewalt war in Zeiten, wo Alles die Waffen führte, gar zu kraftlos. Solche Bündnisse nannte man, nach ihrem Zweck und Geiste, selbst Landfrieden. Die Bundesglieder verhießen einander dessen Aufrechthaltung, Beistand gegen Gewaltthäter, und gestanden sich, um sich in jedem Falle Zufluchtsorte zu sichern, gewöhnlich das Oeffnungsrecht in ihren Städten und Burgen zu. Wenn Bundesglieder mit einander Streit bekamen, der nur durch Waffen zu schlichten war, so mußten sie denselben in andern Gegenden (außerhalb der Landfriedenzieler) ausfechten. Albrecht I. bestätigte 1307 zu Speier einen solchen Landfrieden der schwäbischen Grafen und Städte auf zwei Jahre, und zwar so, daß, wer diesem Bunde nicht beitreten wollte, im allgemeinen Landfrieden keinen Schirm finden sollte. Die rheinischen Städte errichteten 1319 einen neuen Bund, der den Landfrieden aufs nachdrücklichste handhabte; denn jeder Edle und Ritter, welche ihre Gewaffneten „im Schaden des Landes" begriffen fingen, ward in der nächsten Stadt ohne Gnade enthauptet. 1332 ward dieser Bund erneuert. Außerdem errichteten viele Städte und Fürsten, in einzelnen Gegenden, dergleichen Bündnisse von weniger Theilhabern. So bestanden in Elsaß zwei dergleichen, der obere und der untere Landfriede im Elsaß genannt. So gab es dergleichen kleinere Verbindungen oder Landfrieden in Baiern, Franken, Schwaben, in der Wetterau, Lothringen, Sachsen (dem heutigen Braunschweig). In Westphalen gab es zwei dergleichen, die Gesellschaft vom Rosenkranz und die von den Roßkammen. Ueberall setzten diese Verbindungen die To-

bestrafe auf den Landfriedensbruch und vollzogen sie selbst. Die Mitglieder dieser kleinern Verbindungen hielten sogar noch fester zusammen, als die der größern, und behielten sich beim Eintritt in diese gewöhnlich vor, nicht gegen einander zu fechten (n a h m e n einander a u s). Das Hauptübel, und die hauptsächliche Ursache jenes Krieges Aller gegen Alle, lag immer in dem Mangel einer strengen und wohlgeordneten Gerichtsverfassung, verbunden mit der Abneigung der Deutschen gegen gerichtliche Entscheidung ihrer Uneinigkeiten. Daher vereinigten sich die Städte, die in solche Bündnisse zusammentraten, gewöhnlich dahin, ihre Zwiste durch schiedsrichterliche Aussprüche (A u s t r ä g e) entscheiden zu lassen. Dieß geschah namentlich in einem neuen Bunde, den die schwäbischen Städte 1351 zu Weinsberg auf die Lebenszeit Ludwigs des Baiers eingingen, dem die Pfalzgrafen bei Rhein und andere Herren beitraten, und den Ludwig 1340 bestätigte. Als Carls IV. Landfriede von 1354 zu Ende gegangen war, schlossen die schwäbischen Städte (1356) unter kaiserlicher Bestätigung abermals einen Friedensbund, doch nur auf anderthalb Jahre. — Diese Verbindungen, wie zahlreich und wie oft erneuert, vermochten doch die Sicherheit des Reichs nicht überall zu erhalten. Ja sie arteten selbst, besonders gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, auf das Verderblichste aus. Zur Erhaltung des Friedens aufgerichtet, dienten sie bald nur, die Fehden allgemeiner und ernsthafter zu machen, indem sie vom Schutz zum Trutz übergingen und die Eidgenossen einander in allen und jeden, auch ungerechten und friedbrecherischen Zügen beistanden. Diejenigen Bunde, welche aus Fürsten und Städten, die ein so sehr verschiedenes Interesse hatten, bestanden, löseten sich bald in zwei Parteien auf, die sich um desto erbitterter bekriegten. Denn immer blieben unerledigt die Klagen der Städte über die Fürsten, wegen der Bedrückungen des Handels durch Zoll und Geleite, so wie die der Fürsten über die Städte wegen Aufnahme von Pfahlbürgern u. a. m. So wenig läßt sich ein Staat nur durch die Waffen der Bürger in Ruhe erhalten, und das Verderbniß selbst zum Heilmittel des Verderbens brauchen. Wo eine kraftlose Regierung die vollziehende Gewalt in die Hände des Volks legen muß, da ist der Staat in seinen ersten Grundlagen ermorscht, und jene traurige Auskunft muß seine Auflösung beschleunigen. — Gegen Gerhard, Bischof von Worms, die Grafen Eberhard und Ulrich von Wirtemberg und Kraft von Hohenlohe schlossen die schwäbischen Städte 1376 den sogenannten g r o ß e n B u n d, und führten offenen und heftigen Krieg gegen sie. Carl IV. setzte kurz vor seinem Tode (1378) zu Nürnberg zwischen den feindlichen Parteien Schiedsrichter, die 1379 den Span verglichen, worauf die Städte mit dem Pfalzgrafen bei Rhein und dem Markgrafen zu Baden einen Bund auf fünf Jahre errichteten, doch wieder nicht sowol zur Erhaltung des Friedens, als zum Schutz und Trutz gegen ihre Feinde; indessen verhießen sie sich, Streitigkeiten unter ihren Unterthanen auf dem Wege Rechtens auszugleichen. Die Fürsten und Herren, eifersüchtig und argwöhnisch gegen die Macht der Städte und erbittert über die Bündnisse derselben, besonders da auch landsässige Städte oft, ohne ihre Unterthanenpflicht vorzubehalten, dazu traten, schlossen ihrerseits ebenfalls Bündnisse zum Schutz ihrer Gerechtsame, unter den Namen G e s e l l s c h a f t e n, wie die Gesellschaft v o m L e u e n, die von St. W i l h e l m und S t. G e o r g, d i e m i t d e n H ö r n e r n, nach ihren gewählten Wahrzeichen so genannt. Bisweilen traten diese Gesellschaften auch wol mit den Städten in Bündniß,

wie z. B. 1382 mit denen des schwäbischen Bundes auf ein und drei viertel Jahr; aber diese unnatürlichen Verbindungen waren nie von Dauer. — König Wenzel, der die Fürsten fürchtete, soll es selbst gern gesehen haben, wenn die Städte, durch Bündnisse gestärkt, ein Gegengewicht gegen sie bildeten. So schlossen, gegen die Frieden störenden Edeln und zur Erhaltung ihrer Freiheit und Rechte, sieben der vornehmsten Städte am Rhein im J. 1381 einen solchen Bund, der sich bald mit dem schwäbischen vereinigte, so daß die städtische Conföderation in Jahresfrist auf ein und vierzig Städte anwuchs; bis zum J. 1384 aber traten ihr fast alle Städte in Baiern, Franken, Schwaben und am Rheine bei. Der Bund war eigentlich stillschweigend gegen die Fürsten gerichtet; es wurden anfangs gewisse Fürsten namentlich ausgenommen, bald aber diese Ausnahmen ausdrücklich wieder aufgehoben. Dennoch verbündeten sich, auf kaiserl. Befehl, im J. 1384, viele Fürsten auf vier Jahre mit diesem Städtebunde, und 1387, wo er zu Mergentheim auf einige Jahre erneuert ward, fast alle: so daß durch die Allgemeinheit des Bündnisses der Friede, den es eigentlich nicht zum Zwecke hatte, befördert wurde. So that Wenzel Alles für die öffentliche Sicherheit, was er, nach der zügellosen Ungebundenheit damaliger Zeit, thun konnte. Bei allen dem sahen die Städte immer ihre Verbindung unter einander für enger an, als die mit den Fürsten, erneuerten jene oft und nahmen neue Städte auf, ohne Zuziehung dieser, so daß der Same der Zwietracht unerstickt blieb. Ueberdieß erlaubten sich nicht nur die Fürsten immerfort widerrechtliche Anmaßungen, sondern auch die Söldner der Städte Unordnungen und Gewaltthätigkeiten, die mit den friedlichen Absichten schlecht stimmten, welche die Städte vorgaben, wohinter sie aber oft nicht weniger Ehrgeiz und Habsucht, als den Fürsten zur Last fielen, verbargen, übermüthig durch die Stärke ihres Bundes, zumal da König Wenzel 1387 den Städten besonders seinen Schutz gegen Jedermann, der sie kränken würde, versprach. Vornehmlich erbitterte die Fürsten der Beistand, den der schwäbische Bund 1386 den Schweizern gegen Herzog Leopold von Oesterreich leistete. So brachen im J. 1388 offene Feindseligkeiten zwischen den Städten und Fürsten aus. Der Krieg ward mit abwechselndem Glücke geführt. König Wenzel nahm sich dabei anfangs der Städte sehr an, und erklärte sich öffentlich für sie; bald aber ließ der Unbeständige selbst seine Völker zum Fürstenheere stoßen. Die Städte wurden durch Uebermacht und die Unerschwinglichkeit der Kriegskosten gezwungen, nachzugeben. Der Bürgerkrieg in seiner furchtbarsten Gestalt hatte endlich den ernstlichen Wunsch nach Frieden erregt. Es ward 1389 der Landfriede zu Eger auf 6 Jahre errichtet, wodurch alle städtische, und sofern die Städte nicht ferner widerspenstig seyn würden, auch die fürstlichen Bündnisse für aufgehoben erklärt wurden. Dieser Landfriede erhielt aber, da die meisten Städte sich nicht sogleich fügen wollten, erst durch den Vertrag zu Heidelberg, in demselben Jahre, seine Wirkung. Es wurden hier für jeden der vier Bezirke: Schwaben, Baiern, Franken und Elsaß, oder Rheinland, schiedsrichterliche Ausschüsse bestellt, um fernere Streitigkeiten zu schlichten, aus vier fürstlichen und vier städtischen Abgeordneten, unter einem Obmann, vom Kaiser ernannt, bestehend. So half man sich wie man konnte, ohne jedoch eine ordentliche feste Gerichtsverfassung, zu deren Einführung es hier an Lust, dort an Kraft fehlte, ersetzen zu können. Nach Ablauf des egerschen Friedens, nach Erholung der erschöpften Kräfte, kehrte die alte Zwietracht wieder, wenn sie auch nicht wieder

er so lichte Flammen ausschlug. Oft versuchten die Städte im 15ten Jahrhunderte, sich von neuem zu verbünden, aber die Fürsten wußten es immer zu hintertreiben. Dagegen wurden von einzelnen Städten unter einander und mit den Fürsten Bündnisse zur Erhaltung des Landfriedens geschlossen, wie auch von den Fürsten allein. Im Anfange dieses Jahrhunderts verbanden sich die schwäbischen Prälaten, Grafen, Herren und Edeln in eine Einung, von ihrem Wahrzeichen die Gesellschaft von St. Georgen-Schild genannt, und da K. Siegmund im J. 1422 Bündnisse für den Landfrieden zu schließen vergünstigte und aufmunterte, gewann dieser Bund mehr Ausdehnung und Festigkeit, so daß er in der ältesten, 1431 zum Hussitenkriege gefertigten Reichsmatrikel, als eine öffentlich anerkannte Gemeinheit (gleichsam als Surrogat des Herzogthums Schwaben) mit einem gemeinsamen Contingent angesetzt ist. 1431 ward er, weil zu zahlreich, in drei Theile getheilt, die Partei in Oberschwaben, Niederschwaben und im Hegau. Andrerseits verbot Kaiser Siegmund alle Bündnisse, „ohne des Reichs Wissen, Gunst, Urlaub und Willen." Ueberhaupt aber waren die Stände in diesem Jahrhunderte doch geneigter zum Frieden, und wurden es desto mehr, je dringender dessen Nothwendigkeit, durch die gemeinsame Gefahr von den Hussiten und dann von den Türken, erschien. Es errichtete Kaiser Siegmund 1431 einen allgemeinen Landfrieden auf die Dauer des Hussitenkrieges. 1433 ward zu Basel von neuem über den Landfrieden gerathschlagt, aber wenig bewirkt. Albrecht II. war der erste, dem es gelang, dem Namen nach einen ewigen Landfrieden durchzusetzen. Er führte in selbigem (1438) zuerst gesetzliche Austräge oder Schiedsrichter ein und theilte das Reich in 4 Kreise, deren jedem er einen Landfriedenshauptmann vorsetzte. Aber dieser ewige Landfriede ward bald übertreten und vergessen, denn er war noch nicht an der Zeit. Friedrich III. mußte wieder, um nur wegen des Türkenkrieges Luft zu bekommen, sich begnügen, den Landfrieden, wie seine Vorgänger, auf etliche Jahre zu befestigen, wie z. B. zu Frankfurt 1467 auf 5 Jahre, 1471 zu Regensburg auf 4 Jahre geschah, welcher letztere Landfriede 1474 zu Augsburg auf 6 Jahre verlängert wurde. Der Kaiser hatte die Absicht, alle Verbündungen unter den Ständen ganz zu verbieten, konnte aber mit diesem, wie mit so manchem andern Entwurfe zu Verbesserung der Verfassung nicht durchbringen. Vielmehr vermochte er jene Landfrieden selbst nur in Form von freien Bündnissen durchzusetzen. Alle Fürsten, Herren und Edle, wie alle Stadträthe, ja oft alle einzelne Bürger der Städte, mußten sie jedesmal feierlich beschwören. Wer nicht schwören wollte, ward für ächt- und rechtlos erklärt. Bei jedem solchen auf Zeit errichteten Landfrieden wurden gewisse Friedensgerichte (Landgerichte) niedergesetzt, nicht sowol zur Entscheidung von Streitigkeiten, als zur Bestrafung der Friedbrecher. Ein Reichsgraf oder Dynast, genannt Landfriedenshauptmann, und, wo der Kaiser den Frieden gesetzt und ihn ernannt hatte, Reichsvoigt, auch, da seine Macht sich gewöhnlich nur über einzelne Landschaften erstreckte, Landvogt, führte dabei den Vorsitz, und die Beisitzer bestanden aus Abgeordneten der Ritterschaft und Städte. Bei Verbindungen einzelner Stände wegen des Landfriedens, wie sie immer noch häufig waren, ernannten die Bundesglieder den Hauptmann, der dann nicht Vogt, sondern Obmann, auch Mundmann (von Mund, Schutz) hieß. Zu Gewährung sichern Geleits, wie zu Feldzügen gegen die Friedbrecher, bei denen er befehligte, konnte der Hauptmann die

Eidgenossen aufmahnen. Der Hülfsbedürftige benachrichtigte die Verbündeten von seiner Noth durch Lärmfeuer, Sturmfahnen und Sturmläuten. Die Gerichte hielten gewöhnlich viermal des Jahrs, die Sonntage nach den vier Quatembern, ihre ordentliche Sitzungen; außerordentliche, so oft es Noth that. Die Strafe des Friedbrechers war die Acht, wozu die Kirche gewöhnlich noch den geistlichen Bann fügte, auch das Hundetragen. — Im J. 1486 wurde zu Frankfurt der letzte intermistische Landfriede auf zehn Jahre, eine bisher unerhört lange Frist, die auf den ewigen, der folgenden Regierung vorbehaltenen, vorbereitete. Hier wurden von neuem regelmäßige Austräge verordnet, und an sie und die Reichshofgerichte die Streitigkeiten der Stände gewiesen, dagegen alle Befehdungen scharf verboten. Um diesem Frieden besonders in Schwaben, das, ohne Herzog, und in viele kleine Gebiete getheilt, immer der Schauplatz der meisten Fehden war, Sicherung zu verschaffen (aber auch zugleich, um sich gegen die Herzöge von Baiern und gegen die Schweizer nachdrückliche Hülfe zu schaffen), veranlaßte Friedrich selbst, auf Anrathen Bertholds, Churfürsten von Mainz, die hundert Jahre lang verhinderte Wiederherstellung des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1488 zu Eßlingen gebildet, indem die schwäbischen Städte mit der Gesellschaft von St. Georgen-Schild auf acht Jahre in eine Verbindniß traten, der Bund im Land zu Schwaben, auch im folgenden Jahrhunderte überhaupt die Gesellschaft von St. Georgen-Schild genannt. Zugleich verbot der Kaiser alle Bündnisse der Reichsstände, worin der schwäbische Bund nicht ausdrücklich ausgenommen, d. i. gegen ihn nicht zu fechten, verbehalten würde. Durch den Beitritt des Churfürsten von Mainz, des Bischofs von Augsburg, der Herzoge von Wirtemberg und der Markgrafen von Brandenburg (wegen Anspach), und Baden, so wie der Löwengesellschaft, wurde der Bund sehr mächtig. Ein Hauptgrundsatz desselben war die Festsetzung von Austrägen. Die St. Georgenschilds-Gesellschaft, ein Theil des Bundes, wurde nun in vier Bezirke getheilt, deren jedem ein Hauptmann und ein Bundesrath vorgesetzt war, am Kocher, am Neckar, an der Donau, im Hegau und am Bodensee; der ganze Bund aber, die Städte einbegriffen, hatte zwei gemeine Hauptleute, einen von der Gesellschaft und einen von den Städten, und einen gemeinen Bundesrath von acht Räthen. Diese waren die Austrägalobrigkeit und hatten eine förmliche Gerichtsordnung. Das ganze Bundesheer betrug im J. 1500, 9000 Mann Fußvolk und 1250 Mann Reiterei. — Maximilian verlängerte den zehnjährigen Landfrieden im J. 1494 erst nur um drei Jahre. Aber die Erfahrung hat die Nation die Mißlichkeit und Unzulänglichkeit der zeitwierigen Landfrieden immer mehr einsehen, so wie die in diesem Jahrhundert immer weiter gediehene Civilisation sie die Aufopferung des barbarischen Rechts der Selbsthülfe gering achten und fest verbürgte bürgerliche Ordnung vermissen gelehrt, so daß die letztere nun fast allgemeiner Wunsch, allgemeine Stimme ward, gegen welche das Murren weniger trotziger, fauststolzer Edeln nicht aufkommen konnte. So vermochte denn endlich Maximilian I. auf dem Reichstage zu Worms im J. 1495 das Gesetz zu Stande zu bringen, das schlechthin der Reichslandfriede genannt wird, und das mehr dem Gange der Nationalcultur, als seiner Energie zuzuschreiben ist; denn sonst wäre es wol manchem Vorgänger eher, als ihm gelungen. Die Reichsstände selbst, von der Nothwendigkeit einer solchen Anordnung durchdrungen, zwangen den Kaiser, dem, mehr als der Land-

friede, der Krieg gegen die Türken und in Italien am Herzen lag, sie durchzusetzen, indem sie, bevor nicht der Friede des Reichs gesichert war, Geld- und Waffenhülfe zu diesen Feldzügen dem stets bedürftigen Kaiser verweigerten. Es wurde also aus den Churfürsten, Fürsten und Städten ein Ausschuß zur Abfassung des ewigen Landfriedens niedergesetzt, der diese sehr geschwind vollendete, so daß, nach Vorbringen und Berücksichtigung verschiedener königlicher und ständischer Erinnerungen, das Gesetz am 25sten Juli 1495 publicirt wurde. Darin wurde jede Art der Selbsthülfe auf ewige Zeiten verboten, bei Strafe von 2000 Mark löthigen Goldes. Die Fürsten verpflichteten sich unterm 7ten August noch durch eine besondere Urkunde, der die Städte später beitraten, „zu Handhabung des Friedens, Rechts und der Ordnung." Die Stände sollten darnach jährlich sich versammeln, um des Landfriedens Behauptung, so wie die etwa vorgefallenen Uebertretungen in Erwägung zu ziehen. Um die verbotenen Fehden auch unnöthig und überflüssig zu machen, ward ein stehendes Gericht aus Beisitzern vom Kaiser und den Reichsständen gewählt, eingerichtet, das Reichskammergericht zu Speier, und durch ein besonderes Gesetz, die Reichskammergerichtsordnung, Verfassung und Verfahren desselben fest bestimmt. (S. d. Art. Reichskammergericht.) Kürzere Dauer als dieses, hat das ebenfalls damals errichtete Reichsregiment gehabt, ein permanentes Collegium oder Senat, welchem die oberste Leitung der Reichsangelegenheiten und die Erhaltung des Landfriedens im Namen des Kaisers anvertraut wurde; denn theils durch die Eifersucht des Kaisers und der Fürsten, die darin eine Beschränkung ihrer Rechte sahen, theils aus Mangel an Unterstützung, zerschlug es sich nach wenig Jahrzehenden. — Die nachdrücklichste Handhabung des Landfriedens mußte immer noch die bewaffnete Macht gewähren, die mehr in der Stände als in des Kaisers und Reichs Händen war. Es dauerte bis in die Mitte des 15ten Jahrhunderts, und bis das Gedächtniß der alten Zeit ausgestorben war, ehe die deutschen Edelleute bewogen werden konnten, sich ihres theuern Faust- und Kolbenrechts ganz zu entschlagen. Viele Bündnisse wurden daher für des Landfriedens Handhabung neu geschlossen, viele alte erneuert, aber alle, nach dem Gesetze Friedrichs III., mit ausdrücklicher Ausnahme und Vorbehalt des schwäbischen Bundes. Dieser wurde 1496 auf 3 Jahre verlängert, dann 1500 auf 12 Jahre, 1511 auf 10 Jahre, endlich 1522 auf 11 Jahre. Im J. 1523 zerstörte er 23 Burgen von Rittern, die den bloßen Verdacht des Friedbruchs (da man die Thäter gewisser verübter Gewaltstreiche nicht kannte) eidlich nicht ablehnen konnten oder wollten. Ums Jahr 1530 lösete der Bund sich auf, trotz der Bemühungen des Kaisers, ihn zu erneuern, da inzwischen der schmalkaldische Bund entstanden war, und die protestantischen Fürsten, jenen als eine Stütze der erneuerten Macht fürchtend, die Erneuerung hintertrieben, überdieß aber der Geist des Instituts ausgeartet war, und der Bund den Privatabsichten der Häupter dienen mußte, so daß die schweren Kosten, von denen nur die Fürsten den Nutzen zogen, den Städten jeden Bund verleideten. Dagegen haben der ewige Landfriede und das Reichskammergericht bis auf die Auflösung des deutschen Reichs im Unglücksjahre 1806 bestanden und vielfach wohlthätig gewirkt. H. L.

Landgut (ein), ist die Vereinigung mehrerer aus Aeckern, Wiesen, Gärten, Weideplätzen, bisweilen auch Holzungen, Teichen ꝛc. bestehender Grundstücke und Sachen zur Betreibung des Landbaues

und der Viehzucht. Je mehr nun Theile zusammenkommen, desto grösser wird auch das Ganze, daher der kleinste Theil davon ein Gegenstand der Sorgfalt des Landwirths seyn muß. In landwirthschaftlicher Rücksicht sind die Landgüter sehr ungleich und verschieden. Man theilt sie daher in vollständige und unvollständige, je nachdem alle landwirthschaftliche Erfodernisse dabei anzutreffen sind, oder mehrere derselben mangeln. Eben so ungleich sind dieselben in rechtlicher Hinsicht. In Beziehung auf das Eigenthum befinden sie sich entweder in einem unbeschränkten oder beschränkten, in einem privativen oder Gesammteigenthume; sie stehen ferner in dem Eigenthume des Landes, des Landesherrn, oder einer einzelnen Person, Familie, oder einer moralischen Person, z. B. Kirche, Stift, Kloster, Gemeine. In Rücksicht auf die Befreiungen und gewöhnlichen Beschwerden sind sie entweder freie oder pflichtige; und jene wiederum entweder mit besondern Vorzügen und Vorrechten, z. B. Gerichtsbarkeit, Landstandschaft, Jagd 2c. versehen oder nicht. Es gibt daher nach der Natur der Sache sehr verschiedene Gattungen von Landgütern, unter welchen sich die Allodial-, Stamm- und Fideicommißgüter, die Domainen-, Kammer-, Pfarr- und Kirchengüter; die Frei- und Rittergüter, die Gemeindegüter, und die steuer-, zins- und dienstpflichtigen verschiedentlich benamten Bauergüter besonders auszeichnen. Auf eigenen Landgütern ist ein Jeder, der Grundeigenthum besitzt und besitzen darf, im rechtlichen Sinne landwirthschaftsfähig; auf fremden Gütern aber können nur diejenigen Personen Landwirthschaft treiben, welchen es die Gesetze erlauben, und die außerdem fähig sind, einen Landwirthschafts-Pachtcontract einzugehen. X.

Landcharten sind Versinnlichungen der Erdoberfläche durch die zeichnende Kunst. Sie sind entweder Planiglobien, d. i. auf eine ebene Fläche gezeichnete Erdkörper, welche man auch Weltcharten, Mappemonde, nennt, oder sie stellen nur einen Theil der Erde dar, und zwar die Universalcharten eine Halbkugel, die Particularcharten einen Hauptheil der Erde. Die Generalcharten stellen ganze Staaten, die Specialcharten einzelne Provinzen, die topographischen Charten einzelne Bezirke derselben dar. Orographische Charten stellen bloß die Gebirge und deren Züge, hydrographische die Gewässer dar. Außerdem hat man Productencharten (von Crome), Kunst-, zoologische, anthropologische, Kriegs-, Post- und Reise-, Seecharten u. a. Um geographische Gegenstände auf Flächen zur Anschauung zu bringen, muß man diese Flächen nach besondern Grundsätzen dazu bezeichnen. Man zeichnet zu diesem Behufe darauf Netze und Roste, d. i. die einander durchkreuzenden Bestimmungslinien der Längen- und Breitengrade, so wie der kleinern Gradtheile, wozu ein gedoppelter 12 bis 14,000 theiliger Maßstab und logarithmische Rechnungen erfodert werden. Ist dieß geschehen, so werden die Gegenstände nach Maßgabe der gefundenen Länge und Breite in die Netze und Roste eingetragen. So sind denn alle geographischen Charten prospectivische Zeichnungen eines Theils der Erde, mit den dazu gehörigen Meridianen und Parallelkreisen. Man hat zu ihrer Entwerfung mehrere Arten von Projectionen. Bei Special- oder topographischen Charten, die gewöhnlich nur einen kleinen Theil der Erdfläche enthalten, der also eine unmerkliche Krümmung hat, nimmt man diesen Theil als eine ebene Fläche an. Bei großen Stücken der Erde, bei denen die Krümmung merklich ist, und welche folglich nach den Gesetzen der Perspective auf einer Fläche ent-

worfen werden müssen, können gar viele Stellungen der perspectivischen Tafel möglich seyn. Weil er aber unmöglich ist, alle Stellen einer Kugelfläche in umgeänderten Lagen auf einer Ebene zu entwerfen; so hat ohne Zweifel diejenige Projectionsart den Vorzug, welche die größtmögliche Aehnlichkeit beibehält. Man stellt sich vor, das Auge befinde sich in irgend einem Punkte auf der Oberfläche einer Kugel, und die perspectivische Tafel sey die Ebene eines größten Kreises, in deren Mittelpunkt die Gesichtsaxe fällt. Diese Art ist die stereographische Projection des Kugelschnittes. Hierbei lassen sich nun folgende Fälle gedenken. Die perspectivische Tafel ist nämlich entweder der Aequator, und das Auge hat im Pole seine Stelle, oder die perspectische Tafel ist irgend ein Meridian, und das Auge befindet sich in der Peripherie des Aequators, oder endlich die perspectivische Tafel ist ein jeder anderer größter Kreis, und das Auge erhält seine Stelle in dem Pole der zu diesem Kreise gehörigen Axe. Nach diesen Fällen entstehen 1) die Polar-, 2) die äquatorische und 3) die stereographische Horizontal-Projection. Denkt man aber das Auge von der Kugel unendlich entfernt, so entsteht die orthographische Projection. Man sieht, die Kunst, genaue Landcharten zu entwerfen, erfodert mannichfaltige mathematische Kenntnisse und Fertigkeiten bei großer geographischer Kunde, und wird hieraus den Schluß auf die Unvollkommenheit der ersten Versuche in dieser Kunst leicht selbst machen. Die Geschichte dieser Producte der zeichnenden Geographie kann man in 3 Perioden abtheilen. Die erste geht von dem Anfange der ersten Versuche bis auf Agathodämon, welcher im fünften Jahrhunderte nach Chr. zu der Geographie des Claud. Ptolomäus Charten lieferte. Hier sind unter den frühern Arbeiten, die von Anaximander (500 J. v. Chr.) die berühmtesten. Die zweite Periode erstreckte sich von Agathodämon bis auf den nürnberger Martin Behaim und den veroneser Hieron. Fracastor im 16ten Jahrhunderte n. Chr., welche in neuerer Zeit auch die ersten Erdkugeln verfertigten. Im achten und den folgenden Jahrhunderten hatte man in einzelnen fürstlichen Bibliotheken metallene Planiglobien und Landcharten. Carl der Große besaß eine solche von Silber, und Roger I. von Sicilien im 11ten Jahrhundert einen silbernen 100 Mark schweren Globus. Die dritte Periode geht von Behaim bis auf unsere Zeit. Eine auf 12 Pergamenthäute gezeichnete Landcharte der damals bekannten Erde hat man vor dem J. 1265. Die Gebrüder Appian verfertigten 1513 eine Weltcharte mit Darstellung der sogenannten neuen Welt. Der Mathematiker Werner theilte 1514 die Erde in 4 Theile. Gerhard Mercator aus Rüremond (st. 1594) erfand eine neue Projectionsmethode, nach welcher er Charten (die erste 1550) mit wachsenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden zeichnete. Gemma Frisius, welcher die jetzige Art Landcharten zu stechen erfand (1595), lieferte die Weltcharte mit den Entdeckungen in Ost- und West-Indien. Alle bisher gestochenen Charten machen eine Sammlung von ungefähr 23,000 Stücken aus, unter denen aber kaum 4,500 Originale sich befinden. Joh. Mathias Hase, Prof. zu Wittenberg, fing unter den Deutschen zuerst an, die Landcharten nach mathematischen und geographischen Gründen zu verbessern. Welche Verdienste sich Homann erworben, hat ein eigener Artikel gezeigt. Hübner (s. d. Art.) kam zuerst auf den Gedanken, die Landcharten zu illuminiren. Noch immer besteht die homannische Officin, und mit ihr wetteifern das geographische Institut zu Weimar, Schrämbl und Mollo in Wien, Schropp in Berlin u. a.

Die Namen eines Güssefeld, Sotzmann, Kindermann, Reichard, Mollo, Streit ꝛc. sind bekannt. Unter den Ausländern sind: de l'Isle, d'Anville, Barbiè, Jeffery's, Arrowsmith, Bugge, Akrel u. a. berühmt. In Haubers Versuche einer umständlichen Historie der Landcharten (Ulm 1724), mit den Zusätzen in dessen Discours von dem gegenwärtigen Zustande der Geographie (Ulm 1727), Hübner's Museum geograph., Kästner's Geschichte der Mathematik und Fabri's Geographie für alle Stände (Th. I. Bd. I. S. 71) wird man ausführlichere Belehrung finden. Angaben auch nur der vorzüglichen Charten für jeden Staat wird man um so weniger hier erwarten, da fast jedes Lehr- und Handbuch der Geographie dieses Bedürfniß befriedigt. Chartensammler, die ihr Cabinett gern ordnen, oder ein neues anlegen möchten, finden ein brauchbares Hülfsmittel in des geogr. Instituts zu Weimar systematischem Sortiments-Catalog von Landcharten, der sich nicht bloß auf eigenen Verlag beschränkt. Im weiteren Sinne begreift man unter Landcharten oft auch die Mond- und Himmelscharten. dd.

Landrecht nannte man im Mittelalter den Inbegriff der Rechtsgewohnheiten, die in jedem Lande gleich Gesetzen befolgt wurden. Weil das Lehnrecht von allgemeinerer Gültigkeit und größerer Gleichförmigkeit, als jene Particularrechte, war, so entstand der Gebrauch, alles Privatrecht, das nicht Lehnrecht war, Landrecht zu nennen. Daher ist auch der Ausdruck: Landerben, d. h. Allodialerben, oder Erben nach Landrecht, den Lehnserben entgegengesetzt. Die deutschen Rechtsgewohnheiten im Mittelalter theilten sich in zwei Hauptzweige, das fränkische Recht im südlichen, und das sächsische Recht im nördlichen Deutschland. (S. auch den Art. Reichsvicariat.). Von beiden wurden im dreizehnten Jahrhunderte durch Privatleute Sammlungen veranstaltet. Die sächsischen Gewohnheitsrechte trug, unter dem Titel: Sächsisches Landrecht, zwischen den Jahren 1215 und 1218, der sächsische Edelmann, Eike von Repgow, zusammen, und dieses Werk bildet den ersten Theil seines Sachsenspiegels, dessen zweiter Theil das sächsische Lehnrecht ist, und der Jahrhunderte lang in den Gerichten Norddeutschlands, Preußens, Polens ꝛc. als Gesetzbuch betrachtet wurde. Ein ungenannter Nachahmer Repgow's verfertigte zwischen den Jahren 1268 und 1282 den Schwabenspiegel, dessen erster Theil das schwäbische Landrecht ist. Außer diesen beiden berühmtesten Privat-Sammlungen wurden noch auf Befehl einzelner Landesfürsten die Gewohnheitsrechte ihrer Länder zusammengetragen, namentlich schon im dreizehnten Jahrhunderte das österreichische und älteste friesische oder rustringer Landrecht, in dem vierzehnten ein anderes altfriesisches Landrecht, das emsiger Landrecht vom Jahre 1312, die obstalboomschen Gesetze von 1323, das femarische Landrecht von 1326, und das baiersche von 1346; im funfzehnten das nordfriesische von 1426, und das ditmarsische von 1447. In neuern Zeiten hat Friedrich II. seinem neuen Gesetzbuche den Namen preußisches Landrecht gegeben. Oft wird auch der Name Landrecht dem Stadtrechte entgegengesetzt. H. L.

Landschaft heißt eigentlich eine Gegend, d. h. in politischer Beziehung eine Provinz, ein Land; auch die Landstände eine Provinz, (s. Landstände), dann im Allgemeinen eine Gegend, die eine ausgezeichnete Ansicht darbietet. Eigentlich kann man nicht jede An- oder Aussicht im Freien der Natur eine Landschaft nennen, sondern nur

dann bezeichnet man Theile der Natur mit diesem Namen, wenn sich 1) alles Mannichfaltige der Anschauung, ohne irgend einen bewußten Einfluß unserer Dichtungskraft, zu einem harmonischen Totalbilde vereinigt, welches sich, als solches, jedem Betrachter darbeut, und 2) alles Mannichfaltige der Anschauung zusammenwirkt, um in dem Gemüthe des Anschauenden eine gewisse poetische Stimmung hervorzubringen. Zunächst ist es also ein ästhetischer Charakter, welcher eine Gegend zur Landschaft macht, wodurch dann eine dem Charakter der Landschaft angemessene Stimmung in der Seele erweckt wird. Die Theile, woraus diese Naturschönheiten bestehen, sind: Berge, Seen, Flüsse, vom Grün entblößte Stellen des Erdbodens, Wald, Felsen, Wasserfälle, Thäler, Wiesen. Bei den Bergen kommt ihr Standort, ihr Umriß, die Gegenstände, die seine Oberfläche zieren, seine Tinten, seine Beleuchtung und Schatten in Betrachtung. Der beste Standort ist unstreitig die Ferne, weil nur im Hintergrunde ihre verjüngte Unermeßlichkeit vom Auge gefaßt werden kann, ihre ungeheuern Züge das Ungestaltete verlieren, und ein faßliches, wol gar sanftes Ansehn erhalten. Indeß sollen sie nicht bloß dienen, eine weite Aussicht zu schließen, sondern können unter gewissen Modificationen schicklich in dem Mittelgrunde, ja zum Theil selbst in dem Vorgrunde eine Stelle einnehmen. Ein großer Theil der Charakteristik der Berge hängt von ihren Umrissen ab. Bald thürmen sie sich pyramidenförmig, bald in abgerissenen Zacken auf, wie die Alpen, bald zeigen sie einen Sattelrücken, bald einen runden, ununterbrochen anschwellenden, bald einen sanft sich abändernden Umriß, bald steigen sie in klumpichten Formen auf, bald laufen sie parallel neben einander hin, und erscheinen so freier oder schwerfälliger, rauher oder sanfter, kühner oder gemächlicher, wozu ihre Nacktheit oder Bekleidung mit Gehölz, Rasen, Haide, Moos von mannichfaltigen Farben, nicht wenig beiträgt. Des Berges Schönheit erwächst größtentheils aus seinen Tinten, deren man von allen Farben sieht; doch sind die herrschendsten die gelbe und Purpurfarbe, worein sich das zwischen dem Auge und dem Gegenstande befindliche Blau der Luft sanft verschmilzt. Von der Jahreszeit, der Tageszeit, der trocknen oder feuchten Luft hängt die Mannichfaltigkeit dieser Tinten ab. Licht und Schatten über das Ganze und seine Theile gehörig vertheilt, vollenden den Eindruck. Bei den Seen hat man Rücksicht zu nehmen auf ihre Begränzung, Inseln, die sich darin bilden, und die verschiedenen Erscheinungen auf ihrer Oberfläche, die zum Theil von Himmel und Luft abhängen. Macht nur der Berg den Hintergrund, der See mit seinen Beiwerken den Mittelgrund, so fehlt jetzt nur der Vorgrund, und diesen bilden die noch weiter angegebenen Gegenstände. Mag nun die Aussicht in eine weite Ferne, oder in eine einsame geschlossene Gegend gehen, so wirkt, wenn das Einzelne zum Ganzen sich vereinigt, der Anblick einer solchen, erhabenen oder anmuthigen, ernsten oder heitern, ruhigen oder bewegten Naturscene ästhetisch auf das Gemüth. Seitdem die, der christlichen Zeit eigene Sentimentalität den Menschen näher mit der Natur befreundete, fing darum auch die schöne Kunst an, durch solche Naturbetrachtung ihr Gebiet zu erweitern, und es entstand die Landschaftmalerei, (s. d. Art. Modern und Malerei). Wie diese sich ausgebildet hatte, nannte man wol auch das Landschaftgemälde eine Landschaft, und den Landschaftmaler einen Landschafter. Eine Landschaft ist entweder treu der Wirklichkeit nachgebildet, Prospectmalerei, oder dichterisch erfunden, Darstellung idealer Naturscenen. In bei-

den Fällen ist sie an die Bedingungen gebunden, ohne welche sie der Wahrheit und des Effects ermangeln würde; dahin gehören zunächst Beobachtung der Perspective und aller der Eigenschaften, welche der Gesichtssinn unter mannichfaltigen Modificationen an den Gegenständen wahrnimmt. Zu diesen muß man die Abstufung der Nähe und Ferne, nicht bloß in mathematischer Proportion, sondern auch in malerischer Wirkung rechnen, also die gegenseitigen Verhältnisse des Vorder- Mittel- und Hintergrundes. Der herrschende Charakter der Ferne ist Wahrheit, der des Vorgrundes dagegen besteht in Kraft und Reichthum. Kraft entsteht aus dem starken Contraste der Farbengebung, des Schattens und des Lichts, Reichthum in der Mannichfaltigkeit der Partien und warmen Tinten. In gewissem Grade findet Reichthum auch in der Ferne Statt, doch nicht mit Kraft vereinigt; denn obgleich in der Ferne die Lichter stark und die Parteien mannichfaltig seyn können, so werden doch die Schatten und Tinten immer gedämpft und sanft seyn. So stark aber auch dieser Contrast im Vorgrunde ist, so muß er doch den herrschenden Massen des Lichts und Schattens und der Farbengebung allezeit untergeordnet seyn, denn diese bringen Harmonie ins Ganze, deren Wirkung, Masse und Ruhe, das Gegentheil Zerstreuung und Verwirrung ist. Auf solche Weise ist das Technische oder Practische des Landschaftgemäldes, durch das Pittoreske oder Malerische, bedingt. Dieß kann aber in einem hohen Grade der Vollkommenheit erreicht seyn, ohne daß die Landschaft dadurch im eigentlichen Sinne ästhetisch geworden wäre. Soll sie dieses werden, so muß sie so erfunden, angeordnet und ausgeführt seyn, daß durch Darstellung idealer Naturscenen eine ästhetische Stimmung bewirkt wird. Um diesen Zweck zu erreichen, muß die dargestellte Naturscene einen bestimmten ästhetischen Charakter haben, und in irgend einer das Gemüth ansprechenden Situation erscheinen. Die Werke der Landschaftmalerei lassen sich verschiedentlich classificiren, je nachdem man dabei entweder auf den Charakter der landschaftlichen Natur in verschiedenen Gegenden und Ländern, oder auf die Situation, in welcher die Natur in dem dargestellten Moment erscheint, und auf die Art des Eindrucks und der Stimmung, die sie bewirken, Rücksicht nimmt. In dem ersten Falle classificirt man sie nach ihrem natürlichen, im zweiten nach ihrem ästhetischen oder poetischen Charakter. Nach der ersten Abtheilungsart unterscheidet man die Landschaften nördlicher und südlicher Länder, der flachen und Gebirgs-Gegenden, der freien und gesperrten Aussicht, der ruhigen und bewegten Situationen u. s. w. Der ästhetische Charakter bestimmt die verschiedenen Arten des Styls in der Landschaftmalerei. Der Styl einer Landschaft ist in der Composition der landschaftlichen Scene selbst enthalten, und hängt von der dem Ganzen zum Grunde liegenden Idee, von der Wahl, Vertheilung und Verbindung des Einzelnen, und von der Zusammenstimmung des Ganzen ab. Das Mannichfaltige der Formen und Massen wird durch die Composition, das Mannichfaltige der Farben und Töne durch den Hauptton des Colorits zur Einheit verbunden. Beide finden ihren höheren, gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt in der dem Werke zum Grunde liegenden Idee, und aus ihrer Vereinigung geht die Harmonie des Ganzen, oder die ästhetische Einheit der Landschaft hervor, die auch im Gesammtausdruck als Einheit aufgefaßt wird, und deren ästhetischer Charakter sich durch die Stimmung ankündigt, welche der Gesammteindruck bewirkt. Der ästhetische Charakter der Landschaftmalerei ist so vieler Modificationen fähig, als verschiedener Art die ästhetische Stim-

mung ist, in die eine landschaftliche Naturscene versetzen kann. Alle aber lassen sich auf die beiden Hauptmodificationen des anmuthigen und des großen Styls zurückführen; jener ist immer mit Reiz verbunden, dieser zeigt die Natur bald in stiller, ruhiger Größe, bald in furchtbarer Erhabenheit. Es versteht sich übrigens von selbst, daß dem ästhetischen Charakter der Landschaft der natürliche zum Grunde liegen muß, denn auch hier ist das Wahre und Charakteristische die Grundlage des Schönen. Zum natürlichen Charakter einer Landschaft gehört auch die Situation oder der Zustand, in welchem sich die Natur in dem gewählten Momente der Darstellung zeigt. Sie ist entweder ruhig oder bewegt, aber immer von einem gewissen, über die ganze Scene verbreiteten Effect begleitet, der sie näher charakterisirt. Die besondern Effecte in einer Landschaft, welche keine Situation, sondern bloß eine auffallende Naturerscheinung anzeigen, machen eine besondere Classe landschaftlicher Darstellungen aus: die Effectstücke, z. B. Sonnen-Auf- oder Untergang, Nacht, Sturm, Gewitter, Brand, Mondscheinscenen u. s. w. Nicht immer aber erscheint die Natur in bestimmten Zuständen, und nicht immer will sie der Künstler darin zeigen. Oft ist bloß die Darstellung einer interessanten Idee, eines charakteristischen Bildes aus der Natur, das ihn selbst gerührt und begeistert hat, seine Absicht. Die Natur ist unerschöpflich an Motiven aller Art, aber sie fodert, daß ihr eine dichterische Phantasie begegne; ein geübter Kunstsinn, der sie lebendig auffasse; ein Geist, der den rohen Stoff zu einer idealen Schöpfung ausbilde. Merkwürdig ist es, daß sich schon früh die Kunst der Landschaftmalerei in zwei Schulen theilte. Die ältere, mit Tizian an der Spitze, in dessen Fußtapfen Girolamo Muziano, Ann. Caracci, Nic. Poussin und Casp. Dughet, Viola, Franc. Grimaldi und Salvator Rosa traten, bildete den großen Styl und richtete ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Composition als die Ausführung, mehr auf das Große, Ernste, Bedeutende. Die andere Schule, von dem Niederländer Paul Brill in Italien gebildet, welcher Breughel, Agostino Tassi, Claude Gelée, Schwanevelt, Both u. a. angehören, richtete ihr Studium besonders auf das Mannichfaltige der einzelnen Gegenstände in ihren Formen und Farben, auf wahre Localtöne, auf Wirkungen des Lichts und der Luft in den verschiedenen Tageszeiten, auf Haltung, Harmonie und sorgfältige Ausführung, strebte mehr nach Schönheit, Anmuth und Reiz, als nach Bedeutsamkeit und Größe. Unter den neueren Künstlern wandelten auf eigenen Wegen Hackert, Dietrich, Mechau, Reinhart, Boguet, Heß, Wehle, Kügelchen, Friedrich (s. d. Art.). Was nun aber auf allen diesen Wegen die Kunst von der Natur gewonnen hatte, das suchte eine andere Kunst der Natur zurückzugeben, die Gartenkunst nämlich. Unter mehreren brittischen Garten-Aesthetikern hat sich vornehmlich der Domherr und Prediger Wilh. Gilpin durch mehrere Schriften über malerische Naturschönheit hierum ein bedeutendes Verdienst erworben, indem er sowol das Pittoreske, als das Aesthetische der Landschaftmalerei auf die wirkliche Landschaft übertrug, sey es, um die vorhandene Natur durch Anwendung der Kunst zu verschönern, oder bei Kunstanlagen eine ideale Schöpfung darzustellen, welche Natur scheine. Das Höchste der Gartenkunst konnte gewiß nur auf diesem Wege erreicht werden, denn so erhielt man nicht bloß Schönheit im Einzelnen, sondern Einheit des Mannichfaltigen, Harmonie der Theile, Zusammenstimmung zum Ganzen, mochte dieß nun für den bleibenden

Gesichtspunkt des Anschauenden, oder für auf einander folgende Gesichtspunkte des wandelnden Betrachters dargestellt seyn. Was die Natur angedeutet hatte, vollendete die Kunst, denn jede Kunstlandschaft ist nur dann wahrhaft, was sie seyn soll, wenn sie durch ästhetischen Charakter eine ästhetische Stimmung hervorbringt. Hat der Landschaftmaler bei seiner Darstellung eine größere, freiere Wahl und, wenigstens in den meisten Fällen, den Vorzug der Gesammtansicht vor dem Gartenkünstler voraus, so wird dieser jenen wiederum durch das, seine Darstellung durchwebende und durchdringende Leben, den stillen aber mächtig wirkenden Beistand der Natur, übertreffen. Der Gartenkünstler bewirkt, daß die Natur selbst uns, als von schöpferischer Phantasie beseelt, begegne, daß sie, indem er ihre Motiven verständlicher ausspricht, in die Wirklichkeit eine ideale Schöpfung gesetzt zu haben scheine. Daß dieß des Gartenkünstlers Triumph sey, springt in die Augen; aber nur als Schüler des Landschaftmalers konnte er diesen Triumph erringen. dd.

Landschulen sind zu unterscheiden von Landesschulen. Unter diesen versteht man Unterrichtsanstalten, welche die Regierung für Zöglinge aus allen Provinzen eines Landes errichtet und unterhält, wie die Fürstenschulen (s. d. Art.) in Sachsen, Ilefeld im Hannöverschen, ehedem Kloster Bergen bei Magdeburg u. a. m. Landschulen dagegen werden die Schulen auf den Dörfern genannt. Sie sind späteren Ursprungs, als die Stadt- und Klosterschulen; denn da die Bildung überall von den höheren Ständen zu den niederen herabsteigt, konnte nicht eher an den Unterricht der Jugend auf dem Lande gedacht werden, als es besondere Lehrer für diese Volksclasse gab. In der vorchristlichen Zeit wuchs sie daher ohne andern, als zufälligen Unterricht auf, und erst das Christenthum hat durch die Anordnung eines bestimmten Lehrstandes für dieses Bedürfniß gesorgt. Denn seit die Dorfschaften eigene Pfarren erhielten, fingen diese an, sich mit der Belehrung der Jugend in ihren Parochien zu beschäftigen. Carl der Große und Alfred von England machten in ihren Staaten den Parochen die Unterweisung des Landvolks im Lesen, Schreiben, Latein und Kirchengesang zur Pflicht. Aber schon in den Jahrhunderten, wo der Clerus den priesterlichen Charakter annahm, und sich aus Trägheit und Unwissenheit seinem Berufe zum Lehren entzog, gehörten Landpfarrer, welche Unterricht ertheilten, unter die Seltenheiten, und bei der immer schlafferen Aufsicht der Bischöfe und Grundherren kamen die guten Einrichtungen jener Könige bald wieder in Verfall. Den Pfarrern genügte, wenn die Landjugend vor dem ersten Abendmahlsgenusse das Glaubensbekenntniß nothdürftig hersagen konnte, und sie wäre ganz verlassen gewesen, wenn sich nicht hier und da lehrhafte Mönche ihrer angenommen hätten. Erst seit dem 15ten Jahrhunderte zeigen sich Spuren, daß die Gewohnheit der Pfarren und Obrigkeiten in den Städten, Schulmeister für die Jugend der niederen Volksclasse auf gewisse Zeit anzustellen, auch in den Dörfern nachgeahmt worden ist. Die Gründung bestehender Dorfschulen aber war dem Zeitalter der Reformation vorbehalten, wo die Buchdruckerkunst durch die Verbreitung von Lehrbüchern in der Muttersprache gemeinnützig zu werden anfing. Nun erst konnten Abcbücher, Katechismen und Bibeln in die Hände der Landjugend kommen, und für den früher nur mündlichen, der Willkür des Lehrers überlassenen Unterricht einen angemessenen Stoff darbieten. Freilich blieb auch dieser Volksunterricht immer noch sehr dürftig, und konnte wegen Mangel an tauglichen Leh-

tern bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts keine merkliche Fortschritte zum Bessern machen, denn von Speners und Franke's Einfluß ging, wo er eindrang, auf das aus Handwerkern, abgedankten Bedienten, Schreibern und Soldaten bestehende Landschullehrerpersonale kaum etwas mehr, als die Miene der Frömmigkeit über. Eben darum wurde auch durch die Landschulordnungen mehererer protestantischer Regierungen im nördlichen Deutschland wenig gebessert. Höchst verdienstlich war dagegen das Beispiel des edeln Domherrn von Rochow, der 1772 die Schulen auf seinen Dörfern in der Mark durch Anstellung geschickter Lehrer, und Anwendung zweckmäßiger Unterrichtsmethoden, zu wahren Bildungsanstalten für seine Unterthanen umschuf. Um dieselbe Zeit fing ein edler Wetteifer der Regierungen zur Verbesserung des Landschulwesens sich zu regen an. Der Dechant von Schulenstein und der Abt von Felbiger wurden die Reformatoren des Volksunterrichts der Katholischen in Böhmen und Schlesien (vergl. d. Art. Normalschulen). Besondere Bildungsanstalten für Landschullehrer, die sogenannten Seminarien, entstanden in mehreren Staaten Deutschlands, so wie in Holland, Dänemark und Schweden, und von jedem Fortschritte der Pädagogik konnten nun die Früchte durch besser gebildete Lehrer auch der Jugend auf dem Lande zu Statten kommen. Seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die Reform der Landschulen immer mehr ein Gegenstand öffentlicher Verhandlungen in Zeitschriften und auf ständischen Landtagen geworden; auch die Regierungen, welche an der alten Maxime des Despotismus, den Landmann in seiner Rohheit zu lassen, noch am längsten hingen, oder den Einfluß der Volksbildung auf das Wohl des Staats überhaupt ganz übersehen hatten, mußten endlich liberalere Gesinnungen annehmen, und es gibt jetzt in Deutschland keine Gegend, in der nicht neuerdings etwas für diese wichtige Angelegenheit gethan worden wäre. Der Norden ist dabei dem Süden von Europa weit vorausgeeilt, und Cüvier und Noel mußten in ihrem Berichte über die Revision des öffentlichen Unterrichts in den 1810 und 1811 mit Frankreich vereinigten Provinzen, selbst den holländischen und niederdeutschen Dorfschulen die Ehre des Vorzugs vor den französischen zugestehen. Denn diese letzteren, die sogenannten Primärschulen in Frankreich, sind während der Revolution und durch die Secularisation aller kirchlichen Fonds, an den meisten Orten eingegangen, und die kaiserliche Universität, von der sie abhängig gemacht wurden, hatte sie bei weitem nicht an allen Orten wieder herstellen können, so daß es noch jetzt eine Menge nicht unbedeutender Landgemeinden in Frankreich gibt, wo die Jugend entweder gar nicht unterrichtet, oder umherwandernden Schulmeistern, die die Aeltern auf eine lange Zeit dingen, preisgegeben wird. Freilich blieb auch in Deutschland noch mancher zweckmäßige Vorschlag in Ansehung der Dorfschulen aus Mangel an Fonds und gutem Willen unausgeführt, und mancher hindernde Uebelstand beim Alten. Die den Grundherren zu leistenden Frohn- und Hofdienste der Aeltern sind, wo sie noch bestehen, eine Ursache häufiger Schulversäumnisse ihrer Kinder, die Armen werden im Winter durch Blöße, und im Sommer durch allzufrühe Anstrengung zum Broterwerb, von der Schule abgehalten, denn Industrieschulen, wo den Schülern nach dem Unterrichte zugleich Gelegenheit zu einigem Erwerb gegeben wird, wurden noch am wenigen Orten versucht. Ueberdieß sind die Schulmeister immer noch durch Ueberladung mit fremdartigen Nebenämtern in der Verwaltung ihres Hauptberufs gestört, und selbst diejenigen, welche wirklich das Bessere

kennen und anwenden wollen, müssen sich oft in ihrem Streben durch eigensinnige Vorgesetzte und unempfängliche Gemeinden gehindert sehen. Nirgend indeß sind Verbesserungen schwerer und langsamer ins Werk zu setzen, als in dem weiten und erst seit einigen Jahrzehenden urbar gewordenen Gebiete des Landschulwesens, und da durch die Einrichtung guter Seminarien schon viel zur Bildung geschickter Lehrer geleistet wird, so muß man sich mit dem, was einige Regierungen zur Reform der Schulen selbst, und zur Verbesserung der Lehrergehalte in der Noth der gegenwärtigen Zeiten gethan haben und noch thun, zufrieden stellen, und von den bevorstehenden Jahren des Friedens hoffen, daß eine so wichtige Nationalangelegenheit immer eifrigere Beförderer finden werde. Zweckmäßige Methoden und Lehrmittel zu den dem Landmanne nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten müssen dabei, nach den bisher von den Nachtheilen der Viel- und Halbwisserei gemachten Erfahrungen, natürlich mehr in Betracht kommen, als eine die Zeit zerstückelnde Vervielfältigung der Lehrgegenstände, und am wenigsten darf, wie noch häufig bei öffentlich veranstalteten Landschulverbesserungen zu geschehen pflegt, auf glänzenden Außenschein und Bewunderung hingearbeitet werden.

Landshut, eine wohlgebaute Stadt in Niederbaiern mit 6000 Einwohnern, wird durch die Iser, die in zwei Armen vorbeifließt, zu einer Insel gemacht. Auf dem nächstgelegenen Berge ist das unbewohnte, ehemals feste Schloß Trausnitz befindlich, welches 124 Zimmer enthält, und jetzt zu einer Sternwarte bestimmt ist. In der Stadt selbst ist ein herzoglicher Palast, der neue Bau genannt, eine Landesregierung und das Landschafthaus. Der Kirchthurm bei dem Collegiatstifte St. Martini ist einer der höchsten in ganz Deutschland. Er hat 456 Fuß, und 603 Stufen. Im J. 1803 wurde die Verlegung der Landesuniversität von Ingolstadt nach Landshut bewerkstelliget, am 4. Juni die feierliche Einweihung derselben gehalten, und ihr von ihrem zweiten Stifter der Name Ludwig-Maximilians-Universität beigelegt. Sie steht unmittelbar unter dem Ministerio des Innern, und besteht aus 2 Hauptclassen, nämlich der allgemeinen und besondern, deren jede 4 Sectionen hat. Jede dieser Sectionen hat einen Director. Zu der Section der philosophischen Wissenschaften gehören die als Schriftsteller bekannten Prof. Köppen und Salat, zu der mathematischen und physikalischen D. Stahl, Magold und Fuchs, zur historischen Milbiller, Mannert, Siebenkees, zu der der schönen Wissenschaften Fr. Ast und Klotz; zur theologischen die Prof. Zimmer, Sailer, Winter, Michl, Dereser; zur juristischen Gönner, Krüll, Moshamm, die Doctoren Henke, Unterholzner, Mittermaier; zur medicinischen Röschlaub, Walther, Tiedemann, zur staatswirthschaftlichen Weber ꝛc. Es befinden sich ungefähr 600 Studenten auf derselben. Die ehemaligen unverhältnißmäßig vielen Klöster in Landshut, acht an der Zahl, sind zum Besten der Universität aufgehoben worden. — Auch führen den Namen Landshut ein Schloß nebst Voigtei im Canton Bern; eine Stadt am Bober im schlesischen Fürstenthume Schweidnitz mit 2966 Einwohnern und 458 Häusern. — Landshut (Lancut) heißt auch eine Stadt in Gallizien, im Samborer Kreise an der ungarischen Gränze.

Landstände und deren Eintheilung in zwei, hernach in drei Curien, waren die natürlichen Resultate des ältesten Nationalzustan-

des der germanischen Völker, besonders aber derer, die das nördliche Deutschland vom Rheine bis zur Elbe und Oder bewohnten, und sämmtlich als Zweige des alten Stammes der Landsassen, welche zu Tacitus Zeiten, unter der Benennung Cherusker, Bructerer, Agrivarier u. s. f. in der Geschichte ihre Rolle spielen, zu betrachten sind. Des ehemaligen monarchischen Frankreichs Etats-généraux und Schwedens Reichsstände in vier Curien sind Abarten jenes ächtdeutschen Instituts, mit ihm jedoch aus einer Quelle entsprungen. Um historisch zu begreifen, wie solche Stände, welche in keinem Lande bis auf unsere Zeiten als wahre Volksrepräsentanten zu betrachten waren, entstanden, ihre Rechte erweiterten, wesentlichen Antheil an der Landesregierung errangen, und in neuern Zeiten durch die landesherrliche Souveränetät größtentheils wieder unterdrückt wurden, bedarf es hier nur einiger Grundzüge der alten Steuer- und Repräsentationsverfassung der deutschen Staaten. Unsere ältesten Vorfahren und Ahnherren waren freie Männer und geborne Krieger. Die Gesammtmasse der Nation bildete ein ungeheures, sich selbst ergänzendes Heer, wobei die natürliche Verfügung getroffen war, daß der in der Heimath bleibende Theil der Nation, zur Unterhaltung und Verpflegung des im Felde stehenden Theils, das Erfoderliche lieferte. Dieß ist die erste, rohe, bloß dem Zeit- und Kriegsbedürfnisse angepaßte Steuerverfassung aller süd- und norddeutschen Völkerschaften. Sie bestand früher unter den Schwaben (Sueven), als unter den Sassen, weil jene früher als diese mit auswärtigen Ländern, besonders mit den Römern, in langwierige Kriege geriethen. Die Sassen brachten ihren Fürsten zur Führung des Krieges anfangs nur freiwillige Gaben, die meistens in Naturalien bestanden; allein solche erbetene Gaben, (Baten, Banden) verlangten in der Folge auch die Geleitsführer, welche mit ihren Gesellen dafür die Pflicht übernahmen, die Nationalfehden auszufechten; der erste Keim stehender Heere, und deren Besoldung von der Nation! Schon dadurch ward manches Allode (freie Gut) mit Lasten beschwert, wovon die älteste einfache Verfassung nichts wußte, als noch jeder Wehr im Heerbanne zur Vertheidigung seines Heerdes auszog, während Weib, Kinder und Knechte die Wirthschaft zu Hause fortsetzten. In dieser Zeit war die Nationalrepräsentation durchaus persönlich; denn jeder freie Mann erschien in der Versammlung stimmfähig, und die Stimme der Edelinge, selbst des Fürsten, galt nicht mehr, als die der Gemeinfreien. Im Namen des unsichtbaren Gottes leitete vielmehr der Priester, als Gottes Stellvertreter, durch Zeichen (Wichern der heiligen Rosse, Loose u. s. f.) das Ganze nach den Absichten der Großen, mit denen er einverstanden war. Die zweite Hauptepoche der deutschen Steuerverfassung trat ein, als Carl der Große auch Norddeutschland unter das fränkische Joch gezwungen hatte. Die Heerbannspflichtigen mußten sich nun jährlich dreimal dem Edelvoigte zur Musterung stellen, und ihm dabei ein gewisses Maß Proviantkorn, den Batepfennig oder ein Huhn u. s. f. liefern. Dieß waren die ersten ordentlichen und stehenden Steuern, die dem Volke aufgebürdet wurden. Bald folgten die Charitativen oder Auxiliengelder für den König; die Heersteuern und Hostendienste von allen kränklichen Leuten, die nicht mit ins Feld ziehen konnten: die Heerbannsbrüchen derer, welche sich dem Aufgebote nicht stellten; die Sendgelder für den königlichen Sendgrafen und für die Bischöfe, welche zum Landgerichte und zur Kirchenvisitation im Lande herumreiseten; der Tribut, Inferenda genannt, und die königlichen Zölle, welche Steuern auf allen Landeigenthümern

ohne Unterschied des Standes lagen, und wobei der Adel gar nicht, die Geistlichkeit nur in sofern verschont blieb, daß jeder Kirche ein steuerfreier Hof verwilligt wurde. Die Unfreien waren dagegen zur Frohne, zur Entrichtung des Königs-Pfennigs, des Grafenschatzes und des Zehnten verbunden; auch hatte überdieß der königliche Sendgraf die Befugniß, beim Ausbruche des Krieges in seinem ganzen Gau auf zwei Drittheile des im Felde stehenden Getreides Beschlag zu legen, und solches als Magazinkorn fürs Heer zu benutzen. Die dritte Hauptveränderung erlitt das Steuerwesen, als der Heerbann einschlief und der Dienst-Lehnsmannschaft weichen mußte. Nun galt der Grundsatz: wer keine persönliche Kriegsdienste leistet, wird mit einer ordentlichen Steuer belegt; Stifter und Klöster müssen dagegen die geringern Kriegslasten des Heerwagens, der Herberge und der ersten Bate tragen. Jetzt war schon die Masse der Nation unfrei; Adel und Geistlichkeit repräsentirten das Ganze. Die Nationalversammlungen verschwanden, und an ihre Stelle traten Landtage, wo der Fürst dem Adel und der Geistlichkeit seine Wünsche und Foderungen vorlegte, dazu ihre Beistimmung und die Bewilligung der Banden (Steuern), deren er bedurfte, erbat. Natürlich schob nun der Adel sowol als die Geistlichkeit die schwersten Lasten auf seine Hintersassen, immer jedoch die letztere vorsichtiger als der erstere, welcher gewöhnlich seine Eigenen nur in so weit schonte, daß sie die ihm zu leistenden Leibespflichten und Dienste, die Besthaupts-, Bademunds-, Wildfangs- und andere persönliche Abgaben nach wie vor entrichten konnten. Ruinirte aber der Edeling seine Hörigen gänzlich, so entliefen sie ihm; der Acker blieb unbebaut und der Gutshaushalt verfiel. Also ward der ganze unfreie Theil der Nation nur in sofern durch die beiden Stände geschützt oder repräsentirt, als es ihr eigener unmittelbarer Vortheil erheischte. Wäre der Bauer frei geblieben, und der Hof, den er bauete, sein Eigenthum gewesen, so würde sich der rohe Adel sicher nicht darum gekümmert haben, ob der Bauer zu Grunde gerichtet werde oder nicht. Nun aber trat mit dem Aufblühen der Städte ein dritter Stand in die Schranken, der auf mancherlei Weise mit den beiden ersten Ständen bei Steuerbewilligungen in stete Reibung gerieth. Der Bürger wurde nämlich durch Handel und Industrie wohlhabend, durch Wohlhabenheit keck, durch das Gefühl seiner Ueberlegenheit zur Freiheit reif, und bald auf diesem Wege wirklich frei. Dabei hatte der Krieg durch die Einführung der Söldnermiliz gleichfalls einen neuen Charakter angenommen. Die Fürsten geriethen dadurch in Schulden; das unkluge System der Ländertheilung schwächte ihre Macht noch mehr, und sie bedurften reichlicher städtischer Beisteuern. Aber sie vermochten nicht, die befestigten Städte mit Gewalt zu zwingen, mußten also, wie sehr sich ihr eigener Stolz und der des Adels auch dagegen stemmte, den Städtebewohnern das Recht einräumen, gleichfalls auf den Landtagen durch ihre Vorsteher zu erscheinen, die dann das städtische Gemeinwesen repräsentirten, und ihre freie Zustimmung zur Bewilligung der erfoderlichen Steuern gaben. Aus der Art, wie diese Repräsentationsbefugniß des dritten Standes entstand, läßt sich schon abnehmen, daß die kleineren Städte weit länger unter dem Drucke willkührlicher Gewalt seufzen mußten, als die größern, welche früher die Macht in Händen hatten, Ja oder Nein zu sagen. Es ist eben daraus klar, warum die kleinen Städte weit später zum Repräsentationsrechte gelangten, als die großen, und sie würden vielleicht nie dazu gelangt seyn, wenn nicht die Fürsten endlich begriffen hätten, es sey

ihr eigener Vortheil, das städtische Gemeinwesen gegen den raubsüchtigen trotzigen Adel zu begünstigen, damit, wenn dieser den Fürsten Gehorsam verweigerte, der Fürst an den Städten ein Gegengewicht habe, wodurch er den Adel zur Erfüllung seiner Schuldigkeit zwingen könnte. So weit war fast in allen Staaten deutschen Ursprungs die Sache um die Mitte des 15ten Jahrhunderts gediehen. Mit der Söldnermilitz traten die Schatz- und Viehsteuern, die Land- und Noth-Banden, das Gewerff-Geld, das Umgeld, der Handlohn und die Fräulein-Steuer ein; Steuern, die sämmtlich von den Banden des vorigen Zeitraums dadurch abwichen, daß jene ohne Maßgabe vorübergehender Bedürfnisse periodisch auf das Grundeigenthum gelegt, diese aber bleibende Vermögens- und Consumtionssteuern wurden, welche zum Behufe bleibender Staatsbedürfnisse erhoben werden mußten. Nach dem 15ten Jahrhunderte entwickelte sich hieraus mehr und mehr die ständische Verfassung, und sie erhielt völlige Consistenz, sobald der Gebrauch aufkam, daß der Landesherr den zusammenberufenen Prälaten, Rittern und Städteabgeordneten feierlich die Summe anzeigte, welche sein außerordentliches Bedürfniß erheischte, und dann die Stände für die Befriedigung desselben Sorge tragen mußten. Bei dergleichen Steuerbewilligungen konnte nun gar nicht fehlen, daß der dritte Stand mit dem Adel und der Geistlichkeit in heftige Reibung gerieth. Denn Adel und Geistlichkeit mochten immer lieber Steuern bewilligen, als Städteabgeordnete, weil das Verwilligte nicht unmittelbar von des Adels und der Prälaten Gütern kam, da hingegen der städtische Deputirte von seinem eigenen Gute unmittelbar zahlen, auch überdieß seinen Committenten (dem Rathe und den Gilden) für seine Bewilligung verantwortlich seyn mußte. Es lag ferner in der Natur der Sache, daß der Adel, welcher ausschließlich den Fürsten umgab, diesen gewöhnlich anreizte, den Trotz der Städte zu brechen, in das städtische Recht und die Verfassung, sobald nur Gelegenheit dazu vorhanden war, Gewaltgriffe zu versuchen, und den bespöttelten Bürgerstolz zu demüthigen. Die höhere Geistlichkeit, welche ihre Pfründen von Regenten erhalten hatte, stimmte des lieben Friedens willen meistens in jene Zuhetzungen ein. Es war endlich eine nothwendige Folge dieser Einrichtung, daß derjenige Fürst seine Stände am unumschränktesten beherrschte, der ihrer Geldbewilligungen am wenigsten bedurfte; daß hingegen die Stände ihre Ansprüche und Rechte unter solchen Regierungen am meisten erweiterten, welche durch Schuldennoth und außerordentliche Ausgaben für den Krieg oder für den Glanz des Hofes u. s. f. gezwungen waren, die Stände um Bewilligung neuer Steuern häufig anzugehen. Adel und Geistlichkeit waren unter solchen Umständen fast immer auf Kosten des dritten Standes einig. Ihre Bewilligungen geschahen nur unter dem Titel freiwillig übernommener Zuschüsse, oder gar unter dem Namen von Geschenken, wobei stets reservirt ward, daß daraus für den Landesherrn kein Recht, und für sie keine Pflicht in ähnlichen Fällen erwachsen solle. Unter solchen Umständen kam denn auch, da man die Städte nicht geradezu erbittern durfte, keine Einrichtung früher zur Reife, als die des ständischen Ausschusses, welcher die Eintreibung der bewilligten Gelder und deren Verwendung zur Abtragung der Schulden besorgen, einen Schatzeinnehmer und Schatzschreiber wählen und die Controle führen mußte. Dieser ständische Ausschuß erhielt fast in allen deutschen Ländern gegen die Mitte des 17ten Jahrhunderts Einfluß auf die Gesetzgebung. Er hatte bei der Erbfolge im Fürstenhause eine entscheidende Stimme und wachte über

die Landesgesetze. Durch ihn wurden die Landesbeschwerden an den Fürsten gebracht, und selbst bei Vermählungen fürstlicher Söhne und Töchter verlangte er zu Rathe gezogen zu werden. Er behauptete sogar das Recht zu besitzen, sich in das Schul-, Kirchen- und Erziehungswesen des Landes zu mischen, über Krieg und Frieden, oder wenigstens bei Vermehrung und Verwendung der Kriegsmacht zu Rathe gezogen zu werden. Endlich foderte er die Befugniß, sich, wenn es des Landes Nothdurft erheische, selbst ohne Einwilligung des Fürsten versammeln zu dürfen. Eine Folge davon war, daß die meisten deutschen Fürsten, ehe sie Macht genug hatten, ihren Ständen offenbar die Spitze zu bieten, sich gegen deren Einmischung in Regierungsangelegenheiten dadurch zu sichern suchten, daß sie die Regierungsbehörden, von deren Wirksamkeit die Behauptung der Landeshoheit abhing, vollkommen organisirten, und dadurch ein Gegengewicht gegen jene Anmaßungen bewirkten. Auf diesem Wege haben die Geheimeraths-, Cammer-, Kriegs- und Finanz-Collegien ihre Ausbildung erhalten. In wiefern nun dadurch die landesherrliche Macht mehr und mehr freien Spielraum gewann, in sofern gewann auch der bis jetzt leibeigene Bauer an Freiheit, Wohlstand und froherem Lebensgenusse. Denn die fürstlichen Räthe waren klug genug, ihren Herren klar zu machen, daß, je mehr der Bauer den Plackereien und der gesetzlosen Willkür der Gutsherren entzogen werde, er um so mehr auch zu den allgemeinen Staatsbedürfnissen beitragen, und eben dadurch dem Landesherrn ein mächtiges Uebergewicht gegen die beiden ersten Stände verschaffen könne. Wo der Landesherr dieß begriffen hatte, und durch fortdauernde Geldnoth nicht von den Ständen abhängig blieb, wurde überall das Schicksal des Bauernstandes erleichtert und die Leibeigenschaft allmälig abgeschafft. Wo das Gegentheil Statt fand, oder wo die Stände (besonders der Adel) dominirten, da gelangte der Bauer zu keinem festen Eigenthume, kaum zur persönlichen Freiheit. Man vergleiche nur Mecklenburg mit Braunschweig, oder Chursachsen mit den benachbarten preußischen Provinzen u. s. f. Das Aufstreben der deutschen Fürsten zur vollendeten Souveränetät, wobei jedoch wegen der Reichsgerichte keine völlig gesetzlose Willkür Statt finden konnte, hat der Verbesserung des Zustandes der Bürger und Bauern nirgends so viele Hindernisse in den Weg gelegt, als die selbstsüchtige Politik der beiden ersten Stände. Nirgend ist (man denke nur an den letzten und vorletzten Landtag in Sachsen!) eine gerechte und gleichförmige Besteuerung aller Volksclassen länger aufgehalten worden, als wo die privilegirten Stände, es sey wegen Noth oder Gutmüthigkeit des Landesherrn, die Gewalt behielten, darüber eine entscheidende Stimme abzugeben. Nirgends haben verbesserte Schul- und Erziehungsanstalten fürs Volk größere Hindernisse gefunden, als wo die Stände bei dergleichen Entwürfen mit einreden durften. Man denke nur an die ärgerlichen Streithändel im Herzogthume Braunschweig bei Gelegenheit der projectirten Einführung einer zweckmäßigen Liturgie und eines allgemeinen Schulcollegiums! Der Esprit du corps (man darf dieß nicht durch Gemeingeist übersetzen) hat aller Orten unsere Landstände geleitet, und so lag es auch in dem Gange der Entstehung und Ausbildung dieses altdeutschen Instituts. Von der Wiedereinsetzung der Landstände nach alter Form darf also kein unbefangener Forscher vaterländischer Geschichte Heilung der tiefen Wunden, welche ein verruchter Feind uns schlug, erwarten. Sie waren nie wahre Repräsentanten der Nation, und konnten es auch in ihrer Zusammensetzung nicht

seyn. Sie waren, sobald der Fürst und seine Räthe nur Energie, Gewandtheit und Klugheit genug besaßen, nicht einmal kräftige Bollwerke willkürlicher Gewalt. Sie mußten mit der Zeit (wäre Deutschland auch nicht in Frankreichs Fesseln gerathen) eben so gut ein leeres Schattenbild werden, als die westphälischen Reichsstände es geworden waren. Eine wahre, auf Intelligenz, Vaterlandssinn und Grundeigenthum gegründete Volksrepräsentation ist uns nöthig, wenn Deutschland wieder zum neuen Leben, zur Nationalfreiheit, zur Nationalehre und zum Nationalwohlstande aus dem siebenjährigen Schlafe der Knechtschaft entstehen soll. Das Volk, nicht der Adel, hat den Staat gerettet, die Fesseln zerbrochen, der Fürsten Macht und Ehre kräftig wieder hergestellt. Das ganze Volk muß also repräsentirt werden, nicht die adelige Hufe, nicht das geistliche Stift, nicht die städtischen Gemeinheiten allein. Solche Stände thun uns nicht noth, solcher bedarf der Fürst nicht. Möge also nicht von uns mit Recht gesagt werden: „Das ist aber das Gericht, daß das Licht kommen ist in die Welt, und die Menschen liebten die Finsterniß mehr als das Licht u. s. f." Z. Z.

Landstandschaft das Recht der Landstände.

Landstraßen (Heerstraßen) mußten wegen des Handels und Krieges sehr frühzeitig angelegt werden. So soll schon Semiramis durch ihr weitläufiges Reich Straßen geführt haben. Auch bei den Chinesen sind die Straßen sehr alt; denn man erzählt, daß bereits der Kaiser Chao-hao, der in den fabelhaften Zeiten lebte, die Wege habe eben machen lassen, um die Berge zu übersteigen. Bei den Griechen war vorzüglich Hermes (Merkur) der Schutzgott der Landstraßen, weßwegen man auch dessen Säulen (Hermä), welche außer dem Kopfe keine weitern Gliedmaßen enthielten, auf die Kreuzwege setzte. Die ersten wirklich gepflasterten Straßen schreibt man den Carthaginensern zu; die Römer folgten ihnen nach, und der erste Weg, welchen sie anlegten, war der sogenannte königliche, welcher von Rom nach Capua führte, und von Appius Claudius, 188 nach Erb. R. angelegt wurde. Nachher wurden die Aedilen mit der Aufsicht über die Straßen beauftragt, welche 459 nach Erb. R. den Weg vom Marstempel, der außer der Stadt lag, bis zu dem Orte Bovillä, und vom capeninischen Thore bis zum Marstempel pflastern ließen. Im J. 512. nach Erb. R. ließ Cajus Aurelius Cotta und nachher Flaminius die nach ihnen benannten Wege anlegen. Während des letzten afrikanischen Krieges baueten die Römer einen gepflasterten Weg, der durch Spanien und Gallien bis zu den Alpen führte. So fuhren die Römer fort, durch die ihnen unterworfenen Länder immer mehrere öffentliche Straßen anzulegen. Nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte ahmten zuerst die Franzosen die alten Heerstraßen der Römer nach, woraus die heutigen Chausseen entstanden. Carl der Große war der erste, der wieder an den Straßen arbeiten, die alten Wege verbessern und neue anlegen ließ. Um das J. 1200 — 1266 fing man darauf auch in Deutschland an, Landstraßen zu pflastern. — In Schweden legte der König Birgel Jarl, der von 1250 — 1266 regierte, zuerst Heerstraßen an. In neuerer Zeit betrachtet man das gute Anlegen und das sorgsame Unterhalten der Landstraßen für eine der ersten Pflichten der Regierung oder der Administration, da man sich überzeugt hat, daß gute Straßen eins der vorzüglichsten Mittel zur Belebung des innern Verkehrs und zur Beförderung des Wohlstandes eines Staats dienen. In Deutschland zeichnet sich Wirtemberg vor allen andern deutschen

Ländern durch die vortrefflichsten Landstraßen aus. Ihm folgen Oesterreich, Baden, Baiern. Das ganze nördliche Deutschland ist darin gegen das südliche sehr zurück; am schlechtesten vor allen andern deutschen Staaten ist es im Königreiche Sachsen damit bestellt. S. Chausseen.

Landsturm, S. Landwehr.

Landtage bestehen in den Provinzen Deutschlands in einer allgemeinen Versammlung der Landesfürsten und der Stände, um über die Angelegenheiten des Landes zu berathschlagen. Sie sind entweder allgemeine Landtage, wenn alle Landstände, oder Ausschußtage, wenn nur die vornehmsten der Ritterschaft und der Kreis- oder ausschreibenden Städte, zusammenberufen werden. Die Beschlüsse, welche auf den Landtagen gefaßt werden, heißen Landtagsabschiede oder Recesse, und haben die Kraft einer Landesconstitution. — Landtage in Polen wurden in jeder Woywodschaft vor Anfang der allgemeinen Reichstage gehalten und auf denselben nicht allein die Landboten erwählt, sondern auch berathschlagt, was auf dem Reichstage vorgetragen werden solle, und somit die Landboten mit nöthiger Instruction versehen. — Die Landtage in Sachsen sind eine allgemeine Versammlung der Landstände, die der König als Landesherr durch den geheimen Rath ausschreiben läßt, und werden aller 5 Jahre oder bei außerordentlichen Gelegenheiten gehalten. Die Stände theilen sich im Allgemeinen in zwei Classen: die erste faßt die Prälaten (wozu die Universitäten gehören), Grafen, Freiherren und den übrigen Adel, die zweite die Städte in sich. Die erste Classe theilt sich wieder in zwei Collegia, zu deren erstern die Prälaten, Grafen und Freiherren gehören; die Ritterschaft, welche stets einen Erbmarschall aus der löserschen Familie, und hiernächst ihre Kreisdirectoren hat, macht das zweite Collegium aus und theilt sich in den engern und weitern Ausschuß und in die allgemeine Ritterschaft. Der Abgang des engern Ausschusses wird aus dem weitern, und der Abgang des letztern aus der allgemeinen Ritterschaft ersetzt. Bei den Städten führt Leipzig das Directorium; sie theilen sich ebenfalls in den engern und weitern Ausschuß und in die gemeinen Städte. Die Stände haben ein Votum consultativum, und müssen erscheinen, wann und wohin sie der Landesfürst bescheidet, von dessen Willen auch die Zeit, wie lange ein Landtag dauern soll, abhängt. S. d. Art. Landstände.

Landwehr und Landsturm sind eine uralte Einrichtung und haben Jahrhunderte hindurch bei dem deutschen Volke bestanden, bis nach und nach die eigentlichen stehenden Heere eingeführt worden sind, die meisten Regierungen geglaubt haben, es bedürfe der Landwehr nicht mehr, und die Völker seyen durch die Heere vor dem Einbruche auswärtiger Feinde sicher genug. Die Geschichte der letzten fünf und zwanzig Jahre hat die Nichtigkeit dieses Glaubens hinlänglich bewiesen. Die Idee dieser Institute ist folgende. Landwehr und Landsturm bestehen in einer allgemeinen Volksbewaffnung, welche alle wehrhafte Männer, die nicht durch Aemter oder wirkliche körperliche Gebrechen am Dienste gehindert werden, vom zwanzigsten bis zum fünf und sechzigsten Jahre versammeln muß. Die Landwehr besteht aus den jüngern Männern vom zwanzigsten bis zum fünf und vierzigsten Jahre, welche eigentlich soldatisch geübt und bewaffnet werden. Sie sind bestimmt nicht bloß den eigenen Boden zu vertheidigen, sondern auch sich allenthalben hinzubegeben, wo der Schutz des Vaterlandes ihre Gegenwart heischen dürfte. Der Landsturm wird, außer der

Landwehr, aus allen waffenfähigen Männern ohne Unterschied des Standes und des Alters gewählt, welche noch nicht ihr sechzigstes Jahr erreicht haben, und ist bestimmt, die Landschaft und den nächsten eigenen Heerd zu beschützen. Wo immer der Feind ein- oder andringt, da sammelt sich der Landsturm, stellt sich ihm entgegen, umringt ihn, schneidet ihn ab, überfällt seine Recruten und Zufuhren, erschlägt seine Couriere, Boten, Kundschafter und Spåher, mit einem Worte, thut ihm allen Schaden und Abbruch, der ihm möglicher Weise zugefügt werden kann. Da die Männer des Landsturms Kenntniß der Wege und Stege und jeglicher Schlupfwinkel des Landes haben, so müssen sie dem Feinde ein furchtbares Heer seyn, weit furchtbarer, als ordentliche Soldaten, weil sie allenthalben erscheinen und allenthalben wieder verschwinden können. Aber nur, wann der Feind da ist, steht der Landsturm auf; ist die Gefahr vorüber, so kehrt Jeder, nach Gefallen, zu seinem gewohnten Geschäfte zurück. Im Kampfe selbst bedient der Landsturm sich aller Waffen, womit er seine Verfolger auszurotten vermag; Büchsen, Flinten, Speere, Keulen, Sensen u. s. w.; auch ist ihm jeder Betrug, jede List gegen seine Bedrücker erlaubt. Um aber sowol der Landwehr, als dem Landsturme, seine volle Kraft, seine eigentliche Wirksamkeit zu geben, muß jeder einzelne Mann des Volks an seinem Theile arbeiten, was er vermag. Wird nun in Kraft und Einsicht von Landwehr und Landsturm für Freiheit und Sicherheit des Vaterlandes gestritten; so ist kein Heer auf der Welt (oder es müßten solcher feindlichen Schaaren mehrere Millionen auf einmal ins Land dringen, welches doch nicht möglich ist) im Stande, das Land zu unterjochen, sondern es muß entweder eines schmählichen Todes sterben, oder sein erbärmliches Heil in einer noch erbärmlichern Flucht suchen.

Landwirthschaft (die), auch schlechtweg Oekonomie genannt, ist theils ein Gewerbe, theils eine Wissenschaft. Bei der Landwirthschaft, als Gewerbe, wendet der Landwirth zur Erreichung seines Zweckes alle Anstalten und Bemühungen an, um durch den geringsten Aufwand von Zeit, Raum, Kosten und Arbeit die nützlichsten Pflanzen und Thiere in ihrer größten Güte und Vollkommenheit hervorzubringen, seine Erzeugnisse bis zum Verbrauche gut aufzubewahren, und nach Abzug der Hervorbringungskosten unter allen Orts- und Zeitverhältnissen den höchsten, reinen Ertrag daraus zu gewinnen. Allein die Landwirthschaft als Wissenschaft ist ein logisch geordneter Inbegriff der besten, gewissesten, auf Erfahrung und Vernunft gegründeten Regeln, wie jene erwähnten Anstalten und Bemühungen des Landwirths eingerichtet werden müssen, um den Zweck der Landwirthschaft auf die geschwindeste, leichteste, vollkommenste und angenehmste Art zu erreichen. Nach diesen Beziehungen beschäftigt sich die Landwirthschaft in der weitesten Bedeutung mit Wiesen-, Feld-, Garten- und Waldbau, mit der Viehzucht, Bienenzucht, Fischerei, Brauerei, Brennerei ꝛc. und mit der Landhaushaltungskunst. In Rücksicht auf die Erlernung derselben theilt man sie in die theoretische, d. h. wissenschaftliche, oder rationelle, und in die practisch-empirische ein. Da die Ausübung der Landwirthschaft nicht nach Willkür geschehen darf, so ist nach und nach auch ein Landwirthschaftsrecht entstanden. Dieses besteht, allgemein genommen, in dem Inbegriffe der Rechte und Verbindlichkeiten oder Rechtswahrheiten, die einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf die Landwirthschaftsführung haben. Die Gegenstände sind daher von großem Umfange, und in wie-

fern dasselbe die verschiedenen Arten und Rechte der Landgüter, die Verhältnisse der Gutsherren und der Bauern, die besondern Rechte und Privilegien derselben, die Gerichts- und Polizeiverfassung auf den Dörfern, die mit der Landwirthschaft in engerer Verbindung stehenden Contracte rc. betrifft, in sofern greift das Oekonomierecht in verschiedene Haupt- und Nebentheile der Rechtswissenschaften, namentlich in das römische und deutsche Privatrecht, in das Dorf- und Bauernrecht, in das Cameral- und Polizeirecht ein. (S. d. Art. Landbau.) X.

Länge (geographische) bezeichnet denjenigen Bogen des Aequators, welcher zwischen einem angenommenen Anfangspunkte desselben und dem Mittagskreise des Orts enthalten ist. Dieser Bogen wird durch Grade, Minuten und Secunden des Aequators ausgedrückt, welche von dem genommenen Anfangspunkte desselben immer weiter gegen Morgen zu gerechnet werden; daher die Länge eines Orts gegen 365 Grade betragen kann. Ein solcher Anfangspunkt, von welchem man beginnt, die Entfernung der Oerter unter einander von Osten nach Westen, oder umgekehrt, zu berechnen, ist gleichgültig, und kann von jedem beliebigen Orte genommen werden. Gewöhnlich wird er so bestimmt, daß, von ihm angerechnet, die pariser Sternwarte gerade 20 Grad entfernt ist, das heißt, so, daß die pariser Sternwarte gerade 20 Grad Länge beträgt. Der Kreis nun, welcher vermittelst des Mittagskreises durch jenen angenommenen Punkt von Norden zum Aequator hin gezogen wird, heißt, weil man von ihm zu zählen anfängt, der erste Mittagskreis oder der Meridian (s. d. Art.) Die Länge oder die Bestimmung, wie weit ein Ort von dem ersten Mittagskreise nach Osten entfernt ist, ist neben der Breite oder der Bestimmung, wie weit der Ort vom Aequator absteht, zur Auffindung der wahren Lage eines Orts auf der Erde unumgänglich nothwendig, und auf sie gründet sich die Erdbeschreibung und die Verzeichnung der Landcharten. Ob nun gleich die größten Astronomen zu allen Zeiten und in allen cultivirten Ländern der Erde von jeher unablässig bemüht gewesen sind, die Methoden zu vervollkommnen, nach welchen die Längen zu finden sind; so hat es damit immer noch seine unübersteiglichen Schwierigkeiten gehabt. Die Aufgabe ist nämlich folgende. Da die Sonne durch ihre scheinbare tägliche Bewegung von Osten nach Westen einen Kreis um die Erde beschreibt und hierbei also die Oerter, welche nach Morgen liegen, eher berührt, als die Oerter, welche nach Abend liegen; so gibt der Unterschied der Zeit, um welche der Mittag eines Orts (das heißt der Augenblick, in welchem die Sonne dem Scheitelpunkte am nächsten steht) früher einfällt, als an einem andern Orte, der weiter nach Abend liegt, den Unterschied der Entfernung des einen Orts von dem andern an. Wenn man z. B. weiß, daß an dem einen Orte die Sonne den höchsten Standpunkt am Himmel eine Stunde früher erreicht, als an dem andern; so kann man danach berechnen, wie weit von Osten bis nach Westen dieser Ort von dem andern entfernt liegt. Diese Stunde wird dann in Grade getheilt, wobei man 1 Min. für 15 nimmt. Nun besteht aber die Schwierigkeit darin, auszuforschen, um wie viel der eine Ort früher Mittag hat, als der andere, oder, mit andern Worten, die gleichzeitigen Augenblicke an zwei verschiedenen Orten der Erde zu entdecken. Diese Streitigkeit ist bis jetzt durchaus noch nicht nach Wunsch gehoben worden. Für das feste Land hilft man sich in nicht zu weiten Entfernungen durch Signale mit Bomben, Raketen, Pulverentzündungen und dergl.; allein bei großen Entfernungen, besonders auf dem

Meere, fallen diese Hülfsmittel weg. Hier bleibt nichts übrig, als Zeichen oder Erscheinungen am Himmel aufzusuchen, welche in einem und demselben Augenblicke an verschiedenen und sehr von einander entfernten Orten der Erde gesehen werden. Hierzu sind vorzüglich der Anfang und das Ende der Mondsfinsternisse, die Ein- und Austritte der Mondsflecken in und aus dem Erdschatten, und die Ein- und Austritte der Jupiters-Monde in den Schatten ihres Hauptplaneten brauchbar. Diese Himmelsbegebenheiten geben an zwei verschiedenen Orten der Erde, nach dem Augenblicke des Mittags betrachtet und mit einander verglichen, den Unterschied der Zeit, in welcher es an beiden Orten Mittag ist. Aber auch Sonnenfinsternisse, Bedeckungen der Fixsterne von Planeten und die Durchgänge der Venus und des Mercur durch die Sonnenscheibe dienen hierzu. Denn wenn auch diese Himmelsbegebenheiten an jedem Orte nicht zu einer und ebenderselben Zeit sichtbar sind, so können sie doch durch Berechnung leicht auf diejenige Zeit zurückgeführt werden, in welcher man sie vom Mittelpunkte der Erde in der Zeit eines jeden Orts beobachtet haben würde. Nichts desto weniger sind alle diese Mittel, die Längen der Oerter zu finden, selbst auf dem festen Lande noch mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Da nun aber die Schifffahrt unglaublich gewinnen würde, wenn man ein sicheres Mittel kennte, die Meereslänge sicher und ohne große Schwierigkeit zu bestimmen: so haben alle schifffahrttreibenden Nationen auf die Entdeckung eines solchen Mittels ansehnliche Preise gesetzt. Man hat dazu die Magnetnadel und deren Abweichung in Vorschlag gebracht. Allein, alle andere Schwierigkeiten abgerechnet, steht der Anwendung derselben die große Ungewißheit entgegen, in welcher sich noch jetzt die Theorie dieses Phänomens befindet. Einen größern Nutzen gewähren die Längenuhren oder Zeitmesser (Chronometer), deren man sich jetzt zu jenem Endzwecke bedient. Ist z. B. eine solche Uhr in London nach der Sonne gestellt, und vergleicht man dann die Zeit der Uhr mit derjenigen, welche es auf dem Meere ist; so wird der Unterschied der Zeit, in welcher jene Himmelserscheinungen sich auf dem Meere ereignen, in Vergleichung mit der Zeit, in welcher sie zu London eintreffen, und welche letztere man natürlich schon vorher kennt, die Länge des Orts angeben. Soll nun aber das Mittel, durch Uhren die Meereslänge zu erfahren, einigermaßen Genüge leisten, so begreift man leicht, daß die Uhren selbst zu einem höhern Grade von Vollkommenheit gebracht werden müssen, als es bisher der Fall gewesen ist. In unsern Zeiten sind nun auch wirklich mehrere Künstler ungemein weit in Bearbeitung derselben gekommen. Insbesondere hat Thomas Mudge eine dergleichen verfertigt, welche nach einer Ueberfahrt von vier Wochen die Länge von St. John bis auf 6 Secunden und nach einer stürmischen Rückreise bis auf 9 Secunden angab. Außerdem aber, daß nicht ein jedes Schiff eine solche Uhr besitzt; so können auch bei den besten Instrumenten dieser Art so vielerlei Unfälle eintreten, und unvermerkt so viele Fehler einschleichen, daß man dadurch zu großen Irrthümern verleitet werden kann. Aus diesem Grunde bleiben die Himmelsbewegungen immer noch die unentbehrlichsten Hülfsmittel zur Bestimmung der Meereslängen. Da nun aber die Verfinsterungen und Bedeckungen u. s. w. so selten und schwer zu beobachten sind; so hat man die Distanzen des Mondes von der Sonne oder von andern bekannten Fixsternen zur Bestimmung der Länge vorgeschlagen. Diese können nämlich in den meisten Nächten gemessen werden. Nur wird dazu erfodert, daß man mit dem Mon-

deslaufe vollkommen bekannt ist. Die mühsamen und schwierigen Berechnungen, welche dabei vorfallen, können nach den bekannten vortrefflichen Mondestafeln von Tobias Mayer, Shepher und Margett auch selbst von ungelehrten Seefahrern sehr leicht bewerkstelligt werden. In der Astronomie ist Länge eines Gestirns sein Abstand von dem Anfange des Widders.

Lange (Joseph), einer derjenigen deutschen Schauspieler höhern Ranges, deren Ruf gleich denen Garriks und Lekains bei den Engländern und Franzosen, auf die Nachwelt übergehen und welche in der Geschichte der dramatischen Kunst der Deutschen, einen festen Platz einnehmen werden. Er ward geboren am 1. April 1751 in Würzburg, wo sein Vater die Stelle eines Legationssecretärs beim fränkischen Kreise bekleidete. Er zeigte als Knabe eine vorherrschende Neigung für die Malerei, und nach dem Tode seines Vaters unterstützte ihn in der Pflege seines Talents der Canzler Reiwald in Würzburg. Als dieser starb, ging Lange nach Wien, um hier sein schon ziemlich entwickeltes Talent auszubilden. Er fand in Wien einen älteren Bruder in einer angesehenen Familie als Privatsecretär angestellt. Beide vereinigten bald auch innige Freundschaft und gleiche Liebe für deutsche Theater, für welches in jener Zeit in Wien eben die Morgenröthe anbrach. Einige andere junge Leute von Talent und Liebe für die dramatische Kunst, vereinigten sich mit unsern beiden Lange's zu einem Liebhabertheater. Hofrath von Sonnenfels erhielt davon Kenntniß. Er ladet die Lange's zu sich ein, veranlaßt sie zur Aufführung eines kleinen Stücks in seinem Hause und bestimmte sie, sich ganz der Bühne zu widmen. Der ältere Bruder starb bald; aber der jüngere schwang sich durch sein Talent und durch Studium zum großen Künstler empor und wurde er nicht bloß Liebling des wiener Publikums für eine Zeit lang, sondern für immer. Noch jetzt (1817) wo er bereits durch sein Alter in den Ruhestand getreten, wird er oft veranlaßt, die Bühne in Gastrollen zu betreten, die ihm jedesmal einen großen Triumph bereiten. Lange neigt sich übrigens der französ. Darstellungskunst an. Er möchte mit Brirard aus der ältern, und mit Damas aus der jetzigen Zeit der pariser Bühnen können verglichen werden. Seine Malerstudien vernachlässigte Lange nicht und man hat selbst große sehr geschätzte Bilder von ihm, sogar Altarblätter, wie das in der nikolsburger Kirche.

Langsdorf, Georg von, gegenwärtig russischer Oberconsul in Brasilien, Sohn des Vicekanzlers von Langsdorf in Heidelberg, verdient hier vorzüglich als der Begleiter Krusenstern's auf dessen Reise um die Welt, eine kleine Notiz. Er ist 1774 geboren. In Buchsweiler erhielt er seine erste Erziehung, und in Göttingen vollendete er seine akademische Laufbahn. Er wurde Doctor der Medicin und begleitete 1797 den Prinzen Christian von Waldeck, als Leibarzt, nach Lissabon. Nach dem Tode des Fürsten ging er über England und Frankreich nach Deutschland zurück. Hier kam ihm jetzt die Nachricht von der krusensternschen Unternehmung zu. Sein Wunsch, eine größere Reise bloß in naturhistorischer Hinsicht zu unternehmen, wurde dadurch aufs lebhafteste erregt. Er wendete sich deßhalb nach Petersburg, sein Antrag ward aber abgelehnt, weil die Zeit zu kurz sey, da die Schiffe mit erstem Winde absegeln würden, auch D. Tilesius schon als Naturforscher für die Expedition ernannt sey. An dem Tage, wo Langsdorf diese Nachricht, in Göttingen, erhielt, (18ten Aug. 1803) reisete er aber, um das Aeußerste bei Krusenstern selbst zu versuchen,

nach Copenhagen, wo die Nadeshda und Newa (Namen der beiden zur Expedition bestimmten Schiffe) sich, wie er mit erfahren hatte, acht Tage lang aufhalten würden, ab, und war so glücklich, mit Krusenstern hier gleich zusammenzutreffen, der eben mit beiden Schiffen eingetroffen war, und den nach Japan bestimmten Gesandten Resanof, den eigentlichen Chef der Expedition, zu bewegen, Theilnehmer der Reise werden zu dürfen. Ueber das Weitere, die merkwürdige Reise betreffend, verweisen wir auf den Art. Krusenstern in diesem Bande. Langsdorf verließ 1805 in Kamtschatka die Expedition und endigte seine Reise von den Aleuten und Amerika aus, zu Lande durch Sibirien. Die Beschreibung derselben ist in 2 Quartbänden 1812 in Frankfurt bei Wilmans erschienen, und muß hier auch der schönen und sorgfältigen Ausführung derselben, von Seiten des Verlegers, rühmliche Erwähnung geschehen. Die ordinäre Ausgabe in 8. ist dagegen sehr durch Druckfehler entstellt.

Lanjuinais. In der ganzen Revolutionsgeschichte Frankreichs zu bleibend merkwürdig und eingreifend, um hier können übergangen zu werden. Er ist in Rennes in der Bretagne 1754 geboren und war vor der Revolution Advocat. 1789 zum Deputirten bei der constituirenden Versammlung erwählt, gründete er hier den Clubb der Bretagner, aus dem der der Jacobiner hervorging. Er zeigt sich bei allen Gelegenheiten als einen der eifrigsten Vertheidiger der Volksrechte, ging aber späterhin, als die Revolution ihren scheußlichen Charakter annahm, zu weit gemäßigtern Gesinnungen über, die er im Prozesse Ludwig XVI. vorzüglich mit großer Kraft geltend zu machen suchte. Er wurde in die Proscription der Girondisten verwickelt, entging aber dem Mordbeile durch die Flucht, und er war glücklich genug, sich bis zum Jahre 1795, wo er nach Robespierre's Sturze in den Convent zurückgerufen wurde, verbergen zu können. Nach der neuen Verfassung, welche ein Directorium, den Rath der 500 und einen Rath der Alten constituirte, trat er in diesen, und nach dem 18ten Brumaire in den Senat conservateur. Er zeigte sich in all' diesen Posten als einen eifrigen Freund der Freiheit und der ewig wahren Grundsätze der Moral und der Gerechtigkeit. Er war es häufig allein, der sich im Senate den ewig weiter schreitenden Anmaßungen Napoleon's aufs kräftigste widersetzte. Er war nach der ersten Einnahme von Paris Mitglied der Specialcommission, welche auf die Absetzung Napoleons antrug. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. 1815 wurde er in die neue durch Napoleon zusammengerufene Deputirtenkammer gewählt und von derselben fast einstimmig zum Präsidenten ernannt. Er betrug sich auf diesem durch die critischen Verhältnisse höchst wichtigen Posten mit eben so vieler Mäßigung und Verstand als ächter Vaterlandsliebe. Nach der zweiten Rückkehr Ludwigs trat er wieder in die Kammer der Pairs, in der er sich mit gleichem Eifer dem Ultraroyalismus widersetzte, mit welchem er früher alle demokratischen und anarchischen Maßregeln bekämpfte. Lanjuinais gehört in jedem Betracht zu den achtbarsten franz. Staatsmännern.

Lannes, Herzog von Montebello, französischer Marschall, ward zu Lectoure im Departement du Gers im südlichen Frankreich 1771 geboren. Für die Wissenschaften erzogen, wollte er sich den juristischen Studien widmen, als der ausbrechende Revolutionskrieg die Söhne des Vaterlandes zur Vertheidigung aufrief. Vom Sergeant-Major bei der Pyreneenarmee stieg er bald bis zum Divisionsadjutanten bei

der pariser Nationalgarde. Ungeachtet seiner bewiesenen Tapferkeit ward er nach einiger Zeit entlassen, eilte aber kurz darauf als Freiwilliger nach Italien, wo er dem Obergeneral Bonaparte vorgestellt wurde, der ihn bald schätzen lernte. Als Adjutant bei dem General Bonel angestellt, zeichnete sich Lannes in der Schlacht von Millesimo (1796) so vortheilhaft aus, daß er zum Brigadechef ernannt wurde. Nach mehreren Beweisen seiner Tapferkeit trug er auch in der Schlacht bei Lodi Vieles zum Siege bei. Nachdem er darauf in Vereinigung mit mehrern Generalen Pavia, welches einen Aufstand erregt, mit Sturm genommen hatte, ward er zum Brigadegeneral ernannt. Mit 600 Grenadieren nahm er, bei der Belagerung von Mantua, die Vorstadt St. Georg ein und bemächtigte sich mit dem Bayonette des daneben gelegenen Brückenkopfs. In der Schlacht von Arcole stürzte er sich, hart verwundet, wiederholt ins Schlachtgetümmel, und erwarb sich dadurch die Freundschaft Napoleons, dessen unzertrennlicher Gefährte er von nun an ward. In der Folge marschirte er mit seiner Brigade nach Rom, wo er, nach geschlossenem Frieden, vom Papste mit Auszeichnung empfangen wurde. Vom Directorium zum Divisionsgeneral erhoben, folgte er Bonaparte nach Aegypten, wo er die ausgezeichnetsten Dienste leistete, und besonders die Redoute von Abukir erstürmte, wodurch diese Stadt in die Gewalt der Franzosen gerieth. Da er in Aegypten mehrmals verwundet war, so mußte er, bei seiner Rückkehr nach Paris im Herbste 1799 noch auf Krücken gehen. Am 9ten und 10ten Nov., als an den merkwürdigen Tagen des Sturzes der Directoren, commandirte er anfangs in den Tuillerien und nachher vor dem Saale des Raths der Alten, zähmte die Jacobiner im südlichen Frankreich, namentlich zu Toulouse, und ward im nächsten Frühjahre zum Befehlshaber und Inspector der Consulargarde ernannt. Als Commandant der Avantgarde des Heers, welches Bonaparte gegen Oesterreich führte, errang er schnelle Vortheile; besonders zeichnete er sich in der Schlacht von Marengo aus, wofür ihm von der Regierung ein Ehrensäbel mit einer Einschrift gegeben wurde. Nach dem Frieden wurde Lannes im Nov. 1801 als Gesandter nach Lissabon geschickt, kehrte jedoch 1805 bei dem Wiederausbruche des Krieges gegen Oesterreich und Rußland auf den Kriegsschauplatz zurück, nachdem er bereits in Lissabon (1804) zum Marschall des Reichs, Großkreuz und Chef der neunten Cohorte der Ehrenlegion ernannt worden war. In der Schlacht bei Austerlitz am 2ten Dec. 1805 erhielt er den Oberbefehl über den linken Flügel. Der französisch-preußische Krieg eröffnete ihm im Herbste 1806 ein neues Feld rühmlicher Thätigkeit. Er war es, der in Vereinigung mit Augereau am 10ten October bei Saalfeld durch Vernichtung des linken preußischen Flügels unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen den ersten Grund zu dem Siege über die preußischen Waffen legte. In der Schlacht bei Jena am 14ten Oct. befand er sich mit seinem Corps im Centrum des französischen Heeres, und hier war es, wo der schnell begonnene Kampf auch zu schnellem Siege führte. Er ließ darauf am 25sten Oct. Spandau capituliren, lieferte ein hitziges Treffen bei Pultusk gegen die Russen, focht in der Schlacht bei Eylau, und commandirte in der Schlacht bei Friedland das Centrum der Armee. Nach einem kurzen Aufenthalte auf dem Lande, welches er sehr liebte, rief ihn der Krieg aufs neue ins Feld. Als Herzog von Montebello, zu welchem er bald hierauf erhoben ward, eroberte er das, sich mit Verzweiflung vertheidigende Saragossa durch unter-

irdische Minen am 21sten Febr. 1809. Von Spanien aus folgte er dem Kaiser Napoleon nach Deutschland, stürmte am 23sten April Regensburg und erreichte endlich in der Schlacht von Aspern und Eßlingen am 22sten Mai das Ziel seines thatenreichen Lebens. Er war nur 37 Jahre alt, und hatte zu vierzehn verschiedenen Malen bedeutende Verwundungen erhalten, an deren letztern und gefährlichsten er sein Leben verlor. Eine Kanonenkugel riß ihm ein Bein weg; und einige Tage darauf starb er.

Laokoon, ein Priester Neptuns (nach Andern des Apollo) zu Troja, war nach dem scheinbaren Abzuge der Griechen eben damit beschäftigt, auf einem am Meere errichteten Altare dem Neptun einen Stier zu opfern, als auf einmal von der Insel Tenedos her zwei ungeheure Schlangen über das Meer geschwommen kamen, und sich gegen den Opferaltar hinwälzten. Die erschrockenen Zuschauer fliehen, Laokoon und seine Söhne werden ihr Opfer. Zuerst werden die letztern von ihnen umschlungen, und sie versetzen dem jüngsten tödtliche Bisse; dann ergreifen sie auch den Vater, der seinen Kindern mit einem Pfeile zu Hülfe eilen will, umschlingen mehrere Male seinen Körper und strecken ihre Köpfe hoch über das Haupt des Unglücklichen empor. Er bemüht sich, die Schlangen von sich abzuwehren, und stößt vor Schmerz das schrecklichste Geschrei aus. Darauf entfliehen die beiden Schlangen und eilen zum Tempel der Pallas, wo sie sich zu den Füßen der Göttin lagern und unter ihrem Schilde verstecken. Das Volk sieht darin nur die Strafe dafür, daß Laokoon früher das ihr geweihte hölzerne Bild (das Pferd) entweiht und es mit einem Speere durchbohrt hatte. Dieß die Geschichte des Laokoon, wie sie uns von Virgil (Aen. II., 199) erzählt wird. Andere Schriftsteller (z. B. Hygin) erzählen sie auf eine von dieser verschiedene Weise, obgleich in der Hauptsache übereinstimmend. Laokoon nämlich habe gegen des Apollon Willen die Antiope geheirathet, und dieser ihn auf die erzählte Weise bestraft. Diese Sage ist nun nicht allein durch poetische Bearbeitungen aller Art (auch Sophokles bearbeitete sie zu einer Tragödie) verherrlicht worden, sondern gab auch zu einem Werke der bildenden Kunst Veranlassung, welches uns noch aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Dieß ist die berühmte Gruppe des Laokoon, welche im Jahre 1506 beim Nachgraben in einem Weingarten (in den Bädern des Titus) gefunden und dem Papste Julius II. für eine jährliche Pension überlassen wurde, der sie darauf im Belvedere aufstellen ließ. Sie kam darauf ins Museum Napoleon. Dieß Werk ist vollkommen gut erhalten worden, obgleich ihm der rechte Arm fehlte, welcher von einem geschickten Schüler des Michel Angelo ergänzt wurde. Von den berühmtesten Urtheilen, welche über dieß Kunstwerk von Lessing, Heyne, Hirt, Meyer u. a. gefällt worden sind, wollen wir hier nur dasjenige zusammenstellen, was von Heyne in seinen antiquarischen Aufsätzen, und in den göthischen Propyläen darüber gesagt worden ist. Die Gruppe des Laokoon erfüllt, nach der Meinung dieser Schriftsteller, alle Bedingungen, die man von einem vollkommenen Kunstwerke fodert: richtige Kenntniß des menschlichen Körpers, Charakter, Idealität, Anmuth u. s. w. Alle dazu gehörigen Figuren sind nackend vorgestellt. Der Zustand der Figuren ist folgender: Laokoon selbst hat die eine Schlange mit beiden Händen angefaßt, mit dem ausgestreckten rechten Arme den untern und mit der linken Hand den obern Theil, indem eben die Schlange ihren Zahn über die Hälfte einsetzt. Der Kopf dieser Schlange an der Gruppe

wie sie jetzt vorhanden, ist restaurirt und zwar nicht ganz glücklich, indem die Stelle des eigentlichen Bisses nicht recht angegeben ist; aber es haben sich noch die Reste der beiden Kinnladen in dem hintern Theile der Statüe erhalten, so, daß uns über die Absicht des alten Künstlers keine Zweifel übrig bleiben. Außerdem leidet Laokoon noch eine Beklemmung durch eine neue Umwickelung am dicken Beine und am untern Arme. Der Hauptausdruck bei ihm ist augenblickliches Gefühl der Wunde. Die Schlange hat nicht gebissen, sondern sie beißt vielmehr jetzt noch und zwar an den empfindlichsten Theilen des Körpers, wo schon der geringste Kitzel eine ähnliche Bewegung hervorbringt, wie wir sie hier sehen. Der Körper entweicht auf die entgegengesetzte Seite, der Leib zieht sich ein, die Schulter drängt sich herunter, die Brust tritt hervor, der Kopf senkt sich nach der berührten Seite. Außer dem leidenden Ausdrucke des Schmerzes sieht man bei ihm auch das thätige Bestreben, sich von dem furchtbaren Feinde loszumachen, und sich und seine Kinder mit Gewalt zu befreien. Er preßt die Schlange, und eben dadurch gereizt, beißt sie. In den ringenden Armen und den von der Schlange noch umwundenen Füßen zeigt sich der Ueberrest der vorhergehenden Situation, wo die Schlange sich um den Unglücklichen wand, und er sie mit den Händen faßte, und so entsteht eine Zusammenwirkung von Streben und Fliehen, von Wirken und Leiden, von Anstrengen und Nachgeben, die vielleicht unter keiner andern Bedingung möglich wäre. Zugleich sind, außer dem körperlichen Schmerze, die geistigen Leiden des Mannes auf der höchsten Stufe vorgestellt. Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung sind nicht weniger, als der körperliche Schmerz kennbar ausgedrückt. Von den Söhnen ist der jüngste an Füßen und Armen von der andern Schlange umwunden; besonders ist ihm die Brust zusammengeschnürt. Durch die Bewegung des rechten Arms sucht er sich Luft zu machen; mit der linken Hand drängt er sanft den Kopf der Schlange zurück, um sie abzuhalten, daß sie nicht noch einen Ring um die Brust ziehe. Sie ist im Begriff, unter der Hand wegzuschlüpfen; keineswegs aber beißt sie, wie man sonst geglaubt hat. Er strebt ohnmächtig und ist geängstigt, aber noch nicht verletzt. Der älteste Sohn ist am leichtesten verstrickt, indem ihm die Schlange nur den rechten, gegen den Vater ausgestreckten Arm und der hintere Theil der andern sein linkes Bein umwindet. Er fühlt weder Beklemmung, noch Schmerz, erschrickt aber über die augenblickliche Verwundung seines Vaters und schreit auf, indem er die Schlange von dem linken Fuße abzustreifen sucht. Die Wirkungen der Schlange sind stufenweise angegeben: die eine umschlingt nur, die andere wird gereizt und verletzt ihren Gegner. Eben so ist die Bedeutung der drei Personen dieser Gruppe sehr weise abgestuft: Laokoon ist ein starker, wohlgebauter Mann, aber schon über die Jahre der Energie hinaus, weniger fähig, Schmerz und Leiden zu widerstehen. Einen rüstigen Jüngling an seine Stelle gedacht, und die Gruppe würde ihren ganzen Werth verlieren. Die beiden mit ihm leidenden Knaben sind auch dem Maße nach gegen den Vater klein gehalten, um diesen, als Hauptgegenstand der Gruppe, desto mehr auszuzeichnen. Der älteste, am wenigsten verstrickte Sohn ist zugleich auch der Beobachter, Zeuge und Theilnehmer bei der That, und so erhält das Werk die vollkommenste Abgeschlossenheit. Es ist nicht zu leugnen, daß der gewählte Gegenstand an sich selbst einer der glücklichsten für die bildende Kunst ist, weil es nichts Ausdrucksvolleres geben kann, als Menschen mit gefähr-

lichen Thieren im Kampfe, und zwar mit Thieren, die nicht als Massen und Gewalten, sondern als einzelne, vertheilte Kräfte wirken, und die daher nicht einen zusammengefaßten, auf einen Punkt vereinten, sondern einen vertheilten Widerstand fodern und vermöge ihres Baues fähig sind, drei Menschen, mehr oder weniger, ohne Verletzung in einen Zustand der Lähmung zu versetzen. Eben durch dieses Mittel der Lähmung wird über das Ganze, ungeachtet der großen Bewegung, eine gewisse Ruhe und Einheit verbreitet. Aber so wie nun der Gegenstand an sich selbst sehr gewählt ist, so konnte der Moment der ganzen Gruppe ebenfalls nicht glücklicher seyn. Dieser ist gesteigert: der eine Körper wird durch Umwindung wehrlos gemacht; der andere ist zwar wehrhaft, aber verletzt, und dem dritten bleibt noch Hoffnung zur Flucht übrig. Im ersten Falle ist der jüngere Sohn, im zweiten der Vater, und im dritten der ältere Sohn. In Rücksicht des gewählten Moments ist auch noch zu bemerken, daß, wenn ein Werk der bildenden Kunst sich merklich vor dem Auge bewegen soll, ein vorübergehender Moment gewählt werden, und jeder Theil vor und nachher eine andere Lage haben muß. Dieses Erfoderniß erfüllt Laokoon vollkommen. Wenn man sich dieß recht anschaulich machen will, so stelle man sich in gehöriger Entfernung mit verschlossenen Augen vor das Werk, öffne sie und schließe sie sogleich wieder. Dann wird man den ganzen Marmor in Bewegung erblicken und fürchten, bei Wiedereröffnung der Augen die ganze Gruppe verändert zu finden. Dieselbe Wirkung entsteht, wenn man sie des Nachts bei Fackelschein betrachtet. Aber auch die mechanischen Vollkommenheiten dieses Werks setzen den Kenner in Erstaunen: die vollkommene Richtigkeit der Zeichnung, die schönen, genauen, sanften, fließenden Umrisse der Körper, die höchste anatomische Kenntniß, das Spiel der Muskeln, die Wirkung des körperlichen Schmerzes auf alle Glieder. Hierzu kommt noch die meisterhafte Ausführung des Ganzen, die Behandlung des Marmors und das ganze Mechanische der Bearbeitung, welches Alles nur ein Künstler von Profession einzusehen im Stande ist. Alle Figuren sind, ungeachtet des heftigen Schmerzes, Ideale der schönen Natur, ohne daß jedoch dadurch der Ausdruck dieses Schmerzes und die Folgen vom Drucke der Schlangen unterdrückt sind. Verfertigt wurde dieses Werk, wie man nach Plinius annimmt, aus einem einzigen Steine von den Bildhauern A g e s a n d e r, P o l y d o r u s und A t h e n o d o r u s, alle drei aus Rhodus gebürtig, von denen die beiden Letztern wahrscheinlich die Söhne des Erstern gewesen sind. Ueber das Zeitalter, worin das Werk verfertigt worden, ist bisher noch Zweifel gewesen: Maffei setzt es in die achtundachtzigste Olympiade, oder in die ersten Jahre des peloponnesischen Krieges; Winkelmann in das Zeitalter Lysipps und Alexanders, und Lessing macht es wahrscheinlich, daß jene drei Künstler unter den ersten Kaisern gelebt haben. Aber man muß billig sogar zweifeln, ob die Statüe, von der Plinius mit so enthusiastischem Lobe spricht, eine und eben dieselbe mit derjenigen sey, welche wir jetzt besitzen. Plinius sagt von der seinigen, daß sie aus einem einzigen Stücke gearbeitet gewesen; die unsrige hingegen ist, nach der Bemerkung verständiger Beobachter, aus mehreren Blöcken zusammengesetzt, obgleich die Fugen sehr künstlich versteckt sind. Man kann dieß freilich auch so erklären, daß die Fugen, da zu Plinius Zeiten die Gruppe noch gar nichts gelitten hatte, so künstlich versteckt und verkleidet seyn konnten, daß auch der geübteste Beobachter glauben mußte, sie sey aus einem einzigen Steine verfertigt gewesen.

Sind doch selbst jetzt noch die Fugen nur dem geübten Auge sichtbar. Ein anderer, weit wichtigerer Grund gegen die Meinung, daß Plinius Laokoon und der unsrige ein und dasselbe Werk sey, ist jedoch, daß man, verschiedenen Nachrichten zufolge, Bruchstücke von einem andern Laokoon gefunden hat, der ebenfalls in Rom gewesen seyn muß. Da aber diese Bruchstücke jetzt gänzlich verschwunden sind, so läßt sich daraus weder für noch gegen jene Meinung etwas herleiten. Man hat von Laokoon verschiedene Copien neuerer Künstler, unter andern eine von Bacio Bandinelli um 1525, die zu Florenz in der mediceischen Galerie aufgestellt ist; ferner eine andere, von Bronze gegossen, nach einem Modell von Jacopo Tatti oder Sansovino, der ebenfalls im Anfange des 16ten Jahrhunderts lebte. Diese Copie kam nach Frankreich. Die Gruppe des Laokoon selbst steht auf einem ungefähr mannshohen Piedestal. Diese Aufstellung scheint zu niedrig zu seyn, da die Hauptfigur über Lebensgröße hat. Wahrscheinlich hatte dieses Werk ehemals eine höhere und vortheilhaftere Stellung. Uebrigens veranlaßte dieses Werk auch eine interessante Vergleichung der Poesie und bildenden Kunst in der Bearbeitung eines und desselben Stoffes. Hierauf bezieht sich Lessings berühmte Schrift: Laokoon, oder über die Gränzen der Malerei und Poesie.

Laperouse, Lapeyrouse, s. Perouse.

Lapidarschrift ist eine solche, welche gewöhnlich auf steinernen Denkmälern gebraucht wird. Da diese Schrift, wegen der Beschränktheit des Raumes, immer sehr kurz und gedrängt seyn muß; so ist darum auch der sogenannte Lapidarstyl als ein Muster von bündiger Schreibart betrachtet worden. Die Lapidarschrift hat übrigens ihre eigenen Regeln für die Absetzung der Reihen.

Lapide, Hippolytus a, s. Hippolytus.

Lapis Lazuli (Lasurstein) wird gewöhnlich zu dem Kieselgeschlechte gerechnet. Sein deutscher Name ist persisch und bedeutet blau. Er ist von schöner, himmelblauer Farbe, welche von den, ihm beigemischten Eisentheilen herrührt, durchsichtig, auf dem Bruche matt und fast erdig, und mit Punkten von Schwefelkies versehen. Er ist stets ungeformt und enthält Kieselerde (von dieser am meisten), Thonerde, kohlensaure und schwefelsaure Kalkerde oder Gyps, Wasser und Eisenkalk. Er bricht im südlichen Sibirien am mittäglichen Ende des Baikal, und in der Bucharei; auch in China, Tibet, Persien und Natolien. Wahrscheinlich ist er der Sapphir der Alten, auf dessen Beschreibung er, aber nicht unser Sapphir, paßt. Er wird zu dem sogenannten Ultramarin, der bekannten kostbaren Malerfarbe, gebraucht, welche die theuerste unter allen ist: denn die Unze wird mit vier Thalern bezahlt. Doch gebraucht man statt deren jetzt die feinste Schmalte, welche deren Stelle fast vertritt. Es gibt auch einen unächten Lasurstein (armenischer Stein), der aber im Feuer die Farbe verliert, am Stahle keinen Funken von sich gibt und sich nicht poliren läßt. Er wird zum Bergblau gebraucht, und ziemlich häufig in Armenien gefunden.

Laplace, oder La Place, einer der berühmtesten jetzt lebenden Mathematiker und Astronomen, ist bei Beaumont in Auge 1749 geboren, und lehrte einige Zeit an der dortigen Militärschule die Mathematik. Später begab er sich nach Paris und widmete seine Thätigkeit der Astronomie, und der mathematischen Geographie, die von ihm bedeutend erweitert wurden. So wandte er das Gesetz Newtons, nach welchem die Weltkörper auf einander wirken, und durch dieses

Wirken gegenseitig gewisse Abweichungen in ihren Bahnen veranlassen, auf die Astronomie an, und gab die Formel, nach welcher diese Abweichungen zu berechnen sind. Aber auch der Staat nahm seine Thätigkeit in Anspruch. Von den Consuln nach dem 18ten Brümaire zum Minister des Innern ernannt, ward er bald in diesem Posten von Lucian Bonaparte abgelöset. Im Dec. 1799 trat er in den Erhaltungssenat, ward 1803 zum Vicepräsidenten und im Sept. zum Canzler desselben erwählt, außerdem noch in den Grafenstand erhoben und mit dem großen Bande der Ehrenlegion beschenkt. Ludwig XVIII. nach seiner Thronbesteigung ernannte ihn zum Pair von Frankreich. Von seinen Schriften, die zum Theil in den Memoiren der Akademie zerstreut sind, sind die wichtigsten seine Méchanique céleste, Paris 1799. 2 Vol. 4. übersetzt von J. L. Burckhardt, Berlin 1800 2 Vol. 8. und seine Exposition du Monde, Paris 1796 2 Vol. 8. und 1799. 4. deutsch von J. K. F. Hauff, Frkf. 1797. 2 Vol. 8.

Lappland (Sameland), eine große Landschaft in Europa, gränzt gegen Norden an das Eismeer, gegen Süden an Finnland, gegen Osten an das weiße Meer und gegen Westen an Norwegen. Sie wird eingetheilt: 1) in das dänische (norwegische) Lappland (Finnmarken), 2.) in das russische Finnland und 3) in das schwedische Lappland. Das dänische Lappland wird zu dem norwegischen Stifte Drontheim gerechnet. Das russische Lappland wird in Muremanns-Leporie, in Terskoy-Leporie und Bellamoreskoy-Leporie eingetheilt. Das schwedische Lappland ist größer, als die andern beiden zusammengenommen und wird in sieben Lappmarken eingetheilt: a) Jäneslands-Lappmark, b) Angersmannsland- (Aseln-) Lappmark, c) Umeo-Lappmark, d) Piteo-Lappmark, e) Luleo-Lappmark, f) Torneo-Lappmark und g) Kemi-Lappmark. Das ganze schwedische Lappland hat keine Städte, sondern nur 31 Dorfschaften oder Flecken mit ungefähr 8000 Einwohnern. In diesen Dörfern befinden sich 11 Kirchen, welche nur aus Balken und Brettern zusammengefügt sind. Man findet im Lande Eisen, Blei, Kupfer, Crystall, Magnete, Quecksilber, Zinnober und andere Mineralien. Es hat viele Felsen und Berge, ist überaus kalt, hat schöne Zobel, Hermeline, Marder und anderes kostbares Pelzwerk. Die Einwohner sind finnischer Abkunft, und theilen sich in Gebirg- und Seelappen. Jene, die von ihren Rennthieren leben, sind reicher; diese hingegen genießen meistens nichts als Fische. Sie sind verzagt, von mittler Größe und mehrentheils bräunlich. Ihre Kleidung ist grobes Tuch und Pelzwerk; ihr größter Reichthum besteht in Rennthieren. Ob man gleich Kirchen und Schulen errichtet und verschiedene Bücher in lappländischer Sprache hat drucken lassen; so bleiben die Einwohner doch noch hin und wieder der Abgötterei zugethan. Im Sommer sind die Tage so lang, daß auch in der Nacht die Sonne nicht untergeht, im Winter hingegen sehr kurz. Dann werden die Nächte aber theils vom Schnee, vom Monde und von den Sternen theils von dem sogenannten Nordlichte so sehr erleuchtet, daß man ohne Licht sehen kann.

Laren (Lares), Kinder der Lara (Larunda) und des Mercur, hießen bei den Römern zunächst die Schutzgötter der Familien. Ursprünglich scheinen diese unter Laren dasselbe verstanden zu haben, was die Griechen Heroen nannten, d. h., vergötterte Menschen, die Manen verstorbener, frommer Freunde und Verwandten. Man kann sie überhaupt unter die Genien rechnen. Außer ihrer besondern Bestimmung als Familiengötter, standen sie auch den Straßen, Wegen, Feldern,

ja wol ganzen Städten u. s. w. vor. Man hatte daher Lares viales, compitales, publici, domestici, praestites, familiares, militares, marini, rustici u. a. m. Sie waren erblich, so, daß jede Familie die ihrigen stets behielt. Man bildete sie in Knabengestalt von Wachs, mit einem Hundefelle umhangen, ab, und stellte sie so um den Heerd des Hauses her, weßwegen sie auch genii focorum und dii laterini (weil die Heerde von Ziegeln gemauert waren) hießen. Mit den Penaten wurden sie häufig verwechselt, waren aber dadurch von diesen verschieden, daß die Laren menschlichen, die Penaten hingegen göttlichen Ursprungs waren, und das letztere bloß in dem innersten Theile des Hauses verehrt wurden, die Laren aber auch, wie schon oben angemerkt worden, auf öffentlicher Straße u. s. w. aufgestellt waren. Die Hauscapellen, in welchen man ihnen opferte, hießen Lararia. Die Laren, welche oft, zum Zeichen ihrer schützenden Macht, einen Hund neben sich hatten, wurden sehr sorgfältig von den Römern verehrt. Täglich goß man etwas Wein vor ihnen aus, zündete Weihrauch an, und verbrannte einiges Getreide vor ihnen. Auch von den Speisen setzte man ihnen in einer hölzernen Schüssel (patella) etwas auf den Heerd und verbrannte es. Am ersten Mai steckte man vor ihnen frische Blumenkränze auf; auch hing man ihnen zu Ehren in dem, ihnen heiligen Camin einen größern Kranz auf. Auch an andern Festtagen, bei Hochzeitfesten u. s. w. zierte man sie mit Kränzen von Blumen und opferte ihnen mehr Weihrauch als gewöhnlich. Man brachte ihnen die Erstlinge der Früchte, dann und wann ein Schwein, Lamm oder Kalb, und zu gewissen Zeiten auch Honig, Kuchen und Weintrauben dar. Kam der Hausvater von einer Reise zurück; so begrüßte er zuerst die Laren und opferte ihnen. Wer ein neues Haus bezog, nahm sie mit und brachte ihnen alsdann ein Opfer. Ihre öffentlichen Feste hießen Compitalia. Außer den verschiedenen Arten Laren, welche wir bereits oben angeführt haben, gaben es noch Lares hostilii, welchen man opferte, weil man glaubte, daß sie die Feinde abzuhalten vermöchten; Lares grundules, welchen man opferte, weil sie die Fruchtbarkeit der Schweine befördern sollten. Als nämlich die Hirten dem Romulus und Remus die Herrschaft ihres kleinen Staats übergeben hatten, warf eine Sau dreißig Junge auf einmal. Zum Andenken dieses Wunders widmeten sie diesen Laren einen Tempel; endlich waren auch noch Lares querquetulani vorhanden. Nach Einigen sollen dieß Nymphen gewesen seyn, welche die Schutzgöttinnen eines Eichwaldes waren, der sich in alten Zeiten bei der Porta querquetuliana in Rom befand.

Largo (in der Musik) bedeutet die langsamste Bewegung des Tempo's. Ein Stück, welches dieß Zeitmaß zur Ueberschrift hat, muß von kurzer Dauer seyn, weil es nicht wohl möglich ist, den äußersten Grad von Aufmerksamkeit, welcher zu dessen Anhörung erfodert wird, auf längere Zeit auszuhalten. Ein geringerer Grad wird durch Larghetto bezeichnet.

Larive, einer der berühmtesten tragischen Schauspieler der Franzosen, ward zu Decize geboren, und verrieth schon in seiner frühesten Jugend einen Hang zum Außerordentlichen. Kaum neun Jahre alt, entwich er seinen Aeltern und begab sich in ein Mönchskloster in Bourbonnais, um daselbst, nach Erlangung des gesetzlichen Alters, in den Orden von La Trappe aufgenommen zu werden. Von dort wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt, zeigte er, neben

einem ungewöhnlichen Talente zur Nachahmung, eine so große Leidenschaft für theatralische Vorstellungen, daß sich seine Aeltern genöthigt sahen, ihm den Besuch des Theaters zu verbieten, durch welchen Zwang aber jene Leidenschaft nur noch heftiger geweckt ward. Man that ihn nach Paris in eine Pension, welche er jedoch, kaum sechzehn Jahre alt, aus Liebe zu einem jungen Mädchen heimlich verließ, und dieser nach Honfleur folgte. Hier hatte er sich während funfzehn Monate durch Unterricht den nothwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen gesucht, als seine Aeltern den Aufenthaltsort des Sohnes erfuhren, und ihn zur Bestrafung nach Domingo einschiffen ließen. Bei der Ueberfahrt dahin sowol, als während seines vorigen Aufenthalts zu Honfleur, war es, nach seiner eigenen Angabe, wo er an den so verschiedenartigen Menschen, welche ihm zu Gesichte kamen, und an der Aeußerung der Gemüthsbewegungen, welche sie ihm zeigten, die Menschendarstellung zu studiren begann. So gab ihm, wie er ebenfalls berichtet, der heftige Zorn, in welchen er bei einer gewissen Veranlassung auf dem Schiffe gerieth, das wahre Schema für die Darstellung des zornigen Achilles in der Iphigenie, und er behauptet, daß er diese Scene, ohne jene Veranlassung, die Aeußerung des Zorns an sich selbst zu studiren, bei weitem nicht mit solcher Natur und Wahrheit gespielt haben würde. Folgende Anecdote, welche er in seiner Lebensbeschreibung von sich selbst erzählt, mag beweisen, welche Wirkungen die bloße Stimme und der jedesmalige Charakter, der in ihr verborgen zu liegen scheint, hervorzubringen im Stande ist. Eine seiner vorzüglichsten Rollen war bekanntlich Orosman in Voltaire's Zaire. Als er nach der Vorstellung dieser Tragödie einst zu einer Kaufmannsfrau in ein Gewölbe trat, um etwas zu kaufen, gerieth diese Frau bei dem Klange seiner Stimme in die heftigste Wallung, welche nach und nach einen solchen Grad erreichte, daß Larive, der nicht wußte, was er aus der Frau machen sollte, so eben ihr Gewölbe verlassen wollte, als sie ihm beschwor, sich zu nennen, weil seine Stimme einen entsetzlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht habe, und sie sich doch nicht erinnern könne, ihn jemals gesehen zu haben. Larive hatte sich, fast wider seinen Willen, kaum genannt, als ihn die Frau mit heftiger Empfindung in ihre Arme schloß und ausrief: „So sind sie es also, Unglücklicher, der Zairen umgebracht hat!" — Die Art und Weise, wie es Larive'n endlich gelang, seinen Wunsch, Schauspieler zu werden, in Erfüllung zu setzen, wird von ihm folgender Gestalt erzählt. Nach seiner Zurückkunft von St. Domingo hatte er nichts Eiligers zu thun, als sich dem berühmten Lekain vorzustellen, und diesem sein Verlangen zu erkennen zu geben. Lekain, wahrscheinlich nur in der Absicht, sobald als möglich des jungen Menschen wieder los zu werden, hörte eine Rolle von ihm declamiren, und gab ihm dann den zweideutigen Rath, nur so fortzufahren, es werde dann sicher ein großer Schauspieler aus ihm werden. Larive verließ, von dieser Erklärung geschmeichelt, den ersten Helden der tragischen französchen Bühne, ohne daß dieser sich weiter für ihn zu interessiren schien, und ging stehenden Fuß zur Demoiselle Montansier, die wahrscheinlich eine bessere Meinung von seinen Talenten bekam: denn sie engagirte ihn sogleich mit einem jährlichen Gehalte von 1600 Livres bei ihrer Gesellschaft. Da diese damals in Tours spielte, so begab sich Larive zu Fuß dahin. Er gefiel bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne, und sah sich nach zweijähriger Uebung im Stande, auch auf dem Theater der Hauptstadt auftreten zu können. Hier leitete ihn

die berühmte Clairon, und Larive trat daselbst im J. 1770 in der Rolle des Zamor auf. Ob nun gleich sein Debût daselbst nichts weniger als unglücklich ausgefallen war; so kehrte er dennoch nach einigen Monaten in die Provinz zurück, um daselbst zur vollendeten Ausbildung seines Talents mehr Gelegenheit zu haben. Lekain war während der Zeit auf Reisen gewesen, und hatte also nicht Larive zu Paris gesehen. Nachdem nun dieser nach und nach einen bedeutenden Ruf erhalten hatte, rief ihn Lekain selbst nach Paris, ohne im geringsten zu ahnen, daß es jener junge Amerikaner (denn für einen solchen hatte sich Larive damals ausgegeben) sey, der ihm vor mehreren Jahren eine Rolle vordeclamirt habe. Dießmal ward Larive vom pariser Publikum mit Enthusiasmus aufgenommen und bei der französischen Bühne als Stellvertreter Lekain's angestellt. Nun konnte Larive der Begierde nicht länger widerstehen, sich diesem zu erkennen zu geben. Er lud ihn zum Mittagsessen ein und brachte das Gespräch auf jenen jungen Amerikaner. „Ei, sagte Lekain, dessen erinnere ich mich noch recht wohl. Dem Narren sah man es an, daß er, wo nicht aus einer andern Welt, doch wenigstens aus einem andern Welttheile kam. Denn stellen Sie sich vor: er hatte nichts Geringeres im Sinne, als in größter Geschwindigkeit mein Stellvertreter zu werden." Man denke sich Lekain's Bestürzung, als nun Larive, ihm zutrinkend, sagte: „Und doch hat er sein Wort gehalten: dieser Narr von Amerika bin ich." Larive spielte einst mit enthusiastischem Beifalle zu Lyon, als einst wider Vermuthen Lekain daselbst erschien und seine Vorstellungen begann. Anfangs machte man Larive den Antrag, für diese Zeit neben Lekain, also in zweiten Rollen, zu spielen. Nach einiger Weigerung nahm Larive den Vorschlag an; Lekain war aber nicht dazu zu bewegen, die angekündigte Vorstellung, Adelheid von Guesclin, noch einige Tage auszusetzen: Larive mußte also in der Nacht, die der Vorstellung vorausging, die Rolle des Nemours studiren. Die Vorstellung begann, und die gegenseitige Eifersucht brachte eine so bewundernswürdige Nacheiferung und eine so hinreißende Wahrheit in die Darstellung beider, daß das entzückte Publikum, unter Erbietung des doppelten Legegeldes, eine Wiederholung der Vorstellung verlangte, zu welcher aber Lekain auf keine Weise zu bewegen war. Noch in unsern Tagen erinnert man sich zu Lyon des Aufsehens, welches diese merkwürdige Vorstellung damals gemacht hat.

Laroche oder **La Roche**, (Marie Sophie) ward am 6ten Dec. 1730 zu Kaufbeuren geboren, wo ihr Vater, der Arzt Gutermann, damals lebte, sich nachher aber als erster Stadtphysicus nach Augsburg begab. Im achtzehnten Jahre mit dem sächsischen Leibarzt Bianconi verlobt, der viel für ihre Bildung gethan hatte, brach sie mit ihm, weil er sie nur als Katholikin heirathen wollte, und vermählte sich mit dem churtrierschen Canzler und Staatsrath von Laroche, vom welchem sie jedoch, nach einer unglücklichen Ehe von einigen Jahren, wiederum geschieden wurde. Seitdem lebte sie auf Reisen, oder zu Speier, Offenbach, Frankfurt am Main und Schönbeck im Magdeburgischen. Die 1771 (Lpz. 2 Thle. 8.) von Wieland, den sie bereits vor ihrer Verheirathung mit Laroche geliebt hatte, herausgegebene **Geschichte des Fräuleins von Sternheim**, eröffnete ihr die schriftstellerische Laufbahn, welche sie mit **Melusinens Sommerabende** beschloß; eine würdige Laufbahn, auf welcher sie, besonders durch die **Briefe an Rosalie und Lina**, (Altenb.

1779—1781, 3 Thle.) so wie durch ihre moralischen Erzählungen (Speier 1785, 2 Thle.) und andere Schriften, vorzüglich ihrem Geschlechte sehr nützlich geworden ist. In ihren Romanen und Familiengeschichten ahmte sie nebst Hermes die nationalisirte richardsohnsche Manier nach; sie sind durch moralisches Gefühl erwärmend, voller Menschenkenntniß und gehaltener Charaktere, in einer edeln, einfachen und lebhaften Sprache. Wieland blieb ihr steter Freund und Rathgeber bei allen Vorfällen ihres nicht ganz glücklichen Lebens. Sie starb am 18ten Februar 1807 zu Offenbach am Main im sieben und siebzigsten Jahre.

La Roche-Jacquelin (Henri Graf von). Ueber seine beiden Brüder Louis und Auguste und ihre Schwester Lucie s. d. Art. Vendée. Die beiden ersten Brüder fanden ihren Tod auf dem Felde der Ehre, im Kampfe für ihren König: Heinrich (geb. 1772) schon im Jahre 1794, Louis 1815. Auguste und Lucie lebten noch 1817. — Sehr interessante Memoiren über den Vendée-Krieg schrieb die Gemahlin von Henri, und sind solche auszugsweise durch die bran'schen Zeitschriften: Minerva und die Miszellen aus der ausländischen Literatur auch in Deutschland bekannt geworden.

Larva bedeutet ursprünglich ein Schreckbild, ein Gespenst, besonders ein schädliches (den Laren entgegengesetzt); den Larven opferte man am Ende des Februars. Dann bedeutet Larva auch eine Maske oder Larve, d. i. ein nachgeahmtes, inwendig hohles Gesicht, welches man, um sich unkenntlich zu machen, vor das wahre Gesicht befestigt. Diese Masken wurden bei Prozessionen, Einweihungen in die Orgien des Bacchus und besonders auf dem Theater gebraucht. Auf dem letztern entstanden sie zuerst, indem die Schauspieler das mit Weinhefen bemalte Gesicht der Possenreißer, welche das Erndte- und Weinfest verherrlichten, künstlich durch eine eben so gemalte Maske nachzuahmen suchten (s. Masken). Larve (in der Naturgeschichte) ist der Name, welchen alle der Verwandlung unterworfene Insecten in der ersten Lebensperiode, also gleich nach ihrer Entwickelung aus dem Eie, führen. (S. Insecten u. Käfer.)

Las-Cases, gegenwärtig (1817) auf St. Helena als Bonapartes Geheimschreiber und angeblich damit beschäftigt, das Leben und die Feldzüge seines Helden, nach dessen eigenen Angaben zu redigiren. Er ist aus einer ansehnlichen, ursprünglich aus Spanien herstammenden Familie, und war beim Ausbruche der Revolution Marine-Offizier. Er emigrirte nach England und gab hier zuerst unter dem Namen Lesage, einen historischen Atlas heraus, der zwar sehr fehlerhaft, aber dennoch ein schätzbares Werk bleibt, und das auch in seinen mehrfachen Auflagen immer bedeutend verbessert worden ist. Er kehrte nach dem 18ten Brümaire nach Paris zurück, wurde von Bonaparte bemerkt und an sich gezogen und zu ansehnlichen Posten befördert. Er blieb seinem Herrn bei dessen späterm Unglücke unwandelbar treu, und nach Napoleons zweiter Abdication folgte er ihm mit seinem einzigen Sohne nicht bloß nach Rochefort, sondern auch nach St. Helena.

Lascy (Feldmarschall Graf), 1724 aus einem der edeln Geschlechter entsprossen, welche einst Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt waren, diente zuerst als Hauptmann und Volontär in dem Successionskriege der Maria Theresia, und zog durch die ungemeine Thätigkeit, mit welcher er dem Feinde zu schaden bemüht war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, so daß selbst Friedrich der Große einmal sei-

nen Generalen schrieb, sie könnten sich ruhig verhalten, während Lascy in Wien sey, sollten aber um desto aufmerksamer bei seiner Rückkehr seyn, weil er sicher einen neuen Angriffsplan geschmiedet habe. Seinen außerordentlichen Kriegskenntnissen hatte es Lascy zu verdanken, daß er schon im neun und dreißigsten Jahre zum Feldmarschall ernannt wurde. Als solcher entwarf er den Plan, durch dessen Ausführung Friedrich II. in seinem Lager bei Hochkirchen überfallen und geschlagen wurde und 100 Kanonen verlor. Nach dem siebenjährigen Kriege ward er zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt, und brachte in diesen Zweig der öffentlichen Verwaltung eine Einheit, Lebendigkeit und Thätigkeit, von welcher man bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Er war die veranlassende Ursache, daß, wenn auch nicht gleich nach dem siebenjährigen Kriege, doch wenigstens nach dem teschner Frieden zu Pleß, bei Nachod an der schlesischen Gränze, eine Festung angelegt wurde, welche Josephstadt genannt wurde. Im Innern derselben ließ Kaiser Joseph Lascy's Bildniß mit einer passenden Inschrift und ein gleiches im Saale des Hofkriegsraths zu Wien, mit der Inschrift: Qui belli aeque ac pacis artibus peritus, illis vincere, his patriam invictam reddere docuit, aufstellen. Im J. 1788 stellte sich der Feldmarschall Lascy zum letzten Male an die Spitze der österreichischen Armeen, und zwar nicht als Befehlshaber, sondern nur als Lieutenant des Kaisers. Die Eroberung Sabac's war eine Folge seines kräftigen Einwirkens auf die Operation gegen diese Festung. Dieser große Krieger überlebte seinen Kaiser zwölf Jahre, und starb am 30sten November 1801.

Last, als Kornmaß im Norden, enthält ungefähr 60 — $65\frac{1}{2}$ Scheffel. Last bedeutet bei Flößen und Schiffen die Ladung; auch das größte Schiffsgewicht, 30 bis 45 Centner enthaltend, wornach man die Größe und Stärke eines Schiffs berechnet, z. B. ein Schiff von 100 Last d. i. etwa 200 Tonnen, oder 400,000 Pfund; gleichfalls ein anderes Schiffsmaß, nach welchem die Holländer rechnen, und 2 Tonnen (jede zu 2000 Pfund) beträgt. Uebrigens ist die Last in Betreff ihres Gewichts sehr verschieden, und wird beinahe an jedem großen Handelsorte anders berechnet. Lastschiff, ein Schiff, durch welches man Güter und Waaren von einem Orte zum andern führt, auch Truppen übersetzt.

Laster (in der Moral) ist eine Fertigkeit, dem erkannten moralischen Gesetze willkürlich entgegen zu handeln. Der Mensch wird zwar nicht lasterhaft geboren: da er aber auf der einen Seite ein Sinnenwesen ist, so hat er in der ersten Zeit seines Daseyns, wo seine Vernunft noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, einen Trieb, seine sinnlichen Neigungen und Begierden ohne Unterschied zu befriedigen. Seine Triebe sind hier sein einziges Gesetz. Sobald ihm aber in der Folge die Vernunft das Sittengesetz ankündigt, und unbedingt von ihm fodert, alle seine Neigungen diesem Gesetze zu unterwerfen; so entsteht zwischen den Foderungen des Gesetzes und dem Drange der sinnlichen Neigungen ein Kampf. Ist dieser Kampf so heftig, daß der Mensch alle Anfoderungen des Gesetzes von sich zurückweiset, und dieses gegen seine Neigungen nichts ausrichten kann, so kehrt er dadurch die moralische Ordnung um. Im Falle nun durch öftere Wiederholung diese Handlungsweise bei ihm zu einer solchen Fertigkeit wird, daß er sich in allen vorkommenden Fällen nach ihr bestimmt; so wird man ihn mit Recht lasterhaft nennen können. Dasjenige im Menschen, was ihm die pflichtwidrigen Handlungen erleichtert, ihn

dazu reizt, und im Gegentheile die Ausübung pflichtmäßiger Handlungen erschwert, heißt natürliche Anlage zum Laster. So wie es etwas Angebornes in der Tugend gibt, so gibt es auch etwas Angebornes im Laster. Diese Anlage kann von tausend zufälligen Ursachen herrühren, die nicht in der Gewalt des Menschen gestanden haben, und können daher, als solche, und in sofern der Mensch durch seine Willkür zu deren Entstehung nichts beigetragen hat, demselben auch nicht zugerechnet werden. Sie liegen sowol in den natürlichen Erkenntniß- und Begehrungskräften, als in dem Baue des Körpers, in dem Temperamente desselben, in seiner natürlichen Schwäche, im Mangel oder Ueberflusse der Säfte u. s. w. Außer diesen natürlichen Neigungen zum Laster gibt es noch viele andere äußere Veranlassungen zu demselben. Dahin gehören Beispiele, Umgang, Modeton und gegebene Aergernisse. Allein diesen entgegen zu arbeiten, ist der Zweck der Erziehung und Sittenlehre. Und da das moralische Gesetz unbedingt gebietet, die Neigung nur nach Vernunft zu befriedigen, der Mensch aber mit Freiheit begabt ist, das Gesetz zu verwirklichen, so muß es auch in seiner Gewalt stehen, selbst bei vielen Anlagen und Reizen zum Laster tugendhaft zu werden. Pq.

Lasurstein, s. Lapis Lazuli.

Lateiner (Latini), das bekannte uralte Volk, welches die Landschaft Latium in Italien bewohnte, war aus einer Vermischung der Aboriginer mit arcadisch-pelasgischen und trojanischen Abkömmlingen entstanden. Woher der Name Lateiner kommt, ist ungewiß; daß er vom Könige Latinus herstammen soll, ist nicht wahrscheinlich. Als die ältesten Könige der Lateiner werden die fabelhaften Personen Janus, Saturnus, Picus und Faunus angegeben, welche bei ihnen zugleich den Rang der Götter behaupteten. Ursprünglich waren diese Namen vielleicht nichts anders, als Benennungen alter pelasgischer Gottheiten, welche mit den Pelasgiern zu den Aboriginern gekommen waren. Unter Faunus soll Herkules und Evander angekommen seyn, und letzterer die Aboriginer Buchstabenschrift, Musik und andere nützliche Einrichtungen des bürgerlichen Lebens gelehrt haben, auch dem Faunus in der Regierung gefolgt seyn. Etwa sechzig Jahre darnach lebte der König Latinus, zu welchem Aeneas gekommen, nachdem er Troja verlassen hatte, und ihm in der Regierung gefolgt seyn soll. Vom Ascanius, dem Sohne des Aeneas, wurde die Stadt Alba Longa erbaut und zum Sitze der lateinischen Könige gemacht. Von da an wird die Geschichte Latiums, in welchem alle Könige den Beinamen Sylvius führten, bis auf den Zeitpunkt dunkel, wo Romulus und Remus einen neuen Staat gründeten. Eifersucht entzündete nun zwischen den beiden verschwisterten Staaten, dem lateinischen und römischen, einen Krieg, der sich mit Unterjochung der Lateiner und mit der Zerstörung ihrer Hauptstadt endigte. Rom ward die Hauptstadt von ganz Latium, als König Servius die Lateiner durch ein festes Bündniß mit Rom vereinigte. Von diesem Zeitpunkte kann man den Anfang von Roms Größe und Macht rechnen; denn ohne die Tapferkeit und Freundschaft der Lateiner würde Rom wahrscheinlich nie zu dem Gipfel seiner nachmaligen Weltherrschaft emporgestiegen seyn. Tarquinius Superbus suchte dieses Bündniß der Römer mit den Lateinern noch enger zu knüpfen, reizte sie aber, nach seiner Vertreibung, zum Aufstande gegen Rom. Dieser erste Krieg der Römer mit den Lateinern seit dem geschlossenen Bündnisse ward durch die Tapferkeit seiner Dictatoren siegreich für

Rom beendigt, und darauf das alte Bündniß unter beiden Völkern wieder erneuert. Im Jahre Roms 414 entstand jedoch ein neuer und weit gefährlicherer Bruch zwischen ihnen. Die Lateiner singen nämlich einen Krieg mit den Samnitern an, und diese riefen die Römer zu Hülfe. Dadurch entstand eine Zwietracht zwischen Rom und Latium, in welcher letzteres endlich sogar foderte, Rom sollte einen Consul und die Hälfte des Senats aus den Lateinern erwählen. Dieses an sich sehr billige Begehren ward von dem römischen Stolze mit Muth und Entschlossenheit verworfen. In dem nun entstandenen Kriege gegen den tapfersten und furchtbarsten Feind, konnten die Römer nur mit der äußersten Anstrengung den Sieg erfechten; Latium kam nun unter gänzliche Botmäßigkeit der Römer. Späterhin, als die Römer beinahe schon die Herrschaft der Welt erlangt hatten, machten die Lateiner durch ihre Theilnahme an dem Bundesgenossenkriege (im Jahre Roms 663) einen nochmaligen Versuch, ihre Freiheit wieder zu erlangen, welches ihnen wenigstens in sofern gelang, als ihnen von den Römern manche ihrer verlornen Vorrechte wieder eingeräumt wurden. Siehe **Rom**. — Die **lateinische** Sprache ist in Betreff ihres Ursprungs sehr dunkel: der Mangel an schriftlichen Nachrichten, so wie überhaupt der Umstand, daß die frühern Bewohner Roms nicht im Stande waren, über die Abstammung ihrer Sprachen philosophische Untersuchungen anzustellen, machen jeden Ursprung durchaus ungewiß. So viel scheint gewiß zu seyn, daß schon in den ältesten Zeiten eine allgemeine, nur durch Dialecte verschiedene Sprache in Italien geherrscht hat. Ein solcher scheint die lateinische Sprache gewesen zu seyn, die von der dort ebenfalls herrschenden griechischen, welche die eingewanderten griechischen Colonien eingeführt hatten, Regeln und Bildung annahm. Auch bei ihrer nachmaligen Ausdehnung über ganz Italien und über die eroberten Provinzen, blieb die lateinische Sprache immer noch vielen Veränderungen unterworfen, weil es ihr sowol an gelehrten Sprachforschen, als an vaterländischen Schriftstellern fehlte. Größere Ausbildung und Festigkeit, überhaupt eine glänzende Veränderung, erhielt sie, als die Römer mit den Griechen bekannt wurden. Daher verstand man schon zu den Zeiten des Cicero und Quinctilian die alten heiligen Gesänge der Salier nicht mehr. Spuren der lateinischen Sprache findet man noch in den Gesetzen der zwölf Tafeln, in den Fragmenten der ältesten Dichter und selbst in den Komödien des Plautus. Vom zweiten punischen Kriege bis auf den Tod des Augustus rechnet man das **goldne**; von da bis auf den Tod Trajans das **silberne**; bis auf die Zerstörung Roms durch die Gothen das **eherne**, und bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten Jahrhunderte das **eiserne Zeitalter** der lateinischen Sprache.

Lateran hieß ein Platz in Rom, von der altrömischen lateranischen Familie, welcher derselbe mit seinen Gebäuden bis auf die Zeiten Nero's gehörte. Dieser Kaiser ließ den letzten Besitzer, Plautius Lateranus, hinrichten und eignete sich seine Güter zu, wodurch der **lateranische Palast** ein kaiserliches Eigenthum, und von Constantin dem Großen den Päpsten geschenkt wurde, denen er auf 1000 Jahre zum Residenzschlosse diente. Nachdem die Päpste ihre Residenz nach Avignon verlegt hatten und nach Rom wieder zurückkehrten, diente der **Vatikan** zu diesem Behufe. Die von Constantin an diesem Palaste erbaute **Kirche des heil. Johannes vom Lateran** ist die bischöfliche des Papstes, und die Hauptkirche in Rom, daher

die Inschrift über ihrer Hauptthür: omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput; und wird ebenfalls Lateran genannt. Ihr hohes Alterthum, das Andenken von 11 Kirchenversammlungen, die in ihr gehalten worden sind, die seltenen Reliquien, die sie aufbewahrt, und ihr prächtiger Bau machen sie vor andern merkwürdig. An ihrem Portale sieht man den Balcon, von welchem herab der Papst dem Volke den Segen ertheilte. Am Hauptaltare darf nur der Papst Messe lesen; denn in diesem Altare befindet sich ein alter hölzerner, an dem schon der Apostel Petrus Messe gelesen haben soll. In dieser Kirche sah man auch sonst die beiden Stühle von rothem Marmor, welche in der Mitte des Sitzes eine Oeffnung haben, und nach der Sage zur Erforschung des Geschlechts der neuerwählten Päpste gebraucht worden seyn sollen, aber wahrscheinlich in den Bädern des Caracalla, wo man sie vorfand, zu ganz anderm Behufe gedient haben mögen. Noch jetzt nimmt jeder neuerwählte Papst feierlich durch die Cavalcate (eine Procession zu Pferde) von dieser Kirche Besitz. Auf dem Lateransplatze steht übrigens noch in einer Capelle, welche die Scala santa (eine Treppe von 28 Stufen, die aus dem Hause des Pilatus herrühren soll, und auf der die Gläubigen kniend hinaufrutschen), umschließt, und die vom Kaiser Constantin erbaute Capelle St. Giovanni in fonte, deren Kuppel von acht porphyrnen Säulen getragen wird, welche für die schönsten in Rom gelten. E.

Laterne, s. Kuppel.

Latium, die Hauptprovinz des alten Italiens, war der Wohnsitz der Lateiner. Die Gränzen desselben, welche sehr verschieden gewesen zu seyn scheinen, rechnet man gewöhnlich, aber vielleicht noch zu ausgedehnt, von der Tiber bis an das Vorgebirge Circeji (Monte Cirilli). Aber nach Strabo sollen in diesem Raume, außer den Lateinern, noch die Rutuler, Volsker, Herniker und Aequer gewohnt haben. Der eigentliche Umfang Latiums zur Zeit der Erbauung Roms dürfte also höchstens zehn Meilen im Durchschnitte groß, und die wirklichen Gränzen desselben: westwärts die Tiber, nördlich der Anio, östlich der Berg Algidus, und südlich die, hundert sechzig Stadien von Rom gelegene Stadt Ardea gewesen seyn. In der Folge erstreckte sich Latium bis an den Fluß Liris (jetzt Garigliano); die Nord- und Ostgränzen aber blieben die nämlichen. In der ältesten Zeit traf man an der Küste, wenn man von der Tiber ausging, einen starken Lorbeerwald an, der sich bis an die Stadt Laurentum erstreckte. Nicht nur diese hatte davon den Namen, sondern auch die ganze Gegend hieß davon Laurentinus ager und die Einwohner Laurentes. Dieser Wald soll noch zu den Zeiten des Kaisers Commodus gestanden haben. Zwischen der Tiber und der Stadt Laurentum hatte Aeneas sein Lager aufgeschlagen, welches den Namen Troja führte. Oestlich von demselben, vier und zwanzig Stadien von der Tiber, lag die Stadt Laurentum; weiter hin traf man auf den kleinen Fluß Numicus und auf den Quell der Juturna, und noch weiter östlich, eine halbe geographische Meile vom Meere, auf die Stadt Lavinium. Jenseits der Quelle des Numicus und der Juturna befand sich der Berg, auf welchem dreißig Jahre vor der Erbauung von Lavinium die Stadt Alba Longa gegründet wurde. Hinter derselben, gegen die Herniker zu, lag Aricia; weiter oberhalb im äußersten, nordöstlichen Winkel Latiums, die Stadt Präneste; am nördlichen Ende desselben aber die Stadt Tibur, und zwischen diesen beiden

Städten und Rom, Gabii und Tusculum. Alle diese Städte waren Colonien von Alba Longa. Die erste Colonie der Römer unter Ancus Martius war Ostia, unterhalb Rom. Die Flüsse Latiums waren: die Tiber, der Liris, der Anio, Numicus, Ufens, Amasenus und Almo. Der Ufens floß durch die pontinischen Sümpfe. Diese waren schon von den ältesten Zeiten her berühmt und breiteten sich zwischen den Flüssen Ufens und Nymphäus in einem ungeheuern Umfange aus. Außer diesen Sümpfen hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der Lacus Regillus besonders berühmt ist. Die Berge Latiums waren eigentlich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albanische Berg und der Algidus. Latium führt jetzt den Namen Patrimonium Petri (s. d. Art.).

Latôna (bei den Griechen Letho oder dorisch Lato), eine Tochter des Zeus und der Phöbe, nach Andern des Kronos, oder Saturnus, gebar vom Jupiter den Apollo und die Diana. Während ihrer Schwangerschaft ward sie von der Juno aufs heftigste verfolgt. Auf ihren Befehl mußte der schreckliche Drache, Pytho, ihr allenthalben Tod und Verderben drohen, und die Erde, durch einen Eid verpflichtet, durfte ihr keinen Ruheplatz, welchen die Sonne beschiene, zur Niederkunft gewähren. Lange irrte sie unstät und flüchtig auf der Erde herum, bis endlich die Götter sich ihrer erbarmten, und Neptun die Insel Delos aus dem Meere hervorgehen ließ, wo Latôna, ohne daß dadurch jener Eidschwur der Erde verletzt wurde, niederkommen konnte. Auch soll sich Latôna schon vorher in eine Wachtel verwandelt haben, um desto besser verborgen zu bleiben. Nachdem suchte der Riese Tityus sie gewaltsam zur Liebe zu zwingen, ward aber dafür vom Apollo und der Diana getödtet. Nach Einigen soll dieser Riese schon vor ihrer Schwangerschaft vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen worden seyn. Auch verwandelte er einige Bauern Lyciens, die sie auf ihrer Flucht aus Delos, wo sie von der Juno wieder vertrieben worden war, aus einem See nicht wollte trinken lassen, auf ihre Bitte in Frösche. Da sich Niobe, aus Stolz auf ihre vielen Kinder, über Latôna erheben wollte; so erschossen Apollo und Diana die Söhne und Töchter derselben. Latôna wird als eine sanftmüthige, freundliche Göttin in meerfarbenem Gewande geschildert. Sie heilte mit der Diana den verwundeten Aeneas und krönte ihn mit Ruhm. Als Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp floh, trug ihr Latôna die zurückgelassenen Pfeile und Köcher nach. In dem Göttergefechte in dem Kriege zwischen den Griechen und Trojanern, stand sie gegen Mercur, der sie aber unangefochten nach dem Olymp zurückkehren ließ. Als Mutter des Apollo und der Diana wird sie von Einigen zu den höhern Gottheiten gezählt. Oerter ihrer Verehrung waren vorzüglich: Lycien, Delos, Athen und andere Städte Griechenlands. In Creta ward ihr zu Ehren ein besonderes Fest gefeiert, welches Eldysia hieß. Bisweilen nimmt man sie für das Symbol der Nacht, weil die Sonne gleichsam aus der Nacht hervorgeht. Daher wird auch ihr Name von dem griechischen Worte lanthanein (verbergen) hergeleitet.

Lattaignant (Gabriel-Charles, Abbé de) ward zu Paris gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts geboren und von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt. Obgleich in der Folge Canonicus zu Rheims und Parlamentsrath zu Paris, wußte er dennoch mit dem Ernste dieser Würden eine fröhliche Liebenswürdigkeit, einen lebendigen Hang zum Vergnügen, und eine nicht geringe Anlage zur leich-

ten Poesie zu vereinigen. Durch die Leichtigkeit, mit welcher er seine oft sehr gelungenen Lieder und Tischgesänge auf der Stelle zu verfertigen wußte, wurde er als der gesuchteste Gast jedes Festes betrachtet, und somit stand er während dreißig Jahre in dem Rufe, der glücklichste Liederdichter zu seyn. Ob er gleich von Natur keine Anlage zur Satyre hatte; so glaubte er dergleichen doch in einigen Vaudevilles anbringen zu müssen, welche ihm aber, wie man sagt, besonders von Seiten des Grafen Clermont-Tonnere, fühlbare Unannehmlichkeiten zuzogen. Ja, eines Tages trug es sich sogar zu, daß Jemand, der von ihm beleidigt war, sich in der Person irrte, und einem andern Canonicus von Rheims, der Lattaignant ähnlich sah, diejenige Belohnung zutheilte, welche diesem zugedacht war. Lattaignant nannte daher jenen Canonicus fortan seinen Einnehmer. Nachdem er übrigens alle Freuden des Lebens genossen hatte, glaubte er, bei herannahendem Alter, sich der Frömmigkeit widmen zu müssen und begab sich deßhalb in ein Mönchskloster, wo er am 10ten Jan. 1779 starb. Der Zufall wollte, daß die Bekehrung Lattaignants von dem Abbé Gauthier, der auch Voltaire's Beichtvater war, ins Werk gerichtet wurde. Seine Gedichte erschienen in vier Duodezbänden, welchen nach seinem Tode noch seine Lieder und seine hinterlassenen Werke gefolgt sind. Lattaignant hat übrigens, wie bekannt, zu der Person gleiches Namens Anlaß gegeben, welche in dem französischen Vaudeville, Fanchon la vielleuse (Fanchon das Leiermädchen), vorkommt. Auch dem deutschen Publikum ist dieser Charakter aus Kotzebue's Uebersetzung jenes Vaudevilles bekannt.

Latüde (H. Mazers von) wurde im Jahre 1724 zu Montagnac in Languedoc geboren und im 20sten Jahre seines Alters unter Ludwig XV. in die Bastille gesperrt, weil er, wie man sagte, der Pompadour von einem, angeblich gegen ihr Leben angestifteten Complotte, welches aber nicht vorhanden war, eine falsche Anzeige gemacht hatte. Er gedachte nämlich durch diesen erdichteten Eifer die Protection der königlichen Maitresse zu erhalten und zeigte ihr an, sie werde eine mit dem feinsten Gifte angefüllte Schachtel empfangen; doch enthielt diese Schachtel, die er selbst zubereitet hatte, nichts als ein wenig Asche. Ein langes Gefängniß ward die Strafe dieses Betrugs. Mehrere Male suchte er zu entweichen; aber stets dienten diese Versuche nur dazu, ihn nur noch enger einzukerkern. So ward er theils in der Bastille, theils zu Vincennes und im Bicêtre 35 Jahre gefangen gehalten. Als er endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit gesetzt wurde, gab er seine Denkwürdigkeiten heraus, die, außer interessanten Zügen, noch den Beweis liefern, daß von 20 Personen, die unter Ludwig XV. in die Bastille geworfen wurden, stets 19 diese Strafe verdient hatten und nur durch Verwendung ihrer wichtigen Familien den Galgen oder der Galeeren-Strafe entgangen waren. Und doch wurden diese Denkwürdigkeiten in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königliche Familie und gegen die Anhänger derselben. Nachdem die Nationalversammlung dem Latüde 1790 eine Pension bewilligt hatte, diese aber nachher eingezogen worden war, wurden die Erben Amelot's und der Pompadour durch die Gesetze verurtheilt, dem Latüde einen Schadenersatz zu geben. Von ihnen erhielt er einige Meiereien, die ihn bis an sein Ende anständigen Unterhalt verschafften. Die Strickleitern und übrigen Geräthschaften, denen er sich, wie er sagte, mit unglaublicher Geduld und Geschicklichkeit bei seinen Entweichungen bedient hatte, sind lange

Städten und Rom, Gabii und Tusculum. Alle diese Städte waren Colonien von Alba Longa. Die erste Colonie der Römer unter Ancus Martius war Ostia, unterhalb Rom. Die Flüsse Latiums waren: die Tiber, der Liris, der Anio, Numicus, Ufens, Amasenus und Almo. Der Ufens floß durch die pontinischen Sümpfe. Diese waren schon von den ältesten Zeiten her berühmt und breiteten sich zwischen den Flüssen Ufens und Nymphäus in einem ungeheuern Umfange aus. Außer diesen Sümpfen hatte auch Latium noch einige Seen, unter denen der Lacus Regillus besonders berühmt ist. Die Berge Latiums waren eigentlich nur Hügel, einige ausgenommen, z. B. der albanische Berg und der Algidus. Latium führt jetzt den Namen Patrimonium Petri (s. d. Art.).

Latôna (bei den Griechen Letho oder dorisch Lato), eine Tochter des Zeus und der Phöbe, nach Andern des Kronos, oder Saturnus, gebar vom Jupiter den Apollo und die Diana. Während ihrer Schwangerschaft ward sie von der Juno aufs heftigste verfolgt. Auf ihren Befehl mußte der schreckliche Drache, Pytho, ihr allenthalben Tod und Verderben drohen, und die Erde, durch einen Eid verpflichtet, durfte ihr keinen Ruheplatz, welchen die Sonne beschiene, zur Niederkunft gewähren. Lange irrte sie unstät und flüchtig auf der Erde herum, bis endlich die Götter sich ihrer erbarmten, und Neptun die Insel Delos aus dem Meere hervorgehen ließ, wo Latôna, ohne daß dadurch jener Eidschwur der Erde verletzt wurde, niederkommen konnte. Auch soll sich Latôna schon vorher in eine Wachtel verwandelt haben, um desto besser verborgen zu bleiben. Nachdem suchte der Riese Tityus sie gewaltsam zur Liebe zu zwingen, ward aber dafür vom Apollo und der Diana getödtet. Nach Einigen soll dieser Riese schon vor ihrer Schwangerschaft vom Jupiter mit dem Blitze erschlagen worden seyn. Auch verwandelte er einige Bauern Lyciens, die sie auf ihrer Flucht aus Delos, wo sie von der Juno wieder vertrieben worden war, aus einem See nicht wollte trinken lassen, auf ihre Bitte in Frösche. Da sich Niobe, aus Stolz auf ihre vielen Kinder, über Latôna erheben wollte; so erschossen Apollo und Diana die Söhne und Töchter derselben. Latôna wird als eine sanftmüthige, freundliche Göttin in meerfarbenem Gewande geschildert. Sie heilte mit der Diana den verwundeten Aeneas und krönte ihn mit Ruhm. Als Diana, von der Juno gemißhandelt, nach dem Olymp floh, trug ihr Latôna die zurückgelassenen Pfeile und Köcher nach. In dem Göttergefechte in dem Kriege zwischen den Griechen und Trojanern, stand sie gegen Mercur, der sie aber unangefochten nach dem Olymp zurückkehren ließ. Als Mutter des Apollo und der Diana wird sie von Einigen zu den höhern Gottheiten gezählt. Oerter ihrer Verehrung waren vorzüglich: Lycien, Delos, Athen und andere Städte Griechenlands. In Creta ward ihr zu Ehren ein besonderes Fest gefeiert, welches Eldysia hieß. Bisweilen nimmt man sie für das Symbol der Nacht, weil die Sonne gleichsam aus der Nacht hervorgeht. Daher wird auch ihr Name von dem griechischen Worte lanthanein (verbergen) hergeleitet.

Lattaignant (Gabriel=Charles, Abbé de) ward zu Paris gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts geboren und von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt. Obgleich in der Folge Canonicus zu Rheims und Parlamentsrath zu Paris, wußte er dennoch mit dem Ernste dieser Würden eine fröhliche Liebenswürdigkeit, einen lebendigen Hang zum Vergnügen, und eine nicht geringe Anlage zur leich-

tern Poesie zu vereinigen. Durch die Leichtigkeit, mit welcher er seine oft sehr gelungenen Lieder und Tischgesänge auf der Stelle zu verfertigen wußte, wurde er als der gesuchteste Gast jedes Festes betrachtet, und somit stand er während dreißig Jahre in dem Rufe, der glücklichste Liederdichter zu seyn. Ob er gleich von Natur keine Anlage zur Satyre hatte; so glaubte er dergleichen doch in einigen Vaudevilles anbringen zu müssen, welche ihm aber, wie man sagt, besonders von Seiten des Grafen Clermont-Tannere, fühlbare Unannehmlichkeiten zuzogen. Ja, eines Tages trug es sich sogar zu, daß Jemand, der von ihm beleidigt war, sich in der Person irrte, und einem andern Canonicus von Rheims, der Lattaignant ähnlich sah, diejenige Belohnung zutheilte, welche diesem zugedacht war. Lattaignant nannte daher jenen Canonicus fortan seinen Einnehmer. Nachdem er übrigens alle Freuden des Lebens genossen hatte, glaubte er, bei herannahendem Alter, sich der Frömmigkeit widmen zu müssen und begab sich deßhalb in ein Mönchskloster, wo er am 10ten Jan. 1779 starb. Der Zufall wollte, daß die Bekehrung Lattaignants von dem Abbé Gauthier, der auch Voltaire's Beichtvater war, ins Werk gerichtet wurde. Seine Gedichte erschienen in vier Duodezbänden, welchen nach seinem Tode noch seine Lieder und seine hinterlassenen Werke gefolgt sind. Lattaignant hat übrigens, wie bekannt, zu der Person gleiches Namens Anlaß gegeben, welche in dem französischen Vaudeville, Fanchon la vielleuse (Fanchon das Leiermädchen), vorkommt. Auch dem deutschen Publikum ist dieser Charakter aus Kotzebue's Uebersetzung jenes Vaudevilles bekannt.

Latüde (H. Mazers von) wurde im Jahre 1724 zu Montagnac in Languedoc geboren und im 20sten Jahre seines Alters unter Ludwig XV. in die Bastille gesperrt, weil er, wie man sagte, der Pompadour von einem, angeblich gegen ihr Leben angestifteten Complotte, welches aber nicht vorhanden war, eine falsche Anzeige gemacht hatte. Er gedachte nämlich durch diesen erdichteten Eifer die Protection der königlichen Maitresse zu erhalten und zeigte ihr an, sie werde eine mit dem feinsten Gifte angefüllte Schachtel empfangen; doch enthielt diese Schachtel, die er selbst zubereitet hatte, nichts als ein wenig Asche. Ein langes Gefängniß ward die Strafe dieses Betrugs. Mehrere Male suchte er zu entweichen; aber stets dienten diese Versuche nur dazu, ihn nur noch enger einzukerkern. So ward er theils in der Bastille, theils zu Vincennes und im Bicêtre 35 Jahre gefangen gehalten. Als er endlich zu Anfange der Revolution in Freiheit gesetzt wurde, gab er seine Denkwürdigkeiten heraus, die, außer interessanten Zügen, noch den Beweis liefern, daß von 20 Personen, die unter Ludwig XV. in die Bastille geworfen wurden, stets 19 diese Strafe verdient hatten und nur durch Verwendung ihrer wichtigen Familien den Galgen oder der Galeeren-Strafe entgangen waren. Und doch wurden diese Denkwürdigkeiten in den Händen der Revolutionspartei eine gefährliche Waffe gegen die königliche Familie und gegen die Anhänger derselben. Nachdem die Nationalversammlung dem Latüde 1790 eine Pension bewilligt hatte, diese aber nachher eingezogen worden war, wurden die Erben Amelot's und der Pompadour durch die Gesetze verurtheilt, dem Latüde einen Schadenersatz zu geben. Von ihnen erhielt er einige Meiereien, die ihn bis an sein Ende anständigen Unterhalt verschafften. Die Strickleitern und übrigen Geräthschaften, denen er sich, wie er sagte, mit unglaublicher Geduld und Geschicklichkeit bei seinen Entweichungen bedient hatte, sind lange

Zeit dem Publikum zur Ansicht dargeboten worden. Ein Schiffsjunge, der angeklagt war, ein englischer Spion zu seyn, und ebenfalls in der Bastille saß, hatte jene Geräthschaften verfertigt. Latude starb zu Paris im December 1804 in einem Alter von 80 Jahren.

Lauchstädt, ein preußischer Flecken in der Provinz Sachsen, im merseburger Kreise, 4te Militärabtheilung, von ungefähr 150 Häusern und 1800 Einwohnern, am Lauchebache, mit einem Schlosse und Amte, ist wegen des berühmten Mineralbades daselbst im Sommer der Aufenthaltsort vieler bedeutender Personen und Gesellschaften, welche letztere sich dort, besonders Sonntags, aus allen nahegelegenen größern und kleinern Orten zu versammeln pflegen. Viel haben zur Aufnahme desselben die, einige Sommermonate hindurch hier gegebenen Vorstellungen der weimarischen Schauspielergesellschaft beigetragen.

Lauderdale, Lord, einer der berühmtesten englischen Staatsmänner der neuern Zeit, gegenwärtig in der Opposition, und vorzüglicher Schriftsteller über Gegenstände der National-Oekonomie und der Finanzwissenschaft. Er ist 1752 geboren. Nach Beendigung seiner Reisen trat er ins Parlament, schloß sich zunächst an Fox an, unterstützte dessen berühmte India Bill, und war bei dem hastingschen Prozesse im Jahre 1787 sehr thätig. — Von dem kurzen foxschen Ministerium im Jahre 1806 war er Mitglied und er ging als Friedensunterhändler nach Paris. Der Ausbruch des preußischen Kriegs hob alle Unterhandlungen auf, und Lauderdale kam ohne Erfolg zurück. An den Ministerien seit Fox's Tode hat er keinen Theil gehabt, und er ist seit diesem Zeitpunkte immer den Oppositionsparteien zugethan gewesen. Von seinen Schriften ist die bekannteste: an Inquiry into the nature and origin of public wealth, 1804, und solche auch ins Deutsche übersetzt.

Laudon, s. Loudon.

Lauenburg, oder Sachsen-Lauenburg, in Niedersachsen, ein bis zu den Zeiten Heinrichs des Löwen streitiges Gränzland zwischen Sachsen und Slaven, die 1065 einen sächsischen Missionär in ihrem Marktflecken, Ratzeburg, steinigten, (Eccard's corp. hist. 1. 498.) erhielt seinen jetzigen Namen von der Lauenburg, welche in den Kriegen Heinrichs des Löwen erbaut wurde, kam in den Zerwürfnissen über seinen Nachlaß, kurz nach 1227 an Albrecht, Herzog von Sachsen, aus dem ascanischen Stamme, wiewol unter Widerspruche des braunschweigischen Hauses, als ein besonderes Fürstenthum. Beide Häuser schlossen einen Erbverein (1369) in dessen Gemäßheit, nach Erlöschung des lauenburgischen Stammes, (1689) mit Herzog Julius Franz, Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle Besitz von dem Lande nahm. Doch mußte, der übrigen Ansprüche auf diese Erbschaft nicht zu erwähnen, Chur-Sachsen (1697), theils wegen einer 1507 vom Kaiser Maximilian I. erhaltenen Anwartschaft, theils wegen einer, 1671 mit dem letztverstorbenen Herzoge errichteten Erbverbrüderung, durch eine bedeutende Summe Geldes (1,100,000 Fl.) und durch den Vorbehalt 1) des Rückfalls nach Abgange des gesammten Hauses Braunschweig-Lüneburg, und 2) des Titels von Engern und Westphalen, abgekauft werden. Erst 19 Jahre später (1716) erhielt König Georg I. die kaiserliche Belehnung über das Herzogthum, nebst Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe; und die Aufhebung der kaiserlichen Sequestration des, ebenfalls zur lauenburgschen Erbschaft gehörigen Landes Hadeln zu Gunsten Chur-Braunschweigs, verzö-

zerte sich sogar bis 1731. Mit den übrigen hannöverschen Staaten iel Lauenburg 1803 unter französische Herrschaft, und gehörte von 1810 — 1813 zu dem sogenannten Departement der Elbmündungen, kehrte aber dann zu seiner alten Verfassung zurück, und ward der Gegenstand von Tauschverträgen, denen zufolge Hannover (laut Patents vom 16ten Juli 1816) das Herzogthum mit Ausschluß des Landes Hadeln, am Ausflusse der Elbe, des schmalen Landstriches am linken Elbufer, und des zwar auf dem rechten Ufer des Flusses, aber abgesondert liegenden Amtes Neuhaus, an Preußen, und dieses sofort wieder an Dänemark abtrat: dabei jedoch die Beibehaltung aller Rechte und Privilegien des Landes und namentlich derjenigen, welche auf dem mit den Landständen (1702) geschlossenen, vom Könige (1765) aufs neue bestätigten Recesse beruhen, so wie die Uebernahme der Landesschulden mit Einschluß der durch die Demarcationslinie, und durch die französische Occupation erwachsenen Kosten zur ausdrücklichen Bedingung machte. Das jetzige dänische Herzogthum Lauenburg ist ganz auf dem rechten Elbufer belegen, und wird von dem Königreiche Hannover, dem Herzogthümern Mecklenburg und Holstein, dem Fürstenthume Lübeck und dem Gebiet der freien Städte, Hamburg und Lübeck, begränzt. Es hat etwa 22 Quadratmeilen Flächeninhalt und 30,000 Einwohner. Der Boden begünstigt die Viehzucht und läßt den Ackerbau nicht unbelohnt; in beiden besteht der Reichthum des Landes, den die Gewerksamkeit wenig vermehrt, außer bei Fracht- und Schiffsverkehr. Zwei Seen von beträchtlichem Umfange, der Ratzeburger- und der Schall-See, so wie die Elbe, Bille, Stecknitz und Wagnitz geben dem Lande alle Vortheile glücklicher Bewässerung. Die ansehnlichen Waldungen gestatten, unter Mitwirkung ergiebiger Torfstiche, eine beträchtliche Ausfuhr von Bau- und Brennholz. Der in der Stadt Lauenburg zu entrichtende Zoll von der Schifffahrt auf der Stecknitz nach Lübeck soll jährlich an 50,000 Thlr. eingebracht haben. Der auf Berichtsangaben beruhende französische Staatscalender von 1812 gibt als Bevölkerung der drei Städte Ratzeburg, im See gleiches Namens, 4426, Möllen, an der Stecknitz 3513, und Lauenburg an der Elbe 2945 Einwohner. Ratzeburg hängt durch eine 400 Schritte lange Brücke mit dem festen Lande zusammen. (Ein kleiner Theil der Stadt, die Domkirche und der sogenannte Palmberg, gehört zu dem mecklenburg-strelitzschen Fürstenthume Ratzeburg.) Sie ist die Hauptstadt des Landes und der Sitz seiner Behörden. Diese bestehen verfassungsmäßig aus der Regierung, dem Hofgerichte und dem Consistorium lutherischen Bekenntnisses. Die Landstände bilden sich aus Ritterschaft und Städten; die erstere hat von 23 Gütern 25 Stimmen; die letztern sind die obengenannten. Der hannöverschen allgemeinen Ständeversammlung im Jahre 1814 wurden drei Abgeordnete: zwei von der Ritterschaft und einer von den Städten berufen. Das Landmarschallamt ruhet auf dem Gute Gudow und eine Landrathsstelle ist damit verbunden. Die Unterverwaltung handhaben in den Städten Magistrate, auf dem Lande Aemter, das Steuerwesen beschränkt sich in der Hauptsache auf eine von Altersher von den Ständen bewilligte Grundsteuer, wozu auch die Ritterschaft beitragspflichtig ist. Die Fortdauer der allgemeinen Stempelerhebung, welche in den hannöverschen Staaten 1814 angeordnet worden, hat man daselbst, so wie die Steuerverfassung überhaupt von den Verhandlungen mit den Ständen abhängig gemacht, vor deren Beendigung aber die Abtretung von Lauenburg erfolgt ist.

Wäre dieses Land unverschuldet, so würden seine Einkünfte einen beträchtlichen Ueberschuß geben, da es keine kostspillige Anstalten zu unterhalten hat. Sein Unterrichtswesen ist, wie überhaupt im Hannöverschen, gut eingerichtet.

Laufgraben (approches, tranchées) sind Graben, welche schief und durch allerlei Umwege gegen eine belagerte Festung geführt werden, und zwar so, daß die aufgeworfene Erde nach der Festung zu stets eine Art Wall bildet, damit sich in denselben die Belagerer der Festung ohne Gefahr nähern können. Um diese Laufgraben, welche gewöhnlich 4 — 7 Fuß tief und 11 — 12 Fuß breit sind, zu zernichten, machen die Belagerten oft Gegenlaufgraben (contre-approches). Im Allgemeinen werden unter Laufgraben alle Arten von Werken verstanden, welche die Belagerer vor einer Festung aufwerfen, um diese in ihre Gewalt zu bekommen. Die Laufgraben eröffnen (ouvrir les tranchées) bedeutet demnach so viel, als solche Werke anzulegen beginnen. Der Marschall de Vauban (geb. 1635, gest. 1707) war der Erfinder derselben.

Laugensalze, s. Alkali.

Laune. Das Wort Laune, sagt Garve, ist ohne Zweifel ein altes deutsches Wort, welches wahrscheinlich von luna herkommt, und auf solche Gemüthsstimmungen hinweiset, die entweder so wandelbar als der Mond sind, oder unter seinem Einflusse stehen, weil man sie sonst nicht zu erklären weiß. Daraus ergibt sich die, wie ich glaube, älteste und allgemeinste Bedeutung des Worts Laune, nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigensinnige und vorübergehende Disposition des Gemüths in seinem denkenden sowol, als empfindenden Theile bedeutet. Denn sie ist zwei andern Arten der Seelenzustände und der Seelenthätigkeiten entgegengesetzt, solchen, die sich aus bekannten Ursachen herleiten lassen, und solchen, die auf begreifliche oder sichtbare Endzwecke hinzielen. Die Launen nun, eben weil man sie nicht zu erklären gewußt hat, weder aus den wirkenden Ursachen, noch aus den Absichten, haben alle Nationen außerordentlichen, gewöhnlich physischen Einflüssen zugeschrieben: der Deutsche dem Mond, andere europäische Nationen dem Laufe oder der Beschaffenheit der Säfte; letztere haben sie daher humores genannt. Das französische humeur und das englische humour waren daher in ihrer Bedeutung ursprünglich bei weitem nicht so sehr unterschieden, als sie es jezt, besonders im ästhetischen Sinne sind. Beide zeigten nämlich eine eigene, dem Menschen nicht ganz gewöhnliche Stimmung des Gemüths an, die von dem Laufe und der Beschaffenheit der Säfte, oder von einem Uebermaße der Trockenheit und Feuchtigkeit des Körpers, oder von irgend einem in die Blutmasse sich mischenden, unbekannten Stoffe abhingen. In so fern waren also beide Wörter mit dem deutschen Worte Laune auch gleichlautend, und noch jezt werden beide in gewissen Redensarten auf dieselbe Weise gebraucht. Etre de bonne et de mauvaise humeur ist nicht mehr und nicht weniger als: wohl- oder übellaunig seyn. To be in good or bad humour ist im Englischen eine eben so geläufige Redensart. Die humori der Italiener sagen etwas Aehnliches, und selbst humorista ist ihnen nicht fremd. In der Folge haben beide Worte humeur und humour, absolut und ohne alles Beiwort gebraucht, eine sehr verschiedene Bedeutung erhalten, Humeur für sich heißt immer üble Laune, oder vielmehr Unwille, Anfall von Zorn; humour hingegen wird in diesem Falle ·hr für die Stimmung zu einer gewissen Art des Scherzes, zu

sonderbaren, aber doch belustigenden Einfällen, zu Auffindung des Lächerlichen an andern, oder zu einer naiven Darstellung seiner eigenen lächerlichen Seiten gehalten; Dinge, welche ohne einen gewissen Frohsinn, sicher auch mit etwas Schmerz oder Uebelbehagen vermischt, nicht bestehen können. Und vielleicht, setzt Garve hinzu, macht das Bittersüße in der Empfindung, die man ausdrückt, etwas von dem Eigenthümlichen humoristischer Einfälle aus. Von dem französischen humeur unterscheidet sich die deutsche Laune darin, daß sie nicht bloß einen unangenehmen, verdrießlichen Zustand andeutet (l'humeur, sagt Trublet, est un mal physique, qui occasionne un mal moral, und sonderbar ist es, daß die Franzosen für die gute Laune keinen eigenen Ausdruck haben), sondern die wandelbare Stimmung überhaupt, welche sich von angenehmer oder unangenehmer Seite zeigen kann, je nachdem die wirkenden Ursachen verschieden sind, oder den unwillkürlichen (unbewußten), regellosen Wechsel angenehmer und unangenehmer Gefühle und Stimmungen, ja selbst die daher entspringende Unbeständigkeit der Meinungen und Gesinnungen. Denn wer sich von den Gefühlen beherrschen läßt, ändert letztere leicht. Carus sagt daher: im allgemeinsten Sinne würde Laune überhaupt das unwillkürliche Spiel der noch unbestimmten Triebe seyn, sofern man sich ihm überläßt: dann das Gefühl, oder die Gemüthsstimmung von welcher wir uns keines Grundes bewußt sind. Wechsel ist zwar immer in den Gefühlen; aber zur Laune wird derselbe, zu einem unnatürlichen, der Besonnenheit und dem männlichen Charakter entgegengesetzten Wechsel dadurch, daß er bloß leidentlich und ohne thätige Mitwirkung erfolgt, daß die bestimmte und feste Richtung mangelt, und daß er mehr oder minder plötzlich, ohne bestimmbare Uebergänge erscheint. Natürlich ist die Laune noch im Kinde, so lange die Periode des unbestimmten Lebens und Träumens dauert, und das Kind sich jedem Spiel der Kräfte leidend überlassen muß. Die Herrschaft der Laune kann oft so weit gehen, daß man sich oft über sich selbst ärgert, und doch der Laune folgt; dieß trifft aber vorzüglich nur die üble Laune, weil der Mensch in den Zuständen der Lust sich immer freier und thätiger zu verhalten pflegt. Man unterscheidet aber im Deutschen die gute Laune von der übeln nicht nur durch den Beisatz, sondern besitzt auch in dem Beiworte zur Bezeichnung dieser Verschiedenheit verschiedene Beugungen, nämlich die Ausdrücke launig und launisch, welche man von denen gebraucht, bei welchen die Zustände herrschend sind. Je nachdem man in einem dieser Zustände ist, sieht man die Gegenstände verschieden an, fühlt anders bei ihnen, und urtheilt anders über sie, milder oder schärfer, heiterer oder düsterer. Der Uebelgelaunte deutet alle Gegenstände übel, und wird dadurch sich selbst und Andern lästig. Die üble Laune ist daher nicht für die Gesellschaft. Der Launische läßt sich von einer Empfindung beherrschen, die keinen objectiven Grund hat, oder bei der er sich wenigstens eines solchen nicht bewußt ist. Er ist mürrisch und beträgt sich auch gegen den unschuldigen Gegenstand so, als wenn seine unangenehme Empfindung durch diesen bewirkt wäre. Ein solcher Gemüthszustand kann durch die Einbildungen erzeugt werden, die sich mit einem Gegenstande vergesellschaftet haben, von denen die meisten dunkel bleiben. Die böse Laune, besonders in so fern sie herrschend ist, heißt bei den Engländern der Spleen. Die gute, heitere Laune, der gute Humor, ist die subjective Stimmung,

die Dinge lächerlich oder belustigend zu finden. Wer sie hat, heißt gut gelaunt, und in wem sie herrschend ist, launig; daher redet man auch von launigem Wesen, launiger Manier. Sie ist dem nothwendig, welcher sich der komischen Darstellung widmet, und gehört in so fern mit zu dem komischen Talent. Sie ist ferner zwar bei dem Dichter und Darsteller mehr willkürlich, indem dieser seine Stimmung zu seinem Zwecke zu beherrschen fähig seyn muß, um ein freies und harmonisches Product der Kunst aufstellen, aber keineswegs hinreichend, ein solches Product hervorzubringen, wenn sie sich nicht mit andern Talenten verbindet. Der Launige ist und macht lustig, er verliert sich oft ins Bizarre und Barocke, und kann Gegenständen durch Witz den Schein der Lächerlichkeit geben; aber selbst die Laune mit Witz verbunden, oder die witzige Laune, ist noch nicht zur komischen Production hinreichend. Der bloß witzigen Laune ist es nur um Einfälle zu thun, daher sind ihre Producte momentan. Die komische Production verlangt Phantasie zur Ausbildung eines Ganzen. Die Laune ist daher auch noch nicht der Humor (humour) im ästhetischen Sinne, oder die humoristische Laune der Engländer. Der Humor, in dieser strengen Bedeutung, ist von jener, besonders wo sie sich als Persiflage, oder feine satyrische Laune zeigt, nicht bloß dadurch verschieden, daß er mit Gefühl und Rührung gern verbunden ist, und mithin anzieht und erwärmt, während jene oft beleidigt, abstößt und erkältet, sondern hat noch mehrere eigenthümliche Züge, z. B., daß er mit Gutmüthigkeit und Naivetät, und einer ungemeinen Vorliebe zu dem Sonderbaren verbunden, daß er wechselnd und phantastisch ist, daß der Ernst oft dazwischen tritt, wobei doch immer der Scherz die Oberhand behält, vor allem aber, daß der Humor mit Phantasie verschmolzen weniger beschränkt, nicht auf einzelne Gegenstände, sondern immer auf das Ganze gerichtet ist, lebendig individualisirt u. s. w. Das Weitere hierüber siehe in dem Artikel Humor, und in Jean Paul F. Richters, dieses wahren deutschen Humoristen, Vorschule der Aesthetik (VI Programmen), wo dieser Unterschied, obwol nicht völlig klar, ausgeführt und mit Beispielen belegt wird. Daß aber in letzterm der ästhetische Humor, oder der darstellende, individualisirende gemeint werde, liegt am Tage. Die antiken Darstellungen, welche durchaus mehr nach Objectivität hinstrebten, besitzen ihn nicht. In der neuern Zeit aber ist die Laune in den komischen Darstellungen, wie das Lyrische überhaupt, vorherrschend, daher vielleicht Jean Paul das Humoristische das Romantisch-Komische nennt. Von dem Launigen und Launischen unterscheiden wir endlich noch den Launenhaften, oder den, welcher der Laune im ernsten Sinne, d. i. dem Launenwechsel unterworfen ist, der sich selbst zu beherrschen unfähig, statt in seinen Entschlüssen von einem festen Willen und besonnener Prüfung geleitet zu werden, unstät wie die Meereswoge, der wandelbaren Stimmung seines Gemüths folgt. Eine solche Abweichung von dem völlig gesunden, oder völlig vernünftigen Zustande, gränzt mehr oder weniger an das Ungereimte, und führt dadurch das Lächerliche herbei; daher ist die Laune mit dem Komischen verwandt und zeigt sich oft in demselben, so daß man sie sogar als Unterart des Lächerlichen betrachtet hat. Der launische und der launenhafte Charakter können nämlich von einer sehr lächerlichen Seite betrachtet werden; die (gute) Laune und der Launige aber ist

belustigend oder macht lächerlich und gehört zur Darstellung des Lächerlichen. T.

Laura de Sades, die berühmte Geliebte des großen Petrarcha, von der man lange nichts bestimmtes wußte, über welche aber der Abbé de Sade in seinen Mémoires pour la Vie de Fr. Petrarque Amst. 1764 — 1767 3 Vol. 4. aus Familiennachrichten bestimmtere Kunde gegeben hat. Sie stammte aus dem vornehmen, provenzalischen Geschlechte der Herren von Noves, und war Tochter eines reichen Syndikus, Audibert von Noves. Geboren ward sie in einer Vorstadt von Avignon, wo ihr Vater ein Haus besaß, um 1307, und vermählt 1325 mit Hugo de Sade. Am 6ten oder 16ten April 1327 erblickte sie in der Kirche zur heil. Clara bei einem Morgengebete ein schöner 23jähriger Jüngling, der eben von der Universität Bologna zurückgekommen war. Dieß war der nachmals so berühmte Petrarcha. Erblicken die Herrliche und sie mit höchster Begeisterung lieben, war bei ihm eins. Da sie schon vermählt war, so konnte sie die Seinige nicht werden; wol aber durfte er sie, nach dem Geiste jener Zeit, laut feiern als die Geliebte seines Herzens. Seine Liebe war entzückte Begeisterung und Schwärmerei durch platonische Ideen veredelt. Madonna Laura mag auch seiner Feier werth gewesen seyn; denn, obgleich die Blüthe ihrer Schönheit durch Krankheiten und Entbindungen ihren Schimmer bald verloren hatte, so blieb doch ihre Anmuth, so stieg doch ihre Geistes- und Herzensbildung. Petrarcha's Schriften sind voll von dem Lobe dieser geistreichen und liebenswürdigen Frau; mit entzücktem Lobe preiset er ihre himmlisch lieblichen Augen, ihren sanften Blick, ihren Mund voll Perlen und Rosen, ihr Engelslächeln, ihre süße Rede, ihre blonden Locken, ihre schönen Thränen und zarten Seufzer, ihre unbeschreibliche Anmuth, ihre majestätische Haltung, ihr fast übermenschliches Wesen. Ihre sinnige Miene war verbunden mit einer heitern Seele, großer Verstand mit reinem Herzen, Frucht des Alters mit Blüthe der Jugend; und bei allen ihren Vorzügen war sie bescheiden; nicht irdisch, sondern himmlisch gesinnt. Darum glaubte er bei ihrem Anschauen Göttliches zu sehen. Sie war ihm ein Ideal der Schönheit sowol, als der Tugend. Darum wandelte ihm ihre Nähe, die er nicht oft genoß, die Erde in ein Paradies; darum erhob Liebe sein Herz zu seinem Ideale, und seine Tugend und seinen Ruhm schreibt er dieser Liebe zu. Sie benahm sich äußerst zart gegen ihn. Liebreich wollte sie den Sänger, der sie feierte, nicht niederschlagen; aber auch ihrer Tugend nichts vergeben. Seine Flamme wußte sie zu mäßigen durch ihre Blicke und durch schüchterne Zurückhaltung; seine Schwermuth durch einen freundlichen Blick zu verscheuchen. Am 6ten April 1348 ward sie von der Pest dahingerafft. Petrarcha war fast untröstlich über das Hinscheiden der Göttlichen, und wie er sie im Leben an 20 Jahre gefeiert hatte, so feierte er sie auch noch viele Jahre nach ihrem Tode. Seine süßen, wohllautsvollen Sonette und Canzonen auf Laura, nebst dem, was sich in seinem trionfo d'amore (wo wir, so wie in seinen lateinischen Briefen, Aufschlüsse über ihr Verhältniß zu ihm erhalten) auf sie bezieht, sind immer schön für Jeden, der Sinn hat für zarte Liebe. Laura hat auch zufällig ein großes Verdienst um die Bildung der italienischen Sprache und Poesie, denn ohne sie hätte Petrarcha nur lateinisch gedichtet.

Lauriston, einer der tapfersten und bekanntesten Feldherren des neuern Frankreichs, General-Lieutenant, Pair von Frankreich u. s. w.

Wir heben aus seinem thatenreichen Leben nur die wichtigsten Momente aus, die insbesondere in Deuschland an ihn erinnern. Er stammt aus der Familie des berüchtigten oder berühmten Law her. Durch die Revolution in die militärische Laufbahn geschleudert, machte er sich jedoch erst unter Bonaparte bemerkbar, der ihn in seinem ersten italienischen Feldzuge unter seine Adjutanten aufnahm, ihm sehr wohl wollte und ihn häufig mit den schwierigsten oder den ehrenvollsten Aufträgen beehrte. So brachte er 1801 die Ratification des Friedens von Amiens nach London. Im Kriege von 1805 gegen Oesterreich wurde er Commandant von Braunau und nahm die wiener Arsenale in Besitz. 1808 war er in Spanien und unterhandelte die Besitznahme von Madrid. Im Kriege von 1809 machte er sich durch seine Waffenthaten bei Landshut, bei Raab und bei Wagram berühmt. Im Februar 1811 wurde er zum Ambassadeur in Petersburg ernannt; der Charakter seines damaligen Herrn erlaubte ihm nicht, hier so nützlich zu seyn, als er es unter andern Umständen und bei andern Instructionen gewiß hätte werden können. Der Krieg von 1812 brach aus. Er erhielt in demselben bedeutende Commando's und wurde ebenfalls und nicht minder zu den wichtigsten diplomatischen Sendungen, nach der Einnahme von Moskau, gebraucht, die aber alle ohne Erfolg blieben, da nach der Meinung der Russen, der Krieg nun erst recht anfangen solle. Er hatte das Glück, aus diesem unglücklichen Feldzuge zu entkommen und mit Bonaparte nach Paris zurückzukehren. Er wurde aber bald wieder, schon im Febr. 1813, nach Deutschland zurückgeschickt, commandirte hier bei Magdeburg ein Observationscorps, hatte an den Schlachten bei Lützen, Bautzen, an der Bober und bei Leipzig Theil, wurde aber hier zum Gefangenen gemacht. Nach Bonaparte's Sturz kehrte er nach Frankreich zurück, wurde hier von Ludwig XVIII. mit Auszeichnung aufgenommen und mit Ehren überhäuft. Er blieb ihm dagegen auch bei der Rückkehr Napoleons von Elba getreu und folgte dem Könige nach Gent. Gegenwärtig befehligt er einen Theil der königl. Garden und ist im Besitz der höchsten Militärwürden und aller franz. Orden. Lauriston ist in jedem Zeitpuncte seiner militärischen und diplomatischen Laufbahn für einen Mann von Ehre und großen Talenten gehalten worden.

Lausanne, eine angenehme Stadt auf drei Hügeln, im Wadtlande (Pays de Vaud) in der Schweiz, eine halbe Stunde vom Genfersee, hat seit 1536 ein Gymnasium, welches 1806 zu einem akademischen Institute mit 14 Professoren und einem Rector erhoben ist, zählt 1300 Häuser und wenigstens über 8000 Einwohner. Die ehemaligen hiesigen Gold- und Silberarbeiter, so wie die vielen Buchdruckereien, haben in der letzten Zeit bedeutend abgenommen; auch besitzt die Stadt einigen Handel mit eigenen Weinen. Ihren vorzüglichsten Erwerbzweig haben die Einwohner jedoch von den vielen Fremden, besonders Söhnen reicher Kaufleute, welche wegen der schönen Lage, so wie in der Absicht, sich in der französischen Sprache und im gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europa's nach Lausanne kommen. Sie stand ehemals unter dem Canton Bern, dessen Landvoigt auf dem bischöflichen Schlosse residirte, und über das umliegende Land zu gebieten hatte. Der Bischof, welcher 1716 zum Reichsfürsten erhoben war, hielt sich, seit die Stadt die reformirte Religion angenommen hatte, nicht mehr zu Lausanne, sondern zu Freyburg auf.

Lausitz, auch, wiewol unrichtig, **Lausnitz**, heißt das vor Alters slavische, jetzt deutsche Land, welches in Osten an Schlesien, im Süden an Böhmen, in Westen an Meißen und an das neugebildete preuß. Herzogthum Sachsen und im Norden an die Mark Brandenburg gränzt; sein Flächeninhalt wird zu 180 □ Meilen und seine Volksmenge zu 460,000 Einwohner angegeben. Es zerfällt in die Oberlausitz, den südlichen, und die Niederlausitz, den nördlichen Theil, obwol der wendische Name Lausitz (Marschland) bis ins 15te Jahrhundert nur der Niederlausitz (dem alten Pagus Luzici) eigen war, auf die er auch allein paßt. So heißen auch beide Theile Markgrafthümer, obgleich diese Benennung ursprünglich nur der Niederlausitz gebührt, die vom Kaiser Otto I, nach Bezwingung der Slaven, unter dem Namen der östlichen oder der lausitzer Mark, zum Markgrafthum erhoben ist. Der erste bekannte Markgraf, Gero († 965), vererbte die Würde auf sein Haus, das 1075 ausstarb. Das Land erhielt nun abwechselnd Regenten aus verschiedenen Häusern, blieb von 1136 bis 1312 mit Meißen verbunden, und ward zuletzt von Friedrich mit der gebissenen Wange an Waldemar von Brandenburg abgetreten. 1361 kam die Niederlausitz, als Pfand, aufs neue an Meißen, ward 1364 von Kaiser Carl IV., der dem Hause Brandenburg alle seine Rechte auf die Niederlausitz abgekauft hatte, eingelöset, und 1370 mit Böhmen vereint. — Die Oberlausitz war zu Heinrichs I. Zeiten von den Milzinnerslaven bewohnt, die schon sehr früh den Herzogen von Böhmen unterworfen wurden. Durch Heirathen kam dieselbe (1205 u. 1231), außer Zittau, an Brandenburg. Churfürst Waldemar, der auf diese Weise die beiden Lausitzen eine Zeitlang vereint besessen hatte, starb 1319; der askanische Mannsstamm ging mit ihm aus, und die oberlausitzer Stämme unterwarfen sich wieder freiwillig dem Könige Johann von Böhmen, der auch bald darauf die kaiserliche Belehnung über das Land erhielt. 1355 ward die Oberlausitz von Kaiser Carl IV. durch eine förmliche Urkunde, dem Königreich Böhmen einverleibt. Beide Landestheile wurden seitdem nicht weiter getrennt, kamen zwar 1479, im olmützer Frieden, nebst Schlesien und Mähren an Matthias Corvinus von Ungarn, aber nur auf dessen Lebenszeit, und fielen 1526, zugleich mit Böhmen, an Oesterreich. 1621 verpfändete Kaiser Ferdinand II. die beiden Markgrafthümer an den protestantischen Churfürsten Joh. Georg I. von Sachsen, für 6 Millionen Gulden Kriegskosten, die dieser im Anfange des 30jährigen Krieges zu Gunsten Oesterreichs verwandt hatte, und trat sie demselben Churfürsten, als er von der schwedischen Seite, worauf er gefochten, zurücktrat, erb- und eigenthümlich ab, doch unter böhmischer Lehnsherrlichkeit und mit dem Vorbehalte, 1635, in dem prager Frieden, einer besondern Schutzgerechtigkeit Oesterreichs über die katholischen Stifter des Landes. Von der ernestinischen Linie ward nur den (nun ausgestorbenen) Herzogen von Sachsen-Altenburg, nach deren Abgang aber den Nachkommen der Töchter Johann Georgs (den jetzt großherzogl. hessischen und herzogl. oldenburgischen Häusern) ein Erbfolgerecht zugesichert. Nach dem posener Frieden (1806) wurde der von Preußen erst 1807 förmlich abgetretene, mitten in der Niederlausitz liegende, cottbusser Kreis damit vereinigt, im Gefolge der wiener Congreßverhandlungen aber und durch die Abtretung in dem, unterm 18ten Mai 1815 zu Wien zwischen Preußen und Sachsen abgeschlossenen Friedensvertrage ward, nebst andern Provinzen des Königreichs Sachsen, die ganze Niederlausitz und der größte Theil der

Oberlausitz der preußischen Monarchie einverleibt, wobei das Haus Oesterreich zu Gunsten des preußischen, doch nicht weiter, seinen lehnsherrlichen Rechten entsagte. Obgleich die genauere Bestimmung der neuen Gränzen zwischen beiden Staaten, woran unter österreichischer Vermittelung gearbeitet wird, noch nicht beendigt ist; so läßt sich doch aus den Angaben des 2ten Art. des oberwähnten Friedens berechnen, daß der dem Königreiche Sachsen verbliebene Theil der obern Markgrafschaft, und unter andern die vier Städte, Bautzen, Zittau, Camenz, Löbau und die Herrschaft Königsbrück in sich faßt, etwa 26 □Meilen mit 69 — 71,000 Einwohnern enthalten und die preußische Lausitz ohngefähr 150 □Meilen und 400,000 Einwohner begreifen wird. Der König von Preußen hat nun den Titel eines „Markgrafen der beiden Lausitzen" angenommen, der König von Sachsen aber nennt sich „Markgraf der Oberlausitz." (S. übrigens die Art. Preußen und Sachsen.) Nach Süden an die Sudeten sich anlehnend, und von da durch fruchtbare Felder gegen die Niederungen der Niederlausitz ablaufend, bietet die Oberlausitz eine anziehende Abwechselung ebener und bergiger Gegenden, und allenthalben den Anblick eines durch Wohlstand belohnten, sorgfältigen Anbaues dar. Getreide ist das hauptsächlichste Product der Ebene, der dagegen Holz mangelt, welches in den Gebirgen und in den nordwestlichen Gegenden in Ueberfluß ist. In letztern wird auch viel Heidekorn gebauet. Die Niederlausitz, ein holzreiches, von vielen Flüssen und kleinen Seen bewässertes Land, worin morastiger Boden mit vorherrschendem Sande wechseln, ist dem Ackerbau weniger günstig; zeichnet sich aber durch Obstbau aus und liefert Wild, Fische in Ueberfluß. Die Bienenzucht wird mit gutem Erfolg betrieben: Wachs und Honig ausgeführt. Die Spree, die auf den Sudeten entspringt, und in gerader Richtung nach Norden der Mark Brandenburg zuströmt, kann als der Hauptfluß beider Lausitzen betrachtet werden, und der Hauptwald der Niederlausitz heißt von ihr der Spreewald. Die Neiße und der Queis, so wie der, der Lausitz nur wenig angehörige Bober gehören zum Flußgebiete der Oder, welche die Niederlausitz am äußersten Nordosten so streift, daß nur Ein lausitzer Dorf (Schiblo) auf ihrem rechten Ufer liegt, welches, mit dem dasigen bedeutenden Oderzoll, zwar im hubertsburger Frieden an Preußen abgetreten, aber bis auf die neuere Zeit nie übergeben wurde. Die sorbischen Wenden, die im 7ten Jahrhunderte von diesem Lande Besitz genommen, machen noch die Mehrzahl der Landbewohner aus, wogegen in den Städten fast lauter Deutsche wohnen. Die Wenden zeichnen sich durch eine besondere Tracht aus, haben den alten Nationalhaß gegen die Deutschen noch nicht völlig abgelegt und stehen, was intellectuelle Bildung betrifft, dem deutsch-sächsischen Landmanne bedeutend nach. Der Hauptgrund hiervon möchte wol in der, bis zu den neuesten Zeiten fast allgemein bestandenen Leibeigenschaft und in den früher so sehr vernachlässigten Schulanstalten des platten Landes zu suchen seyn. Die wendische Sprache ist in der Ober- und Niederlausitz, bis zur Mühsamkeit des gegenseitigen Verstehens, verschieden. Landesreligion ist die evangelisch-lutherische; doch sind die Katholiken, die hier auch verschiedene Mönchs- und Nonnenklöster besitzen, verhältnißmäßig zahlreich. Besonders ist noch anzumerken, daß das Land als der bedeutendste Vereinigungspunkt der durch den lausitzischen Grafen v. Zinzendorf in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildeten Secte, betrachtet werden kann, welche jetzt, von ihrem, in der obern Markgrafschaft

belegenen Hauptorte, den Namen Herrenhuter führen (s. d. Art.). — Die Schulanstalten in den Sechsstädten hängen unmittelbar von dem Magistrate jeden Orts ab, und sind keiner geistlichen Inspection unterworfen. Bautzen und Guben haben blühende Gymnasien. Die Lausitzer sind ein Volk von großer Betriebsamkeit in vielen Zweigen des Fabrikfleißes, besonders aber ist die Tuchfabrikation, deren Hauptsitz Görlitz ist, und die Leinweberei merkwürdig. Letztere erstreckt sich über alle Sorten Leinewand und Tafelzeuge von den gröbsten bis zu den feinsten, und beschäftigt allein viele große Dörfer., z. B. Groß-Schönau mit 600 Weberstühlen. Beide Manufacturzweige begründen einen Handel von der größten Wichtigkeit nach England, Spanien und Amerika. — Die Verfassung beider Lausitzen ist von einander sehr verschieden, die ständischen Gerechtsame sind in beiden groß, wiewol größer in der Oberlausitz. Die Stände beider Markgrafthümer theilen sich in Landstände und Städte, und die Landstände wieder in Herren, oder Standesherren, Prälaten und Ritterschaft. Die ersteren sind in der Oberlausitz die Eigenthümer der vier Herrschaften Hoyerswerda, Königsbrück, Mußkau und Seidenberg, die Prälaten, das Domcapitel zu Budißin, die Klöster Marienstern, Marienthal und Lauban (sämmtlich katholisch). Die Ritterschaft hat das Recht, Bürgerliche vom Ankaufe von oberlausitzischen Rittergütern auszuschließen. Die Städte, die den zweiten Stand ausmachen, sind in der Oberlausitz folgende sechs: Budißin (Bautzen 9000 Einw.), die das Directorium führt, Görlitz (8000 Einw.), Zittau (11,000 Einw.), Lauban (6000 Einw.), Camenz, Löbau, und heißen die Sechsstädte. Sie stehen unmittelbar unter dem Landesherrn, dahingegen die übrigen Städte unter den Standesherren und Prälaten. Ohne Zuziehung dieser Stände kann in der Oberlausitz keine Steuer auferlegt werden und sie werden von den Ständen selbst erhoben. Die Oberlausitz ist in zwei Kreise getheilt, den budißinischen und görlitzischen, zu deren jedem drei der Sechsstädte, zwei Herrschaften und eben so viel Prälaten gehören. Die Stelle des Landvoigts oder landesherrlichen Statthalters ward ehedem gewöhnlich von Prinzen aus dem churfürstlichen Hause bekleidet, ist aber seit Churfürst Friedrich Christian unbesetzt. Der Landvoigt hat die Aufsicht über alle Justiz-, Polizei- und Wohlfahrtsangelegenheiten des ganzen Markgrafthums, so wie der Landeshauptmann über alle Finanzsachen. Ihnen sind in jedem der beiden Kreisen ein Amtshauptmann und zwei Landesälteste untergeordnet. Der Amtshauptmann des budißinischen Kreises versieht aber jetzt die vacante Stelle des Landvoigts, heißt deßwegen Oberamtsverwalter, und hat dazu wieder einen Stellvertreter in dem ersten Landesältesten des bautzener Kreises. Die Landesältesten werden von den Ständen ihres Kreises der Oberamtsverwalter, der Landeshauptmann und der Amtshauptmann von Görlitz vom Landesherrn, jedoch aus sechs Candidaten, welche die Landstände (beim Amtshauptmann nur die des görlitzes Kreises) ihm vorschlagen, gewählt. Diese höchsten Beamten bilden nebst zehn Deputirten der Sechsstädte, in ein Collegium vereinigt, zugleich das höchste Gericht des Landes, Oberamt genannt. Der Kanzlei dieses Gerichts ist ein Oberamtskanzler vorgesetzt. Auch die ersten Instanzen für Unterthanen, die nicht unter Patrimonialgerichten stehen, oder die Aemter der beiden Kreise werden von den Ständen besetzt, die solchergestalt (was in keinem deutschen Lande je der Fall gewesen ist, oder bis auf die neuesten Zeiten geblieben seyn würde) die richterliche Gewalt im Staate ausüben.

doch setzt der Landesherr in jedem Kreise ein Hofgericht, welches mit dem Amte in der Gerichtsbarkeit concurrirt. In den Sechsstädten wird die Gerichtsbarkeit erster Instanz von den Stadträthen ausgeübt, und sie stehen unmittelbar unter dem Oberamte. Die Landeshauptmannschaft oder oberste Finanzstelle besteht aus dem Landeshauptmann, dem Controlleur desselben (Gegenhändler), nebst einigen Subalternen. Auf den oberlausitzer Landtagen haben die Landstände zusammen Eine Stimme, und die Städte zusammen die andere. Der Landesherr beruft die Landtage durch das Oberamt, welche (ständische) Behörde jedoch auch das seltene Recht hat, die Stände ohne landesherrliche Verordnung zu versammeln. Zu den Landtagsbeschlüssen ist nur dann, wenn das landesherrliche Interesse ins Spiel kommt, die landesherrliche Bestätigung erfoderlich. Fast dieselbe merkwürdige freie Verfassung hatte ehedem die Niederlausitz, bis Herzog Christian I. von Sachsen-Merseburg, dem, nach dem Testamente Johann Georg I., die Niederlausitz zugefallen war, dort das ständische Regiment abschaffte, eine Oberamtsregierung und ein Consistorium einsetzte, und nur die Landeshauptmannschaft bestehen ließ. Doch haben die Stände nicht nur das Recht, einige Oberamtsregierungsräthe zu ernennen, sondern auch eben so freie Steuerverfassung, als in der Oberlausitz, erhalten. Auf den Landtagen hat auch hier das Land Eine und das städtische Collegium Eine Stimme. Unter den Ständen der Niederlausitz sind zwei Prälaten, der katholische Abt von Neuenzelle, welches Cistercienserkloster nunmehr unter preußischer Herrschaft aufgehoben und dessen reiches Einkommen zur Unterhaltung des Schulwesens bestimmt ist, und der Johannitermeister zu Sonnenburg wegen Friedland und Schenkendorf, und 12 Standesherren. Der landtagsfähigen Städte sind nur vier: Luckau, Lübben, Guben und Calau. Die Landtage werden in der Niederlausitz durch die Oberamtsregierung berufen; doch nie ohne landesherrlichen Befehl: so wie auch die Landtagsbeschlüsse ohne Unterschied erst durch landesherrliche Bestätigung Kraft erhalten. In Hinsicht auf den Besitz von Rittergütern gilt in der Niederlausitz das Indigenat; doch sind Oberlausitzer nicht davon ausgeschlossen. Die Haupturkunde für die Landesverfassung ist der den Ständen von Kaiser Rudolph II. ausgestellte Freiheitsbrief, der unter dem Namen der Obergerichtsgerichtsgnade bekannt ist: und nun wird nach dem preuß. Besitzergreifungspatente vom 22sten Mai 1815 „die ständische Verfassung erhalten, und der allgemeinen Verfassung angeschlossen werden, welche den gesammten Staaten gewähret werden soll." Die Oberverwaltung ist auf preuß. Fuß eingerichtet, auch das Landrecht und die Gerichtsordnung eingeführt.

Laute hat ihren italienischen Namen (il liuto), so wie ihren französischen (le luth), wahrscheinlich vom deutschen erhalten, und ist aus der alten Lyra (s. d. Art.) entstanden. Bei den Lateinern heißt sie Chelys oder Testudo. Dieß Instrument hat einen gewölbten Bauch (Corpus), von sehr dünnen Spänen zusammengesetzt, einen Resonanzboden (Dach) von tannenem Holze, einen Stiel, von ansehnlicher Länge, welcher Griff heißt, und an dessen Ende der Hals befindlich ist, woran die Töne durch Bände gezeichnet sind, und oben einen krumm heruntergebogenen Kopf (Kragen), woran die Saiten (welche mit der linken Hand, wie ungefähr bei der Guitarre, gegriffen, und mit der rechten Hand angeschlagen werden) durch Wirbel befestigt sind. Gemeiniglich hat dieß Instrument zwölf bis dreizehn Chöre (Doppelsaiten), welche jedesmal nach der Tonart, aus welcher man

spielen will, gestimmt werden müssen. Die Noten, nach welchen man dieses Instrument spielt, pflegen nicht, wie gewöhnlich, auf fünf, sondern auf sechs Linien geschrieben zu werden. Man hatte ehemals folgende verschiedene Lauten: Die kleine Octav-Laute, die kleine Discant-Laute, die Chorist- (Alt-) Laute, die Tenor-Laute, die Baß-Laute und die Großoctavbaß-Laute. Wahrscheinlich ist die ungemeine Schwierigkeit, mit welcher dieses Instrument theils gestimmt, theils gespielt wird und die unaufhörliche Verstimmung desselben, der Grund, weßhalb die Laute aus der Mode gekommen ist. Um einen Begriff von der Verstimmung derselben zu geben, kann die Antwort eines berühmten Lautenspielers dienen. Als dieser einstens gefragt ward, wie lange er die Laute gespielt habe: gab er gerade den vierten Theil der Zeit an, während welcher er dieses Instrument wirklich ausgeübt hatte. Als man ihm seine Verwunderung darüber bezeigte, sagte er, die übrige Zeit habe ich gestimmt. Uebrigens ist auch der Bezug der Laute so kostbar, daß Matthisson von ihr behauptet, es koste zu Paris eben soviel, ein Pferd, oder eine Laute zu halten.

Lauterbrunnen, ein schweizerisches Pfarrdorf in einem engen Thale, im deutschen Theile des Cantons Bern, ist wegen des schönen Wasserfalles, der Staubbach, berühmt, welcher sich von einer Höhe von 925 Fuß herabstürzt. Das reizende Thal, in welchem das Dorf liegt, ist von tausend Fuß hohen, senkrechten Felsen begränzt, und im Hintergrunde von den ewigen Schneegebirgen eingeschlossen. Von einer dieser Felsenwände stürzt sich der Staubbach herunter, und zerstäubt schon (daher der Name), nachdem er 500 Fuß gefallen ist. Da das Dorf nur 2500 Fuß über der Meeresfläche liegt, so ist daselbst noch eine vortreffliche Vegetation vorhanden.

Läuterung (in der Rechtswissenschaft) besteht darin, daß man über ein dunkles oder unbilliges Urtheil Beschwerde führt, mit Bitte, der Richter wolle solches ändern oder erklären. Zuweilen fügt man die Appellation (s. d. Art.) sogleich bei, auf den Fall, wo etwa der Richter jene Bitte nicht gestatten würde. Nach sächsischen Rechten muß jedoch eine solche Läuterung innerhalb zehn Tagen geschehen, d. h. ehe das vom Richter ausgesprochene Urtheil rechtskräftig wird. In dem sächsischen Appellationsgerichte zu Dresden ist außer der ersten Läuterung noch eine Oberläuterung zugelassen.

Lava, s. Vulcan.

Lavalette (Marie Chamans, Graf von) hat in der neuen Zeitgeschichte durch die eben so kühn unternommene, als gut und folgerecht durchgeführte That seiner Gattin, einer gebornen Beauharnois, die ihn aus dem Gefängniß entführte und vom Blutgerüste rettete, eine größere Berühmtheit erworben, als er sich sonst durch sich selbst möchte erworben haben. Lavalette ist 1769 in Paris geboren; er widmete sich den Rechten, ging beim Ausbruche der Revolution, wie alle jungen Leute, zwar in ihre Principien ein, ohne jedoch an den Gräueln derselben Theil zu nehmen, so daß er am Ende gar mit zu Felde ging, um den Verfolgungen der Anarchisten auszuweichen. Er ging zur ital. Armee, wurde Adjutant von Baraguay d'Hilliers, zeichnete sich bei der Schlacht von Arcole aus, wo er von Bonaparte zuerst bemerkt und zu sich al Aide de Camp genommen wurde. Lavalette erwarb sich ganz Bonaparte's Liebe und Vertrauen, und er begünstigte seine Verheirathung mit der einzigen Tochter des Grafen Franz Beauharnois, Schwager Josephinens. Er wurde nun immer zu höheren Würden befördert,

bis zur Catastrophe, die Napoleon im Jahre 1814 vom französischen Throne entfernte, und ihn ins Privatleben zurückführte. Nach Napoleons Rückkehr von Elba bemächtigte er sich durch Kühnheit und Gewandtheit der Oberpostdirection, die er früher bis zum März 1814 auch besessen hatte, schon ehe Napoleon in Paris eingerückt war, und beförderte dadurch dessen Unternehmen nicht wenig. Nach der Rückkehr des Königs wurde er als einer von denen bezeichnet, auf welche die ausgesprochene Amnestie nicht angewendet werden sollte. Er wurde arretirt und am 22sten Nov. 1815 zum Tode verurtheilt. Nachdem seine eingelegte Appellation war verworfen worden, sollte er am 22sten Dec. erschossen werden, als es am Abend vorher seiner klugen und gewandten Gattin gelang, ihn dadurch aus dem Gefängnisse zu befreien, daß sie statt seiner darin zurückblieb und er dasselbe in ihren Frauenkleidern verließ. Es gelang ihm, sich allen Nachforschungen der Polizei zu entziehen und, da ihm auf die Dauer das Verborgenbleiben unmöglich wurde, drei sich gerade in Paris aufhaltende englische Officiere und Edelleute, die sich, wie seinen Freunden bekannt geworden, in einer Art von politischen Opposition mit den Bourbons befanden, für sich zu gewinnen, und sie zu vermögen, ihn aus Frankreich zu entführen und ihn über die Gränze zu bringen. Es waren dieß der General Robert Wilson (s. d. Art.), der Capitän Hutchinson und Lord Bruce. Dieß Unternehmen gelang vollkommen und Lavalette wurde durch Wilson am 8ten Januar (1816) glücklich über die Gränze nach Mons gebracht. Er begab sich von da nach München zu seinem nahen Anverwandten, dem Prinzen Eugen. Seine Gemahlin wurde arretirt und über die Umstände der Befreiung in Inquisition genommen, aber bald auf freien Fuß gestellt. — Die drei Engländer wurden ebenfalls zur Untersuchung gezogen und nach einer sehr merkwürdigen gerichtlichen Verhandlung, die in ganz Europa das höchste Interesse erregte, zu einer dreimonatlichen Haft verurtheilt.

Lavater (Johann Kaspar) ragt unter den Männern, die in der Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts Epoche machen, noch mehr durch das, was er war, als durch das, was er leistete, hervor. Er wurde den 16ten Nov. 1741 zu Zürich geboren, wo sein Vater als Arzt und rechtlicher Bürger in Achtung stand. Die Mutter, eine lebhafte Frau von gutem Verstande und starken Leidenschaften, hielt das, ohnehin mehr zarte, als kräftige Naturell ihres Kindes durch launenhafte Strenge nieder, und er wurde unter ihrer Ruthe ein weinerlicher, furchtsamer Knabe, der, blöde unter seinen Gespielen, ungelehrig in der Schule, am behaglichsten in stillen Träumereien, bei denen es immer auf geheime Wirkungen hinauslief, und im einsamen Spiele mit allerlei Wachspüppchen, die er sich selbst gestaltete, Anlagen der Phantasie und des Bildungstriebes, doch sonst nichts Bedeutendes verrieth. Dabei nahm sein hülfesuchendes Herz früh die Richtung auf Gott; Bibellesen und Gebet wurden ihm Bedürfniß, und schon als Schüler der untern Gymnasialclassen fingen seine Erfahrungen von der Erhörung seiner bestimmtesten Bittgebete an, womit es meist sehr natürlich zuging. Merklicher gedieh die Entwickelung seines Geistes in den höheren Classen, wo er Breitingers und Bodmers Unterricht genoß. Die ihm von Kindheit an eigene Flüchtigkeit und Eile ließ es zu einem tieferen Eindringen in philologische Studien freilich nicht kommen, und seine Kenntniß des classischen Alterthums blieb oberflächlich; früh hervorstechend aber war seine Nei-

ung und Fertigkeit, sich der Bestimmung des, von ihm erwählten
eistlichen Standes gemäß, über Alles, was er empfand und dachte,
uszudrücken und redselig mitzutheilen. Er nährte und übte sie in
en ernsten Freundschaftsbündnissen, die er um diese Zeit mit mehre-
en edlen Jünglingen aus den berühmten zürichschen Familien Heß
nd Füßli anknüpfte. Menschen beobachten, in sich gehen, über sei-
en und anderer Seelenzustand wachen, lehren und zur Frömmigkeit
muntern, wurde das Lieblingsgeschäft, das er an und mit seinen
reunden betrieb. Als ein 21jähriger Jüngling sprach er sich durch
ine auffallende Probe von Thatkraft und Unerschrockenheit mündig.
en Landvoigt Grebel, einen durch hohe Verbindung geschützten Be-
mten, dessen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rügen Niemand
ewagt hatte, klagte er 1762 in Gemeinschaft mit Heinrich Füßli, dem
achher in England berühmt gewordenen Maler, erst anonym, dann
ffentlich bei der Regierung an. Nichts als Gerechtigkeits- und Va-
erlandsliebe hatte ihn zu diesem Unternehmen angetrieben, und es
elang. Die Uebervortheilten wurden vermöge eines Beschlusses der
egierung von Grebeln entschädigt, und die muthigen Rächer des Un-
echts mit ausgezeichneter Achtung belohnt. In Gesellschaft dieses
üßli reisete Lavater 1763 über Leipzig und Berlin, wo er die be-
eutendsten Gelehrten jener Zeit kennen lernte, zu **Spalding** nach
Barth in Schwedisch-Pommern, um seine Bildung zum Geistlichen
m Umgange dieses, von ihm vor andern geachteten Theologen zu
ollenden. Mehrere Monate vergingen ihm hier unter theologischen
nd ästhetischen Studien sehr genußreich, und konnte auch Spaldings
Ruhe und Klarheit nicht auf sein feuriges treibendes Wesen übergehen;
o verdankte er diesem Aufenthalte noch manchen Wink über die wür-
ige Verwaltung des Predigtamts, und dieser Reise überhaupt eine
ähere Bekanntschaft mit der deutschen Literatur. Dieß zeigte sich
ald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, 1764, wo er nun seine
eit zwischen jener freundschaftlichen Seelsorge, biblischen Studien
nd poetischen Versuchen theilte. Klopstocks und Bodmers Musen
atten sein nicht gemeines Dichtertalent angeregt, das sich nun täg-
ich in Liedern ergoß und gleich anfangs die ernste Richtung auf Re-
igion und Vaterland nahm, die es sein ganzes Leben hindurch be-
ielt. Seine anerkannt trefflichen und gediegenen **Schweizerlie**-
er, die 1767, und die **Aussichten in die Ewigkeit**, die 1768
uerst erschienen, begründeten seinen Ruhm und erwarben ihm eine
roße Menge Verehrer, die, hingerissen von dem Zauber seiner phan-
asiereichen Darstellung, ihm nachsahen, daß er in den letztern sich
ft in kühne Muthmaßungen verlor, und die Aufschlüsse über das
Jenseits schuldig blieb, die sein zuversichtlicher Ton zu versprechen
chien. So wirkte er schon in einem ausgebreiteten Kreise, als ihn
ie Sorgen des häuslichen Lebens (seit 1766 war er mit der beschei-
enen, frommen Gattin, die ihn überlebte, verbunden) und die Pflich-
en des geistlichen Amtes, in das er 1769 als Diaconus an der Wai-
enhauskirche zu Zürich getreten, in Anspruch nahmen. Doch der Trieb
nd die Fähigkeit, Vielen Vieles zu seyn, war ihm nun einmal ei-
en, und während die außerordentliche Wirkung seiner Predigten, die
oll Geist, Leben und Glaubenszuversicht durch eine starke, herzge-
innende Sprache und einen rührenden Vortrag den rauschendsten Bei-
all fanden, die anziehende Kraft seines Umgangs, durch welchen er
Menschen aus allen Ständen zu gnügen und sich zugleich lehrreich
nd angenehm zu machen wußte, die sittliche Reinheit und Einfachheit

seines Lebenswandels, durch den er sein Christenthum ohne alle Affectation und Kopfhängerei practisch bewährte, so wie endlich die unermüdete, aufopfernde Herzensgüte, mit der er überall zu nützen suchte, und besonders in der Wohlthätigkeit gegen Arme eher zu viel, als zu wenig that, ihn recht eigentlich zum Manne des Volks und Liebling seiner Gemeinde machte: gingen die in seinem immer geschäftigen Kopfe sich drängenden Pläne und Projecte auf ein von Jahr zu Jahr sich erweiterndes Wirken hinaus. Seine Predigten, deren mehrere Bände seit 1772 gedruckt wurden, fanden auch im Auslande bald ein großes Publikum; sein Sittenbüchlein für Dienstboten füllte eine mit Unrecht übersehene Lücke in der Volksliteratur sehr zweckmäßig aus, und die Gedichte, die er von Zeit zu Zeit herausgab, dienten, wie weit auch die meisten hinter der körnichten Simplicität und Lebensfrische seiner Schweizerlieder zurückblieben, doch wegen ihrer Herzlichkeit und religiösen Wärme, Vielen zur Stärkung und Freude. Nur bei einer und gerade der geräuschvollsten und vielversprechendsten seiner Unternehmungen, wich er, ohne es zu wissen, etwas aus der Bahn seines sonst rein religiösen Wirkens: wir meinen seine Physiognomik. Seine früh geübte Beobachtungsgabe und seine Menschenkenntniß hatten ihn in den Stand gesetzt, sich von Personen jeder Art nach einigem Umgange bald ein treffendes Bild ihres Naturells und Charakters abzunehmen, und da dieß Bild in seinem, Alles zur Anschauung gestaltenden Gemüthe leicht mit der Vorstellung ihrer Gesichtszüge zusammenschmolz, so war es kein Wunder, daß er sich allmälig von einer nothwendigeren Uebereinstimmung des äußeren Menschen mit dem inneren überzeugte, als die behutsame Menschenkunde erfahrener Weltleute anzunehmen wagt. Es glückte ihm auch in vielen Fällen, seinen Schluß von dem ersten Anblicke einer Person oder ihres Porträts, ja nur ihres Schattenrisses, auf ihre geistige und moralische Individualität, bei näherer Erkundigung bestätigt zu finden. Ueberall gewohnt, vom Einzelnen schnell aufs Allgemeine zu schließen, und jede Erscheinung so viel als möglich zu verallgemeinern, kam er auch auf den Einfall, die Linien des Menschenprofils für zuverlässige Merkmale des Charakters zu erklären, und die Physiognomik, die bisher, was sie auch noch ist, nur ein Aggregat bescheidener, auf analoge Fälle gegründeter Vermuthungen gewesen war, zur Wissenschaft zu erheben. Seit 1770 hing Lavater an dieser Idee und sammelte aus allen Gegenden, die seine ausgebreitete, Alles, was damals berühmt war, in den Zauberkreis seines Unternehmens hineinziehende Correspondenz erreichen konnte, Schattenrisse bekannter Personen als Hülfsmittel und Beweisthümer seiner psychologischen Analyse des Menschengesichts. Besonders ging er auf Christusköpfe aus, und jeder Bekannte, der etwas zeichnen konnte, mußte ihm ein selbsterfundenes Christusprofil liefern. Denn mit der christlichen Grundidee seines Strebens, die Menschheit, an die er kindlich glaubte, nach dem sittlichen Vorbilde Jesu herzustellen, hing in seinem menschenfreundlichen Herzen die Charakterkunde aus den Gesichtszügen, als eine Vorarbeit zur zweckmäßigeren Einwirkung auf die Gemüther, eng zusammen. In die Zeit dieses physiognomischen Treibens fällt 1774 seine Reise ins emser Bad, der wir eine höchst anmuthige Episode in Göthe's Leben (3ter Bd.) verdanken. Mit Göthe, der schon unter seine Correspondenten gehörte, mit Basedow, Jung-Stilling, Jacobi und andern bedeutenden Genien Deutschlands befreundete sich Lavater auf der emser Reise näher, und nicht anders,

ls man großen Virtuosen zu thun pflegt, wurde er schon damals, wohin er kam, von Hohen und Niedern gesucht, bewundert und ge- ;iert. Eine Celebrität, wie wenig deutsche Gelehrte, erlangte er ber in und außer Deutschland, als die Frucht seiner physiognomi- hen Studien, ein Prachtwerk in 4 Quartbänden, unter dem beschei- enen Titel: Physiognomische Fragmente, 1775 und in den olgenden Jahren ans Licht kam. Eine Menge von Chodowiecky, Lips, Schellenberg und andern jungen Künstlern, denen er dadurch Brot nd Aufmunterung verschaffte, nett gestochener und meist wohlgetrof- ener Porträts und Schattenrisse merkwürdiger Personen, empfahl die- es Werk, und wie eine Göttersprache imponirte der Schwung des chwülstigen, in poetischen Kraftworten und enthusiastischen Exclama- ionen hinrollenden Styles, in dem Lavater diese Bilder commentirte nd das Geheimniß der Physiognomik enthüllte. Eine französische Ue- ersetzung wurde bald nöthig, und was in jener, für geheime Wissen- chaften noch sehr empfänglichen Zeit nur gelehrt, geschmackvoll und ;ebildet hieß, nahm Theil an einer Entdeckung, die nichts Geringe- es, als ein Stein der Weisen für das gesellige Leben zu werden ver- prach. Denn wenn sie Probe hielt, so konnten ihre Eingeweihten as Innere jedes Menschen, der ihnen vorkam, in seinen Zügen ohne roße Mühe lesen. Besonders erregte sie die Aufmerksamkeit der Gro- ßen, denen freilich ein Arcanum zur Enträthselung der Charaktere hrer Gesellschafter und Subalternen am nöthigsten seyn möchte. Spu- ren des Genies, Scharfsinn, Combinationsgabe und tiefe Blicke ins nenschliche Herz sind, wie überhaupt Allem, was Lavater schrieb, uch seiner Physiognomik nicht abzusprechen, nur konnte bei kälterer Prüfung die Unhaltbarkeit des ganzen Entwurfs dem ruhigen Forscher nicht lange verborgen bleiben. Denn wenn auch Jedermann die Schön- heit in denselben Linien des Profils gefunden hätte, an die sie Lava- ter band (wie denn aus seinen künstlerischen Studien über die Schön- heitslinie, die den camperschen jedoch an Gründlichkeit nachstehen, die Zeichnenkunst wirklich einigen Vortheil zog): so wurde doch die vorei- lige Erhebung der Hypothese, daß äußere Schönheit und Häßlichkeit ein treuer Abdruck der inneren sey, zur physiognomischen Regel, durch eine Menge lügenstrafender Ausnahmen verdächtig. Wo man ihr aber dennoch gläubig nachging, da gab sie so vielen, theils lächer- lichen, theils gefährlichen Mißgriffen im Urtheil über angenehm ver- larvte Sünder, auf deren Antlitz der lavatersche Empfehlungsbrief zu lesen war, und mißgebildete Unschuldige, denen er fehlte, Anlaß, daß Lichtenberg (im göttinger Taschenkalender auf das Jahr 1778) und andere Gegner der Physiognomik, sie leicht als eine Modethorheit durchziehen und ihr den Anspruch auf die schöne Firma: „zur Be- förderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe," unter der sie aufgetreten war, absprechen konnten. Aus der darüber anhebenden heftigen literarischen Fehde trug der hannöversche Leibarzt Zimmermann, der treueste Bewunderer Lavaters, der sich mit mehr Eifer und Zuversicht, als Geschick zum Retter seiner Theorie aufgeworfen hatte, unheilbare Wunden, und der unbefangene Theil des Publikums die Ueberzeugung davon, daß dem Erfinder hier etwas Menschliches begegnet, und das Prinzip seiner Physiognomik nur in seinen individuellen Gefühlen, zufolge deren er seine Regeln von den Gesichtszügen einzelner Menschen, die ihm lieb oder widerwärtig wa- ren, abzog, zu suchen sey. Lavater selbst scheint später von dem star- ken Glauben daran zurückgekommen zu seyn, und, während er die

Heilkunde des inneren Menschen immer eifriger betrieb, seine Studien über die Züge des äußern in eine unschuldige Kunstliebhaberei verwandelt zu haben (s. Physiognomik). Unerschütterlich hielt er dagegen an der ihm eigenen Ansicht des Christenthums, die aus seinen Phantasien über die biblischen Lehren mehr, als aus diesen selbst erwachsen, neue Deutung mit steifer Orthodoxie, philosophisches Raisonnement mit Aberglauben wunderlich vermischte. Der Grundzug dieser Ansicht war sein Glaube an die Möglichkeit sinnlicher Erfahrungen von den unsichtbaren Kräften, die das Christenthum in der geistigen Welt erweckt hat. Daher ging er in seiner Meinung von dem Einflusse des verklärten Christus auf die sichtbare Welt, von der Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm, die ihm fast eine physische Verwandtschaft war, von der Allgemeinheit der außerordentlichen Gaben des heiligen Geistes, von der Kraft des Glaubens, von dem Rechte der Christen auf Erhörung ihrer bestimmtesten Bittgebete, worüber er selbst merkwürdige Erfahrungen gemacht hatte, überall weiter, als eine richtige Erklärung der heiligen Schrift erlaubt; und auf Voraussetzungen hin, die sein, von gelehrter Critik ganz entblößtes Verständniß biblischer Aussprüche und Tropen wenig begründen konnte, folgerte er oft zu schnell, was seiner Phantasie annehmlich schien. Dieß zeigte sich am auffallendsten in seinen größeren Epopöen Jesus Messias und Pontius Pilatus (1781 bis 1786), worin er sich am getreuesten ausspricht, und in den Erzählungen eines christlichen Dichters (1795), die insgesammt, wie überhaupt die religiösen und poetischen Schriften, in denen er dogmatisirt, deutlich beweisen, daß er als Theologe zu sehr Dichter, und als Dichter zu sehr Theologe war. Erklärlich ist es daher, warum ihm seine Bekehrungsversuche bei eigentlichen Gelehrten und selbstständigen Männern so wenig glücken wollten. Wie redlich er es auch mit dem Wunsche meinte, daß jeder bedeutende Mann, der ihm werth war, seine Ansicht theilen möchte, wie geduldig und unverdrossen er auch bei seinen Bemühungen, Andere zu überzeugen, verfuhr; etwas Gewaltsames und für die Angegriffenen Peinliches lag immer in seiner gewohnten Manier, Andersdenkende durch die Alternative, daß sie ihn entweder widerlegen, oder seinen Glauben annehmen sollten, zu unumwundenen Erklärungen zu nöthigen. Auf diese Art hatte er im ersten Jugendfeuer die Bekehrung des jüdischen Philosophen Mendelssohn unternommen, ein Versuch, der natürlich fehlschlug und ihm eine beschämende Zurechtweisung zuzog, ohne ihn von ähnlichen mißlichen Wagstücken abzuhalten. Ausweichende oder derbe Repliken hatten Derbheiten auch von seiner Seite zur Folge, und mancher ihm sonst gewogene Gelehrte wurde dadurch von ihm entfernt. So kam er zum Theil durch eigene Schuld in den Ruf eines Schwärmers, der sich in Alles mische und seine Meinungen Jedermann aufdringen wolle, und je bedeutender sein Geist, Ansehn und Anspruch waren, desto schärfer urtheilte man nun über jeden seiner Schritte. In der That war es ihm natürlich, an jeder öffentlichen Sache, welche die Religion anzugehen schien, lebhaften Antheil zu nehmen; seine entschiedene Neigung zum Wunderbaren, Uebernatürlichen und Geheimnißvollen verleitete ihn mehr als einmal, die Erwartung von Wundern und Offenbarungen laut werden zu lassen, und in dem Bestreben, etwas Unerhörtes zu entdecken und zu sagen, streifte er oft nahe an das Abenteuerliche. Daher wurde es ihm hoch angerechnet, daß er von den geßnerschen Teufelsschwörungen Kenntniß nahm, und ihm eine gewisse Glaubenskraft

uschrieb; aus seinem freundschaftlichen Verkehre mit einigen katholi=
hen Theologen zog man die grundlose Beschuldigung einer geheimen
)arteilichkeit und Machination für den Katholicismus, den Lavater
och nur von seinen löblichen Seiten anerkannte, ohne sich durch die
umuthungen katholischer Eiferer, die ihn zu gewinnen hofften, wie
Sulzer in Constanz, zu der mindesten Annäherung bewegen zu lassen;
ı Manche hielten ihn gar für einen geheimen Obern des Jesuiten=
rdens. Und als er gar von der meßmerschen Entdeckung des Magne=
ismus neue Aufschlüsse über die Natur des Menschen, und Erklärun=
ıen der Wunderkuren Jesu erwartete, mußte er über seinen ernstlichen
Antheil an dieser Sache Vorwürfe hören, mit denen man ihn gegen=
vārtig gewiß verschonen würde. Denn die Beschaffenheit der Zeit, in
ie sein öffentliches Wirken fiel, brachte es überhaupt mit sich, daß
nan bei einem Manne, wie Lavater, Lob und Tadel übertrieb. Sein
heosophischer und poetischer Dogmatismus war, im grellsten Contraste
nit der Skepsis, der sich die Theologie damals, 1770 bis 1790, mäch=
ig entgegendrängte, den Aufklärern natürlich eine Thorheit, so wie
ie Leichtigkeit, mit der er, von dem gewaltigen Regen des Natur=
ınd Freiheitsgeistes jener Zeit ergriffen, sich doch auch wieder manche
ıeue Gestaltung erlaubte, den Orthodoxen ein Aergerniß, während
agegen eine große Schaar uncritischer und wohlgesinnter Laien, die
ıur ihr Gefühl beschwichtigt wissen wollten, gerade in seinem huma=
ıen, das menschliche Herz so vertraulich ansprechenden Christenthume
ie willkommenste Schutzwehr gegen den überhand nehmenden Un=
glauben fand. Mit einem fast unbedingten Vertrauen überließen sich
uch außer seiner Gemeinde gefühlvolle Halbgelehrte, trostbedürftige
Weltleute und zartsinnige Frauen, die ihn eigentlich am besten ver=
tanden, seiner geistigen Leitung. Ein lebhafter Briefwechsel in Ge=
vissensangelegenheiten machte ihn zum Seelsorger frommer Familien
n allen Gegenden Deutschlands, und seine Reisen wurden Triumph=
üge eines Propheten, an den sich überall die Gottseligen drängten,
ım das Wort des Lebens aus seinem Munde zu vernehmen; denn
r ließ sich leicht bewegen, in fremden Städten und an fürstlichen
Höfen, die ihn günstig aufnahmen, Predigten und Andachtsübungen
u halten, und Gelegenheitsreden geriethen ihm immer besonders
vohl. Kein protestantischer Geistlicher des 18ten Jahrhunderts hat
nehr Verehrung genossen, als Lavatern auf seiner Reise nach Bremen
1786 entgegenkam. Ein ehrenvoller Ruf zum Diaconat bei der re=
ormirten Gemeinde in Bremen, den er aus Liebe zu seiner Vater=
tadt, in welcher er 1775 Pfarrer an der Waisenkirche, und 1778 Dia=
onus an der Petrikirche geworden war, nicht ohne Gepränge und,
ie sich noch gegen Ende des Jahres 1786 durch sein Einrücken in das
Pfarramt bei seiner Kirche zeigte, auch nicht zu seinem Nachtheile eben
usgeschlagen hatte, gab dieser Reise eine besondere Bedeutung. Man
mpfing ihn in Bremen wie einen Heiligen; Obrigkeit und Bürger=
chaft beeiferten sich, ihn mit Beweisen von Hochachtung und Ergeben=
eit zu überhäufen, und öffentliche Blätter berichteten, was er dort
gesagt und nicht gesagt haben sollte. In der That hatte auch seine
Gegenwart etwas Einnehmendes, dem nicht leicht Jemand widerstand,
ınd wer in der Ferne mit ihm unzufrieden war, befreundete sich ihm
n der Nähe. Der Adel und die schweizerische Treuherzigkeit seines
Betragens, die stille Begeisterung und tiefe Sanftmuth seines Blicks,
ie ausgezeichnete Anmuth und Lieblichkeit seiner Lippen, die etwas
vorgebogene Haltung seines schlanken, wohlgebildeten Körpers, der

Ausdruck einer Menschenfreundlichkeit und Güte, die die Uebergewalt seines Geistes milderte, ohne sie zu verleugnen, die jungfräuliche Reinigkeit und Zartheit seines ganzen Wesens gab seiner persönlichen Erscheinung so viel Feierliches und Wohlthuendes, daß man sich ihm gegenüber unwillkürlich von Ehrfurcht und Liebe ergriffen fühlte. Dazu kam eine seltene Faßlichkeit und Popularität im Gespräche, eine geistige Hoheit und Salbung, die auf der Canzel jedem seiner Worte Gewicht gab, die Uebereilungen seines Eifers im Flusse der Rede bedeckte, und selbst im geselligen Umgange ungezwungen hervorblickend, keinen Spötter gegen ihn aufkommen ließ, eine sittliche Grazie, die auch seine Scherze adelte und jeden Cirkel, in den er eintrat, in Ordnung erhielt, endlich die Originalität und Fülle seines Gedankenganges, die oft überraschend und immer anregend und erwärmend auf seine Umgebungen wirkte; Eigenschaften genug, um die Bewunderung und Anhänglichkeit seiner Verehrer begreiflich zu machen. Seine Aussichten in die Ewigkeit hatten ihn überdieß bei der Menge längst in den Ruf höherer Seherkräfte gesetzt, und in seinen ascetischen Schriften waltete, neben tiefer Menschenkenntniß und ungemeiner moralischer Kraft, wirklich das göttliche Leben, das die Gemüther überzeugt, erquickt und tröstet. Seine Predigten über das Buch Jonas und über die Liebe, die Handbibel und Lieder für Leidende, die Betrachtung über die wichtigsten Stellen in den Evangelien gehören zu den trefflichsten Erbauungsbüchern in der deutschen Literatur. Auch sein Tagebuch eines geheimen Beobachters seiner selbst hat unstreitig viel Gutes gewirkt, und die Arglosigkeit, mit der er es ins Publikum gehen ließ, würde ihm nie nachtheilig geworden seyn, wenn er nicht zu viele Particularitäten seines eigenen Lebens hineingemischt hätte, die ihn dem Mißverstande und der Verleumdung bloß stellen mußten. Jenes Tagebuch, die Geschäftigkeit dienender Freunde und Zwischenträger, die ihn umlagerten und seine Offenherzigkeit nicht selten mißbrauchten, die Berichte der Reisenden, welche die Schweiz nicht sehen konnten, ohne den Propheten in Zürich zu besuchen, brachten jeden Schritt und jede Aeußerung von ihm unter die Leute, ja die Aufmerksamkeit des Publikums erstreckte sich in jenen friedlichen Decennien, wo man noch Zeit hatte, das Kleine wichtig zu finden, bis auf die unbedeutendsten Vorfälle und Wendungen des lavaterschen Lebens und Treibens. So wurde ihm das Glück einer großen Celebrität oft durch ärgerliche Klatschereien und Händel verbittert, und er war selbst zu wenig besorgt, jeden Anlaß zu öffentlichen Verhandlungen über sein Privatleben zu vermeiden. Auch verleitete ihn seine durch allzugroßen Beifall genährte Eitelkeit bisweilen zu kleinlichen Schritten und einer empfindlichen Sorgfalt für seinen Ruhm. Dieser kam auch allerdings in Gefahr, da er nach einer Reise, die er auf Einladung des Ministers Bernstorf 1793 nach Copenhagen unternommen hatte, ein Tagebuch derselben herauszugeben anfing. Knigge machte sich sogleich in der Reise nach Fritzlar, und ein Ungenannter in dem satyrischen Freudenliede der Jünger Lavaters, darüber lustig. Ueberhaupt zeigte sich in dieser spätern Periode sein Geist nicht immer kräftig genug, den Mangel einer vollendeten gelehrten Bildung, wie sonst, durch Originalität der Gedanken und hinreißendes Feuer der Darstellung zu decken. Man fing an, seine neuern Schriften etwas langweilig zu finden, in der Anlage und metrischen Form seiner Poesien entdeckte man unverzeihliche Nachlässigkeiten und Ungleichhei-

en, die besonders seine Hexameter in übeln Ruf brachten, und die Breite, mit der er seine Gedanken auszudehnen und ihr Mark auszusaugen beliebte, wollte neben der Präcision neuerer Dichter und Prosaisten nicht mehr behagen. Dem Kindersinne seines Glaubens war die Zeit nun entwachsen, und die redseligen Mittheilungen seiner Einfälle, Gedanken und Räthe, die er in seiner Handbibliothek, dem Anacharsis, dem Vermächtniß an Freunde und andern Schriftchen dieser Art wol nur an Freunde richtete, aber doch ins Publikum gehen ließ, hörten auf, interessant zu seyn. Die Welt war bald mit einem allgemeineren Interesse beschäftigt. Auch Lavatern erfüllte die Revolution, die Alles entzündete, anfangs mit republikanischer Freude; aber seit der Epoche des Königsmordes mit einem religiösen Abscheu, der, je mehr ihm durch neue Unthaten und Greuel Stoff zuwuchs, sein ganzes Wesen in eine steigende Thätigkeit setzte und die Seelengröße entwickelte, die er beim Eindringen der Revolution in die Schweiz im hohen Grade bewies. Er gehörte damals zu den wenigen Weisen und Edeln, die den Ausgang ahneten und sich im Gedränge streitender Factionen frei und tadellos zu behaupten wußten. Dabei griff er auf der Canzel und unter dem Volke mit einer Kühnheit, die nur der ächte Enthusiasmus für Recht und Vaterland einflößen kann, in jede öffentliche Bewegung ein, und mit der Klugheit, Geistesgegenwart und Genialität, deren nur große Seelen fähig sind, wußte er in entscheidenden Momenten die rechten Mittel der Rettung zu zeigen, und wo es möglich war, selbst zu helfen. Ihm vorzüglich hatte es Zürich zu danken, daß nicht schon unter den stäfner Unruhen 1795 die Gährung allgemein zum Ausbruche kam, und seine unerschrockene Freimüthigkeit und thätige Verwendung hatte großen Antheil daran, daß den Rädelsführern, in deren Sache Zürichs Ehre und Ruhe auf dem Spiele stand, das Leben gerettet ward. Noch unter dem Drucke der französischen Tyrannei hatte er 1798 für alle seine Mitbürger den Muth, den Director Reubel in einem Worte eines freien Schweizers an die große Nation, mit Unterschrift seines Namens, wegen Frankreichs schändlichen Benehmens gegen die Schweiz zur Rechenschaft zu ziehen, worauf eine vornehme Antwort, aber sonst nichts Gefährliches für ihn erfolgte. Auch hörte er nicht auf, mitten unter den heillosen Umwälzungen seines Vaterlandes für Recht und Ordnung zu sprechen, und die Willkür der Machthaber öffentlich zu rügen; und als er endlich auf dem lächerlichen Argwohn einer verrätherischen Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich hin, während einer schmerzhaften Krankheit im Mai 1799 nach Basel deportirt wurde, wunderte man sich, daß es nicht eher geschehen war. Die Directoren der Schweiz hörten die Wahrheit nirgend bündiger und derber, als in der Verantwortung, die er nun eingab, und als er, nach einigen Monaten wieder entlassen, durch die französischen Vorposten glücklich nach Zürich zurückgekommen war, fuhr er in seiner Amtsthätigkeit mit demselben patriotischen Eifer fort, bis sie endlich auf die schrecklichste Weise gehemmt wurde. Da nämlich am 26sten Sept. 1799 Massena Zürich wieder einahm, und Lavater eben auf der Straße beschäftigt war, herumschwärmende Soldaten zu erquicken und zu beschwichtigen, schoß ein französischer Grenadier ihn meuchlings durch die Seite. Ueber ein Jahr litt er, mit wenigen Tagen eines leidlichern Befindens, die er den Amtsgeschäften widmete, an diesen Wunden, und schrieb auf dem Krankenlager seine Deportationsgeschichte, eine nachdrückliche Vorstel-

lung an die revolutionäre Regierung; Saulus und Paulus, eine christliche Dichtung; eine Menge Briefe, unter andern auch den merkwürdigen an Stollberg, über dessen Religionsveränderung, und die Ode „Zürich am Ende des 18ten Jahrhunderts," die zu den vortrefflichsten Gedichten in dieser Gattung gehört, und seine frühern Poesien weit hinter sich läßt. Die ebenfalls sehr herzliche Ode „Zürich am Anfange des 19ten Jahrhunderts," war sein Schwanengesang. Gegen Ende des Jahres 1800 wurden seine Schmerzen an den immer noch offen stehenden Wunden immer empfindlicher, keine Stellung und Lage gab ihm mehr Ruhe, sein Rücken war ganz wund und gekrümmt, aber die härtesten Qualen trug er mit einer Geduld, Ergebung und Heiterkeit des Geistes, die Jedermann zur Bewunderung hinriß, und selbst seine Gegner überzeugen mußte, wie sehr es ihm mit seinem Christenthume Ernst gewesen. So starb er am 2ten Januar 1801 im 60sten Lebensjahre, von einer väterlich geleiteten Familie und allen Guten beweint, und seiner Vaterstadt, um die er so große Verdienste hatte, unvergeßlich. Frühere und andächtigere Jahrhunderte, als das, in dessen Morgenröthe seine Sonne unterging, hätten ihn heilig gesprochen, denn in ihm vereinigten sich, selbst den Märtyrertod nicht ausgenommen, alle die Eigenschaften, welche die Kirche von ihren Heiligen fodert, und die Meisten, die sie verehrt, wurden von ihm an Adel des Geistes und Herzens und ungeheuchelter praktischer Frömmigkeit weit übertroffen. Ein Christ zu seyn war seine Wissenschaft und sein Ruhm, und daß er so ernstlich nach dieser Virtuosität strebte, hätte ihm Niemand verargen sollen. Den Schätzen der Gelehrsamkeit verdankte er wenig, er producirte mehr, als er las, und was er war, wurde er von innen heraus. Daher das viele Sinnreiche und Erbauliche in seinen Schriften, das auch die Zukunft nicht unbenutzt lassen wird, und seine ausgezeichnete Individualität, die der Betrachtung und Achtung immer werth bleiben wird. Sein sittlicher Charakter war durchaus edel und redlich, nur das Uebermaß des Beifalls machte ihn bisweilen klein, doch blieben seine Absichten stets lauter, und er vergab gern, anstatt zu vergelten. Glaube und Liebe waren die Grundzüge seiner Natur; Johannes Müller, der ihn, wol etwas zu günstig, den Kirchenvater unter den neuen Thelogen nennt, konnte mit Recht sagen, er kenne kaum Einen, der wahrhafter und stärker glaube, tiefer fühle und inniger umfasse, als Lavater. Der Grund seiner Schwächen war mehr in seinem, oft von zu starken Phantasien und ausschweifenden Plänen bestürmten Kopfe, als in seinem Herzen zu suchen, und wenn es von der zahlreichen Jüngerschaft, die sein Christenthum gebildet hat, noch Ueberreste gibt, so haben sie nicht Ursache, darum an ihrem Meister irre zu werden, weil er bei großen Talenten und rühmlichen Tugenden auch menschlich fehlen konnte.

E.

Lavinen, Lawinen, Lauwinen (von den schweiz. Louwin, Lauwin, Schneelauwin, franz. Avalanche, Lavanche, Lavange) bedeuten in der Schweizersprache große Schneemassen, welche von den hohen Bergen in die nahgelegenen Thäler herabrollen, sich im Herabrollen sehr vergrößern und durch ihren Sturz oft die größten Verwüstungen anrichten. Es gibt vornehmlich zweierlei Arten Lawinen. Die eine nennt man Wind- oder Staublawinen, weil sie vom Winde losgerissen werden, der den frisch gefallenen Schnee mit sich fortreißt und stäubend in die Tiefe stürzt. Die zweite Art heißt

Berg- oder Schneelawinen (Schloß- und Schlag-, auch Schrundlawinen), weil sie aus nichts als Schnee bestehen. Diese sind zwar, wegen der Geschwindigkeit, mit welcher sie einherfahren, in sofern die gefährlichsten von allen, sonst aber, weil sie am lustigsten unter allen sind und man sich aus ihnen am leichtesten wieder emporarbeiten kann, auch nicht so sehr zu fürchten. Man hat Beispiele, daß Leute 24 Stunden unter einer solchen Lawine gesteckt haben, ohne zu ersticken. Diese Lawinen werden nicht vom Winde fortgerissen, sondern stürzen durch ihre eigene Schwere und rollen dann den ganzen Grund, auf welchem sie liegen, nebst den darauf befindlichen Bäumen, Felsen ꝛc. mit sich fort. Sie fallen besonders um Frühlingszeit, wenn die angehende Wärme den Schnee fester und trockener macht. Ihr Fall macht Berg und Thal erzittern und erregt einen Schall, als ob es donnerte. Die dritte Art heißt Erdlawinen, die dann entstehen, wenn das Erdreich von lange anhaltender und tief eindringender Nässe dergestalt erweicht wird, daß es mit allen darauf befindlichen Häusern, Bäumen und ganzen Wäldern in die Tiefe stürzt und oft ungeheuern Schaden anrichtet.

Laviren (franz. louvoyer) bedeutet in der Schifffahrt sich gegen den Wind halten, bei widrigem Winde bald nach der einen, bald nach der andern Seite segeln, um das Schiff von seiner Richtung nicht allzuweit zu entfernen, wodurch man, wenn auch nur wenig, doch immer etwas vorwärts kömmt; daher auch figürlich bedächtig bei einer Sache verfahren. — In der Malerkunst heißt laviren eine aufgetragene Farbe mit Wasser vertreiben; eine Zeichnung lawiren, d. i. sie tuschen, oder mit einer Tinte oder Farbe malen.

Lavoisier (Antoine-Laurent), einer der größten neuern Chemiker, nach und nach Generalpächter, Pulver- und Schwefelverwalter, und Nationalschatz-Commissarius, wurde am 26sten August 1743 zu Paris geboren, und überreichte schon in einem Alter von 23 Jahren der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die beste Weise, die Straßen zu beleuchten, für welche Arbeit er eine goldene Medaille empfing. Zwei Jahre darauf ward er Mitglied und einer der berühmtesten Mitarbeiter eben dieser Akademie. Lavoisier studirte mit gleichem Erfolge mehrere Zweige der Physik und der Naturgeschichte, als ein Umstand, der Epoche in der Geschichte der Wissenschaften macht, ihn gänzlich und ausschließlich für die Chemie bestimmte. Die Entdeckung des elastischen Fluidums, welche man den Bemühungen Black's, Cavendish's, Macbride's und Priestley's zu verdanken hatte, hatte ein neues Licht über die sämmtlichen Naturerscheinungen verbreitet. Der junge Lavoisier fühlte, durch eine Art von unbewußtem Triebe, der das Genie charakterisirt, wie weit ihn die glänzende Laufbahn, welche ihm diese Wissenschaft eröffnete, zu führen im Stande wäre. Er wiederholte daher jene Experimente und veränderte sie auf tausendfältige Weise. Er arbeitete mit ganz neu von ihm erfundenen Instrumenten, die nach seiner Angabe mit einer bis dahin nie gekannten Vollkommenheit verfertigt wurden. Anfangs bestätigte er die erhaltenen Resultate der übrigen Chemiker; bald aber dehnte er sie weiter aus, entdeckte deren neue und bewirkte durch die Anwendung derselben auf die Wissenschaft selbst eine vollkommene Umwälzung derselben. Ein der Akademie Ende des Jahrs 1772 übergebener Aufsatz beweiset unwidersprechlich, daß er schon damals die wahre Ursache gefunden hatte, warum die Metalle, wenn man sie dem Feuer aussetzt, ein größeres Gewicht erhalten. Diese richtige Ent-

deckung, die der neuern antiphlogistischen Chemie zur Basis dient, warf jene allgemeine und unsichere Theorie des Phlogistons gänzlich über den Haufen. Seit der Zeit boten 40, in der Akademie während 20 Jahre von ihm vorgelesene Denkschriften, die er hernach in einen Band zusammendrucken ließ, das Ganze einer Lehre dar, welche alle chemische Erscheinungen in sich faßt. Lavoisier schuf von nun an eine ganz neue Wissenschaft: er veränderte in der Chemie sowol die Art, zu experimentiren, als die Art, zu räsonniren, mit einem Worte, er brachte ein System in diese Wissenschaft, wie sie es bis dahin gänzlich entbehrt hatte, und setzte dasselbe mit einer solchen Klarheit und Bestimmtheit, und mit einer so bestimmten, nie wankenden Hindeutung auf einen einzigen Gesichtspunkt aus einander, daß man wol sah, er erfinde aus eigenem, angeborenem Genie. Dieß System ward von ganz Frankreich angenommen. Im Jahre 1789 stellte er seine sämmtlichen neuen Entdeckungen unter einen einzigen Gesichtspunkt auf und gab dieselben unter dem bescheidenen Titel: Traité élémentaire de Chimie (Elementarabhandlung über die Chemie) in den Druck, ein sowol der Form als dem materiellen Inhalte nach gänzlich umgeschaffenes Werk. Auf diese Weise aber zeichnete sich Lavoisier nicht allein in der Chemie aus, sondern er bewies auch in den Geschäftsführungen seiner bedeutenden Stellen eine so lebhafte Thätigkeit, einen so geübten Scharfblick, daß er auch hierin die allgemeine Bewunderung erregte. So hat er mehrere ausgezeichnete Werke über die politische Staatsverwaltung geschrieben. Aber weder das hervorragende Genie, noch das Mitleid, mit welchem Lavoisier das Unglück jedes Hülfsbedürftigen zu erleichtern bereit war, konnten ihn vor dem wüthenden Verfolgungsgeiste des Nationalconvents in Sicherheit stellen. Als vormaliger Generalpächter erschien er, durch eine Anklagungs-Acte vor das Revolutions-Tribunal gerufen, mit seinen vormaligen Mitbrüdern und ward zum Tode verurtheilt. Er bat um 14 Tage Aufschub, damit er zuvor noch einige wichtige Experimente beenden könnte; aber man antwortete ihm, die Republik bedürfe keiner Gelehrten, und Lavoisier betrat am 6ten April 1794, im 51sten Jahre seines Alters, mit Heiterkeit das Blutgerüst. Er hat folgende Werke herausgegeben: Opuscules Chimiques et Physiques, 1772, 2 Vol. 8.; Nouvelles Recherches sur l'existence d'un Fluide Elastique, 1775, welches Werk seinem Verfasser den größten Ruhm verschafft hat; Rapport des commissaires chargés de l'examen du Magnétisme Animal; Méthode de Nomenclature Chimique; Traité élémentaire de Chimie, 1789, 2 Vol. 8.; Instructions sur les Nitrières et sur la fabrication du Salpêtre, 1777; De la Reproduction et de la Consommation comparées à la Population, welches Werk eine vortreffliche Abhandlung über Staats-Arithmetik ist; Sur la Richesse Territoriale de la France. Mit diesem weitläufigen Werke, von dem er bereits 1791 einen Auszug geliefert hatte, war er eben beschäftigt, als er zum Schaffot geführt wurde.

Law (John), am 16ten April 1671 zu Edinburgh geboren, gab sich, obgleich sein Vater ein Messerschmid, oder, nach Andern, ein Goldschmid gewesen war, für einen Edelmann aus. Er war groß, wohlgebaut, besaß eine angenehme, edle Gesichtsbildung, einen durchdringenden Verstand und sehr feine Sitten. Arithmetik, Algebra und Geographie waren die Studien, denen er sich besonders in seiner Jugend widmete. Schon von frühen Jahren an aufmerksam auf seine

Person und gesucht in seinem Anzuge, zeichnete er sich in allen Spielen aus, welche körperliche Geschicklichkeit und geistiges Nachdenken erfodern. So ward er als einer der besten Ballspieler Schottlands gerühmt, obgleich dieses Spiel damals in seinem Vaterlande sehr gewöhnlich war. Nachdem er die Tochter eines Lords verführt und den Bruder derselben getödtet hatte, ward er verurtheilt, gehangen zu werden. Er rettete sich durch die Flucht, ging nach Holland und von dort nach Italien, kehrte jedoch gegen 1700 nach England zurück und legte dem Parlamente einen Plan vor, wie dem Geldmangel Schottlands und dem bevorstehenden Banqueroute der dortigen Bank abgeholfen werden könnte. Da jedoch weder dieser Plan, noch ein anderer, in welchem er eine neue Art Papiergeld vorschlug, vom Parlamente angenommen wurde, so verließ er abermals sein Vaterland und begab sich nach Brüssel, von wo er nach Venedig und Genua ging. Allenthalben, wo er sich verweilte, machte das Spiel den vorzüglichsten Gegenstand seiner Speculationen aus, und bald war es ihm geglückt, eine Summe von 110,000 Pf. St. gewonnen zu haben. Nachdem er nun auch dem Könige von Sardinien, Victor Amadeus, die obenerwähnten Finanzpläne, obgleich vergebens, vorgeschlagen hatte, ging er nach Frankreich, wo 1709 oder 1710 der dortige General-Controleur (so hieß damals der Finanzminister) seinem Finanzsysteme größere Aufmerksamkeit schenkte. Dieß geschah zu einer Zeit, da ein unglücklicher Krieg ganz Frankreich ruinirt, und jedes öffentliche Zutrauen vernichtet hatte; und so fand endlich Law unter der Vormundschaft des Herzogs von Orleans den günstigen Zeitpunkt, welcher seinem Systeme den gewünschten Eingang in Frankreich verschaffte. Hier war eine öffentliche Schuldenlast von zwei Milliarden (zwei Millionen Millionen) zu tilgen, und überdieß hatte es Law mit einem Prinzen und einem Volke zu thun, die in jede Neuheit verliebt waren. Zuerst errichtete er 1716 in seinem eigenen Namen eine öffentliche Bank, die jedoch bald die allgemeine Casse aller Einnahmen des Königreichs wurde. Mit ihr ward bald darauf eine Handlungsgesellschaft nach dem Mississippi vereinigt, von welcher man sich die größten Vortheile versprach. Das Publikum, von dem Reize des Gewinnes gelockt, bezeigte eine wahre Wuth, die Actien dieser Gesellschaft und Bank zu kaufen. Das Geld, welches vorher mißtrauisch im Kasten verschlossen worden war, kam reichlich in Umlauf. Nachdem die Bank selbst noch ungemein erweitert worden war, fingen endlich im Jahr 1719 die Actien derselben an, den ganzen Werth alles im Königreiche sich befindenden Geldes um das achtzigfache zu übersteigen. Während dieß vorging, war Law 1720 zum Finanzminister erhoben, vom Protestanten zum Katholiken, vom Abenteurer zum Herrn der schönsten Besitzungen und vom Banquier zum Staatsminister geworden. Um das baare Geld gegen die Actien herabzusetzen, hatte man die Mark Silber und Gold anfangs zu einem ungeheuern Preise ausgemünzt, setzte sie aber nach und nach sehr herunter, so daß das Publikum, welches einen noch größern Verlust an baarem Gelde fürchtete, dieses mit der größten Begierde zur Bank brachte und gegen Papiergeld auswechselte. Nachdem aber nun die Bank, trotz dieser betrügerischen Speculationen, nicht immer im Stande war, seine Billets zu zahlen, suchte sich Law anfangs damit zu retten, daß er ein Gesetz ergehen ließ, vermöge dessen es Jedermann bei Strafe der Confiscation untersagt war, mehr als 500 Livres baares Geld in seinem Hause zu haben. Da diese Maßregel dennoch fruchtlos war, so wurden die Actien

auf die Hälfte ihres wahren Werths heruntergesetzt. Nun wurden der Nation auf einmal die Augen geöffnet: man sah den allgemeinen Ruin erklärt voraus und das Murren ward allgemein. Die Regierung ließ, durch die allgemeine Stimme in Furcht und Ungewißheit gesetzt, Beschlüsse über Beschlüsse ergehen, hob das Verbot, baares Geld bei sich zu haben, wieder auf, erlaubte dergleichen aus dem Auslande einzuführen, und konnte dennoch dem allgemeinen Mißtrauen und der gränzenlosen Verwirrung nicht vorbeugen. Das Volk, welches weder Geld, noch baares Geld hatte, stürzte wie wüthend zur Bank, um seine Billets einzulösen. Das Drängen der Menge war so gewaltsam, daß mehrere Menschen ihr Leben dabei verloren. Endlich sah sich Law, mit dem öffentlichen Fluche belastet, in die Nothwendigkeit versetzt, zu entfliehen, um sein Leben vor der Wuth des Volks in Sicherheit zu bringen. Nachdem er Deutschland, Holland, England und Dänemark durchstreift hatte, begab er sich nach Venedig, wo er, noch immer mit chimärischen Hirngespinsten beschäftigt, im Jahre 1729 starb. Obgleich seine Reichthümer in Frankreich unermeßlich gewesen waren; so verspielte er dennoch in der Folge sein ganzes Vermögen und starb fast in Dürftigkeit.

Lazarus ist der Name theils eines, aus der heiligen Geschichte (Luc. 16, 20) bekannten aussätzigen Mannes, theils eines Mönchs des neunten Jahrhunderts, dessen Gedächtniß den 20. Febr. darum von der römischen Kirche gefeiert wird, weil er sich weder durch die Drohungen noch durch die Mißhandlungen des Kaisers Theophilus zu Constantinopel abhalten ließ, Bilder der Heiligen zu malen. Ersteren machte die Folgezeit zum Schutzpatron der Kranken, namentlich der Aussätzigen. Ja, es entstand im gelobten Lande ein eigener Orden, welcher dessen Namen annahm (Lazarusorden), und dessen Mitglieder Hospitalritter des Ordens des heiligen Lazarus zu Jerusalem genannt wurden, sich besonders der mit dem Aussatze behafteten Personen annahmen und sie verpflegten; und die Krankenhäuser oder Hospitäler, welche bis zum 13ten Jahrhundert, besonders des durch die Kreuzzüge verbreiteten Aussatzes wegen, häufig angelegt wurden, bekamen von ihm den Namen Lazarethe, welcher späterhin auf Krankenhäuser überhaupt übergetragen wurde (s. Krankenhäuser). N.

Lazaristen oder Väter des heiligen Lazarus waren eine Congregation regulärer Geistlichen, welche im 17ten Jahrhunderte in Frankreich entstand. Sie beschäftigten sich vorzüglich mit Erziehung der Geistlichkeit, kamen im Jahre 1780 in die Pfalz, und trieben hier ihr pädagogisches Unwesen, das man Lazarismus nannte, bis 1793. N.

Lazur, s. Lapis Lazuli.

Lazzaroni. Zu Neapel allein findet sich die merkwürdige Menschenclasse, die unter dem Namen der Lazzaroni bekannt ist. Man rechnete die Zahl dieser Menschen unter der alten Regierung auf etwa 40,000 Individuen, sämmtlich ohne Stand, Beschäftigung, Haus und Heimath und ohne bestimmten Unterhalt, von denen der größte Theil das ganze Jahr hindurch, in äußerster Dürftigkeit, Tag und Nacht sein Leben auf der Straße und den öffentlichen Plätzen der Stadt zubrachte. Die große Fruchtbarkeit des Landes, die den Unterhalt der Menschen so sehr erleichtert, die außerordentliche Mäßigkeit seiner Bewohner, das heiße Clima und der daher entstehende Hang zur Trägheit haben dieser sonderbaren Menschenclasse ihre Entstehung

gegeben, die allerdings in einer gewissen Verbindung unter einander stand und dennoch, was gewiß äußerst auffallend erscheinen muß, die Ruhe und Sicherheit der Stadt keineswegs gefährlich wurde. In ihrer Lebensart sind die Lazzaroni äußerst mäßig, so wie im höchsten Grade genügsam in ihrem Anzuge; daß Clima macht das Bedürfniß nach Nahrung und Bekleidung weniger fühlbar und läßt es leichter befriedigen. Nur die höchste Noth vermag die Lazzaroni zur Arbeit zu treiben. Das Wenige, was ihnen zu ihrem Unterhalte unentbehrlich ist, finden sie leicht auf mannichfaltige Art, als Boten, Träger und Taglöhner. Allein nichts konnte sie ehemals bewegen, durch angestrengte Arbeit mehr zu verdienen, als ihre genügsame Lebensart erforderte. Dabei waren sie zugleich, trotz ihrer großen Anzahl, die sie so leicht zur Insolenz hätte verleiten können, höchst gutmüthig und friedfertig und ertrugen geduldig Beleidigungen und Neckereien des übrigen Pöbels. Zu Neapel findet sich Alles, was eine solche Lebensart überhaupt möglich macht, daher entfernte sich auch nie ein Lazzaroni ohne die höchste Noth aus dieser Stadt. Erst in den letztern Zeiten hatten auch bei diesen Naturmenschen eine Art von Luxus einzureißen angefangen und auch bei ihnen ist Geschmack für Eigenthum und größeres Wohlleben entstanden. Nach neuern Berichten fangen sie an, sich allmälig an fleißigeres Arbeiten zu gewöhnen, um einen festen Wohnort zu erhalten und sich an Sonn- und Festtagen in seidenen und sammetnen Feierkleidern zeigen zu können. Auch haben in den neuesten Zeiten die französische Polizei, und Königs Joachim's kräftige Maßregeln nicht wenig zur Verminderung dieser Menschenklasse beigetragen. **Lazzaroni** soll diese ärmste Volksklasse heißen, weil ehedem die Schützlinge des heiligen **Lazarus**, welche größtentheils aus Kranken aus den untersten Volksklassen bestanden, und nach ihrer Entlassung aus den Krankenhäusern die elende Kleidung dieser Kranken beibehielten, so genannt zu werden pflegten.

C. Z.

Lazzi (ital. lazzo, lazzi,) bedeutet bei den Italienern die extemporirten Späße und Possen, besonders aber die lächerlichen Geberden, durch welche die italienischen Komiker, (sonst die Harlekine,) während sie selbst nichts zu reden haben, die ernsthaften Scenen auszufüllen pflegen, wodurch freilich nicht selten die Aufmersamkeit auf den Gang des Stücks unterbrochen wird. Besonders erlauben sich die italienischen Komiker diese Lazzi während der Bravour-Arien, die dergleichen, da das Publikum bei ihnen nur zu hören braucht, auch recht wohl gestatten. Die Benennung kommt nicht, wie Einige glauben, von lacerare (zerreißen), sondern, nach Andern, von lazzo (herbe, scharf, beissend), weil durch die Lazzi die Scene gleichsam erst schmackhaft gemacht wird. **Riccobini**, in seiner Geschichte der italienischen Schaubühne, hält er für lombardischen Dialect, wofür die toscanische Mundart lacci sagt (deutsch Bänder), weil diese Späße die Handlung zwar zu unterbrechen schienen, sie aber doch wiederum verbinden sollen.

Pq.

Leander, s. **Hero**.

Leben (das), offenbart sich uns durch Daseyn und Thätigkeit, es setzt also einen Körper und das Vermögen desselben, aus eigenem Antriebe Bewegungen vorzunehmen, voraus. Der Anblick einer Figur belehrt uns von ihrem **Daseyn**; aber dann erst, wenn wir Bewegung an ihr sehen, oder solche Zeichen wahrnehmen, von welchen wir auf das Vermögen der Bewegung schließen können, halten wir sie für

belebt. Es gibt aber verschiedene Stufen des Lebens. Von der Pflanze sagen wir auch: sie lebt; hier beschränkt sich die Bewegung bloß auf das Innere der Pflanzen, so weit sie zur Erhaltung, Ernährung und zur Durchlaufung der Perioden ihres Wachsthums nöthig ist; dieß ist das bloß vegetative Leben. Es ist im Thiere auch vorhanden, allein dieses ist auch mit einem höhern begabt; das thierische Leben bedingt freiwillige Bewegung seiner äußern Theile und Ortsveränderung außer sich. Je höher der Grad des Lebens, desto vollkommnerer Organisation bedarf es. Das Leben des Polypen z. B. entfernt sich kaum von dem Pflanzenleben, er hat die einfachste Organisation, dagegen das Leben der vollkommenen Thiere ein weit mannichfaltigere und zusammengesetztere Organisation erfodert. Aus den Erscheinungen des Lebens können wir wol einen Begriff desselben abziehen, allein in das Innere desselben können wir nicht eindringen. Die Idee des Lebens selbst kann nur ergriffen, nicht begriffen werden. Jedes individuelle Leben ist nur der Ausfluß des allgemeinen, ewigen und höchsten Lebens, eine endliche Abstufung und Darstellung desselben nach unzählig mannichfaltigen Graden. Unter Lebenskraft denken wir uns die den Erscheinungen des organischen Lebens zum Grunde liegende innere Ursache desselben. Ob es ein feiner materieller Stoff, ein subtiles flüssiges Wesen, oder ob sie bloß das Product der Organisation und dessen Mechanismus ist, darüber sind die Meinungen verschieden. Indessen ist gewiß, daß, wo wir Leben bemerken, eine bestimmte Organisation vorhanden ist, welche durch ein inneres Agens in Bewegung und Thätigkeit gesetzt wird, daß ferner das Leben vernichtet ist, sobald die Organisation zur Ausübung ihrer Verrichtungen untauglich ist, oder das innere Agens fehlt. Dieses Agens nun mögen wir mit Hufeland Lebenskraft oder mit andern Lebensgeist, oder Lebensstoff, oder mit van Helmont Archäus, mit Stahl die Seele, mit Brown die Erregbarkeit, mit Mesmer das allgemeine magnetische Fluidum, oder mit andern noch anders nennen, so können wir doch nur die Aeußerungen desselben, die Bedingung dieser Aeußerungen und die Gesetze derselben kennen lernen. Das eigentliche Agens des Lebens, als innerster Lebensreiz genommen, welcher die mannichfaltigen Bewegungen des Organismus erregt und erhält, nennen wir eigentlich das Lebensprincip. Dieses muß das feinste und durchdringendste Fluidum der Natur seyn, das wir nun mit dem Aether, der electrischen, magnetischen, und Lichtmaterie vergleichen können. Zu gewissen Theilen des Organismus scheint es besondere Verwandtschaft zu haben, besonders im thierischen Körper zu den Nerven, von denen es zu den übrigen Theilen des Körpers geleitet wird. Es kann in einem Körper angehäuft werden, kann in freiem, einige Zeit aber auch in einem gebundenen Zustande erscheinen. Das Lebensprincip gibt der thierischen Faser die Eigenschaft, sich zusammenzuziehen und auszudehnen (Contractilität), und entzieht sie zum Theil den allgemeinen physischen und chemischen Gesetzen der unorganischen Natur, daher in einem belebten Körper kein bloß mechanischer und chemischer Prozeß existirt. Das Lebensprincip kann durch gewisse, ihm entgegengesetzte Einwirkungen geschwächt, durch andere verstärkt werden. Unter die feindlichen Einflüsse gehört besonders die Kälte, gehören starke Erschütterungen, manche Gifte u. s. w.; unter die günstigen Einwirkungen gehört die Wärme (in einem angemessenen Grade), das Licht, die Luft, besonders der Antheil an Lebensluft (Oxygengas) in derselben. Dieses

ebensprincip erfüllt den ganzen Körper und erregt die Thätigkeit ller einzelnen Theile desselben, jedes nach seinem besondern Bau nd seiner Einrichtung; daher dann das harmonische zu einem Zwecke ingerichtete Streben derselben, ihre Functionen ausübt. H.

Lebendiges Kapital oder Kapitalstoff (Nationalökonomie) ist der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche die Eigenschaft besitzen, gegen andere Güter jeder Art augenblicklich umgesetzt oder umgetauscht werden zu können. Dem lebendigen Kapitale steht das todte entgegen, welchem diese Eigenschaft der Umsetzbarkeit fehlt. Nur das sinnliche Kapital, nie das geistige, kann lebendig seyn, denn nur jenes, nicht dieses, ist umsetzbar. Von dem sinnlichen Kapitale aber ist dasjenige, welches lebendig ist, wichtiger als das todte, denn mit jenem kann in der Regel das todte umgetauscht werden, nicht aber umgekehrt mit diesem jenes. Der Besitzer von todtem Kapitale muß oft lange warten, ehe er Jemanden findet, welcher ihm dasselbe abnimmt und dagegen Güter liefert, deren er bedarf. Ob irgend ein Gut zum lebendigen oder todten Kapitale gehört, hängt von den jedesmaligen Umständen und Verhältnissen ab, was nämlich seit je her todtes Kapital war, kann lebendiges werden, sobald ein plötzlicher Mangel daran entsteht, während die Nachfrage unverändert bleibt oder gar zunimmt. So können gewisse Colonial-Erzeugnisse beim Ausbruche eines Seekrieges eine Zeit lang so beliebte Waare werden, daß der Besitzer derselben augenblicklich sonstige Güter jeder Art dagen einzutauschen im Stande ist; eben so kann auf der andern Seite der Gütervorrath, welcher seit undenklicher Zeit lebendiges Kapital war, todtes werden, sobald nur der Umstand eintritt, daß diese Güter in zu großem Ueberflusse vorhanden sind, während die Zahl der Vertauscher fortdauernd sich vermehrt. Auf solche Weise können selbst die edeln Metalle, deren gesammelter Vorrath nach den gewöhnlichen Verhältnissen beinahe stets lebendiges Kapital ist, todtes Kapital werden, welcher Fall in Zeiten allgemeiner Noth, bei Belagerung von Festungen und ähnlichen Gelegenheiten wirklich Statt hat, wo der Metallmünz-Kapitalist vergebens edles Metall anbietet für Lebensmittel, deren er bedarf. (S. Kapital.) KM.

Lebensluft, s. d. Art. Gasarten.

Lebensmittel sind im Allgemeinen die zur Unterhaltung des Lebens nothwendigen Stoffe. In diesem Sinne könnte man auch die Luft, als den unentbehrlichsten Stoff zum Leben, dahin rechnen. Insbesondere aber versteht man darunter diejenigen Stoffe, welche zur Nahrung des Menschen, als Speise und Trank in den Magen gebracht werden, um daselbst derjenigen Veränderung unterworfen zu werden, die wir Verdauung nennen (siehe den Art. Magen) und einen Stoff zur Organisation und Erhaltung des Lebens liefern. (S. d. Art. Nahrungsmittel.) — Lebensverlängerung, die Anwendung derjenigen Mittel und Methoden, welche das Leben des Menschen seinem natürlichen Ziele am nächsten bringen. Das Leben des Menschen ist das vollkommenste, und bildet sich als die vollkommenste Organisation aus. Es kann der innern Möglichkeit nach eine sehr lange Dauer (absolute Lebensdauer) haben, die man, nach der Vergleichung mit seinem Wachsthum und seiner Ausbildung, über hundert Jahre schätzen kann. Die wirkliche (relative) Dauer des menschlichen Lebens hängt aber von dem Grade des ihm ursprünglich

zugetheilten Lebensprincips, von der Beschaffenheit seiner Organisation, und von der durch die Lebensthätigkeit selbst bewirkten Aufzehrung (Consumtion) der Lebenskraft ab. Ferner gibt es viele feindliche Einflüsse auf den menschlichen Körper, welche seinem Leben und seiner Gesundheit Gefahr drohen, z. B. ungünstige Witterung, ansteckende Krankheitsstoffe, Leidenschaften u. s. w., welche seine natürliche Lebensdauer abkürzen. Da der wirklichen (relativen) Lebensdauer so manche Gefahren drohen, und die mögliche (absolute) Lebensdauer doch so hoch steigen kann, da ferner durch Beobachtung gewisser Regeln viele Gefahren abgewendet werden können, die Verzehrung des Lebensprincips verzögert, der Ersatz desselben durch manche Mittel befördert werden kann, so läßt sich allerdings die Möglichkeit einer Lebensverlängerung denken, in sofern das wirkliche Leben dem Ziel der möglichen (absoluten) Lebensdauer genähert wird. Die Anlage zum langen Leben überhaupt erfodert einen vollkommenen guten Bau des Körpers und seiner einzelnen Theile, gesunde Lungen, gute Verdauung, regelmäßigen Umlauf des Blutes, gehöriges Verhältniß in der Vertheilung des Lebensprincips, welches durch gutes Temperament, gleichförmige Verrichtung der Organe und behagliche Gemüthsstimmung sich äußert. Die besondern Regeln der Lebensverlängerung (Kunst, das Leben zu verlängern, Macrobiotik) gehören in die Gesundheitserhaltungskunde. (S. Gesundheit.)

Lebensversicherung. Die Zeit, wie lange ein Mensch wahrscheinlich noch zu leben hat, muß nach dem natürlichen Ziele und nach den durch Erfahrung gegebenen Resultaten berechnet werden. Man sollte freilich denken, daß, wenn man z. B. 90 Jahre als das natürliche Lebensziel annimmt, die Versicherung der Lebensjahre auch hiernach könne bestimmt werden, und also ein neugebornes Kind diese vollen 90 Jahre, ein Kind von 10 Jahren noch 80 Jahre u. s. f. wahrscheinlich zu leben habe. Allein die mancherlei Gefahren, welche dem kindlichen Alter drohen, die Krankheiten, welche viele Menschen in der Blüthe der Jahre wegraffen, die Beschwerlichkeiten und Veranlassungen zu Beschädigungen und Krankheiten, welche von den mancherlei Beschäftigungen der Menschen herrühren, die Verschiedenheiten des Geschlechts, das Unheil, welches Luxus und Verweichlichung unter dem Menschengeschlechte anrichten, machen andere Berechnungen nothwendig. Die Erfahrung lehrt, daß von 100 Menschen etwa einer das 90ste Jahr erreicht, die Hälfte stirbt weg, ehe sie das 17te Jahr erreicht haben. Die größte Sterblichkeit herrscht unter den Kindern bis nach dem ersten Jahre, denn in dieser Zeit sterben von 100 Kindern 26, in dem zweiten Jahre von den übrigen 74 wieder 4; in dem dritten Jahre von den übrigen 70 wieder 8, im vierten Jahre 3, im fünften 1, im sechsten Jahre abermals 1, im siebenten Jahre 1, im achten Jahre 1, im neunten Jahre 1; im zehnten Jahre ist beinahe die Hälfte schon gestorben, denn von 100 Kindern sind noch 54 übrig. Davon sterben wieder 3 bis zum funfzehnten Jahre; nur 44 kommen bis zum dreißigsten, nur 38 bis zum vierzigsten, nur 31 bis zum funfzigsten, nur 22 bis zum sechzigsten, nur 13 bis zum siebzigsten, nur 7 bis 8 bis zum achtzigsten. Da nun bei Leibrenteninstituten, Witwencassen u. dgl. eine muthmaßliche Annahme, wie lange eine Person noch leben wird, nothwendig ist, so hat man, auf obige Erfahrung gestützt, folgende Berechnung entworfen: Ein Kind von 1 Jahre wird wahrscheinlich noch leben Jahre 9 Monate; ein Kind von 3 Jahren noch 45 Jahre 7

Monate; eins von 5 Jahren noch 46 Jahre 4 Monate; eins von o Jahren noch 44 Jahre 9 Monate. Eine Person von 15 Jahren oird wahrscheinlicher Berechnung nach noch 41 Jahre 6 Monate le- en; eine von 20 Jahren noch 38 Jahre 3 Monate; eine Person on 25 Jahren noch 35; eine von 30 Jahren noch 32; eine von 35 Jahren noch 29; eine von 40 Jahren noch 26; eine von 45 Jahren och 23; eine von 50 Jahren noch 20; von 55 Jahren noch 17; on 60 Jahren noch 14; von 65 Jahren noch 11; von 70 Jahren einahe noch 9; von 75 Jahren noch 6; von 80 Jahren noch 4 Jahre 10 Monate; von 85 Jahren noch 3 Jahre 3 Monate; von o Jahren noch 2. Es erhellt hieraus, daß Kinder, welche einmal as siebente Jahr erreicht haben, noch die größte Anzahl Jahre zu offen haben; daß man in dem Alter von 12 bis 13 Jahren den vier- en Theil seines Lebens zurückgelegt hat; mit 28 bis 29 Jahren die hälfte, mit 50 Jahren ungefähr drei Viertel. Die Frauenzimmer, venn sie gewisse Jahre überstanden haben, leben alsdann gewöhnlich inger als Mannspersonen.

Leber ist bei dem Menschen das größte und schwerste aller Ein- eweide, und nimmt den größten und obersten Theil der Bauchhöhle n. Je jünger der Mensch, desto größer; aber je gesunder, desto einer ist seine Leber, und umgekehrt. Ueber ihr liegt der genau uf sie passende Zwerchmuskel, durch dessen Sehne das Herz von ihr eschieden ist. Unter ihr befindet sich rechts das Ende des rechten Stücks vom Grimmdamme; links das Ende des Queerstücks dessel- en; gegen die Mitte hin, da, wo ihr die Gallenblase anhängt, der nfang des Zwölffingerdarms; links der größte Theil nebst dem Ende es Magens und des Pankreas, oder der Bauchspeicheldrüse; hinten e mit der rechten Niere zusammengehefteten Nebennieren. Ihr Ge- icht beträgt in einem gesunden Menschen 2 bis 5 Pfund, und ihre estimmung ist, nach völlig entschiedener Untersuchung, durchaus keine ndere, als die Galle aus dem Blute abzusondern. — **Lebergang** ist jeder Canal, der nach oder von der Leber führt; dann auch ein allengang, welcher die Galle aus der Leber in den Zwölffingerdarm hrt.

Leberreime sind zweizeilige deutsche Scherzgedichte, in welchen e erste Zeile stets mit den Worten anfängt: die Leber ist vom echt und nicht von einem — hier wird ein Thier genannt, f dessen Namen dann die folgende Zeile reimen muß. Diese Reime, elche von Schävius erfunden und ehemals bei öffentlichen Gaste- ien, sobald der Hecht aufgetragen war, besonders in Sachsen, sehr liebt gewesen sind, werden jetzt nicht mehr beachtet, weil ihre ein- rmige Natur dem eigentlichen Witze weniger als einem faden Spaße, pielraum läßt.

Leck heißt beim Schiffe der durch eine gewaltsame Veranlassung, s etwa Anstoßen an eine Klippe, oder durch die Länge des Gebrauchs zeugte Riß, durch welchen das Wasser stark eindringt; daher figürl. ck werden, schadhaft werden. — **Lecken, Ablecken**, heißt auch s langsame und fast unmerkliche und schwer zu vermeidende Aus- äufeln der Flüssigkeiten aus ihren Gefäßen. Der dadurch entstan- ne Verlust heißt **Leckasie, Leckagie** (Coulage), und wird bei chiffsversendungen und Kellerlagerungen nach bestimmten Regeln be- hnet.

Leda, nach Einigen des Thastius, eines Königs von Aetolien, ch Andern des Glaucus und der Laophonte oder Leukippe Tochter,

heirathete den spartanischen König Tyndareus, mit welchem sie die Timandra, Clytämnestra und Philinon (Phililonon) zeugte. Jupiter liebte sie und verwandelte sich, um zu ihrem Besitze zu gelangen, in einen Schwan, nach Andern in eine Gans, in welcher Gestalt man ihn auch auf einem herkulanischen Gemälde mit ihr abgebildet findet. Er zeugte den Pollux und die Helena mit ihr und Tyndareus in der folgenden Nacht den Castor. Nach Andern verwandelte sie Jupiter erst in eine Gans, sich selbst aber in einen Schwan: woher es kam, daß Leda ein Ei gebar, aus welchem Pollux und Helena hervorgingen. Nach einer andern Sage verwandelte sich bloß Jupiter in einen Schwan, ließ sich dann von der Venus in Gestalt eines Adlers verfolgen, und fand seine Zuflucht in Leda's Schoße. Während eines tiefen Schlafes, welcher sie in diesem Augenblicke befiel, gelangte er zum Genusse ihrer Reize. Noch Andere erzählen, Nemesis sey es gewesen, welche Jupiter auf die angezeigte Weise überlistet habe. Darauf habe er das Ei, welches diese geboren, durch den Mercur der Leda überbringen lassen, welche es auch sorgfältig aufgehoben, bis Helena daraus hervorgekommen sey. Endlich soll Leda zwei Eier geboren haben, eins vom Jupiter und eins vom Tyndareus, aus jenem soll Pollux und Helena, aus diesem Castor und Clytämnestra entstanden seyn. Unter diesen verschiedenen Sagen hat diejenige das Uebergewicht behalten, nach welcher Jupiter als Schwan den Castor und Pollux mit der Leda zeugte. Diese werden nach Tyndareus, dem Gemahle der Leda, Tyndariden, und nach Jupiter, ihrem wahren Vater, Dioscuren genannt. Kein Gegenstand der alten Mythologie ist von den Künstlern mit so vieler Vorliebe behandelt worden, als Leda mit dem Schwane: man zählt 58 besondere Vorstellungen von demselben. Es scheint, als habe diese Mythe den Künstlern, welche sich die Darstellung der physischen Liebe zum Vorwurfe ihrer Werke machten, zur besondern Verhüllung, und zugleich zur Andeutung ihrer Idee gedient, und sey deßhalb so oft und unter so verschiedenen Gestalten von ihnen bearbeitet worden. Ein Schwan im Schoße eines Mädchens konnte das jungfräuliche Auge nicht beleidigen, und doch auch mancher tief ruhenden Ahnung eine bestimmtere Richtung angeben. Aber auch die Ausführung selbst gewährte dem Künstler eine große Mannichfaltigkeit, welche seinem Genie willkommen seyn mußte. Bald konnte sich Leda ernstlich gegen die Zudringlichkeiten des Schwans vertheidigen, bald nur scheinbaren Widerstand leisten, bald konnte der Schwan Leda durch die Luft tragen, bald bloß daneben stehend oder schmeichelnd, bald im Augenblicke der ungestümen Annäherung, bald selbst im Triumphe abgebildet seyn. Da der Schwan auch zu den edlern Thieren gehörte, so konnte eben deßwegen diese Verwandlung Jupiters so oft zum Gegenstande der Darstellung gewählt werden. Andere Verwandlungen Jupiters in Stiere, Pferde, Schlangen u. s. w. bei den Verbindungen mit sterblichen Mädchen, wären kein so edler Gegenstand der Kunst gewesen, und wurden daher von den Künstlern weniger geliebt. Bei vielen Künstlern waren es gewiß diese Gründe, welche dazu beitrugen, die Vorstellungen jener Mythe so sehr zu vervielfältigen. Aber daß es nicht die einzigen Ursachen waren, sieht man daraus, daß gerade viele dieser Leda-Gemmen die schlüpfrigsten Darstellungen enthalten, welche man sehen kann. Da Alles dem Mißbrauche unterworfen ist, so artete nun auch die allegorische Darstellung dieser Mythe in eine gemeine physische Andeutung derselben aus. In der That wurden in den asiatischen

esbischen und ionischen Gynecäen sehr häufig Gänse und Schwäne on ihren Bewohnerinnen zum physischen Genusse gemißbraucht. Es st begreiflich, daß jene bloß formelle und allegorische Darstellung des nnlichen Genusses, so wie ihn die griechischen Künstler durch Abbilung des Schwans im Schoße der Leda darzustellen suchten, nach und ach zur gröbern Versinnlichung jenes Begriffes Veranlassung gegeben at und endlich in die rein materielle Darstellung des sinnlichen Geusses ausgeartet sey. Pq.

Leder, s. Gerberei.

Lee (Lei, das) bedeutet in der Schiffersprache die Windseite, uch das Schiff oder Land, oder irgend einen Gegenstand, welcher unr dem Winde liegt, d. h. welcher vom Winde abgewandt ist So gt man: das feindliche Schiff lag unter unserm Lee; wir befanden ns unter dem Lee von Bornholm. Daher Leebord, Leeküste, eewärts u. s. w.

Leeds, die bekannte Hauptstadt des Tuchdistricts in der Westiding von Yorkshire, liegt am Flusse Aire und steht durch die inndische Schifffahrt in der vortheilhaftesten Verbindung mit den vorehmsten Plätzen und Häfen von Großbrittannien. Erst in neuern eiten hat sie sich zu ihrer gegenwärtigen Größe und Wichtigkeit erben. Die Bevölkerung, welche noch stets zugenommen hat, betrug 801, über 53,000 Einwohner. Die Stadt ist für den District der oße Markt für das breite feine Tuch (Broad-cloth), welches die eber theils weiß, theils schon in der Wolle gefärbt, und zwar in oßen Vorräthen dahin bringen. Für beide Art Tücher gibt es dort oße Hallen: die Weißetuch-Halle (white cloth Hall) ist ein oßes, viereckiges, in fünf Straßen abgetheiltes und über 1200 tände enthaltendes Gebäude; die Gefärbetuch-Halle (mixed cloth all) ist noch größer und hat 1770 Stände. Die Markttage für tere sind Dienstags und Sonnabends und für erstere Dienstags. er Markt wird zu einer bestimmten Stunde eingeläutet, dauert nviertel Stunden und muß bei Strafe pünktlich geschlossen erden.

Leere (leerer Raum) drückt den Begriff eines Raums aus, in lchem sich kein Körper befindet. Es ist darüber gestritten worden, es leere Räume gäbe; denkbar sind sie allerdings, nur schwerlich der Natur vorhanden. Man unterscheidet absolute und zerreute leere Räume. Unter ersteren verstand man schon im Alterme eine bloß für sich bestehende, von aller Materie leere, einzige, begränzte und unveränderliche Ausdehnung, deren Daseyn vor der rperwelt vorhanden gewesen sey. Dagegen läßt sich einwenden, ß Raum und Ausdehnung ohne Körper, welche sich ausdehnen, ht denkbar sind. Man hat gefragt, ob zwischen den großen Himlskörpern, das heißt, da, wo sich ihre Dunstkreise begränzen, wol h etwas Körperliches vorhanden sey? Wäre dieß nicht, so hätte solcher Raum allerdings eine absolute Leere. Allein der Umstand, ß das Licht diesen Raum durchströmt, ihn also füllt, widerstrebt ser Meinung schon von selbst. Zerstreuete leere Räume sind die ischenräume zwischen den einzelnen Theilen der Körper, welche hts Materielles mehr in sich schließen. Hier also gäbe es, dem heine nach, wenigstens einen zerstreueten leeren Raum. Von diebeiden Leeren muß die künstliche Leere, welche man vermitst der Luftpumpe hervorbringt, unterschieden werden. Sie ist r nur ein scheinbar leerer Raum; denn es läßt sich durchaus

nicht behaupten, daß nicht noch sehr feine Luft oder Materie in derselben verborgen seyn könne. Ein solcher luftleerer Raum ist, z. B. die toricellische Leere, welche sich im Barometer über dem Quecksilber befindet; aber auch hier ist Licht, also kein absolut leerer Raum vorhanden.

Legat (legatum), ist ein Vermächtniß, welches der Haupterbe, dem Testamente zufolge, einem Dritten auszahlen muß. Legatum ad pias caussas ist ein Vermächtniß an milde Stiftungen, d. h. an Kirchen, Schulen u. s. w.; legatum alimentorum, ein Vermächtniß einem Dritten seinen Lebensunterhalt geben zu müssen; legatum annuum oder menstruum, ein Vermächtniß, welches jährlich oder monatlich ausgezahlt werden muß; legatum dotis, Vermächtniß eines Heirathsguts; legatum fructuum annuorum, Vermächtniß der jährlichen Früchte; legatnm liberationis, Vermächtniß der Schuldenerlassung; legatum mobilium, Vermächtniß der beweglichen Güter; legatum ornamentorum, Vermächtniß des weiblichen Schmuckes; legatum pium annale, Vermächtniß zu einer jährlichen Stiftung, z. B. zu einer jährlichen Gedächtnißpredigt, Armengabe u. s. w.; legatum suppellectilis, Vermächtniß des Hausgeräths; legatum ususfructus, Vermächtniß des bloßen Nießbrauchs; legatum vestium, Vermächtniß der Kleider. — Legatarius, Legatar, einer, dem ein Legat vermacht ist. Legator, einer, der ein Legat macht.

Legaten (legati) hießen bei den Römern theils die dem Gouverneur der Provinz (proconsul oder propraetor) zugeordneten, oder von ihm selbst gewählten Gehülfen in der Anführung der Armee und Verwaltung der öffentlichen Geschäfte in der Provinz (ihre Anzahl richtete sich nach der Größe der Provinzen; doch gab man angesehenen Römern oft bloß den Titel eines Legaten), theils die Gehülfen des Oberbefehlshabers einer Armee, (Unterfeldherren, aides de camp) deren Anzahl nach der Größe der Armee und der Wichtigkeit des Krieges bestimmt ward. — Der Papst gab diesen Titel seinen Bevollmächtigten, so auch vielen Erzbischöfen. Einige der letztern erhielten diesen Titel, ohne Gesandtschaften zu verrichten, — sie hießen geborne **Gesandten** (legati nati), z. B. Trier, Cöln, Salzburg; die wirklichen Gesandten hießen legati missi, abgeordnete Gesandten. Unter ihnen hießen legati a latere, (von der Seite des Papstes) die Gesandten vom ersten Range, welche der Papst in besonders wichtigen Angelegenheiten an fremde Höfe oder als Gouverneurs in die Provinzen des Kirchenstaats abschickt. Sie stehen höher im Range als die **Nuntien** und werden nur aus dem Cardinals-Collegio genommen. Die Sendung solcher Legaten hat wegen Beschränkung der päpstlichen Macht in neuern Zeiten nur selten Statt gefunden; auch heißen die Districte des Kirchenstaats daher **Legationen**. E.

Legationsrath oder **Gesandtschaftsrath**, und **Legationssecretär**, **Gesandtschaftssecretär**, siehe **Gesandte**.

Legato, s. **Bepunkten**.

Legende (Legenda) hieß der Titel eines Buchs, welches die täglichen Lectionen enthielt, die beim Gottesdienste in der alten römisch-katholischen Kirche vorgelesen zu werden pflegten. Dann wurden vorzüglich die Lebensbeschreibungen und **Geschichten von den wunderbaren Schicksalen der Heiligen und Märtyrer**, namentlich ganze Sammlungen derselben Legenden genannt, weil man

aus diesen ebenfalls in den Metten und in den Speisesälen der Klöster vorlas, und sie zur Unterstützung des römisch-katholischen Glaubens zu lesen ernstlich anempfahl. Auch die römischen Breviarien enthalten viele Geschichten von Heiligen und Märtyrern, welche an den Namenstagen derselben gelesen werden sollen. In dem Mittelalter war eine Sammlung solcher Heiligengeschichten, unter dem Namen Legenda Sanctorum oder Historia Lombardica bekannt. Vorzüglich berühmt war die sogenannte goldene Legende (aurea legenda), deren Verf. Jacobus de Varagine († als Erzbischof zu Genua 1298) ist. Aber auch diejenigen Heiligengeschichten, welche bloß Ueberlieferung blieben, wurden Legenden genannt. Da die Heiligengeschichten oft allen Glauben überstiegen, und nur als fromme Erdichtungen angesehen werden konnten, so wurde der Name der Legende von Ungläubigen bald jedem Mährchen ähnlicher Art, jeder erdichteten Erzählung, die den Glauben stark in Anspruch nimmt, gegeben. Valerius Augustinus, Bischof von Verona (blühte im 16ten Jahrh.) erzählt (in seinem Buche De Rhetorica Christiana) eine Ursache der zahlreichen Legendenfabeln, welche durch die ganze Welt verbreitet worden, sey die in mehreren Klöstern herrschende Gewohnheit gewesen, die Religiosen in lateinischen Umschreibungen und Ausarbeitungen über Begebenheiten aus dem Leben der Heiligen zu üben, wobei sie die Freiheit hatten, die Tyrannen, so wie die verfolgten Heiligen auf die ihnen wahrscheinlichste Weise sprechen und handeln zu lassen. So entstanden Ausschmückungen der Geschichte, von denen man die gelungensten aufbewahrte, welche nachher in Klöstern wieder aufgefunden und mit den wahren Geschichten vermischt worden sind. Ob nun gleich unter der Masse der Legenden viele gehaltlose, abgeschmackte Sagen und leere Fictionen, aus kindischem Wunderglauben erzeugt, oder für denselben berechnet, zu finden sind, so gibt es doch unter ihnen auch eine große Menge poetischer und erhebender Sagen; daher viele und große Dichter sich mit der Bearbeitung dieser oft nur rohen Stoffe beschäftigt haben, ja man nennt deßhalb jede (auch frei erfundene) poetische Erzählung im Tone der kirchlich-alterthümlichen Sage (sie möge versificirt seyn oder nicht), eine Legende. Wir besitzen derer einige treffliche von Göthe, A. W. Schlegel u. A. Einige haben dieselbe auch scherzhaft und komisch behandelt, z. B. Pfeffel und Langbein. Ein Haupterfoderniß der ernsten Legende ist das Wunderbare, welches aber religiöser Art seyn, oder sich auf einen Gegenstand der kirchlichen Tradition beziehen muß, ohne jedoch ins Kindische zu verfallen. Sie ist daher ein Product der christlichen Zeit, und wie die kirchliche Sage von der Mythe verschieden. Eigenthümlich ist ihr der schlichte, einfältige Ton, den die stille und sanftere Begeisterung des frommen, gläubigen Herzens erzeugt, und mit welchem Pretiosität und poetische Ueberladung unverträglich ist. Eben darum aber ist sie in unsern Zeiten so schwer und selten. Herder hat sich um die Bearbeitung der Legende sehr verdient gemacht. (s. seine Abhandlung über die Legenden in s. zerstreuten Blättern Thl. 6, und Adrastea St. 3, S. 189 u. ff.), Kosegarten hat eine Sammlung derselben, deren Werth sehr verschieden ist (2 Bde. 1804), herausgegeben. Einen neuern Versuch dieselbe zu bearbeiten, liefert der kürzlich (1813) von de la Motte Fouqué und Amalie v. Imhof erschienene liebliche Sagen- und Legendenalmanach. — Endlich wird auch die Schrift, besonders die Umschrift auf Münzen, oder auf dem Rande, (auf welchem sich, um das Beschneiden zu verhindern, ds.

ters eine Umschrift befindet) in der Numismatik die Legende genannt. S. Münze. T.

Legion war eine Abtheilung der römischen Armee, deren Größe zu verschiedenen Zeiten verschieden war. Unter Romulus wurden aus jeder der drei Tribus 1000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde ausgewählt. Diese Auswahl (legio) betrug 3900 Mann. Zu Polybius Zeit bestand eine Legion aus 4200 Mann, und wuchs am Ende auf 6200 Mann zu Fuß. Die Soldaten einer solchen Legion waren alle römische Bürger; nur im größten Nothfalle nahm man auch Sclaven dazu. Auch durfte keiner, außer in sehr dringenden Gefahren, unter 17 Jahre alt seyn. Gewöhnlich befand sich bei einer Legion noch eine gleiche Anzahl Bundesgenossen, so, daß, wenn von einer römischen Legion die Rede ist, man stets ein Corps von 9 bis 10,000 Mann verstehen muß. Das Fußvolk jeder Legion, als diese noch 3000 Mann betrug, wurde in 10 Cohorten, jede Cohorte in 3 Manipeln (Centurien, weil sie 100 Mann enthielten) eingetheilt. Als die Legionen nachher stärker wurden, behielt man zwar diese Abtheilung bei, theilte aber noch jede Manipel in 2 Centurien, und die Centurie wieder in 10 Decurien. Bei jeder Legion befanden sich 6 Kriegstribunen (Kriegsobersten), welche nach der Reihe, jeder einen Monat lang, unter dem Consul commandirten. Die Hauptfahne einer solchen Legion war ein silberner Adler und der Name derselben unterschied sich entweder nach dem Anführer derselben (z. B. die claudianische Legion), oder nach dem Orte, wo sie diente, oder nach einer Gottheit, oder nach den Vögeln, oder nach dem Ausgange irgend einer Begebenheit. Unter Augustus bestand das gesammte römische Heer aus 25 Legionen. — Eine unbestimmte, große Anzahl von Personen oder Gegenständen wird ebenfalls daher Legion genannt. — In neuern Zeiten ist die Benennung Legion wieder aufgekommen, und wird gewöhnlich gebraucht von einem aus unbestimmter Anzahl und meist verschiedener Gattung bestehenden Truppen-Corps, welche meist nur bei Anfang eines Krieges errichtet, und nach Beendung desselben wieder aufgelöset werden. Der Befehlshaber heißt Legionnär. Die französischen Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflösung der ganzen franz. Armee, wie sie im Jahre 1815 nach Bonapartes zweiter Usurpation von diesem war gebildet worden, und deren Trümmer sich hinter die Loire zurückgezogen hatten, wurde die neue franz. Armee in Legionen, nach den Departements benannt, formirt, welche Einrichtung 1817 noch fortdauert.

Legiren (im Münzwesen) heißt edles Metall mit unedlem versetzen (beschicken). Aus zwei Ursachen hat es immer bedenklich geschienen, die edlen Metalle ganz fein auszuprägen. Erstens, weil die Münzstücke durch den Gebrauch sich desto leichter abschleifen, also um so mehr dem natürlichen Verderben unterworfen sind, je feiner sie ausgeprägt worden; zweitens aber, weil eben darum die neuern, weniger gebrauchten Münzstücke eingeschmolzen werden und die leichten allein im Umlaufe bleiben würden. Dieß letztere ist um so mehr zu besorgen, weil auch der geschickteste Künstler nicht im Stande ist, zwei Münzstücken ein vollkommen gleiches Gewicht zu geben. Darum erhält das edle Metall beim Münzen gewöhnlich einen Zusatz von unedlem, welches man die Legirung nennt. Die Legirung wird in Deutschland beim Silber nach Marken und Lothen, beim Golde nach Marken und Karaten bestimmt; bei jenem ist die Mark 16 Loth, bei diesem 24 Karat. Silber ist z. B. zwölflöthig, wenn es zwölf Sechs-

zehntheile fein Silber und vier Sechszehntheile Zusatz unedlen Metalls hat; Gold ist ein und zwanzigkarätig, wenn es drei Vierundzwanzigtheile Zusatz hat. In England bestimmt man Silber nach Pfunden von 12 Unzen, die wieder in zwanzig Pfennige getheilt werden; in Frankreich wird eine Mark Silber in 12 Deniers getheilt. Das Gold theilen Beide, wie Deutschland, in Karate, England die Unze, Frankreich die Mark. — Auch heißt legiren, Jemanden Etwas in einem Testamente vermachen. KM.

Legislation, Gesetzgebung, s. d. Art. Gesetz und Gesetzgebung.

Legislative Gewalt, gesetzgebende Gewalt, s. den Artikel Staatsgewalt und Hoheit.

Legitima die, der Pflichttheil, s. d. Art.

Legitimität bedeutet eigentlich Gesetzmäßigkeit (von lex, das Gesetz, davon legitimus, dem Gesetze gemäß). Legitime Kinder sind daher solche, die in einer gesetzmäßigen Ehe erzeugt sind, legitimirte aber solche, die, obwol außer der Ehe erzeugt, vom Staate als legitime angesehen oder für solche erklärt werden. Der solchen Kindern nach dem Gesetze zukommende Antheil von älterlichem Vermögen heißt eben darum schlechtweg die legitima (nämlich pars,) deutsch der Pflichttheil. Sich legitimiren aber heißt seine Legitimität in irgend einer Hinsicht darthun oder den gesetzmäßigen Beweis führen, daß man eine gewisse Person sey und als solche gewisse Ansprüche, Rechte oder Aufträge habe. So legitimirt sich ein Gesandter durch Darlegung seiner Vollmacht. Seitdem aber durch die französische Revolution die Bourbons den Thron von Frankreich, auf welchen sie vermöge der durch die französischen Staatsgesetze eingeführten Erbfolge in der Monarchie Ansprüche machten, verloren und nach der ersten Abdankung Napoleons im J. 1814 wieder erlangt hatten, ist das Wort Legitimität ein technischer Ausdruck in der neuern Politik geworden, der zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Um über diese Streitigkeiten gehörig zu urtheilen, muß man zwei Bedeutungen jenes Ausdrucks sorgfältig unterscheiden, eine engere und eine weitere. In der engern Bedeutung versteht man darunter die Gesetzmäßigkeit der Regierung in einer Erbmonarchie, wo vermöge der Staatsgesetze die staatsoberhauptliche Würde und Macht von dem einen Regenten auf den andern nach dem Rechte der Erstgeburt übergeht. Nach dieser Bedeutung war also Napoleon Bonaparte ein illegitimer Regent von Frankreich, ob er gleich wirklich über Frankreich herrschte und sowol vom französischen Volke als von andern Mächten (selbst von England, das mit ihm als Oberconsul den Frieden von Amiens unterhandelt und abgeschlossen hatte) anerkannt war. Ludwig Stanislaus Xaver hingegen war als ältester Bruder Ludwigs XVI. der legitime Regent von Frankreich, weil vermöge des in der französischen Monarchie geltenden salischen Gesetzes (lex salica) nach Ludwigs XVI. Tode zuerst dessen Sohn als Ludwig XVII. und alsdann, da dieser noch als Kind ohne Nachkommen und Brüder starb und seine Schwester (jetzige Herzogin von Angouleme) nicht succediren konnte, sein erster Oheim (vormaliger Graf von Provence) als Ludwig XVIII. zur Regierung gelangen sollte, obwol mit Ludwigs XVI. Tode die Dynastie der Bourbons faktisch aufgehört hatte zu regieren, da dessen Sohn im Gefängnisse starb und dessen Bruder im Exil außer Frankreich lebten, Frankreich selbst aber eine republikanische Regierungsform eine Zeitlang ange-

nommen und sich dann in ein erbliches Kaiserreich verwandelt hatte. Es ist aber offenbar, daß diese Bedeutung zu eng ist. Denn 1. paßt sie auf Wahlstaaten gar nicht, ungeachtet es in diesen eben so gut als in Erbstaaten eine durch die Staatsgesetze eingeführte Regierungsform, mithin auch legitime Regenten gibt; 2. paßt sie auch nicht auf Erbstaaten, wenn in denselben die regierende Familie ausstirbt und also vom Volke entweder eine anderweite Familie zur erblichen Regierung berufen, oder eine ganz andere Successionsform in Ansehung der Personen, welche mit der oberhauptlichen Würde und Macht bekleidet seyn sollen, gesetzlich bestimmt werden muß. Es liegt bei jener Bedeutung aber auch der falsche Gedanke zum Grunde, daß der Staat, d. h., das auf einem bestimmten Gebiete im Bürgervereine lebende Volk Privateigenthum einer Familie seyn und folglich auch nach der Analogie alles andern Privateigenthums von den Aeltern auf die Kinder oder andere Verwandte übergehen könne und müsse, so lange nur noch ein Zweig dieser Familie lebe. Da aber nach der Vernunft nicht einmal ein einzelner Mensch Eigenthum eines andern seyn kann, so kann es noch weniger ein ganzes Volk im Bürgervereine oder ein Staat seyn. Vielmehr ließe sich, wenn hier überhaupt der Begriff des Eigenthums anwendbar wäre, sagen, der Regent sey Eigenthum des Staats, als daß der Staat Eigenthum des Regenten sey. Allein jener Begriff leidet überhaupt keine Anwendung auf das Verhältniß zwischen einem Staate und dessen Regenten, sondern dieses Verhältniß kann vernünftiger und rechtlicher Weise nur nach der Idee eines Vertrages beurtheilt werden, wodurch dem Regenten die Herrschaft über den Staat verliehen worden, sey es nun, daß dieser Vertrag bloß faktisch und stillschweigend oder ausdrücklich und förmlich abgeschlossen, sey es ferner, daß die Verleihung der Herrschaft nur an eine bestimmte Person, die jedesmal von neuem erwählt wird, oder an eine ganze Familie geschehen, aus welcher die Regenten nach und nach ohne Wahl hervorgehen sollen, um den Gefahren einer immer wiederkehrenden Wahl vorzubeugen. Es muß also noch eine andere und umfassendere Bedeutung des Wortes Legitimität geben, vermöge der man darunter die in einem Staate überhaupt bestehende und gesetzlich bestätigte Ordnung in Ansehung der Regierungsform und des dadurch bestimmten Regierungspersonals zu verstehen hat. Auf den historischen Ursprung dieser Ordnung kommt es dann nicht an, sondern bloß darauf, daß sie durch das Gesetz, welches in der Idee nichts anders als den allgemeinen Willen oder den Willen des Volks ausdrückt, bestätigt ist und so die Form Rechtens erlangt hat. Wollte man die Legitimität von jenem historischen Ursprunge abhängig machen, so würden dadurch die legitimsten Regenten und die Bourbons selbst als illegitim erscheinen. Denn es ist bekannt, daß Hugo Capet, der Stifter der dritten Dynastie der französischen Regenten, von welcher auch die Bourbons abstammen, sich des französischen Throns im zehnten Jahrhunderte durch Klugheit und Tapferkeit bemächtigte, also auf dieselbe Art wie Napoleon zur staatsoberhauptlichen Würde und Macht gelangte. Wollte man aber sagen, daß erst durch Vererbung eine legitime Herrschaft legitim werde, so müßte man auch zugeben, daß, wenn Napoleon vor seiner Abdankung gestorben wäre und seinem Sohne die Herrschaft hinterlassen hätte, dieser ebenfalls ein legitimer Beherrscher von Frankreich geworden wäre, mithin es zu gleicher Zeit zwei legitime Dynastien in Frankreich gegeben hätte, eine bourbonsche und

eine napoleonsche. Es ist jedoch überhaupt nicht abzusehen, wie die bloße Vererbung die Kraft haben sollte, das Illegitime legitim zu machen. Als Verjährung (praescriptio) kann dieselbe nicht angesehen werden. Denn Verjährung findet nur statt, wenn in Ansehung der Rechte von Privatpersonen das positive Gesetz einen Zeitraum bestimmt hat, innerhalb dessen etwas verjähren soll. Es existirt aber weder in staatsrechtlicher noch in völkerrechtlicher Beziehung irgend ein positives Gesetz, wodurch in Ansehung des Regierungsrechts eine Art von Verjährung bestimmt wäre. Ein Regent wird also legitim seyn, wenn das Volk sich ihm unterworfen und dadurch, wo nicht förmlich-, so doch faktisch jenen Vertrag mit ihm geschlossen hat, wodurch ihm die staatsoberhauptliche Würde und Macht verliehen wurde. Dieß war aber der Fall in Ansehung Napoleons. Denn das französische Volk erkannte ihn sowohl anfangs unter dem Titel eines Oberconsuls als nachher unter dem Titel eines Kaisers als seinen Regenten an, und die dadurch in Frankreich bestehende Ordnung der Dinge war so gesetzlich geworden, daß sie selbst von auswärtigen Mächten anerkannt wurde. Es mag seyn, daß das französische Volk sich diesem neuen Herrscher ungern unterwarf — wiewol sich dieß schwer möchte beweisen lassen, da das Volk vielmehr froh war, aus dem Zustande der Anarchie endlich einmal herauszukommen, und nur späterhin, eben so wie manches andere Volk mit seinem unbezweifelt legitimen Regenten, unzufrieden mit Napoleon wegen des Mißbrauchs wurde, den er mit seiner Gewalt trieb — aber gezwungen war es offenbar nicht worden, konnte auch nicht, da Napoleon vor dem Antritte seiner Regierung als ein aus Aegypten flüchtiger General ohne Heer viel zu wenig Macht hatte, um das ganze französische Volk zwingen zu können, und da er späterhin als Kaiser mit einer fast ungeheuren Macht nicht einmal das viel kleinere spanische Volk zur Annahme eines Regenten aus seiner Familie zwingen konnte. Es mag ferner seyn, daß das französische Volk ein Unrecht begangen hatte, als es Ludwig XVI. hinrichtete und seine Familie für verlustig des französischen Throns erklärte, oder vielmehr durch eine anarchische Partei dieß geschehen ließ. Aber das Unrecht an Ludwig XVI. war nun einmal geschehen, und die französischen Prinzen hatten durch ihre Flucht aus Frankreich sich selbst gewissermaßen exilirt und ihre Ansprüche auf den Thron aufgegeben. Denn solche Ansprüche müssen nicht bloß wörtlich behauptet, sondern thätig geltend gemacht werden. Sie durften also den König, an dessen Person ja alle ihre Rechte geknüpft waren, nicht verlassen; sie mußten vielmehr dessen Person und Herrscherrecht selbst mit Gefahr des eigenen Lebens vertheidigen. Indem sie aber nur auf Rettung dieses Lebens bedacht waren und Frankreich mit sammt dem Throne im Stiche ließen, gaben sie ihre Ansprüche faktisch auf und beförderten selbst die Anarchie, aus welcher nun bloß eine kraftvolle Hand Frankreich retten konnte. Wenn nun Frankreich einen Retter — denn dieß war Napoleon unstreitig in jener Zeit — als seinen Herrscher anerkannte, weil die alte Dynastie theils physisch theils politisch todt war, was fehlte jenem zur Legitimität? Dagegen fehlte ihm die Legitimität gänzlich, als er sich nach seiner Rückkehr von Elba des Throns von Frankreich wieder bemächtigen wollte. Denn hier stürzte er eine bestehende politische Ordnung um, und bewirkte selbst eine Art von Anarchie; ein großer Theil von Frankreich war gegen ihn in förmlichem Aufstande begriffen und schickte keine Deputirten zum sogenannten Maifelde, wo er sich erst legitim machen

wollte; auch erkannte ihn keine einzige auswärtige Macht an, weil man sich aus langer Erfahrung überzeugt hatte, daß mit ihm in kein dauerhaftes Rechtsverhältniß zu treten war. Was aber geschehen seyn würde, wenn Napoleon bei Belle Alliance gesiegt hätte, läßt sich freilich nicht bestimmen. Nur so viel ist gewiß, daß die neufranzösische Theorie von der Legitimität dadurch sehr würde ins Gedränge gekommen seyn. Daß aber diese Theorie nie praktisch gegolten hat, sondern einzig die hier aufgestellte, beweiset die ganze Geschichte, besonders die von England, wo jetzt auf dem Throne der Stuarts Herrscher sitzen, die alle Welt für legitim hält, während sie, wenigstens bis zum Tode des letzten Prätendenten, nach jener Theorie für illegitim gehalten werden mußten. Man vergl. übrigens Krugs Aufsatz: Ueber bestehende Gewalt und Gesetzmäßigkeit (légitimité) in staatsrechtlicher Beziehung, in Adam Müllers deutschen Staatsanzeigen Band 1. Stück 3. Nr. 1. D.

Lehnswesen. Ein Lehen oder Lehn ist ein Besitzthum, wovon Jemanden (dem Vasallen) der Besitz, das Benutzungsrecht, und ein beschränktes Recht der Verfügung und Veräußerung, unter der Bedingung der Lehnstreue (des Beistandes mit Rath und That) eingeräumt ist, welche Treue auch gegenseitige Pflicht des Obereigenthümers (Lehnsherrn) ist. Lehn unterscheidet sich von anderm Eigenthume (Allode) besonders durch die Beschränkung, ohne Einwilligung des Lehnsherrn nicht veräußert werden zu dürfen, durch gewisse Leistungen, die der Verfall gewöhnlich des Lehns wegen übernehmen muß (Lehndienste) und durch eine besondere Art der Vererbung (Lehnsfolge). Die Gründe hievon und die Natur der Lehne wird eine Herleitung derselben von ihrem Ursprunge am besten erklären. Die Liebe unserer Vorfahren zum Kriege war so groß und unersättlich, daß der Krieger, um Waffenthaten zu üben, nicht abwartete, bis sein Volk mit einem andern in Feindschaft gerieth. Privatfehden mußten im Frieden die Stelle des Krieges ersetzen, und fehlten auch diese, so zog der Jüngling und Mann Wochen, Monate, Jahre lang auf Abenteuer aus, und befehdete entweder für eigene Rechnung angränzende Stämme, oder nahm Theil an den Feldzügen anderer, gerade im Kriege begriffener Nationen, die er deßhalb begierig aufsuchte. Die Reichen und Mächtigen wurden auf solchen Zügen gewöhnlich von einer Anzahl gleich tapferer und kriegsfreudiger, aber ärmerer Jünglinge begleitet, die, von ihnen mit Lebensmitteln, wol auch Waffen, versehen, ihr Gefolge ausmachten. Dieses Gefolge, welches schon Cäsar und Tacitus kennen, war durch festere Bande, als die vorübergehende Kriegslust, oder den wenig beständigen Vortheil an seinen Häuptling gekettet; wie denn überhaupt der alte Deutsche keine Verbindung anders, als für ewige Dauer, einzugehen pflegte. Nicht für Einen Zug schloß der Mann aus dem Volke sich den vornehmen Helden an; dem, den er einmal gewählt, blieb er, wenn jener (was unerhört war) die Treue gegen ihn nicht verletzte, sein ganzes Leben gewidmet, und stets, auf Entbietung, zu neuen Zügen und Abenteuern bereit; auch wenn das ganze Volk (der Heerbann) zum Kriege auszog, bildeten die Getreuen um ihren Hauptmann eine heilige, unüberwindliche Schaar. Das Leben und die Freiheit des Hauptmanns sah jeder als ein ihm vertrautes Heiligthum an, und derjenige aus dem Gefolge, der dessen Tod oder Gefangenschaft überlebt hätte, würde als ein Niederträchtiger ewig beschimpft gewesen seyn. Der Heerbannsherzog selbst, stets einer der güterreichsten Hofbesitzer, hatte allemal eine zahlreiche Schaar solcher

Gefährten um sich. Außer Waffen, Rossen und Lebensmitteln erhielten diese Gefährten (oder Gesellen, daher das spätere, barbarisch-lateinische Wort Vasallus) keinen Sold, dagegen den gebührenden Antheil der gemachten Beute, nachdem der Anführer den seinigen voraus genommen (wovon der Ausdruck: Vornehmen, herzuleiten seyn dürfte). Bei den folgenlosen Zügen einzelner Abenteuer gegen nachbarliche Völker, oder auch, wo sichs thun ließ, in die römischen Provinzen, bestand diese Beute natürlich nur in Kleidern, Waffen, Kostbarkeiten, Sclaven; als aber die Massen der Nordländer sich erobernd gegen den Süden wälzten, und bei der Theilung des gewonnenen Landes den Königen oder Herzögen und ihren Unterbefehlshabern bedeutende Landestheile zufielen, gaben sie davon gewisse Grundstücke an ihre Getreuen, damit dieselben auf Lebenszeit den Nießbrauch davon zögen. Die Güter hießen beneficia oder Lehne, weil sie den Besitzern nur geliehen waren, um nach ihrem Tode an den Eigenthümer zurückzufallen, der dann einen andern aus seinem Gefolge damit besoldete. So ist jene altdeutsche Sitte der wahre Ursprung des Lehnswesens, wie auch allein aus ihr jener rein germanische, den alten Völkern völlig fremde Begriff der Dienstlehne hervorgegangen, der so unberechenbaren Einfluß auf die Bildung unserer heutigen Staaten gehabt, und die Existenz von Monarchien im heutigen Sinne möglich gemacht hat. Die Griechen und Römer, die Perser und Aegypter kannten nur zweierlei öffentliche Verhältnisse, Freiheit oder Zwingherrschaft. Ein Volk, das zu wählen hatte, dachte nicht daran, sich einen Herrn zu geben, und nie ward anders, als durch Gewalt, königliche Macht gegründet und behauptet. Die Alten fanden es natürlich, daß Jeder herrschen wollte, der es konnte, aber nicht minder, daß Niemand, der nicht mußte, sich von ihm wollte beherrschen lassen; eine sittliche Pflicht des Gehorchens, ein anderes, als gezwungenes, Verhältniß zu einem Herrn war ihnen ein Unding. Denn der unumwundenste Egoismus war der allgemeinen Denkart in der alten Welt innerster Geist, und nur wenige Ahnungen einer andern Lebensansicht blickten durch ihn hindurch. Die Deutschen, denen umgekehrt die Aufopferung des eigenen Selbst für hohe Zwecke, als das höchste dem Menschen Erreichbare galt, schufen auch die Idee von der Pflicht des freien Gehorsams, die durch die christliche Religion bei ihnen befestiget und noch mehr geheiliget wurde. — Wir kehren nach dieser Abschweifung, wenn dieß eine ist, zu den Lehnen zurück. Da es der Sohn gewöhnlich für Pflicht hielt, oder die Noth ihm gebot, dem Herrn, dessen Dienste der Vater gelebt, auch seinen Arm zu widmen, so ließ der Gefolgsherr ihm in der Regel auch das Lehn seines Vaters, oder vielmehr, er verlieh es ihm (belehnte ihn) aufs neue. Nach und nach, durch Gewohnheit mehrerer Jahrhunderte, wurde dieser Gebrauch zum Recht, und die Entziehung des väterlichen Lehns, obgleich durch kein Gesetz verboten, erschien als eine schreiende Ungerechtigkeit. Conrad II. machte endlich, für Deutschland 1025, für Italien 1037 (oder schon 1026) die Erblichkeit der Lehne auf die Söhne (Weiberlehne sind der Natur der Sache nach spätere Anomalien), oder bei Geistlichen auf die Amtsfolger, zum ausdrücklichen Gesetz. In den Zeiten der Barbarei und Gewaltthätigkeit, die unmittelbar nach der Völkerwanderung, und von neuem nach dem Tode Carls des Großen eintraten, in jenen rohen, nur nach außen starken, eine feste Bürgschaft innerer Sicherheit nicht gewährenden Staaten mußte es bald eine vortheilhafte, ja unausweichliche Maßregel scheinen, sich an einen

Mächtigen anzuschließen, um seines Schutzes sich zu erfreuen. Die gewaltigen Grundherren, die reichen Bischöfe einerseits, die Herzöge und Grafen, der Könige Statthalter, andererseits, bedrückten und plackten so lange die nachbarlichen freien Landeigenthümer und Heerbannsmänner, bis diese das Loos der abhängigen Lehnsleute mit neidischen Augen ansahen, und sich selbst in den Schutz (Mund) des Bedrückers oder eines andern Großen begaben, um vor ihm und allen Mächten sicher leben zu können. Ein solcher Schützling hieß ein Mundmann oder Höriger. Sehr viele, besonders die Armen, die ihr Land selbst bauen mußten, und es also ungern verließen, thaten dieß auch, ohne Gefahr der Bedrückung, bloß in der Absicht, von der Heerbannspflicht loszukommen. Denn die Herzöge, Grafen und Vögte, denen (letzteren für die Bischöfe) den Heerbann zu sammeln und zu befehligen oblag, bedienten sich, statt dieser ungeübtern, oft durch langen Frieden der Kriegszucht entwöhnten Miliz, lieber ihres Gefolges, nun Lehnsmannschaft genannt, und ließen sich von den Heerbannspflichtigen, die ihre Mundleute werden wollten, die Verbindlichkeit, aufs Aufgebot zu erscheinen, abkaufen. Die Kaiser und Könige kümmerten sich wenig darum, woher die Herzöge ihnen ihr Contingent zuführten, wenn es nur der Zahl nach die gebotene Mannschaft hielt, ja sie zogen die Lehnsmannschaft, außer jenen Vortheilen, den Heerbannstruppen auch darum vor, weil diese bloß zur Landwehr, jene zu weniger beschränktem, oft zu unbedingtem Dienste verpflichtet, und folglich ihre Brauchbarkeit ausgedehnter war. So kam der Heerbann nach und nach in Verfall, und die Lehnsmiliz trat an seine Stelle. Einer andern nicht geringen Classe von Menschen, worunter besonders die Reichen (später der niedere Adel genannt) gehörten, welche das Land durch Miethlinge oder Eigenleute baueten, lag nichts daran, sich vom Kriegszuge loszumachen, vielmehr waren, nach der Väter Sitte, Kriegsabenteuer noch immer ihre liebste Beschäftigung, ihr höchster Genuß. Aber des Schutzes der Großen konnten auch sie nicht entbehren; andererseits beleidigte es ihren Stolz, unter dem, solchergestalt immer mehr gesunkenen und nicht viel höher, als jetzt ein Landsturm, geachteten Heerbanne zu dienen. Sie geizten daher nach der Ehre, in die Lehnsmannschaften der Großen aufgenommen zu werden, und trugen deßhalb dem nächstwohnenden Herzog, Grafen oder Bischof ihre Güter zu Lehn auf. Oft thaten sie auch dasselbe, aus Andacht, lieber einem Stifte oder Gotteshause. Auf diese Weise ist in Deutschland (die nordöstlichen, ehedem slavischen, eroberten und an Vasallen vertheilten Provinzen ausgenommen) die Mehrzahl der heutigen Lehne entstanden. Jene wurden dadurch, wie andere Lehnleute, bei Verlust des Lehns pflichtig, dem Lehnherrn in allen seinen Fehden zu folgen, außer, wenn sie wegen verschiedener Lehne mehrere Lehnherren hatten, gegen diese, und gegen Kaiser und Reich, welche aber erst später ausdrücklich ausgenommen wurden, weil sich dieser Vorbehalt bei einer Dienstpflicht, die an die Stelle der Heerbannspflicht trat, von selbst zu verstehen schien. Zugleich mußten sie den Gebrauch ihrer Burgen und Vesten als offene Häuser (das Oeffnungsrecht) in Zeiten der Kriegsnoth dem Lehnherrn einräumen. In eben demselben Verhältnisse standen schon die Herzöge und Grafen, die für ihre Reichsstatthalterschaften, und die Bischöfe, die für ihre geistlichen Aemter ebenfalls durch Lehne besoldet waren, zum Reichsoberhaupt, und in eben dasselbe traten nun zu jenen größern Edel-

euten (denn eben hiedurch entstand der niedere Adel) auch kleinere reie Güterbesitzer, ja selbst reichere kriegslustige Bauern, die den ehrenvollen Lehndienst der friedlichen, aber verachteten Schutzhörigkeit vorzogen, und deßhalb entweder einem Edeln ihr Gut zu Lehn auftrugen, oder von ihm, mit Bewilligung des Oberherrn, mit einem Theile seines Lehns weiter belehnt wurden (Afterlehnleute, varasrars). Die Belehnung geschah bei den großen Statthalterlehnen chon seit den sächsischen Kaisern durch eine Fahne (das Zeichen des Oberbefehls; daher Fahnenlehn), bei den kleineren mit dem Schwerte, bei den geistlichen Lehen in den ältesten Zeiten durch Ring und Stab; seit dem wormser Frieden (1122), der die Oberherrlichkeit des Kaisers auf das Weltliche beschränkte, mit einem Scepter (Scepterlehn). Eine besondere Art der Kriegslehne waren die Burglehne, deren Besitzer zu Vertheidigung irgend einer Burg des Lehnsherrn (Burghut) verpflichtet waren. Der dabei befehligende Vasall hieß bei Reichsfesten Burggraf, bei andern Burgvogt, die übrigen nannte man Burgmänner. So ward die Lehnsmannschaft, gleich der päpstlichen Hierarchie und ihr gegenüber, ein System von concentrischen Kreisen, die jeder unter dem Einflusse des nächsten, alle um einen Mittelpunkt, den König, als Oberlehnsherrn, sich bewegten. Neben den Kriegsvasallen entstand und bildete sich auch noch eine andere Classe von Lehnsleuten, die nicht minder bedeutend wurden. Von den ältesten Zeiten her finden wir an den Höfen der Könige und ihrer Statthalter, wie der Bischöfe, gewisse Hausbeamte, die anfangs wirklich Dienste leisteten, später mehr zum Glanze des Hofes dienten. Die vier Aemter des Marschalls, des Kämmerers, der Schenken und des Truchsesses sind die ältesten, wie die vornehmsten, aber keinesweges die einzigen, vielmehr waren die Aemter so mannichfaltig, als die im Hofdienst denkbaren Verrichtungen. Diese Beamten konnten, in jenen Zeiten der Geldarmuth, und nach dem altdeutschen Begriffe, der nur den Grundeigenthümer als einen Staatsbürger, und nur den Besitzer großer Ländereien als einen Vornehmen ansah, mit nichts füglicher besoldet werden, als mit dem Nießbrauch von Ländereien (Hoflehne), welcher auf dieselbe Weise, wie bei den Kriegslehnen, noch etwas später, zumeist unter Friedrich I., nach und nach erblich wurde. Der Glanz des Hofes und der Vortheil, welchen diese Bedienungen gewährten, lockte viele Edle, sich um sie zu bewerben. Sie wurden die Ersten in der solchergestalt sich neu bildenden Classe der Dienstleute oder Ministerialen; neben und unter ihnen gab es aber noch eine große Menge anderer Dienstleute, besonders auf den Meierhöfen der Großen. Jeder Meier (villicus) ward zum Lohne der Bewirthschaftung eines Grundstücks mit einem andern kleinern beliehen, und es gab kaum einen Hofbedienten, der nicht für seine Dienste wenigstens ein Haus oder einen Garten in dem der Burg anliegenden Dorfe zu Lehn gehabt hätte. Die großen Ministerialen, zu bequem, die Geschäfte ihrer Aemter selbst zu verrichten, fingen bald, mit Vergünstigung ihrer Herren, an, dieselben andern zu übertragen, die sie für diese Verrichtung ebenfalls durch Belehnung mit irgend einem Gute belohnten. So sehen wir noch in den neuesten Zeiten neben den vier Reichserzämtern, die von ihnen zu Lehn herrührenden Reichserbämter, und dieselbe doppelte Dienstmannschaft an dem bischöflich bambergischen Hofe, von welchem die Churfürsten dieselben Aemter, wie vom Reiche, hatten. Nach und nach kamen auch Lehne auf, die weder durch Kriegs- noch Hofdienste verdient wurden, sondern nur, zu Anerken-

nung der Oberlehnsherrlichkeit, mit gewissen Leistungen von geringer Beschwerde verbunden waren, wie die jährliche Darbringung eines Pferdes, einer Koppel Hunde, eines Baizfalken. Ja oft wurden zum Behufe dieser Anerkennung auch einzelne Handlungen beliebt, als das Halten des Steigbügels, das Vortreten bei gewissen Gelegenheiten rc. Unter den Geschenken sowol, als denselben Handlungen findet man, nach dem Humor des Lehnsherrn, bisweilen sehr sonderbare und lächerliche, als: vor dem Heere zu tanzen, irgend ein Kunststück zu machen, ein Ei, einen Pfennig darzubringen rc. Die Versagung der Lehnsdienste, oder eine andere Verletzung der Lehnstreue heißt Felonie, und wurde durch Einziehung des Lehns bestraft. Hierüber, so wie über andere Lehnsstreitigkeiten, als: Erbfolge-, Eröffnungs-, Veräußerungs-, Verafterlehnungsfälle urtheilte der Lehnsherr in einem eigenen Gerichte (Lehnshof, Mannengericht), das er mit Vasallen, die dem Angeklagten ebenbürtig seyn mußten, besetzte. Das Erscheinen bei einem solchen Gerichte, auf Erfodern des Lehnsherrn, und die Uebernahme einer Beisitzerstelle bei demselben ward zu den Lehnspflichten gezählt. Bei Sachen, wo des Königs eigenes Interesse ins Spiel kam, führte an seiner Statt der Pfalzgraf am Rhein, als Reichsoberrichter, den Vorsitz im Reichslehnsgerichte. Je mehr das Verhältniß der Lehnsherren und Lehnsleute als eines der wichtigsten im damaligen Leben, und als die Quelle der heiligsten Pflichten, hervortrat, je mehr die Zahl der Lehnsleute auf Kosten der alten unmittelbaren Reichsunterthanen sich ausbreitete, desto mehr trat das Verhältniß dieser in den Hintergrund und gerieth endlich ganz in Vergessenheit. Bald, und schon im zehnten und elften Jahrhunderte kannte man keine andere Unterthanenpflicht als die Lehnspflicht, das ganze Reich war nur eine große Lehnsmannschaft, und die Begriffe Lehnsherr (suzérain) und Landesherr (souverain) gänzlich verwirrt. Wer nicht Lehnsherr oder Vasall war, der schien kaum Staatsbürger, und Niemand kümmerte sich um seine Sicherheit. Daher durften nur wenige große Landeseigenthümer, im Vertrauen auf ihre Macht, es wagen, ohne Lehensabhängigkeit zu verharren. Doch auch von diesen huldigten die Meisten später noch dem Geiste der Zeit und wurden königliche Vasallen (wie die Herren von Braunschweig und Hessen und die Grafen in Thüringen, dann Herzöge und Landgrafen genannt), und die Kaiser wandten Alles an, sie dazu zu bewegen. So belehnte Friedrich I., entrüstet, als jener stolze Freiherr von Krenzingen, der Niemands Vasall war, sich weigerte, vor ihm aufzustehen, denselben mit dem Münzrechte, damit er des freien Mannes Herr würde. Auf der andern Seite hielt man es für Pflicht des Kaisers, ein durch Aussterben eines Vasallenhauses eröffnetes Lehn nicht einzuziehen, sondern weiter (jedoch dieß ganz nach seiner Willkür) zu verleihen, und so die Fortdauer des Lehnswesens zu sichern, von dem die des Staates abzuhängen schien, weil Heimfall der Lehne an den Kaiser Tyrannei, und Befreiung der Fürsten vom Lehnsbande Anarchie zur Folge haben mußte. Noch mehr; die nothwendige Verbindung der Aemter, der Statthalterschaften, wie der Hofämter, mit den Lehnen, ließ sie bald mit diesen verwechseln, und die Leistung, die das Lehn verdienen sollte, für das Lehen selbst ansehen, so daß man nicht mehr mit den Gütern als Lohn der Aemter, sondern mit diesen selbst, gleichsam als einem durch sein Zubehör, das Gut, fruchttragenden Kapitale belohnt wurde. Die Herzöge, Bischöfe, Vögte und Burggrafen befestigten, wol eben so sehr aus Unwissenheit, als aus Eigen-

nutz, diese Verwechselung, und machten bald keinen Unterschied zwischen ihren Lehnen und den Provinzen und Burgen, für deren Verwaltung sie ihnen gegeben worden, sondern übten in diesen, die ja größtentheils mit ihren Lehnsleuten angefüllt waren, dieselbe grundherrliche Gewalt, wie dort, und sahen Abreißungen von diesen als eben so schreiende Ungerechtigkeiten an, als Entziehung des Lehns. In den Provinzen, wo bald die herzogliche Gewalt wegfiel, wie in Franken, Schwaben und Westphalen, gingen die Grafen und Aebte denselben Gang, dahingegen sie in Baiern, Meißen, Thüringen, Oesterreich und Brandenburg, mit gänzlicher Vergessenheit ihrer Reichsstatthalterwürden, zu bloßen Lehnsleuten der Herzöge, Landgrafen und Markgrafen herabsanken, und kaum ihre Afterlehnsleute in Abhängigkeit erhalten konnten. Aus dem Lehnswesen, dem einzigen Organismus der europäischen Staaten des Mittelalters, ging denn auch eine neue Ordnung der bürgerlichen Stände hervor. Der zwischen dem alten Adel (den Fürsten) und den Freien innestehende niedere Adel verdankt ihm, wie erwähnt, seine Entstehung, und unter den Vasallen selbst bildete sich, doch ohne Eintrag der Ebenbürtigkeit, eine Stufenleiter des Ranges. Die Classen derselben nannte man Heerschilde. Den ersten Heerschild bildete der König allein; den zweiten die Pfaffenfürsten, Bischöfe und unmittelbaren Aebte, den dritten die Laienfürsten, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen und unmittelbaren Grafen (jenen nachstehend, weil sie alle Vasallen der Hochstifter waren), den vierten diejenigen Freiherren oder großen Güterbesitzer, die ihr Land von Niemand zu Lehn hatten, aber doch, wegen kleiner Besitzungen oder Rechte, des Kaisers Vasallen waren; den fünften diejenigen Freien, Schöppenbaren, Semperfreien, die in eben dem Verhältnisse zu den Fürsten waren; den sechsten deren Lehnsleute und die Dienstmannen der Fürsten, und den siebenten die Besitzer unendlicher Lehne. Dieser Eintheilung analog ist die italienische in Principes, Capitanei, Valvasores majores, Valvasores minores, Valvasini und Soldati, und die englische in Lords, Esquires und Copyholders, die spanische in Grandes (ricoos ombres), Escuderos, Xidalgos. die französische in Pairs, Barons, Ecuyers und Vavasseurs. Die Benennung der Ecuyers, Escuderos, Esquires, deutsch Edelknechte, gehört jedoch mehr dem Ritterwesen an (s. d. Art.). Neben diesen Ständen bildete sich, als keinem von ihnen zugehörig, erst nach Jahrhunderten der Bürgerstand aus. Den Städten, auf Gewerbfleiß und beweglichen Reichthum ausgehend, und darauf eine neue Art von Macht bauend, war der im Vorherrschen des Grundeigenthums gegründete Geist des Lehnwesens nothwendig fremd; daher erblicken wir sie fast immer den Edeln verhaßt und gehässig, fast immer in offenbarer Feindschaft und Fehde mit ihnen. Die Grundsätze des Lehnrechts (so nennt man nun den Inbegriff aller zwischen Lehnsherren und Vasallen eintretenden Rechten und Verbindlichkeiten, oder auch die Wissenschaft derselben) wurden von lombardischen Rechtsgelehrten des zwölften Jahrhunderts ausgebildet und festgestellt. Die Sammlung von Lehnsgesetzen und Gewohnheiten, die unter dem Titel: Libri Feudorum, (Feuda sollen die Lehne in Gegensatz der Allodia — ursprünglich Loosgüter — genannt worden seyn, von dem alten fe Lohn und ode Besitz) dem römischen Gesetzbuche anhingen, ist ein Codex des Lehnrechts für halb Europa geworden. Im nördlichen Deutschland, Dänemark, Preußen, Polen rc. erhielt sich, im Gegensatze desselben, das alte deutsche

Lehnrecht, dessen hauptsächliche Abweichung vom lombardischen war, daß es die Erbfolge der Seitenverwandten, als solcher nicht anerkennt, und alles Lehnfolgerecht nicht, wie dieses, auf die Abstammung vom ersten Erwerber des Lehns gründete, sondern allein durch die Gemeinschaft und den Mitbesitz des Lehns bedingte, so daß Theilungen das Successionsrecht aufhoben. An der Stelle dieser Gemeinschaft hat man seit dem 13ten Jahrhunderte in den obengenannten Ländern gleiche Wirkung einem bloß der Form nach bei der ersten Belehnung erlangten, und sodann bei allen Theilungen und Sterbfällen vorbehaltenen und erneuerten Miteigenthum (Mitbelehnschaft, gesammte Hand) beigelegt. Vortrefflich geeignet war die Lehnsverfassung, in Zeiten des Freiheitgeistes und der Unbiegsamkeit gegen die eigentliche Staatsgewalt, um die Zügel der im Volke zerstreuten Masse von Kräften, zum Gebrauche derselben nach Außen, und doch ohne Gefahr für die Freiheit, in die Hand des Staatsoberhaupts, als Oberlehnsherrn, zu legen. Allein wie jede menschliche Einrichtung den Keim der Ausartung in sich trägt, so litt auch die Reinheit und Wirksamkeit der Lehnsverhältnisse, und mit ihr die auf sie gebaute Staatsverfassung nur zu bald unter einem Geiste des Ungehorsams und der Empörung, der desto allgemeiner ward, je mehr die Fürsten zu merken anfingen, daß nach der Natur der Lehnsverfassung nicht sie vom Könige, sondern dieser von ihnen abhängig sey. Denn diese Veranlassung gab dem Lehnsherrn keine andere Sicherheit ihres Gehorsams, als den Lehnseid, und die Androhung von Strafen, zu deren Vollziehung vor Allem Macht gehörte, während der König in den meisten Staaten seine Macht, entweder durch eigene Belohnungen oder die Anmaßungen der Fürsten, unter diese vertheilt sah. So gelang es den Kronvasallen in Deutschland, Italien und im ältern Frankreich, dem Könige fast alle Gewalt bis auf die äußere Ehre des Königthums zu entziehen, und er konnte in jenen Ländern nie, in Frankreich nur nach zufälligem Aussterben der großen Baronengeschlechter, zu einer neuen, von der Lehnsherrlichkeit unabhängigen Königsgewalt (Souveränität) gelangen; während die glücklichen Britten allein aus dem Kampfe der königlichen und der Vasallengewalt, ein Gleichgewicht derselben, in einer der Vollkommenheit nahen Staatsverfassung hervorgehen sahen. Als in der neuen Zeit (die eben so gut, als von der Reformation, von der Erfindung des Schießpulvers an gerechnet werden könnte) die Veränderung des Kriegswesens Alles umgestaltet, und die Lehnsmiliz nun eben so völlig von den stehenden Heeren verdrängt wurde, als sie selbst den Heerbann verdrängt hatte, da blieb gleichwol das Gerippe dieses abgestorbenen Körpers, die in ihrem Werthe nur durch die Lehndienste bedingte Lehnsverfassung, stehen, eine Trümmer der Vorzeit, zu unnütz und unbequem, um noch länger behauptet werden zu können. Denn die Lehndienste würden nicht mehr gefodert werden, weil sie unbrauchbar waren; gleichwol werden sie mit Geld (Ritterpferden) abgekauft. Es darf auch Niemand wundern nehmen, daß man an Abschaffung dieser alten Formen nicht früher gedacht hat; denn war nicht manches wohlerworbene Recht, und manches, wenn gleich nun zwecklose, doch ohne despotische Willkür nicht zu zerschneidende Verhältniß daran geknüpft? Die Reste des Lehnswesens sind mehr unbequem als schädlich; ihre Abschaffung konnten Franzosen und ihre Jünger an Orten ihrer Zwingherrschaft leicht verfügen; (denn was ist leichter, als einem Rechte entsagen, das man nie gehabt?) jetzt würde sie, in eben diesen jetzt neu lustrirten Län-

ern, von Seiten der wieder eingesetzten Fürsten nur eine edle Ent- igung eines Theils ihrer geachtetsten Regierungsrechte seyn, in an- ern Staaten aber, wo die Lehnsverhältnisse unter den Unterthanen och bestehen, gewiß mit größerer Vorsicht, und, wo möglich, stets uf dem Wege billiger und zwangloser Loskaufungen vorgenommen erden müssen, damit nicht, wie so oft, um den Ideen einiger Rechts- eculanten zu genügen, die Gerechtigkeit selbst mit Füßen getreten erde. H. L.

Lehrbegriff, der, ist die entweder einer kirchlichen Gesell- chaft, oder auch einem einzelnen Lehrer eigenthümliche Ansicht von en Wahrheiten des christlichen Glaubens. So gibt es sowol einen vangelischen, einen katholischen, einen socinianischen Lehrbegriff, als inen Lehrbegriff des Origenes, des Athanasius, des Augustin. Die hilosophischen Schulen, oder einzelnen Philosophen eigenthümli- hen Ansichten, pflegt man nicht Lehrbegriffe, sondern Systeme zu ennen. U.

Lehrgedicht, so nennt man insbesondere eine größere und usgeführtere Dichtung didactischer Art. Aber es ist überhaupt noch treitig, in wiefern eine didactische oder Lehrpoesie als besondere Dich- ungsart aufgeführt, mit dem Begriffe und Wesen der Dichtkunst be- tehen kann. Soll nämlich ein Gedicht den Zweck zu lehren verfol- en, und auf diesem bestimmten Zwecke sein Wesen beruhen: so kann amit die reine und freie Begeisterung und der absolute Zweck der Poesie nicht bestehen; ja das Werk muß zu einem Producte der Re- lexion werden, das höchstens mit dem äußern Schimmer der Poesie usgeschmückt ist. Soll aber in dieser Tendenz das Wesen des di- actischen Gedichts nicht beruhen, wie Einige mildernd sagen: so ist nehr oder weniger jedes Gedicht didactisch zu nennen, und es kann omit keine besondere didactische Dichtungsart geben, die mit Recht iesen Namen führte. Will man jedoch einzelne Gedichte mit eini- em Rechte didactisch nennen: so würden dieses diejenigen seyn, ei welchen entweder überhaupt eine Tendenz zu lehren hie und da ervortritt; sie können übrigens epische (wie viele Romane) oder ramatische Form haben (wie z. B. Lessings Nathan); oder solche, die veder einen epischen und dramatischen Stoff zum Grunde liegen ha- en, sondern gewisse Wahrheiten in dem Spiegel der poetischen Be- eisterung aufgefaßt, in Allegorien, Visionen 2c. darstellen, mithin hrem Wesen nach durchaus lyrisch sind. Hieher gehören viele ly- ische Gedichte von Schiller, namentlich die Glocke, die Hoffnung u. a. obgleich sie die Ueberschrift: didactisches Gedicht, nicht tragen), und lle bessere s. g. Lehrgedichte; hierher würde selbst Dante's großes, al- egorisches Gedicht gehören. Im ersten Falle würde die Benennung inen Tadel in sich schließen. Die Gedichte letzterer Art gehören zu en ältesten Denkmälern der Poesie, wie die Gnomen beweisen; das Entstehen und die Ausbildung der eigentlich sogenannten Lehrgedichte ber kündigt in der Regel schon den Verfall der Poesie eines Volks, der das Schwanken zwischen Poesie und Reflexion an, wobei man ft glaubt, das Unpoetische und Allgemeine durch zufälligen Schmuck u dem Schönen erheben zu können. Das Eitle dieses Bestrebens eigen die vorzüglichsten didactischen Gedichte aller Zeiten, namentlich ie eigentlich sogenannten Lehrgedichte, „welche uns, nach J. Pauls usdrucke, ihren zerhackten Gegenstand Glied für Glied, obwol jedes einige poetische Goldflittern eingewickelt, zuzählen," z. B. des Lu- rez poet. Darstellung des epikurischen Systems in dem Gedichte de

rerum natura, und die am meisten durch poetische Einzelnheiten, besonders durch Episoden und Bilder, glänzende Georgik des Virgil, welche den spätern Dichtern fast immer zum Muster gedient hat; Ovid's Kunst zu lieben, welche jedoch ins Scherzhafte übergeht, und Horaz sogenannte ars poetica; die englischen eines Davies, Dyer, Akenside, Dryden, Derwin; die französischen eines Boileau, Dorat, Lacombe, Delille, und die deutschen eines Dusch, Lichtwer, Tiedge u. a. Ueberhaupt aber gibt es fast keinen so unpoetischen Gegenstand, den man nicht aus jener der Poesie so verderblichen Maxime, eben an einem solchen könne sich erst die Kunst am meisten zeigen, in Lehrgedichten behandelt hätte. Uebrigens rechnet man zur didactischen Poesie außer dem angeführten größern Lehrgedichte, gewöhnlich auch die beschreibenden oder malenden Gedichte (s. d. Art. Malerei), die poetische Epistel, welche Form dem didactischen jedoch nicht nothwendig ist, die (sogenannte äsopische) Fabel, und die Parabel, endlich auch die Satyre und gewisse Arten des Epigramms, von welchen allen einzeln in den benannten Artikeln gehandelt wird. Wir können hier nicht unterlassen, das lebendige und geistvolle Urtheil J. P. F. Richters in seiner zweiten Ausgabe der Vorschule der Aesthetik hinzuzufügen, welches mit unserer Ansicht sehr übereinstimmend ist. „Das Lehrgedicht," sagt dieser, „gehört in die lyrische Gattung. Es läßt auf innere geistige Gegenstände den Brennpunkt der Empfindung fallen, in diesem leuchten und brennen sie, und dieses so sehr, daß der flammende Pindar ganze Reihen kalter Lehrsätze zu seinem korinthischem Erz einschmilzt. Reflexionen werden nicht an sich zur Lehre, sondern für das Herz zur Einheit der Empfindung gereiht, und als eine mit Blumenketten umwickelte Frucht dargeboten, z. B. von Young, Haller, Pope; ohne dieses wäre ja eine Philosopie, z. B. die platonische, ein Lehrgedicht." Aus dieser Ansicht, namentlich in Beziehung auf die Natur des Gefühls, würde ganz natürlich folgen, daß jedes didactische Gedicht von größerem Umfange nothwendig ermüdend werden müsse. Weder, sagt A. Schreiber, hält das Gefühl eine so ausdauernde Spannung aus, noch die Phantasie eine so ununterbrochene Bilderjagd. Dieß ist es, was Tiedge's Urania durchaus entgegensteht. Ganz flach aber ist es, wenn Aesthetiker das didactische Gedicht, namentlich das eigentliche Lehrgedicht, bloß negativ, aber zugleich so bestimmen, daß weder der Name beibehalten werden, noch die Möglichkeit eingesehen werden kann, wie nach diesen negativen Bestimmungen ein Gedicht entstehe; z. B. das Lehrgedicht solle nicht unterrichten, nicht systematischen Zuschnitt haben, sondern eine glückliche Auswahl poetischer Gedanken enthalten, einen Gegenstand behandeln, der der poetischen Form fähig sey, oder, wie man sich wol ausdrückt, „einen Lehrgegenstand in die didactisch-poetische Form herüberziehen:" letzteres setzt die Möglichkeit einer didactischen Poesie schon voraus. Auch die Bestimmung, „die didactische Poesie sey nur die, welche Lehren der Wahrheit im poetischen Gewande darstelle," welches ungefähr dasselbe heißt, ist zwar in obigem Sinne richtig, macht aber das didactische Gedicht noch nicht zu einer von der epischen, dramatischen und lyrischen verschiedenen Dichtungsart. T.

Lehrsatz (theorema) ist ein solcher Satz, der aus gewissen vorausgeschickten Grundsätzen beweiset, daß Etwas wahr oder falsch, möglich oder unmöglich sey. Der pythagoräische Lehrsatz (theore-

ma Pythagoricum, auch Magister matheseos) heißt derjenige, vom Pythagoras erfundene Lehrsatz, in welchem bewiesen wird, daß in einem rechtwinklichen Triangel das Quadrat der größten Seite, oder der Hypothenuse, so groß ist, wie die Quadrate der beiden übrigen Seiten, der Catheten, zusammen genommen. Ein Lehrsatz ist nicht mit Lehnsatz zu verwechseln, s. d. Art. Lemma.

Lehrstyl (didactischer Styl), die durch den Zweck der Belehrung bestimmte Eigenthümlichkeit in dem Gebrauche der Sprache. Er wird entgegengesetzt dem poetischen und rhetorischen Styl. Im allgemeinen Sinne aber versteht man darunter den Styl jeder prosaischen Mittheilung, die auf irgend eine Weise über etwas belehren will; im engern und höhern Sinne den Styl des Unterrichts, welcher dahin wirken soll, die Einsicht vorgetragener Wahrheiten zu befördern; und im engsten Sinne den Styl des wissenschaftlichen, besonders akroamatischen Unterrichts. Die nothwendigsten Erfodernisse des Lehrstyls überhaupt sind Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze, weil hier zunächst auf den Verstand gewirkt werden soll, sparsamerer Gebrauch der Bilder zur Veranschaulichung gewisser Wahrheiten. Der höhere didactische Styl insbesondere wird sich durch größere Ruhe und Würde, durch die strengste Bündigkeit und Präcision von dem ersteren unterscheiden, welcher mehr subjectiv ist, und auf leichte allgemeinere Auffassung Rücksicht nehmen muß, weßhalb er auch der populäre didactische Styl genannt werden könnte. Der didactische Styl ist übrigens auch nach der höhern oder geringern Bedeutung der vorzutragenden Gegenstände, nach dem eigenthümlichen Geiste und Inhalte und nach dem Range der vorzutragenden Wissenschaften verschieden; auch wird derselbe durch die Eigenthümlichkeiten des mündlichen oder schriftlichen Vortrags und Unterrichts eigenthümlich bestimmt. Es gibt Fälle, wo er in den rednerischen Styl übergeht, wie z. B. in der Canzelrede, oder Predigt, ja man könnte den rednerischen Styl selbst als eine höhere Gattung des didactischen betrachten, indem er sich von der wissenschaftlichen didactischen nur durch größere Freiheit und Ungebundenheit in der Gedankenfolge unterscheidet. Endlich ist auch der Styl, je nachdem die Gedankenmittheilung einseitig oder wechselseitig ist, akroamatisch (didactisch im eigentlichen Sinne), oder dialogisch (Unterredungsstyl), wie beim catechetischen Vortrage. Letzterer nähert sich dem leichteren Conversationsstyle; ersterer ist bündiger und ausführlicher, und kann sich freier der Kunstausdrücke (termini technici) einer Wissenschaft bedienen, verfällt aber leichter in Pedanterien; doch kann der akroamatische Vortrag auch in Briefform Statt finden, bei welcher die freiere Mittheilung und ein leichterer Gedankenzusammenhang herrscht. Der akroamatische Styl kann ferner wiederum entweder aphoristisch (fragmentarisch) seyn, d. i. aus kurzen Sätzen, oder in einem fortlaufenden zusammenhängenderen Vortrage bestehen. Einige nennen auch den Styl der didactischen Poesie (s. Lehrgedicht), welcher in der Regel auf der Gränze der Poesie und Prosa steht, den didactischen Styl (der Poesie), und dieser ist in sofern auch satyrisch, änigmatisch, parabolisch ꝛc.; doch kann dieses auch der prosaisch-didactische Vortrag seyn, der sich bei freierer Mittheilung dem poetischen nähert.

Leib, s. Körper.

Leibeigenschaft (auch Leibeigenthum genannt), besteht in gewissen Eigenthumsrechten, welche auf der Person eines Menschen

haften. Sie begreift in sich die Verpflichtung des Leibeigenen zu Diensten, Zinsen und andern Obliegenheiten gegen seinen Gutsherrn, welche auf der **Person** des Leibeigenen entweder ohne alle Rücksicht auf den Besitz eines Gutes, oder in Beziehung auf die Bauernländerei, die er in eigenem Namen inne hatte, dergestalt haftet, daß derselbe ohne freien Willen des Leibherrn sich davon nicht losmachen kann, und seine Verbindlichkeit auf seine Nachkommenschaft forterbt. Der **leibeigene Bauer** muß also nicht nur wegen des Besitzes seines Gutes gewisse Lasten tragen, sondern auch, und zwar vorzüglich, vermöge **gewisser auf seiner Person haftenden Eigenthumsrechte** gewisse Obliegenheiten erfüllen. Dieses letzte Verhältniß unterscheidet ihn ganz wesentlich von dem **erbunterthänigen Bauer** und von dem **hörigen Bauer** (Suus), womit man den leibeigenen Bauer eben so häufig verwechselt hat, als mit den römischen Sclaven und den indischen Negersclaven. Der Leibeigene ist kein Sclav, weil er nicht im **völligen** Eigenthume ist. Seine wahren Nebenbenennungen sind **Eigene**, **Halseigene**, **Bluteigene**, **Eigenbehörige**, **Gutseigene** und **Eigenarme**; unrichtig aber nennt man sie **Erbunterthanen**, **unterthänige Bauern**, **Laßbauern**. Der Herr des Leibeigenen heißt **Erbherr**, **Leibherr**. Da der Deutsche ursprünglich eben so frei war, wie jede andere Nation, so konnte er auch nicht leibeigen seyn. Die Leibeigenschaft unter den Deutschen, so wie unter andern Nationen, entstand daher entweder aus den **Gefangenen**, die man im Kriege machte, oder aus fremden Sclaven, die man durch den Handel mit Ausländern an sich brachte. Weil der Deutsche oft viel Landeigenthum besaß, so pflegte er zuweilen Land unter seine Sclaven zu vertheilen, unter der Bedingung, daß sie Frohnen und Zinsen leisteten. So entstand aus der Sclaverei in Deutschland Leibeigenschaft. Nach diesem Entstehungsgrunde betrachtete man auch die Leibeigenen nicht einmal als Mitglieder und Unterthanen des Staats. Das Recht als Staatsmitglieder betrachtet zu werden, haben vielmehr die Leibeigenen in manchen Staaten erst spät und in den neuesten Zeiten erhalten. Auch ist die Leibeigenschaft in den Ländern und Provinzen, wo sie noch widersinniger Weise Statt findet, sehr verschieden, bald gelinder, bald härter, so daß in manchem Staate der Leibherr den Leibeigenen bis zum Krüppel peinigen und ungestraft sogar tödten kann. Vermöge der Leibeigenschaft hängt der Leibeigene in Ansehung seiner Person und Habe von der Willkür des Leibherrn ab; er darf weder den ihm anvertraueten Hof, noch seinen Wohnort verlassen, und der Herr kann ihn zurückfodern (daher Besatzungsrecht, Vindicationsrecht des Herrn), wenn er sich in ein Verhältniß begibt, das ihn unfähig macht, seine Pflichten zu erfüllen. Seine Kinder können ohne Einwilligung des Leibherrn keine andere Lebensart wählen, als die, worin sie geboren worden sind; kein Leibeigener und keine Leibeigene darf sich ohne Vorwissen des Erbherrn verehelichen, und für die Einwilligung des letzteren muß noch überdieß der Bedemund (Frauenzins, Klauenthaler, Hemdschilling, Busengeld, Busenhuhn), entweder in Gelde oder Natura entrichtet werden (von dem sog. jus primae noctis finden sich in **Deutschland** keine Spuren); der Leibeigene ist körperlichen Strafen und Züchtigungen unterworfen, die von der Willkür des Leibherrn abhängen; er kann von dem Herrn hie und da von seinem Gute vertrieben werden (dieß nennt man die Abäußerung); er muß die auf seiner Person haftenden, ungemessenen Zinsen und Dienste

nd den Eid der Unterthänigkeit (Erbeid) leisten; er kann in den Staaten, wo die Leibeigenschaft noch in ihrer ganzen Strenge herrscht, uf den Todesfall nicht über seinen Nachlaß etwas anordnen, sondern lles gehört dem Leibherrn; nur in manchen Provinzen erhält der eibherr einen Theil aus dem Nachlasse des Leibeigenen (das Moruarium, Sterbefall ꝛc.). Man kann die Leibeigenschaft nach den Graden der Strenge etwa in 3 Classen eintheilen, 1) in die strengste eibeigenschaft. In Deutschland kommt dieselbe nur an wenigen Orten, in den ehemaligen wendischen Landen (z. B. Lausitz, Pommern, Mecklenburg) vor: 2) der mittlere Grad, welcher bei den Eigenhörigen in Westphalen und einigen angränzenden Ländern vorkam; 3) die gelindeste, welche bei den Eigenen, besonders im südlichen Deutschland hie und da noch vorkommt. Heut zu Tage sind die gewöhnlichsten Entstehungsarten der Leibeigenschaft folgende: durch Geburt von einer Leibeigenen; freiwillige, ausdrückliche Ergebung (durch eine Urkunde, der Eigenbrief genannt), oder stillschweigende, wenn sich ein Vagabund Jahr und Tag in einer Gegend aufhält, in welcher die Luft eigen macht (Wildfangsrecht), oder ein Gut annimmt, mit dessen Besitze die Leibeigenschaft verbunden ist; durch Strafe wegen Verbrechen, oder als Zinsbuße bei freien Bauern, und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Selten wird sie noch durch Heirath bewirkt. Das Ende erreicht die Leibeigenschaft durch allgemeine Landesaufhebungs-Gesetze, welche seit 1096 durch die Kreuzzüge veranlaßt wurden, indem man einen jeden Leibeigenen, der den Kreuzzug mitmachte, für frei erklärte; durch ausdrückliche oder stillschweigende Freilassung; durch richterliches Erkenntniß wegen grober Excesse des Leibherrn in solchen Staaten, wo der Leibeigene als Mitglied des Staats angesehen wird; und endlich auch durch Verjährung von 30 Jahren. Da nun übrigens die Leibeigenschaft weder mit den unveränderlichen Grundsätzen des Naturrechts sich vereinigen läßt, noch dem Begriffe von einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit angemessen, vielmehr dem Staatswohl nachtheilig ist: so sollten alle Staatsregierungen, nach vorher getroffenen zweckmäßigen Anstalten, dieselbe gänzlich aufheben. S. Knechtschaft. X.

Leibgedinge (Leibgut, Leibzucht, Witthum, dotalitium, douaire) ist nach deutschen Rechten das einer adelichen Witwe zustehende Recht, nach ihres Mannes Tode aus dessen Lehngütern die vierfachen Zinsen ihrer eingebrachten Mitgift zu genießen. Oft wird auch der Witwe ein Grundstück zum Leibgeding angewiesen, wovon sie den Nießbrauch hat, und welches Leibgeding genannt wird. Endlich überhaupt der den adeligen Witwen ausbedungene Unterhalt auf Lebenszeit.

Leibnitz (Gottfried Wilhelm, Freiherr von). Hat je die Natur in einem einzigen Menschen viele und große Talente vereiniget, so war es in diesem gelehrten und berühmten Manne, der sowol wegen des Umfangs seiner Kenntnisse, als wegen der Tiefe seines Verstandes, der Größe seines Genies, und wegen des rastlosen Eifers, womit er die Aufnahme der Wissenschaft und die Verbreitung einer vernünftigen Denkungsart beförderte, nicht allein die Zierde des Hofes war, der ihn besaß, sondern auch jetzt der Stolz der Nation ist, aus welcher er hervorging. Sachsen, das Vaterland so vieler gelehrter und berühmter Männer, nennt auch ihn in gewisser Hinsicht den seinigen. Er war den 4ten July 1646 zu Leipzig geboren, wo

sein Vater Professor der Moral war, den er aber schon im 6. Jahre verlor. Schon als Knabe zeigte er außerordentliche Fähigkeiten, welche er durch anhaltenden Fleiß, unterstützt von der väterlichen, vorzüglich an Classikern reichen Bibliothek, deren er sich nach Gefallen bedienen konnte, vortrefflich entwickelte. Sich selbst überlassen, las er hier, nach seinem eigenen Geständnisse, jedes Buch, wie es ihm vorkam, und wurde, wenn er es auch nicht verstand, durch Neuheit der Sachen zum Nachdenken gereizt. Bis in 15te Jahr besuchte er die Nicolaischule zu Leipzig, und wohnte dann vom J. 1661 akademischen Vorlesungen daselbst bei, unter welchen ihn vorzüglich die mathematischen (des damaligen Prof. Joh. Kühn) anzogen. Schon im folgenden Jahre aber verließ er Leipzig und ging nach Jena, wo er hauptsächlich den damals sehr berühmten Mathematiker Ehrhardt Weigel (dessen Andenken auch sein kunstreiches Haus in Jena erhält) fleißig hörte und von ihm viel lernte. Nach seiner Rückkehr nach Leipzig, wo er Baccalaureus der Philosophie und Magister wurde, studirte er die griechischen Philosophen mit unermüdetem Eifer. Eine Probe seines philosophischen Geistes legte er in der philosophischen Streitschrift de principio individuationis (von dem Grunde der Individualität) ab, welche er hier 1664 unter Jac. Thomasius vertheidigte. Ihr folgten einige juristische Probeschriften, in welchen er die Philosophie auf Gegenstände der Rechtswissenschaft anwendete, z. B. de conditionibus, 1665. Vorzüglich ausgezeichnet aber war seine philosophisch-mathematische Abhandlung de arte combinatoria, aus welcher sein Genie und tiefdenkender Geist zuerst hervorleuchtet. In dem Jahre 1666 (im 20sten seines Alters) meldete er sich auch zum Doctorat. Als er aber deßhalb die gewöhnlichen Besuche machte, und zum Decan der Juristenfacultät kam, war dieser nicht zu Hause; dafür aber ward er von der Frau Decanin mit der Amtsmiene desselben empfangen und ihm erklärt, daß er wegen seiner Jugend zum Doctor unfähig sey. Mit diesem lächerlichen Repulse ging er nach Altdorf und wurde hier mit vielen Ehren Doctor. Da ihn alles Neue interessirte, so zog ihn der Ruf einer alchymistischen Gesellschaft von hier nach Nürnberg. Ein mit alchymistischen Ausdrücken angefüllter Aufsatz erwarb ihm den Eintritt in dieselbe, ja es wurde ihm sogar das Protocoll zu führen übertragen. Unterdessen wurde er hier mit dem Baron von Boinaburg, Minister des Churfürsten von Mainz, bekannt, und da dieser die außerordentlichen Kenntnisse des jungen Gelehrten wahrgenommen hatte, so bewirkte er, daß Leibnitz als churfürstl. Rath nach Mainz gerufen, und zum Beisitzer der Justizkanzlei ernannt wurde. Glück und Freundschaft eröffneten ihm nun die Wege des Ruhms. Herr von Boinaburg sandte ihn nebst seinem Sohne 1672 in Geldangelegenheiten nach Paris, wo ihm bald die Belehrung, Freundschaft und Bewunderung vieler Männer von Verdienst und Ruhm, als la Hire, Cassini, Huygens, Malebranche und mehrerer zu Theil wurde. Viele vortheilhafte Anerbietungen wies er aus Liebe zu seinem Vaterlande und seiner Religion zurück. Aber 1673 verlor er durch den Tod sowol den Herrn von Boinaburg, als auch den Churfürsten von Mainz Johann Philipp von Schönborn. Jedoch auch dieser Verlust diente dazu, seinen Ruhm noch weiter zu begründen. Er reisete nach England, wo er mit Wallis, Boyle und mit Oldenburg in Verbindung, und sogar mit dem weltberühmten Newton in Briefwechsel kam. Nach vier Jahren kehrte er mit einem beneidenswerthen Schatze von Kenntnissen und Beobachtungen in sein Vaterland zurück,

wohin er von dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg als Hofrath und Bibliothekar berufen worden war. 1676 kam er in Hannover an, wo die Einrichtung der Bibliothek sein Hauptgeschäft war, und wo er auch für Diplomatik und Geschichte ungemein thätig wirkte. Den übrigen Theil der Zeit wendete er auf mathematische, mechanische und andere Erfindungen. In der Mathematik, der Wissenschaft, die nur dem tiefen, denkenden Geiste ihre Geheimnisse eröffnet, zeigte sich vorzüglich sein Scharfsinn und sein erfinderischer Geist. Hier eröffnete er ein neues Gebiet, durch die Erfindung des Differenzialcalculs (1684). Früher war Newton auf diese Erfindung gekommen, hatte sie aber noch nicht öffentlich mitgetheilt, als Leibnitz ihm zuvorkam und im October 1684 durch den Druck bekannt machte. Eben so lösete er viele optische Probleme und erklärte die Zurückwerfung und Brechung des Lichts. Im Gebiete der Metaphysik suchte sein umfassender Geist die dunkelsten Lehren, z. B. die Lehre von den angebornen Vorstellungen, und von den einfachen Substanzen (Monaden s. d. Art.), aufzuhellen. Vorzüglich suchte er die Frage zu beantworten: „wenn die Welt das Werk eines allgütigen und allweisen Schöpfers ist, woher kommen die Unvollkommenheiten und das Elend seiner Geschöpfe?" eine Frage, welche die Weisen aller Zeitalter beschäftigt hat. Bayle hat mit hinreißender Beredsamkeit die Unmöglichkeit einer befriedigenden Beantwortung zu beweisen versucht; Leibnitz setzte ihm daher seine Gründe entgegen in seiner berühmten Theodicee (Essai de Théodicée, 1710), ein Werk, welches nach Fontenelle's Urtheile allein hinreicht: „sich von dem Genie seines großen Verfassers eine Idee zu machen." Eben so zeigte er sich durch seine Theorie über die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens (Essai sur l'Entendement humain, 1715), in welcher er den lockischen Empirismus bekämpfte, als tiefsinnigen Denker, und der rationale Spiritualismus, den er aufstellte, gab der Philosophie unter den Deutschen eine neue Richtung. Zu beklagen ist es aber, daß er im Geiste seiner Zeit, nur in fremden Sprachen schrieb. Welche Gegenwart des Geistes Leibnitz auch in bürgerlichen Verhältnissen besessen, zeigt folgende Anecdote. Der Herzog von Braunschweig hatte ihm aufgetragen die Geschichte seines Hauses zu schreiben. Um sich die dazu gehörigen Documente zu verschaffen, machte er 1687 eine Reise nach Wien, und (weil die alten Markgrafen von Toscana, Ligurien und Este mit dem Hause Braunschweig einerlei Ursprung gehabt haben) von da nach Italien. Von Venedig nach Mesola (im Ferrarischen) schiffte er ganz allein. Es erhob sich ein heftiger Sturm, so daß das Schiff in Gefahr war. Der Steuermann kam auf den Wahn, Leibnitz sey der Grund des Ungewitters, weil er ein Ketzer sey, auf den die Gottheit zürne. Er besprach sich daher mit seinen Gefährten, und sie beschlossen, ihn ins Wasser zu werfen. Leibnitz, welcher ihre Sprache verstand, zog in dieser Gefahr einen Rosenkranz, den er bei sich hatte, hervor, und drehte mit andächtiger Miene ein pater noster nach dem andern ab, wodurch jene von ihrer Meinung zurückkamen. 1690 hatte Leibnitz diese Reise vollendet und kam nach Hannover zurück. War schon vorher sein Einfluß auf wissenschaftliche und politische Angelegenheiten von Bedeutung gewesen, so war er es von nun an noch weit mehr. Es gelang ihm im J. 1700, daß die Akademie der Wissenschaften in Berlin gestiftet, und er selbst zum Präsidenten ernannt wurde. Dasselbe suchte er auch in Dresden zu bewirken; allein der Krieg, welcher Sachsen damals drückte, hinderte es.

Fruchtbarer war seine Unterredung mit dem Czaar zu Torgau 1712 über die Verbreitung der Künste und Wissenschaften in Rußland. Der Monarch machte ihn zum geheimen Justizrath mit 1000 Rubeln Pension, und bald darauf wurde er vom Kaiser Carl VI. mit 2000 Gulden Gehalt zum Reichshofrath und Baron ernannt. Er befand sich bis 1714 in Wien, und bemühte sich um eine neue Akademie der Wissenschaften daselbst, bis nach dem Tode der Königin Anna von England der Churfürst von Hannover zum Könige erwählt wurde. Unterdessen entspann sich ein heftiger Streit zwischen den Verehrern Leibnitzens und Newtons. Letztere wollten Leibnitzen die Erfindung der Differenzialrechnung absprechen und beschuldigten ihn, er habe sich Newtons Erfindung listiger Weise angemaßt. Es war nicht schwer, ihn von solchem Verdachte zu reinigen, und die Akademie zu Göttingen hat später diese Streitfrage einer Untersuchung unterworfen und die Sache dahin entschieden, daß bei dem damaligen Zustande der Wissenschaft beide Männer zugleich auf diese Erfindung gekommen seyn können. Mit vielen Gelehrten hatte Leibnitz Streitigkeiten anderer Art, hauptsächlich metaphysische Gegenstände betreffend. Einer seiner wichtigsten Pläne für die Wissenschaft und Cultur des ganzen Menschengeschlechts war die Erfindung einer allgemeinen Charakteristik und philosophischen Universalsprache (Pasigraphie), an welcher er sein ganzes Leben hindurch gearbeitet hat. Es würde nicht allein die glänzendste, sondern auch die wohlthätigste Unternehmung der Menschheit seyn, wenn jene Idee zur Ausführung käme, wozu aber das Genie eines Leibnitz selbst ersoderlich zu seyn scheint. Ihr großer Urheber hat nur eine Anzahl interessanter Bruchstücke für diese Untersuchung hinterlassen, welche nächstens der gelehrten Welt im Drucke mitgetheilt wird. Endlich hegte dieser weltumfassende Geist den Plan einer Religionsvereinigung, welcher aber damals, noch weniger als jetzt, zu realisiren war, und endigte sein, für große Ideen rastlos thätiges Leben den 14. Nov. 1716, im 70sten Jahre seines Alters. Leibnitz war ein Mann von großem, festem, aber hagerm Körperbau, bediente sich einer sehr einfachen Lebensart, aß stark, und trank wenig. Er studirte meistens des Nachts und stand sehr früh auf; oft schlief er bloß in seinem Stuhle (welcher noch auf der Bibliothek zu Hannover vorhanden ist), ohne sich niederzulegen. Er las Alles ohne Unterschied und excerpirte sich das Merkwürdigste auf lauter kleinen Zettelchen, welche er dann in seinen Excerpirschrank legte, ohne sie wieder anzusehen; den sein vortreffliches Gedächtniß bedurfte dessen nicht. Gleich stark war sein Verstand und seine Erfindungskraft. Er war sehr bescheiden, weder ruhmredig noch mißgünstig; nur beschuldigte man ihn des Jähzorns, des Geldgeizes, und einiger Eitelkeit. Sein Hauswesen versäumte er gänzlich. Er war nie verheirathet, den er hatte den Grundsatz, man müsse sich erst 40 Jahre besinnen, bevor man diesen Schritt thue! Im 40sten Jahre aber, da sich Leibnitz besonnen hatte, wies die Frau, welche er heirathen wollte, seinen Antrag zurück, weil sie sich besann. Sein Geist war immer stark und heiter. So wie er sich mit jeder Wissenschaft beschäftigte, so stand er auch mit allerlei Leuten, vom Handwerker an bis zum Monarchen, in Verbindung. Die meiste Zeit wendete er auf Briefschreiben. Seine Schriften sind anfangs zerstreut erschienen, dann aber gesammelt und von L. Dutens in 6 Quartbänden herausgegeben worden. Ein sehr großer Theil liegt noch ungedruckt in der königl. Bibliothek zu Hannover; seine Rechenmaschine, die er aber auch nicht

vollendet hat, befindet sich zu Göttingen. Die dankbare Nachwelt hat dem verehrten Weisen in den schönen Umgebungen Hannovers ein Denkmal errichtet, welches bloß aus einem, am Ende der großen Allee errichteten Tempel besteht, der Leibnitz's Büste beschirmt; und nur die Worte: Ossa Leibnitii .... bezeichnen den Stein, unter welchem die Hülle des Mannes ruht, den noch in spätern Zeiten die deutsche Nation ihren Stolz nennen wird. Seine Biographie, von Eberhard beschrieben, findet sich im 2ten Theile des Pantheons der Deutschen.

Leibrenten (Rentes viagères, Vitalitium, Annuties upon lives) sind lebenslängliche Einkünfte eines Kapitals, das der Geldreiche dem Staate im Nothstande unter der Bedingung darleihet, daß derselbe ihm für seine Person davon höhere (nach dem Verhältnisse des Alters steigende) Zinsen, als im Staate sonst gewöhnlich und gesetzlich sind, bezahlt, und dafür nach seinem Ableben das Kapital erbt. Die Absicht von Seiten des Geldreichen ist, sich ein größeres jährliches Einkommen ohne Arbeitsleistung zu verschaffen, als er bei jedem andern Gewerbe durch Fleiß erwerben könnte. Bei Errichtung des Leibrentenvertrages, und bei Bestimmung, wie viel Einer von seinem Kapitale Interessen bekommen soll, muß bei dem Darleiher Rücksicht genommen werden auf Alter, so wie auf Leibes- und Gesundheitszustand, weil der Jüngere und Gesunde geringere Zinsen erhält, als der Alte, Gebrechliche und Kränkliche, indem der Tod des letztern früher zu erwarten ist, als der des erstern. Ueberhaupt ist Festsetzung der Interessen von dem dargeliehenen Kapitale der Grundsatz: daß von dreißig Menschen jährlich nur einer stirbt, nicht aus dem Auge zu lassen, indem der Borger bloß durch ein richtiges Verhältniß der Sterbenden zu den Lebenden am Kapitale gewinnen kann. Denn die Leibrente oder lebenslängliche Quantität auf bestimmte einzelne Personen wird nur so lange bezahlt, als jede einzelne Person lebt; dann hört die Zinsenzahlung auf und das Kapital fällt dem Borger anheim, soweit er es nicht schon durch die höhern Zinsen zurückgezahlt hat. Als der Staatscredit immer mehr sank und die Geldreichen auf dergleichen Leibrenten nicht mehr darleihen wollten, erfand der Italiener Lorenzo Tonti eine andere Art von Leibrenten, nach ihm Tontinen genannt, und führte sie unter Ludwig XIV. zuerst 1653 in Frankreich ein. Bei dieser Art Leibrenten wird das Kapital von einer ganzen Gesellschaft in der Regel gegen landübliche Zinsen dargeliehen, welche unter die Mitglieder der Gesellschaft bei gleichem Alter gleich, und bei ungleichem Alter nach Verhältniß ihres Alters, also ungleich bezahlt werden. Diese Auszahlung der Zinsen wird so lange fortgesetzt, als Einer von der Gesellschaft lebt, indem die Zinsen des Verstorbenen immer auf die lebenden Mitglieder der Gesellschaft forterben, bis endlich der Einzig übrigbleibende von den Mitgliedern der Gesellschaft die ganzen Zinsen des Kapitals bis an seinen Tod genießt. Mit diesem erst erspart der Borger die Zinsen und gewinnt das Kapital selbst. Bei Errichtung eines Tontinenvertrags macht man in Ansehung der Mitglieder einer darleihenden Gesellschaft wegen der Zinsbezahlung gewöhnlich neun Klassen, nämlich: 1) von 1 bis 5 Jahren bewilligt man 3 pro Cent Zinsen; 2) von 5 bis 10 Jahren $3^1/_2$ pCt.; 3) von 10 bis 15 Jahren 4 pCt.; 4) von 15 bis 20 Jahren $4^1/_2$ pCt.; 5) von 20 bis 25 Jahren 5 pCt.; 6) von 25 bis 30 Jahren $5^1/_2$ pCt.; 7) von 30 bis 40 Jahren 6 pCt.; 8) von 40 bis 50 Jahren $6^1/_2$ pCt.; und

endlich 9) von 50 bis 70, 80, 90 Jahren 7 pCt. Zinsen. Auf diese Art bestreitet man das ganze dargeliehene Kapital nur mit 5 pro Cent; und es finden sich weit mehrere Darleiher, als wenn man gewöhnliche Leibrenten macht oder einem Jeden 5 pro Cent geben wollte. Ueberhaupt aber hat man nach und nach vier Arten von Leibrenten erfunden: a) die ordentlichen Leibrenten, b) die einfachen Tontinen, c) die aus Leibrenten und Tontinen zusammengesetzten Tontinen, und endlich d) eine ganz besondere Art von Leibrenten, wo der Rentirer gewisse Jahre warten muß, bis er jährlich so viel an Leibrenten empfängt, als der ganze Einsatz oder Einkauf beträgt. Allein es gibt kaum ein Unheil im Staate, kaum eine Zerrüttung der Familien, und Wirkungen, ähnlich denen des Sündenfalls, die man nicht aus den Leibrentenanstalten herzuleiten gewußt hätte. Man klagt sie an, daß sie der Bevölkerung schaden, von der alles Wohl und Wehe des Staats abhänge. Man sagt, sie verleiten viele Tausende, dem Staate ihre Nachkommenschaft für 7, 8, 10 pCt. zu verkaufen; sie stören das Glück einzelner Familien und entziehen ihnen das Vermögen, indem reiche Oheime und Vettern ihr ganzes Vermögen auf Leibrenten hingeben, um statt 500 künftig 1500 jährlich an Zinsen einzunehmen zu haben ꝛc. Alle diese Beschuldigungen aber gelten eigentlich nur den in Paris entstandenen Mißbräuchen der Leibrenten; vielmehr geben die Leibrenten ein Mittel an die Hand, durch welches einzelne Personen und Familien sich vor der relativen Armuth sichern, manche aber auch sich in eine solche Lage setzen können, daß sie ihren gewohnten Aufwand zu vergrößern und statt eines hinreichenden Auskommens sich Ueberfluß für ihre ganze Lebenszeit zu verschaffen im Stande sind. Für den Staat selbst hat die Leibrentenanstalt überhaupt noch den großen Nutzen, daß sie den Geldumlauf befördert, dringenden Bedürfnissen schleunigst abhilft, zum Theil die Bezahlung der Zinsen und allemal die Zurückzahlung des ganzen Kapitals erspart. X.

Leicht (in der Physik) ist ein relativer Begriff, welcher das, im Vergleiche mit einem andern Körper geringere, Gewicht eines Körpers bezeichnet. Absolut leicht würde ein Körper seyn, dessen Schwere gleich Null wäre: einen solchen gibt es aber nicht, wenn man nicht etwa den Licht- und Wärmestoff dafür halten will. Ob wir nun gleich in diesem Stoffe noch keine Schwere haben entdecken können; so folgt daraus noch immer nicht, daß er keine Schwere habe. Zu den leichtesten, materiellen Körpern gehören die verschiedenen Gas- und Luftarten, Dämpfe, Ausflüsse aus riechenden Substanzen u. s. w.

Leichten, Leichter, s. Lichten.

Leidener Flasche, s. Flasche.

Leidenschaft (in der Anthropologie und Seelenlehre) ist vom Affecte verschieden. Kant erklärt die Leidenschaft für eine Neigung, welche durch ihren überwiegenden Einfluß die Vernunft verhindere, sie in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Allein durch diese Definition scheint Leidenschaft von Affect nicht hinlänglich unterschieden zu seyn. Denn auch bei Affecten, und mehr noch bei diesen, als bei den Leidenschaften, wird die Vernunft verhindert, diese Affecten in Ansehung einer gewissen Wahl mit der Summe aller Neigungen zu vergleichen. Die Leidenschaften sind starke Begierden, welche nicht, wie die Affecten, die Vernunft gänzlich unterdrücken, sondern derselben noch häufig eine Wahl übrig lassen, ob sie gleich gewöhnlich über dieselbe den Sieg davon tragen.

die Leidenschaften reißen den Menschen nicht so außer sich, wie die Affecten. Im affectvollen Zustande dagegen ist keine Ueberlegung, keine Wahl möglich: die Vernunft wird von dem Affecte mit fortgerissen. Die Leidenschaft scheint, als mit dem Menschen geboren und erzogen, in den Charakter desselben gleichsam verschmolzen, also eine alte, der Herrschaft des Verstandes längst unterworfene, Angewöhnung zu seyn. Der Affect hingegen ist eine momentane Aufwallung, die ungezügelt ihrem Zwecke entgegenstrebt, und über welche der Verstand, da, wo sie sich einmal zu äußern pflegt, in den allermeisten Fällen gar keine Herrschaft auszuüben im Stande ist. Die Leidenschaft scheint mehr dem Character, der Affect aber dem Temperamente anzugehören. Beziehen wir nun die Leidenschaften auf Moralität; so müssen wir allerdings behaupten, daß dieselben bei weitem nicht so schädlich sind, als die Affecten, welche stets über die Vernunft den Sieg davon tragen. Denn die Erfahrung lehrt, daß ein Mensch, bei welchem z. B. die Jagd zur Leidenschaft geworden ist, unter mehreren gleichzeitigen Vergnügungen dieser den Ausschlag geben kann, ohne dadurch im geringsten seinen höhern Pflichten Abbruch zu thun. Hierbei ist also sicher an keine Schädlichkeit dieser Leidenschaft zu denken, die, wenn übrigens Alles gleich ist, sehr erlaubt seyn kann. Nur in sofern könnte man sagen, daß die Leidenschaft der Freiheit Abbruch thue, als sie bei der Wahl ihrer Zwecke die Vernunft zu bestechen sucht. Dieß thun aber mehr oder weniger alle Begierden. Da sich aber die Vernunft zu Gunsten der Neigung nicht bestechen läßt, so ist es nur ein geheimer Betrug, den sich das Subject selbst spielt, indem dasselbe die Gründe der Vernunft, im Fall das durch die Leidenschaft begehrte Object sich nicht mit ihren Grundsätzen vereinigen lassen sollte, in den Schatten stellt, damit sie vor den Scheingründen der Leidenschaft nicht bemerkt werden mögen. Da die Leidenschaften, vermöge ihrer Natur, alle sinnlichen Ursprungs sind, und ein reines Vernunftwesen gar keine Leidenschaften haben könnte; so scheint daraus zu folgen, daß die Eintheilung in sinnliche oder vernünftige Leidenschaften grundlos ist. Man folgert nämlich so: da alle Leidenschaften, ob sie gleich sinnlich sind, unter Aufsicht der Vernunft zu vernünftigen Zwecken geleitet werden können: so erhält eine solche durch Vernunft modificirte Leidenschaft ein vernunftähnliches Ansehn, bleibt aber doch sinnlichen Ursprungs. Man könnte jedoch die Eintheilung der Leidenschaften in sinnliche und verständige allerdings gelten lassen, wenn man sie folgendergestalt erklärte: sinnliche Leidenschaften sind solche, deren Befriedigung in sinnlichen Genüssen besteht; verständige Leidenschaften hingegen heißen solche, welche sich nur mittelbar auf Sinnlichkeit beziehen, und in dem Verstande ihren Ursprung haben. Eine Leidenschaft, welcher der Mensch am öftersten folgt, die also die übrigen an Stärke übertrifft, heißt die Lieblings- oder herrschende Leidenschaft. Eine solche ist entweder nur vergleichungsweise eine solche, weil sie in ihrer Wirksamkeit stärker ist, als andere, und in diesem Verstande kann der Mensch mehr als Eine herrschende Leidenschaft haben; oder sie macht den schlechterdings höchsten Zweck des Menschen aus, so, daß alle andere ihr subordinirt sind und von ihr regiert werden. Dann ist diese Leidenschaft die schlechterdings herrschende, oder besser tyrannische Leidenschaft. S. Maaß Versuch über die Leidenschaften.

Leihbank, Lehnbank, Leihhaus oder **Lombard** (Mons pietatis, Mont de piété), ist eine öffentliche Anstalt, bei welcher Jedermann, vorzüglich aber bedürftigen Bürgern gegen hinlängliches

Pfand kleinere und größere Geldsummen auf kurze Zeit für billige Zinsen vorgestreckt werden, um dadurch zu verhüten, daß die Borger nicht dem übertriebenen Wucher Preis gegeben werden. Nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit werden die Pfänder öffentlich versteigert. Der Ueberschuß wird nach Abzug der Zinsen und aller Kosten dem Eigenthümer zurückgegeben, oder ein Jahr lang für ihn aufbewahrt; wenn er sich jedoch binnen dieser Zeit nicht meldet, so ist alsdann der Ueberschuß den Armenanstalten anheimgefallen. Die Leihbank gibt Scheine aus, auf welchen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihbankbuchs und das Verzeichniß der Pfänder enthalten ist. Wer sich mit einem solchen Scheine bei der Leihbank meldet, der bekommt die Pfänder zurück, es wäre denn, daß der wahre Eigenthümer den Verlust des Scheines bereits öffentlich bekannt gemacht hätte. Den Anfang der Leihhäuser hat Dorotheus Ascianus, d. i. Matthias Zimmermann, der 1639 als Superintendent zu Meißen starb, in die Zeit des Papstes Pius II. oder Paulus II. (1464 bis 1471), am richtigsten gesetzt. Allein der Minorit oder Franziscaner Barnabas Interamnensis legte zu Perugia, im Kirchenstaate, das erste Leihhaus vor dem Jahre 1464, oder im letztern selbst an, ob dasselbe gleich erst 1467 vom Papste Paulus II. seine Bestätigung erhielt. Ein geschickter Jurist zu Perugia, Fortunatus de Copolis, billigte diesen Einfall und war zur Ausführung sehr behülflich. Noch im Jahre 1464 bestätigte auch Paulus II. das errichtete Leihhaus zu Orvieto; und Sixtus IV. bestätigte sowol das von einem Minoriten, Franciscus de Viterbo, 1469 zu Viterbo angelegte Leihhaus 1472, als auch 1479 das an seinem Geburtsorte Savona, nach dem Muster von Perugia angelegte Leihhaus. So entstanden nach und nach fast in allen Städten Italiens während des 15ten und 16ten Jahrhunderts Leihhäuser. In Deutschland ward unter Genehmigung des Kaisers Maximilian I. zu Nürnberg 1498 das erste Leihhaus unter dem Namen Wechselbank angelegt. In den Niederlanden, wo die aus Italien und vorzüglich aus der Lombardei, während des Krieges der Guelfen und Gibellinen, ausgewanderten reichen Kaufleute ihre Kapitale auf Pfand und Zinsen ausliehen; in England und Frankreich nannte man von ihnen die Leihhäuser zuerst Lombarde. Gegenwärtig ist diese heilsame Anstalt fast in allen großen und volkreichen Städten in Europa aufgenommen worden. X.

Lein (Flachs, engl. Lin) ist der allgemeine Geschlechtsname für wenigstens 24 verschiedene Pflanzen, die sich durch den fünfblättrigen Kelch, durch die fünfblättrige Blumenkrone und durch die fünfschaaligen Samenkapseln, welche in jedem ihrer zehn Fächer einen einzelnen Samen enthalten, auszeichnen. Eine dieser 24 Gattungen, mit welcher wir es hier allein zu thun haben, ist der gemeine Lein (Flachs, Linum usitatissimum), deren eigentliches Vaterland man jetzt nicht mehr zu nennen weiß. Die Cultur des Flachses ist heut zu Tage über ganz Europa verbreitet, doch mehr im nördlichen, als im südlichen. Besonders wird der irländische Flachs allem andern vorgezogen. Nächst diesem wird der flandrische für den besten gehalten. Wenn die Stengel anfangen, eine gelbliche Farbe zu bekommen, und wenn die Knoten sich bräunlich färben, dann erndtet man den Flachs, d. h. man rauft die Stengel mit der Wurzel aus, ·ndet sie in Bündel, stellt diese zum Abtrocknen auf, bringt sie dann

nach Hause und streift die Knoten oder Samenkapseln davon ab. Dann werden die Stengel von neuem in Bündel gebunden und in fließendes Wasser gelegt (in die Röste gebracht), in welchem es sechs bis acht Tage liegen muß. Hier scheidet das Wasser die Flachsfasern, oder den äußern Bast, von dem holzartigen Stengel, mit welchem sie vermittelst einer klebrigen, gummiartigen Masse verbunden sind. Dieser bindende Stoff wird durch das Wasser aufgelöset. Je mehr die Röstung von der Sonne beschienen wird, desto besser geht sie von Statten. Die Röstung im Thau scheint Vorzüge vor der im Wasser zu haben. Nach der Röste wird das Flachs gedörrt, damit die Stengel leicht zerbrochen und die Holzstückchen und übrigen Theile sich leicht von den Fasern absondern lassen. Das Zerbrechen der Stengel, wobei jedoch die Fasern nicht zerrissen werden, heißt das **Braken**, und geschieht auf einem einfachen hölzernen Instrumente, welches Brake oder Breche heißt. Dann folgen die übrigen Zubereitungsmittel, unter denen dasjenige, vermöge welches der Flachs bis zur Feinheit der Seide verarbeitet wird, vielleicht nicht allgemein bekannt seyn dürfte. Diese Verfeinerung des Flachses besteht darin, daß man die in demselben noch vorhandenen hölzernen Theilchen durch einen Aufguß von siedender Aschenlauge, in welche Leinsamen, venetianische Seife, Glasgalle, gelbes Harz, Weißwurz und Kochsalz geworfen werden, von dem eigentlichen Flachse zu sondern sucht. **Das Leinengarn** wird bekanntermaßen am meisten zu Hemden verbraucht. Die berühmten brabanter Kanten, Batist, Kammertuch u. s. w. werden ebenfalls aus dergleichen Garn verfertigt. Da man aus einem einzigen Pfunde Flachs 7000 Gulden gewinnen kann: so ergibt sich daraus, daß diese Art Spitzen bei weitem den Werth des Goldes übertreffen. Daß aus Leinen auch **Papier** verfertigt werde, bedarf hier keiner weitern Erwähnung.

Leipzig, eine der wichtigsten deutschen Handelsstädte und Universitäten, in Chursachsen, und zwar im leipziger Kreise, in einer schönen Ebene an der Pleiße gelegen. Bis zu Anfange des 16ten Jahrhunderts führte sie von den Sorben-Wenden, einer slavischen Nation, welche zuerst das Land zwischen der Elbe und Saale anbaueten, den slavischen Namen **Lipzk**, welcher einen Lindenhain bezeichnet. Von diesem Haine scheinen noch jetzt die zwischen der Stadt und Vorstadt befindlichen schönen Linden eine Spur zu seyn. Im funfzehnten Jahrhunderte wurde Leipzig, welches an sich keine günstige Lage zum Handel hat, durch ein Zusammentreffen mehrerer günstiger Umstände eine Handelsstadt, nachdem es bereits seit 1387 eine Handelsniederlage gewesen war, und nahm in einer directen Verbindung mit Augsburg und Nürnberg an Venedigs unermeßlichen Geschäften Antheil. Der innere Handel, welcher gegenwärtig so hoch gestiegen ist, konnte jedoch damals nur sehr unbedeutend seyn. Gegenwärtig kann der jährliche Meßhandel von Leipzig, wo drei Messen gehalten werden, unter denen die **Oster-** und **Michaelismesse** die wichtigsten sind, auf die runde Summe von 18 Millionen Thlr. angeschlagen werden. Ein Hauptzweig des leipziger Handels ist auch der Buchhandel, der sich fast ganz hier concentrirt. Zwar stehen die Manufacturen in **Leipzig** nicht im Verhältnisse mit der Größe des dasigen Handels, doch gibt es mehrere Fabriken von Bedeutung daselbst. Man verfertigt hier Sammet, seidene und halbseidene Waaren, Spielkarten, Tapeten, Leder, Tabak, Wachsleinwand, Stickereien u. s. f. Die im J. 1409 von **Friedrich dem Streitbaren**, auf Veranlassung der Unruhen auf der

Universität zu Prag gestiftete Akademie behauptet bis jetzt den Ruf einer der ersten Universitäten in Deutschland, und hatte im Sommer 1815 über 1000 Studirende. Namentlich wird von ihr ein gründliches Studium der Jurisprudenz, Philologie und Geschichte gerühmt. Die Zahl der Einwohner belief sich 1789 auf 28,250, im Oct. 1795 betrug die Volksmenge 41,152, und wird jetzt auf 36,000 Menschen angegeben. Hierbei ist bemerkenswerth, daß Leipzig nicht nur unter den sächsischen Städten, sondern auch im Verhältnisse gegen andere große Städte Europens die größte Mortalität hat. Eine Hauptursache hiervon ist ohne Zweifel die auf einen sehr kleinen Raum zusammengedrängte Menschenzahl, die überdieß in den beiden Messen ungeheuer vermehrt wird; in dieser Rücksicht wäre es vielleicht gut, nach und nach eine Art von Neustadt anzulegen. Eine andere, mit der ersten zum Theil zusammenhängende Ursache, die ungesunde Lage, ist seit mehrern Jahren durch die vortrefflichen Anlagen sehr vermindert worden, welche, so wie mehrere Verschönerungen und Verbesserungen, Leipzig dem Bürgermeister und Geheimenkriegsrath Müller, welcher am 28sten Febr. 1801 verstorben, verdankt, und wodurch die Luft ungemein verbessert worden ist. Uebrigens zeichnet sich Leipzig vor vielen volkreichen Städten durch eine unverkennbare Wohlhabenheit aus, die sich über alle Stände verbreitet, wozu außer der Industrie der Einwohner, vorzüglich der Handel und die Messen beitragen. Unter Leipzigs gemeinnützigen Anstalten zeichne ich hier aus die Zeichnungs-, Malerei- und Architectur-Akademie, das Taubstummen-Institut, die Bürgerschule, die Armenanstalt, das Waisenhaus und das Arbeitshaus für Freiwillige, die sehr schöne und reichlich ausgestattete Raths-Bibliothek (im Gewandhause), so wie die an alten Büchern und Manuscripten reiche im sogenannten Paulinum befindliche Universitäts-Bibliothek; unter den Schulanstalten, die so löbliche Freischule (seit 1792 gestiftet); dann das seit 1792 so zweckmäßig eingerichtete Lazareth oder Jacobsspital, mit welchem zugleich ein clinisches Institut verbunden ist; die durch Reverberes vervollkommnete Beleuchtung der Stadt, nicht minder die vielfachen hier befindlichen Manufacturen und Fabriken, unter denen die schon von Alters her so berühmte breitkopfsche, jetzt breitkopf-härtelsche, Buch- und Musikhandlung durch die wichtigsten Schriftgießereien, durch Buch-, Noten-, Kupfer- und Steindruck, ingleichen die rostische Kunstmanufactur, sich rühmlich auszeichnen; endlich das physikalische Magazin des M. Tauber. Das schöne winklersche Gemälde-Cabinett ist jetzt einzeln verkauft. Unter den öffentlichen Gebäuden können noch genannt werden: die unter Müllers Leitung restaurirte Nicolaikirche, der schöne Concert- und Ball-Saal (beide mit Gemälden von Oesers Meisterhand geziert) im Gewandhause.

Leipzig (Schlacht bei). Um das anmuthige, heitere Leipzig breitet sich nach Mitternacht, Morgen und Mittag mit sanften Abhängen eine weite Ebene aus, übersäet mit fröhlichen Dörfern und von der Luppe, Parthe, Elster und Pleisse in vielen Windungen durchflossen. Auf dieser Ebene ist zweimal Deutschlands Schicksal für lange Jahre hin, nämlich durch Gustav Adolphs herrlichen Sieg über Tilly am 7ten Sept. 1631, und durch den noch herrlichern Sieg der erhabenen Helden unserer Zeit, über Napoleon Bonaparte und seine Heere, am 16ten, 18ten und 19ten October 1813, entschieden worden. Unweit dieses denkwürdigen Schlachtfeldes bietet sich in den Ebenen und Umgebungen von Lützen ein anderes, fast eben so be-

rühmtes Winfeld dar, wo Gustav Adolph, der Schweden König, mit seinem Tode den großen Sieg über den furchtbaren Wallenstein am 7ten November 1632 erkaufte; Russen und Preußen aber am 2ten Mai 1813 den letzten gewaltigen Unterdrücker deutscher Freiheit, in ungleicher Schlacht siegreich die Spitze boten. Wir wollen diese großen Ereignisse unter Einem Gesichtspunkte und in Ein Bild zusammenfassen! Die dankbare Erinnerung unserer Nachkommen wird stets an jene großen Tage und auf diese ewig denkwürdigen Punkte des wieder befreiten deutschen Bodens geheftet bleiben! — — — Als Tilly mit seinem Heere nach Sachsen plündernd vordrang, bat Johann Georg I., Churfürst von Sachsen, der dem Restitutionsedicte sich nicht unterwerfen wollte, und die Gewalt des grausamen Uebermuthes fürchtete, den König der Schweden um Schutz und Hülfe. Am 1sten September 1631 war zu Werben der förmliche Abschluß des Bündnisses zwischen Gustav Adolph und Johann Georg erfolgt. Nach geschlossenem Bündnisse ging Gustav Adolph mit seinem Heere am 3ten September bei Wittenberg über die Elbe und vereinigte sich bei Düben mit den von Torgau dort angelangten sächsischen Schaaren. Johann Georg, durch die Verwüstung seines Landes von Tilly's Banden tief erschüttert und empört, drang auf Entscheidung durch die Schlacht: der fromme, tapfere Gustav gab nach, und rückte mit dem vereinten Heere über Delitsch am 6ten Sept. bis 2 Meilen von Leipzig dem furchtbaren Tilly entgegen. Diesem hatte Tags vorher sich Leipzig nebst der Pleissenburg ergeben, und das kaiserlich-ligistische Heer stand nun unweit der Stadt zwischen Eutritsch und Möckern im Lager dergestalt, daß Pleisse und Elster im Rücken desselben flossen, drei halbe Monde aber zur Befestigung der herrschenden Anhöhen aufgeführt waren. Als Tilly erfuhr, das vereinigte schwedisch-sächsische Heer, unter des Königs eigener Führung, sey gegen ihn im Anzuge, berief er den Kriegsrath, sich zu versammlen in einem noch nicht niedergebrannten Hause der hallischen Vorstadt. Die Wände des Zimmers, worin der Rath gehalten wurde, sah man bemalt mit Todtenbahren, Gebeinen, Schädeln und andern Sinnbildern des Todes. Es war des Todtengräbers Wohnung. Alle, selbst den eisernen Pappenheim nicht ausgenommen, wurden, als sie dieß erfuhren, von unwillkürlichem Schauer ergriffen; denn es galt ihnen nach der Denkweise jener Zeiten, für ein unglückliches Vorzeichen. Doch drang der kühne Pappenheim mit seiner Meinung: man müsse eine Schlacht wagen, durch, und Tilly bestimmte die Gegend zwischen Breitenfeld und Seehausen, anderthalb Meilen nordwärts von Leipzig, zum Kampfplatze, wohin Pappenheim sofort mit 4000 Pferden gesandt wurde, die vortheilhaftesten Punkte vor dem heranziehenden Feinde zu besetzen. Zwischen den pappenheimschen Reitern und drei schwedischen Dragoner-Regimentern, die über den lober Bach gesetzt, um sich der vorliegenden Anhöhen beim Dorfe Podelwitz zu bemächtigen, kam es sogleich zum scharfen Gefecht. Zuerst wurden durch Pappenheims überlegene Reiter-Schaaren die Schweden über den Bach zurückgetrieben; als aber drei schottische Regimenter die Schweden unterstützten, waren die Kaiserlichen zum Rückzuge genöthigt. Die Nacht vom 6ten auf den 7ten Sept. brachte das schwedische Heer unter freiem Himmel bei den Waffen gelagert zu. Der König schlummerte in seiner Kutsche; Horn, Banner und Teuffel saßen neben ihm, und er erzählte den Getreuen beim Erwachen einen deutungsvollen Traum, der Sieg verheiße. — Mit Tagesanbruch ließ Tilly

sein Heer rechts abziehen nach Breitenfeld hin; in zwei große Heersäulen war es getheilt. Der linken gingen fünf Regimenter Croaten und sechs Fahnen Cürassiere, jede 750 Pferde stark, voraus. An diese schlossen sich 8000 Mann Fußvolk, in vier große Schlachthaufen unter dem Freiherrn von Schaumburg gebildet, und mit zwanzig Feldstücken versehen. Dann kam, fürs zweite Treffen bestimmt, der Graf von Fürstenberg mit 10,000 Mann Fußvolk, gleichfalls getheilt in vier große Schlachthaufen. Diesem folgte die Hinterhuth von acht Regimentern in drei Haufen, zusammen 9000 Mann bildend. Drei Reiter-Regimenter schlossen den Zug. Das Fußvolk überhaupt bildete vollkommene Vierecke, nach alt-niederländischer Kampfweise. Ihrer waren hier 13, und die Stärke des ganzen Heers betrug an 40,000 Mann, worunter sich 13,000 Reiter befanden. Als Tilly auf dem auserſehenen Schlachtfelde ankam, stellte er sich am Fuße der Höhe, die südwestlich vom Dorfe Podelwitz unmerklich aufsteigt. Das Dorf Seehausen lag hinter seinem rechten Flügel, der linke endigte unweit Breitenfeld. Auf den Flügeln war die Reiterei, im Mittelpunkte das Fußvolk, und hinter der Schlachtordnung auf den beherrschenden Höhen standen in zwei Batterien 40 schwere Feuerschlünde, an welche sich rechts die Nachhuth lehnte. Die ganze umliegende Landschaft war freie Ebene, aus welcher einzelne Dörfer hervorragten. — Gustav Adolph's Heer setzte mit Anbruch des Tages über den lober Bach, dessen Vertheidigung Pappenheim, nachdem er Podelwitz in Brand gesteckt, aufgeben mußte. Tilly hinderte nicht, wie er doch leicht gekonnt, den Uebergang, um die Vortheile seiner Stellung zu behalten, und gegen 10 Uhr Mittags brach also der König mit 35,000 Mann, worunter 15,000 Sachsen waren, gegen ihn los. Auch die Reiterei der Verbündeten blieb auf den Flügeln; doch hatten die Schweden rechts, die Sachsen links sich also zwischen Podelwitz und Gryselwitz gestellt, daß beide gleichsam zwei verschiedene Schlachtordnungen bildeten, welche durch die von Düben nach Leipzig führende Landstraße getrennt waren. Der schwedische rechte Flügel bestand im ersten Treffen aus fünf starken Reiter-Geschwadern, unter welche vier Haufen Fußvolk gemischt waren, deren Hinterhuth und Rückhalt das Regiment des Rheingrafen bildete. Im zweiten Treffen hielten sieben Reiter-Geschwader mit drei Abtheilungen Fußvolk. Hier befehligte der König selbst, unter ihm Banner, Wunsch, Todt und Steenbock. Auf dem linken Flügel bildeten drei Reiter-Geschwader mit Fußvolk untermischt das erste, zwei Schwadern aber das zweite Treffen. Dort befehligte Gustav Horn. Im Mittelpunkte stand das Fußvolk in zwei Treffen; das erste bestand aus vier Schlachthaufen, jeder etwa 1200 Mann stark, geführt von Axel Oxenstiern, Erich Hand, Teuffel und Winkel. Vor jedem Haufen waren fünf leichte Feldstücke aufgefahren. Im zweiten Treffen befanden sich unter Vitzthum und Hegbrun drei Schlachthaufen, und des Königs Leibwache zu Pferde unter Uslar. Drei Haufen Schotten unter Hamilton und Ramsey, mit zehn Fähnlein Dragonern bildeten die Nachhuth und schlossen das Ganze. An dem schwedischen linken Flügel standen die Sachsen unter Arnheim. Rechts waren 1000 Kürassiere unter Steinau und Bindauf mit drei Schwadern ständischer Reiter; im Mittelpunkte vier Fahnen Fußvolk, und auf dem linken sächsischen Flügel das Reiter-Regiment des Herzogs von Sachsen-Altenburg, die churfürstliche Leibwache zu Pferde, und einige Geschwader ständischer Reiterei gestellt. Des Heeres Losungswort war: Gott mit uns! Gegenüber im kaiserlichen Heere

scholl das Feldgeschrei: Jesus Maria! — Es war 11 Uhr Mittags, am Tage Reginae den 7ten September, als zum Zeichen der Schlacht drei Canonenschüsse vom kaiserlichen Heere herüber donnerten, welchen Gruß die Schweden aus zwei halben Karthaunen muthig beantworteten. Nun begann das heftigste Geschützfeuer und brüllte fort bis 2 Uhr; da zog sich Gustav links vorwärts, um den furchtbaren Wirkungen der großen kaiserlichen Batterie zu entgehen, wobei noch obenein ein beschwerlicher Südwestwind den Schweden des Geschützes Dampf und den Staub der frisch gepflügten Felder ins glühende Angesicht trieb. Doch kaum war das schwedische Fußvolk des rechten Flügels durch das Dorf Podelwitz gegangen, als Pappenheim mit seinen schwer geharnischten Reitern einen wüthenden Angriff auf das zweite Treffen unternahm. Geworfen wurden die leichten schwedischen Reiter, und das schutzlos zurückgebliebene Fußvolk fiel unter dem Schwerte der kaiserlichen Kürassiere. Da flog Banner mit dem rheingräflichen Regimente und 900 Musketieren herbei; der wüthende Pappenheim ward geworfen, und nach fruchtlosen wiederholten Anstrengungen sah er sich selbst, aus mehreren Wunden blutend, zur Flucht gezwungen. Zugleich war das kaiserliche Infanterie-Regiment Holstein aus der Schlachtlinie gewichen, um Pappenheims Reiter zu unterstützen, aber Banner nahm es mit drei Geschwadern Finnländer in die Mitte, das Regiment ward völlig niedergehauen und der Herzog von Holstein, tödtlich verwundet, gefangen. Unterdessen hatte Tilly seine Absicht hauptsächlich auf die ungeübten sächsischen Schaaren gerichtet. Fürstenberg mußte sich daher vom rechten kaiserlichen Flügel mit der ganzen, von sechs Geschwadern geharnischter Reiter unterstützten kroatischen Reiterei, auf das erste Treffen der Sachsen stürzen. Beim ersten Anfalle schon flohen die ständischen Reiter, das Regiment Altenburg folgte ihnen und riß die churfürstliche Leibwache mit sich fort. Nur das sächsische Fußvolk unter Bindauf und Arnim leistete noch tapfern Widerstand. Als aber Tilly mit dem größten Theile seines Fußvolks von den Höhen herabkam und die kaiserliche Reiterei zugleich auf die sächsischen Haufen einbrach, da gaben sie sich in wilde Flucht auf der Straße nach Eilenburg. Die Kroaten jagten den Fliehenden nach, oder plünderten das Gepäck der Sachsen; im ganzen kaiserlichen Heere war man des glänzendsten Sieges schon gewiß. — Gustav Horn, der die noch fechtenden sächsischen Regimenter aufgenommen hatte, kam jetzt in die gefährlichste Lage; denn Fürstenberg und Kronenberg mit den italienischen und den besten deutschen Reitern drohten, auf ihn zu stürzen. Doch in dem entscheidenden Augenblicke kamen auch, vom Könige gesandt, Hegbrun und Hall mit den schottischen Regimentern herbei. Isolani's Kroaten fielen sie an, aber plötzlich öffneten sich die Reihen der Schotten und ein mörderisches Kartätschen- und Musketenfeuer trieb die wilden Banden zurück. Gustav sandte nun den General Teuffel zur Unterstützung der bedrängten Schotten. Teuffel stürzte, von einer Musketenkugel getroffen, todt zu Boden. Da sprengte der König zu Kollenbachs Haufen und rief eifrig: „Kollenbach brich ein! in Gottes Namen brich ein!“ Kollenbach drang vor; auch er ward im ersten Feuer niedergestreckt. — Nun rasete hier der Kampf fort, während er heftiger noch zwischen Horn und Tilly selbst entbrannt war. Aber Horn hielt aus, und die schottischen Regimenter machten, zum Erstaunen Tilly's, statt des damals gewöhnlichen Gliederfeuers, ein regelmäßiges Rottenfeuer. So ward Tilly aufgehalten, während Banner die fliehenden Pappenheimer

auf der Straße nach Halle mit vier starken Geschwadern verfolgte. Noch hatten der größte Theil des schwedischen Fußvolks im Mittelpunkte der Schlachtordnung, wie auch die ihm gegenüber stehenden Wallonen, der Kern des kaiserl. Heers, am Gefechte weiter keinen Antheil genommen, als daß sie sich gegenseitig aus dem schweren Geschütz beschossen. Sobald indessen der König von Pappenheims gänzlichem Rückzuge sichere Nachricht erhielt, eilte er mit der Reiterei des rechten Flügels, denen Todt mit zwei starken Haufen Fußvolks folgte, die vorliegende Anhöhe hinauf, griff die große kaiserl. Batterie an, eroberte die Feuerschlünde, und ließ solche sogleich auf die noch mit Horn im Gefechte begriffenen Massen richten. Dieß entschied den Sieg, und obwol Tilly's Gegenwart die weichenden Haufen zu neuen Anstrengungen befeuerte, geriethen sie doch endlich in Unordnung und begannen den Rückzug nach Leipzig. Nur fünf Regimenter Wallonen schlossen sich, ohne von einem höhern Befehlshaber geführt zu werden, eng zusammen, und stellten sich am Rande eines hinter ihnen liegenden Busches, wo sie alle Angriffe der Schweden mit dem Muthe der Verzweiflung abschlugen. Reihenweise schmetterte das schwedische Geschütz sie nieder, aber keiner verlangte Quartier. Der verwundete Tilly vergoß Thränen in der Mitte dieser Tapfern, deren Leiber für ihn ein undurchdringliches Bollwerk wurden. Endlich, da alle Hoffnungen des glücklichen Erfolgs verschwunden und die Wallonen bis auf 600 Mann niedergeschmettert waren, führte Graf Kronenberg in ihrer Mitte den schwer verwundeten Feldherrn nach Halle. Die entscheidende Schlacht war um 6 Uhr Abends gewonnen, und als Gustav Adolph nun die geschlagenen Feinde nach allen Seiten hin fliehen sah, warf er sich demüthig nieder unter einem belaubten Baume, laut ausrufend, die Blicke zum Himmel gewendet: **ich danke dir Gott für deinen Sieg!** — In allen Dörfern erscholl das Sturmgeläute. Viele hundert Kaiserliche wurden noch von den ergrimmten sächsischen Bauern erschlagen. Auch Pappenheim, der seine zersprengten Geschwader gesammelt hatte und wieder umgekehrt war, des Heeres Ehre zu retten, fand am Abend Alles verloren, mußte umwenden und rief voll Verzweiflung aus: O warum mußte ich den unglücklichen Tag erleben! Es waren gefallen in der Schlacht von den Kaiserlichen 8000 Mann; 3000 geriethen in die schwedische Gefangenschaft; 27 Feuerschlünde, 100 Fahnen und Standarten wurden nebst dem ganzen tillyschen Lager erobert. Die Schweden zählten gegen 2000, die Sachsen 3000 Todte. Von kaiserlichen hohen Offizieren waren todt: die Obersten Erwitte und de Grotta, der Freiherr von Schönburg und der Herzog Adolph von Holstein. Von den Schweden blieben Teuffel, Kollenbach, Aderkat und Damitz auf dem Wahlplatze. Die Sachsen betrauerten den tapfern Bindauf, den Dieskau und zwei Starschedel. Im kaiserlichen Heere waren die drei obersten Führer: Tilly, Pappenheim und Fürstenberg verwundet. Tilly hatte den Ruhm der Unüberwindlichkeit, der Kaiser den besten Theil seiner Kriegsmacht und den Gewinn eines zwölfjährigen glücklichen Krieges verloren. Die magdeburgsche Hochzeit war gerächt, des Protestantismus Fortdauer und Deutschlands Freiheit gesichert. Der Kriegsruhm des Besiegten ging auf den menschlichern, frommen Sieger über. Dieß war die Schlacht bei **Breitenfeld** unweit Leipzig vom 7ten September 1631. —

Noch herrlicher und folgereicher wird dereinst, wenn auch der Zu-

el der Zeitgenossen verhallt ist, in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen die große Völker- und Befreiungsschlacht bei Leipzig vom 16ten, 18ten und 19ten October des verhängnißvollen Jahrs 1813. Napoleon war endlich, immer enger und fester von klugen Gegnern in seinem Schlupfwinkel bei Dresden umgarnt, von dort aufgebrochen, den entscheidenden Schlag zu vollführen, der Deutschlands Ketten unauflöslich machen sollte. Die Meinung mochte seyn: durch seine alten Kriegskünste hastig die Gegner einzeln zu packen, erst den tapfern Blücher und den vorsichtigen Carl Johann zu zermalmen, dann dem großen Heere unter Schwarzenberg Garaus zu machen. Im stolzen Wahne des Sieges gewiß, hatte Napoleon den Marschall St. Cyr mit fast 30,000 Mann und 40 Generalen in dem verschanzten Dresden zurückgelassen, und war dann an den Ufern der Elbe, jedoch vergeblich, hin und her gefahren, weil jede einzelne Heeresabtheilung sich seiner Uebermacht klüglich entzog, bis alle vereinigt dem furchtbar schnaubenden Gegner aufs Leben gehen könnten. Auf diese Weise selbst berückt, traf er am 14ten October zu Leipzig ein, wo schon die Heeresabtheilungen unter Marmont, Victor, Arrighi und Poniatowsky angekommen, auch Augereau mit der Nachhülfe, welche aus frischen Truppen bestand, über den thüringer Wald eingetroffen war. Den Plan zur entscheidenden Schlacht dachte er sich etwa folgendermaßen: den scharf vortretenden Winkel der elster-Niederungen, worin Leipzig liegt, wollte er festhalten und als Keil gebrauchen, der zwischen der Verbündeten Heeresabtheilungen hineingeschoben werden sollte, Leipzig aber als Riegel dem einen feindlichen Heere vorschieben, bis er das andere geworfen hätte. Darum war am 15ten Oct. das Hauptquartier, von 64 Schlachthaufen seiner Leibtrabanten umgeben, zu Reidnitz, eine halbe Stunde von Leipzig. Im Dorfe Lindenau stand die vierte Heeresabtheilung unter Bertrand, und König Murat hatte mit dem zweiten, fünften und achten großen Heerhaufen seine Stellung dergestalt genommen, daß der rechte Flügel zu Dölitz, der linke zu Libertwolkwitz stand. Die sechste Heeresabtheilung behauptete Lindenthal, und die siebente war im Marsche auf Eilenburg, um der sechsten die Seiten zu decken. Die Stellungen von Taucha und an der Partha, wie auch die Brücken von Wurzen und Eilenburg, blieben stark besetzt. — Den furchtbaren Massen entgegen stand am 15ten October der alte Held Blücher mit dem schlesischen Heere bei Skeuditz, oberhalb Leipzig; Carl Johann war noch zurück bei Halle, jedoch in scharfem Anmarsche. Von der großen österreichischen Armee rückte Feldzeugmeister Giulay von Lützen gegen Lindenau vor; der Reiter-General Graf Meerveldt, und die österreichische Nachhülfe hatten den Auftrag, von Pegau nach Connewitz vorzugehen, während die Heeresabtheilungen, welche Wittgenstein, Kleist und Klenau befehligten, ihren linken Flügel an Cröbern und den rechten an Naunhof lehnten. Bennigsen war mit seinem Corps nur so weit zurück, daß er nach anderthalb Tagen in die Linie rücken konnte, so auch Colloredo; Tolstoy aber hatte Dresden eingeschlossen, welches der König von Sachsen früher verlassen hatte. Als Rückhalt standen in kleiner Entfernung hinter den benannten Heerhaufen die russischen Grenadiere, die russischen und preußischen Leibwächter und die russischen schweren Reiter, sämmtlich befehligt von Barclay de Tolly, unter welchem der Großfürst Constantin, wie auch die Generale Miloradowitsch und Rajewsky geboten. — Alle für Einen und Jeder für Alle! war des verbündeten Heeres Losung, und am

16ten des Morgens begann der Kampf mit furchtbarem Donner aus tausend Feuerschlünden. Napoleons Absicht war, zunächst die Schaaren unter Schwarzenberg zu vernichten, weil sie, Erfurt und Naumburg am nächsten stehend, ihm die gefährlichsten schienen. Bald ward also Schwarzenberg im Mittelpunkte und auf dem rechten Flügel so heftig angegriffen, daß er, um nicht durchbrochen zu werden, die Nachhülfe unter dem Prinzen von Hessen-Homburg auf das rechte Ufer der Pleisse übersetzen und vor Cröbern aufmarschiren lassen mußte. Mit wüthendem Grimme ward nun gestritten um die Dörfer Dölitz, Wachau und Liebertwolkwitz. Angriff folgte auf Angriff, und Napoleon verstärkte seine Flügel-Enden so ungeheuer, daß es kaum möglich blieb, ihnen zu widerstehen. Doch hielten Wittgenstein, Klenau und Kleist, von Barclay unterstützt, den ungleichen Kampf, bis Graf Nostitz aus Cröbern hervorbrach, die Franzosen nach Markleeberg zurückwarf und ihnen 8 Canonen abnahm. So waren alle Anstrengungen der vorgetriebenen Massen unter Mortier, Macdonald, Lauriston und Sebastiani dort vergeblich, ja Sebastiani's ungeübte Reiter wurden von den ostpreußischen und brandenburgischen schweren Reitern jämmerlich zusammengehauen, und Klenau behauptete seine Stellung zwischen Großpösna und Seifertshain. — Während jenes Gemetzels ward auch auf dem rechten Flügel der Verbündeten wüthend gefochten. Napoleon warf hier eine gewaltige Masse von Cürassieren, von Fußvolk und Geschütz gegen Gossa, welches etwa eine halbe Stunde von Cröbern entlegen ist, und weil dort die Verbündeten nicht hinlänglich stark waren, so drang die Masse durch und gewann 26 Feuerschlünde. Da ging es an ein Jauchzen der durch Leipzigs Gassen sprengenden französischen Polizeireiter, die Sieg über Sieg schrieen, und alle Glocken wurden auf Napoleons Befehl geläutet. Aber das Blatt wendete sich schnell; denn Alexander sendete seine Garde-Kosacken unter Orlow Denisow dem wilden Schwarme entgegen. Unterstützt durch die russischen Grenadiere und durch ein mörderisches Geschützfeuer, trieben die braven Kosacken den durchgebrochenen Schwarm bis hinter Wachau zurück, und als der wackere Oberfeldherr Schwarzenberg ein allgemeines Vorrücken gegen die Berg-Ebene von Wachau befahl, wurden am Abend die Franzosen wirklich hinter ihre erste Aufstellungslinie zurückgedrängt. Fürst Aloys Lichtenstein behauptete sich den ganzen Tag hindurch in seiner Stellung und Giulay drang bis Lindenau vor, wo er 2 Canonen eroberte. Nur Meervelbt, obgleich er den Auftrag über die Pleisse vorzugehen mit ungeheurer Anstrengung erfüllt hatte, wurde gegen Abend, weil sein Pferd unter ihm gestürzt, gefangen. Also stand hier die Schlacht. Der Sieg hatte sich entscheidend für keinen Theil erklärt, aber offenbar waren am Abend die Verbündeten in großem Vortheil über Napoleons zurückgedrängte Schaaren. — Auf dem Schlachtfelde bei Breitenfeld standen drei französische Corps, nämlich das 4te, 6te und 7te unter Marmont; 3 schlesische Heerhaufen, die unter dem alten Helden Blücher, von York, Langeron und Sacken befehligt wurden, rückten ihnen entgegen. Um 1 Uhr begann dort die Schlacht, und ward vollendet, wie Blücher sie gedacht. Langeron trieb mit seinen Russen die Feinde aus Freirode und Radefeld, dann drang er siegend über den alten hochberühmten Schlachtplatz bis Groß-Wetteritzsch vor. Unterdessen eilte York an der Elster vorwärts und warf die Feinde aus Lützschena, Stameln und Wahren, immer gegen Leipzig hin. Da schob Marmont sein Fußvolk in der waldigten Gegend um Eutritzsch und Möckern in

roße Massen zusammen, und donnerte aus 40 Feuerschlünden mörde-
sch gegen die andringenden Preußen. Die Schlacht wankte; denn
iederweise stürzten die Tapfern vor den französischen Feuerschlünden.
er jetzt warf sich der brave Major Sohr mit den brandenburgischen
usaren und den reitenden freiwilligen Jägern auf das feindliche Ge-
üsz; ja York selbst sprengte, hoch das Schwert schwingend mit dem
usrufe: es lebe der König! den Reitern voran auf die furcht-
are Batterie. Sie wurde genommen in wenigen Augenblicken, und
ls die bonapartischen Marine-Garden in geschlossenen Vierecken vor-
achen, um das Geschütz wieder zu erobern, rief York: „brandenbur-
sche Husaren hauet ein!" Da stürzten diese mit verhängtem Zügel
ie ein wilder Waldstrom auf die Unglücklichen; Napoleons Marine-
arde hatte aufgehört zu seyn. — Gegend Abend allenthalben gewor-
n, zog sich Marmont, nebst Arrighi und Dombrowsky hinter die
artha bis in die Vorstädte von Leipzig eiligst zurück. 1 Adler, 2 Fah-
n und 43 Kanonen nebst einigen tausend Gefangenen, hatten sie
außen gelassen. So schloß für heute das blutige Mordschauspiel.
inen bedeutenden Schritt zum Siege hatten die Verbündeten vor-
ärts gethan. Ihr Mittelpunkt war in seiner vorgerückten Stellung
erschütterlich stehen geblieben, und Blücher hatte sogar den lin-
n End- und Stützpunkt des napoleonischen großen Bogens nach Leip-
g hineingedrückt, wodurch die fernere Haltbarkeit des Ganzen gewal-
g gefährdet war. — Der 17te October verstrich den Verbündeten
nter Anstalten zum Angriff, dem großen Zwingherrn unter Vorkeh-
ngen zur Gegenwehr und zum Rückzuge. Ahnungen eines bösen
erhängnisses durchflogen sein Herz. Darum ließ er den gefangenen
eerveldt kommen und gestand: er sey bereit Deutschland zu räumen,
enn man ihm keine entehrende Bedingungen vorschreibe. Auch ent-
ß er den General mit einem Schreiben an seinen Kaiser, worauf
er die Verbündeten, ihres Sieges gewiß, nicht achteten. Sie be-
ieben vielmehr die Ankunft des schwedischen Kronprinzen und Ben-
gsens auf dem Schlachtfelde, Napoleon dagegen Regniers Rückkehr
s der Gegend von Wittenberg und die Sicherung der Straße nach
eißenfels. Bis auf einen Punkt ruhten, wie vertragsmäßig, in wei-
m Bogen um Leipzig an diesem Sonntage die Waffen. Hinter Eu-
itzsch, eine Viertelmeile von Leipzig, ließ sich jedoch eine Linie fran-
sischen Fußvolks und am rechten Flügel desselben Arrighi mit seinen
chten Reitern sehen. Sofort ließ Langeron den Generallieutenant
asiltschikof mit Kosacken und 4 Reiter-Regimentern zwischen Eu-
tzsch und Schönfeld vorbrechen. Die warfen stracks den Arrighi
er den Haufen, nahmen ihm 5 Canonen und jagten seine Reiter
nter dem Fußvolke weg zur Stadt hinein, an deren Thoren noch
ele niedergehauen wurden. Das Fußvolk war stehen geblieben und
erte nach allen Seiten, als die tapfern Russen bei ihm vorbei mit
r Beute zurückkehrten. Daran kehrten sich jedoch die Russen nicht,
ndern machten sogar Miene, auch auf das Fußvolk loszustürzen.
ieses wandte um und zog sich über die Partha, während gegen
end Bennigsen zu Naunhof, eine Meile vom Schlachtfelde, eintraf
d sich dem rechten Flügel des schwarzenbergschen Heers anschloß;
arl Johann aber bei Taucha, fünf Viertelmeilen von Leipzig er-
ien, und mit seinen Schaaren in den leeren Raum zwischen Blücher
d Bennigsen rückte. — Als der Morgen des ewig denkwürdigen
ten Octobers grauete, hatte Napoleon zwar seine beiden Flügel
rückgenommen, aber den Elsterwinkel jenseits Leipzig hielt er durch

eine starke Vorhuth besetzt. Leipzig und dessen nächste Umgebungen waren also sein fester inhaltschwerer Mittelpunkt. Der rechte Flügel erstreckte sich von da unter Ney's Oberbefehl längs der Partha gegen Taucha hin; der linke vom connewitzer Kirchhofe über Probstheide hinaus. Beide trafen senkrecht auf die Schenkel des Elsterwinkels. Nur scheint Napoleon bei dieser Anordnung nicht gewußt zu haben, daß Bennigsen, Carl Johann und Colloredo bei dem verbündeten Heere bereits eingetroffen waren. Dieses hatte folgende Stellung: Carl Johann, dem das langeronsche Corps jetzt mit untergeben ward, schloß sich rechts an Blüchers, links an Bennigsens Schaaren. Letzterer stand in Verbindung mit der Hauptarmee, deren rechter Flügel gegen Probstheide, der linke aber gegen Connewitz ausgedehnt war. Schwarzenbergs kluger Plan war: des Feindes beide Flügel gegen einander, und dann die ganze Masse der französischen Truppen nach Leipzig, wohin alle Heerhaufen der Verbündeten concentrisch vordrangen, hinein zu werfen. Der Angriff erfolgte zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags. In 3 Heeressäulen drangen Schwarzenbergs Schaaren vor. Die äußerste rechte unter Bennigsen und Klenau von Seifertshain gegen Holzhausen; die zweite unter Wittgenstein und Kleist mit den russischen und preußischen Garden zur Nachhülfe, von Gossa gegen die Höhen von Wachau; die dritte unter Bianchi, Weißenwolf, Aloys Lichtenstein und Nostitz auf der Bergebene zwischen Dösen und Lößnig. — Nach einer heftigen Canonade kam es bei Probstheide und Connewitz bald zu mörderischen Gefechten: hier mit Joachim Murat, dort mit dem zum französischen Marschall gestern ernannten Poniatowsky. Um bei Probstheide obzusiegen, verstärkte Napoleon die Schaaren Murats bis zur Furchtbarkeit; aber während dort der Tod in tausend gräßlichen Gestalten wüthete, war Macdonald schon überflügelt und im harten Andrange genöthigt worden, sich hinter Stötteritz zurückzuziehen. Unterdessen erschien Carl Johann bei Paunsdorf, und Blücher ging gleichzeitig über die Partha. Dieß war die Crisis. Zwar that Napoleon Alles, was in seinen Kräften stand, den einbrechenden Strom abzudämmen, allein seine Macht reichte nicht zu; denn schon hatte Bennigsen von Naunhof her zwischen die geöffneten Flügel der französischen Stellung sich eingedrängt, und nun vermochte Ney nicht mehr, sich gegen die vereinigten Angriffe von Bülow, Pahlen, Winzingerode und Langeron, an der Partha zu halten. Nur von Schönfeld an bis Leipzig hatte er noch den obern Theil der Partha, etwa eine Stunde Weges hin, in der Gewalt; seine Flanken waren schon offen. Da stellte er zu seiner Rechten bei den Dörfern Sellerhausen, Paunsdorf und Stünz die Sachsen und Würtemberger auf, daß sie ihm zur Schutzwehr dienen sollten. Allein hier gingen 2 würtembergische Reiter-Regimenter unter dem General Normann, und sächsische mit 5 Füselier-Bataillonen und 4 Batterien unter dem General Ryssel, in gedrängter Schlachtordnung, die Reiter vorauf, zu den Verbündeten über. Nun wurden, trotz Ney's gewaltiger Anstrengung, Paunsdorf und Schönfeld genommen durch Bülows Schaaren, denen die russischen Reiter unter Orourk, Manteuffel, Pahlen und Benkendorf zur Unterstützung dienten. — Entschieden war schon die Schlacht Nachmittags 3 Uhr; Napoleon kämpfte nur noch um den Rückzug. Er selbst wandte sich jetzt mit einem Theile seiner Garden nach Reidnitz und schickte über Mölkau seine ganze Reitergarde unter Nansouty mit vielem Geschütz dem vordringenden norddeutschen Heere in die linke Flanke und in den Rücken. Aber General Bubna, der

or Stötteritz stand, ließ schnell eine solche Frontveränderung machen, aß er den wüthenden Feinde auf sich zog. Prinz Ludwig von Hessen-omburg, General Diedrichs und der Engländer Bogue, eilten mit chsischen und russischen Canonen, und mit dem unauslöschlichen Feuer er congrevschen Raketen zu Hülfe. Da fuhren mit grausem Zischen, eulen und Brausen die englischen Höllenbrände zwischen die franzö-schen Vierecke; es platzten deren sieben auseinander, und brennend, ie Kerzen, raseten die französischen Soldaten im Felde herum; was icht verbrannte, fiel unter den Kugeln der Geschütze, oder unter den anzen und Säbeln der nachsetzenden Reiter. Auch Stünz und Sel-rshausen, Ney's letzte Zufluchtsörter, wurden von Bülow's Schaaren rstürmt. Im Besitze von Schönfeld behauptete sich Langeron, durch Beihülfe der tapfern Schweden, die der brave Cardell mit einem agel von Kartätschen herbeiführte. Unterdessen war Blücher un-ufhaltsam die Elster entlang bis gegen Leipzigs Vorstädte herange-ückt, und hatte, als er des Ausgangs der Schlacht gewiß geworden, en General York vom Schlachtfelde weg nach dem Zusammenflusse der Saale und Unstrut gesandt, um wo möglich noch Bertrand zu er-ilen, welchen Napoleon schon Morgens fortgeschickt, damit seine Hau-en für die Flucht des Heers im Rücken eine Straße wenigstens offen ielten. — Am Abend waren die Franzosen vollkommen auf Leipzig urückgeworfen, nur in Zweinaundorf und bei der Windmühle vor den Straßenhäusern gegen Connewitz zu behaupteten sie sich noch in der Nacht auf den 19ten October. Wüthend angegriffen stürzte aber am olgenden Morgen Alles, was von Franzosen noch bei Zweinaundorf, Volkmarsdorf und bei der Mühle von Connewitz den Zugang hatte vehren wollen, in wilder Verwirrung nach Leipzig hinein. Nun blieb Napoleon nichts übrig, als Leipzig zum Riegel gegen die Verbünde-en zu machen, damit der Rückzug nicht in wilde Flucht ausarte. Daher ward den Marschällen Macdonald und Poniatowsky befohlen, ie Vorstädte so lange zu vertheidigen, bis das französische Heer urch den nach Weißenfels führenden Engpaß gezogen sey. Ganz im Stillen wurde die Brücke vor dem äußern ranstädter Thore unter-minirt, dem leipziger Magistrat aber erlaubt, beim Fürsten Schwar-zenberg um Schonung der Stadt zu bitten. Am 19ten um 9 Uhr Morgens kam Napoleon in die Stadt, um Abschied zu nehmen vom Könige von Sachsen, der nach solchen Ereignissen das Schicksal seiner Länder zu theilen, fest entschlossen war. Darauf eilte der Unüber-windliche mit Murat davon und wollte zum ranstädter Thore hinaus nach Lindenau, wo seine Garden auf ihn warteten. Allein schon war das Thor durch den ungeheuren flüchtenden Troß gesperrt: Napoleon mußte umkehren, und auf einem langen Umwege durch Nebengäßchen einen Ausweg suchen durch das innere Peters- und von da durch das äußere ranstädter Thor. Kaum hatte er die Brücke vor dem Zoll-hause über die Pleisse im Rücken, als sie aufflog. Also in Sicher-heit, blieb der Held noch bis Nachmittags 3 Uhr in Lindenau, seine Getreuen in und bei Leipzig als Opfer seiner Rettung zurücklassend, denn nur diese, nicht wie er nachmals lächerlich behauptete, eines Corporals unvorsichtige Voreiligkeit, war der Brückensprengung Ursache und Zweck. — Unterdessen bereiteten sich die Verbündeten zum Sturme von Leipzig. Auf einer Anhöhe, 500 Klafter von der Stadt, hielten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen, als ein sächsi-scher Offizier anlangte, Leipzigs Uebergabe von Seiten Friedrich Au-gusts anzubieten, wenn den französischen Truppen, welche der Stadt

große Gefahr drohten, freier Abzug bewilligt werde. Dieser Antrag wurde nicht angenommen, und der Sturm begann auf allen Seiten. Da sprengten Macdonald, Poniatowky und Dumoustier, um der sonst unvermeidlichen Gefangenschaft zu entgehen, auf raschen Pferden in die Elster; der erste entkam, die beiden andern ertranken, und viele Hunderte, die ihnen nachgesprungen, hatten dasselbe Schicksal, oder wurden von den schußfertigen Schützen, so wie sie auftauchten, niedergeschossen. Nach Verlauf einer Stunde waren die Franzosen aus den Vorstädten geworfen und Canonenschläge öffneten die Thore der Stadt. Blücher drang auf das hallische=, Bennigsen auf das peters= und Carl Johann auf das grimmaische Thor ein. Preußen waren die ersten, welche in der Nähe des Schönfelderschlages durch ein hölzernes Thor und dann durch eine Quergasse in die Stadt brachen. Ins grimmaische Thor zog bald hernach, da die ostpreußische Landwehr, von russischen Jägern und 6 schwedischen Bataillonen unterstützt, die französischen Canonen erobert hatten, Carl Johann. Fast zu gleicher Zeit kamen Bennigsen durch das peters=, und Langeron durchs hallische Thor. Was noch Widerstand leisten wollte, wurde niedergehauen und erstochen; aber die erlöseten Sachsen, Badner und darmstädter Truppen ließen ihr Feldspiel erklingen und paradirten vor dem schwedischen Kronpinzen, der zu dem Könige der Sachsen eilte. Unterdessen verkündigte der laute Jubel auf den Gassen die Ankunft Alexanders und Friedrich Wilhelms mit ihren Heldenkriegern. Auf dem Markte umarmten sich Alexander, Friedrich und Carl Johann vor den Augen des jubelnden Volks. So endete die leipziger Schlacht. Gefangen wurden 23 Generale, unter diesen die vornehmsten: Latour Maubourg, Vial, Rochambeau, Regnier, Lauriston, Prinz Emil von Hessen, Prinz Adolph von Wittgenstein, Graf Friedrich von Hochberg, Bertrand, Maudeville, Peri; Roeznikzy, Krasinsky und Malachowsky die Polen. 7 waren getödtet, unter diesen hervorragend Poniatowsky und Dumoustier. Von geringem Volke wurden 30,000 im Felde und 23,000 in den Lazarethen gefangen. An Gewehren, die in Kisten geladen, erbeutete man 30,000, 100,000 fand man auf dem Schlachtfelde; dazu 300 Geschütze. Das Elend der Besiegten in und um Leipzig war gränzenlos. Um es mit einem Zuge zu schidern, ist hinlänglich der Aussage von Augenzeugen zu erwähnen: daß hungernde Franzosen auf dem Schlachtfelde die Knochen ihrer gefallenen Cameraden benagten. Also hatte Gott der Herr gerichtet! Gestürzt den Gewaltigen vom eisernen Throne und seine Gewalt gebrochen, womit er allen Völkern Europens die höchsten, heiligsten Güter: Ehre, Freiheit, Recht, Sprache, Tugend, Sitten und Vaterland hatte entreißen wollen. — Das war die Schlacht bei Leipzig am 16ten, 18ten und 19ten October vom Jahre 1813.

Gustav Adolph hatte im J. 1632 vor der Veste Ingolstadt die Kunde vernommen, daß Wallenstein in Sachsen eingebrochen sey und dort Alles mit Feuer und Schwert verwüste. Dem Beistande seines bedrängten Bundesgenossen opferte der edle Held jeden Vortheil, und brach unverzüglich aus Baiern mit 27,000 Mann, worunter über 10,000 Reiter waren, auf zur Hülfe von Johann Georg, dessen Abfall er fürchten mußte, so nicht bald der wilde Wallenstein gebändigt würde. In Erfurt nahm Gustav Abschied von seiner Gemahlin, rührender als je vorher, denn ein schauerliches Vorgefühl

agt ihm, daß es der letzte sey. Der Marsch ging nun rasch fort is Torgau; Sachsens Volk nahm den frommen König gleich einer ettenden Gottheit mit hohem Jubel auf. Als er nun während des Marsches nach Pegau durch ein aufgefangenes Schreiben erfuhr, daß Pappenheim mit seinem Haufen nach Halle abgesandt sey, faßte er en Entschluß, weder die sächsischen Hülfsvölker abzuwarten, noch eipzig anzugreifen, sondern geraden Weges auf Wallenstein loszugehen. Sobald aber dieser des Königs Anzug erfuhr, gaben drei Canonenschüsse seinen Regimentern das Zeichen zusammenzurücken, und Eilboten gingen ab an Pappenheim, unverzüglich von Halle zurückzukommen. Am 5ten Nov. ordnete Wallenstein sein Heer zur Schlacht wischen Lützen und dem Floßgraben, so daß der rechte Flügel sich an ie Stadt lehnte, der linke bis an den Graben sich ausdehnte. Der inke Abzugsgraben der vorliegenden großen Straße war vertieft, die Erde nach der Feldseite ausgeworfen; dahinter standen 2 Linien Füseiere und 1 Linie Kroaten, die von ihren Pferden über die beiden orderſten Linien wegschießen, dem Feinde also ein dreifaches Feuer ntgegen sprühen sollten. Hinter der Straße war das Heer aufgestellt, vor der Fronte eine Batterie von 7 Carthaunen; auf beiden Flügeln hielt die Reiterei, im Mittelpunkte das Fußvolk in 4 große Vierecke gebildet; auch hatte der rechte Reiterflügel ein fünftes Viereck n seiner Mitte. Auf einer Anhöhe nahe vor Lützen waren 14 Feuerschlünde aufgefahren und hinter den Wellerwänden um die Gärten Musketiere gestellt; aber den linken Flügel am Floßgraben, wo Pappenheim einrücken sollte, deckte kein Geschütz. Auf diesem Flügel chloß Forgatsch, auf dem rechten Isolani mit Kroaten die Schlachtinie. So standen die Kaiserlichen gegen 40,000 Mann stark: Gallas und Kronenberg befehligten den rechten, Holk den linken Flügel, Schafgotsch und Schaumburg die Mitte, Rhinach und Defurt aber die Reserve. Das Geschütz befehligte der Marchese de Grana; Wallenstein elbst übernahm die Leitung des Ganzen. — Tausend Schritte gegenüber war das schwedische Heer in Schlachtordnung aufmarschirt mit wei Treffen. Der linke Flügel reichte bis Lützen, der rechte über den Floßgraben hinaus, vor der Fronte zog sich die große leipziger Straße in, im Rücken krümmte sich der Floßgraben ums Heer. Auf den Flügeln hielt die Reiterei in 2 Treffen; in der Mitte mit 8 Schlachthaufen das Fußvolk, gleichfalls in 2 Treffen getheilt. Zwischen den Reiter-Geschwadern hatte Gustav wieder Abtheilungen von Fußvolk u 200 bis 400 Mann gestellt; doch gewarnt durch die leipziger Schlacht, denselben Feldstücke beigegeben, um sich kräftiger gegen die inbrechenden Reiter vertheidigen zu können. Das Geschütz der Schweden bestand aus 100 Feuerschlünden, davon waren 26 der schwersten n Batterien vor dem linken Flügel aufgestellt, außerdem vor jedem Flügel noch 20 kleinere und 5 vor jedem Schlachthaufen des Fußvolks. Der König selbst führte den rechten, Herzog Bernhard den linken Flügel, die Mitte aber Kniphausen. Unter dem Könige und dem Herzoge Bernhard befehligte Fürst Ernst von Anhalt auf den Flanken. — Der 6te November brach an und ein dichter Nebel verfinsterte die ganze Gegend. Schon kämpften wie Nachtgeister einzelne Reiter-Geschwader in der Finsterniß, als das schwedische Heer, den frommen König in der Mitte, auf die Knie sank und mit feierlicher Andacht unter Pauken- und Trompetenschall Luthers hohes Lied: eine feste Burg ist unser Gott ꝛc. anstimmte. Dann ritt der König ernster, als sonst, durch die Reihen und ermahnte zur Tapferkeit. Erst

um 10 Uhr verlor sich der Nebel, die Sonne beleuchtete die weite Ebene und die Heere standen schlachtfertig einander im Gesicht. Eine halbe Stunde nachher gab Gustav das Zeichen zum Angriff. Da brachen die Schweden gegen den von den Kaiserlichen besetzten Graben der Landstraße ein; aber ein mörderisches Musketen- und Geschützfeuer streckten die Anstürmenden reihenweise zu Boden. Das schwedische Fußvolk wich, aber Gustav sprang vom Pferde, riß einem Soldaten die Pike aus der Hand, stellte sich an die Spitze der Weichenden und rief laut: Schweden, wo ist euer Muth? Vorwärts, vorwärts! Er schreitet voran, ein mörderischer Kampf beginnt aufs neue, und die Schweden dringen bis an des Grabens Rand. Man sicht nun Mann gegen Mann in wildem Handgemenge, da bricht Oberst Winkel mit dem blauen Regimente vor, setzt unter Siegesgeschrei über beide Graben und ihm folgt das schwedische Leibregiment im hastigen Laufe. Bald sind die Canonen erobert, umgedrehet und auf die kaiserlichen Vierecke gerichtet. Das erste und zweite wird zersprengt, aber das dritte hält noch Stand. Da stürmt Holk mit seinen Cürassieren her, wirft die Schweden zurück und entreißt ihnen die gewonnenen Vortheile, denn die finnische Reiterei hatte nicht so schnell dem Fußvolke, das nun ungedeckt stand, über die Graben folgen können. Bald kam Wallenstein selbst mit dem wiedergeordneten Fußvolke zurück, eroberte die genommenen Canonen und trieb die Schweden wild vor sich her bis an des Grabens Rand. Allein in eben diesem Augenblicke war es auch den schwedischen Schwadronen gelungen, über die Graben zu setzen; sie stürzen auf Wallensteins Reiter, werfen die vordersten auf die hintersten zurück, verbreiten Schrecken und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des kaiserl. Heers, erobern die Geschütze wieder und der Sieg scheint hier für die Schweden entschieden. — Doch weniger günstig standen die Sachen auf dem linken schwedischen Flügel, welcher von der großen kaiserlichen Batterie auf dem Windmühlenberge so heftig beschossen wurde, daß er zu wanken und in Unordnung zu weichen begann. Dieß ersehend, übergibt Gustav die Führung seines rechten siegenden Flügels dem Feldmarschall Kniphausen und befiehlt ihm, rasch den weichenden Feind zu verfolgen; er selbst eilt an der Spitze des smaländischen Regiments den Bedrängten zu Hülfe. Der König verschwindet und schon hat Herzog Bernhard auf dem rechten Flügel eine so geschickte Schwenkung gemacht, daß er mit einigen Regimentern seinem Gegner Gallas in die Flanke fallen kann, wodurch dort, da im wilden Grimme kein Theil weichen will, ein gräßliches Gemetzel entsteht. Wehe! da rennt wiehernd des Königs Roß ohne seinen edlen Reiter durch die Reihen der Schweden, der Sattel ist mit Blut bedeckt, in den Halftern stecken noch die abgeschossenen Pistolen. Bernhard ahnet das entsetzliche Unglück und sendet stracks 100 Reiter aus, den König zu suchen, indessen verkündet er laut die Nachricht von dessen Gefangenschaft. Nun kämpfen die Schweden wie wüthende Löwen, sie stürzen Alles vor sich nieder, erobern die feindliche Batterie bei den Windmühlen, drehen das Geschütz gegen den Feind und treiben ihn hier vor sich her, während das zweite schwedische Treffen die ins Gepäck gefallenen Kroaten wüthend vor sich her jagt, und Kniphausen dann mit den frischen Regimentern, Weimar, Burlacher und Goldstein, gleichfalls über die Graben zur Verfolgung der Flüchtigen setzt. — Der Sieg ist entschieden, aber siehe! da erscheint Pappenheim mit 8 frischen Reiter-Regimentern von Halle her auf dem Kampfplatze, und

eine neue Schlacht beginnt. Pappenheim sprengt ein auf die tapfern Gelbröcke, stürmt sie nieder und nimmt das zum zweiten Male eroberte Geschütz; dann treibt er die Zersprengten über den Graben, und ist daran sie zu umzingeln, als Kniphausens zweites Treffen ihm entgegen kommt. Auch darauf will er los, aber eine Falkonetkugel trifft seine Hüfte, geendigt ist die Siegesbahn: ein Trompeter ergreift des Rosses Zügel und führt den widerstrebenden Feldherrn im raschen Laufe aus dem Getümmel. Nun wollen die entmutheten Reiter nicht mehr vorwärts, sie gerathen in Unordnung und werden nur durch den dichten einfallenden Abendnebel vom gänzlichen Untergange gerettet. Piccolomini benutzt den glücklichen Zufall, ordnet sie noch einmal, und haut auf die Blauen ein; diese erfahren das Schicksal der Gelben, aber ihr Widerstand ist fürchterlich. Piccolomini selbst erhält 6 Schüsse, sein Oberstlieutenant, sein Major und alle seine Rittmeister werden verwundet, die Reiter müssen zurück; denn eben als der Abend schon dunkelt, wagt Herzog Bernhard noch einen Angriff, dringt über den Graben, erobert zum dritten Male die Batterie und jagt die Kaiserlichen in wilder Flucht vor sich her. Wallenstein flucht, wüthet und befiehlt Rhinach, mit der Reserve vorzurücken, aber dieser, bereits von Pappenheims Schicksal unterrichtet, zaudert, und nun wird die Verwirrung allgemein. Umsonst verschwendet der gewaltige Wallenstein Flüche, Drohungen und Versprechungen, er kann seine Schaaren nicht wieder zum Stehen bringen. Unter Angstgeschrei: der Pappenheim ist todt, die Schlacht ist verloren, die Schweden kommen über uns! rennen sie in wilder Hast davon. Nur Piccolomini's Muth, der jetzt das fünfte Pferd besteigt und mit einigen kümmerlich gesammelten Schwadronen gegen die Schweden noch einmal ansprengt, rettet Wallenstein und Gallas von der Gefangenschaft. Sie verlassen im tiefen Dunkel der eingebrochenen Nacht den Wahlplatz, und um Mitternacht gelangt Wallenstein mit nur 80 Reitern nach Leipzig in Sicherheit. Bernhard behauptet während der Nacht das Schlachtfeld, sammelt die zerstreuten Regimenter und treibt am Morgen die Kroaten, welche kommen, um das Gepäck zu retten zurück; die Beute blieb bei den Siegern. Neun Stunden hatte die merkwürdige Schlacht gedauert, sie kostete beiden Theilen an 9000 Todte. Die größten Schlachtopfer des blutigen Tages waren Gustav Adolph und Pappenheim. Den erstern fanden Bernhards ausgesandte Kundschafter, unweit dem bekannten großen Steine an der Landstraße, unter einem Haufen von Todten ganz entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Dunkel und ungewiß sind die nähern Umstände seines Todes, doch wahrscheinlich ist's, daß schwarze Verrätherei und Rache seinem edeln Leben ein Ende machten. — Pappenheim starb bald nachher an seinen in der Schlacht empfangenen Wunden. Folge der Schlacht war, daß Wallenstein nach Böhmen entwich, der tapfere Bernhard aber noch vor des Jahres Ausgang ganz Sachsen von den Feinden befreien konnte. — Also endete die Schlacht bei Lützen am 6ten November des Jahres 1632.

Ihr Gegenbild ist die vom 2ten Mai des Jahrs 1813. Am Ende Aprils hatte die russisch-preußische Armee unter Wittgensteins Oberbefehl eine solche Stellung, daß Wittgenstein sich zu Dessau, York mit dem rechten Flügel bei Cöthen und Blücher mit dem linken sich

zu Pegau unterhalb Leipzig befand. Das Ganze betrug höchstens 85,000 Mann. Napoleon aber führte diesem Heere 120,000 Mann entgegen, wovon 70,000 über den thüringer Wald, 30,000 aus Italien, und 20,000 aus der Gegend von Magdeburg unter Eugen Beauharnois gekommen waren. Napoleons Absicht war unstreitig: erst Meister der Saale zu werden, dann auf Leipzig und gegen die Elbe vorzudringen. Am 1sten Mai befand sich daher sein Hauptquartier schon zu Weißenfels; Eugen hatte das seinige zu Merseburg; Marmont war zu Naumburg und Oudinot in Jena. Bei Naumburg und Weißenfels hatte man 6 Brücken über die Saale geschlagen und das ganze Heer zog sich nach der Ebene von Lützen, wohin in der Nacht auf den 2ten Mai Napoleon sein Hauptquartier verlegte, während Eugen zu Markranstädt, Lauriston zu Kiebersdorf, Ney zu Kaya, Marmont zu Poserna und Oudinot auf dem Marsche von Naumburg her waren, Bertrand aber Stössen besetzt hielt. — Unter diesen Umständen mußten die Verbündeten eine Schlacht wagen, oder Sachsen ohne Schwertstreich verlassen. Sie entschieden für die Schlacht, und das preußische Heer mit dem russischen vereinigt, brach in der Nacht von Zwenkau nach Pegau auf, wo beide über die Elster setzten. Miloradowitsch ging zu gleicher Zeit nach Zeitz, während die russischen Garden nebst den Cürassieren und Grenadieren sich als Reserve hinter der Armee befanden. Napoleon marschirte am 2ten Mai in gerader Richtung auf Leipzig, Willens die Verbündeten, welche er bei Altenburg vereinigt glaubte, von der Elbe abzuschneiden; auch focht bei Leipzig Lauriston schon gegen eine kleine Abtheilung Kleists um den Besitz des Dorfes Lindenau und der dortigen Brücke. Aber während Napoleon ungeduldig den Ausgang dieses Gefechts abwartete, um dann sein strategisches Kunststück zu vollführen, sah er sich selbst plötzlich im Rücken angegriffen. — Bei den Dörfern Rahno, Groß- und Klein-Görschen geschah der Anfall auf Marmonts Corps, welches den Nachtrab bildete. In der ersten Linie standen Blüchers Schaaren; in der zweiten waren Wittgenstein und Winzingerode mit den russischen Garden und Grenadieren in Reserve. Der Russen und Preußen Reiterei blieb jedoch rückwärts zur letzten Nachhülfe vereinigt. Oberst Klür stürmte nun auf Groß-Görschen und schmetterte aus 4 Batterien gegen die vor dem Dorfe aufgestellten französischen Bataillone den Tod. Diesen Angriff hielten sie standhaft aus; als aber die Preußen, das Bajonett vor, mit wildem Ungestüm auf sie eindrangen, nahmen sie Reißaus. Doch führte Ney neue dichte Schlachthaufen zur Unterstützung der Weichenden herbei, wildes Gemetzel begann und dabei wurden die Franzosen immer weiter aus den Dörfern Rahno und Klein-Görschen vertrieben. Der Kampf dauerte mit gleicher Erbitterung mehrere Stunden auf diesen Punkten fort. Wo der Verbündeten Reiter einbrechen konnten, fielen die Franzosen zu Hunderten, und auf einem Erdreiche von etwa 1500 Schritten, welches von Dörfern, Wiesen und Gräben durchschnitten war, focht man mit allen Waffen in so großer Nähe gegen einander, daß der Verlust auf beiden Seiten entsetzlich war. — Ney hatte zwar durch überlegene Massen Klein-Görschen wieder genommen; allein, von den Reitern unterstützt, stürmte nun das preußische Fußvolk von neuem ein, drang durch Klein-Görschen, und ging, von der Grenadier-Reserve verstärkt, rasch auf Kaya los. Da trat der Feind den tapfern Stürmern mit neuen vollen Schlachthaufen entgegen, aber auch diese wurden im wüthenden

Kampfe geworfen; nur Kaya, welches sie angezündet, konnte nicht besetzt werden. Also war es 6 Uhr Abends geworden. Den Feind durfte man nicht zu Athem kommen lassen, und doch war Blüchers ganzes Fußvolk nebst einem großen Theile der Reiterei schon ins Gefecht gezogen, während auf seinem rechten Flügel dem Franzosenherrscher noch 50,000 Mann frische Truppen zu Gebote standen. Darum mußte auch die zweite Linie unter York und Borg heran, während die russischen und preußischen Reserve-Geschwader in der Ebene sich so entwickelten, daß sie mit dem rechten an Blüchers linken Flügel reichten, ihr linker aber den Franzosen beim Dorfe Starrsiedel gegenüber stand. Um jedoch nicht alle Kräfte auf einmal aufs Spiel zu setzen, hielt man die russischen Reserven noch auf den Anhöhen außer dem Feuer. — Furchtbar ertönte auf der ganzen Linie des Geschützes verstärkter Donner; denn Napoleon, der den Besitz der fünf vor ihm liegenden Dörfer als entscheidend betrachtete, brachte 40,000 neue Kämpfer ins Gefecht, so daß ungeachtet York und Borg, Blüchers Schaaren auf den eroberten Punkten mächtig unterstützten, diese doch nur mit äußerster Anstrengung erhalten werden konnten. Schon kamen, als der Tag sich neigte, die Franzosen in großen Massen links neben den Dörfern hervor, schon waren die Truppen der Verbündeten von der zweiten Linie (das Umgehen zu verhindern) sehr dünn ausgedehnt worden und schon hatte die erste Linie sich ganz verschossen, als Wittgenstein befahl, das russische Fußvolk unter Prinz Eugen von Würtemberg sollte rasch dem gewaltigen Feinde in die Flanke fallen. Allein in eben dem Augenblicke, als dieses kühne Wagstück ausgeführt werden sollte, kam Eugen mit frischen Truppen von Merseburg her dem Prinzen entgegen. Noch einmal begann der Kampf und in der Franzosen dichte Schlachthaufen, aus deren Mitte Feuer sprühte, vermogten der Verbündeten Geschwader nicht einzubrechen. Die einbrechende Nacht trennte die Fechtenden. — Die Verbündeten hatten über 1000 Gefangene gemacht und mehrere Canonen genommen, auch Erdreich gewonnen. Dieß konnte sich zwar der Feind nicht rühmen, aber seine Ueberlegenheit an Mannszahl war doch groß genug, um folgenden Tages die Schlacht zu erneuern. Noch ein Versuch sollte inzwischen gemacht werden, am dunkeln Abend durch Reiter-Angriffe entscheidenden Vortheil zu gewinnen. Dazu wurden 9 Schwadronen, welche im achtstündigen Canonenfeuer bereits auf zwei Drittel ihrer ursprünglichen Stärke geschmolzen, beordert. Allein es hinderte ein Hohlweg, den sie in vollem Jagen durchrennen mußten, die Kraft des Anfalls der tapfern Reiter auf die großen französischen Schlachtmassen, und so ward dann der Rückzug nach Dresden beschlossen, Viele tausend Todte deckten den Wahlplatz und die Franzosen selbst gaben ihren Verlust auf 10,000 Mann im Bombast ihres Siegesberichts an. Herrliche Männer verlor auch das preußische Heer, den Prinzen Leopold von Hessen-Homburg und den gelehrten, tapfern Scharnhorst. Ueber den Rückzug der Verbündeten am andern Morgen war vielleicht Niemand mehr erstaunt, als Napoleon; doch benutzte er den glücklichen Zufall und nannte sich den Sieger von Lützen, gleich als wollte er, ein zweiter Gustav Adolph, zu Deutschlands Rettung erscheinen! — Unter dem Gesichtspunkte der Ehre schreiben sich dagegen die Verbündeten, und das mit vollem Rechte, den Sieg zu, denn Napoleon hatte ihre Kräfte jetzt, wie nimmer vorher kennen gelernt, und benannten die Schlacht nach dem Dorfe Groß-Görschen. ZZ.

Leisewitz (Johann Anton), ward am 9ten Mai 1752 zu Hannover geboren, studirte die Rechte zu Göttingen und lebte im freundschaftlichen Umgange daselbst mit Boje, Bürger, Hölty, Miller, Stolberg, Voß u. a. Im Jahre 1777 wurde er zu Braunschweig als Landschaftssecretär, 1790 als Hofrath bei der geheimen Kanzlei angestellt, 1801 zum geheimen Justizrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und 1805 zum Präsidenten des Obersanitäts-Collegiums angestellt. In allen diesen Aemtern erwarb er sich durch seine, mit der strengsten Rechtschaffenheit verbundene, und durch die gründlichsten Einsichten geleitete, Thätigkeit ausgezeichnete Verdienste. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn die Verbesserung des Armenwesens, wofür ihm der Segen der Nothleidenden und die Verehrung aller Redlichgesinnten zu Theil ward. Als Schriftsteller hat sich Leisewitz durch ein einziges, aber meisterhaftes dramatisches Gedicht, **Julius von Tarent** (Leipzig 1776), einen bleibenden Ruhm erworben. Wer dieß Trauerspiel nach seinem wahren Werthe zu würdigen weiß, dem muß der Gedanke, daß Leisewitz, ohne eine besondere Veranlassung, wahrscheinlich noch viele dergleichen verfertigt haben würde, mit Schmerz erfüllen. Diese Veranlassung soll folgende gewesen seyn. Der berühmte Schauspieldirector Schröder zu Hamburg hatte bei seiner Uebernahme der dasigen Theaterdirection einen Preis auf das beste Trauerspiel gesetzt, und einen Brudermord zum Sujet desselben aufgegeben. Leisewitz bearbeitete seinen **Julius von Tarent** in Lessings Manier, und Klinger seine **Zwillinge**. Letztere schienen den Preisrichtern den Vorzug zu verdienen und erhielten den ausgesetzten Preis. Dieß kränkte Leisewitz dergestalt, daß er ein Gelübde that, hinführo keine Zeile weiter für das Theater zu schreiben. Der Ausspruch des großen Publikums berichtigte jedoch bald darauf die Meinung jener Preisrichter: die Zwillinge (obgleich an sich ein sehr geistvolles Werk) erhielten eine kalte Aufnahme und verschwanden nach einiger Zeit ganz von den deutschen Bühnen; dahingegen Julius von Tarent ein Lieblingsstück des Publikums geworden ist und immerfort mit dem größten Interesse gesehen werden wird. Außer Julius von Tarent hat Leisewitz nichts herausgeben; aber schon früher an einer **Geschichte des siebenjährigen Krieges** gearbeitet, wovon jedoch das Manuscript, auf sein ausdrückliches Verlangen, noch vor seinem Tode vernichtet worden ist. Uebrigens hat man von diesem Manne erzählt, er habe bei sonst gesundem Verstande die fixe Idee gehabt, er sey von Glas. Pq.

Leiter (elektrischer), s. **Körper (elektrische)**, **Elektricität**, **Elektrisirmaschine** und **Elektrophor**.

Lekain (Henri-Louis), ward am 14ten April 1729, also in demselben Jahre geboren, in welchem Baron starb. Bestimmt, seinem Vater, der ein Goldschmid war, in seinen Geschäften zu folgen, erhielt er eine, diesem Zwecke angemessene, Erziehung Auch soll er sich früherhin mit Verfertigung chirurgischer Instrumente beschäftigt haben. Der Besuch des Theaters brachte ihm aber frühzeitig eine außerordentliche Neigung für die Schauspielkunst bei, und diese erweckte bald den Trieb, selbst Schauspieler zu werden. Ehe es ihm jedoch möglich wurde, diesen Plan in Ausführung zu bringen, wollte er sich wenigstens auf Gesellschaftsbühnen diejenige Routine verschaffen, ohne welche kein Anfänger, selbst mit dem hervorragendsten Talente ausgestattet, auf einer wirklichen Bühne Glück machen kann. Bei einer [illegible]er Privatvorstellungen gelang es dem jungen Lekain, vor den Au-

gen eines Kenners ein so seltenes Genie zu entwickeln, daß dieser, in Erstaunen gesetzt, Voltaire'n auf sein aufblühendes Talent aufmerksam machte. Voltaire, der vor Liebhabertheatern einen Widerwillen hatte, entschloß sich nur mit Mühe, eine jener Vorstellungen, in welchen Lekain spielte, zu besuchen. Aber wie erstaunte er, als er selbst bestätigt fand, was ihm von dem Talente dieses jungen Mannes gesagt worden war. Er ließ Lekain zu sich kommen, hörte ihn mehrere Scenen declamiren, war entzückt von ihm und nahm ihn endlich ganz zu sich ins Haus. Hier nun bildete Lekain auf einem eigends dazu erbauten Theater unter Voltaire's Augen ein Talent aus, welches einst ganz Frankreich, ja, fast ganz Europa in Verwunderung setzen sollte. Kaum hatte Lekain 6 Monate diesen Unterricht genossen, als ihm im Jahre 1750, durch Voltaire's Vermittelung, die Erlaubniß zum Debüt auf dem französischen Theater ertheilt wurde. Dieses Debüt fiel jedoch nicht vortheilhaft für ihn aus, besonders bei dem großen Haufen, der von dem Eigentlichen der Kunst keine Begriffe hat, und nur an der physischen Persönlichkeit hängt, die allerdings bei Lekain nicht zu den ausgezeichnetsten gehörte. Nichts destoweniger interessirte er die Männer von Geist, Kenntnissen und Geschmack, deren Urtheil auch wiederum auf das Urtheil des Publikums wirkte, so, daß dieses endlich Lekain Gerechtigkeit widerfahren ließ. Seine Debütrollen (in Frankreich diejenigen Vorstellungen eines Schauspielers, der noch nicht förmlich engagirt ist) dauerten fünf Vierteljahre. Sein Engagement erfolgte endlich nach einer Vorstellung des Oedip, in welchem er so sehr gefallen hatte, daß das Publikum, als er nach der Vorstellung herausgerufen wurde, und mit den Worten: Messieurs, on aura l'honneur, die folgende Vorstellung anzeigen wollte, ihn unterbrach und rief: Dites, *nous* aurons l'honneur. — Als Lekain Anstand nahm, den Willen des Publikums zu erfüllen, und seine vorigen Worte wiederholen wollte, ward das Publikum noch ungestümer, und so sagte er denn, wie er sich ausdrückte, aus bloßem Gehorsam gegen das Publikum: Nous aurons l'honneur etc. Dennoch erfolgte seine förmliche Aufnahme, durch die Cabalen seiner Cameraden, erst ein ganzes Jahr nachher, als er, um endlich sein Schicksal entschieden zu sehen, den Entschluß faßte, vor dem Hofe zu spielen, und den König selbst über seine Aufnahme entscheiden zu lassen. Seine Feinde hohnlächelten; seine Freunde hielten es für ein gewagtes Unternehmen und riethen ihn ab; Lekain allein blieb standhaft. Der Tag der Vorstellung erschien; die Hofdamen brachen bei seinem Auftreten einstimmig in ein Gemurmel über seine Häßlichkeit aus. Lekain, durch das Gewagte der Unternehmung bis zu einer gewaltsamen, gleichsam krampfhaften Steigerung aller seiner Kräfte hinaufgeschroben, entzückte die Versammlung dergestalt, daß der König, dessen Entscheidung nach der Vorstellung eingeholt wurde, erklärte, er engagire Lekain, denn dieser habe ihn, der nie weine, bis zu Thränen gerührt. Lekain wurde also am 24sten Februar 1752 zum wirklichen Mitgliede des französischen Theaters aufgenommen, und entwickelte von dieser Zeit an ein so großes Studium seiner Kunst, daß ihm seitdem der Ruf des tragischten aller französischen Schauspieler zu Theil geworden ist. Außer dem Enthusiasmus, welchen sein unermüdliches Streben auch auf seine Cameraden übertrug, und den außerordentlichen *Wirkungen*, die sein Spiel, ohngeachtet er klein und häßlich war, *besonders in heftigen Rollen* hervorgebracht haben soll, bewirkte Lekain auch eine mechanische Reform der

französischen Bühne. Es war nämlich bis auf Lekain die französische Tragödie in der nämlichen Hofkleidung, welche unter Ludwig XIV. üblich gewesen, gespielt worden; so hatten August und Cäsar eine ungeheure Perücke getragen; Cornelia war in schönen weißen Handschuhen und in einem mächtig großen Reifrocke mit der Urne Pompejus des Großen erschienen; ja, Agamemnon hatte in einem solchen Hofkleide und gleichsam eingehüllt in Spitzen, seine Tochter zum Altar geführt; daneben auch vor den umstehenden Damen seinen Hut zierlich abgenommen. Alle diese Lächerlichkeiten schaffte Lekain, nicht ohne heftigen Widerstand, ab, und führte ein verständigeres Costum ein. Nicht minder war er die Veranlassung, daß die Bänke, welche bis dahin auf der Bühne selbst, und zwar auf beiden Seiten derselben, gestanden, und von Leuten aus dem Publikum besetzt gewesen waren, wodurch sich, zum Nachtheile des Theater-Effects, die Schauspieler mit dem Publikum vermischt sahen, vom Theater verbannt wurden. Diese Reformen, in welchen ihn die Clairon treulich unterstützte, begannen mit Ostern 1759. Ungeachtet aller dieser glänzenden Verdienste, welche Lekain sich theils um die Schauspielkunst selbst, theils um die theatralische Mechanik erworben hatte, entging er dennoch in den letzten Jahren seines Lebens den bittersten Critiken und Vorwürfen nicht, mit welchen man ihn überhäufte. So ward er beschuldigt, nur deßhalb so oft Krankheit und Schwäche vorzuschützen, um so wenig als möglich zu spielen, in den Provinzen aber oft zweimal täglich aufzutreten, um seinen Geiz zu befriedigen, ferner nur die Tragödien von Voltaire zu heben, alle andere Stücke hingegen zu unterdrücken. Wir wollen uns nicht unterfangen, diese Beschuldigungen zu widerlegen oder zu bekräftigen; nur scheint es uns, als ob Lekain wenigstens Veranlassung gegeben habe, ihn nicht immer günstig zu beurtheilen. Seit 1767 zog er sich allmälig von dem Theater zurück, und starb an einem hitzigen Fieber am 8ten Februar 1778 (demselben Jahre, in welchem Garrik und Eckhof starben) im 49sten Jahre seines Alters. Sein Sohn hat die Mémoires aus seines Vaters Leben bekannt gemacht.

Lemberg (**Reuschlemberg**; Poln. **Lwow**), die Hauptstadt im Königreiche Gallizien, in dem davon benannten Kreise, am Flusse Peltew, ist mit Bergen umgeben, groß und der Sitz des österreichischen Gouverneurs, der Landesregierung und anderer Landescollegien. Sie hat einen katholischen und armenischen Erzbischof und einen griechischen Bischof, welche mit der römischen Kirche vereinigt sind; gleichfalls den obersten Landesrabbiner. Im Jahre 1790 hatte die Stadt 23,954 christliche und 12,128 jüdische Einwohner; 1808 hatte sich die Anzahl derselben bis auf 44,655 vermehrt. Von den ehemaligen 38 Klöstern sind noch 10 vorhanden. Außer den Gymnasien befand sich hier auch eine Universität, welche aber nach Krakau verlegt, dann aber wiederum in Lemberg ihren Sitz genommen hat. Lemberg ist nach Brody zugleich die wichtigste Handelsstadt in Gallizien. Unter den dortigen Gewerbsanstalten zeichnet sich die große Cottonfabrik des Grafen Fries zu Wien aus, welche auch Nanquins, viele andere baumwollene Zeuge, auch Tischzeug liefert, eine Färberei von ächtem türkischem Garn enthält und 429 Menschen ernährt.

Lemierre (A. M.), ein geschätzter französischer Theaterdichter, zweiten Ranges, geboren 1733 und gestorben 1793. — **Hypermnestre**, **Wilhelm Tell**, **La Veuve de Malabar** (von **Micke** deutsch bearbeitet, unter dem Titel: **Lanaste**) und Bar-

e v e l d t sind seine besten Stücke, und die, welche seinen Ruf begründeten. Auch versuchte er sich in didaktischen Gedichten nicht ohne Glück. Sein Gelungenstes war Le Commerce, und mit vieler Wohlgefälligkeit nannte er den Vers daraus

Le Trident de Neptune est le sceptre du monde

en Vers des Jahrhunderts.

Lemma, ein aus einer fremden Wissenschaft entlehnter, dort bewiesener Satz, dessen man sich in einer andern Wissenschaft ohne Beweis bedient. — Lehnsatz, Hülfssatz.

Lemnius (Simon), eigentlich Lemchen, ein witziger Epigrammatist und beißender Satyriker, ward zwischen den Jahren 1519—1520 zu Margadant in Graubünden geboren, studirte 1533 zu Ingolstadt und begab sich von dort nach Wittenberg, wo er nach seiner eigenen Angabe fünf Jahre lebte. Er hatte sich frühzeitig durch einen lebendigen Kopf und nicht gemeine Sprachkenntnisse ausgezeichnet und kam daher mit einer Menge höchst ehrenvoller Empfehlungsschreiben bei Melanchthon an, der ihn auch in kurzem sehr lieb gewann und ihm in seinem Hause die freundschaftlichste Aufnahme gestattete. Seiner ausgezeichneten Kenntnisse wegen ertheilte ihm die dortige Universität ungesucht und unentgeltlich die Magisterwürde. Auch war er so eng mit Melanchthon verbunden, daß er diesem, als 1535 wegen der Pest die Universität nach Jena verlegt wurde, dahin folgte, und mit ihm wiederum nach Wittenberg zurückkehrte. Aber sein lebhafter Geist überließ sich, durch einige jüngere Freunde verleitet, einigen Ausschweifungen, die seine älteren, kaltblütigen Beschützer ihm höher, als billig war, angerechnet zu haben scheinen. Daher wurden seinem Wunsche, eine Professur in Wittenberg zu erhalten, allenthalben Hindernisse in den Weg gelegt. Was ihm aber den größten Schaden that, war seine 1538 herausgegebene Sammlung von Epigrammen. Es mochte ihn nicht geahnet haben, daß ein, seiner Meinung nach, so unschuldiges poetisches Spiel selbst solche Männer erbittern würde, die sich bei weitem größere Invectiven gegen Fürsten und Herren auf Cathedern und Canzeln erlaubten. Er setzte daher unbedenklich seinen Namen, den Druckort und Verleger auf sein Buch und ließ dasselbe öffentlich verkaufen. Ein Exemplar fiel Luthern in die Hände, und Lemnius war verloren. Abgerechnet nämlich, daß Lemnius in dem Werke mehrere Wittenberger persiflirt hatte, so war der Cardinal Erzbischof Albrecht, dessen bitterer Feind Luther war, als ein Beschützer der Gelehrsamkeit gelobt worden. Dieß konnte ihm Luther nicht verzeihen. Lemnius war bereits, dieser Schrift wegen, im Allgemeinen bei der Universität verklagt, aber von Melanchthon, der gerade Rector war, mit einem väterlichen Verweise entlassen worden. Nun aber veranlaßte Luther, welcher mit diesem Ausgange des Prozesses nicht zufrieden war, neue Beschwerden von Seiten der Personen, die sich für angegriffen hielten. Er bewirkte, daß Lemnius Stubenarrest erhielt, alle noch vorhandenen Exemplare in Beschlag genommen und der Drucker ins Gefängniß gesetzt wurde, weil er ohne Consens gedruckt hatte. Ja, damit noch nicht zufrieden, wollte man sogar in einem Epigramm mit der Ueberschrift in Midam aufgefunden haben, daß Lemnius auch den Landesherrn angegriffen habe. Jetzt sank allen seinen Freunden, die ihn vorhin in Schutz zu nehmen versprochen hatten, der Muth, und Jedermann rieth ihm, sich durch die Flucht zu retten. Lange widerstand er; endlich machte er sich auf den Weg, ward jedoch von Steckbriefen verfolgt, und fand

daher bei allen seinen Bekannten, auf deren Hülfe er sich verlassen hatte, nicht allein die unfreundlichste Aufnahme, sondern wäre beinahe vom Abte des Klosters zu Zinna, obgleich seine Epigramme mehrere Lobgedichte auf denselben enthielten, seinen Verfolgern ausgeliefert worden. Nun ward er nicht allein von Wittenberg förmlich verwiesen, und in dem deßfalsigen Urtheile mit den gehässigsten, entehrendsten Farben geschildert, ja sogar für einen Mann ausgegeben, dignus, quem omnes boni oderint et execrentur: sondern Luther predigte sogar noch vor der Relegation in einem wahrhaft unheiligen Eifer gegen Lemnius, und nannte diesen „einen ehrlosen Buben," seine Epigramme „ein recht Erzschand-, Schmach- und Lügenbuch, dadurch er nach allen Rechten billig den Kopf verloren hätte." Nun wandte sich Lemnius nach Basel in der Schweiz, wo er vermuthlich in einer Buchdruckerei als Corrector seinen Unterhalt fand. Kaum hatte er jedoch das Relegationspatent gelesen und von Luthers heftiger Strafpredigt gehört, als er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs neue herausgab, sich darin die allergröbsten Ausfälle auf Luther und seine andern Feinde erlaubte und Schmähungen mit Obscönitäten abwechseln ließ. Camerar schreibt hiergegen eine nicht heftige, aber ernste und würdige Gegenschrift (Elegias hodoiporikas), welche unter dessen seltenste Schriften gehört. Hierauf gab Lemnius seine Apologie heraus, in welcher er theils seine ersten Epigramme in Schutz nimmt, theils neue heftige Angriffe auf Luthern thut. Diese Apologie gehört unter die größten literarischen Seltenheiten. Noch seltener ist jedoch eine, unter dem Namen Lutius Pisaeus Juvenalis erschienene Monachopornomachia (der Mönchs-Huren-Krieg), in welcher er, wie er schon lange vorher gedroht hatte, wenn man ihm keine Ehrenerklärung gäbe, „die Greuel des wollüstigen Wittenbergs" aufdecken wollte. Diese schmutzigen Bogen sind Luthern dedicirt, und man weiß nicht, wie viel man von dem Inhalte desselben der Wahrheit, oder wie viel dem Hasse des gereizten Lemnius zuschreiben soll. Das Ganze ist eine Art von Comödie der niedrigsten Art, worin Venus, Luther, Jonas, Spalatin, ihre Frauen, nebst ihren Liebhabern und einigen Nebenpersonen die unzüchtigsten Gespräche führen. Im Jahre 1540 gelang es endlich Lemnius, bei dem neuerrichteten Gymnasium zu Chur in Graubünden als Lehrer angestellt zu werden. Hier gab er mehrere poetische Schriften, unter andern eine Uebersetzung der Odyssee (Basel 1549 2 Vol. 8.) heraus, die besonders in Italien seinen literarischen Ruf verbreitete. Endlich ward er von einer Pest, welche in Chur wüthete, am 24sten November 1550 weggerafft. Strobel hat (Nürnberg 1792. 8.) sein Leben beschrieben.

Lemnos (jetzt **Stalimene**), eine bekannte Insel im Archipelagus (dem ägäischen Meere), auf welcher sich jemals ein feuerspeiender Berg, Meschila, befand, den man für Vulkans Werkstätte hielt. Die Mythe läßt hier den Vulkan (der daher auch Lemnios heißt) residiren, nachdem ihn Jupiter aus dem Olymp geschleudert hatte. Zu den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Insel gehörte auch die Terra Lemnia oder Siegelerde (terra sigillata), welche schon seit den ältesten Zeiten für ein sicheres Gegengift gehalten, und als solches von den Priestern Vulkans unter einer feierlichen Prozession ausgegraben und besiegelt wurde, so wie es auch noch jetzt von den griechischen Priestern geschieht. Die erwähnte Heilkraft dieser Erde ist in neuern Zeiten sehr in Zweifel gezogen worden.

Lemures (Maniae, Larvae) waren bei den Alten die Seelen der Verstorbenen, und zwar diejenigen, welche in der Nacht als Gespenster erschienen, und die Menschen beunruhigten, daher ihnen auch der Beiname der nächtlichen oder der schwarzen gegeben wurde. Um sie aus dem Hause zu verbannen, feierte man in den Nächten des 9., 11. und 13. Mai's ein besonderes Fest, welches nach ihnen **Lemurien** (Lemuria, Lemuralia, Remuria) hieß. Die Ceremonien bei diesem Feste waren folgende: Um Mitternacht, wenn Alles schlief, stand der Hausherr auf und ging barfuß, leise und stillschweigend zu einem Brunnen. Durch ein Schnippchen, welches er eben so stillschweigend schlug, wehrte er die Schatten ab. Am Brunnen wusch er sich die Hände, ging wieder zurück, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf solche, ohne sich umzusehen, neunmal über den Kopf hinter sich, indem er jedesmal dabei die Worte aussprach: Haec ego mitto; his fabis me meosque redimo (dieß sey für euch; mit diesen Bohnen kaufe ich mich und die Meinigen zurück). Darauf wusch er sich nochmals die Hände, schlug an ein kupfernes, hohles Gefäß und sagte dabei neunmal mit bittendem Tone: Manes, exiti, paterni (zieht von dannen, ihr Seelen meiner Vorfahren)! Nun sah er sich um, und die Feier war vollendet. Man glaubte, die Geister kämen und sammelten die Bohnen auf.

Lenclos (Anne, genannt **Ninon de**), die **Aspasia** der Franzosen, wurde im J. 1615 zu Paris von adeligen Aeltern geboren. Ihre Mutter wollte eine Betschwester aus ihr machen; von ihrem Vater hingegen erbte sie die Liebe zu den Vergnügungen, und diesem folgte sie. Beide aber verlor sie bereits im 15ten Jahre. Schon in so früher Jugend ihrem Schicksale überlassen, bildete sie sich durch sich selbst, und entwickelte ihren Geist durch das Studium der Werke Montaigne's und Charron's. Schon damals war sie in Paris ihres Witzes und Scharfsinns wegen berühmt. Sie spielte das Clavier und mehrere andere Instrumente meisterhaft, sang mit Geschmack und tanzte mit großer Annehmlichkeit. Sie pflegte zu sagen, Schönheit ohne Grazie sey eine Fischangel ohne Lockspeise. Mit solchen Vollkommenheiten ausgestattet, war es ganz natürlich, daß sie weder an Liebhabern noch an Ehelustigen Mangel hatte. Doch widersetzte sich ihre Liebe zur Unabhängigkeit jeder ernsteren Verbindung; wahrscheinlich zog sie hierbei die Freiheit in der Liebe dem Zwange vor, den der Ehestand auferlegt. Um gänzlich ungebunden zu seyn, lieh sie ihr Vermögen auf Leibrenten aus, und lebte von diesen mit Sparsamkeit, doch mit Anstand. Ihr Einkommen betrug 8 bis 10,000 Livres jährlich, und die Einkünfte eines Jahres lagen stets bereit, um ihre Freunde in unvorhergesehenen Fällen unterstützen zu können. Der Lebensplan, den sie entworfen hatte, war einzig. Ohne einen verächtlichen Handel mit ihren Reizen zu treiben, wollte sie jedoch denen, die ihr gefallen würden, sich hingeben, und so lange angehören, als ihre Neigung dauerte. Unbeständig in der Liebe, aber treu in der Freundschaft, gewissenhaft in Allem, was Redlichkeit betraf, von stets gleicher Laune, reizendem Umgange, wahr, fähig junge Leute zu bilden, aber auch, sie zu verführen, geistreich, ohne mit ihrem Geiste Parade zu machen, schön bis in das höchste Alter, fehlte ihr nichts, als die weibliche Tugend. Und doch handelte sie mit einer Würde, als wenn sie diese Tugend selbst wäre. Niemals nahm sie Geschenke zum Lohne ihrer Gunstbezeigungen an; in diesen schien sie überhaupt nur das Körperliche, nie das Geistige zu beachten. So gab sie sich stets

aus blinder Sinnlichkeit einem vorübergehenden Rausche hin, ohne daß sie sich darum bekümmerte, ob der Gegenstand desselben ihrer werth sey, oder nicht. Nach und nach alle berühmte und ausgezeichnete Männer ihrer Zeit begünstigend, bewies sie ihnen allen, daß nur der Hang zur Sinnlichkeit, keinesweges aber Eitelkeit an ihren Liebesbezeigungen Antheil habe. Ungeachtet des Rufs der Unbeständigkeit und Galanterie, in welchem Ninon stand, bemühten dennoch die liebenswürdigsten und achtbarsten Damen sich um ihre Freundschaft. Unter diesen wollen wir nur die Frauen von La Fayette, von La Sablière und von Maintenon anführen. Erstere verglich sie mit einem reichen, gesegneten Fruchtfelde; von der zweiten behauptete sie, sie sey ein niedliches Blumenbeet; die dritte wollte, wie sie sich auszudrücken pflegte, eine Betschwester aus ihr machen, und sich von ihr zu Versailles die Langeweile, welche Vornehmheit und Alter machen, vertreiben lassen. Vergebens versuchten es ehrwürdige Beichtherren, sie in den Schooß der Kirche zurückzuführen: sie lachte nur darüber. Einstens sagte sie zu Fontenelle: „Sie wissen, welchen Handel ich mit meinen Leuten hätte treiben können; und doch könnte ich meine Seele jetzt noch vortheilhafter verkaufen." — Ihr Haus war noch in ihrem hohen Alter der Sammelplatz der liebenswürdigsten Personen der Stadt und des Hofes, und zugleich der ausgezeichnetsten Gelehrten ihrer Zeit. Scarron zog sie bei seinen Romanen, Saint-Evremont bei seinen Gedichten, Molière bei seinen Comödien, Fontenelle bei seinen Gesprächen und La Rochefaucault bei seinen Maximen zu Rathe. Ein Coligny, Condé, Sevigné waren ihre Liebhaber und Freunde. Als die Königin von Schweden nach Paris kam, stattete sie der Ninon einen Besuch ab. Wenn sich gleich Ninons geistige Reize bis in das höchste Alter erhielten; so war doch ihre körperliche Schönheit der Vergänglichkeit sehr unterworfen. Denn Voltaire, der sie in ihrem Alter sah, sagt von ihr, sie sey ein altes runzliches Mütterchen, dürr wie eine Mumie, mit Knochen, die mit einer schwarzgelben Haut überzogen gewesen. Sie selbst beklagte sich über die Verwüstungen, die die Schönheit von dem Alter erleiden muß, und pflegte zu sagen, sie würde, wenn man sie bei der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte, die Runzeln dahin gesetzt haben, wo Achilles verwundbar gewesen. Dagegen sagt Saint-Evremont von ihr, sie habe selbst in den spätesten Jahren keine von den abschreckenden Unannehmlichkeiten gezeigt, welche sonst mit dem weiblichen Alter gewöhnlich verbunden zu seyn pflegen. So soll sie alle ihre Zähne und das Feuer ihrer Augen behalten haben. Bei ihrem Tode, der am 17. October 1706 erfolgte, vermachte sie dem jungen Voltaire, dessen einstige Berühmtheit sie vorausgesagt hatte, eine nicht unbeträchtliche Summe, die er zu Büchern verwenden sollte. Voltaire trat auch als ihr Vertheidiger auf. Rousseau, der sie jedoch nur vom Hörensagen kannte, entwirft dagegen ein weit nachtheiligeres Bild von ihr und glaubt, an ihrer Rechtschaffenheit zweifeln zu müssen, da ihr die weibliche Tugend unbekannt gewesen sey. Diese berühmte Frau hinterließ einige Früchte ihrer Liebeshändel; einer ihrer Söhne, mit Namen La Boissière, starb im J. 1752 zu Toulon als Marineminister, und war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik, ohne eine Note zu kennen. Seine Geburt zeichnete sich durch einen Streit aus, der sich zwischen einem Offizier und einem Geistlichen über die Vaterschaft erhob. Da die Sache zweifelhaft war, ließ man das Loos entscheiden, und der Offizier ward Vater zu dem Kinde. Ninon's zweiter Sohn starb eines sehr tragischen

Todes. Er hatte sich in seine eigene Mutter verliebt, ohne zu wissen, wie nahe er ihr angehöre. Nach der Entdeckung des Geheimnisses erstach er sich aus Verzweiflung. Dieses schreckliche Ereigniß hat Le Sage in seinem Gil-Blas benutzt und es mit einigen komischen Zügen ausgestattet. Man schlug ihr vor, sich im Kloster der reuigen Jungfrauen (aux filles-repenties) aufnehmen zu lassen; sie antwortete: „Das geht nicht, ich bin weder das Eine, noch das Andere.“ Uebrigens gestand Ninon selbst, sie sey nicht glücklich, und pflegte oft zu sagen, sie würde, wenn sie ihren Lebenslauf vorausgesehen hätte, sich eher das Leben genommen, als sich einer solchen Bestimmung hingegeben haben. Man hat Briefe von ihr, deren Aechtheit jedoch noch nicht erwiesen ist, auch eine kleine Schrift, La coquette vengée.

Lenhard, D. Jos., Arzt in Quedlinburg, bekannt durch die Erfindung, Empfehlung und Verbreitung eines sogenannten Gesundheitstrankes für Schwangere. Er trat damit zuerst in seiner Schrift: Arzneien ohne Maske (Quedlinburg 1787) auf, und versprach allen Schwangern von dem Gebrauche desselben nichts weniger, als daß er sie nicht nur in ihrer Schwangerschaft gesund erhalten, sondern auch die Entbindung auf eine bewundernswürdige Weise erleichtern, und sie im Kindbette vor allen nur erdenklichen Zufällen und Krankheiten sichern solle. Wem hängt das Volk mehr an, als Geheimnißkrämern, die im Posaunentone unerhörte Versprechungen machen? Manche Schwangere, besonders die in vorherigen Fällen diese Periode mit Beschwerden überstanden hatten, andere, welche, noch Neulinge, mit Angst dem entscheidenden Tage entgegen sahen, erwarteten mit froher Zuversicht Befreiung von allen Beschwerden und Schmerzen. Vergebens stellten mehrere Aerzte das Unwürdige des Arkanumhandels, zumal für einen Arzt dar, welcher selbst wissen muß, daß es kein allgemeines Mittel gegen Beschwerden geben kann, welche von so verschiedenen, zum Theil unvermeidlichen Ursachen herrühren. Vergebens bewiesen sie, daß die guten Wirkungen, die von einigen gläubigen, dankbaren Seelen laut gepriesen wurden, von den Abführungen herrührten, welche der Trank bewirkte, daß aber diese Wirkungen, wo sie passend und heilsam wären, durch zweckmäßige Medicamente der Hausärzte, den Umständen viel angemessener, verordnet werden könnten, daß im Gegentheil diese Wirkungen der Mutter und ihrem Kinde sehr nachtheilig werden könnten. Vergebens machten mehrere Aerzte und Chemiker bekannt, daß nach genauer Untersuchung der theure Wundertrank bloß in einer Auflösung von Bittersalz und Glaubersalz mit Mohnblumen oder Heidelbeeren gefärbt, bestände. Jede Widerlegung gab dem Erfinder nur mehr Gelegenheit, seinen Trank zu rühmen und zu empfehlen; das große Publikum glaubte und kaufte, und viele Frauen oder deren Männer priesen noch zur schuldigen Danksagung das Lob des Wundertrankes in den Zeitungen, keine aber, welche durch Hülfe der Natur, wie vordem, ohne Trank genesen war, glaubte sich verpflichtet, dieser wohlthätigen Mutter den Dank zu bringen! Ob die Natur allmälig ihre Rechte behauptete, oder was glaublicher ist, der Reiz der Neuheit sich verlor; kurz in den letzten Jahren erkaltete der feurige Glaube, und man hat von dem Wundertranke weniger gehört, als vorher. Der Erfinder selbst ist am 27sten April 1811 gestorben.

Lento, Gemächlich, Langsam, zeigt das Zeitmaß und den Charakter eines Tonstücks an. S. Adagio.

Leo, griechischer Kaiser, s. Byzantiner.

Leo I. mit dem Zunamen der Große, wurde nach Einigen zu Rom, nach Andern in Toscana geboren. Von seinen Jugendjahren ist nichts Gewisses bekannt. Die Päpste Cölestinus I. und Sixtus III. bedienten sich seiner bei wichtigen und bedenklichen Angelegenheiten, selbst als er noch Diaconus war. Als letzterwähnter Papst im Jahre 440 gestorben war, ward Leo im Sept. desselben Jahres von der römischen Geistlichkeit auf den heiligen Stuhl gesetzt. Ganz Rom billigte diese Wahl; aber schon der Anfang seiner Regierung zeichnete sich durch eine unduldsame, ja selbst unpolitische Handlung aus. Er ließ nämlich einer großen Anzahl Manichäer, die sich in Rom verborgen gehalten hatten, öffentlich den Prozeß machen, und überlieferte sie, wenn sie hartnäckig in ihrem Glauben beharrten, der weltlichen Gerechtigkeit zur Bestrafung. Derselben Waffen bediente er sich gegen die Secte der Pelagianer, Priscillianisten und Eutychäer, deren Ueberreste er gänzlich ausrottete. Während des bekannten Conciliums, welches unter dem Kaiser Martian 451 zu Chalcedon gehalten wurde, zu welchem Leo vier Legaten gesandt hatte, welche daselbst den Vorsitz führen mußten, verwüstete Attila das abendländische Kaiserthum und drohte, es in einen Steinhaufen zu verwandeln. Der Kaiser Valentinian wählte daher den heiligen Leo zum Gesandten an jenen furchtbaren Krieger und gab ihm den Auftrag, über den Frieden mit demselben zu unterhandeln. Leo redete mit solchem Adel, solcher Sanftmuth und Eindringlichkeit zu dem Barbaren, daß dessen wilder Charakter zur Güte gestimmt wurde: Attila verließ Italien und ging über die Donau zurück. Was Attila unterlassen hatte, das führte Genserich aus: dieser überfiel Rom im J. 455 und überließ es vierzehn Tage lang der schrecklichsten Plünderung. Alles, was Leo von ihm erhalten konnte, bestand darin, daß kein Mord begangen, nichts in Brand gesteckt wurde, und daß die drei vornehmsten Kirchen in Rom, welche von Constantin die kostbarsten Geschenke erhalten hatten, ungeplündert blieben. Leo ist übrigens der erste Papst, von dem noch eine Sammlung von Werken vorhanden ist: diese bestehen in 96 Predigten und 41 Briefen. Einige Gelehrte schreiben ihm noch folgende Werke zu: Von der Berufung der Heiden und die Epistel an Demetriades. Leo's Werke zeichnen sich durch einen gebildeten, rednerischen Styl aus: der Periodenbau hat eine gewisse abgemessene Rhythmik, welche überrascht, ohne mißfällig zu werden; die Diction ist voll gewählter Beiwörter und glücklicher Antithesen. Man hat mehrere Ausgaben von Leo's Werken veranstaltet, eine (von Quesnel) zu Paris 1675 in zwei Quartbänden; eine andere zu Lyon 1700 in Folio; eine dritte zu Rom in drei Foliobänden und eine vierte zu Venedig 1757 (von Ballerinis) in eben so viel Bänden. Der Pater Maimburg hat das Leben dieses Papstes geschrieben.

Leo X. (Johann von Medici), Sohn des Lorenz von Medici und der Clarissa des Ursins; wurde schon im vierzehnten Jahre von Innocenz VIII. zum Cardinal, und in der Folge von Julius II. zum Legaten erwählt. In der Schlacht von Ravenna, welche die Franzosen im J. 1512 am 10ten April gewannen, gerieth er bei Ravenna in Gefangenschaft, redete jedoch die Soldaten mit solcher Hoheit und Beredsamkeit an, daß sie demüthig um Verzeihung baten, ihn gefangen genommen zu haben. Bei dem Tode Julius II. wußte er sich der Launen der jungen, und der Leichtgläubigkeit der alten Cardinäle so geschickt zu bedienen, daß er am 5ten März 1513 zum Papst ernannt wurde, und am 10ten April dieses Jahres seinen feierlichen

Einzug in Rom hielt. Dieser Papst hatte die glänzendste Erziehung genossen, und die geschicktesten Männer zu Lehrern gehabt. Seine Familie, die gleichsam ein Zufluchtsort der schönen Künste war, hatte den Rest der Gelehrsamkeit, welche von den türkischen Barbaren aus Constantinopel verbannt wurde, in ihrem Schooße aufgenommen; ja ihr zu Ehren ward jenes Jahrhundert das Jahrhundert der Medici genannt. In dieser Familie zeichnete sich aber Leo X. vorzüglich aus: er vereinigte mit dem feinsten Geschmacke die ausgesuchteste Pracht. Sein Einzug in Rom war mit einem wahrhaft wunderbaren Glanze umgeben, und seine Krönung allein kostete 100,000 Thlr. Er theilte seine Zeit unter Vergnügungen, Literatur und öffentlichen Geschäften, und lebte mit einem morgenländischen Luxus. Seine Tafel war kostbar, sowol in der Wahl der Gerichte, als durch die Würze seiner Unterhaltung. Aber mitten unter den Vergnügungen, welchen er sich überließ, vergab er das Interesse des päpstlichen Stuhls keineswegs. Er legte die Streitigkeiten bei, welche Julius II. mit Ludwig XII. gehabt hatte und beendigte das lateranische Concilium. Seine Secretäre wählte er aus den gebildetsten, geistreichsten Köpfen Italiens, und der barbarische Kanzleistyl der damaligen Zeit mußte der einschmeichelnden und feurigen Beredsamkeit der Cardinäle Bembo und Sadolet Platz machen. Er ließ die Bibliotheken durchsuchen, entdeckte alte Manuscripte und veranstaltete correcte Ausgaben der classischen Schriftsteller. Besonders schätzte er die Dichtkunst und machte selbst sehr gefällige Gedichte. Aller dieser Vorzüge ungeachtet entspann sich eine Verschwörung gegen sein Leben. Die Cardinäle Petruci und Sauli, welche darüber erbittert waren, daß er einem Neffen Julius des II. das Herzogthum Urbino entrissen hatte, bestachen einen Chirurgus, der dem Papste ein geheimes Geschwür zu verbinden pflegte. Zugleich sollte Leo's Tod das Signal zu einer Verschwörung in mehreren Städten des Kirchenstaats werden. Die Verschwörung ward entdeckt und sie kostete mehr als Einem Schuldigen das Leben. Die beiden Cardinäle wurden auf die Folter gebracht und zum Tode verurtheilt. Petruci ward im Gefängnisse gehangen; Sauli hingegen erkaufte sich das Leben durch seine Schätze. Leo, welcher wünschte, daß das Publikum den schimpflichen Tod eines Cardinals vergessen möchte, wählte dafür ein und dreißig neue. Seit einiger Zeit war er auf die Ausführung zweier großer Projecte bedacht: er wollte nämlich alle Völker der Christenheit gegen die Türken, die unter Selim II. furchtbarer als je gewesen waren, bewaffnen, und die Peterskirche, dieses herrlichste der neuen Denkmäler der ehemaligen Hauptstadt der Welt, deren Bau bereits von Julius II. angefangen worden war, beendigen. Zur Kostenbestreitung dieser beiden großen Pläne ließ er 1518 in der ganzen Christenheit Ablaßbriefe ausschreiben. Nun erhob sich zwischen den Dominicanern und Augustinern ein heftiger Streit. Letztere waren bisher im Besitze des Vorrechts der Ablaßpredigten gewesen; da man ihnen aber jetzt die Dominicaner vorgezogen hatte; wiegelten sie (so erzählen nämlich die Katholiken) einen ihres Ordens, Martin Luther, auf, welcher nun gegen die Dominicaner auftrat, die Reformation bewirkte und durch Rede und Schrift der römischen Kirche ganze Völkerschaften abwendig machte. Leo X. versuchte vergebens, den Ketzer durch Sanftmuth in den Schooß der Kirche zurückzuführen; dann sprach er durch zwei auf einander folgende Bullen am 15. Juni 1520 und am 5. Jan. 1521 den Bann über ihn aus. Als fast in ganz Europa der Krieg ausbrach, und Franz I. und Carl V. zu glei-

cher Zeit die Allianz des Papstes suchten, schwankte er in seinem Entschlusse und schloß am Ende fast zu gleicher Zeit mit beiden einen Tractat ab: 1520 mit Franz I., welcher Neapel abtreten, dagegen aber Gaeta behalten wollte, und 1521 mit Carl V., um die Franzosen aus Italien zu vertreiben, Mailand an Franz Sforza zu geben, vorzüglich aber, um Ferrara, welches dem Hause Este durchaus genommen werden sollte, dem Kirchenstaate einzuverleiben. Man behauptete, das Unglück, welches Frankreich in diesem Kriege erlitten, habe ihm so viele Freude verursacht, daß er darüber von einem Fieber befallen, am 1. Dec. 1521 im vier und vierzigsten Jahre seines Alters starb. Uebrigens hatte sich Leo durchaus nicht über Frankreich zu beklagen: im Gegentheil erhielt er von Franz I., was ihm kein einziger seiner Vorgänger zugestanden hatte, die gänzliche Aufhebung der pragmatischen Sanction. Und dieß war die Folge einer Unterredung, welche beide im J. 1515 zu Boulogne hatten, und in welcher Leo sich Franzens so sehr zu bemeistern wußte, daß dieser Alles that, was Leo wollte. Leo soll, wie man sagt, ohne Beichte und Absolution gestorben seyn, und sogar den Willen gehabt haben, so zu sterben. Man verfertigte daher folgende Grabschrift auf ihn: Sacra sub extrema si forte requiritis hora cur Leo non potuit sumere? Vendiderat (ihr fragt, warum Leo in seiner letzten Stunde die Sacramente nicht empfangen konnte? Er hatte sie verkauft). Einige Geschichtschreiber schrieben seinen Tod einem geheimen Umstande zu und behaupteten, er sey vergiftet worden. Dieser nur zu sehr gerühmte Papst war ein liebenswürdiger Mann, ein Beschützer der Wissenschaften, aber ein schlechtes Oberhaupt der römischen Kirche, welcher er durch seine Prachtliebe, so wie durch seine ausschweifenden Vergnügungen außerordentlich schadete. Jung und unerfahren, wie er war, vernachlässigte er das Interesse des heiligen Stuhls, auf welchem nur ein leidenschaftsloser Greis, der in Geschäften und Menschenkenntniß ergraut ist und kein anderes Vergnügen, als die Ausübung seiner Pflicht kennt, sitzen muß. So sittenlos ihn die Protestanten zu schildern pflegen, so sehr wird er von katholischen Schriftstellern gerechtfertigt: allgemein aber wird angenommen, daß er bis zur Besteigung des heiligen Stuhls ein sehr enthaltsames Leben geführt habe. Doch werfen ihm auch die Katholiken vor, er habe die schönen Geister seiner Zeit mehr geschätzt, als Theologen und Religionslehrer. Besonders begünstigte er die Dichter, bei welchen er sich von seinen Amtsgeschäften zu erholen, und seine päpstliche Würde nicht selten hintanzusetzen pflegte. Besonders lebte er mit dem Dichter Querno auf einem freundschaftlichen Fuße (s. d. Art. Improvisatori). Jedes Gericht, was dieser von der päpstlichen Tafel zu erhalten pflegte, war er genöthigt, mit einem Distichon zu bezahlen. Von literarischen oder poetischen Werken hat Leo nichts hinterlassen, als ein lateinisches Gedicht, welches er während seines Cardinalats auf eine neue entdeckte Statüe der Cleopatra verfertigt hatte. Der Engländer Wilhelm Roscoe hat eine Geschichte Leo's X. in vier Quartbänden (London, 1805) geschrieben, welche 1808 von Henry ins Französische und von Henke mit Anmerkungen begleitet ins Deutsche, übersetzt worden ist.

Leo (Leonardo), zuletzt Capellmeister am Conservatorio St. Onofrio und Privat-Componist bei der königlichen Capelle zu Neapel, wurde 1694 (nach Piccini 1701) zu Neapel geboren. Man glaubt, daß er unter Scarlatti studirt hat. Ihm, Pergolesi und einigen andern Componisten seiner Zeit gebührt der Ruhm, die neapolitanische

schule über ganz Europa verbreitet zu haben. Unter seinen Schülern ichnen sich insbesondere Piccini, Sacchini, Pergolese, Traetta und an-ere aus. Er übertraf alle seine Vorgänger und kann, da er alle Gat-ungen der Composition in einem gleich vollendeten Grade ausbildete, r einen der größten Meister gehalten werden, die Italien je hervor-ebracht hat. Seine Arie: Misero pargoletto, im Demofoonte es Metastasio, wird, so lange es Musik gibt, als ein Muster von Gesang und Ausdruck gelten. Kaum soll es ein Componist in künst-ichen Accompagnements, durch welche physische Gegenstände, z. B. as Rauschen des Wassers oder einer andern Naturerscheinung, ausge-rückt werden sollen, so weit gebracht und, bei der Unmöglichkeit, sol-e Gegenstände zu malen, so wenig gegen den eigentlichen Zweck der Musik verstoßen haben, als Leo. Alle Werke dieses großen Componi-en sind voll von Stücken, welche Bewunderung verdienen. Auch gel-n sie sämmtlich für Meisterstücke, die von den italienischen Tonkünst-ern mit Ehrfurcht studirt werden. Ungeachter Leo besonders für das eidenschaftliche, Große und Erhabene geschaffen war; so gelang ihm ennoch das Naive, Zarte und Scherzhafte nicht minder. Letzteres ewies vorzüglich seine komische Oper, Il Cioè (das heißt), genannt, elches eine höchst geniale Composition ist. Der Inhalt dieser Oper t ein Mensch, der die Gewohnheit hat, zu jedem Worte „das heißt" inzuzusetzen, und in der Meinung, Alles recht deutlich zu machen, den-och Jedermann unverständlich bleibt. Leo ist übrigens der erste Com-onist, der sich in seinen komischen Opern der Form der Rondo's be-ient hat. Er starb 1742. Seine vorzüglichsten Opern-Compositio-en heißen: Sophonisba, 1718 (nach Burney seine erste Oper); Ar-aserso; Ariadne e Teseo; Olimpiade (worin das Duett: Nei giorni tuoi felici, und die Arie: Non so donde viene, vorzüglich ewundert werden); Demofoonte; Gajo Graceo, 1720; Tamer-ano, 1722; Timocrate, 1723; Catone in Utica, 1726; Ar-gono, 1728; la clemenza di Tito, 1735; Siface, 1737; Ciro iconosciuto, 1739; Achille in Sciro, 1740; Vologeso, 1744; a Contessa dell' amore e della virtù. Zwei Oratorien: Santa Elena und la morte d'Abele. Unter seinen Kirchenstücken zeichnen ich besonders aus: Ave Maria und ein Miserere. Letzteres ist zu Berlin und 1781 im Pantheon zu London von vierzig Sängern unter Insani's Anführung, zur Bewunderung der Kenner aufgeführt worden. Es zeichnet sich insbesondere durch seinen erhabenen, das Innerste rgreifenden Styl, durch seine wunderbare harmonische und contra-unctische Arbeit, und durch Adel und Klarheit der Schreibart zu sei-nem Ruhme aus. Noch ist anzumerken, daß Leo eine große Aufmerk-amkeit auf die Aufführung seiner Werke verwandte.

Leoben (Leuben), Stadt in Obersteyermark an der Murr, im rucker Kreise, enthält 280 Häuser, besitzt einen wichtigen Eisenhan-el und eine Salzlegestätte, und ist der Sitz eines von Joseph II. er-ichteten Bisthums. Am 18ten April 1797 ward daselbst durch den ranzösischen General Bonaparte und die österreichischen Feldherren on Meerveldt und Bellegarde die bekannte Convention zwischen Oe-terreich und Frankreich abgeschlossen. In der Nähe ist ein wichtiges Salzkohtenwerk am Münzenberge.

Leonardo da Vinci, s. Vinci.

Leonidas, Sohn des Anaxandrides und Bruder des Cleomenes und Cleombrotus, so wie der Nachfolger des erstern, war einer der be-rühmtesten Könige der Spartaner. Als Xerxes in Griechenland ein-

zudringen suchte, bekam Leonidas von den vereinten Griechen den Auftrag, den Paß Thermopylä gegen die Perser zu vertheidigen. Ob er gleich sein Schicksal voraussehen mußte; so unterzog er sich dennoch der Ausführung dieses Auftrags und wählte sich dreihundert der tapfersten und muthigsten Spartaner zu seinen Begleitern. Eine größere Anzahl verweigerte er mit dem Zusatze: dreihundert Spartaner wären genug, um sich zu diesem Endzwecke dem Tode zu weihen: denn selbst eine größere Armee werde verloren seyn, weil sicher keiner von ihnen, die Flucht zu ergreifen, feig genug wäre. Nachdem diese Kämpfer durch öffentliche Spiele ihr Leichenbegängniß gefeiert und sich dem Tode geweihet hatten, beschleunigte Leonidas seinen Marsch nach Thermopylä, wo er in kurzem von den meisten griechischen Staaten bis auf sieben tausend verstärkt wurde. Das übrige griechische Heer sollte ihm folgen. Da man jedoch den Feind noch weit von Thermopylä entfernt glaubte; so ließen sich die Lacedämonier durch ein Fest, die übrigen Griechen aber durch die Anstalten zu den olympischen Spielen abhalten. Nichts desto weniger sah Leonidas bald nach seiner Ankunft bei Thermopylä das persische Heer die Ebene überziehen. Man berathschlagte, was zu thun sey, und die meisten Anführer riethen, sich nach der Erdenge, welche die Spartaner bereits im Rücken hatten, zurückzuziehen. Aber Leonidas verwarf diesen Rath, und man schickte bloß Eilboten ab, um die Hülfe der verbundenen Städte zu beschleunigen. Nun erschien ein persischer Reiter, um Kundschaft von dem Feinde einzuziehen. Vor der Mauer, welche Leonidas unten in der Ebene hatte aufführen lassen, standen die Spartaner eben als Vorposten, welche sich theils im Ringen übten, theils ihr Haar kämmten und schmückten, ohne sich um den Reiter zu bekümmern. Da dieser nur die Spartaner sah, weil ihm die Mauer den übrigen Theil der Armee verbarg; so stattete er dem Xerxes auch nur Bericht von dieser kleinen Anzahl ab, der, ganz erstaunt darüber, den Angriff noch einige Tage aufschob, indem er hoffte, daß sich der Feind schon von selbst ergeben würde. Am fünften Tage schrieb er dem Leonidas: „Willst du dich unterwerfen, so gebe ich dir die Herrschaft über Griechenland." Leonidas antwortete: „Lieber sterbe ich für mein Vaterland, als daß ich es unterjoche.„ Ein zweites Schreiben des Königs enthielt nur die Worte: „Gib mir deine Waffen!" Leonidas schrieb darunter: Hole sie!" Nun ließ Xerxes seine Truppen vorrücken, die wüthend auf die Spartaner einstürzten. Diese, Mann an Mann, dicht geschlossen und mit großen Schildern bedeckt, streckten gleichsam einen starrenden Wald langer Lanzen vor sich hin. Das Gefecht ward mörderisch, da die Tapferkeit vielleicht von beiden Seiten gleich groß war. Aber die Griechen hatten den Vortheil der Stellung und der Waffen. Die Lanzen der Perser waren zu kurz und ihre Schilder zu klein. Die Griechen siegten also, und Xerxes fuhr mehr als einmal von seinem Thronsessel auf, von dem er die Schlacht mit ansah, weil er für sein ganzes Heer besorgt war. Am folgenden Tage gelang es den Persern eben so wenig, durch den Paß zu dringen. Von Unruhe und Schande gequält, würde Xerxes vielleicht sein ganzes Vorhaben aufgegeben haben, wenn nicht ein treuloser Einwohner jener Gegend, Namens Ephialtes, den Persern den Fußsteig über die Gebirge entdeckt hätte. Sogleich schickte Xerxes das Corps der Unsterblichen dahin ab, denen Ephialtes zum Wegweiser diente. Die Phocier, welche diesen Fußsteig besetzt hielten, flohen nach geringem Widerstande, die Perser überstiegen glücklich die Gebirge, und kamen

n dem ganzen griechischen Heere, welches Leonidas befehligte, in den Rücken. Als Leonidas von diesem unglücklichen Ereignisse Nachricht erhalten, versammelten sich die Anführer der Griechen. Einige wollten bleiben, andere Thermopylä verlassen. Leonidas war unter den ersteren, indem er hinzufügte, wiewol er und seine Spartaner nicht ziehen dürften, so würde er es den übrigen recht gern erlauben, sich zurückzuziehen und für bessere Zeiten aufzusparen. Alle verließen also den Paß, die Thespier und Thebaner ausgenommen, welche sich nicht von den Spartanern trennen wollten. Nun sann Leonidas darauf, in des Xerxes Lager einzudringen, ihn niederzustoßen und, wenn es Noth thäte, zu sterben. Mitten in der Nacht rückten die Griechen, Leonidas an ihrer Spitze, aus dem engen Passe in die Ebene, warfen die persischen Vorposten über den Haufen, drangen in das Lager, in das Gezelt des Königs, und würden diesen niedergestoßen haben, wenn er nicht bereits die Flucht genommen hätte. Nichts destoweniger erfüllten sie Alles mit Schrecken und Blut. Schon glaubten die Perser: das Corps der Unsterblichen sey vernichtet und die ganze griechische Armee in ihrem Lager, bis endlich der anbrechende Tag ihnen die kleine Zahl der Sieger zeigte. Nun wurden die Griechen mit Uebermacht angefallen. Leonidas sank unter einem Hagel von Pfeilen todt zu Boden. Die Griechen zogen sich zurück und vertheidigten noch einige Zeit den Paß gegen die nachrückenden Perser. Einige Thebaner sollen sich denselben noch zuletzt ergeben haben; die Thespier theilten ganz das Schicksal der Spartaner; das heißt, sie fielen sämmtlich unter dem Mordgewehre der Perser. Der Leichnam des Leonidas wurde von den Persern gemißhandelt: Xerxes ließ seinen Kopf auf eine Stange stecken und den Rumpf an den Galgen henken. Vierzig Jahre nachher wurden seine Gebeine nach Lacedämon gebracht und in ein nahes, beim Theater aufgeführtes Grab versenkt. Zu gleicher Zeit wurden auch die Namen der dreihundert Spartaner, welche mit ihm gefallen waren, auf einer Säule eingegraben. — Leonidas, ein anderer, dieses Namens unwürdiger König der Spartaner, des Kleonymus Sohn, lebte zu der Zeit der ersten Nachfolger Alexanders und war Mitkönig des Agis, welchen er zu verderben suchte, weil dieser mit edlem, heroischem Sinn den Plan gefaßt hatte, Sparta's alte Verfassung und mit ihr den Heldenmuth der Spartaner wieder herzustellen. S. Lacedämonier.

Leontium (**Leontia**), eine berühmte Hetäre, ist vorzüglich als Schülerin und Geliebte des Epicur bekannt geworden. Sie war, nach Einigen, die rechtmäßige Gemahlin, nach Andern, die Geliebte des Metrodorus. Einige halten Alles, was von ihr als Buhlerin erzählt wird, für unwahr. Sie zeichnete sich übrigens durch vorzügliche Geistestalente aus; ja, sie soll sogar eine Schrift gegen Theophrast verfertigt haben, von der man behauptete, daß sie mit Scharfsinn, Gelehrsamkeit, und in einem schönen attischen Style abgefaßt gewesen sey.

Leopold I., zweiter Sohn Kaiser Ferdinands III. und der Marie Anne von Spanien, am 9ten Juni 1640 geboren, ward 1655 zum Könige von Ungarn, 1658 zum Könige von Böhmen und 1659 zum deutschen Kaiser erwählt. Bei seiner Thronbesteigung mußte er versprechen, Spanien keine Hülfe gegen Frankreich zu leisten. Damals ward Deutschland von den Türken bedroht: sie hatten die kaiserlichen Truppen geschlagen und Mähren verwüstet, weil der Kaiser fortwährend den Fürsten von Siebenbürgen, Ragotzi, unterstützte, welcher letztere schon seit sechs Jahren aufgehört hatte, der ottomannischen

Pforte den jährlichen Tribut von 200,000 Gulden zu bezahlen. Montecuculi, Leopolds Feldherr, von einem Corps von 6000 Mann auserlesener französischer Truppen, welche von Coligni und Feuillade angeführt wurden, unterstützt, schlug die Türken 1665 bei St. Gotthard. Weit entfernt, einen so vollständigen Sieg gehörig zu benutzen, eilten die Sieger, mit den Besiegten Frieden zu machen, und Ragotzi blieb der Pforte zinsbar. Dabei hatten die kaiserlichen Minister ihre besonderen Absichten: Oesterreichs Finanzen waren ruinirt, Ungarn sollte gänzlich unterworfen werden; auch erregte der Ruhm, welchen sich in diesem Kriege die französischen Waffen erworben hatten, den Neid Oesterreichs. Es ward also ein Waffenstillstand auf zwanzig Jahre geschlossen. Nun beschäftigten die Angelegenheiten Ungarns des Kaisers ganze Aufmerksamkeit: die Magnaten dieses Landes wollten nicht allein ihre Privilegien behaupten, sondern strebten danach, sich von der österreichischen Oberherrschaft ganz frei zu machen und einen König aus ihrer Nation zu erwählen. Diese Unternehmung kostete Serin, Frangipani, Nadasti und vielen andern Ungarn das Leben. Nun stellte sich Tekeli an die Spitze der Unzufriedenen und ward von den Türken für einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum König von Ungarn erwählt. Tekeli rief nun die Türken in das deutsche Reich; diese fielen mit einer Armee von 200,000 Man über Oesterreich her, eroberten die Insel Schurl und belagerten Wien 1683. Eben, als sich die Stadt ergeben wollte, eilte ihr Johann Sobieski zu Hülfe: die Türken wurden in ihren Verschanzungen angegriffen und gänzlich geschlagen. Ein panischer Schrecken hatte sich des Großveziers Mustapha bemächtigt: er floh und überließ sein Lager dem Sieger. Nach dieser Niederlage verloren die Türken eine Schlacht nach der andern und die Kaiserlichen eroberten alle von den Türken genommenen Städte wieder. Nun ließ Leopold die ungarischen Aufrührer, welche er für die Ursache der Gefahren hielt, welche Deutschland bedroht hatten, mit Strenge bestrafen. Auf öffentlichem Markte ward ein Blutgerüst errichtet, auf welchem man 1687 diejenigen Rebellen hinrichtete, deren Tod zur Begründung des Friedens nothwendig schien. Das wichtigste Resultat der fortdauernden strengen Maßregeln war, daß Ungarn, welches bis dahin noch ein Wahlreich war, auf dem Reichstage zu Preßburg (1687) als erblich für den ganzen österreichischen Mannsstamm erklärt, und der älteste Prinz des Kaisers, Joseph, ohne vorgängige Wahl als König von Ungarn gekrönt wurde. Siebenbürgen unterwarf sich dem österreichischen Hause ganz. — Mit Frankreich hat Leopold drei Kriege geführt, in welchen allen es ihm gelang, die deutschen Fürsten in sein Interesse zu ziehen, und diese Kriege für Reichskriege erklären zu lassen. Der erste begann 1672 in Verbindung mit Spanien und Brandenburg, um den von Frankreich und England angegriffenen Holländern beizustehen, war für den Kaiser und das Reich nicht glücklich und endigte durch den Frieden zu Nymwegen (den 5ten Februar 1679). Der zweite Krieg wurde durch das mit Holland und Spanien 1686 zu Augsburg wider Frankreich geschlossene Bündniß veranlaßt; die Pfalz wurde in diesem Kriege von den Franzosen fürchterlich verwüstet. Die deutschen Waffen waren größtentheils glücklich, und Frankreich gab im Frieden zu Ryswick (den 30sten October 1697) Alles, was es seit 1680 von Deutschland losgerissen (reunirt) hatte, zurück, trat auch Breisach, Freiburg, Kehl, Philippsburg und einige kleinere Festungen an Deutschland ab. Der Herzog von Lothringen, ein naher Verwandter des

Kaisers, erhielt sein Land, aus welchem Ludwig XIV. seine Familie (1670) vertrieben hatte, wieder. Den dritten Krieg unternahm Leopold (1702), um seinem zweiten Sohne Carl die Thronfolge von Spanien zu verschaffen (s. d. Art. spanischer Erbfolgekrieg), starb aber im Laufe dieses Krieges am 5ten Mai 1705. Sein Tod bewirkte weder in Ansehung des Krieges, noch in der Verfassung Deutschlands die geringste Veränderung, da Leopolds ältester Sohn Joseph bereits 1690 als römischer König gekrönt worden war, und sogleich den Krieg mit größerer Thätigkeit fortsetzte. Leopold war als der jüngste der vier Prinzen Ferdinands III. zum geistlichen Stande bestimmt, und dieser Bestimmung gemäß erzogen worden. Daher kam seine große Anhänglichkeit an die Geistlichen, eine gewisse Furchtsamkeit in seinem Benehmen, und die Nachsicht gegen seine Minister, denen er die Geschäfte ganz überließ. Alle Zweige der Monarchie kamen unter ihm in Verfall. Er besaß viel Herzensgüte, aber schwache Geisteskräfte; war grausam aus Religionseifer gegen die Protestanten, bis zur Verschwendung wohlthätig gegen dürftige Müßiggänger, und in seinem Privatleben bis zur Uebertreibung einförmig. Der kaiserlichen Würde verschaffte er wieder Ansehn und Einfluß in Deutschland. Er erhob während seiner Regieruug dreizehn gräfliche Häuser in den Reichsfürstenstand; es gelang ihm, wie schon oben erwähnt worden, seine Kriege jedesmal zu Reichskriegen zu erklären; er ertheilte, ungeachtet vieler Widersprüche, dem Hause Braunschweig-Hannover die Neunte Churwürde, und erkannte den Churfürsten von Brandenburg, Friedrich, als König von Preußen. Leopold liebte die Musik mit wahrer Leidenschaft und componirte selbst sehr artig. Nachdem er schon in seiner Todesstunde sein letztes Gebet verrichtet hatte, ließ er noch einmal seine Musiker eintreten und verschied unter dem Klange der Instrumente. Von seinen drei Gemahlinnen hatte er drei Söhne: Joseph (1678 geboren), welcher ihm folgte; Leopold Joseph (1682 geboren), der aber schon in einem Alter von zwei Jahren starb; und Carl, Erzherzog von Oesterreich (1685 geb.), der auch nachmals Kaiser wurde.

Leopold II., einer der menschenfreundlichsten, kenntnißreichsten und geliebtesten österreichischen Fürsten, geboren am 5ten Mai 1747, ward nach seines Vaters, des Kaisers Franz, Tode (1765), Großherzog von Toscana. Während einer 25jährigen Regierung schuf er dieses Land ganz um. Durch Beförderung des Ackerbaues, Belebung der Landwirthschaft, Emporbringen der Manufacturen und des Handels, Verbesserung der Landstraßen u. s. w hob er den Wohlstand seiner Unterthanen, so wie er durch Abhelfung der Inquisition (1787), Anlegung der Besserungshäuser, und sein vortreffliches Criminalgesetzbuch, für die Moralität derselben wirkte. Nachdem die Todesstrafe abgeschafft, oder doch sehr eingeschränkt worden war, wurden der Capitalverbrechen immer weniger. Leopolds Staatswirthschaft in Toscana war musterhaft; er selbst zeigte keinen Hang zum Luxus, war populär und menschenfreundlich. Früher als sein Bruder Joseph, aber behutsamer als dieser, unternahm er Reformen in Kirchensachen, zum großen Mißfallen des benachbarten römischen Hofes. Nach dem Tode seines Bruders, Joseph II., wurde er auf den Kaiserthron gerufen. Die mißliche Lage, in welcher er die österreichischen Erbstaaten fand, ist bekannt. Mitten unter den glänzenden Ceremonien der Huldigungen und Krönungen, machte er, in Folge der mit Preußen (d. 27sten Juli 1790) geschlossenen reichenbacher Convention, mit den Türken einen Waffenstillstand, auf welchem im Jahre nachher der Friede zu

Szistowe folgte, worin Oesterreich alle gemachten Eroberungen an die Türken zurückgab. Die empörten Niederländer, die Leopolds Vorschläge nicht geachtet hatten, wurden noch vor Ende des Jahres durch die Waffen zum Gehorsam gebracht, doch billigte ihnen Leopold alle ihre alten Vorrechte und die Wiederherstellung vieler, von Josephs aufgehobenen kirchlichen Einrichtungen. Leopold dämpfte die unruhigen Bewegungen in Ungarn, und stellte ein friedliches Verhältniß mit Preußen wieder her. Durch Verbesserung der Justiz, Polizei und der öffentlichen Erziehung, durch Niedersetzung einer Gesetzcommission sorgte er für seine neuen Unterthanen. Der rasche Fortgang der Revolution in Frankreich beunruhigte auch ihn. Er schloß daher 1791 die bekannte pillnitzer Convention mit Preußen, in welcher erklärt wurde, daß die Lage des Königs von Frankreich als eine Sache betrachtet werde, die ein allgemeines Interesse für alle Souveräns von Europa habe. Vieles, was Josephs rascher Geist zu frühzeitig zerstört hatte, baute er wieder auf, nicht, wie sonst wol geschieht, um nur das Gegentheil zu thun, sondern, um den Foderungen des Zeitgeistes mit kluger Mäßigung nachzugeben und ihn zu leiten. Aber mitten unter den Hoffnungen seiner, Gerechtigkeit, Ruhe und Glück von ihm erwartenden Völker, eben da die Augen aller Menschenfreunde auf ihn gerichtet waren, und die Leitung der Staatsangelegenheiten in der gefährlichsten Periode, die vielleicht jemals war, von ihm erwartet wurde, erscholl die Nachricht von seinem Tode (d. 1. März 1792). Der große und allgemeine Eindruck, den dieser Todesfall verursachte, war die schönste Lobrede auf den großen Kaiser. Was man aber erwartet hatte, allgemeine Liebe zu ihm in seinen Staaten, lange, schwer zu beruhigende Klagen über seinen Tod, fand sich zum Erstaunen des Beobachters nicht; ja, man will behaupten, daß in seinen eigenen Ländern sein Tod nicht so sehr betrauert wurde, als auswärts. Man führte Vieles an, um zu beweisen, Klugheit allein, und nicht Menschenliebe, sey die vorzüglichste Eigenschaft des gerühmten Regenten gewesen, den man bis dahin als einen Weisen auf dem Throne, als einen unverstellten Freund der Menschen und der Tugend verehrt hatte. So lange Leopold Großherzog von Toscana war, hat man Alles von ihm gesagt, was nur je von den edelsten Regenten der Völker gerühmt worden ist. Wenn man lieset, was er that, wie er über Regentenpflichten und Regentenweisheit sprach und sie auch ausübte, wie seine Aufmerksamkeit sich auf sich selbst und alle Theile der Staatsverwaltung erstreckte; so scheint es, als läse man einen Regentenspiegel, worin ein weiser Mann den Herrschern in einer Geschichte zeigen wolle, welche Pflichten ihnen obliegen und wie sie diese erfüllen können. Ein redlicher Diener des Staats verläßt einen zeitherigen Posten nicht eher, als bis er Rechenschaft von seiner Verwaltung abgelegt hat; Leopold hatte seine hohe Regentenwürde niemals anders als ein Amt angesehen, und hatte dieß auch laut gesagt. Jetzt krönte er die schöne Reihe von fünf und zwanzig segensvollen Jahren mit dem preiswürdigsten Benehmen. Er, der oberste der Monarchen, legte denen, die von der Vorsehung seinem Scepter anvertraut waren, und allen Bewohnern der Erde, die ein Interesse daran haben konnten, genaue Rechenschaft ab von der Verwaltung seines großen und schweren Fürstenberufs, zu welchem er von der Vorsehung bestimmt war, und widerlegte durch seine königliche That die engherzige Klugheit derer, die aus der Verwaltung des Staats dem Staate ein Geheimniß machen. Sein Sohn Franz, Josephs Pflegling und Schü-

er, änderte Vieles, was Leopold in seiner zweijährigen Regierung angeordnet hatte, und die Völker, die den edlen Willen Josephs so allgemein verkannt und bitter gekränkt hatten, freuten sich, daß Franz nicht en Weg seines Vaters, sondern den seines Oheims einschlug.

Leopold III., Fürst von Dessau, ein berühmter preußischer General, der noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers bei er preußischen Armee in lebendigem Andenken ist, wurde 1676 geboren, und zeigte schon in seiner frühesten Jugend, in welcher man ihn em Civilstande zu widmen gedachte, den unwiderstehlichsten Hang zum Militär. In seinem zwölften Jahre gab ihm Kaiser Leopold I. ein Regiment, und in seinem sechzehnten erhielt er das Regiment seines Vaers, welcher preußischer Generalfeldmarschall und Statthalter von Berin war. Nachdem er zwei Jahre gereiset war, machte er 1696 seinen rsten Feldzug am Rhein. Im spanischen Successionskriege zeigte er ich als einen überaus klugen, tapfern und beharrlichen General, und n der Schlacht bei Hochstädt erwarben sich die Preußen unter seiner Anführung den Ruhm, durch ihre Tapferkeit einen großen Antheil an em erfochtenen Siege zu haben. Nicht minder tapfer focht er das Jahr darauf als Anführer der preußischen Völker in Italien. Nachem ihm späterhin das Commando der Preußen in den Niederlanden übertragen worden war, ward er 1712 Generalfeldmarschall und geeimer Kriegsrath. Bald darauf starb der König, dessen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., ihm so zugethan war, daß er fast stets um denelben seyn mußte; auch war er durch seine Mutter (eine Schwester er ersten Königin von Preußen) nahe mit dem preußischen Hause erwandt. Der König zog mit ihm wider die Schweden zu Felde; llein Leopold war der eigentliche Heerführer, und erntete auch hier ie Lorbeeren ein. Nach dem Tode seines königlichen Freundes schenkte hm Friedrich II. ein gleiches Zutrauen. Er gab ihm, da er seinen rsten Feldzug gegen Schlesien unternahm, das Commando über die Armee, welche die brandenburgischen Lande wider einen befürchteten, edoch nicht erfolgten, Einfall von Hannover decken sollte, und 1742 as Commando in Schlesien. Bei dem neuen Einfalle in Böhmen, 1744, stand Leopold mit einer Armee bei Magdeburg, welche er nacher nach Schlesien führte, wo er bei der Abwesenheit des Königs ommandirte, das Jahr darauf das österreichische Corps, das in Schleien einzubrechen drohte, zum schleunigen Rückzuge zwang, endlich (da er Friede dieses Jahr nicht zu Stande kam, vielmehr dem Könige eue Gefahren drohten) von Magdeburg aus über Leipzig bis gegen Dresden vordrang, und am 15ten December den Sachsen die blutige Schlacht bei Kesselsdorf lieferte, worauf Dresden in preußische Hände el, und der Krieg durch den dresdner Frieden beendigt wurde. (Vergl. en Artikel Friedrich II.) Leopold begleitete dann den König nach Berlin, und ging einige Zeit darauf nach seiner Residenz zurück, wo r, so oft er nicht zu Felde war, besonders in Rücksicht auf Landesökonomie und Anlegung nützlicher Baue, für sein Land Sorge trug. Hier starb er den 6ten April 1747 am Schlagflusse. Er war zuletzt königlich preußischer und zugleich Reichsgeneralfeldmarschall, auch Gouverneur von Magdeburg. Mit seiner Gemahlin, Anna Föhsin, einer Apothekerstochter aus Dessau, die 1701 in den Reichsfürstenstand erhoben worden war, hat er neun Kinder gezeugt, und in einer vollommen glücklichen Ehe gelebt. Die Sitten dieses Fürsten waren auh, oft sogar pöbelhaft; aber sein Charakter war brav und popuär, so wie er selbst, besonders bei der Armee, außerordentlich beliebt.

Digitized by Google

Leopold (Georg Christian Friedrich), Prinz von Sachsen-Coburg-Saalfeld und Gemahl der Prinzessin Charlotte von Wales, der präsumtiven Erbin des brittischen Reichs, ist der zweite Bruder des regierenden Herzogs von Coburg, Ernst, und den 16ten December 1790 geboren. Er empfing die sorgfältigste Erziehung, ward, als die Vermählung seiner Schwester Anna Feodorowna mit dem Großfürsten Constantin das coburgsche Haus mit Rußland innig verband, als General im russischen Heere angestellt, und befand sich 1806 mit seinen Aeltern in Saalfeld, als der unglückliche Krieg sich über Norddeutschland bis an die Gränzen Rußlands verbreitete. Als 1808 der regierende Herzog nach Rußland reisete, nahm für diese Zwischenzeit Prinz Leopold an den Regierungsgeschäften Theil; in demselben Jahre begleitete er den Kaiser von Rußland auf den Congreß nach Erfurt. Nur die äußersten Drohungen Napoleons konnten ihn dahin bringen, im Jahre 1810 seine Stelle im russischen Heere niederzulegen. Mit so größerm Eifer widmete er sich von jetzt an den Angelegenheiten seines Hauses, den Künsten und Wissenschaften. Unter andern unterhandelte und schloß er 1811 zu München mit dem besten Erfolge einen Gränzvertrag mit Baiern. Inzwischen zogen sich neue politische Ungewitter zusammen; der Prinz, seiner Unthätigkeit müde, bot dem russischen Kaiser seine Dienste aufs neue an, welche dieser jedoch wohlwollend bis auf bessere Zeiten ablehnte, und ging 1812, um sich der Beobachtung der französischen Regierung einigermaßen zu entziehen, nach Wien, Italien und der Schweiz. Inzwischen hatte sich die Lage der Sachen plötzlich geändert. Während zu Anfange des Jahres 1813 der regierende Herzog zu seinem königlichen Freunde nach Berlin eilte, sandte er seinen Bruder Ferdinand nach Wien, und seinen Bruder Leopold nach München. Letzterer ging von dort im Februar nach Polen zum Kaiser Alexander und erstattete dort Bericht von dem Zustande des französischen Heers und der Stimmung in Deutschland. Er blieb bei dem russischen Heere, das in Verbindung mit den Preußen und Sachsen vorrückte, nahm am 2ten Mai Theil an der Schlacht bei Lützen und befand sich am folgenden Tage mit der russischen Reiterei beim Nachtrapp. Darauf wurde der Prinz in Eilmärschen gegen die Elbe zur Unterstützung des Generals Kleist abgesandt, später aber nach der Lausitz gerufen. Er war aber auf dem Marsche zum General Barclay, als er Befehl bekam, an der bautzner Schlacht Theil zu nehmen Er focht auf verschiedenen Punkten und half am zweiten Tage unter dem heftigsten Feuer den Rückzug decken. Während des Waffenstillstandes begab er sich mit Alexanders Zustimmung nach Prag, wo er der einzige Fremde war, der mehrere Zusammenkünfte mit Kaiser Franz hatte. Als die Feindseligkeiten wieder begannen, ging der Prinz mit dem Heere nach Böhmen und gegen die sächsische Gränze. Er kam mit seinen Cürassieren am 26sten August gerade noch zeitig genug in die Gegend von Königstein an, um den Prinzen Eugen von Wirtemberg, der zur Deckung der Hauptverbindungen mit Böhmen dort aufgestellt war, gegen den vierfach überlegenen Angriff Vandamme's, Hülfe zu leisten, und alle Anstrengungen des Feindes zu vereiteln. Am 27sten nahm das Corps eine Stellung jenseit Pirna, und ward durch die erste Division der russischen Garden und die Gardehusaren verstärkt. Ueber das Ganze bekam Graf Ostermann den Befehl, der dem Prinzen Leopold die Reiterei des vereinigten Corps anvertraute. Der Feind stürmte Pirna und suchte sich auf Ebene an der Elbe auszubreiten, als der Prinz ihn so nachdrück-

ich in die Stadt zurückwarf, daß er nicht wieder herauszukommen wagte. Am Abend kam die Nachricht von dem Rückzuge der Verbündeten nach Böhmen, wodurch das ostermannsche Corps in eine schwierige Lage versetzt wurde. Der Prinz erhielt Befehl, mit der Reiterei durch ein Defilée, an das der rechte Flügel sich lehnte, zu gehen und die Ebene bei Groß-Cotta zu besetzen, und wo möglich so lange zu halten, bis das Fußvolk und das Geschütz ihren Rückzug bewerkstelligt hätten. Diesen Auftrag vollzog er mit solcher Schnelligkeit, daß der Feind nicht Zeit hatte, seine Kräfte zu einem Angriffe zu sammeln. Dieser eilte vielmehr auf einem kürzern Wege vorwärts, und besetzte einige Anhöhen und Pässe in den Gebirgen, wodurch der Prinz mit der Reiterei fast abgeschnitten wurde. Mit den Waffen bahnte er sich jedoch den Weg. Am 29sten kam es zu einem hitzigen Gefechte bei Peterswalde; wo dem Feinde vielleicht die Abschneidung des ganzen Corps gelungen wäre, wenn die Tapferkeit und Ausdauer des Prinzen diesem nicht Zeit verschafft hätte, Nollendorf zu erreichen. Als er endlich mit der letzten Reiterabtheilung das Schlachtfeld räumte, wäre er fast in Gefangenschaft gerathen, worauf sich wahrscheinlich die falsche Nachricht eines französischen Bulletins gründet, daß der Prinz gefangen worden sey. Jetzt stieg das ostermannsche Corps in guter Ordnung, wiewol nach bedeutendem Verluste, die Gebirge nach Böhmen hinunter; um den nachrückenden Feind möglichst aufzuhalten, wurde ununterbrochen gefochten. Dieser machte die größten Anstrengungen, das Dorf Prisen zu nehmen, dessen Behauptung für den Rückzug der Hauptarmee von entschiedener Wichtigkeit war. Der General Carbineau griff mit einer dreifach überlegenen Reiterei den Prinzen an, der sich jedoch mit Kaltblütigkeit behauptete und dadurch Zeit gewann, hinreichende Verstärkung an sich zu ziehen, um die Stellung bis zum Abend zu halten. Für diese heldenmüthigen Thaten empfing er am Morgen des 30sten Augusts auf dem Schlachtfelde das Commando-Kreuz des St. Georgenordens vom Kaiser Alexander, später auch den österreichischen Maria-Thersia-Orden. Darauf fand das glückliche Gefecht mit Vandamme Statt, während dessen Prinz Leopold den Feind auf Peterswalde zurückwarf, von wo er erst am Abend wieder zur Hauptarmee stieß. Im October erfolgte endlich der Hauptschlag bei Leipzig. Hier eilte der Prinz am 18ten dem Generale Colloredo, am 19ten dem Generale Giulay zu Hülfe und verfolgte den fliehenden Feind auf den Fuß nach Erfurt. In Frankfurt blieb er, so lange die verbündeten Monarchen dort verweilten; dann ging er durch die Schweiz nach Frankreich, wo er unter andern an den Gefechten bei Rizaucourt, Brienne, Troyes, Chaumont, Arcis, la Fere Champenoise, tapfern Antheil nahm. Am 31sten März zog er mit der Reserve-Reiterei in Paris ein, und blieb dort in Garnison; dann begleitete er die Monarchen nach England, verweilte dort bis Ende Juli's, und begab sich zu Anfang des Septembers zum Congreß nach Wien. Von dort ging er nach Bonaparte's Rückkehr zur Rheinarmee, welche bald zum zweiten Male in Paris einzog. Hier hielten ihn Familienangelegenheiten einige Zeit zurück, worauf er sich über Coburg nach Berlin verfügte. Dort meldete ihm eine Einladung des Prinzen Regenten von England die hohe Bestimmung, zu der er berufen sey. Seine Vermählung mit der Prinzessin von Wales ward den 2ten Mai 1816 vollzogen. Mit Recht darf sich die englische Nation Glück wünschen zu einem Fürsten, der mit einem vielseitig gebildeten Geiste die edelsten Gaben des Herzens verbindet.

Lernäische Schlange (Lernaea Hydra), eine ungeheure Schlange, vom Typhon und der Echidna erzeugt, wurde in dem Sumpfe Lerna erzogen und verwüstete die umherliegende Gegend. Sie hatte neun Köpfe, von welchen der mittelste unsterblich war. Herkules bekam vom Eurystheus den Auftrag, sie zu tödten. Er verband sich zu diesem Endzwecke mit dem Jolaus, und beide trafen die Schlange auf einem Hügel bei dem Brunnen der Amymone in ihrem Lager an. Herkules verjagte sie daraus mit seinen Pfeilen, ergriff sie mit den Händen, und fing an, ihr mit seiner Keule die Köpfe abzuhauen. Aber zu seinem Erstaunen kamen an der Stelle eines abgeschlagenen Kopfes immer zwei neue hervor. Außerdem schickte Juno der Hydra noch einen ungeheuern Krebs zu Hülfe, welcher den Herkules an den Füßen verwundete. Diesen erschlug er, und befahl darauf den Jolaus, einen nahegelegenen Wald in Brand zu stecken. Beide fuhren dann sogleich mit glühenden Bränden über die Stelle eines abgehauenen Kopfes her, wodurch die Wunde ausgebrannt, und verhindert wurde, daß ein neuer Kopf an dessen Stelle entstehen konnte. So schlug Herkules endlich alle Köpfe ab, bis auf den unsterblichen, welchen er in die Erde vergrub, und mit einem großen Felsenstücke bedeckte. Nachdem dieß geschehen, tauchte er seine Pfeile in das giftige Blut des Ungeheuers, um damit unheilbare und tödtliche Wunden machen zu können. Nach andern Sagen soll sich Herkules bei diesem Kampfe eines goldenn, sichelförmigen Schwerts bedient haben; auch soll die Hydra geflügelt gewesen seyn. Ueber die Anzahl der Köpfe finden sich ebenfalls verschiedene Angaben: Einige geben ihr sieben, Andere acht, noch Andere funfzig, ja hundert Köpfe. Noch wird eine andere Fabel erzählt. Herkules soll von den Bissen der Hydra mehrere unheilbare Wunden bekommen haben. Davon konnte er nicht anders befreit werden, als bis er sich auf Befehl des Orakels nach Asien begeben, und daselbst ein Kraut aufgesucht hatte, welches der Hydra an Gestalt gleich kam. Dieses Kraut fand er endlich bei der Stadt Aka in Palästina, die daher den Namen Aka (von akeomai, ich heile) bekommen haben soll. Die ganze Fabel von der lernäischen Schlange wird von neuern Auslegern für ein bloßes Dichterbild erklärt. Es soll nämlich durch die Schlange die Natur des Peloponnesus in seinem damaligen uncultivirten Zustande, wo das Land voller Seen und Sümpfe und ungeheuer dichter Waldungen war, vorgestellt werden. Hier konnten sich natürlich viel wilde Thiere, Schlangen u. dgl. aufhalten, die den Bewohnern vielen Schaden zufügten. Die erste Cultur begann nun damit, die Sümpfe durch Canäle abzuleiten und die wilden Thiere auszurotten. Der Mann, der dieses unternahm, mußte Muth, Kraft und Standhaftigkeit besitzen, und wurde dann als ein großer, gewaltiger Mann, und als ein Wohlthäter des Landes verehrt.

Lesbos, jetzt Metelin oder Metalnie (von der ehemaligen Hauptstadt Mytilene), eine griechische Insel in dem nördlichen Winkel des ägäischen Meers (des Archipelagus), an der asiatischen Küste, der Sage nach, von Lesbos, einem Sohne des Lapithas und Enkel des Aeolus gegründet. Dieser führte auf den Rath des Orakels eine Colonie hierher, heyrathete daselbst die Methymna, des Makareus Tochter, und erhielt mit ihr die Herrschaft über die Hälfte der Insel, welcher er, nachdem sie vorher Isa, dann von den Pelasgern Pelasgia geheißen hatte, den Namen Lesbos gab. Sie hat einen Umfang von ungefähr 1100 Stadien, oder 41 französischen Meilen und

450 Toisen. An Bäumen trug die Insel besonders Buchen, Cypres- n und Fichten; es ward ein gemeiner Marmor auf derselben ge- rochen, und die Ebenen hatten Ueberfluß an Getreide. Auch fand nan warme Quellen, Achate und verschiedene Edelsteine. Das vor- ehmste und einträglichste Erzeugniß der Insel war jedoch der Wein, en man in vielen Ländern allen andern griechischen Weinen vorzog. loch jetzt wird das dortige Baumöl und die Feigen zu den besten im rchipel gerechnet. Es befanden sich neun, meist blühende Städte uf derselben, von denen die vornehmsten Mytilene, Pyrrha, Methymna, Arisba, Eressus und Antissa hießen. Noch n unsern Zeiten sind auf derselben 120 Dörfer gezählt worden. Ur- prünglich wurde die Insel von Aeoliern bevölkert, welche aus einer nbedeutenden Monarchie eine mächtige Demokratie bildeten. Sie nachten hierauf nicht bloß auf dem festen Lande und dem ehemaligen Gebiete von Troja große Eroberungen, sondern widerstanden auch den Athenern unter ihrem Tyrannen Pittacus. Dann wurde Lesbos von Samos, und darauf von den Persern sehr beunruhigt, deren Ober- errschaft sie endlich anerkennen mußte. Nach der Schlacht bei My- ale schüttelte sie das persische Joch ab und ward Athens Bundesge- ossen. Während des peloponnesischen Krieges trennte sie sich mehr ls ein Mal von Athen, wurde aber immer wieder zum Gehorsame zu- ückgebracht. Eine der unbedeutendsten Ursachen führte die nachthei- igsten Folgen für diese Insel herbei. Ein vornehmer Bürger von Mytilene verbreitete, aus Erbitterung, daß mehrere reiche Einwohner einen Söhnen ihre Töchter zur Ehe versagt hatten, Zwietracht in der Stadt, beschuldigte sie laut und öffentlich, daß sie ein Bündniß mit en Lacedämoniern schließen wollten, und erregte durch diese falsche Beschuldigung eine solche Aufmerksamkeit in Athen, daß dieses eine Flotte gegen Lesbos absegeln ließ. Die nächsten Städte, Methymna ausgenommen, bewaffneten sich zum Schutze ihrer Hauptstadt, wurden aber in kurzer Zeit bezwungen, Mytilenens Mauern geschleift, seine Schiffe weggenommen und tausend der reichsten Einwohner getödtet. Nur das Gebiet von Methymna blieb verschont. Die Insel selbst ward hierauf in dreitausend Theile zerstückelt, von denen dreihundert dem Dienste der Götter geweiht, die übrigen aber unter athenien- sische Bürger vertheilt und von diesen wiederum an die alten Eigen- thümer verpachtet wurden. Nichtsdestoweniger erholten sich die Städte von Lesbos bald wieder. Uebrigens waren die Lesbier wegen ihrer ausschweifenden Sitten sehr berüchtigt, so wie denn auch die ganze Insel als der Sitz des Vergnügens und der ausgelassensten Zügello- sigkeit betrachtet wurde. Zugleich aber standen sie auch in dem Rufe der feinsten Lebensart und der ausgezeichnetsten Geistescultur. Auch hatten Poesie und Musik daselbst große Fortschritte gemacht. Beson- ders befand sich auf der Insel eine Schule der Musik, deren Ursprung auf folgende Weise erzählt wird. Nachdem Orpheus von den Bac- chantinnen zerrissen, und Haupt und Leier desselben in den Fluß He- brus geworfen worden, ward beides von den Wellen an das Ufer von Methymna getrieben. Während dessen ließ Orpheus Mund rührende Klagtöne hören, und die Leier, vom Hauche des Windes bewegt, begleitete dieselben. Die Methymnier begruben daher das Haupt und hängten die Leier in Apollo's Tempel auf. Dafür ward ihnen, nach der Sage, von diesem Gotte das Talent zur Musik verliehen. In der That brachte Lesbos eine Reihe vorzüglicher Tonkünstler hervor, welche alle Musiker Griechenlands übertrafen. Unter diesen zeichneten

sich insbesondere **Arion** von Methymna und **Terpander** von Antissa aus, so wie unter den lyrischen Dichtern **Alcäus** und **Sappho** als die vornehmsten genannt werden. Auch war der berühmte Pittacus, einer der sogenannten sieben Weisen, so wie späterhin die Philosophen Theophrast und Theophanes (der Busenfreund des großen Pompejus) und die Geschichtschreiber Hellanicus, Myrtilus u. a. auf dieser Insel geboren. Sie ward oft von auswärtigen Gelehrten zum Aufenthalte erwählt, und Epikur und Aristoteles hielten daselbst sogar Vorlesungen.

Lesemethoden, Lesen ist eine Kunst, zu der man, weil sie das Hauptmittel aller weitern Bildung ist, nicht schnell genug kommen kann. Daher ist man seit mehrern Jahrhunderten darauf bedacht gewesen, schnell und leicht zum Zwecke führende **Lesemethoden** zu erfinden. Schon im 17ten Jahrhunderte unterschieden die Schulmänner in Portroyal bei Paris die Aussprache und Benennung der Consonanten, und von den berühmten Pädagogen des 18ten Jahrhunderts hat keiner die Erleichterung des Lesenlernens aus der Acht gelassen. Das ärgerliche Buchstabiren, das Basedow durch gebackene Buchstaben zu versüßen suchte, wurde durch diese Bemühungen allmälig beseitigt. An der von dem Director Plato bei der Freischule in Leipzig eingeführten **Lesemaschine** lernen die Kinder mit oder ohne Buchstabiren auf eine unterhaltende Weise Worte zusammen aussprechen. Diese, mit Unrecht unter die Maschinen gerechnete, einfache Vorrichtung besteht aus einer schrägstehenden mit hervorragenden Leisten, als Zeilen versehenen Tafel, welche an der Wand befestigt auf einem schmalen Kasten ruht, der wie der Letternkasten des Setzers eben so viele Abtheilungen hat, als es große und kleine Buchstaben gibt. Sie wird um so brauchbarer, je gewandter der Lehrer aus den im Kasten aufbewahrten, einzeln auf Pappe geklebten Buchstaben die zur Zusammensetzung eines auszusprechenden Wortes gehörigen, ohne Verzug zu finden, zwischen die Leisten nach einander einzuschieben und dadurch die Entstehung des Wortes anschaulich zu machen weiß. Auch lassen sich sonst noch manche nützliche orthographische und sogenannte Verstandesübungen dabei anstellen. Dieses äußere Hülfsmittel des Leseunterrichts machte jedoch die zwischen 1801 bis 1803 erfundenen neuen Lesemethoden nicht überflüssig. Ungefähr gleichzeitig traten in diesen Jahren der Professor **Olivier** in Dessau und der baierische Schulrath **Stephani** mit ihren Lesemethoden auf, die in dem Grundsatze übereinstimmten, daß die Lesekunst auf der Kenntniß des jedem Buchstaben eigenthümlichen Lautes beruhe, weßhalb dieser eigentlich zu lernen und dann erst der gewöhnliche Name des Buchstabens anzugeben sey. **Olivier** hat das Eigene, daß er den Consonanten, um sie hörbar zu machen, ein kurzes e, wie das hebräische Schwa, beifügen läßt; **Stephani** aber dringt darauf, daß jeder Buchstabe ohne Zusatz eines Hülfslautes mit dem ihm eigenthümlichen Laute in völliger Reinheit ausgesprochen und z. B. bei b kein e, bei k kein a, bei v kein au, bei z kein et u. s. w. hörbar werde, daher seine Methode die **Laut-** oder **Lautirmethode** heißt. Sie ist unstreitig einfacher, als die oliviersche, und daher viel häufiger, als diese, in Volksschulen eingeführt worden. Durch systematische Ordnung und Genauigkeit in der Aufeinanderfolge der Uebungen unterscheidet sich aber von beiden die auf ähnlichen Grundsätzen beruhende Lesemethode des Schuldirectors **Krug** in Zittau. Krug und der ihm nachfolgende **Zeller** benennen die Buchstaben

nach den dabei thätigen Sprachwerkzeugen (z. B. b sanfter Lippenschluß, d Zahnlautzeichen, s Zischlautzeichen, r Schnurrlaut, f Blaslaut ꝛc.) und halten streng darüber, daß das Kind jeden Schritt beim Lesenlernen mit Bewußtseyn Dessen, was es verrichtet, vorwärtsthue und sich mit dem Mechanismus dieser Kunst zugleich die Tugenden und Stetigkeit, Ordnungsliebe und Genauigkeit im Denken und Handeln, durch den Geist der Methode aneigne. Ob ihr nun gleich ziemlich allgemein der Vorwurf einer allzu ängstlichen Sorgfalt im Kleinen, und daher für Lehrer und Lernende beschwerlichen und weitläufigen Ausführung gemacht wird: so hat doch die Erfahrung in öffentlichen Schulen gezeigt, daß die stephanische Methode zwar schneller, die krugsche aber desto gewisser zum Ziele führt, und auch Schüler von geringen Anlagen zu einem durchaus richtigen, deutlichen und in der Accentuation gefälligen Vortrage bringt. Mag man indeß auch in der Theorie Einer Methode vor der andern den Vorzug geben wollen, so wird es doch bei der practischen Anwendung hauptsächlich auf das Geschick und den Sinn des Lehrers ankommen und zur Einführung in eine bestimmte Schule diejenige Methode allemal die angemessenste seyn, deren der vorhandene Lehrer am meisten mächtig ist. E.

Lesüeur (Jean-François), berühmter französischer Componist, ist geboren 1766. Lesüeur begann zuerst seine musikalischen Studien zu Amiens, und nachdem er hier seine gelehrte und musikalische Bildung vollendet hatte, bekleidete er nach und nach an verschiedenen Domkirchen Frankreichs die Stelle eines Capellmeisters, bis er endlich in gleicher Würde in Paris angestellt wurde. Lesüeur hat nicht allein gegen 20 Stücke für die Kirche gearbeitet, sondern auch die große Oper ist von ihm mit fünf Opern, unter denen die öffentliche Stimme Werke des ersten Ranges gefunden hat (insbesondere die Barden) bereichert worden. Das Markige, welches seinem Style ganz besonders eigen ist, hatte ihm die Gunst des vorigen Kaisers in dem Maße zugezogen, daß derselbe ihn nicht bloß zum Nachfolger Paesiello's ernannte, sondern ihm auch eine goldene Tabaksdose überreichen ließ, welche die Aufschrift enthielt: „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden." Auch als Verfasser mehrerer theoretischer Werke über die Musik hat sich Lesüeur bekannt gemacht. Noch beschäftigt sich Lesüeur schon seit langer Zeit mit einem sehr ausführlichen Werke, welches den Titel führen wird: Traité général sur le caractère mélodique de la musique théâtrale et imitative. Seine dramatischen Compositionen sind folgende: La Caverne; Paul et Virginie; Telemach; Les Bardes. (Diese Musik gab Veranlassung, daß man dem Componisten vorzugsweise Genie für die Darstellung des einfach Erhabenen beilegen zu müssen glaubte. In diesem Werke hat es Lesüeur versucht, durch kraftvolle und ungewöhnliche Harmonien den Eindruck zu vergegenwärtigen, den seine Zuhörer bei dem Lesen des Ossian empfunden hatten.) La mort d'Adam.

Lesüeur (Eustachius), einer der größten Maler der Franzosen, geboren zu Paris im Jahre 1617, erhielt den ersten Unterricht in der Zeichenkunst von seinem Vater, einem Bildhauer, und kam dann frühzeitig in die Schule des Simon Vouet, des eigentlichen Stifters der französischen Malerschule. Er zeichnete sich bald durch mehrere Gemälde, die er in ächt italienischem Styl componirt hatte, aus; allein sein Ruhm wurde erst später durch die Folge von Gemälden, die er für die Carthäuser in Paris verfertigte, sein Haupt-

werk, völlig begründet. In 22 Bildern stellte er die Hauptscenen aus dem Leben des heil. Bruno, des Stifters dieses Ordens, dar, und endigte diese, im Jahre 1649 begonnene Arbeit binnen 3 Jahren. Noch während dieser Beschäftigung im Jahre 1650, malte er für die Goldschmiedegilde die Predigt des Apostels Paulus zu Ephesus, ein Gemälde, welches der Kirche Notre-Dame zum Geschenk gemacht, und späterhin alle Jahre am ersten Mai daselbst öffentlich ausgestellt wurde: im folgenden Jahre zwei Vorstellungen aus dem Leben des heil. Martin und andere Bilder. Unter seine vorzüglichsten spätern Arbeiten gehören noch verschiedene mythologische Vorstellungen, die er im Hotel Lambert malte. Sie enthalten Scenen aus dem Leben des Amor, welche man im sogenannten Cabinette der Liebe sieht, und die Musen, nebst Apollo im Saale der Musen. Bald nach Vollendung dieser Arbeit, mitten in seiner Laufbahn, raffte ihn der Tod im 38sten Jahre seines Alters hinweg. Zu große Liebe für die Kunst, zu anhaltendes Studium und zu angestrengter Fleiß hatten die Lebenskraft des jungen Künstlers frühzeitig aufgezehrt, und waren die Ursachen seines Todes. Ohne in das Lob einzustimmen, welches diesem Künstler von seinen Landsleuten ertheilt wird, indem sie ihn den französischen Raphael nennen; so ist doch unleugbar, daß Lesüeur ein Maler von ausgezeichnetem Talent und von großen Verdiensten gewesen ist. Seine Ideen sind edel und erhaben, seine Composition ist einfach, überlegt und wohlgeordnet; die Zeichnung ist richtig, in gutem Geschmack, und beweiset sein fleißiges Studium der Antike und der größten italienischen Meister, besonders des Raphael; seine Gewänder sind künstlich, in großem Styl und wahr behandelt. Der Ausdruck seiner Figuren ist voller Lebhaftigkeit und Charakter, ihre Stellungen sind mannichfaltig, und nichts Manierirtes daran zu bemerken. Er arbeitete mit ungemeiner Fertigkeit und Freiheit des Pinsels, seine Farbengebung war lieblich und einfach, nur fehlt dem Colorit hinlängliche Wahrheit und Kraft, daher seinen Bildern eine gewisse Einförmigkeit, hie und da auch wol zu große Zierlichkeit zur Last gelegt werden kann. Daß Lesüeur eine so hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, als man sie in seinen Werken findet, ist um so bewundernswürdiger, weil er nie sein Vaterland, ja kaum seine Vaterstadt verlassen, sich also nur nach den wenigen, daselbst vorhandenen Vorbildern der Antike und der italienischen Schule gebildet hat. Raphael hat er vornehmlich nach den Kupferstichen des Marc Anton studirt. Lesüeur ist wegen seiner Bildung als der eigentliche Repräsentant der französischen Schule zu betrachten, denn Poussin, der noch über ihm steht, gehört doch mehr den Italienern, als den Franzosen an. Lesüeur war ein Mann von sanftem, aufrichtigem Charakter, und wurde auch deßhalb von Jedermann geachtet, ungeachtet die Eifersucht seines Nebenbuhlers Lebrün, der in der Kunst den Ton angab und den Geschmack tyrannisirte, seinen Ruhm bei Lebzeiten nie ganz emporkommen ließ. B — L.

Lessing (Joh. Gotthold Ephraim), geboren den 22sten Januar 1729 zu Kamenz, wo sein Vater Prediger war. Er war es, der zu einer Zeit, wo deutsche Kunst und Wissenschaft in die entschiedenste Plattheit versunken waren, mit gewaltiger Kraft und schneidender Schärfe des Geistes das Richtige in seiner Nichtigkeit darstellte, der Erste unter den Deutschen, der den universellen Geist der Forschung und Critik zeigte, welcher in Wissenschaft und Kunst die Eigenthümlichkeit unsers Volkes macht. Was gleichzeitig mit ihm Winkelmann

und Klopstock leisteten, beschränkte sich zu sehr auf abgeschlossene Sphären, um ein neues Leben in der Literatur, mit der hierzu nöthigen Vielseitigkeit, aufzuregen. Doch würde Lessing selbst, jeder bewundernden Ungründlichkeit geschworner Feind, und gegen sich selbst schonungslos streng, das Geschrei einer nun fast verstummenden Menge unwillig vermehren, welche ihn so gern zu einem der größten Dichter, vollendeten Kunstkenner, kurz lieber zu Allem in Allem machte. Wahr ist es, fast in Allem hat er ausgezeichnet gewirkt; allein so wie er sich selbst nie für einen Dichter gehalten hat, so sind auch seine Trauer- und Lustspiele eigentlich nur Exempel, kalt und besonnen, ohne eigentliche schöpferische Dichterwärme, zu Belegen seiner Ansichten über Theater und dramatische Kunst ausgearbeitet. Seine Philosophie ist im Ganzen nur Fragment geblieben. Die Resultate seiner Kunstbetrachtungen und Untersuchungen erscheinen bei der Geistestiefe, womit in den neuesten Zeiten der Deutsche dieses Feld allseitig durchdrungen, oft unerheblich, unbegründet und zu sehr mit den Mängeln der damaligen Kunstphilosophie behaftet, welche sich weniger damit befaßte, ein Kunstwerk zu bestehen, d. i. es erst in allen Beziehungen seines lebendigen Organismus durchdringend zu begreifen und in sich aufzunehmen, und dann mit historischem Geiste ihm in dem Gesammtgebiete der Literatur und Kunst seinen Platz anzuweisen; sondern hauptsächlich darauf ausging, das Kunstgefühl, welches dem damaligen Zeitalter zu einem seltsamen Phänomen geworden war, sich zu zersetzen und zu enträthseln. Jedoch trifft diese Bemerkung nicht Alles; mehr nur dasjenige, was Lessing früher über Kunst und Poesie schrieb. In sofern hat er allerdings angefangen, den rechten Weg der Critik zu bahnen als er auf scharfe Sonderung der Arten und Classen drang, und bei verständigster Bewunderung der Alten, auch der Verkündiger der früheren ausländischen Literaturen, der englischen, spanischen und italienischen ward, zugleich aber das hohle Gespenst des französischen Geschmacks in seine Nichtigkeit zurückzuwerfen strebte und einen umfassendern und kräftigern Geschmack erweckte. Man muß über den riesenmäßigen Geist des Mannes erstaunen, welcher bei zahlreichen poetischen Versuchen, kritischen, philosophischen und artistischen Untersuchungen aller Art, auf die umfassendsten theologischen Streitigkeiten einging und, indem er eines Theils jenes Gemisch von positiver und Vernunftreligion, welches man damals unter dem Namen der Aufklärung zu verkaufen anfing, in seiner Erbärmlichkeit darstellte, andern Theils aber in dem Nathan aller positiven Religion den Krieg ankündigte, noch unerreichte Muster der Polemik aufzustellen wußte. Das eigentlich Bleibende und Große in Lessings Schriften, was aber nur durch Selbststudium erkannt werden mag, ist der Styl, seine silberreine, leichte und doch kräftige Prosa, der reiche Witz, die unendlich rege Lebendigkeit des Geistes, womit er seine Untersuchungen und Speculationen nicht eigentlich lehrt, sondern gleisam verdeckend mittheilt, und auf diese Weise unwiderstehlich zum Selbstdenken reizt und auffodert. Wir werden uns zu Lessings Biographie, aus welcher die Eigenthümlichkeit des seltenen Mannes nicht undeutlich hervorleuchtet; zugleich werden wir die wichtigsten seiner Werke nennen, wie er sie in chronologischer Folge geschrieben hat; verweisen jedoch zuvor noch auf das interessante Werk; Lessings Gedanken und Meinungen, auf dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von F. Schlegel, 3 Thle., Leipzig, 1804. Von letzterm ist auch ein sehr

guter Aufsatz in dem ersten Theile der Charakteristiken und Critiken. Mehr in Hinsicht der factischen Umstände, und der äußern Verhältnisse, unter welchen Lessing lebte, ist zu nennen: Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen literarischen Nachlasse von dessen Bruder K. G. Lessing, 2 Thle., Berlin, 1793. und Lessings Biographie in dem Pantheon der Deutschen. Wenn uns nun das mannichfach bewegte Leben der Künstler und Gelehrten des Alterthums, oder des Mittelalters, unendlich anziehend ist, weil wir darin eine Ursache ihres, auch in dem geistigen Gebiete lebendigen und kräftig gesunden Wesens zu entdecken glauben, so ist Lessings Leben aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkte interessant. Man sieht, wie dem wissenschaftlichsten Geiste die bloße Wissenschaft nie genügen mag, wie ihm das Leben und dessen mannichfaltige Abwechselungen unentbehrlich sind, und wie in einer Zeit, die Künstler und Gelehrte, als etwas nicht in sie gehöriges, aus sich hinaus in das Gebiet reiner Ideen treibt, jenes unbefriedigte Bedürfniß, werkthätig in die Ereignisse der Außenwelt einzugreifen, in die ganzen Lebensverhältnisse des talentreichen Geistes, eine schwankende, sich nirgends gefallende Unruhe bringt. — Nach dem ersten Unterrichte in der Religion, welchen ihm sein Vater, ein Mann von dem strengsten lutherisch-christlichen Glauben, gab, hatte er Privatunterricht bei einem gewissen Mylius, Bruders jenes um Freigeisterei willen verschrieenen Mylius, mit welchem er später in Leipzig und Berlin, zu nicht geringer Kränkung seiner Aeltern, in engere Verbindung trat. Ein sonderbarer Zufall ließ ihn in Kamenz Unterricht im Malen und Zeichnen bei einem Maler finden. Als er hierauf in Königsbrück unter dem Rector Heinze die dasige Stadtschule besucht hatte, kam er 1741 auf die Fürstenschule zu Meißen, die er, nachdem er daselbst der griechischen und lateinischen Sprache, so wie der Mathematik mit unbegränztem Eifer und dem glücklichsten Erfolge obgelegen hatte, 1746 mit einer herkömmlichen Abschiedsrede verließ, welche de mathematica barbarorum handelte. Er bezog die Universität Leipzig, und während er hier, außer Ernesti, keinen andern Lehrer einer besondern Aufmerksamkeit würdigte, fühlte er bald das Bedürfniß, sich durch gymnastische Uebung jene Leichtigkeit und Sicherheit des Wesens und Benehmens zu verschaffen, welche dem Gelehrten so oft kläglicherweise fehlt. Seine Bemühungen hierin sollen nicht fruchtlos gewesen seyn. Keiner Facultätswissenschaft zugethan, und sich schon den mannichfaltigsten literarischen Bestrebungen hingebend, schloß er bald mit dem nachherigen Kreissteuer-Einnehmer Weiße jene Freundschaft, welche beide auf Lebenszeit verband. Disputirübungen, welche er unter dem Hofrath Kästner mit dem schon erwähnten Mylius, Zachariä, Heinrich und Joh. Adam Schlegel hielt, dienten ihm zu einer wissenschaftlichen Gymnastik. Hier machte er auch Bekanntschaft mit der berühmten Neuber, Directrice einer damals in Leipzig sich aufhaltenden Schauspielergesellschaft, und nahm zugleich Antheil an den Ermunterungen einer hamburgischen Wochenschrift. Mit Weiße gemeinschaftlich übersetzte er den Hannibal von Marivaux, und brachte den bereits schon auf der Schule angefangenen *jungen Gelehrten* nunmehr vollendet auf die neuberische Bühne. Bald bestimmte ihn aber die Unzufriedenheit seiner streng gesinnten Aeltern, welchen des Sohnes Abgeneigtheit gegen jedes Brotstudium, sein Umgang mit Schauspielern, einer damals verrufenen Menschenclasse, kurz sein ganzes Thun und Treiben als höchst strafbar, ja ruchlos erschien, auf einige

eit in das väterliche Haus zurückzukehren. Aus dieser Zeit sind un=
er seinen Gedichten noch eine Menge sogenannter anacreontischer Lie=
er in einem Aufenthalte verfertigt, wo an Wein und Liebe wenig
u denken war. Von hier kehrte er wieder auf kurze Zeit nach Leip=
ig zurück; da aber die Neuber einige vorzügliche Mitglieder ihres
Theaters, welches Lessingen den Aufenthalt in Leipzig besonders ange=
ehm und wünschenswerth machte, verloren, auch Mylius sich bereits
rüher nach Berlin begeben hatte, so ging er ebenfalls bald dahin.
hier nahm er an einer Wochenschrift des letztern Antheil, gab mit
hm die Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, so wie
ine Sammlung seiner Gedichte heraus. Aufsehen machte auch der
Briefwechsel, in welchen er mit Voltaire gerieth, als ihm dessen Se=
retär Richier Louvain ein Exemplar von der Vie de Charles XII.
us Freundschaft früher mitgetheilt hatte, als nach des Autors Ab=
icht dieß Werk öffentlich bekannt gemacht werden sollte. Lessing
ing endlich, dem Wunsche seiner Aeltern zu genügen, nach Witten=
erg, wo er mit seinem bereits erwähnten Bruder K. G. Lessing,
em nachherigen Conrector in Chemnitz, in eifrigster und fröhlichster
Gemeinschaft studirte, und die Magisterwürde annahm. In dieser
Zeit übersetzte er das Werk des Spaniers Huart von der Prüfung
er Köpfe, schrieb eine Critik der Messiade und faßte den Entschluß,
ine Uebersetzung derselben in lateinischen Hexametern zu fertigen,
um zu beweisen, die Sprache in derselben sey keinesweges so schwer,
ls man behaupten wollte. Hier fertigte er auch seine Verbesserungen
und Zusätze zu dem 1750 und 1751 in 4 Quartbänden erschienenen
öcherischen Gelehrten=Lexicon. 1753 vertauschte er Wittenberg wie=
der mit Berlin, und weil Mylius nicht länger daselbst bleiben wollte,
übernahm er statt seiner den gelehrten Artikel der vossischen Zeitung.
1753 — 1754 erschien der 2te und 3te Theil seiner kleinen Schriften,
so wie auch das erste und zweite Stück seiner theatralischen Biblio=
thek. 1754 machte er mit Nicolai und Moses Mendelssohn Bekannt=
schaft, begab sich jedoch auf einige Zeit nach Potsdam, um dort in
ungestörter Einsamkeit sein Trauerspiel Miß Sara Sampson auszu=
arbeiten. 1755 ging er abermals nach Leipzig, ward mit einem da=
sigen Kaufmanne, Winkler, bekannt, als dessen Gesellschafter er eine
große Reise antrat, welche aber, da eben der siebenjährige Krieg
ausbrach, nur bis Holland fortgesetzt ward. Bei der Rückkehr ver=
bitterte ihm seinen Aufenthalt in Leipzig eine Streitigkeit mit Wink=
ler, welcher sich der beim Antritt dieser Reise gegen Lessing übernom=
menen Verbindlichkeiten aus Geiz zu entziehen suchte, so daß Les=
sing deren Erfüllung nicht eher, als nach einem Prozesse zu erlangen
im Stande war. Er ward jedoch schadlos gehalten durch die Be=
kanntschaft mit dem berühmten Dichter Kleist, Major in preußischen
Diensten, welchen damals Dienstverrichtungen in Leipzig festhielten
und mit dem Freiherrn von Brawe. 1757 fing er mit Nicolai und
Moses Mendelssohn an, die Bibliothek der schönen Wissenschaften her=
auszugeben. Hier begann er seine neue Virginia, welche später unter
dem Namen Emilia Galotti vollendet und bekannt wurde, un=
streitig unter sämmtlichen dramatischen Stücken Lessings dasjenige,
was am fleißigsten ausgearbeitet ist, und mit Ausnahme des Na=
than, welcher in eine ganz andere Sphäre gehört, das geistreichste.
Als Kleist 1759 zur Armee abging, und Weiße den Vorsatz gefaßt
hatte, nach Paris zu reisen, ging Lessing wieder nach Berlin, wo
er mit Mendelssohn und Nicolai die Literaturbriefe herausgab, und

1760 Mitglied der königlichen Akademie und Wissenschaften wurde. Nicht lange darauf ward er Secretär bei dem General Tauenzien in Breslau. In Breslau entwarf er *Minna von Barnhelm*, sein bekanntes militärisches Schauspiel, dem bald zahllose militärische Dramen der Nachahmer folgten. Hier entstand auch seine Schrift: *Laokoon*, oder über die Gränzen der Poesie und Malerei; so wie er auch schon theologische Untersuchungen anstellte. Im Jahre 1765 verließ er Breslau, und wandte sich wieder nach Berlin, um von neuem einzig den Wissenschaften zu leben. Allein bisher an ein freieres, nicht immer sitzendes Leben gewöhnt, wollte ihm dieß anfänglich weniger behagen, ja im Mismuth über seine Lage soll er einmal den Plan gehabt haben, sich an die Spitze einer reisenden Schauspielergesellschaft zu stellen. Zu bewundern ist es daher nicht, daß er 1767 sich nach Hamburg begab, wohin ihn die dasigen Theaterunternehmer unter vortheilhaften Bedingungen einluden, obgleich ihm der Aufenthalt auch hier, wo er seine, noch unübertroffene *Dramaturgie* schrieb, durch Uneinigkeit der Vorsteher und selbstgefällige Ungelehrigkeit der Schauspieler sehr verleidet ward. Zu gleicher Zeit kam er mit dem ungründlichen, aber dabei unendlich ruhmsüchtigen Geheimenrath und Professor Klotz, auf Veranlassung von dessen Schrift: über das Studium des Alterthums, und einer andern: über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke, in den famösen Streit, welchen er mit der literarischen Vernichtung Klotzens endigte. Im höchsten Mißmuthe über seine Lage, beschloß er endlich eine Reise nach Italien zu machen, und nur der vortheilhafte Ruf nach Wolfenbüttel als Bibliothekar, welchen ihm, auf Veranlassung des Professor Ebert und des damaligen Erbprinzen von Braunschweig, der dasige Hof zukommen ließ; ein Hof, der zu jener Zeit fast der einzige in Deutschland war, wo neben der französischen Literatur, auch Liebe und Beförderung für die deutsche gefunden wurde, verhinderte die Ausführung seines Vorsatzes. Er verließ Hamburg im April 1769, um es mit seinem neuen Bestimmungsorte zu vertauschen. Er würde dieß schon früher gethan haben, hätte seine Verbindung mit Madame König, ihn nicht so lange zurückgehalten. Auf der wolfenbüttler Bibliothek entdeckte er das Manuscript des Exsubstantiators Berengarius von Tours, worin dieser das Werk des Transsubstantiators Lanfrankus widerlegt. Hier gab er auch die *Wolfenbüttler Fragmente* eines Ungenannten, theologischen Inhalts, heraus, und ward dadurch in Streitigkeiten verwickelt, in denen er seinen regen Geist, und seine unvergleichliche Virtuosität in der Polemik auf das herrlichste bewährte. Unter einer Menge Arbeiten, die ihn in Wolfenbüttel beschäftigten, zum Theil aber nicht über den Anfang hinaus kamen, verdient auch sein Aufsatz über das Alter der Oelmalerei genannt zu werden. Aussichten, die man ihm in Wien eröffnete, bestimmten ihn, 1775 eine Reise dahin zu machen. Indeß fixirte er sich hier nicht, da der Prinz Leopold von Braunschweig, der eben über Wien nach Italien reisete, ihn in dieses Land der Kunst, welches so lange das Ziel seiner Wünsche gewesen war, mitnahm. Vor der Abreise von Wien hatte die Kaiserin Maria Theresia eine Unterredung mit ihm, und gab ihm ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand mit. Den 25sten April 1775 ging er wirklich nach Italien ab, und war in der Mitte des Decembers schon wieder mit dem Prinzen in München. Ehre und Gewinn, die ihm von dem mannheimer Hofe

ngetragen wurden, und ihn 1777 dahin eine Reise zu machen bestimmten, blieben bei dem Mangel an liberalen Ideen, welcher ihm bei mehreren einflußreichen Vornehmen im Wege stand, nur eitle Versprechungen. Auch Wolfenbüttel sollte ihm noch unangenehme Stunden machen, indem es bei seinen theologischen Streitigkeiten, besonders mit dem Hauptpastor Götze zu Hamburg, endlich dahin kam, daß man ihn unter den schärfsten Censurzwang setzen wollte. Zu derselben Zeit starb seine Frau im Kindbette. Seiner theologischen Polemik setzte er mit dem Nathan die Krone auf. Dieses Werk ist schon oben erwähnt worden, und ein Gebildeter ist nicht leicht mit dessen Inhalte unbekannt. Unter diesen Arbeiten aber litt er an immer wachsender Kränklichkeit, welche ihm, bei den Verfolgungen und Chicanen, die er wegen seiner theologischen Streitigkeiten erfuhr, auch den jovialischen Gleichmuth raubte. Sein Uebel, welches sich besonders durch Engbrüstigkeit äußerte, wurde immer heftiger, und befiel ihn, als er sich am 15ten Febr. 1781 zu Bette legte, auf einmal mit solcher Heftigkeit, daß er nach wenigen Minuten starb. D. M.

Leß (Gottfried), ein berühmter Theologe, wurde am 31sten Januar 1736 zu Conitz in Westpreußen geboren. Er begann seine Studien in Königsberg, und besuchte dann Halle, wo er besonders Baumgarten hörte. Nach vollendeten Studien begab er sich nach Danzig, wo er 1758 seine Abhandlung, die Ehre der Bekenntnißbücher der evangelisch-lutherischen Kirche herausgab. Im J. 1761 wurde er zum Professor der Theologie zu Danzig ernannt. Bei der Reise, welche er hierauf mit Erlaubniß des akademischen Senats nach Holland und England antrat, machte er zu Hannover die persönliche Bekanntschaft Münchhausens, der ihn schon als Schriftsteller kannte, und ihm deßhalb eine Professur der Theologie und die Universitätsprediger-Stelle in Göttingen antrug, welche Leß annahm und bei seiner Rückkehr aus England zu Michaelis 1763 auch wirklich antrat. Das Gepräge des Neuen und Ungewöhnlichen, welches seine Vorträge auf dem Catheder und auf der Canzel auszeichnete, erregte Aufsehen und erwarb ihm ungemeinen Beifall. Seine Canzelreden griffen so tief ins Leben und dessen Verhältnisse ein, und zeichneten sich eben so sehr durch überraschende Gedanken, als durch Pathos und Fülle einer herzergreifenden Beredsamkeit aus. Seine Betrachtungen über einige neuere Fehler im Predigen, welche das Rührende des Canzelvortrages verhindern, 1765, und sein Abriß der theologischen Moral, 1767, beurkunden aber auch einen Rigorismus, der selbst damals nicht ganz gebilligt wurde. Er verdammte nämlich in diesen Schriften die Schauspiele, verlangte, daß der Sonntag auch zu einem Ruhetage für die Thiere bestimmt seyn solle, hielt es folglich für Unrecht, sich derselben an diesem Tage zu seinem Vergnügen zu bedienen, und erklärte die Unterlassung des Tischgebets für thierisch. Aber um so ehrwürdiger war er, wenn er mit der ganzen Kraft der Wahrheit und mit einem heiligen Eifer von der Reinheit des Herzens und von der Heiligkeit des Lebens sprach. Ein wichtiger Zug seines Charakters ist es, daß, da er nicht alle Sätze des kirchlichen Systems gegen die Deisten, welche er bekämpfte, zu retten wußte, der streng gewissenhafte Mann beinahe auf dem Punkte stand, seine Zweifel der Regierung zu entdecken, und zu erwarten, was diese über ihn beschließen würde. Die Wahrheit, Göttlichkeit und Wohlthätigkeit der christlichen Religion zu erweisen, und gegen die Naturalisten zu recht-

fertigen, war und blieb nun das Hauptstudium seines Lebens in Vorträgen und Schriften. Diesem Streben verdankt man das zu seiner Zeit für classisch geachtete Werk: Beweis der Wahrheit der christlichen Religion, 1769, welches sehr viele Auflagen erlebte, und die erweiterte und umfassendere Umarbeitung desselben, unter dem Titel: Ueber die Religion, ihre Geschichte, Wahl und Bestätigung, 1783. Zu dem Entwurf eines philosophischen Cursus der christlichen Religion gab ihm der Religionsunterricht Veranlassung, welchen er den englischen Prinzen zu geben hatte. Nachdem er im J. 1765 die ordentliche theologische Professur, und im darauf folgenden die theologische Doctorwürde erhalten hatte, nöthigte ihn seine kränkliche Constitution 1774 eine Reise in die Schweiz und das südliche Frankreich zu machen, von welcher er auch an Leib und Seele gesunder wieder in Göttingen anlangte. Nun erschien 1779 seine christliche Religions-Theorie für das gemeine Leben, oder Versuch einer pragmatischen Dogmatik, deren dritte Auflage 1789 unter dem Titel: Handbuch der christlichen Religions-Theorie für Aufgeklärtere, herauskam, welches Werk, als Handbuch zu seinen dogmatischen Vorlesungen, unter allen seinen Schriften die meiste Aufmerksamkeit erregte. Kurz darauf gab er auch 1778 eine neue Uebersetzung der Briefe an die Corinther und Römer heraus, welche als eine Probe einer neuen Uebersetzung des neuen Testaments, gelten sollte. Da Lessing um diese Zeit durch seine wolfenbüttelschen Fragmente die Grundpfeiler des Christenthums erschüttert, und auch die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte in Anspruch genommen hatte, so konnte Leß unmöglich dazu schweigen. Er setzte deshalb jenen Angriffen seine Auferstehungsgeschichte entgegen. Im J. 1779 gab er mit Miller das neue göttingische Gesangbuch heraus. Im J. 1784 sah er sich wegen zunehmender Kränklichkeit genöthigt, die Universitätsprediger-Stelle niederzulegen. Noch im J. 1787 trat er beim Jubelfeste der Universität mit der ganzen feurigen Beredsamkeit seiner bessern Zeit als Canzelredner auf. Aber er hatte das Schicksal alles Dessen, was irdisch ist: es schien nämlich, als ob er nicht mehr gleichen Schritt mit dem schnellen Gange des Zeitalters zu halten im Stande sey. Leß sah sich allgemach unter die Categorie der Orthodoxen versetzt. Nun fing man auch an, ihn in öffentlichen Blättern strenger und schärfer zu tadeln; Bahrdt sprach in seinem Ketzeralmanach mit Muthwillen von ihm; sein akademischer Beifall sank und sein Hörsaal stand endlich leer. Nichtsdestoweniger ernannte ihn der König 1792 an Koppens Stelle zum ersten Hofprediger in Hannover, welche Stelle Leß mit bescheidener Erwähnung Dessen, was er fortan noch zu leisten im Stande seyn werde, annahm. Nach Schlegels Tode erhielt er auch die Generalsuperintendentur von Calenberg und die Stelle des ersten geistlichen Raths im Consistorium. Unter den Beschwerden dieser neuen Aemter, denen er sich mit erneuerter Jugendkraft hinzugeben schien, erlag sein geschwächter Körper, und er starb am 28sten Aug. 1797.

Lethe, ein Fluß in der Unterwelt, dessen Wasser die Kraft hatte, daß die Seelen der Verstorbenen, welche daraus tranken, alles auf der Erde erlittene Ungemach vergaßen. Eigentlich mußten nur diejenigen Seelen daraus trinken, welche wieder auf die Oberwelt in neue Körper zurückkehren sollten, damit sie zugleich die im Elysium genossenen Freuden vergessen möchten.

Digitized by Google

Letten, die, machten ursprünglich mit den Lithauern Ein Volk us, und sind also eigentlich ein Stamm der Finnen. Beide Völker edeten auch einerlei Sprache, und selbst die Namen derselben scheinen n Grunde einerlei zu seyn. Die eigentlichen Letten wohnen in der ussischen Statthalterschaft Riga oder dem ehemaligen Herzogthume iefland; sie haben noch ihre eigene Sprache. Die Provinzen an der Ostsee, welche sonst unter den Namen Liefland, Esthland, Curland nd Semgallen bekannt waren, gehörten schon in den frühesten Zeiten um russischen Staate, zahlten diesem aber nur Tribut und hatten hre eigene Verfassung. Die Russen widersetzten sich nicht einmal den Versuchen fremden Eroberer, die hier eine neue Herrschaft zu gründen nfingen. So geschah es, daß sie sich, besonders während der innern Zerrüttung in Rußland, ganz von demselben abrissen, und erst dann wieder zur Unterwürfigkeit gebracht werden konnten, als Peter der Große seine Rechte auf diese Provinz geltend zu machen wußte. Dem übrigen Europa blieb Liefland größtentheils unbekannt, bis im J. 1158 bremische Kaufleute, die einen neuen Handelszweig nach Norden suchten, auf ihrem Wege nach Wisby (auf Gothland) an die Küste Lieflands verschlagen wurden. Die Bremer besuchten nun das Land immer häufiger, trieben Handel und baueten selbst sich darin an. Achtundzwanzig Jahre nachher ließ sich ein Augustinermönch, Meinhard, nebst vielen andern Deutschen, in Liefland nieder. Er bekehrte die Einwohner zum Christenthume und wurde der erste Bischof. Allein erst dem dritten Bischofe nach ihm, Albrecht, der mit einem neuen Zuge von Kreuzfahrern nach der Düna kam, gelang es, daselbst einen sichern Grund für seine geistliche Herrschaft zu legen. Er erbaute 1200 die Stadt Riga, und verlegte den Sitz des Bisthums dahin. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts bemächtigte sich der dänische König Knud VI. dieser Provinzen, welche aber von einem seiner Nachfolger, Waldemar III., für eine Summe Geldes dem deutschen Orden, mit welchem der im J. 1201 vom Bischofe Albrecht gestiftete Schwertbrüder-Orden vereinigt war, wieder abgetreten wurden, so daß also der deutsche Orden sich fortan im Besitze von Liefland, Curland, Semgallen und Esthland befand. Endlich bewirkte die Schwäche des Ordens, der nicht im Stande war, dem Czar Iwan II. Wasiljewitsch, welcher diese dem russischen Reiche entrissenen Provinzen wieder erobern wollte, Widerstand zu leisten, im J. 1561 eine völlige Auflösung des ganzen Staates. Esthland begab sich unter schwedischen Schutz, Liefland ward mit Polen verbunden, und Curland nebst Semgallen ward ein eigenes Herzogthum unter polnischer Hoheit, welches der letzte Heermeister des deutschen Ordens, Gotthard Kettler, von dieser Krone zum Lehn erhielt. Von dieser Zeit an ward Liefland der unglückliche Zankapfel, um welchen sich Schweden, Russen und Polen fast ein ganzes Jahrhundert (von 1561 bis 1660) stritten. In dem Frieden zu Oliva im J. 1660 trat Polen diese Provinzen Schweden ab, und sie wurden nun mit Esthland vereinigt. Beide Länder kamen endlich durch den nystädtischen Frieden 1721 an das russische Reich, und bilden jetzt die Statthalterschaften Riga und Reval. — Liefland gränzt gegen Osten an Ingermannland, gegen Süden an Lithauen und Samogitien, gegen Westen an die Ostsee und gegen Norden an den finnischen Meerbusen. Es ist fruchtbar an Gras und Getreide, und besteht aus zwei Landschaften, Esthland und Liefland (Esthen und Letten), wovon das erste am finnischen Meerbusen, letzteres aber gegen die cur-

ländischen und polnischen Gränzen liegt. Die Letten sind größtentheils leibeigen; ihr ehemals hartes Schicksal und der wahrhaft empörende Druck, unter welchem sie von ihren adelichen Tyrannen gehalten wurden, ist durch eine kaiserl. Verordnung vom J. 1804 und in neuester Zeit noch mehr sehr gemildert worden. Außer ihnen befinden sich noch viele Deutsche, Russen und Schweden im Lande. Die meisten Einwohner sind Lutheraner; doch haben auch Reformirte, Katholiken und Griechen freien Gottesdienst. Im J. 1783 bekam das Land eine ganz neue Verfassung: aus Liefland wurde die **rigaische**, und aus dem sonst damit vereinigten Esthlande die **revalische Statthalterschaft** errichtet. Doch stellte Kaiser Paul 1797 den Namen **Liefland** wieder her. Es ward ehemals in neun, jetzt aber in fünf Kreise eingetheilt: in den **rigaischen**, **arensburgischen**, **dörptischen**, **wendischen** und den **pernauischen**. Die Größe der Statthalterschaft wird auf 938 Quadratmeilen mit 550,000 Einwohnern angegeben. S. d. Art. **Esthland**.

Lettres de Cachet, s. **Cachet**.

Leuchtfakkeln, bei den Feuerwerkern, etwa zwei Fuß lange und zwei Zoll dicke pappene, mit Satz gefüllte Röhren, deren man sich des Nachts zur Erleuchtung bedient. Ihre Flamme widersteht einem nicht zu starken Regen und dem Winde. Sie heißen auch **Windlichter**.

Leuchtthurm, s. **Pharus**.

Leucippus, ein Philosoph der elatischen Schule und Lehrer des Democrit. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt, eben so ist auch sein Geburtsort ungewiß. Nach Einigen war er aus Abdera, nach Andern aus Elea, wieder nach Andern von der Insel Melos gebürtig, und lebte 500 vor Chr. Geb. Sein Lehrer war Zeno, der Eleatiker. Um den Streit der Vernunft mit der gemeinen Sinnenerfahrung, die Substanz der Dinge und die Bewegung derselben betreffend, welcher damals die Philosophen beschäftigte, zu vermitteln, ward er **Erfinder** eines neuen philosophischen Systems, nämlich **des sogenannten Atomen-Systems**, welches er dem Systeme der Eleaten entgegensetzte. Die ältern Eleatiker leugneten die Wirklichkeit der Bewegung und die Vielfachheit der Dinge, indem sie alles Vorhandene auf eine einzige ewige und unveränderliche Substanz zurückführten. Da dieß nun freilich der gemeinen Sinnenerfahrung zuwider war; so suchte er sich folgendermaßen zu helfen. Er nahm einen leeren Raum an, weil wegen der Undurchdringlichkeit der Körper nicht mehr als ein einziger Körper in einem und ebendemselben Raume vorhanden seyn, folglich, wenn der Raum nicht leer wäre, kein Körper irgendwo existiren könne; ferner, weil jeder Körper in einen kleinern Raum zurückgedrängt werden könne; welches nicht möglich seyn würde, wenn er nicht vorher etwas Leeres enthielte, weil die Erfahrung unwidersprechlich lehre, daß die Körper sich bewegten, wüchsen, abnähmen, welches Alles doch ohne Raum unmöglich seyn würde. Bei der Vorstellung des Raums ist an keine Gränze zu denken; also erklärte ihn Leucipp für unendlich, wodurch denn auch die Unendlichkeit des substantiellen Universums gegeben war; eben so erklärte er auch den Raum für ewig, weil seine Atomen ewig wären. In diesem Raume nun befinden sich nach seiner Ansicht eine zahllose Menge so kleiner Körperchen, daß sie sinnlich nicht wahrgenommen werden können. Sie sind an und für sich untheilbar, daher der Name **Atomen**. Denn wollte man ihnen eine unendliche Theilbarkeit bei-

egen; so würden sie zuletzt in Nichts verschwinden. Diese Atomen nun bewegen sich von Ewigkeit in dem unendlichen, leeren Raume, und bilden durch ihre Vereinigung und Trennung das Entstehen und Vergehen der Dinge. Da die Einheit nie Mehrheit, und die Mehrheit nie Einheit werden kann; so können auch die Atomen bei ihrer Vereinigung keine wahre Einheiten bilden, sondern bloße Aggregate, so daß ihr gegenseitiges Wirken und Leiden nur auf Berührung hinausläuft. Ihrem Wesen nach, als Realitäten, sind alle Atomen einander völlig gleich, aber von unendlicher Mannichfaltigkeit der Formen und Gestalten, und dadurch läßt sich auch vollkommen die Mannichfaltigkeit der durch sie gebildeten Körper erklären. Außer durch die Mannichfaltigkeit der Figuren, unterscheiden sich auch die Atomen noch durch ihre örtliche Lage und die Ordnung, in welcher sie zusammengesetzt sind. Lage und Ordnung sind aber nur die Grundeigenschaften der Atomen; durch ihre Verbindung und Trennung entstehen Eigenschaften von der zweiten Ordnung (qualitates secundariae), z. B. das Harte, das Weiche, die Farbe, der Ton, der Geruch u. s. w. So viel man übrigens aus den wenigen auf uns gekommenen Nachrichten hat abnehmen können, dachte sich Leucipp die Entstehung der Welt durch die Bewegung der Atomen folgendermaßen. Aus der unendlichen Menge der Atomen rissen sich einige los, fielen auf und durch einander, und verursachten dadurch eine wirbelnde Bewegung, mittelst welcher sich eben so das Gleiche zu Gleichem gesellte, als sich das Entgegengesetzte trennte. Bei der nothwendig ungleichen Geschwindigkeit der Bewegung der Körper werden die kleineren nach außen getrieben, welche dann gleichsam eine Haut oder ein Gewebe um einen Kern bilden. Die gröberen, in dieser Haut befindlichen Körper senken sich niederwärts und verdünnen durch ihr gegenseitiges Reiben die umschließende Haut. Die niederwärts gesenkten Körper machen die Erde aus; die Haut selbst entzündet sich zuletzt, und durch diese Entzündungen entstehen die Sterne. Wie Leucipp die einzelnen Elemente sich formen ließ, wissen wir nicht recht. Dem Feuer gab er eine runde Gestalt; die übrigen Elemente, Wasser, Luft und Erde, ließ er bloß durch Größe und Kleinheit sich unterscheiden. Das Feuer, als das feinste, leichteste und flüchtigste, machte er zur Weltseele, zum Principe des Lebens, Empfindens und Denkens. Doch waren diese letztern Modificationen, nach Leucipp, nicht immer in der Natur der Atomen, sondern bloß in der Art ihrer Zusammensetzung begründet. Das Seelenwesen (aus Feueratomen bestehend) ist durch den ganzen Körper verbreitet; Menschen und Thiere athmen es mit der Luft ein, daher auch mit dem Ende des Athemholens das Leben aufhört. Die Weltseele ist eben so wie alles Uebrige, bloß ein Werk des blinden Zufalls. Denn eine verständige Schöpfung nach Zwecken scheint von Leucipp nicht anerkannt worden zu seyn; auch ist in seinem Systeme nie die Rede von Göttern.

Leucothea, s. Ino.

Leucôthoe, Tochter des Archamus, Königs von Achämenia, und der Eurynome, ward vom Apollo geliebt. Da aber die frühere Geliebte desselben, Klythia, darüber in Zorn gerieth und dem Vater der Leucôthoe das Liebesverständniß seiner Tochter mit dem Apollo verrieth; so ließ dieser sie lebendig in die Erde vergraben. Apollo aber verwandelte sie in eine Weihrauchsstaude, die zum immerwährenden Andenken ihrer Zärtlichkeit und ihres Schicksals aus dem Grabe derselben hervorsproßte.

Leuthen, ein Dorf im Fürstenthume Breslau, gegen die Neumark und die liegnitzische Gränze zu gelegen. Bei diesem Dorfe erfocht Friedrich II. am 5ten Dec. 1757 einen sehr großen Sieg über die Oesterreicher, in dessen Folge er noch in demselben Jahre Breslau wiedereroberte und den Feind aus Schlesien vertrieb.

Leuwenhöck (Anton von), ein berühmter Physiker, wurde 1632 zu Delft geboren und zeichnete sich insbesondere durch die Verfertigung seiner Mikroskop- und Brillen-Gläser aus. Seine übrigen Entdeckungen, von denen einige von anerkanntem Nutzen, andere hingegen wahrhaft chimärisch sind, haben ihm einen Namen gemacht. Zu letztern gehört sein System der Samenwürmer, welche er, statt der Eier, zum Principe der Zeugung machen wollte. Diese Hypothese, welche anfangs den Reiz der Neuheit für sich hatte, ward bald vergessen. Leuwenhöcken fehlte es überhaupt sowol am eigentlichen Studium, als am tieferen Scharfsinne, welcher allein im Stande ist, Licht über die Wissenschaften zu verbreiten. Doch muß man es ihm Dank wissen, zur Entdeckung der Keime beigetragen zu haben, welche, wie ein gewisser Philosoph behauptet hat, allein im Stande ist, den Atheismus zu widerlegen. Er starb im J. 1725. Zu Delft, in der alten Kirche, ist ihm ein prachtvolles Grabmal mit einer hochtönenden Grabschrift errichtet worden. Er hat in holländischer Sprache verschiedene Werke herausgegeben, die unter dem Titel: Arcana naturae detecta, in 4 Quartbänden (Delft, 1695—1719), ins Lateinische übersetzt, und nachher (Leyden, 1722) wieder aufgelegt worden sind. Im J. 1722 hat man auch in einem Quartbande seine Briefe an die königliche Gesellschaft zu London, deren Mitglied er war, und an verschiedene Gelehrte herausgegeben.

Levante, die (aus dem Ital. il levante, Franz. le levant, der Osten oder Morgen), bezeichnet bei den Europäern im Allgemeinen die Länder an der Ostküste des mittelländischen Meeres. Im engeren Sinne werden darunter nur die asiatischen, am Archipelagus gelegenen Küsten, von Constantinopel an bis hinunter nach Alexandrien in Aegypten, verstanden. In dieser im engeren Sinne genommenen Levante (türkisch Anadoly), welche ungefähr das alte Kleinasien in sich begreift, sind unter den Handelsstädten, außer Constantinopel und Alexandria, noch Smyrna, Scanderona (Alexandrette) und Aleppo berühmt. Smyrna, mit 100,000 Einwohnern, ist der vorzüglichste Ort unter den Handelsplätzen (échelles) der Levante, und die Hauptniederlage des asiatischen Handels. Diese eigentliche Levante steht unter türkischer Hoheit, hat ein sehr warmes Clima, viele Berge, aber auch sehr fruchtbare Ebenen, und wird von Türken, Armeniern und Griechen bewohnt. Die Hauptproducte des Landes sind: Getreide, Reis, Tabak, Oliven, Baumwolle, Seide, Kameelhaare (von der angorischen Ziege), Saflor und mehrere Mineralien. Der sogenannte levantische Kaffee wächst nicht in der Levante, sondern in Arabien, und hat diesen Namen daher, weil er aus den Häfen der Levante ausgeführt wird.

Lever, das, (franz. le lever, das Aufstehen) bedeutet die Aufwartung, welche regierenden Personen des Morgens bei ihrem Aufstehen gemacht wird. Am französischen und englischen Hofe ist das große und das kleine Lever (le grand et le petit lever) gewöhnlich. Bei dem letztern werden, außer den diensthabenden Hofleuten, nur begünstigte Personen zugelassen; bei dem erstern aber er-

rinen die großen Hofchargen, die auswärtigen Gesandten, Fremde n Distinction ꝛc.

Leviathan, s. Hobbes.

Lexicon (ein Wörterbuch). Unter den griechischen Wörterbüchern das Onomasticon, welches Julius Pollux 180 v. Chr. Geb. rieb, eines der ältesten. Hesychius von Alexandrien, von dessen ben man nur so viel weiß, daß er in dem Zeitraume von 201 bis o gelebt hat, schrieb zuerst unter den Christen ein griechisches Lexi-n, welches er Glossarium nannte. Nach Wiederherstellung der issenschaften gab Johann Crestonus (Crastonus; Johannes Placen-nus, weil er aus Piacenza gebürtig war), im J. 1483 das erste riechisch-lateinische Wörterbuch zu Vicenza heraus. Unter den Rö-ern schrieb M. Terentius Varro, welcher 638 nach Roms Er-auung geboren wurde, zuerst ein lateinisches Wörterbuch; ein ähn-ches gab Papias im elften Jahrhunderte heraus. Nach Wiederher-ellung der Wissenschaften schrieb Johann Balbus (de Balbis; de anua; Januensis, † 1298) das erste lateinische Lexicon. Es wurde 450 zu Mainz unter dem Titel: Catholicon, gedruckt. Unter den eutschen war Johann Reuchlin der erste, welcher ein lateinisches exicon schrieb. Das erste hebräische Wörterbuch schrieb Rabbi Me-achem Ben Saruck (Ben Jacob) im neunten Jahrhunderte. Aehn-che gaben Johann Reuchlin zu Pforzheim 1506, und Johann Förster u Basel 1564 heraus. Rabbi Ben Jechiel († 1106) schrieb im elften Jahrhunderte das erste talmudische Wörterbuch. Das erste arabische exicon unter den Christen gaben Peter de Alcala 1505 zu Granada n spanischer Sprache, und unter den Niederländern Franciscus Ra-phelengius (geb. 1539, † 1597) 1613 zu Leyden heraus. Das erste yrische Lexicon schrieb Andreas Masius 1571 zu Antwerpen; das erste äthiopische und ampharische Hiob Ludolf 1661 zu London; das erste amerikanisch-peruvianische Dominicus a. S. Thoma im sechzehnten Jahrhunderte; das erste japanische Johann Ferdinand; das erste deut-sche der Erzbischof zu Mainz, Rabanus Maurus († 859); das erste deutsche gedruckte, unter dem Titel: Theutonista, Gerhard von Schuren 1477 zu Cöln; und das erste hebräisch-griechisch-lateinische Sebastianus Münster 1530 zu Basel. Das älteste Gelehrten-Lexicon (welches aber verloren gegangen) schrieb Callimachus v. Chr. Geb.; etzt ist das von Suidas aus dem elften Jahrhunderte das älteste. (Man vergl. d. Art. Encyclopädien im 3ten Bande.) — Lexi-cograph heißt derjenige, welcher ein Lexicon schreibt.

Leyden (Lugdunum Batavorum), eine große, volkreiche, schöne, und nach Amsterdam die größte Stadt in Süd-Holland, mit geräumigen Straßen (unter welchen die breite Gasse eine der schönsten Straßen in Europa ist), und mit vielen breiten Canälen, am alten Rheine, die aber nur wie ein Graben aussehen, hatte in 10,900 Häusern ehemals nahe an 48,000 Einwohner (nach Andern gar 109,000), die aber im J. 1796 auf 30,955 heruntergesunken waren. Die dortige Universität, welche 1575 gestiftet wu..e, zeichnet sich durch den berühmten botanischen Garten, das anatomische Theater, das astro-nomische Observatorium und durch die kostbare Bibliothek mit ihren seltenen Manuscripten aus. Außer mehreren vorzüglichen öffentlichen Gebäuden bemerken wir nur die vortrefflichen Gärten mit ihren Ge-wächsen. Die Stadt selbst war die vierte im Range derjenigen Städte, welche Deputirte zur Versammlung der Provinz Holland schickten. In der Nähe wird die beste holländische Butter, auch sehr viel Käse

verfertigt. Einen beträchtlichen Nahrungszweig machten ehemals auch die vielen hiesigen Buchdruckereien aus. Johann Bockolt, der Schneider, der sich 1534, als das Haupt der Wiedertäufer, zum Könige von Münster aufwarf, ist hier geboren worden. Leyden ist der Hauptplatz für die Wollfabriken und den inländischen Wollhandel. Doch sind von den ehemals vorhandenen 100 Tuchfabriken nur noch wenige im Gange, und in der letzten Zeit hatten auch diese so sehr abgenommen, daß man, statt 25,000, jetzt jährlich nur noch 2000 Stück Tuch verfertigte. Die Stadt hatte am 12ten Febr. 1807 das große Unglück, daß ein mit 40,000 Pfund Pulver beladenes Schiff, welches in der Stadt lag, in die Luft flog, durch dessen Explosion, welche man viele Meilen weit hörte, die zu beiden Seiten des Canals stehenden Häuser zusammenstürzten, und eine große Menge Menschen ihr Leben verloren. Der Schaden ward auf anderthalb Millionen Gulden geschätzt.

Leydner Flaschen, s. Flaschen.

Leydner (Kleistisches) Vacuum ist eine belegte Flasche, aus welcher man bei electrischen Versuchen die Luft ziehen, und damit Erscheinungen des electrischen Lichts im luftleeren Raume darstellen kann.

Leyen (zur Leyen), Schloß und Herrschaft im ehemaligen Churfürstenthum Trier, an der Mosel, zwei Meilen von Coblenz, seit 1803 zum französischen Departement des Rheins und der Mosel gehörig, ist das Stammhaus des reichsgräflichen Geschlechts von der Leyen und Hohengeroldsegg. Die Grafen von der Leyen, welche bei dem Erzstifte Trier das Erbtruchsessen-Amt hatten, erhielten 1711 die Grafschaft Geroldsegg vom Hause Oesterreich zu Lehn, dadurch Sitz und Stimme im schwäbischen Grafen-Collegium, und schrieben sich daher Grafen von und zu der Leyen und Hohengeroldsegg. Außer dieser Grafschaft besaß diese Familie noch andere bedeutende Herrschaften in den Rheingegenden. Im J. 1806 trat der Graf von der Leyen, Philipp Franz, dem rheinischen Bunde bei, und erhielt dadurch den Titel eines Fürsten. Nach den Ereignissen im J. 1814 wurden seine Besitzungen unter österreichische Administration genommen, und man vermuthete, daß sie zu dem Großherzogthume Baden, in dessen Umfange sie liegen, geschlagen werden dürften.

Leyer (deutsche Leyer, lira tedesca, Bauern-Leyer, lira rustica oder pagana) darf mit der Lyra der Alten durchaus nicht verglichen werden. Sie hat einen länglichen Kasten, der auf einer Seite dem untern Theile einer Geige gleicht. In den Seitenwänden befindet sich eine Art Claviatur, welche aus 10 bis 12 Tangenten besteht, durch welche die zwei Saiten, welche innerhalb des Kastens liegen, verkürzt werden, und einen Tonumfang von 10 bis 12 diatonischen Stufen bilden. Die Saiten werden durch ein mit Colophonium bestrichenes Rad intonirt, welches mit der rechten Hand vermittelst einer Kurbel (Griff, Dreher) gedrehet wird, während die Finger der linken Hand die Tangenten bewegen. Leyerorgel, Leyerkasten, Drehorgel, ist eine kleine in einem Kasten befindliche Orgel (Tragorgel) ohne Claviatur, aber inwendig mit einer Walze versehen, welche von außen durch eine an der Seite befindliche Kurbel in Umtrieb gebracht wird. Auf dieser Walze befinden sich verschiedene messingene oder eiserne Stifte, die durch Berührung der Tangenten den Wind in die Pfeifen bringen.

L'Hombre (L'Hombrespiel) wurde nach Einigen im Jahre 430 von den Spaniern erfunden, von denen es die Mauren kennen ernten. Man spielte es anfangs mit der Trappolier-Karte.

Libanon und Antilibanon zwei parallellaufende Gebirge in Syrien, welche Paläſtina nördlich begränzen. Die größte Höhe des ibanon beträgt 9600 Fuß. Die Städte Said (das ehemalige Sidon) ind Tarablus (Tripoli di Syria) liegen am Fuße dieſer Gebirge. In em Theile des Gebirges, welcher der letztern Stadt am nächſten iſt, ind noch die Reſte der ehemals ſo berühmten Cedern von Libanon orhanden, welche die Phönizier zu ihrem Schiffbaue brauchten. Den Antilibanon, oder den nördlichen Theil des Gebirges, bewohnen die Mutualis, den ſüdlichen die Druſen, zwei Völkerſchaften, welche der ürkiſchen Regierung zwar einen Tribut zahlen, übrigens aber, durch hre Gebirge geſchützt, ſehr unabhängig von derſelben leben (ſ. dieſ. Art. Druſen).

Libatio war bei den Römern eine Art von Opfer, welche darin eſtand, daß man einen Kuchen von Mehl oder dergleichen auf den Altar legte und etwas davon verbrannte, beſonders aber Wein auf en Altar der Götter goß (Trankopfer). Auch bei den häuslichen Mahlzeiten geſchahen Libationen, indem man den Laren etwas Speiſe n das Feuer auf dem Heerde warf. Von allen Früchten legte man benfalls einen kleinen Theil den Göttern zu Ehren auf einen Altar, Tiſch u. ſ. w., oder warf dergleichen den Meergöttern zu Ehren ins Meer. Bei den Leichen geſchah die Libation erſt den neunten Tag nach der Verbrennung oder Beerdigung und zwar beſonders mit Milch, Wein oder Blut, und damit pflegte man die Leichenfeierlichkeiten zu eſchließen. Bei den Opfern mußte der Prieſter den Wein, womit er as Opferthier beſprengte, vorher koſten und eben daſſelbe auch diejenigen thun laſſen, welche das Opfer brachten. Dieſe Handlung hieß libare (delibare), welches daher auch etwas eben anrühren oder koſten bedeutet.

Libau, eine kleine ruſſiſche Handelsſtadt mit einem Hafen an er Oſtſee im ehemaligen Herzogthume Curland, hat meiſtens hölzerne Häuſer, eine anſehnliche lutheriſche Stadtkirche, eine katholiſche Kirche, eine gute Schule und wohlhabende Einwohner. Die Zahl der Einwohner iſt 5000. Der Handel dieſer Stadt iſt bedeutend: jährlich kommen über 200 Schiffe daſelbſt an, die vorzüglich Hanf, Leinſamen ꝛc. einladen. Der Hafen iſt ſeicht, und ſchwer beladene Schiffe müſſen auf der Rhede liegen bleiben; doch ſind ſchon Verſuche gemacht worden, den Hafen zu vertiefen.

Libell (libellus), eigentlich eine jede kleine Schrift von einigen Blättern, beſonders der gerichtliche Anſchlag bei Auctionen, welcher bei den Römern öffentlich angeſchlagen wurde; dann insbeſondere jede Klagſchrift, welcher der Ankläger dem Prätor überreichte (in welchem Sinne auch wir noch jetzt Klaglibell ſagen); ferner die Bittſchreiben an die Kaiſer und Sendſchreiben derſelben an den Senat; auch ihre öffentlichen Verordnungen an das Volk. Libellus delatorius bedeutete eine Denunciation, welche durch heimliche Angeber gemacht wurde. Libellus famosus, ein Pasquill (Schmähſchrift), worin die Ehre eines andern angegriffen wurde. Unter Auguſt wurden die Urheber derſelben (Libelliſten) verbannt; gleichergeſtalt ſprach ihnen das Geſetz der zwölf Tafeln den Tod zu. War das Pasquill jedoch unbedeutend, ſo wurden die Ver-

fasser mit Schlägen gezüchtigt, auch wol mit Ehrlosigkeit belegt. Libellen aber sind die Wasserjungfern.

Liber, ein Beiname des Bacchus bei den Römern, mit welchem man den Begriff eines Lösers und Befreiers bezeichnete. Ursprünglich war Liber ein alt-italienischer Gott der Zeugung und Verpflanzung, der seinen Namen von dem alten Worte libare (gießen, befeuchten) erhalten haben soll. Er wurde mit der Libera (Proserpina) und der Ceres, beider Mutter, gemeinschaftlich verehrt.

Liberales wurden in Spanien, in den neuesten Zeiten diejenigen Mitglieder der Cortes (Ständeversammlung) genannt, welche eine freiere Regierungsform einzuführen wünschten (Freiheitsfreunde). Der zurückgekehrte König Ferdinand VII. exilirte sie größtentheils nach Ceuta in Afrika.

Liberalität, Liberale, liberale Ideen. Liberalität (von liber, der Freie, daher liberalis, dem Freien gemäß) bezeichnet ursprünglich den Freisinn, oder die eines freien Mannes würdige Denkart und Handlungsweise. Der eigentliche Gegensatz davon ist die Servilität (von servus, der Knecht oder Sclav, daher servilis, dem Sclaven gemäß), mithin der Knechtssinn, oder die gewöhnlich dem Sclaven eigene Denkart und Handlungsweise; wofür man aber lieber Illiberalität sagt, weil solche Denkart und Handlungsweise auch bei Personen vorkommen kann, die sich nicht im Zustande der Knechtschaft befinden. Da es eines freien Mannes würdig ist, von seinem Eigenthume dem Bedürftigen gern mitzutheilen, so heißt Liberalität auch oft so viel als Freigebigkeit, und Illiberalität so viel als Kargheit. Da es ferner eines freien Mannes würdig ist, die Rechte Anderer ungekränkt zu lassen, besonders das Jedem angeborne und eben darum unveräußerliche Recht der Denkfreiheit, so bekommen die Ausdrücke Liberalität und Illiberalität auch oft die Nebenbedeutung von Duldsamkeit und Unduldsamkeit (Toleranz und Intoleranz). — Die Griechen und Römer überließen ihren Sclaven gewöhnlich die mechanischen Künste, die mehr Hand- als Kopfarbeit fodern, und behielten sich selbst, als freien Männern, die höheren Künste sammt den damit in Verbindung stehenden Wissenschaften vor. Daher nannten sie jene auch knechtische (serviles), diese hingegen freie Künste (liberales artes). Diese freien oder liberalen Künste bildeten späterhin einen förmlichen Unterrichtskreis für junge Leute von guter Geburt und Erziehung, und man rechnete dahin vorzugsweise folgende sieben: Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Musik, Astronomie, Dialektik und Rhetorik. In den Klosterschulen des Mittelalters (wo man sich außer dem christlichen Religionsunterrichte, der zur heiligen Weisheit [sapientia sacra], oder zur Theologie gehörte, fast nur auf jenen Unterrichtskreis beschränkte, der nun zur weltlichen Weisheit [sapientia secularis] oder zur Philosophie gehörte) machten dann die drei ersten freien Künste das sogenannte Trivium, oder den Elementarunterricht aus, die übrigen vier aber das Quadrivium oder den höheren Unterricht; weßhalb noch jetzt die niedern oder Elementarschulen Trivialschulen heißen. Ein Lehrer der freien Künste aber (artium liberalium magister), der eben darum auch ein Lehrer der Weltweisheit (doctor philosophiae) hieß, er natürlich dem Lehrer der heiligen Weisheit (doctor theologiae)

weit nachstand, sollte von Rechtswegen alle sieben freien Künste inne haben. Daher kommt es, daß auf unsern Universitäten die philosophische Fakultät auch eine Facultas artium liberalium genannt wird. — In den neuesten Zeiten ist die Liberalität auch auf das bürgerliche und kirchliche Leben bezogen worden. Die sogenannten liberalen Ideen sind daher keine andere, als die Ideen von der politischen und religiösen Freiheit, nach deren Realisirung das gegenwärtige Zeitalter mit so großer Regsamkeit strebt; weßhalb man auch dasselbe das Zeitalter der liberalen Ideen genannt hat. Eine liberale Constitution ist eben daher eine Staatsverfassung, wodurch die politische und religiöse Freiheit der Bürger anerkannt und möglichst gesichert ist, mithin eine stellvertretende oder repräsentative. Uebrigens kann der Mißbrauch, den man zuweilen mit dem Worte Liberalität, wie mit dem Worte Humanität getrieben hat, die Liberalität oder Freisinnigkeit selbst nicht in Mißcredit bringen. Hat doch selbst Napoleon, wie Hr. von Pradt berichtet, die Macht der liberalen Ideen als die, welche allein ihn gestürzt, anerkennen müssen! Diese Macht aber ist keine andere, als die der Vernunft selbst, des Urquells aller Ideen, folglich auch der liberalen. Die liberalen Ideen bekämpfen, heißt daher nichts anders, als die Vernunft selbst bekämpfen, also unvernünftig handeln. D.

Licent (vom Lat. licere, erlauben). Eine Abgabe, die für die Bewilligung der Ein- oder Durchfuhr fremder Waaren entrichtet wird. So wird z. B. in Sachsen für die erlaubte Einfuhr des Salzes und Eisens, ein Licent bezahlt. Im weitern Sinne nennt man aber auch jede Auflage auf einheimische Handelsartikel und Victualien Licent. In Holland heißen so die Pässe oder Erlaubnißscheine für die kommenden oder abgehenden Schiffe, ihre Ladungen an Bord zu nehmen.

Licentiat ist auf Universitäten der Titel desjenigen, dem, nach überstandenem Examen, die Erlaubniß zu Theil wird, Doctor zu werden, und welcher bis dahin, wo er diese Würde selbst erhält, alle Vorrechte und Vorzüge eines Doctors genießt (Licentiatur).

Licenzen, Licenzsystem, s. Freibrief.

Licht ist einigen Körpern in der Natur, z. B. der Sonne, den Fixsternen, brennenden und glühenden Körpern, leuchtenden Insekten und Würmern, faulem Holze u. s. w. eigen; andere dagegen müssen erst erleuchtet werden, wenn sie leuchten sollen, und diese werden daher dunkle Körper genannt. Das Licht ist ein wirklich vorhandenes, substantielles Wesen, ein Stoff oder eine Materie. Das Gegentheil vom Lichte, Finsterniß, darf aber nicht für eine wirkliche Substanz gehalten werden. Die Erfahrung lehrt, daß sich das Licht in gerade Linien fortsetzt, und daß diese Linien, die man Lichtstrahlen nennt, sich nach allen Seiten ausbreiten. Dieß heißt die Expansibilität (Ausdehnbarkeit) des Lichts. Das Licht wird als imponderable (unwägbare) Substanz, durchaus von keiner Schwerkraft verändert; daher breitet es sich bis ins Unendliche aus und dieß wird die Continuität (Beharrung) desselben genannt. Seine Geschwindigkeit übersteigt alle Vorstellung, und kann eben deßhalb physisch nicht wohl gemessen werden. Daß aber das Licht doch wirklich Zeit gebrauche, um sich zu verbreiten, lehrt z. B. die Abirrung des Lichts. Den sichersten mathematischen Beobachtungen nach

durchläuft das Licht den Weg von der Sonne bis zur Erde in 8 Minuten $7^1/_2$ Secunden, also in jeder Secunde 40,000 geogr. Meilen. Die Geschwindigkeit des Lichts ist daher 10,310 Mal größer, als die Geschwindigkeit, mit welcher sich die Erde um die Sonne bewegt; sie übertrifft die Geschwindigkeit des Schalls fast um 976,000, und die einer Canonenkugel um mehr als anderthalb Millionen Mal. Die Schwäche des Lichts nimmt in eben dem Grade zu, in welchem die Fläche sich vergrößert, welche von den Strahlen erleuchtet wird. Geht man z. B. von einem Lichte so weit weg, daß man nur eben noch eine Schrift lesen kann: so wird man vier Lichter anzünden müssen, um in einer doppelten Entfernung eben so lesen zu können. Fallen die Lichtstrahlen schief auf die Fläche, so vermindert sich die Kraft derselben noch merklicher. So wird z. B. eine Ebene nur halb so stark von der Sonne erleuchtet, wenn sie den Strahlen unter einem Winkel von 30 Graden entgegengekehrt wird. Daher erwärmen auch die im Winter schräg auffallenden Sonnenstrahlen die Erde weniger, als im Sommer, wo sie gerade fallen. Das Licht wird ferner geschwächt, wenn es durch durchsichtige Körper, z. B. durch die Luft, durch Glasscheiben, durch Wasser geht. Ueber die Natur und das eigentliche Wesen des Lichts sind die Physiker noch sehr in Zweifel. Newton lehrte, daß das Licht als eine eigenthümliche Materie von den leuchtenden und erleuchtenden Körpern ausgehe. Dieß ist das bekannte Emanationssystem, welches an Euler einen entschiedenen Gegner gefunden hat. Aber Euler selbst stützte sich dabei auf unsichere Gründe und unbündige Schlüsse. Er nimmt eine feine, elastische, durch den Himmelsraum verbreitete Materie an, die er Aether nennt, und glaubt, daß die Natur der leuchtenden Körper darin bestehe, daß ihre Oberfläche sich in einer beständigen, schnell auf einander folgenden, zitternden Bewegung befinden, wodurch der umgebende Aether eben so bewegt werde, wie die Luft durch die Schwingungen einer klingenden Saite (Vibrationssystem). Allein, wer sieht hier nicht das Willkürliche in dieser Erklärung? Wo findet sich der Beweis für das Daseyn eines solchen Aethers? Das Emanationssystem ist demnach durch Euler durchaus nicht entkräftet; vielmehr erklärt es diejenigen Erscheinungen, welche wir bisher an dem Lichte bemerkt haben, besser, als irgend eine andere Theorie.

Lichten, Leichten. Viele Häfen sind nicht tief genug, um Schiffe, vornehmlich große, mit voller Ladung zu tragen. Dann wird, so viel als nöthig ist, das Schiff im Hafen flott, d. i. schwimmend, zu halten, davon auf der Rhede entladen, und das heißt lichten, leichten. Die besonders dazu bestimmten Fahrzeuge heißen Lichter oder Leichter, im engl. Tender. — Lichten heißt auch in die Höhe ziehen: die Anker lichten.

Lichtenau (Gräfin), diese bekannte Favorite Friedrich Wilhelm II. stammte von geringen Aeltern ab. Ihr Vater, ein gewisser Enke, war Trompeter bei einem in Berlin garnisonirenden Regimente gewesen, und hatte in einem Winkelgäßchen der Hauptstadt, nach erhaltenem Abschiede, eine Wirthschaft etablirt, in welcher nebenher für die niedrigsten Freuden der Sinnlichkeit gesorgt wurde. Ihre Mutter, ein gemeines Weib, speculirte dabei auf die Reize der beiden aufblühenden Töchter. Die ältere ward als Figurantin bei der großen italienischen Oper aufs berliner Theater gebracht, zog bald die Augen vornehmer Wüstlinge auf sich, und richtete mit deren Unterstützung ein eigenes Hauswesen ein. Die jüngere Schwester Wil-

elmine, ein Mädchen von etwa 14 Jahren, vertrat die Stelle ner Aufwärterin, und wurde von der älteren oft sehr grausam be- andelt. Der damalige Kronprinz von Preußen, welcher ebenfalls an r ältern Enke Geschmack fand, sah einstens die grausame Behand- ng der jüngern Schwester mit an, ward darüber aufs äußerste ent- üstet, nahm die Gemißhandelte in Schutz und führte sie ihren Ael- rn wieder zu, denen er befahl: für die sorgfältige Erziehung der Kleinen die nöthigen Einrichtungen zu treffen und die Kosten dersel- en von ihm zu fodern. Inzwischen würde Wilhelmine Enke vielleicht vergessen worden seyn, wenn nicht die Flucht der ältern Schwester mit einem russischen Grafen dem Prinzen die jüngere Schwe- ster wieder lebendig in Erinnerung gebracht hätte. Er sah sie. Sie war zu einer hohen Schönheit aufgeblüht, ihre Talente waren sehr ntwickelt worden und sie zeigte eben so viel Anmuth als Verstand. Der Prinz beschloß, ihre Erziehung auf das feinste ausbilden zu las- en. Er nahm sie daher aus ihrem väterlichen Hause, brachte sie nach Potsdam in das Haus eines seiner Getreuen, übergab sie einer esondern Aufseherin und geschickten Lehrern, und kam fast täglich elbst, um ihrem Geiste eine feinere Ausbildung zu verschaffen. Es and bis zu diesem Zeitpunkte kein sinnliches Verhältniß zwischen dem Prinzen und Wilhelminen Statt. Um diese Zeit kehrte die ältere Schwester, mit dem Titel einer Gräfin geschmückt, von ihren Reisen urück, und der große König hatte Manches über die Verhältnisse sei- es Neffen erfahren, worüber es zu einer Erklärung kam, die den Prinzen bewog, Anstalten zur einstweiligen Entfernung seiner Gelieb- en zu treffen. Er wählte — Paris zu ihrem Aufenthalte und zu hrer weitern Ausbildung! Wilhelmine reisete also mit ihrer räflichen Schwester und einer zahlreichen Bedienung dahin ab. In Paris ward sie nicht nur Vestris Schülerin, sondern unter Anlei- ung ihrer schon kunsterfahrenen Schwester die vollkommenste Courti- anne. Bei ihrer Rückkehr entschied sich der Prinz ganz für sie und as erklärteste Verhältniß trat zwischen ihnen ein. Des äußeren An- tandes wegen heirathete sie in der Form einen gewissen Ritz. Nach dem Tode Friedrichs II. wurde der Einfluß der Madame Ritz dem Staate uf mannichfache Weise sehr nachtheilig, ob man gleich den übertrie- enen Darstellungen eines von Cölln und anderer solcher Scriben- en nur mit großer Vorsicht Glauben beimessen darf. Sie begleitete en König auf dem unglücklichen Zuge nach Frankreich und machte päterhin eine interessante Reise nach Italien, wo sie viele treffliche unstschätze für ihren königlichen Geliebten sammelte. Während des ugs nach Champagne hielt sie einen förmlichen Hof zu Aachen und Spaa, mit dem Glanze einer Königin. Während dieser Reise ward hre Ehescheidung von Herrn Ritz gerichtlich vollzogen; der Kaiser er- ob sie dann unter dem Namen von Lichtenau in den Grafen- and, und in dieser Qualität wurde sie der Königin von Preußen orgestellt. Sie spielte ihre glänzende Rolle bis zum Tode des Kö- igs Friedrich Wilhelm II. fort, und behauptete sich bis zum tzten Momente in seiner Gunst. Unter der Regierung des gerechten riedrich Wilhelm III. erschollen so viele Beschuldigungen ge- en sie, daß eine Untersuchung derselben dringende Foderung der höch- en Gerechtigkeit wurde. Aber diese Gerechtigkeit war mit Humani- it und Schonung gegen das Andenken des verewigten Monarchen ver- unden. Sie behielt eine anständige Existenz und lebte in Glogau nd Breslau. Die pöbelhaften Beschimpfungen, denen sie bald nach-

Digitized by Google

her Seitens des bekannten von Cölln, der sie hatte heirathen wollen, ausgesetzt war, erregten wieder die Theilnahme des unparteiischen Publikums für sie, und man kam bei genauerer Prüfung aller ihrer Verhältnisse von manchem harten Urtheile über sie zurück, besonders als sie durch den Professor Schummel in Breslau eine Art von Rechtfertigung, der eine Menge Originalbriefe ihrer Freunde angehängt waren, öffentlich bekannt machte. Sie verheirathete sich bald nachher mit dem bekannten Schauspieler Holbein, welche Ehe aber von kurzer Dauer war.

Lichtenberg (Georg Christoph), berühmt als einer der größten Physiker und witzigsten Schriftsteller der Deutschen, war am 1sten Jul. 1742 zu Oberramstädt, einem Dorfe nahe bei Darmstadt, geboren, und das jüngste und zwar achtzehnte Kind seiner Aeltern. Er erhielt schon frühzeitig durch den Unterricht seines Vaters einige physikalische Kenntnisse, und besuchte nach dem Tode desselben, das Gymnasium zu Darmstadt. Bis in sein achtes Jahr hatte er einen gesunden und wohlgebildeten Körper gehabt; aber von dieser Zeit an zeigten sich die Folgen der Unvorsichtigkeit einer Wärterin, die ihm das Rückgrat verrenkt hatte, und er bekam einen verwachsenen Körper. Schon in seiner Jugend hatte die Astrognosie einen besondern Reiz für ihn, und als Schüler hielt er bereits einem seiner Mitschüler Vorlesungen über Kästners Anfangsgründe der Mathematik. Landgraf Ludwig VIII., von diesem aufkeimenden Talente unterrichtet, unterstützte den fleißigen Jüngling. Die Rede in deutschen Versen, die er bei seinem Abgange vom Gymnasium hielt, und welche von der wahren Philosophie und philosophischen Schwärmerei handelte, erwarb ihm schon damals ungemeinen Beifall und verschaffte ihm weitere Gönner. In einem Alter von 19 Jahren ging er 1763 nach Göttingen, wo er sich dem Studium der gesammten Wissenschaften hingab. Er fing nun an, sich den astronomischen Betrachtungen mit Fleiß zu widmen, und beobachtete z. B. das Erdbeben im J. 1767 mit solcher Aufmerksamkeit, daß er dessen Dauer auf sechs Secunden setzte, da es nach der allgemeinen Angabe eine volle Minute gedauert haben sollte. So beobachtete er ferner mit Kästner den berühmten Durchgang der Venus durch die Sonne am 19ten Jun. 1769 die Cometen von 1770 und 1771, so wie auch den von 1773, dessen Gang durch die Sternbilder er verzeichnete und der göttingischen Societät der Wissenschaften überreichte. So verfertigte er auch in dieser Zeit Mondcharten, sehr sauber getuscht, auf denen die Flecken so verzeichnet sind, wie sie der Rechnung zufolge nach und nach von dem Erdschatten bedeckt werden müssen, und welche er hernach Kästner gab, der sie, als ein schätzbares Denkmal von Lichtenbergs künstlerischer Hand, wie ein Heiligthum aufhob. Im J. 1770 verlangte ihn sein Vaterland zurück: er sollte Professor der Mathematik in Gießen werden. Aber man bot ihm in Göttingen eine Proffessur an, die Lichtenberg vorzog und in seinem 27sten Jahre antrat. Im Mai desselben Jahres hatte er zwei junge Engländer von Stande nach London begleitet, und dort das Glück gehabt, nicht allein den englischen Astronomen, sondern auch dem Könige selbst, der ihn sehr auszeichnete bekannt zu werden. Als Professor in Göttingen zeigte er seine Vorlesungen durch ein Programm an, welches von der Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels handelte. Als der König auch die astronomische Bestimmung mehrerer Oerter seiner deutschen Staaten außer Göttingen verlangte, so

aß Lichtenberg in den Jahren 1772 und 1773 die Lage von Hanno-
r, Osnabrück und Stade, und legte der Societät der Wissenschaften
Göttingen, deren Mitglied er 1774 geworden war, Rechenschaft
n seiner Arbeit ab. Hierauf gab er Tob. Mayers Werke mit
rläuterungen heraus, und fügte eine Mondcharte und ein Verzeichniß
r Mondflecke hinzu; doch ist davon nur der erste Band erschienen.
eine Liebe für England und die Achtung, die ihm der König fort-
ährend erwies, veranlaßte im Jahre 1774 seine zweite Reise dahin.
hatte sein erster dortiger Aufenthalt schon unverkennbar auf seine viel-
itige philosophische und ästhetische Ausbildung sehr glücklich gewirkt,
war dieß noch viel mehr der Fall bei seinem zweiten. Ein Beweis
avon sind die trefflichen Briefe über Garrick und über das
nglische Theater. Nur auf diese Weise konnte sich der Mann
ilden, der uns nachher einen Commentar zu Hogarths lebenvollen
upfern lieferte, wie ihn dieser Seelenmaler sich nur immer selbst
ätte wünschen können, und wie er ihn unter seinen eigenen Landsleu-
en nicht gefunden hat. Indessen blieb auch dießmal die ernste Wis-
nschaft sein Hauptaugenmerk. An die beiden Forster, Vater und
Sohn, schloß er sich dießmal auf das engste an. Er ward auch dieß-
mal von dem Könige mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit behan-
delt, und kehrte 1775 nach Göttingen zurück. Von nun an las er,
da Erxleben gestorben war, über Experimental-Physik nach dem Hand-
buche desselben, welches er hernach noch viermal, immer vielfach berei-
chert, bis zur sechsten Ausgabe, auflegen ließ. Im J. 1788 erhielt
er einen sehr vortheilhaften Ruf nach Leyden, den er aber nicht an-
nahm. Seine Vorlesungen über die Experimental-Physik waren von
ausgezeichnetem Werthe, und sein Apparat zu denselben, den er sich
theils aus England, theils von den berühmtesten Mechanikern zu
verschaffen wußte, wurde von Kennern für königlich erachtet. Schon
im J. 1789 kaufte die Universität diese treffliche Sammlung von In-
strumenten für eine jährliche Leibrente von 200 Thalern, welche nach-
her bei Lichtenbergs frühzeitigem Tode auf die Kinder desselben, über-
tragen wurde. Eigentlicher Entdecker in der Physik wurde er durch
die Bemerkung der elektrischen Figuren, welche sich auf
elektrisirten Körpern bilden, und die er hervorbringen und festzuhal-
ten lehrte, so daß sie auch nach seinem Namen benannt worden sind.
Im J. 1780 schrieb er eine Fortsetzung seiner Beobachtung über
die Berechnung der Wahrscheinlichkeit des Spiels.
Uebrigens stattete er den göttingischen Almanach, dessen Redaction er
seit 1778 übernommen hatte, jährlich mit einer Anzahl interessanter,
und unter populärer Form gelehrter und belehrender Gegenstände aus.
Als Lavater in den Jahren 1768 bis 1771 durch seine verschiedene
Schriften über Physiognomik die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich
gezogen hatte, wurde Lichtenberg über den Mißbrauch unmuthig, und
er schrieb 1773 eine Brochüre Timorus, d. i. Vertheidigung
zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der la-
vaterschen Beweisgründe und der göttingischen Mett-
würste bewogen, den wahren Glauben angenommen
haben, von Conrad Photorin, der Theologie und Bel-
les Lettres Candidaten. Die Brochüre ist voll der witzig-
sten Satyre, und wird immer mit Beifall gelesen werden, wenn sie
gleich ihr eigentliches Interesse nur in jener Zeit haben konnte. Seine
Satyre verfolgte die Physiognomiker in dem Aufsatze: Ueber die
Physiognomik wider die Physiognomen, zur Beför-

derung der Menschenliebe und Menschenkenntniß. Zimmermann in Hannover hatte Partei für Lavater genommen und wurde durch Lichtenbergs Ausfall auf denselben in Feuer gesetzt. Es entstand zwischen beiden eine literärische Fehde, die von Lichtenberg mit Witz, von Zimmermann aber mit Bitterkeit und Einmischung von Persönlichkeit geführt wurde. Zu Lichtenbergs Aufsätzen über diesen Gegenstand gehört auch sein Fragment von Schwänzen in Baldingers neuem Magazine für Aerzte. Als Lavater 1768 seinen Sohn nach Göttingen auf die Universität brachte, und zugleich seinen dortigen Gegner besuchte, wurde er freundlich von ihm aufgenommen, und beide söhnten sich vollkommen mit einander aus. Auf eine Veranlassung, die der Nachdrucker, Tobias Göbhard in Bamberg, gab, stellte Lichtenberg in zwei an denselben gerichteten Episteln mit seinem gewöhnlichen Witze die Zunft der Nachdrucker in ihrer ganzen Blöße dar. Hierauf unternahm er mit Georg Forster die gemeinschaftliche Herausgabe des göttingischen Magazins der Wissenschaft und Literatur. Während dieser Zeit gerieth er mit Voß über dessen Orthographie und mit dem Superintendenten Ziehe in Zellerfeld über dessen Weissagungen des nahen Untergangs eines großen Theils von Deutschland, in Streit, den er seiner Seits mit dem ihm beiwohnenden Witze führte. Sein Sinn für Charakterdarstellung in der bildenden Kunst wurde durch den Charaktermaler Hogarth unglaublich angezogen. Er hatte schon längst dem jedesmaligen göttingischen Taschenbuche einige Blätter hogarthischer, verkleinerter Köpfe beigefügt, und sie mit einem sehr witzigen und geistreichen Commentar begleitet. Der Beifall, den letzterer fand, veranlaßte die Ausführliche Erklärung der hogarthischen Kupferstiche mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von Riepenhausen, wovon seit 1794 fünf Lieferungen erschienen sind (die sechs späteren Lieferungen sind von Bouterweck commentirt). In den siebenziger Jahren, in welchen die verunglückten Nachahmungen Göthe's, Klopstocks und Shakespeares erschienen, stellte er sich dieser Nachahmungswuth in dem Buche Parakletor, oder Beweis, daß man ein Originalkopf und zugleich ein ehrlicher Mann seyn könne, und bald nachher auch in der Bittschrift der Wahnsinnigen entgegen; das Ganze ist aber nicht vollendet, als auch eine andere satyrische Schrift nicht, mit der er früher schon beschäftiget war, das Leben Kunkels, eines ehemaligen göttingischen Antiquarius. Seine Schriften gehören zu den besten prosaischen Schriften der Deutschen. In den letzten Jahren seines Lebens ward dieser große Mann hypochondrisch und im eigentlichen Verstande fast menschenscheu, so, daß er nicht nur Jahrelang sein Zimmer nicht verließ, sondern auch Niemanden, außer höchstens ein paar sehr vertraute Freunde bei sich sehen wollte. Er starb an einer Brustentzündung im 57sten Jahre seines Lebens am 24sten Febr. 1799. Lichtenberg war ein ausgezeichneter, origineller Kopf, dem kein Gegenstand einer Wissenschaft fremd und ohne Interesse war. Streng wissenschaftlicher Geist und poetischer Sinn waren auf eine seltsame Weise in ihm verschmolzen, und brachten eine überraschende Erscheinung hervor. Das Höhere im Menschen, der Glaube an das Göttliche rächte sich aber in ihm dafür, daß er in der Stunde der Speculation von ihm gewaltsam war verdrängt worden; daher sein Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen. So ist Lichtenberg, wie er sich in den merkwürdigen fragmentarischen Betrachtungen uns darstellt, ein Bild dies

Menschen im Allgemeinen, nämlich eine räthselhafte Zusammensetzung eines Gedankens und Gefühls; eben so skeptisch oder gläubig, wie dieses, je nachdem er mehr der Speculation offen ist, oder der Empfindung. Uebrigens war er, und dieß nicht etwa durch Kunst, sondern im Gefolge seiner ursprünglichen Individualität einer unserer wenigen Humoristen, und besaß jenes geheimnißvolle, bezaubernde Gemisch von Lachendem, unerschöpflichem Witz, treffender Satyre und tiefem Gefühle, welches wir Humor nennen, und welches leichter besessen, als erklärt wird.

Lichtwehr (Lichtwer), Magnus Gottfried, der deutsche Fabeldichter, ward 1719 zu Wurzen geboren, studirte zu Leipzig die Rechte, ward in Wittenberg Doctor derselben und starb zu Halberstadt als königl. preuß. Hof-, Regierungs- und Consistorialrath am 6. Jul. 1783. Er gab zu Leipzig 1748, doch ohne seinen Namen, vier Bücher äsopischer Fabeln heraus, von welchen 1758 zu Berlin die zweite verbesserte Auflage erschien. Da in diesen Fabeln das Gute vom Schlechten zu sehr in den Hintergrund gestellt war, so übernahm es Ramler, wie es damals hieß, mit einigen Freunden, ebenfalls ohne sich zu nennen, und ohne Vorwissen Lichtwehr's, 1761 zu Leipzig eine Auswahl und Verbesserung derselben herauszugeben. Darüber entstand ein heftiger Streit zwischen Lichtwehr und seinen Verbesserern, an welchem auch Lessing, doch nicht eben für Lichtwehr, Antheil nahm. Letzterer fand sich nun bewogen, zu Berlin 1762 eine dritte rechtmäßige und verbesserte Ausgabe seiner Fabeln erscheinen zu lassen, in welcher er jedoch von keiner der Aenderungen Ramlers Gebrauch machte, derselben aber eine Vorrede mit heftigen Ausfällen auf Ramler beifügte. Nun mischte sich Lessing in den Streit und nahm sich Ramlers gewissermaßen gegen Lichtwehr an. Nachdem Lichtwehr noch während seines Lebens 1775 eine vierte Ausgabe seiner Fabeln besorgt hatte, erschien endlich nach dessen Tode zu Berlin 178[illegible] eine neue, aber unveränderte Ausgabe derselben. Außer diesen Fabeln, welche dem Verfasser einen großen Ruf in Deutschland und im Auslande verschafften, hatte Lichtwehr noch herausgegeben: das Recht der Vernunft, ein didactisches Gedicht, in fünf Büchern. Leipzig 1758; und des Marcus Minucius Felix Octavius, Gespräch zwischen einem Heiden und einem Christen, aus dem Lateinischen übersetzt. Berlin, 1763.

Lictoren (Lictores) öffentliche Diener der obrigkeitlichen Personen der Römer bei ihren Amtsverrichtungen, hatten ihren Namen (ligatores) daher, weil sie die Missethäter an Händen und Füßen binden mußten, ehe sie gegeisselt wurden. Romulus führte sie ein und entlehnte sie von den Etruskern, deren vornehmste Magistratspersonen sich von Dienern, die mit Beilen und Ruthenbündeln (fasces) bewaffnet waren, begleiten ließen. Romulus ließ deren zwölf vor sich hergehen. Die königliche Würde in Rom ward zwar abgeschafft, aber dennoch ihre äußere Pracht beibehalten. Daher wurden auch die Consuln, Dictatoren, Prätoren, Magistri equitum rc. (nur nicht die Censoren) von Lictoren begleitet. Wenn also eine höhere Magistratsperson ausging; so gingen die Lictoren in einer Reihe, einer nach dem andern vor ihm her. Der vorderste hieß Lictor primus, und derjenige, welcher zunächst vor der Magistratsperson herging, Lictor proximus (postremus). Derjenige Lictor, welcher die Befehle der Magistratsperson zu empfangen und zu vollziehen pflegte, war der vornehmste. Das Amt der Lictoren bestand in folgen-

den Verrichtungen: Sie mußten das zuströmende Volk zurückhalten und aus dem Wege schaffen (Turbam submovere). Zu dem Ende sagten sie: Cedite, Consul venit; Date viam (locum) Consuli u. a. Ging die Magistratsperson wieder nach Hause, oder ging sie in ein anderes Haus, so schlugen die Lictoren mit ihren Ruthen an die Thür. Ferner mußten die Lictoren darauf sehen, daß den Magistratspersonen die gehörige Ehrerbietung erwiesen wurde. Dieses Geschäft hieß animadvertere. Die Ehrerbietung bestand darin, daß derjenige, welcher der Magistratsperson begegnete, vom Pferde steigen, das Haupt entblößen, aus dem Wege gehen mußte u. s. w. Das Geschäft der submotio und animadversio kam besonders dem Lictor Primus zu. Endlich mußten sie die Strafen vollziehen, welche die obrigkeitlichen Personen zuerkannt hatten. Die Lictoren waren zwar freie Leute, aber aus der niedrigsten Volksclasse genommen, gewöhnlich Freigelassene der Magistratspersonen, bei denen sie ihre Dienste verrichteten Man muß sie aber von den öffentlichen Sclaven, welche zur Bedienung der obrigkeitlichen Personen gehalten wurden, unterscheiden. Uebrigens gingen vor dem Dictator vier und zwanzig, vor den Consuln, Decemvirs und Kriegstribunen mit consularischer Gewalt zwölf, vor dem Prätor sechs, eben so viel vor dem Magister equitum und einer vor einer Vestalin.

Liebe. Dieselbe Kraft, welche Welten verknüft und zusammenhält, ist es auch, durch welche der Mensch zu dem Verwandten seiner Gattung mit Freiheit hinstrebt. Schon die Alten sagten daher: „die Welt wird durch Liebe regiert;" aber sie fügten hinzu; „und durch den Haß" (Eros und Eris, s. d. Art.), weil sie sich nicht über den Gegensatz streitender Erfahrung zu dem Wesen aller Wesen erheben konnten, welches selbst die Liebe ist. In jener engern Bedeutung dagegen, als Zuneigung zu dem Gleichartigen und Verwandten, ist Liebe nicht ohne Abneigung und Abstoßung des Fremdartigen und Entgegengesetzten (Haß im weitesten Sinne), und die wahre, feste Zuneigung, welche innig an ihrem Gegenstande hängt und unzertrennlich mit ihm verbunden ist, nicht ohne Haß dessen, was mit ihm streitet und ihm durchaus widerspricht, woher auch das Sprichwort: nur wer recht hassen kann, kann auch recht lieben. Dann aber muß das Geliebte auch etwas wahrhaft Liebenswürdiges und Edles seyn; denn nur dessen Gegentheil darf uns mit Abneigung und tiefem Abscheu erfüllen. Daß wir aber dem Menschen diese innige und edle Zuneigung gegen die Seinen beilegen, liegt darin, daß allein den Menschen ein freier innerer Drang an das freie Individuum knüpfen kann, da das Thier ohne alle Wahl dem Eindrucke des Augenblicks und dem Gesetze der Natur instinctmäßig folgt, wenn es mit dem Verwandten seiner Gattung sich flüchtig verbindet. Obwol nun die Liebe des sinnlichen und mehr thierischen Menschen dem thierischen Instincte mehr oder weniger ähnlich ist; in sofern sie weniger ausschließend auf das bestimmte Individuum gerichtet ist, und die sinnliche Heftigkeit desselben theilt: so wird doch in der wahren Liebe jeder sinnliche Trieb so sehr veredelt und durch die geistige Natur geläutert, daß man dieselbe vor Allem als eine reinmenschliche Neigung ansehen darf, in welcher sich die ganze Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur offenbart, und durch welche sich der Mensch der Menschheit innig anschließt. Die menschliche Neigung zu dem Verwandten offenbart sich aber in verschiedenen Formen; zuerst in der Kindesliebe, auf zarte Sympathie gegründet, mit herzlicher Dankbarkeit gegen die

Wohlthäter, und Ehrfurcht vor dem vollendetern Menschen verbunden, und wiederum anders als Liebe der Söhne, anders als Liebe der Mädchen gegen Vater und Mutter, dann als Geschwisterliebe und Freundschaft, ferner als Geschlechtsliebe oder Liebe im engern Sinne. Letztere ist die freie Zuneigung verwandter Personen verschiedenen Geschlechts, oder ein inniges Streben nach vollkommener Gemeinschaft mit einer bestimmten Person des entgegengesetzten Geschlechts, ja (objectiv) diese Vereinigung selbst; denn die Liebe kann nur durch Gegenliebe vollendet werden. Sie entwickelt sich naturgemäß zuerst aus dunkler Sehnsucht, zu welcher die vollkommene Entwickelung des Körpers, welche in die Zeit der ersten Liebe fällt, wahrscheinlich mitwirkt, und ist dann mit einem Gefühle der Leere verbunden, welche das Bedürfniß einer vollkommenern Mittheilung bewirkt. Ferner gründet sie sich auf die körperliche und geistige Verschiedenheit der Geschlechter. Sie ist aber dennoch, sowol von dem regen Geschlechtstriebe und der oberflächlichen Reizbarkeit des Gemüths, welche man Verliebtheit nennt (beide können die wahre Liebe unterdrücken), als von jener fälschlich sogenannten platonischen Liebe verschieden, welche nur eine geistige Ausschweifung ist. Sie ist vielmehr ein vollkommen menschliches Streben nach vollkommener, d. i. geistig-körperlicher Vereinigung, und eben darum der liebste Gegenstand der Kunst. Wo sie aber vollkommen ist, da ist sie auch nothwendig ausschließend, auf ein festes Interesse der Herzen gegründet, und wird zur Lebensvereinigung derer, die sich durch höhere Fügung gefunden. Der Staat erkennt sie an in der Ehe, welche die vernunftmäßige Form der Liebe ist. In der alten Welt, wo das Geschlechtsverhältniß mehr ein physisches war, und die Polygamie herrschte, konnte die Liebe nicht mit dieser Tiefe des Gefühls, ja mit dieser schwärmerischen Herzlichkeit sich offenbaren, welche sie in der christlichen und romantischen Zeit angenommen hat. Nur wo das feste Vertrauen mangelt, geht sie in Eifersucht über, und große Hindernisse treiben sie zur Leidenschaft. Ruhiger und vertraulicher aber ist die Gattenliebe und die mit ihr verwandte, aufopfernde und höchst uneigennützige Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. T.

Liebesfamilie nannte sich eine von den deutschen Wiedertäufern abstammende Secte, die Heinrich Nicolai aus Münster um 1560 in England stiftete. Ihr 1575 unter dem Titel: Kurze Wiederholung des Glaubens der Gutwilligen in England, genannt die Familie der Liebe 2c. erschienenes Glaubensbekenntniß verräth eine ähnliche mystische Stimmung, wie der spätere Quietismus. Aus ihrem Glauben an die Wiedertaufe durch Buße und neues Leben erkennt man ihre Abstammung, ob sie gleich die Kindertaufe nicht verwarf und zur orthodoxen englischen Kirche gehören wollte. Uebrigens waren diese unter dem Namen Familisten bekannten Schwärmer weniger mürrisch als andere ihrer Art, und wurden wegen ihrer Fröhlichkeit von andern Fanatikern angefeindet. Da indeß die Exaltation, die dem Gebote der christlichen Liebe einen besondern mystischen Sinn gegeben hatte, nach und nach wieder sank, verloren sie sich um die Mitte des 17ten Jahrhunderts unter andern Parteien in England. E.

Liebesmahle, Agapen, wurden in der ersten christlichen Kirche die gemeinschaftlichen Mahlzeiten genannt, die der Feier des heiligen Abendmahls (s. d. Art.) vorangingen. Menschen von allen Ständen speiseten dabei zum Zeichen der christlichen Bruderliebe unter und mit

einander, Jeder trug dazu nach Vermögen das Seinige bei, und die Reichen hielten die Armen frei. Diese von den Aposteln angeordnete und den Geist der Gemeinschaft in der entstehenden Christenheit schön bezeichnete Sitte mußte indeß beim Anwachse der Gemeinde bald beschwerlich, und wegen der dabei eingerissenen Unordnungen, um den Ruf der Christen zu schonen, durch Synodalbeschlüsse im 4ten Jahrhunderte abgeschafft werden. Die Brüdergemeinde hat die Liebesmahle wieder erneuert, und hält sie bei feierlichen Gelegenheiten unter Gesang und Gebet mit mäßigem Genusse von Thee und Weizenbrot (Liebesbrot genannt) in ihren Versammlungssälen. S. d. Art. Brüdergemeinde. E.

Lied (in der Dichtkunst) ist bisher so unbestimmt gebraucht worden, daß es schwer wird, den eigentlichen Charakter desselben genügend zu bezeichnen und es von den, ihm verwandten Gedichten, der Ode und dem Hymnus zu unterscheiden. Im Aeußerlichen und Mechanischen zeichnet sich das Lied dadurch von den übrigen Gedichten aus, daß es stets in gleiche Verse, ja auch in gleiche Strophen abgetheilt ist und diese wiederum stets dasselbe Metrum haben, so daß alle Verse und Strophen nach einer und derselben Melodie gesungen werden können. Dazu gehört ferner, daß jede Strophe eine eigene Periode ausmachen, und daß jeder Vers einen für sich vollendeten Sinn haben muß. Innerlich dürfte der Charakter des Liedes auch in sofern verschieden seyn, als das Lied einen engern Kreis hat, in welchem es sich bewegt, und den es nicht überschreiten darf. Dieser Kreis schließt alsdann eine größere Mannichfaltigkeit in der Darstellung gänzlich aus und bleibt nur bei dem Einen stehen, bei dem Ergusse des Gefühls. Die Ode hingegen schweift in das Erhabene aus und berührt in ihrem Fluge das Geistige und das Irdische, das Hohe und das Tiefe. Das musikalische Lied richtet sich in seinem Charakter natürlich nach dem poetischen Liede, und hat dieselbe Ruhe, dieselbe Einfachheit, einen geringen Umfang der Töne, keine schwer zu treffende Intervalle. Es gibt Volkslieder, Kriegslieder, Trinklieder u. S. diese Art. und den Art. Lyrik. Pq.

Liederspiel unterscheidet sich, als neue Gattung des Schauspiels mit Gesang, von der Operette hauptsächlich dadurch, daß alle darin verwebte Gesangstücke bloß aus Liedern bestehen, die entweder dem Publikum schon bekannt sind, oder die der Tonsetzer doch wenigstens in der Form des Liedes neu bearbeitet hat, und welche sämmtlich mit einer dem Liede angemessenen einfachen Instrumentalbegleitung versehen sind. Der verstorbene Capellmeister Reichhardt, wahrscheinlich durch die Vaudevilles der Franzosen (s. d. Art.) dazu veranlaßt, hat in seinem Liederspiele: Liebe und Treue, den ersten Versuch in dieser Gattung gemacht (s. Reichardt). Wir behaupten unserer Seits, daß eine Verbreitung derselben auf unsern Theatern deßhalb nicht wahrscheinlich ist, weil die Deutschen in der theatralischen Musik zu große Fortschritte gemacht haben, als daß sie sich ein ganzes Stück hindurch mit der Liebe, da wo dieses nicht bloß der eigentlichen Posse zur Unterlage dient, begnügen sollten. Das Lied ist an und für sich selbst und am gehörigen Orte von der entschiedensten Wirkung, kann aber schwerlich die Aufmerksamkeit auf eine so lange Zeit in steter Beschäftigung erhalten. Auch hat der Erfolg dieses Urtheil schon bestätigt. Pq.

Liefland, s. Letten.

Ligne (Carl Joseph, Fürst von), als muthvoller Krie-

ier und geistreicher Schriftsteller gleich berühmt, ward
en 23sten Mai 1735 zu Brüssel geboren. Sein vormals geltender
Titel war: des heil. röm. Reichs Fürst, erster Pair von Flandern,
Pair, Marschall, Grand Baillif und souveräner Offizier der Land=
nd Grafschaft Hennegau, Gouverneur von Mons, Pair von Namur
nd Artois. Außerdem war er Grand von Spanien erster Classe,
nd k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer und Generalfeldmar=
schall, Ritter des goldenen Vließes, Commandeur des militärischen
Marie=Theresien=Ordens 2c., auch Inhaber des dreißigsten Infante=
ie=Regiments. Dieser Prinz, bekannt durch seine ausgezeichneten
Talente, stammt von einem der edelsten Häuser Belgiens ab, welches
on dem Städtchen Ligne im Hennegau den Namen erhalten und
eit drei Jahrhunderten seinen Glanz in dem Ruhme der Waffen be=
gründete. Das Haus Ligne erhielt im 16. Jahrhunderte die reichs=
gräfliche, und 1602 die reichsfürstliche Würde. Die zwischen Henne=
gau und dem lütticher Lande gelegene Herrschaft Jagnollej, welche
iesem Hause gehörte, wurde 1770 unter dem Namen Ligne zu
iner Reichsgrafschaft erhoben. Der Prinz von Ligne widmete seine
Jünglingsjahre dem ernstesten Studium der classischen Literatur und
er Kriegswissenschaften. So ausgerüstet trat er 1755 in österreichi=
sche Kriegsdienste. Er diente in dem Feldzuge von 1757 und 1758 als
Capitän in dem, seinem Vater zugehörigen Regimente de Ligne.
Dieß Regiment und der junge Prinz, der die Seele desselben war,
bedeckten sich mit Ruhm in der Schlacht von Collin, welche Daun ge=
gen Friedrich gewann. In den Gefechten, die jenem Siege folgten,
zeigte der Prinz sich immer auf den Vorposten, und in der Schlacht
bei Leuthen, wo Preußens König die erlittene Niederlage rächte, sah
man ihn das Regiment unter einem Regen von Kugeln mehrmals
sammeln und endlich den Rest desselben durch die schrecklichsten Wege
nach Böhmen zurückführen. 1758 befand er sich bei dem Siege bei
Hochkirchen, eroberte (1759) mit stürmender Hand den sogenannten
großen Garten von Dresden und wurde, da der Oberste des Regi=
ments in Gefangenschaft gerathen war, zur Belohnung zum comman=
direnden Obersten desselben ernannt. Er wurde nach Paris gesandt,
um Ludwig XV. die Nachricht von der Gefangennehmung des Gene=
rals Fink mit 15,000 Preußen bei Maxen (im November 1759), zu
welcher er mitgewirkt hatte, zu überbringen. Er verlebte einen an=
genehmen Winter in Paris und kehrte zurück, nachdem er, wie er
sich selbst ausdrückte, viele Bekanntschaften, Unbesonnenheiten, Be=
merkungen und Schulden gemacht hatte. Im Jahre 1760 befand sich
der Prinz beim Armeecorps des General Lascy, welcher sich der Städ=
te Berlin und Potsdam bemächtigte. Nach dem siebenjährigen Kriege
ward er Generalmajor. Als solcher stand er in einer niederländischen
Garnison, wo er den damaligen Grafen von Artois kennen lernte,
der ihn einlud, wieder an dem französischen Hofe zu erscheinen. Dem
zufolge sah man ihn von 1766 bis 1787 bald zu Paris, bald zu Ver=
sailles. Die Großen, die liebenswürdigsten Frauen, die geistreichsten
und berühmtesten Gelehrten wetteiferten um den Besitz des Fremd=
lings, den man für einen gebornen Franzosen hielt. Man bewunder=
te den richtigen und tiefen Sinn, der sich in tausend muthwilligen
Spielen des Witzes entwickelte. Bei Hofe wußte er die ganze Würde
eines Großen mit der Liebenswürdigkeit eines geistreichen Mannes zu
vereinigen. Er hatte Zutritt in dem vertrautesten Kreise der königli=
chen Familie, vorzüglich in den Abendstunden von Klein=Trianon.

Auch verschmähete er es nicht, den Theaterheldinnen seine Huldigungen darzubringen. Diese Verbindungen verwickelten ihn in einige kleine literärische Intriguen, und der Geist derselben wirkte zuweilen auf seine Urtheile. Namentlich faßte er gegen Marmontel einen Widerwillen. Als leidenschaftlicher Liebhaber von Reisen, wandte der Prinz seine Sommer dazu an, England und Italien, Voltaire zu Ferney, den Prinzen Heinrich in Rheinsberg, und Friedrich den Großen in Sanssouci zu besuchen. Im Jahre 1770 wohnte er der Zusammenkunft dieses Monarchen mit Joseph II. in Schlesien bei, und nachdem er als General en Chef ein Corps Eliten-Grenadiere in dem kurzen Kriege von 1778 gegen den Prinzen Heinrich gefochten hatte, stattete er 1785 demselben einen Besuch ab und erhielt die verbindlichste Aufnahme. Früher, im Jahre 1781, hatte er den petersburger Hof besucht, wo sein ältester Sohn, der mit einer Prinzessin Massalsky verheirathet war, 400,000 Rubel zu fodern hatte. Er gewann die Gunst der Kaiserin, deren leidenschaftlicher Bewunderer er ward, und kehrte mit Porträts, Decorationen und Bändern überhäuft, jedoch ohne den eigentlichen Zweck seiner Reise erreicht zu haben, zurück. In den Niederlanden hatte sein Betragen ihm die größte Popularität erworben. Als die Streitigkeiten im Jahre 1784 einen Krieg mit Holland vermuthen ließen, traf er als General en Chef mit großer Thätigkeit alle Maßregeln, um einen schnellen und ruhmvollen Ausgang desselben zu sichern. Zur Zeit der berühmten Zusammenkunft Josephs II. und der Kaiserin von Rußland im Jahre 1787 ward der Prinz von Ligne der treueste Unterthan des erstern, und der ergebenste Höfling der letztern genannt. Er begleitete sie auf der berühmten Reise nach Cherson. Nach dem Ausbruche des Türkenkrieges befand er sich als Agent Oesterreichs bei der russischen Armee und deren Chefs; in der Folge befehligte er einen Theil der Armee unter Laudon, welche Belgrad belagerte und einnahm. Obgleich er sich dabei mit Ruhm bedeckt hatte, mußte er doch einige Zeit nachher die Ungnade des Hofs erfahren. Aber noch auf dem Sterbebette rief ihn Joseph II. zu sich und überhäufte ihn mit Zeichen seines Wohlwollens. Im Jahre 1792 hatte er den Schmerz, seinen ältesten Sohn in dem Gefechte von Bour zu verlieren. Seit geraumer Zeit hatte der Prinz sich aus der großen Welt zurückgezogen und lebte in ländlicher Ruhe in Nußdorf bei Wien in einem heitern Greisenalter. Hier starb er auch am 13ten December 1814. Sechzig bedeutungsvolle Jahre unserer Geschichte mit ihren Staatsmännern, Kriegern und Schriftstellern sind an diesem merkwürdigen Manne vorüber gegangen, in deren Begebenheiten er bald als handelnde Person thätig eingegriffen, bald sie als geistreicher Beobachter in Denkschriften und Briefen den Zeitgenossen und der Nachwelt überliefert hat. So hat er z. B. die Schlachten von Collin, Görlitz, Breslau, Leuthen, die Belagerung von Schweidnitz, an denen er rühmlichen Theil genommen hatte, mit treffenden Bemerkungen und höchst originellen Ansichten geschichtlich dargestellt. Von seinen Werken sind nach und nach 30 Bände in französischer Sprache erschienen; ihr Inhalt ist sehr gemischt, Verse und Prosa wechseln mit einander ab. Eine Auswahl von Briefen und kurzen Aufsätzen hat Frau von Staël herausgegeben (deutsch von Madame Spazier), der einige andere gefolgt sind. Man erhält daraus eine Menge von Aufschlüssen über Personen und Begebenheiten, und erblickt allenthalben einen kenntnißreichen, feingebildeten, zartfühlenden, scharfsinnigen, heitern Geist, der auf das angenehmste unterhält

nd belehrt. Seine nachgelassenen Schriften sind vom Buchhändler otta an sich gebracht.

Ligny (Schlacht bei), gewonnen am 16ten Juni 1815 von Bonaparte über die preußische Armee unter Feldmarschall Blücher. Bonaparte hatte bis zum 14ten Juni alle seine Truppen bei Beaumont nd Maubeuge gesammelt, er griff am 15ten das an die Sambre orgeschobene 1ste preußische Armeekorps bei Gilly und Conelier mit lebermacht an und drängte es nach muthigem Widerstande über Fleuus zurück; seine Absicht, die preußische Armee vielleicht vereinzelt, uf jeden Fall noch vor der Vereinigung mit den Engländern zu schlaen, war unverkennbar; die vier Corps, aus welchen das preußische eer bestand (Ziethen, Pirch 1., Thielemann und Bülow), wurden eshalb rasch zusammengezogen und befanden sich am Morgen des 6ten (mit Ausschluß des 4ten, welches erst zwischen Lüttich und Haut zusammenrückte) ungefähr 80,000 Mann stark bei Sombref vereiigt. Sie nahmen hier Position auf den Höhen, welche sich hinter em Ligny-Bache von Brie nach Sombref ziehen, die in der Front geegenen Dörfer St. Amand und Ligny stark besetzt haltend, so daß das ite Corps (der linke Flügel) über Sombref hinausreichte, das 2te im entrum bei Ligny, das 1ste auf dem rechten Flügel, bis über St. mand hinaus stand. Die feindliche Armee erschien noch Vormittags, bwol von ihr das 1ste und 2te Infanterie-, so wie das 2te Cavaerie-Corps unter Ney gegen Quatre-Bras detachirt waren, zählte ie gewiß noch 120,000 Mann (der linke Flügel von Vandamme, der echte von Grouchy, das Centrum von Girard geführt). Der Moren verstrich unter der Entwickelung dieser Massen, um 3 Uhr Nachnittags begann die Schlacht. — Die franz. Division la Loi eröffnete en Kampf durch einen Angriff auf St. Amand, es ward hartnäckig ertheidigt, und nach mörderischem Gefecht von den Preußen nur aufegeben, um sogleich wieder bestürmt zu werden; das Gefecht um essen Besitz dauerte ununterbrochen bis zum Ende der Schlacht fort, hne daß der Feind ganz hätte daraus wieder vertrieben weren können. Bonaparte schien aber die Entscheidung des Tages in igny zu suchen, das fast gleichzeitig vom 9ten Armeekorps unter Giard angegriffen ward; dieses weitläufige, meistens aus steinernen Geäuden bestehende Dorf ward nun der Schauplatz eines fünfstündigen lutigen Gefechts, welches in seiner Localität an das in Aspern und Eslingen erinnert, an Hartnäckigkeit jene Vorgänge weit hinter sich äßt; beide Theile behaupteten sich darin, starke dahinter aufgestellte Massen sendeten immer neue Verstärkungen zum Ersatz des Verlustes, einer konnte sich eines entscheidenden Vortheils erfreuen; Bonaparte og seine Garden herbei, die preußische Armee hatte fast keine Trupen mehr, die nicht schon im Gefechte gewesen wären; denn auch der inke Flügel war indeß von einer bedeutenden Uebermacht angegrifen worden. — Während das Gefecht in Ligny unentschieden fortwühete, hatte der Feldmarschall einen Theil des Dorfes St. Amand und eine dabei gelegene Höhe wieder genommen; wäre jetzt das 4te Armeecorps, oder die von den Engländern erwartete Unterstützung auf dem Kampfplatze erschienen, so war der Sieg unzweifelhaft: aber enes ward durch verschiedene Umstände für heute überhaupt verhindert, bei der Armee einzutreffen und die von Wellington zu Hülfe gesendeten Truppen wurden von Ney bei Quatre-Bras festgehalten *), so daß das preußische Heer auf seine eigene Kraft be-

*) Die Truppen, die sich bei Quatre-Bras schlugen, bestanden aus der sten

schränkt, des ehrenvollen zwar, aber nicht mehr des glücklichen Ausganges gewiß blieb. Es dunkelte bereits, und der Kampf um Ligny wüthete noch fort, als Abtheilungen französischer Cavalerie und Infanterie diesen Ort umgingen und die dahinter aufgestellten Massen unvermuthet im Rücken anfielen (wahrscheinlich der im französischen Berichte erwähnte Angriff der Garden, so wie der Cürassiere unter Delort und Milhaud); über den Besitz des Dorfes ward dadurch entschieden, die Schlacht im Ganzen war von dem Augenblick an als verloren zu betrachten, da ein allgemeiner, vom Feldmarschall in Person geleiteter Cavalerieangriff im Centrum völlig mißlang; bei dieser Gelegenheit war es, wo der greise Feldherr unter seinem erschossenen Pferde liegend, von der nacheilenden feindlichen Cavalerie hätte gefangen werden können; die Dunkelheit und die Geistesgegenwart des Majors v. Nostitz, der sich über ihn warf, rettete ihn. — So endete eine Schlacht, die nur in allgemeinen Grundzügen geschildert werden kann, da ihr Hauptbestandtheil ein mehrstündiges stehendes Dorfgefecht einer detaillirten Beschreibung nicht fähig ist; die preußische Linieninfanterie besonders hat dabei eine unvergeßliche Ausdauer und Tapferkeit bewiesen, mehrere Landwehrregimenter rühmlich mit ihr gewetteifert; wenn die Cavalerie mit ihnen nicht ganz gleichen Schritt gehalten hat, so wird der Beurtheiler, ehe er den Stein aufhebt, bedenken, daß jedes Regiment eine Eskadron zu den neuen Formationen abgegeben hatte, daß daher die Regimenter mit drei schwachen Escadrons ins Gefecht gingen, und wo ihrer drei vereinigt auf ein feindliches stießen, vielleicht zusammen kaum so stark waren wie dieses. Die Armee nahm erst eine Stellung ohnfern des Wahlplatzes, und zog sich dann während der Nacht unverfolgt gegen Wavre zurück; 15 Kanonen wurden als verloren angegeben, ihr Verlust an Menschen läßt sich nicht genau bestimmen, es mag als Maßstab dienen, daß das 1ste Corps (freilich mit Einschluß der Gefechte des vorigen Tages) 57 Offiziere, 2115 Mann Todte, 188 Offiziere, 11371 Mann Blessirte und Vermißte zählte: die Franzosen schätzten ihren Verlust 3000 Mann; jede Bemerkung darüber wäre überflüssig. Das 4te Armeekorps traf in der Nacht bei Gemblousc ein; Bonaparte marschirte am 17ten gegen die Engländer, und ließ Grouchy zur Beobachtung der Preußen zurück, welche sich für die sehnlich gewünschte Schlacht des folgenden Tages zu erholen suchten. S-z M.

Ligue (aus dem Französ.) bedeutet eigentlich einen Vertrag, wodurch sich Mehrere zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbinden. Insbesondere bezeichnet man damit ein Bündniß, welches die katholische Partei am französischen Hofe unter Anführung des Herzogs Heinrich von Guise, im Jahre 1576, schloß, um die Reformirten zu unterdrücken, denen König Heinrich III. viele Freiheiten bewilligt und

englischen Division (Picton) den (niederländischen) Brigaden des Prinzen Bernhard von Weimar und General Perponcher, so wie aus den braunschweigischen und nassauischen Contingenten. Beiläufig und wegen eines umlaufenden unwürdigen Gerüchtes bemerken wir, daß Wellington früh 10 Uhr persönlich bei Blücher war; daß er dann zurückging, um die Aufstellung seiner Armee, welche sich aus ihren weitläufigen Cantonnirungen vorwärts Brüssel sammelte, zu ordnen; daß er endlich am Abend einen in Brüssel veranstalteten Ball auf kurze Zeit besuchte, um den rege gewordenen Einwohnern Contenance zu zeigen.

n Zutritt zu gewissen Aemtern verstattet hatte. Dieses Bündniß, ie katholische Ligue genannt; die Theilnehmer an demselben iguisten), welches vom spanischen und päpstlichen Hofe unterstützt urde, wuchs zu einer solchen Macht an, daß es damit umging, dem önig Heinrich III. selbst zu entsagen, der daher Paris verlassen und i dem Könige Heinrich von Navarra, der an der Spitze der hugenottischen Partei stand, Schutz suchen mußte. Aber auch hier wußn ihn seine Gegner zu finden, und ließen ihn durch einen Dominiiner-Mönch 1589 ermorden. — Die Verbindung, welche Papst Juus II. mit dem Kaiser Maximilian I., dem Könige Ferdinand von panien und den Venetianern 1510 wider König Ludwig XII. von rankreich schloß, hieß die heilige Ligue (Liga sancta), weil der Papst i ihrer Spitze stand. Das Bündniß, wozu sich die deutschen kathoschen Stände unter dem Herzoge von Baiern im Jahre 1610 zu ürzburg vereinigten, um der kurz vorher eingegangenen Union der otestantischen Fürsten gemeinschaftlich entgegen zu arbeiten, heißt ich die katholische Ligue.

Lille (im Deutschen Ryssel), ehemals die Hauptstadt des anzösischen Flandern und aller französischen Niederlande. Sie liegt n schiffbaren Flusse Deule, welcher durch die Stadt fließt, ist groß, hön gebaut, mit vortrefflichen Umgebungen, hat gegen 55,000 Einwohr, und ist eine der wichtigsten Festungen in ganz Europa. Besonrs ist die Citadelle, an welcher Vauban seine ganze Geschicklichkeit zeigt hat, ein Meisterstück der Befestigungskunst. Der Generaluverneur und der Intendant über französisch Flandern und Henneau hatten ihren Sitz in dieser Stadt. Es sind die bedeutendsten abriken und Manufacturen von allen Gewerben, besonders viele elschlägereien daselbst, zu welchen letztern sich mehrere hundert Mühn um Lille befinden. Auch ist die Handlung der Einwohner nebst er Blumen-, besonders der Tulpenzucht, sehr ansehnlich. Letztere wird ier beinahe so stark, wie in Harlem getrieben, so, daß auch die Holländer viele Zwiebeln aus Lille beziehen. Spargel und Melonen erden durch ganz Frankreich versandt. Im Jahre 1708 eroberte es Prinz Eugen in Folge einer hartnäckigen und blutigen Belagerung; och wurde es im utrechter Frieden 1713 an Frankreich zurückgegeben. 793 bombardirten es die Oesterreicher ohne Erfolg. Unter Bonaparte war Lille der Hauptort eines Arrondissements im Norddepartement und Sitz des commandirenden Generals der 16ten Division.

Lima, Hauptstadt des Königreichs Peru im südlichen Amerika, m Flusse gleiches Namens, in einem schönen und sehr fruchtbaren, wei Meilen breiten Thale, zwei Stunden von dem Meere und dreiig Stunden von den Cordilleras entfernt, 1535 von den Spaniern rbaut. Durch ein fürchterliches Erdbeben am 28sten October 1746 wurden in wenigen Stunden die ganze Stadt, alle auf der Rhede iegenden Schiffe, und unermeßliche Schätze vernichtet. Die Stadt ist eitdem wieder aufgebaut worden, die Häuser sind, wegen der Erdeben, von Holz und nur ein Stockwerk hoch, die Straßen regelmäig, sehr rein und gut gepflastert und die Gegend herum mit Landäusern besetzt. Der Einwohner sind über 52,000, worunter ungeähr ein Drittheil Spanier, die fast allein den Handel in Händen aben, der mit Mexico, Chili und Spanien getrieben wird, und imner noch sehr bedeutend ist, obgleich nicht mehr so viel Reichthümer, ls vor dem Erdbeben da zu finden sind. Es herrscht daselbst, besoners unter den Frauenzimmern, ein großer Luxus. Die Stadt ist

Digitized by Google

eine von den spanischen Münzstädten in Amerika, der Sitz des Vicekönigs von Peru, der hohen Landescollegien, eines Erzbischofs und einer Universität. Es gibt da auch verschiedene Manufacturen. Der Hafen, der 2½ Stunden von der Stadt entfernt liegt, ist mit zwei festen Castellen versehen, aber durch das vorerwähnte Erdbeben fast ganz zerstört worden. Doch wird noch immer von dort aus der reichste und stärkste Handel nach dem nördlichen und südlichen Amerika mit gediegenem Golde und Silber und mit Landes- und europäischen Waaren getrieben. Ein Theil der Stadt liegt noch in Ruinen; das höher liegende Castell steht noch.

Lindau, ehemalige freie Reichsstadt, in Schwaben, auf drei Inseln im Bodensee, von welchen die größte, vermittelst einer 290 Schritte langen hölzernen Brücke, mit dem festen Lande zusammenhängt. Nach der kleinsten Insel, auf welcher nur Weinberge, Gärten und Fischhäuser befindlich sind, führen zwei Thore mit Fallbrücken. Diese Lage im Bodensee hat der Stadt den Namen schwäbisch Venedig zugezogen. Die Zahl der Einwohner war 1804 über 5006, welche in 700 Häusern wohnten, aber 1807 nur 2701 in 554 Häusern. Sie sind meistens lutherisch, wenige katholisch. Der Matricularanschlag der Stadt betrug 130 fl., und das Kammerziel 112 Rthlr. 15 kr. Ihre Handlung, besonders nach Italien, ist beträchtlich. Die einheimischen Producte bestehen in Wein und Obst, welches beides häufig ausgeführt wird. Die Einkünfte betrugen im Jahre 1800 an 16,000 fl. Im Jahre 1802 wurde diese Stadt, nebst dem daselbst befindlichen, sehr bedeutenden adligen Fräuleinstifte gleiches Namens, dessen Aebtissin fürstliche Würde hatte, dem Fürsten von Bretzenheim als Entschädigung zugetheilt, von diesem aber 1803 an Oesterreich abgetreten und 1804 von letzterm nebst dem Stifte zu einem Fürstenthume erhoben, bis es endlich 1806 an Baiern abgetreten und dem Illerkreise hinzugefügt ward. Dort bildet es ein Landgericht und Rentamt, welches auf 1½ Quadratmeilen 6316 Menschen enthält.

Lindwurm ist eins von den erdichteten Ungeheuern, welches in den alten Rittergeschichten eine eben so merkwürdige Rolle spielt, wie der Drache, der Vogel Greif und andere dergleichen Ungethüme. Er wird als eine Gattung von Drachen, oder auch als eine große vierfüßige, geflügelte Schlange beschrieben. Der tapfere Ritter St. Georg soll einen Lindwurm erlegt haben, darum wird er immer mit demselben abgebildet.

Linguet (Simon-Nicolas-Henri), am 14ten Juli 1736 zu Rheims geboren, studirte zu Paris in dem Collegium Beauvais und zog daselbst durch seine ungemeinen Talente die Aufmerksamkeit des Herzogs von Zweibrücken auf sich, der ihn mit sich in seine Staaten nahm. Von hier begab er sich als Adjutant in die Dienste des Prinzen Beauvau, als dieser in dem Kriege gegen Portugal das Commando führte. Seinen Aufenthalt in Spanien benutzte er dazu, spanisch zu lernen und spanische Theaterstücke in das Französische zu übersetzen. Darauf kehrte er in einem Alter von 26 Jahren nach Frankreich zurück und erlangte daselbst als Advocat, durch die Kühnheit seines Charakters, durch seine Neuerungssucht, durch überwiegende gelehrte Kenntnisse und insbesondere durch seine lebendige Beredsamkeit bald einen glänzenden Ruf, aber auch eine große Menge Feinde. Nachdem sich Linguet durch mehrere glänzende Vertheidigungen den Haß der Gegner, besonders aber den Neid seiner Ge-

egen zugezogen hatte, beschlossen 24 von diesen, unter einem Jahre icht wieder mit ihm vor Gericht aufzutreten; ja, das Parlement erieß sogar einen Beschluß, durch welchen ihm die öffentliche Praxis unersagt wurde. Jetzt schrieb Linguet ein politisches Journal, welches owol die Zahl seiner Bewunderer, als auch die seiner Neider vernehrte, und endlich auf Befehl des Gouvernements gänzlich untersagt vurde. Da er sogar für seine Freiheit fürchten mußte, begab er sich n die Schweiz und von dort über Holland nach England, von wo er iber bald nach Brüssel ging. Als ihm hier der Graf von Vergennes die Erlaubniß ertheilt hatte, nach Paris zurückzukehren, ward Linjuet, auf erneuerter Klage, am 27sten Sept. 1779 in die Bastille geetzt, in welcher er über 2 Jahre verbleiben mußte. Im Mai 1782 vieder in Freiheit gesetzt, machte er eine zweite Reise nach England ind kehrte von dort abermals nach Brüssel zurück, wo er sein Jouraal: politische Annalen herausgab. In diesem schmeichelte er dem Kaiser Joseph II., der ihn nach Wien kommen ließ und ihm ein Geschenk von 1000 Ducaten machte. Nichts destoweniger erklärte er ich, in der bald darauf erfolgten Revolution der Niederlande, gegen den Kaiser, mußte die Niederlande verlassen und kehrte 1791 nach Pais zurück, wo er von der constituirenden Versammlung die Sache der Schwarzen gegen die Tyrannei der Weißen auf St. Domingo vertheidigte. Beim Eintritt der Schreckenszeit ward er vor das Revoutionstribunal geschleppt und daselbst am 27sten Juni 1794 zum Tode verurtheilt. Er starb mit vielem Muthe und mit großer Ergebung. Von seinen zahlreichen Werken sind zu merken: Histoire de révolutions de l'empire romain, 1766, 2 Vol. in 12; Mémoires sur a Bastille, Londres 1783; endlich seine Annales politiques, velche 1777 begannen, mehrere Male unterbrochen und dann wieder fortgesetzt wurden. Diese Annalen, welche in einem lebhaften, hineißenden Style, ohne die geringste Schonung und mit vielem Scharfblick geschrieben sind, dabei über Alles absprachen, hatten zu ihrer Zeit ein ungeheures Publikum.

Linie heißt bei dem Mathematiker eine Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Sie ist entweder gerade oder krumm. In der Geographie und bei der Schifffahrt ist Linie der Aequator; daher der Ausdruck die Linie passiren. Beim Decimal-Längenmaße ist sie der 10te Theil eines Zolls, der hundertste eines Fußes, der tausendste einer Ruthe. Bei der Ingenieurkunst nennt man Linie den aufgeworfenen Graben und die Brustwehr, wodurch die Schanzen zusammenhängen, und welche zwei und dreifach hinter und über einander angelegt verden. In der Kriegskunst heißt auch Linie eine Reihe in Schlachtordnung stehender Soldaten (daher Linientruppen), oder Schiffe (Linienschiffe, s. d. Art.). In der Genealogie und in den Rechten eine Reihe Verwandter.

Linienschiffe (Kriegsschiffe) nennt man diejenigen großen Schiffe, welche mit einer beträchtlichen Anzahl Canonen, Munition und Truppen ausgerüstet sind und theils zu eigentlichen Seegefechten, theils auch zur Bedeckung der Kauffahrtei- und Transportschiffe gebraucht werden. Sie heißen deßhalb Linienschiffe, weil sie mit in der Linie fechten können. Der Unterschied ihrer Größe, der nach Tonnen (20 Centner) bestimmt wird, ihrer Verdecke und Canonen, verursacht auch einen verschiedenen Rang unter denselben. In England gibt es 6 verschiedene Gattungen von Kriegsschiffen: 1) von 1920 bis 1700 Tonnen (d. h. welche eine Ladung von 38,400 bis 34,000 Centner

44*

führen können), mit 850 bis 750 Mann und 110 bis 90 Canonen; 2) von 1625 bis 1557 Tonnen, 750 bis 660 Mann und 90 bis 80 Canonen; 3) von 1400 bis 1119 Tonnen, 600 bis 410 Mann und 80 bis 60 Canonen. Diese ersten drei Gattungen sind nur eigentliche Kriegs- oder Linienschiffe. Schiffe über 80 Canonen sind zu kostbar und unbequem, weßwegen sie auch verhältnißmäßig nicht so nützlich sind. S. d. Art. Kriegsschiffe.

Linné (Carl von). Dieser berühmte Naturforscher, besonders Botaniker, ward im J. 1707 zu Roshult in Smoland geboren und von seinem Vater, einem Landpfarrer, anfangs, eines Gelübdes wegen, zum geistlichen Stande bestimmt. Da dieser ein leidenschaftlicher Botaniker war, so hatte der Sohn von früher Jugend auf Gelegenheit, die Pflanzenkunde zu üben und Geschmack an derselben zu finden. In seinem 10ten Jahre ward er auf die Schule zu Werio geschickt, wo ihm jedoch die Formen des damaligen Schulunterrichts so sehr zuwider waren, daß er diesen oft aussetzte, um seiner Lieblingsneigung nachzuhängen, und Pflanzen aufzusuchen. So kam es, daß er endlich in den Schulkenntnissen zurückbleiben und besonders in den gelehrten Sprachen vielen seiner Mitschüler nachstehen mußte. Auch hatte Linné diese frühere Vernachlässigung der Schulkenntnisse in reifern Jahren schwer gebüßt. Genöthigt, fast beständig lateinisch zu schreiben, schrieb er es schlecht, gab dadurch Gelegenheit zu manchem neckendem Spotte und schadete oft dem Verständnisse seiner herrlichsten Schriften durch unrichtig gewählte Ausdrücke. Seine Lehrer ermüdet von der Trägheit und scheinbaren Untauglichkeit desselben, erklärten dem gebeugten Vater, aus seinem Sohne, der ganz ohne Fleiß, und nur geschickt sey, Kräuter und Schmetterlinge zu sammeln, könne höchstens ein Handwerker werden. Der Vater, dem Ausspruche dieser Lehrer vertrauend, gab den Sohn, dessen Ruhm hernach über die ganze Erde erschollen ist, wirklich zu einem Schuhmacher in die Lehre. Da rettete noch zeitig genug ein trefflicher Mann dem Vaterlande seinen Stolz, den Wissenschaften ihre Zierde und der Naturgeschichte einen schöpferischen Geist. Der Arzt Rothmann (sein Name verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden) war nicht der Meinung jener Lehrer. Er, ein besserer Beobachter, hatte an dem jungen Linné ungewöhnliche Talente bemerkt; er stellte daher dem Vater vor, daß die Lehrer seines Sohnes diesen nicht beurtheilen könnten, und rieth der Mutter, ihr Gelübde zu halten und ihren Sohn Gott dadurch zu widmen, daß sie ihm erlaube, ein Priester der Natur zu werden. Die Aeltern folgten dem Rathe des sinnigen Arztes, und freudig verließ Linné seinen Lehrmeister und dessen Werkstatt. Tourneforts Institutionen, welche ihm Rothmann verschaffte, waren nun das erste wahrhaft brauchbare Werk über Pflanzenkunde, welches dem jungen Linné bei der Beschränktheit seiner Lage in die Hände fiel. Noch zwei Jahre blieb Linné in Werio, benutzte daselbst die Bibliothek und den Rath seines Gönners Rothmann, und bereitete sich durch das anhaltendste Studium zu seiner großen Laufbahn vor. Inzwischen näherte er sich seinem 20sten Jahre. Nun begann er zu fühlen, daß er, da ihm die Botanik keine Aussicht zu einer Versorgung zu versprechen schien, sich einem eigentlichen Brotstudium widmen müsse. Er wählte die Arzneikunst, für welche er sich um so tüchtiger fühlte, als seine bereits hervorragenden Kenntnisse in der Pflanzenkunde das Studium derselben erleichtern mußten. Die Kostbarkeit dieses Studiums hätte ihn freilich abschrecken können; aber

r fand auf der Universität zu Lund, wohin er sich begab, den Bota- iker, Kilian Stobäus, der, so weit seine Kräfte reichten, sein Wohlthäter wurde. Stobäus machte sich auch noch dadurch um Linné erdient, daß er ihm einstens das Leben rettete, als er auf einer otanischen Wanderung von der sogenannten Höllenfurie, einem in Schweden einheimischen giftigen Gewürme, gestochen worden war. Linné hatte jedoch noch einige Zeit mit Dürftigkeit zu kämpfen; ein glücklicher Zufall machte sein großes Talent bekannter. Bei einem Besuche im botanischen Garten zu Upsala fand Celsius den Jüngling und mußte seine außerordentlichen Kenntnisse bewundern. Er erkun- digte sich nach seinen Umständen, und kaum hatte der ehrwürdige Prälat dieses erfahren, als er eilte, ihn aus seiner hülflosen Lage zu befreien. Celsius arbeitete damals noch an seinem unsterblichen Werke über die biblischen Pflanzen; er bedurfte eines Gehülfen, und seine Wahl konnte auf keinen würdigern fallen, als auf Linné. Hier wurde nun Linné in seinem 24sten Jahre auf die Idee geführt, ob nicht, bei der anerkannten Wichtigkeit der Geschlechtstheile, daß so deutlich sich offenbarende Verhältniß derselben zu einander das Princip zu einem neuen Lehrgebäude in der Botanik hergeben könnte, welches durch seine Einheit, durch die Consequenz seiner Verbindungen und durch die Annäherung an das Ideale eines natürlichen Systems den Vorzug vor allen übrigen Systemen davon tragen müsse. Vor der Hand schrieb Linné seine Gedanken in einem Aufsatze nieder, der dem Ol. Rudbeck mitgetheilt wurde. Dieser bewunderte die Neuheit und den Scharfsinn der darin enthaltenen Gedanken. Eine Folge davon war, daß Rudbeck ihm auftrug, an seiner Stelle im botanischen Gar- ten die Pflanzen zu demonstriren. Rudbeck hatte schon 40 Jahre vor- her eine botanische Reise nach Lappland gemacht, deren Resultate die öffentliche Wißbegierde nur noch mehr reizten; es ward eine neue Reise dahin in Vorschlag gebracht, und Celsius schlug den jungen Linné dazu vor. Dieser hielt eine Summe von etwa 60 Thalern, welche von der literarischen Gesellschaft zusammengeschossen waren, für hinreichend, eine Reise von mehr als 800 deutschen Meilen zu machen. Im April 1732 trat er dieselbe ganz allein an; eine lederne Kapsel mit Papier und Federn, ein Mantelsack mit Wäsche und Kleidungs- stücken war Alles, was er zu Pferde mitnahm. In 6 Monaten legte er diese gefahrvolle und höchst beschwerliche Reise zurück, deren Früchte für die Wissenschaften, namentlich für die Botanik von großer Wich- tigkeit waren. Im J. 1735 ließ er die vollständige Flora von Lapp- land drucken, welche zum unsterblichen Muster für alle ähnliche Arbei- ten geworden ist. Man weiß nicht, ob man mehr die Genauigkeit und Richtigkeit der Beschreibungen oder die gelehrte Critik in den Synonymen, oder den Reichthum neuer Entdeckungen bewundern soll. Auf dieser Reise fand er auch jene zierliche Pflanze sehr häufig, wel- cher Gronovius mit vollem Rechte den Namen Linné gab. In dieser Flora von Lappland ordnete Linné zuerst die Pflanzen nach der Zahl der Staubfäden und nach ihren Verhältnissen unter sich und zu dem Pistill. Bis dahin hatte er noch keine akademische Würde erlangt, die ihn zu Vorlesungen hätte berechtigen können; auch fehlte es ihm an Mitteln, sich eine solche Würde ertheilen zu lassen. Schon war er 26 Jahre alt und noch wußte er nicht, ob er je seinem Vaterlande dienen und mit dem ihm verliehenen Talente nützen könne. Sieben Jünglinge traten jetzt zusammen und entschlossen sich, ihn für das Verbot, Vorlesungen zu halten, in etwas zu entschädigen; er mußte

mit ihnen eine mineralogische und oryktognosische Reise nach Lappland unternehmen. Nach seiner Zurückkunft hielt er in Fahlun den Zöglingen des dortigen Bergwesens Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen; zugleich verlobte er sich daselbst mit der Tochter des dortigen Arztes Moräus, mit welcher er sich in der Folge auch vermählte. Um sich einem bestimmten Brotstudium zu widmen, reisete er nun nach Holland; hier wollte er unter Börhave, Gronovius und Burmann sich zu einem praktischen Arzte bilden und dann, mit der akademischen Würde bekleidet, in die Arme seiner Braut zurückkehren. Im April 1735 verließ er Fahlun, nahm in Harderwyck die höchste Würde in der Arzneikunst an und begab sich dann nach Leyden, wo Börhave und Gronovius, über den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse erstaunt, ein enges Freundschaftbündniß mit ihm schlossen. Hier war es, wo er zuerst mit seinem wahrhaft genialen Werke, dem Natursysteme in Tabellen, im größten Folioformate auftrat. Dies Werk enthielt schon die Grundlage seines ganzen Systems. Bei vielen Gattungen, die er nicht selbst hatte untersuchen können, folgte er blindlings Tournefort, mußte aber bei späterer genauer Prüfung sein Urtheil widerrufen. Die ganze Idee des Geschlechtssystems ward von ihm in diesen Tabellen mit einer Ueppigkeit vorgetragen, die seinen Feinden hinlängliche Gelegenheit gab, ihn zu necken und zu beleidigen. Burmann in Amsterdam, der damals eben die von Paul Hermann hinterlassenen Schätze zu ordnen und zu beschreiben hatte, nahm den Linné als Gehülfen dieser wichtigen Arbeit zu sich in sein Haus, in welcher dieser 6 Monate verlebte und während dieser Zeit in den Sammlungen und in der Bibliothek desselben mit nie gekannter Wollust schwelgte. Jetzt schlugen Börhave und Burmann dem reichen Bewindhebber der ostindischen Handelsgesellschaft, Clifford, der sowol einen Hausarzt, als auch einen Aufseher über seinen herrlichen Garten zu Hartecamp, bei Harlem zu haben wünschte, Linné zu dieser Stelle vor. Dieser ward angenommen und er erhielt 1000 Gulden und freie Station. Im Frühlinge 1736 zog er nach Hartecamp, wo er anderthalb Jahre in der angenehmsten Beschäftigung zubrachte. In dieser Zeit gab er in Holland zuerst 1735 sein Systema naturae in dem allergrößten Folioformate heraus, wo man auf einem einzigen Bogen alle Gattungen, die zu einem Naturreiche gehören, übersicht. Hier ist sein ganzes Geschlechtssystem entwickelt, nur hier und da etwas schlüpfrig vorgetragen. Diesem Werke folgten 1736 die Fundamenta botanica in Duodez, zu welchem unsterblichen Werke er in der Folge in seiner Philosophia botanica den Commentar gab. In demselben Jahre erschien seine Bibliotheca botanica, und dann 1737 das köstliche Werk: Hortus Cliffortianus in Folio, mit 37 Kupfertafeln, welche die von dem berühmten Ehret gemalten seltenen Pflanzen des Gartens zu Hartecamp darstellten. Eine kleinere, meisterhafte Beschreibung des blühenden und fruchttragenden Pisangs (Musa Cliffortiana 1736) war schon vorangegangen. Hierauf gab er seine Genera plantarum heraus, worin 935 Gattungen nach allen ihren Charakteren bestimmt sind. Trotz der lichtvollen Consequenz und Einheit dieses Werks, blieben jedoch noch immer viele Charaktere in denselben zweifelhaft. Unter dem Namen Critica botanica gab er 1737 einen Commentar über mehrere Aphorismen der Fundamenta botanica heraus. Endlich erschienen 1738 seine Classes plantarum, eine Zusammenstellung aller bis dahin bekannt gewordenen Systeme. Während seines Aufenthalts in Hartecamp hatte Linné auch Gelegenheit

ſo zu beſuchen. Bei ſeiner Rückkehr nach Holland fand Linné
rian von Royen gegen Börhaven ſo ſehr aufgebracht, daß er
ſſen Einrichtung des botaniſchen Gartens zu Leyden, deſſen
t der alte Börhave ihm abgetreten hatte, keine Spur übrig
wollte. Zu dem Ende hatte er ſich vorgenommen, entweder
ein neues Syſtem zu ſchaffen, oder ſich zum linnéſchen zu be-
. In dieſer Stimmung traf ihn Linné, den er, ſeines Man-
n Kenntniſſen ſich bewußt, in ſein Intereſſe zu ziehen ſuchte.
bachte zwar zu rechtlich, um ihm ſeine Rache gegen Börhave
igen zu helfen; allein ſeine nimmer ruhende Schöpferkraft fand
Befriedigung und ſetzte ſich in Thätigkeit; indem er für Royen
Syſtem ausarbeitete, welches, ungeachtet es ihm ſowol an Ein-
es Princips, als an Conſequenz durchaus fehlte, doch von Män-
wie Gmelin und einigen andern, angenommen wurde. Es iſt
Art von natürlichem Syſteme, deſſen Hauptnorm die Zahl der
enlappen iſt. Dieß Syſtem gab Royen 1740 in dem Prodromus
e Leidensis heraus. Nachdem nun Linné faſt 3 Jahre in Hol-
zugebracht hatte, wuchs die Sehnſucht nach dem Vaterlande und
der Geliebten mit jedem Tage immer mehr. Er verließ alſo im
1738 Holland, ging zuerſt nach Paris, um dort Juſſieu, Guet-
und andere berühmte Botaniker kennen zu lernen, und langte
uf im September zu Stockholm an. Aber hier bekümmerte ſich
nand um ihn. Er war genöthigt, ſich mit der Ausübung der
eikunſt zu beſchäftigen, um die Mittel zu ſeinem Unterhalte zu
rben. Anfangs war auch dieß mit Schwierigkeiten verbunden;
aber endlich ſeine glückliche Behandlung der Bruſtſchwäche auch bei
e bekannt wurde, ſo ließ ſich die Königin Ulrica Eleonore etwas
ihm verordnen, und nun ſtrömten ihm auf ein Mal die vornehm-
und reichſten Kranken zu. Hierauf ward er Arzt bei der Admi-
tät und königl. Botanicus, und ſein Glück war gemacht. Nach-
auf dem Reichstage 1741 beſchloſſen war, Schweden in natur-
oriſcher Hinſicht aufmerkſamer, als es vorhin geſchehen war, be-
en zu laſſen, ſo ward Linné zum Anführer der Reiſegeſellſchaft ge-
lt. Die Beſchreibung davon gab er 1745 heraus. Trotz ſeiner
cklichen Lage in Stockholm ſehnte er ſich dennoch nach einer Stelle,
er ſich ausſchließlich ſeiner eigentlichen Wiſſenſchaft widmen könnte;
e fand er endlich in Upſala, wo er im Jahre 1742 zum Profeſſor
Botanik ernannt wurde. Vorher hatte ihm noch Haller in Göt-
gen, mit dem er früher in Streit, nachher aber in freundſchaft-
en Verhältniſſen gelebt, mit ſeltenem Edelmuthe ſeine eigene Stelle
etragen; der Brief war aber zu ſpät angekommen, und erſt, nach-
n ſich Linné bereits für Upſala entſchieden hatte. Seine vornehmſte
rge ging nun auf die Einrichtung und Verbeſſerung des dortigen
taniſchen Gartens, von dem er unter dem Titel: Hortus Upsa-
nsis, 1748 eine Beſchreibung herausgab. Von jetzt an lebte Linné
förmig, doch rühmlich und nützlich, bereiſete 1746 Weſtgothland
1749 Schonen, welche beide Reiſen er in eigenen Werken be-
rieb. Seine Flora Suecica erſchien 1745, und die zweite Auflage
55. Darauf folgte bald ſeine Fauna Suecica. Die Auflage ſeiner
ihern Schriften abgerechnet, verfaßte er in Upſala faſt zweihun-
rt akademiſche Schriften, ungemein viele Abhandlungen in den
hriften der ſtockholmer Akademie, der upſaliſchen Geſellſchaft, der
tersburger Akademie, der londoner Societät, die Beſchreibung des
aturaliencabinetts des Königs, der Königin und des Grafen Teſſin,

vorzüglich aber beschäftigte ihn die Ausarbeitung und Vollendung seines Hauptwerks, der Facies plantarum, der Philosophia botanica und der Materia medica. In den spätern Jahren seines Lebens entzog er sich mehr und mehr den akademischen Geschäften; ja er hielt sogar im Jahre 1772 um seine Dimission an. Diese ward ihm aber in den ehrenvollsten Ausdrücken verweigert, der König schenkte ihm sogar ein Gut und gab ihm die Erlaubniß, so oft es ihm beliebte, seinen Aufenthalt daselbst zu nehmen. Im J. 1774 ward er von einem Schlagflusse getroffen, der nach zwei Jahren wiederkam und eine traurige Schwäche des Geistes und Körpers hinterließ, welche endlich den 10ten Jan. 1778 sich mit dem Todesschlummer endigte. Sein Körper war groß und stark; in seinen Gesichtszügen drückte sich noch im spätenAlter die unbefangenste Heiterkeit und die herzlichste Gutmüthigkeit aus, seine Augen sprachen Jeden mit einer unwiderstehlichen Freundlichkeit an. Vielleicht kommen in der Geschichte der Wissenschaften wenig Männer vor, die mit einem so außerordentlichen Scharfsinne so viel Klarheit und Ordnung der Begriffe, so viel Muth und Beharrlichkeit und so viel treffenden Witz verbunden hätten.

Linsengläser (Glaslinsen) sind kreisrunde, linsenförmig geschliffene Gläser. Ist ein solches Glas auf beiden Seiten erhaben, so wird es ein Converglas, hat es aber auf einer Seite eine Ebene, auf der andern aber eine Erhabenheit, ein Planconverglas, ist es hingegen auf der einen Seite eben, auf der andern aber erhaben geschliffen, ein Meniskus (Mond) genannt. Ein auf beiden Seiten hohl geschliffenes Glas heißt Concavglas; ist es nur auf einer Seite hohl und auf der andern eben, ein Planconcavglas, ist es endlich auf der einen Seite erhaben und auf der andern hohl, doch so, daß der Halbmesser der erhabenen Seite größer als der der hohlen ist, wird es ein Concavconverglas genannt. Bei allen Linsengläsern heißt die gerade Linie, welche durch den Mittelpunkt geht und auf den gekrümmten oder ebenen Flächen der beiden Seiten senkrecht steht, die Are der Linse. Trifft sie auf das genaueste durch die Mitte, so ist, wie man mit einem Kunstausdrucke sagt, das Glas richtig concentrirt. Durch den Gebrauch der Linsengläser in den Fernröhren hat man in den neuern Zeiten Entdeckungen gemacht, wovon man sonst nichts ahnete. Auch die Mikroskope, die gänzlich auf der Wirkung des Linsenglases beruhen, haben im Naturreiche die wichtigsten Entdeckungen veranlaßt. Den Nutzen der Brillen, die ebenfalls zu den Linsengläsern zu rechnen sind, kennt Jedermann. Die Wirkung derselben, welche besonders auf Brechung, Zerstreuung und Wiedervereinigung der Lichtstrahlen beruhen, war längst aus der Erfahrung bekannt, aber die Theorie derselben ist erst eine Erfindung der neuern Zeiten. Ueber Crystallinse s. Crystall.

Linz, die Hauptstadt in Oberösterreich an der Donau, wo der Traunfluß sich in dieselbe ergießt, mit einer 400 Schritt langen steinernen Brücke über dieselbe, ist ziemlich befestigt, wohlgebaut und von mittelmäßiger Größe. Die Häuser, welche von außen ein gutes Ansehn haben, sind mehrentheils mit Schindeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner, ohne Militär, beträgt 16 bis 17,000 in 1000 Häusern. Die dasige Wollenzeugmanufactur, die größte in allen österreichischen Staaten, in welcher besonders vortreffliche Fußteppiche verfertigt werden, nährt in der Stadt und umliegenden Gegend viele tausend Menschen. Auch wird daselbst gutes Schießpulver verfertigt. Die übri-

;abriken, so wie der Handel, vorzüglich der Speditionshandel, von Wichtigkeit. Das daselbst 1784 eingesetzte Bisthum zu Wien ;as dortige Lycäum, welches Leopold I. 1674 errichtete, und hat, einer hohen Schule das Recht, das Magisterium und Bacca: at in der philosophischen Facultät zu ertheilen, wovon es jedoch Gebrauch gemacht.

Liparische Inseln liegen im mittelländischen Meere an der ;seite von Sicilien, und gehören zu Sicilien. Es sind 11 In: die vorzüglichsten darunter sind: Lipari, die vornehmste, cano, Salini, Panaria, Baziluzzo, Lisca bianca, toli, Stromboli, Alicuda und Felicuda. Alle diese ln scheinen durch ein unterirdisches Feuer entstanden zu seyn; da: legten die alten Dichter hieher Vulkan's Werkstätte, auch die ;nung des Aeolus, und die Inseln hießen sonst die äolischen. Li: hat eine kleine, schlecht gebaute Stadt gleiches Namens, mit m Bisthume, zwei Häfen, einem Castell auf einem Berge und 00 Einwohnern in der Stadt und auf dem Lande. Von dem vor: ;lichen Malvasier-Wein, welcher hier wächst, werden jährlich 2000 ;chen (Barili) versandt. Der Campo bianco, ein hoher coni: r Berg auf Lipari, besteht aus vielen Schichten von weißlichem msteine, welcher eine beträchtliche Handelsquelle gibt, weil fast r Bimsstein, der im Handel vorkommt, von hier ausgeführt wird. Lipari ist auch der Handel mit Südfrüchten, vorzüglich mit Wein: ren und Feigen, sehr beträchtlich. Volcano und Stromboli haben erspeiende Berge; besonders wirft Stromboli das ganze Jahr hin: ch Feuer und glühende Steine aus, deren Schein bei Nacht in oßer Ferne gesehen wird.

Lippe (das Fürstenthum) erhielt seinen Namen wahrscheinlich om Flusse Lippe, an welchem im 12ten Jahrhunderte die Stadt ippe erbaut wurde. Die Vorfahren des jetzigen Fürstenhauses ge: örten bereits im 12ten und 13ten Jahrhunderte unter die Primates Vestphalorum, welche als Dynasten oder edle Herren ansehnliche änder erblich besaßen. Bernhard von der Lippe besaß 1129 ie Stadt Lemgo; er und sein Bruder, Hermann erscheinen zum er: ten Male in einer Urkunde von 1129 mit dem Beinamen: von der ippe. Bernhard II., dessen Sohn, war ein Freund Heinrichs es Löwen; er fand sich mit einem zahlreichen Gefolge wohlgewaffne: er Ritter auf dem vom Kaiser Friedrich I. 1184 zu Mainz gehalte: en Reichstage ein. Bernhard III. (1230) erwarb mit seiner Ge: mahlin die Herrschaft Rheda. Simon I., dessen Enkel (im 14ten Jahrhunderte), erbte einen Theil der Grafschaft Schwalenberg. Simon III., welcher die Grafschaft Sternberg erwarb, errichtete 1368 das Pactum Pacis, nach welchem der erstgeborne Sohn allein regie: ren sollte. Erst Bernhard VIII., welcher 1563 starb, nannte sich einen Grafen von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., ist der nächste Stammvater des jetzigen lippeschen Hauses. Er theilte seine Besitzun: gen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII., die Linie Detmold, Otto die Linie Bracke, und Philipp die Linie Bücke: burg oder Schaumburg stiftete. — I. Detmold. Friedrich Adolph (regierte von 1697 bis 1718), nahm, nachdem die brackesche Linie 1709 mit Ludwig Ferdinand erloschen war, die Länder derselben in Besitz, ohne auf die Rechte der bückeburgischen Linie Rücksicht zu nehmen, und verband sie mit den detmoldischen Ländern. Sein Sohn, Simon Heinrich Adolph, erhielt im Jahre 1720 vom Kaiser

Carl VI. die reichsfürstliche Würde; er starb am 10ten October 1734. Dessen Enkel, Friedrich Wilhelm Leopold, erhielt 1789 vom Kaiser Joseph II. die förmliche Bestätigung der reichsfürstlichen Würde. Er starb am 4ten April 1802. Sein minderjähriger Sohn, Paul Alexander Leopold, welcher am 6ten Oct. 1796 geboren worden ist, steht unter der Vormundschaft der Mutter, welche im Namen ihres Sohns am 18ten April 1807 zu Warschau dem Rheinbunde, nach der leipziger Schlacht aber dem Bunde gegen Napoleon beitrat. Bei dem deutschen Bundestage hat der Fürst eine Stimme. Das Fürstenthum Lippe-Detmold, auf welches das Haus Braunschweig die Anwartschaft hat, enthält nahe an 23 Quadratmeilen und 70,540 Einwohner. Es wird in 10 Aemter eingetheilt, in welchen 5 Städte, 4 Flecken und 152 Dörfer befindlich sind. Detmold, die Haupt- und Residenzstadt, mit 2400 Einwohnern in 325 Häusern. Lippstadt an der Lippe, gehörte ehemals zur Hälfte den Grafen von der Mark. Dieser Antheil ist jedoch aus der jülichschen Erbschaft dem churbrandenburgischen Hause zugefallen, welches sonach Mitherr der Stadt ist, das Besatzungsrecht nebst dem Postwesen allein hat. Die Zahl der Einwohner beträgt 2700 in 570 Häusern. Es wird hier ein bedeutender Getreidehandel getrieben. — II. Die Linie Bückeburg ward 1613 vom Grafen Philipp gegründet. Einen bedeutenden Zuwachs gewannen seine Besitzungen, welche aus den Herrschaften Alverdissen, Lipperode und Uhlenburg bestanden, nach dem Tode des Grafen Otto VI. von Schauenburg, mit welchem 1640 dieses Haus erlosch, durch einen Theil der schauenburgischen Länder. Die Linie Bückeburg hieß von nun an Bückeburg-Schaumburg. Philipp's Söhne theilten sich in zwei Linien; der älteste, Friedrich Christian, wurde der Stifter der regierenden Linie zu Bückeburg, die mit seinem Enkel, dem berühmten portugiesischen Feldmarschall, Friedrich Wilhelm Ernst, am 10ten September 1777 wieder ausstarb. Der jüngere Sohn Philipp's, Philipp Ernst, stiftete die Linie zu Alverdissen. Sein Enkel, Philipp Ernst, succedirte 1777 in dem bückeburgischen Antheile. Dessen noch lebender Sohn, Georg Wilhelm (geb. am 20sten Dec. 1784), trat, mit Annahme der fürstlichen Würde, am 18ten April 1807 dem Rheinbunde bei, dem er ebenfalls später wieder entsagte, und hob am 10ten Febr. 1810 in seinem Lande die Leibeigenschaft auf. Bei dem deutschen Bundestage hat er auch eine Stimme erhalten. Die Besitzungen des Fürsten von Lippe-Bückeburg-Schauenburg enthalten auf 10 Quadratmeilen 23,700 Einwohner in 4 Aemtern. Die Haupt- und Residenzstadt Bückeburg liegt in der Grafschaft Schauenburg, am Flusse Au. Wilhelmstein, künstliche Insel und Festung im steinhuder See. — III. Die Nebenlinien der detmoldischen Hauptlinie sind die beiden gräflichen Linien: Lippe-Sternberg-Schwalenberg im Fürstenthume Lippe, und Lippe-Weißenfeld in der Niederlausitz. Eine Nebenlinie des bückeburgischen Hauses besitzt das Schloß Alverdissen, und führt davon den Namen.

Lippert (Philipp Daniel), 1702 zu Meissen geboren, war Professor der Antiken bei der churfürstlichen Akademie zu Dresden, wo er auch 1784 starb. Er hat sich besonders durch seine Erfindung, dauerhafte Abdrücke der Gemmen zu verfertigen, ausgezeichnet. Zu bemerken ist seine Dactyliothek oder Sammlung [g]eschnittener Steine der Alten aus den vornehmsten [M]useen in Europa in 2000 Abdrücken, in 2 Foliobänden, Leipz.

nebst dem Supplemente, bestehend aus 1049 Ab-
n, ebend. 1776.

ps (Johann Heinrich), Maler, Zeichner, Kupferstecher und
ätzer zu Zürich, ward 1758 zu Klothen, in der Nähe dieses
geboren und ward anfangs zum Dorfbarbier, was sein Vater
und darauf zum Landmann bestimmt. Da er jedoch einen offe-
opf verrieth, gab der dasige Pfarrer ihm einigen Unterricht in
teinischen Sprache, Geschichte und Mythologie. Während dessen
ckelte sich seine Neigung zum Zeichnen dergestalt, daß man in Be-
war, ihn zu dem berühmten Kupferstecher Schellenberg zu thun,
ber 200 Gulden Lehrgeld foderte, eine Summe, welche seine Ael-
nicht aufbringen zu können glaubten. Nun sollte Lips wirklich
ier werden, als Lavater, der von des Knaben Anlagen Beweise
ten hatte und aus denselben erklärte, daß dieser einst einer der
ten Kupferstecher werden würde, sich für seinen Unterricht ver-
bte. Schon im ersten Jahre lieferte Lips Platten von großem
ienste. Seine Versuche im Oelmalen fielen nicht minder glücklich
, so, daß der Kenner kaum entscheiden konnte, wofür er am mei-
geboren sey. Lavater bediente sich des jungen Künstlers bei der
ausgabe seiner physiognomischen Fragmente. Als diese Arbeit been-
t war, ging Lips nach Rom, um sich daselbst noch vollkommener
zubilden. Nach seiner Zurückkunft ward er als Professor der Zeich-
ngsakademie nach Weimar berufen, gab diese Stelle jedoch nach kur-
Zeit wieder auf und kehrte in sein Vaterland zurück. Seine zahl-
chen Werke der Kupferstecherkunst sind in ganz Europa verbreitet
d beweisen, daß er einer der größten Künstler in diesem Fache ist,
lche die neuere Zeit aufzuweisen hat.

Lipsius (Justus), eigentlich Joest Lips, einer der größten
elehrten des 16ten Jahrhunderts, ward am 18ten Oct. 1547 zu
sch, einem Dorfe nahe bei Brüssel, geboren. Im neunten Jahre sei-
es Alters verfertigte er schon Gedichte, im zwölften Reden und im
eunzehnten sein bekanntes Werk: Variae lectiones. Nachdem ihn
er Cardinal Granvella als seinen Secretär mit sich nach Rom ge-
ommen hatte, lehrte er öffentlich Geschichte und schöne Wissenschaf-
en auf den Universitäten zu Jena, Leyden und Löwen. Seine Col-
egia erhielten einen so großen Ruf, daß der Erzherzog Albrecht und
seine Gemahlin, die Infantin von Spanien, dieselben mit ihrem gan-
zen Hofe besuchten. Vergebens bemühte sich Heinrich IV., Paul V.
und die Stadt Venedig, ihn unter den glänzendsten Anerbietungen in
ihre Dienste zu ziehen: denn Scaliger, Casaubonus und Lipsius gal-
ten damals für die Triumvirn in der Republik der Wissenschaften.
Man findet in Lipsius Schriften ein wunderbares Gemisch von gründ-
licher Gelehrsamkeit und trivialem Geschwätz: er glaubte, sich des
Styls des Tacitus bemächtigt zu haben und hatte nur dessen Dun-
kelheit und Härte erlangt. In seiner Histoire de Notre-Dame de
Hall, deren Inhalt an die Zeiten der crassesten Unwissenheit erinnern
würde, wenn wir nicht wüßten, daß sie schon in einem aufgeklärten
Jahrhunderte geschrieben worden, gibt er, ohne alle critische Sichtung,
die lächerlichsten Fabeln, die abgeschmacktesten Sagen zum Besten.
Seine Feder ertheilt sich selbst in der Vorrede zu diesem Werke die
übertriebensten Lobsprüche, so wie er überhaupt außerordentliche Eitel-
keit besaß. In seinem Traité de Politique behauptet er, alle die-
jenigen, welche eine fremde Religion bekennen, müßten mit Feuer und
Schwert ausgerottet werden, damit eher ein Glied zu Grunde gehe,

als der ganze Körper. Er war bemüht, die Lehre der Stoiker, sowol in der Physik, als in der Moral, wieder herzustellen, und seine desfalsigen Bemühungen zeigen von der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit. Seine verschiedenen Werke sind 1637 zu Antwerpen in 4 Foliobänden und 1675 zu Wesel in 4 Octavbänden im Drucke erschienen, welche letztere Ausgabe die vollständigste ist. Die vorzüglichsten Schriften daraus sind folgende: **Ein Commentar über den Tacitus**, Bergamo 1602, in 8., welcher sehr geschätzt ist, ob man ihn gleich bei dieser Schrift sowol, wie bei allen übrigen, der unverschämtesten Plagiate beschuldigte; **Ein Tractat über die Beständigkeit**, welcher als sein bestes Werk betrachtet wird, und deßhalb auch von dem gelehrten Buchhändler Raphelen vor allen andern Werken dieses Schriftstellers der Vergessenheit entrissen wurde, endlich die schon oben erwähnten Variae lectiones, welche, obgleich sein Jugendwerk, doch besser als alle seine spätern Schriften geschrieben sind. Lipsius starb zu Löwen am 23sten März 1606.

Liscov (Christian Ludwig), der **deutsche Satyriker**, dessen Geburtsjahr und frühere Geschichte nur mangelhaft bekannt sind, wurde wahrscheinlich im Anfange des 18ten Jahrhunderts geboren. Im J. 1730 lebte er einige Zeit als Candidat der Rechte zu Lübeck, wo er mit dem dasigen Vielschreiber, Magister **Sievers**, Streit bekam und durch denselben zu den ersten Versuchen der persönlichen Satyre gereizt wurde. Von Lübeck ging er darauf 1738 als Privatsecretär zu dem Geheimenrathe von Blome im Holsteinschen. Von dieser Zeit an bis zu seiner Ankunft in Dresden, wo er an dem Cammerrathe von Heinecken einen großen Beschützer fand, fehlen abermals alle Nachrichten von ihm. Seine satyrische Laune, die ihn schon aus Lübeck vertrieben, schadete ihm auch in Dresden, welches er auf Verlangen des englischen Ministers, den er durch einige Spottreden gegen sich aufgereizt hatte, gleichfalls verlassen mußte. Auch von dieser Zeit an fehlen die Nachrichten über sein Leben fast gänzlich: wir wissen nur, daß er am 30sten October 1760 zu Eilenburg in Sachsen, wie man sagt, im Gefängnisse starb. Unstreitig gehört Liscov zu den geistreichsten Schriftstellern seines Zeitalters, so wie er auch die prosaische Satyre der Deutschen begründet hat. Seine Vorgänger übertrifft er durch bewegliche, sich vorzüglich durch Sprachfertigkeit zeigende Leichtigkeit. Doch fehlte ihm die Tiefe des Geistes, welche sich selbst genügend, das Leben vorurtheilsfrei übersieht, und sich der gemüthlichen Ironie ohne Fessel hingibt. Seine Schreibart ist voll Kraft und männlicher Stärke, dabei höchst correct; sein Witz derb, aber treffend. Seine Schriften sind von ihm selbst gesammelt und führen den Titel: Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften, Frankfurt und Leipzig (Hamburg), 1739. gr. 8. Nachdem sich diese Ausgabe vergriffen hatte, veranstaltete Müchler eine andere in 3 Octavbänden (Berlin 1806). Die Personen, gegen welche Liscov's Satyren gerichtet waren, sind, außer obengenanntem Magister Sievers, der damals zu Halle lebende Professor Philippi. Unter allen liscovschen Schriften ist vielleicht seine Satyre: **Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit elender Scribenten gründlich erwiesen**, die keinen eigentlich persönlichen Bezug hat, die beste, und diejenige, welche dazu beigetragen hat, seinen Namen in ehrenvollem Andenken zu erhalten.

Lissabon (port. Lisboa), die Haupt- und (bis 1807, in welchem Jahre sich der Hof nach Brasilien flüchtete) die Residenzstadt des Königs von Portugal in der Provinz Estremadura, am Flusse

(Tejo), liegt in der Form eines Amphitheaters auf drei Hügeln.
st völlig offen, meistens schmal, eine Meile lang, liegt längs dem
e und hat einen guten Hafen mit einer doppelten Einfahrt, in
em die größten Kriegsschiffe bis nahe an die Stadt kommen kön-
und dessen Eingang durch mehrere Thürme und Schlösser beschützt
. Der dasige Patriarch war sonst stets ein päpstlicher Legatus
tere und hatte den Rang vor allen Erzbischöfen und Bischöfen
Portugal und Indien. Er kleidete sich wie der Papst, und seine
Domherren wie die Cardinäle. Die Stadt hat eine 1290 gestiftete
versität. Am 1. Nov. 1755 ward sie durch ein fürchterliches Erd-
en, in welchem 15—20,000 Menschen ihr Leben verloren, und ver-
durch einen Brand verwüstet. Von 24,000 Häusern gingen zwei
rittheile gänzlich zu Grunde und der Rest war mehr oder minder
chädigt. Im Jahre 1778 lag noch ein Drittheil der Stadt in
utt; aber 1789 war sie gänzlich wieder hergestellt. Die Straßen
, wegen des bergigen Bodens, uneben, durchaus, aber oft schlecht
pflastert, meistens krumm, bei Nacht ohne Erleuchtung, haben aber
die Fußgänger ein Trottoir. Die Kirche der Dominicaner, ein
eisterstück der Baukunst, welches 45 Millionen Franken gekostet hat,
von der letzten Königin erbaut. Der sogenannte Schatz, welchen
enfalls die letzte Königin zu bauen angefangen, ist und wird viel-
icht nicht vollendet, und soll bereits so viel Crusaden gekostet haben,
ls Raum darin ist. Der ansehnlichste Platz in der Neustadt ist der
raca de Comercio (der Handelsplatz). Gegenwärtig, da die Stadt
egen Westen erweitert ist, gibt man die Zahl der Häuser auf 38,102
nd die Zahl der Einwohner auf 300,000 an, von welchen letztern die
n Afrika, Ost- und Westindien von Portugiesen und dortigen Ein-
wohnern gezeugten Menschen, nebst den schwarzen Sclaven beinahe
en vierten Theil ausmachen. Lissabon ist der Sitz der vornehmsten
Reichscollegien, einer 1720 gestifteten Akademie der portugiesischen Ge-
schichte und eines 1766 errichteten Collegiums, das zum Unterrichte
von hundert adeligen Pensionärs bestimmt ist. Auf dem neuen Platze
steht seit dem 6ten Junius 1775 die metallene Bildsäule König Jo-
sephs I. zu Pferde. Der Handel der Stadt ist sehr wichtig, verbreitet
sich aber nicht sowol über die Producte des Landes, als vorzüglich
über die wichtigsten Erzeugnisse Brasiliens und Ostindiens, von wel-
chen hier der Hauptmarkt ist. Der Zoll ist so beträchtlich, daß er den
größten Theil der königlichen Einkünfte in Europa ausmacht. Die
Wasserleitung, vom unsterblichen Johann V. (dem Heinrich IV. von
Portugal) erbaut, welche von Alcantara nach Lissabon geht, ist ein
vortreffliches Werk, dessen Hauptbogen von gothischer Arbeit, unter
welchem ein Linienschiff von 74 Kanonen mit vollen Segeln durchpas-
siren kann, einer der prächtigsten in ganz Europa ist. Dieß Werk wi-
derstand der Gewalt des Erdbebens, obgleich die Schlußsteine sich ei-
nige Zoll in die Tiefe senkten, aber von dem Mittelpunkte des Ge-
wölbes, das sich sogleich wieder schloß, aufgefangen wurden.

Litanei, Litaney (griech.) bedeutet ein Gebet, eine Gebetsfor-
mel. Im 6ten und 7ten Jahrhunderte wurden auch religiöse Proces-
sionen, wegen der dabei üblichen Gebete, Litaneien genannt, weßhalb
sie auch noch jetzt in der katholischen Kirche Bittgänge heißen. Die
Protestanten nennen nur das feierliche Gebet, das an Bußtagen, sonst
auch in Zeiten allgemeiner Noth, abwechselnd gesprochen und gesungen
zu werden pflegt und mit dem Kyrie Eleison anfängt und endigt, Li-
tanei; bei den Herrnhutern hat aber die Sonntags Vormittags der

Predigt vorangehende Betstunde diesen Namen. — Dann ein langes Klagelied, klägliche Erzählung. E.

Lit de Justice war ehemals in Frankreich eine feierliche Handlung, da der König, in Begleitung der Prinzen vom Geblüte, der Pairs, und der vornehmsten Kron-, Staats- und Hofbeamten sich in das Parlament begab, und da, auf dem Throne sitzend (welcher in der alten französischen Sprache lit genannt wurde, weil er wirklich aus einem Unterkissen, einem Kissen im Rücken und zwei unter den Ellnbogen bestand), in seiner Gegenwart diejenigen Befehle und Verordnungen, die das Parlament nicht hatte genehmigen wollen, einzeichnen (enregistriren) ließ. Das Parlament hatte nämlich das Recht, zum Besten des Volks, Vorstellungen gegen königliche Befehle und Edicte zu machen. In einem solchen Falle erließ der König zuerst Befehlsschreiben (lettres de jussion) an das Parlament, und wenn diese nicht befolgt wurden, so hielt er das lit de justice. Das Parlament mußte zwar gehorchen, protestirte aber nachher gewöhnlich gegen diese Handlung. Ludwig XV. hielt 1763 ein solches lit de justice, um gewisse Auflagen einzuführen, mußte aber bei der großen Widersetzlichkeit der sämmtlichen Parlamenter, nachgeben. Die von Ludwig XVI. im J. 1788 gehaltenen lits de justice trugen zur Beförderung der Revolution bei.

Literatur. Unter Literatur versteht man den gesammten Umfang menschlicher Geistesproducte, sofern sie durch Schrift (oder Sprache) mitgetheilt und fortgepflanzt werden. In sofern diese Kenntnisse enthalten, die nach den Gegenständen gesondert und systematisch geordnet sind, heißen sie Wissenschaften in weiterer Bedeutung, und in sofern sie aus Lehrvorträgen oder Schriften, Büchern, sich erwerben lassen, Gelehrsamkeit. Man gebraucht deßhalb den Ausdruck Literatur öfters auch gleichbedeutend mit Wissenschaften (z. B. Geschichte der Literatur), bald mit Gelehrsamkeit, z. B. Literaturzeitung, und in sofern Gelehrsamkeit hauptsächlich aus Büchern geschöpft wird, mit Bücherwesen. Ein Literatus ist demnach gleichbedeutend mit Gelehrter: literarische Arbeiten, gelehrte, besonders schriftstellerische Beschäftigungen; ein Literator hingegen wird genannt, wer mit Kenntniß des Bücherwesens sich beschäftigt, oder eine bedeutende Summe solcher Kenntniß sich erworben hat, ein Bücherkundiger. Literärgeschichte ist Büchergeschichte. Ob die Geschichte der Literatur bloße Literärgeschichte oder eigentliche Geschichte der Wissenschaften seyn solle, darüber sind die Historiker der Literatur bis auf diese Stunde nicht recht einig. So viel ist indeß gewiß, daß die Geschichte der Wissenschaften weit andere Absichten zu erreichen hat, als die bloße Literärgeschichte, die jedoch mit Bibliographie, Bücherkunde nicht verwechselt werden darf. Die Geschichte der Wissenschaften soll nicht bloß für das Gedächtniß und die Neugierde einen Vorrath literarischer Merkwürdigkeiten liefern, sondern soll dem Geist ein Licht anzünden, das ihm bei jeder wissenschaftlichen Bemühung vorleuchte; sie soll für jedes Gebiet in dem weiten Reiche der Literatur eine Art allgemeiner Reisebeschreibung abgeben, in welcher alle Entdeckungsversuche, alle Verirrungen und Ausschweifungen der Erkenntniß aufgezeichnet sind; kurz, sie soll zur Kenntniß der verborgenen Gänge des menschlichen Geistes auf dem Wege zur Wahrheit, wie zum Irrthum, der verschiedenen Anstöße, durch welche sich die Wahrheit durchkämpfen, der verschiedenen Wege, Gestalten, Schicksale, die sie durchwandern muß, um eine allgemeine Erleuchtung unter den Menschen verbreiten zu kön-

: **Einsicht verschaffen.** Diesem zufolge muß eine Geschichte der
r **die Darstellung** des Allgemeingültigen und Höchsten seyn,
in den Wissenschaften schaffenden und ergreifenden Geister in
: **hervorgebracht** haben, und sie muß zeigen, wie man durch
derholte Offenbarung der freithätigen Vernunft, eine Lösung
gabe aller Wissenschaft, einer allgemeinen Theorie des Wah-
Guten und Rechten, Genüge leistete, und dem Ideal in der
tung sich näherte. (S. Ortloff über die Geschichte
Wissenschaften und Künste, Cob. 1807. Ueber die Ge-
hreiber der Literatur s. den Art. Geschichte.) Hierzu sind
iß **der Bücher** und Gelehrten bloße Hülfsmittel. Man kann
er **unterscheiden** eine allgemeine Literatur aller Völker und
(**so auch** deren Geschichte) und die besondere einzelner Völ-
d **Zeitabschnitte**, alte, neue mittlere, neue und neueste grie-
, **römische**, italienische, deutsche Literatur u. s. w. In den
i **Fällen versteht** man häufig bloß darunter, was jede Nation
Schriften **in ihrer** Muttersprache zu jenem Zwecke geleistet hat,
dann **könnte es** sich treffen, daß eine Nation zwar viele Bü-
und **Druckschriften,** aber doch keine **Literatur** hätte. **Wie**
Wissenschaft **der Künst,** so stellt man der Literaturgeschichte die
:geschichte entgegen; nur zieht man gewöhnlich den Theil der
t, **dessen Werke** durch Schrift mitgetheilt werden, ich meine
Poesie, **mit** zur Literaturgeschichte, und spricht von einer
nen **Literatur** im Gegensatz der sogenannten strengen Wis-
schaften. **Außer** der Poesie, rechnete man ehedem auch die
rie **der schönen** Künste überhaupt dahin unter dem Titel der
nen **Wissenschaften** (belles lettres), und die Facultäts-
Brotwissenschaften haben diesen gar oft unter dem Namen der
lletristik, so wie ihren Anhängern, den Belletristen, ei-
bösen Leumund gemacht. Die Wahrheit ist, daß die Poesie zur
ist, ihre Theorie aber zu den Wissenschaften gehört, und daß schöne
ssenschaften ein Unding sind. Soll jedoch die Poesie als schöne Li-
atur gelten, so ist sie dieselbe doch weder ganz, noch allein, son-
n es gehört dann zur schönen Literatur einer Nation der ganze
eis der Humanitätsstudien, alle Werke der Poetik, Philosophie,
schichte, Beredsamkeit, in so weit nämlich, als dieselben An-
üche auf schöne Darstellung haben und in der Muttersprache ge-
rieben sind. So dürften z. B. zwar wol Werke über Aesthetik,
e die von Delbrück, Göthe, Schiller, Engels Mimik, Schlegels
rlesungen u. a. hierher gehören, eine ganze Fracht von ästhetischen
hrbüchern aber nicht. Daß diese Begriffsbestimmung nicht willkür-
h sey, kann man schon daraus schließen, daß alle Nationen die
Schriftsteller, welche sie als classische auszeichneten, aus diesem
reise wählten. (Daß man classische Literatur noch in einem andern
inne nimmt, darüber s. Classisch.) Und gewiß nicht mit Unrecht,
enn anders literarische Bildung nicht ein Wort ohne Sinn
nd Bedeutung seyn soll; denn sie erweckt vorzüglich Humanität,
. i. ächte, schöne Menschlichkeit, Sittlichkeit der Gesinnung, Rein-
eit und Zartheit des Gefühls. dd.

Literaturzeitungen. Beinahe schon seit einem Jahrh. war
ür die schnellere Verbreitung der Begebenheiten der politischen
Welt durch die Erfindung periodischer Schriften gesorgt worden, als
man erst daran dachte, auch die mannichfaltigen vorübergehenden li-
terarischen Erscheinungen durch ähnliche Institute länger festzu-

halten und zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Indessen waren, obgleich ähnlich in ihrer allgemeinen Tendenz, beide Institute in Hinsicht ihrer weitern Ausführung von einander unterschieden. Wenn die politischen Tagebücher jener Zeit nichts weiter waren und seyn sollten, als schlichte Erzählungen und Berichtungen der einzelnen Begebenheiten, als solcher, ohne auf ihren innern Zusammenhang oder ihre muthmaßlichen Folgen Rücksicht zu nehmen: so mittelten im Gegentheil die literarischen, schon von ihrem ersten Ursprunge an, das Verhältniß der verschiedenen wissenschaftlichen Erscheinungen, wo nicht zu dem höchsten Ideal, doch meist zu dem ebenbestehenden Grade und Charakter der literarischen Cultur aus, und bestimmten darnach ihren größern oder mindern Werth. So mußte sie, wie oft auch beschränkte Nationalvorurtheile oder noch niedrigere persönliche Rücksichten und Leidenschaften unter ihrem Schilde ihr zügelloses Spiel treiben, einer der kräftigsten Hebel der literarischen Cultur der gesammten gebildeten Welt werden; sie wurden das Bindemittel zwischen den verschiedensten Nationen, welche sich bisher, in sich abgeschlossen, bloß in ihrer Individualität ausgebildet hatten; sie erzeugten durch den gegenseitigen Umtausch der Ideen Vielseitigkeit und Mannichfaltigkeit der gelehrten Bildung; sie erweckten Wettstreit unter den Nationen, und regten durch die Publicität dieser Verhandlungen die auf der literarischen Bühne auftretenden Männer zu immer größerm Streben nach Vollkommenheit kräftig an; sie brachten Licht und Uebersicht, Ordnung und Bewußtseyn in die, bisher meist nur durch Zufälligkeiten bestimmten und fast bewußtlosen literarischen Bemühungen. Das neuigkeitsliebende Frankreich, mit Gazettes und Mercures schon überhäuft, war auch die Erfinderin der literarischen Tagebücher. Der Parlementsrath, Dionysius de Sallo, gab in Gesellschaft mehrerer anderer Gelehrten, vom 5ten Januar 1665 an, das Journal des savans heraus, welches so glücklich war, die ganze unermeßliche Schaar seiner Nebenbuhler zu überleben, indem es erst im J. 1790 geschlossen wurde. (Auf Befehl Ludwigs XVIII. wurde 1816 das Journal des savans wieder begonnen, und erschien im October d. J. das erste Heft. Die ausgezeichnetsten Gelehrten Frankreichs nehmen Theil daran.) Die Menge der Redactoren und Mitarbeiter, welche es während seiner langen Dauer hatte, macht es unmöglich, eine allgemeine Charakteristik desselben zu liefern. Indeß zeichnete es sich jederzeit durch die Ausführlichkeit der aus den Büchern gelieferten Auszüge und durch gesundes und billiges Urtheil aus. In manchen Perioden war es etwas einseitig; so wurden z. B. unter Andry's Redaction meist nur medicinische Bücher recensirt. Von den seit dieser Zeit erschienenen literarischen Journalen kann hier nur folgende kurze nach den Ländern geordnete Uebersicht der merkwürdigsten von ihnen Raum finden. Frankreich: Mercure de France, zuerst unter dem Titel: Mercure galant, von 1672 — 1802 in ununterbrochener Folge; dann von 18.. bis jetzt fortgesetzt. In seiner ersten ununterbrochenen Folge besteht er aus 1705 Nummern. Im Jahre 1717 nahm er, statt dem Titel des Mercure galant, den des Mercure de France an. Mémoires de Trevoux (1701 — 1761), von Jesuiten zu Paris mit Feuer, Leichtigkeit und Tiefe geschrieben, aber in den frühern Jahren höchst parteiisch und heftig gegen alle Andersdenkende, auch merkwürdig wegen ihres Antagonismus gegen alle übrige in- und ausländische Journale damaliger Zeit. Außer den Recensionen enthielten sie auch kleine Abhandlungen. L'année literaire (1774 — 1776)

erron's Redaction berühmt und berüchtigt. Journal étranger
f.) und Journal encyclopédique (1756 ff.) enthalten nicht
ecensionen, sondern auch Abhandlungen und Nachrichten aller
Decade philosophique, literaire et politique (vorzüglich
inguené redigirt) erschien späterhin unter dem Titel: la Re-
c. seit 1795. A Millin magazin encyclopédique (seit 1795)
: auch treffliche Abhandlungen. Journal général de la lité-
e de France (1796) und Journal de la littérature étrangère
ff.), beide nach einem Plan gearbeitet, sind nicht viel mehr
uchhändlerverzeichnisse (von der Handlung Treuttel und
z in Paris und Straßburg herausgegeben) mit Angabe des
es der Bücher, und ohne critischen Werth, so wie überhaupt in
euern Zeiten die Journalistik Frankreichs aus begreiflichen Grün-
rer frühern Periode nicht gleich kam. — Aus Italiens Zeit-
en sind bemerkenswerth: Giornale de' letterati (Rom 1668 ff.).
nale de' lett. d'Italia (Vened. 1710 — 1740 nebst Suppl.).
ro giorn. (Modena 1775 ff. Neap. 1788 ff.). Novelle lette-
di Firenze 1740 ff. Novelle litterarie di Venezia 1730 ff.
euerer Zeit erschienen in Italien mehrere treffliche critische,
rische und wissenschaftliche neue Zeitschriften, von denen wir hier
nn: Novelle letterarie erscheint in Florenz; Biblioteca
ana (von Acerbi herausgegeben) erscheint in Mailand;
nale della literatura Italiana kommt in Pavia heraus;
ugnatelli Giornale di Fisica etc. — Durch Tiefe und
ndlichkeit, Scharfsinn und Freimüthigkeit zeichnen sich folgende
lische aus: History of the works of the learned (1699 —
2). (Roche) memoirs of literature (1710 — 1714). (Dessel-
) new memoirs etc. (1725 — 1727). Fortsetzung davon war:
e present state of the republick of Letters (1728 — 1736).
e monthly review (1749 ff.). Critical review (1791 ff.). Aikin
nual review (1804). In neuerer Zeit erwarb sich das Edinburgh
view den ersten Rang unter allen englischen Zeitschriften, und ha-
 wir ihm deßhalb einen eigenen Artikel gewidmet; ihm fast gleich
ht das quaterly review. Beides sind Vierteljahrschriften, und
 man im April 1817 beim Ed. Rev. bis zum LIV., und beim
eiten bis zum XXXI. St. vorgeschritten. Charakteristisch in ih-
n sind die öftern Anwendungen auf Verhältnisse des Staats oder
s Lebens. — In Spanien, wo bis jetzt noch nie ein freithäti-
r, wissenschaftlicher Geist sich erhoben hat, konnten diese Art Schrif-
n kein großes Glück machen. Das Diario de los literatos de
spanna (1737 — 1743, 7 Thle.) enthält bloß sehr ausführliche In-
altsangaben spanischer Schriften, und das Memorial literario de
Iadrid 1784 — 1786, 9 Tomi 8vo. 1787 — 1788, 6 Tomi 8vo.
794 — 1797. — 1801 enthält (nach einigen Stücken vom Jahre 1787
a schließen) bloß vermischte politische und andere Nachrichten, aber
eine Recensionen. (Da die Nachricht über das Daseyn dieser spani-
chen Zeitschrift nur aus einem Catalog entlehnt werden können, so
st nicht bestimmt anzugeben, ob sie so lückenhaft, wie oben bemerkt,
rschienen, und ob sie regelmäßig fortgesetzt worden). — In den nor-
dischen Reichen war der Mangel an literarischem Umtriebe diesen
Instituten eben so wenig günstig, und die Kiöbenhavnske Adresse-
Contoirs Esterretninger (1759 ff. unter verschiedenen Titeln fort-
gesetzt) und Gjörwell's schwedische Journale mußten sich meist mit der
inländischen Literatur begnügen. — Dagegen bezeugten Holland

und Deutschland in bewundernswürdigem Grade, welchen günstigen Einfluß Freiheit der Meinungen und ausgebreiteter literarischer Verkehr, verbunden mit Fleiß und Gründlichkeit, auf diese gelehrten Tageblätter habe. Unter allen denen, welche in Holland erschienen sind, behaupten in Rücksicht der vollständigen und geordneten Auszüge, der scharfsinnigen Critik, der eignen eingestreuten gelehrten Bemerkungen und Verbesserungen, und des anziehenden Styls die von Bayle (nouvelles de la republique de lettres 1684 ff. von 1687 an von Andern fortgesetzt), Basnage (hist. des ouvrages des savans 1687 — 1709) und le Clerc (biblioth. universelle, 1686 — 1693. 26 Thle.; bibl. choisie, 1703 — 1713. 27 Thle.; bibl. ancienne et moderne, 1714 — 1727. 28 Thle.) den Vorzug. Außer ihnen verdienen Erwähnung: Journal litéraire (1713 — 1737), bibliothèque raisonnée (1728 — 1751), bibl. nouvelle (1738 — 1744), de Boekzaal van Europe (1692 — 1700), Tweemandelyke uittreksels (1701 — 1704), Het republyk der Geleerden (1710 — 1748), Allgemeene Konst-en Letter-Bode (1788 ff.), De Recensent, ook der Recensenten; Vaderland'sche Bibliotheek; Schouwburg voor in en buitenlandsche Letterkuude; Letteroeteningen, u. a. m. — Deutschland endlich erwarb sich in der Journalistik das höchste Verdienst. Neben den übrigen oben angedeuteten Verhältnissen, welche es mit Holland gemein hatte, war es wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielseitigen Bildung und des unbefangenen, von allen Nationalvorurtheilen freien Charakters seiner Gelehrten ganz zu Unternehmungen dieser Art geeignet. Charakteristisch bei den gelehrten Journalen der Deutschen ist vorzüglich das Umfassen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem solchen Lande konnte die Idee einer allgemeinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche ganz eigentlich den Deutschen eigenthümlich ist; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländischen Journale lauten mochten, so begünstigten sie doch gewöhnlich meist nur die Literatur des Landes, in welchem sie erschienen, oder besonderer Wissenschaften, und keins von ihnen umfaßte die gesammte Literatur mit einer solchen Unparteilichkeit und Rücksichtslosigkeit, als es die deutschen thaten. Will man nicht Friedr. Nitzsch lateinische Uebersetzung der Jahre 1665 — 1670 vom Journ. des savans, als das erste Journal Deutschlands rechnen, so gebührt dieser Name den Actis eruditorum (1682 — 1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend als urtheilend waren, und neben den Recensionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der entschiedenen Trefflichkeit der Mitarbeiter entsprach auch die ungemeine Ausbreitung, in welcher sie gelesen wurden. Wegen einer für ihre nächsten Umgebungen seltenen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja selbst wegen Gebrauch der deutschen Sprache bei gelehrten Gegenständen, und wegen ihrer dialogischen Form verdienen Erwähnung Chrn. Thomasius Monatsgespräche (1688 — 1690), und W. E. Tenzels Monatliche Unterredungen 1689 — 1698, fortges. durch die curieuse Bibliothek (3 Bde.). Von deutschen Journalen erhielten sich am längsten die (Leipziger) neuen Zeitungen von gelehrten Sachen (unter verschiedenen Titeln von 1714 — 1797), besonders merkwürdig und noch jetzt sehr brauchbar dadurch, daß sie bis zum Jahre 1740 alle in- und ausländische Journale im Auszuge enthalten. Zugleich mit der Universität Göttingen entstand 1739 daselbst auch eine gelehrte

eitung, welche sich unter Albrecht von Haller's und L. G. Heyne's
edaction immer höher hob. Die Namen eines Haller, Heyne, Käst=
er, Michaelis, Leß, Eichhorn, Plank, Blumenbach, Rehberg, Meiners,
ugo, Brandes, Spittler, Heeren und so vieler anderer Mitarbeiter
ürgen hinlänglich für ihre Trefflichkeit. Von den Meinungen und
Streitigkeiten des Tages sich entfernt haltend, sprach sie doch oft ein
ahres und tiefes Wort zu seiner Zeit. Im Ganzen sind die Göt=
inger gelehrten Anzeigen mehr referirend als urtheilend, und zeichnen
ch vorzüglich durch treffliche Auszüge ausländischer Schriften aus.
entschiedenen Einfluß auf die Bildung Deutschlands hatten die
Briefe, die neueste Literatur betreffend (Berl. 1759 —
765. 24 Thle. von Lessing, Mendelsohn, Abbt, Nicolai u. a.) und
n noch höherm Grade die allgemeine deutsche Bibliothek
Berl. 1766 — 1796. 118 Bde. neue a. d. B. 1793 — 1806. 107 Bde.).
Weit mehr critisirend als referirend bestritt sie mit einer bis dahin
och nicht gesehenen, oft an Keckheit und Uebermuth gränzenden Frei=
müthigkeit verjährte Vorurtheile, brachte eine Menge neuer Ideen in
Umlauf, war in Rügen streng und schonungslos, doch meist unpar=
teiisch, und führte eine neue Periode der deutschen Culturgeschichte
erbei. Zu und in dieser wirkte thätig mit die Allgemeine Li=
teraturzeitung (zu Jena 1785 von F. J. Bertuch gestiftet, und
von L. G. Schütz und G. Hufeland redigirt), an welcher die treff=
lichsten Männer Deutschlands arbeiteten. Wenn sie an hoher Frei=
müthigkeit und unbefangener Prüfung der allgemeinen deutschen Bi=
bliothek gleich kam, so übertraf sie dieselbe doch durch größere Huma=
nität und einen geläuterten Geschmack; vorzüglich behauptete sie den
Vorrang vor der schon alternden, bei den Erscheinungen, welche die
kritische Philosophie verursachte. Auch übertraf sie dieselbe an Um=
fang, indem sie auch die ausländische Literatur umfaßte. Seit ihrer
Versetzung nach Halle (durch Schütz's Berufung dahin im J. 1804 be=
wirkt) scheint sie an ihren ehemaligen Hülfsquellen das verloren zu
haben, was die Neue Jenaische Literaturzeitung (1804,
von J. K. A. Eichstädt redigirt) gewonnen hat. Neben allen Vor=
zügen, welche diese mit ihrer Vorgängerin gemein hat, charakterisirt
sie vorzüglich die Lebendigkeit und Wärme, mit der in ihr über die
neuen literarischen Ereignisse verhandelt wird. Die Leipziger Li=
teraturzeitung (seit 1800 unter mehrern Titeln) zeichnet sich in
den meisten Fächern durch ruhige, besonnene Prüfung und vollständige
Auszüge aus. In den frühern Jahren enthielten ihre Intelligenz=
blätter keine schätzbare Aufsätze. Die Erlanger Literatur=
zeitung (von Meusel, Mehmel und Langsdorf redigirt, 1799 — 1801,
unter andern Titeln und in anderer Form schon von 1746 — 1798)
erregte anfangs gute Hoffnungen, ging aber unter der spätern Di=
rection auf Veranlassung der damaligen philosophischen Streitigkeiten
wieder ein. Unter günstigen Vorbedeutungen begann 1813 unter
Sartori Direction eine Wiener Literaturzeitung, welche
bis zu Ende 1816 fortgedauert hat. Nur einen örtlichen Werth hatte
in ihrer frühern Gestalt die Oberdeutsche Literaturzeitung
(von Lorenz Hübner redigirt, Salzb. 1788 ff. Seit 1800 zu München).
Weniger umfassend, aber streng und scharfsinnig prüfend, mehr ur=
theilend als referirend sind die Heidelberger Jahrbücher der
Literatur (1808). Kurze Erwähnungen können endlich hier nur
noch die einer besondern Wissenschaft oder einem einzelnen Lande ge=
widmeten Zeitschriften finden. Zur ersten Gattung gehören außer den

ältern: Hänlein, Ammon, Paulus und Gabler neues theol. Journal (16 Bde.), Annalen der neuen theol. Literatur (zu Rinteln und Marburg, 1789 ff.), Dabelow jurist. Literaturzeitung (1799 — 1801), Hartleben Bibl. der jurist. Literatur (1785 ff.), Schlegels medicin. Literatur (1781 ff.), Salzburger medicin. chirurg. Zeitung (1790 ff.), Pierres medicin. Annalen (1798 ff.), Gatterers histor. Bibl. und Journal (1767 ff.), Meusels Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften (1769 ff.), Bibl. der schönen Wissenschaften und freien Künste (1757 ff. neue Bibl. 1766 ff.). Die Literatur einzelner Länder betreffen: bibliothèque angloise (1711 ff.), britannique (1733 ff.), française (1723 ff.), germanique 1720 ff. und novelle 1746 ff.), italique (1728 ff.). Bloß kleine Schriften sind beurtheilt in Harles critischen Nachrichten von kleinen Schriften (1782 ff.), Paulus Bibl. kleiner Schriften (1789 ff.), Degens Bibl. für kleine Schriften (1795 ff.). Endlich gibt es auch Auszüge aus Zeitschriften, von welchen hier nur Nouvel esprit des journaux français et étrangers (Bruxelles 1803 ff.) angeführt werden kann. A — s.

Lithographie, s. Steindruck.

Lithauen (in der Sprache des Landes Litwa) war ehemals ein, unter dem Namen eines Großherzogthums für sich bestehendes Land, seit 1569 mit Polen vereinigt, dessen Schicksal es in den neuern Zeiten getheilt hat. Das Land hat einen ebenen Boden, viel Waldungen, und liefert Getreide, Vieh, Wachs und Honig. Die vornehmsten Flüsse darin sind der Dniper, Dniester, die Dwina, der Niemen 2c. In den Wäldern ist viel Wildpret, und das Land treibt mit Korn, Wachs, Honig, Zobel-, Wolf- und Bärenfellen, Leder, Wolle, auch sehr guten, wiewol kleinen Pferden, einen ansehnlichen Handel. Die Lithauer, welche ursprünglich zu den Letten (s. d. Art.) gehören, finden sich schon im elften Jahrhunderte, wo sie zu den zinsbaren Völkern der russischen Monarchie gezählt werden. Sie machten sich, als in Rußland unter Wladimir's Nachfolgern große innerliche Zwistigkeiten entstanden, von der russischen Obergewalt frei, und wurden nach und nach ihren Nachbarn furchtbar. Ringold führte im dreizehnten Jahrhunderte schon den Titel eines Großherzogs, und unter seinem Sohne Mendog und dessen Nachfolgern kam das ganze lithauische Rußland von Großrußland ab. Gedemin machte sich Kiew unterwürfig, und Uladislaus Jagello, der sich 1386 taufen ließ, verband durch seine Vermählung mit der polnischen Königin Hedwig Lithauen und die eroberten russischen Provinzen mit dem polnischen Staate. Seitdem war Lithauen immer mit Polen vereint; doch kam diese Vereinigung erst 1569 völlig zu Stande. Bei der bekannten Theilung 1773 gab Lithauen den ganzen Antheil, welchen Rußland erhielt, her, woraus die nachherigen Statthalterschaften Mohilew und Polotzk gebildet wurden. Bei der folgenden Theilung 1793 verlor es abermals auf 1731 Q. Meilen eine Volksmenge von 850,000 Menschen. Endlich fiel der letzte Ueberrest von Lithauen 1795 an das russische Reich, welcher die jetzigen Statthalterschaften Wilna und Grodno ausmacht. In diesen Provinzen des russischen Reichs leben Lithauer, aber überall mit Russen und Polen vermischt, daher sich auch ihre Volksmenge nicht genau angeben läßt. Noch ist der Theil von preußisch Lithauen zu bemerken, welcher, unter dem Namen lithauisches Kammer-Departement, 3 Kreise, nämlich den insterburger (lithauer), den oletzkoer und den sehestener Kreis enthält und nicht minder fruchtbar, auch sehr gut angebaut ist.

Litre, s. französisches Decimalsystem.

Littorale, jedes Küstenland, dann besonders das österreichische Küstenland am adriatischen Meere, oder die drei Städte Fiume, Buccari und Porto=Re mit ihrem Gebiete, an der nördlichsten Küste Dalmatiens. Es gehörte ehemals zu dem Militärdistrikte von Croatien; Kaiser Joseph II. schlug es aber 1776 zu Ungarn, und übergab es einer Civilregierung, um den Handel zu heben und den Abzug der ungarischen Produkte zu befördern. Der ganze Distrikt hatte, nach der Zählung von 1787, auf 7 Quadratmeilen 19,928 Einwohner. Von 1809 bis 1814 machte es einen Theil der illyrischen Provinzen aus, kam aber 1814 wieder unter österreichische Herrschaft, und wurde zu dem Königreich Croatien und dem ungarischen Dalmatien gezogen.

Liturgie ist die, aus dem Griechischen stammende Bezeichnung der Einrichtnng des öffentlichen Gottesdienstes in christlichen Kirchen. In einem engern Sinne werden auch solche Bücher und Formulare Liturgien genannt, welche das bei dem öffentlichen Gottesdienste von den Geistlichen zu befolgende Ritual enthalten. Die Liturgie in der römisch=katholischen Kirche ist größtentheils das Werk Gregors I., welcher sie in seinem Meßcanon festsetzte, und den Gesang sehr begünstigte. Die lutherische Reformation brachte eine neue Liturgie hervor, bei welcher man sich größtentheils der deutschen Sprache bediente. In den neuesten Zeiten hat man auch an der alten protestantischen Liturgie Vieles geändert, und an vielen Orten neue Agenten eingeführt. Die Wissenschaft der zweckmäßigen Einrichtung der gottesdienstlichen Handlungen heißt Liturgik, eine Wissenschaft, welche eben so viel Geschmack, als Kenntniß des menschlichen Herzens voraussetzt; und alles dahin Gehörige liturgisch. S. Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche.

Liverei (Livrée). Bei den großen Hoflagern (Cours plénières), die in Frankreich unter den Regenten des zweiten und dritten Königstammes gehalten wurden, ließ der König seiner Dienerschaft, so wie der der Königin und der Prinzen, besondere Kleider geben. Diese nannte man Livrée, weil sie auf Kosten des Königs geliefert wurden. Der Aufwand davon, so wie von der Tafel, den Equipagen und allen Ehrenbezeigungen und Geschenken für die Großen des Reichs und das Volk, stieg zu ungeheuern Summen. Eine klügere Oekonomie unterdückte jene Versammlungen, aber die Liverei der Dienerschaften blieb davon übrig.

Liverpool (Leverpool), in Lancaster, nach London die blühendste Handelsstadt im ganzen brittischen Reiche. Sie war noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein unbedeutender Ort von 5000 Einwohnern, enthielt aber 1801 deren schon 77,653, und hat seitdem bedeutend zugenommen. Die Stadt hat halb so viel Handel als London, den vierten Theil des auswärtigen, den sechsten des allgemeinen Handels, den zwölften Theil der Schifffahrt, fünf Achtel des afrikanischen Handels von ganz Großbrittannien, und drei Siebentel des afrikanischen Handels von ganz Europa. Ferner hat sie einen vortrefflichen Hafen, der ganz durch Kunst, nämlich durch Anlegung großer, kostbarer Docken erbaut ist. Sie handelt nach allen Theilen der Welt, Ostindien ausgenommen; besonders beträchtlich war der Sclavenhandel, welcher durch liverpoolische Schiffe zwischen Afrika und Westindien getrieben wurde. Beim Ausrüsten von Kaperschiffen zeigt sich Liverpool muthiger und unternehmender, als irgend

ein anderer Hafen in ganz Großbrittannien. Außer den Rauch- und Schnupftabaks-Fabriken sind keine bedeutende Fabriken daselbst vorhanden. In neuern Zeiten hat die Stadt auch angefangen, sich durch fünf große literarische Institute auszuzeichnen, in deren jedem, außer den berühmtesten öffentlichen Schriften, auch noch eine große Bibliothek (in dem Lyceum von 10,000 Bänden) befindlich ist. Der dortige berühmte Banquier, William Roscoe, hat sich durch seine Geschichte des Lorenzo von Medici, und durch seine Geschichte des Papstes Leo X., einen großen literarischen Ruf in England erworben. Im J. 1793 hatte Liverpool 606 Schiffe. Es schickt zwei Deputirte zum Parlemente.

Livia Drusilla, die berühmte Gemahlin des Kaisers Augustus, war eine Tochter des Livius Drusus Claudianus, der in der Schlacht bei Philippi, wo er an der Seite des Brutus und Cassius focht, sein Leben verlor. Sie war zuerst an den Tiberius Claudius Nero verheirathet, von dem sie zwei Söhne, den Drusus und Tiberius, hatte. Als sie mit ihrem Gemahle vor dem siegreichen Triumvir Octavian nach Sicilien floh, wäre sie beinahe in die Gefangenschaft ihres nachherigen Gemahls gerathen. Von da begab sie sich mit ihrem Sohne nach Achaja zum Antonius, und zog, als ihr Gemahl mit Augustus wieder ausgesöhnt war, endlich wieder nach Rom. Hier wußte sie durch die Reize ihres Körpers und ihres Geistes den Triumvir dergestalt zu fesseln, daß er leidenschaftlich in sie verliebt wurde, sich von seiner Gemahlin Scribonia scheiden ließ, um sie zu heirathen, und sie ihrem Gemahle im Jahre Roms 715 schwanger entriß. Livia wußte sich in die erhabene Rolle, welche sie jetzt zu spielen hatte, sehr gut zu schicken, und die Herrschaft über das Herz ihres neuen Gemahls zur Erreichung ihrer ehrgeizigen Absichten vollkommen zu benutzen. Zu diesen gehörte insbesondere die Erhebung eines ihrer Söhne zum Nachfolger ihres Gemahls. Um ihren Endzweck zu erreichen, suchte sie alle diejenigen Personen aus dem Wege zu schaffen, welche ihren Plänen zuwider seyn und nähere Ansprüche auf den erledigten Thron haben könnten. Auch wurde auf ihr Anstiften Julia, die einzige Tochter des August, verbannt. So schreiben ihr die alten Schriftsteller fast durchgängig den Tod des jungen Marcellus, des Lucius Cäsar und die Verbannung des Agrippa Posthumus zu. Auch gelang ihr in der That der Plan zur Erhebung ihrer Söhne, insbesondere des Tiberius. Da August keinen nähern Anverwandten mehr hatte; so mußte er wol ihren Bitten zu Gunsten des Tiberius nachgeben. Als er zu Nola auf dem Sterbebette lag, schickte Livia Boten über Boten an den Tiberius, damit er bei dem Tode des Kaisers zugegen seyn und die Regierung sogleich übernehmen möchte. Man hat sie sogar in Verdacht, den Tod ihres Gemahls beschleunigt zu haben, damit sich dieser nicht noch vorher mit seinem Enkel, Agrippa, aussöhnen möchte. Im Testamente des Kaisers wurde Livia zur ersten Erbin eingesetzt, in das julische Geschlecht aufgenommen und mit dem Namen Augusta beehrt; auch ward sie zur Oberpriesterin in dem Tempel des neuvergötterten Augustus erwählt, und ihr zu Ehren viele Münzen (livische Münzen) geschlagen. Doch bewies sich Tiberius sehr undankbar gegen seine Mutter, deren Liebe er Alles zu verdanken hatte, und wollte es durchaus nicht gestatten, daß der Senat ihr noch mehrere Ehrenbezeigungen zuerkannte. Indessen setzte er doch öffentlich die Achtung gegen sie nicht aus den Au-
..n. Nur, als er endlich Rom verließ, um in der Einsamkeit ...

ungestört seinen Lüsten überlassen zu können, gerieth er mit ihr in heftigen Streit; in ihrer letzten Krankheit besuchte er sie nicht, wollte sie auch nach ihrem Tode nicht weiter sehen, und verbot ausdrücklich, daß ihrem Andenken göttliche Ehre erwiesen werde. Indessen kann man zur Entschuldigung des Tiberius sagen, daß er die unbegränzte Herrschsucht seiner Mutter, welche durchaus Antheil an der Regierung haben wollte, kannte, und sie in ihre nothwendigen Schranken habe zurückweisen wollen. Auch behielt er in sofern die öffentliche Achtung gegen dieselbe bei, daß er dem Sejanus keine größere Gewalt über sich gestattete, als ihr, so, daß durch sie noch viele Unschuldige vom Verderben gerettet wurden.

Livius (Titus), geboren zu Padua im J. der Stadt 695, vor Chr. Geburt 59, kam aus seinem Geburtsorte nach Rom, wo er sich nicht nur bei vielen Vornehmen, sondern auch dem Augustus bekannt machte. Nach dessen Tode begab er sich in seine Vaterstadt zurück, wo er im J. der Stadt 770, nach Chr. Geburt 18 starb. Durch seine römische Geschichte, woran er über zwanzig Jahre gearbeitet hatte, erwarb er sich einen so ausgebreiteten Ruhm, daß ein Spanier aus Cadix, bloß um ihn zu sehen, nach Rom reisete, und sogleich wieder zurückkehrte, nachdem er seine Absicht erreicht hatte. Von seinen Lebensumständen hat man wenig gewisse Nachrichten. Zu den ungewissen gehört, daß er der Lehrer des nachmaligen Kaisers Claudius gewesen, daß er sich oft zu Neapel aufgehalten habe u. s. w. Augustus nannte ihn den Pompejaner, weil er den Pompejus in seiner Geschichte so sehr erhoben hatte; dennoch genoß er des beständigen Schutzes des Kaisers bis an dessen Tod. Suidas meint, Livius habe während seines Lebens den ihm für seine Geschichte gebührenden Ruhm noch nicht genossen; sondern man habe ihm erst nach seinem Tode Gerechtigkeit widerfahren lassen. Im funfzehnten Jahrhunderte wollte man zu Padua seinen Leichnam aufgefunden haben; man setzte ihn daselbst bei und errichtete ihm ein prächtiges Denkmal. Der neapolitanische König Alphonsus schätzte sich glücklich, als er im Jahre 1451 von den Paduanern den vermeintlichen rechten Arm des Leichnams, mit welchem er seine Geschichte geschrieben hatte, empfangen zu haben glaubte. Seine römische Geschichte fängt von der Ankunft des Aeneas in Italien an, und geht bis zum Jahre der Stadt 744 fort. Dieses Werk ist mit pragmatischer Kunst, in einem erhabenen und rednerischen Style geschrieben. Doch warf man ihm (s. Quinctilian VIII., 1) Patavinität (Provinzialismen von Padua) vor. Seine Geschichte bestand eigentlich aus 140, oder 142 Büchern, von denen wir aber nur noch die zehn ersten Bücher, dann das 21ste bis 45ste (oder die erste, dritte und vierte Decade, und von der fünften die Hälfte) übrig haben. In den ersten zehn Büchern geht die Geschichte bis zum Jahre der Stadt 460; das 21ste bis 45ste Buch handelt den zweiten punischen Krieg (Jahr der Stadt 536) bis zum Jahre 586 ab. Das ganze Werk wurde wahrscheinlich wegen seiner Größe stückweise abgeschrieben, und von den Abschreibern vermuthlich in Decaden abgetheilt. Daher läßt es sich erklären, warum einige von den Büchern verloren gegangen sind. Zwar entdeckte Bruns 1772 bei seinem Variantensammeln durch Zufall, in einem pfälzischen Codex im Vatican, ein Fragment vom 91sten Buche; aber es ist nicht sehr beträchtlich. Es wurde sogleich in Rom durch den Druck bekannt gemacht, und zu Leipzig 1773 nachgedruckt. Ludwig XIV. von Frankreich schloß mit einem griechischen Kaufmanne, der das aus einer

Feuersbrunst zu Constantinopel gerettete ganze Werk des Livius zu schaffen versprach, einen Handel auf 50,000 Thaler. Allein die wirkliche Lieferung erfolgte nicht. Der König wandte sich nun durch den Gesandten Ferriol an die Pforte, und versprach dem Bibliothekar 100,000 Thaler zur Belohnung, wenn er den ganzen Livius herbeischaffen würde. Allein auch dieß Project scheiterte, entweder weil der Bibliothekar nichts fand, oder, aus Furcht seinen Kopf zu verlieren, nichts finden wollte. Auch der Großherzog von Florenz bot zu gleicher Zeit Demjenigen 5000 Piaster, der einen vollständigen Livius entdecken würde. Aber alle Bemühungen sind bis jetzt fruchtlos gewesen. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß in einer der alten Bibliotheken der griechischen Kaiser zu Constantinopel wirklich eine oder mehrere vollständige Abschriften des Livius vorhanden sind. Von dem ganzen Werke haben wir noch eine Inhaltsanzeige, oder kurzen Auszug (epitome), welchen man theils dem Livius selbst, theils dem Florus beilegt, und welcher auf das Ganze nur um so neugieriger macht. Johann Freinsheim hat aus andern Schriftstellern vortreffliche Supplemente zum Livius gesammelt, und die ersten zehn Bücher derselben zu Stockholm 1649 in Duodez, nachher, 1654, sechszig Bücher zu Straßburg in Quart herausgegeben. Die übrigen von ihm im Manuscripte hinterlassenen fünf und zwanzig Bücher wurden in Frankreich den Erben abgekauft, und der Edition in usum Delphini beigedruckt. Eine seltene und prächtige Ausgabe des Livius ist die Ed. Hier. Frobenii, Bas. 1535 fol., und deßhalb von der größten Wichtigkeit, weil sie die fünf letzten Bücher des Livius von 40—45, aus der einzigen in der k. Bibliothek zu Wien befindlichen Handschrift geliefert hat, und daher die Quelle aller folgenden Ausgaben geworden ist. Nachher hat Drackenborch (Leyden 1738—1746 VII. Voll. 4.) und Sigonius und Jac. Gronov (Bas. 1740, III. Voll. 8.) u. A. ihn edirt.

Livorno, berühmte Handelsstadt und Freihafen in Toscana, am mittelländischen Meere, ist regelmäßig gebaut und hat zwei italienische Meilen im Umfange. Alle Nationen, selbst die Türken nicht ausgenommen, können sich hier niederlassen. Die Stadt hat 55,000 Einwohner (unter welchen wenigstens 18,000 Juden befindlich sind), sehr regelmäßige und wohlgebauete Straßen, einen regelmäßigen großen Marktplatz, von welchem man durch die beiden Hauptthore aus der Stadt sehen kann, übrigens wenig merkwürdige Gebäude. Es sind hier große Salz-, Tabaks- und besonders schön eingerichtete Oel-Magazine, und außerhalb der Stadt eine vortreffliche Quarantaine-anstalt mit drei Lazarethen. Es wird hier ein sehr starker Handel, besonders nach der Levante, getrieben, und Livorno ist eine Hauptniederlage der levantischen Waaren. Der Handel ist größtentheils in den Händen der hier wohnenden Ausländer. Unter den hiesigen Fabriken sind die Corallenfabriken die wichtigsten. Die Corallen werden an der afrikanischen Küste gefischt, in Livorno verarbeitet, und dann vorzüglich nach Afrika gesendet. Livorno war noch vor ein paar Jahrhunderten ein schlechter, ungesunder und feuchter Ort; besonders fehlt es ihm an frischem Wasser, und es gibt kein anderes Trinkwasser als in den Cisternen. Alle europäische Handels-Staaten halten in Livorno ihren eigenen Consul. Unter den dortigen Nationen sind die Juden (welche viele Privilegien haben, aber in einem gewissen Bezirke der Stadt wohnen müssen), die reichsten. Die Engländer, welche diese Stadt Leghorn nennen, haben den größten Antheil an dem

dortigen Handel. Durch die Menge der daselbst abgeschlossenen Geschäfte entsteht auch ein wichtiger Commissions-, Speditions- und Wechselhandel für die Stadt. Schon seit 1633 war der dortige Handelsverkehr lebhaft, und die Stadt, die bis dahin klein und unbedeutend gewesen war, mußte erweitert werden. Es sind hier zwei Häfen; der innere (Darsena), dient bloß zum Bau oder Reparatur der Schiffe; in dem äußern, größern Hafen können nur Kauffahrteischiffe liegen, Kriegsschiffe müssen auf der Rheede bleiben, wo auch alle aus verdächtigen Gegenden herkommende Schiffe anlegen müssen. Der Eingang des Hafens wird durch eine Festung vertheidigt, und der Hafen selbst ist vor dem Eindringen des Meers durch einen großen Steindamm geschützt. Außerhalb des Hafens ist in der See, auf einem Felsen, ein Leuchtthurm erbaut. Die Protestanten haben ihren eigenen Kirchhof, auf welchem alle evangelische Glaubensgenossen begraben werden. Der türkische Privatgottesdienst gründet sich auf einen Vertrag, kraft dessen die Toscaner die nämliche Freiheit in der Türkei genießen. Im Jahr 1747 war hier ein Erdbeben, das aber wenig Schaden anrichtete. Die Stadt hat durch die Franzosen im Revolutionskriege, und 1804 durch das gelbe Fieber gelitten. Von 1808 bis 1814 war sie der Sitz der Präfectur in dem französischen Departement des mittelländischen Meers.

Livre war ehemals in Frankreich eine gewöhnliche Rechnungsmünze, die etwas mehr als 6 Gr. galt, so daß 6 einen Laubthaler (Sechs-Livres-Thaler) ausmachten. Dieß war der Gehalt des Livre Tournois (der ehemals in Tours galt) und nach welchem man rechnete. Dahingegen der pariser Livre ein Viertel mehr betrug. Er kommt nur noch in gerichtlichen Verhandlungen vor. Jetzt sind statt ihnen die Francs eingeführt. S. Franc.

Locke (John), einer der scharfsinnigsten Denker, welche England hervorgebracht hat, ward am 29sten August 1632 zu Wrington bei Bristol geboren. Nachdem er die gewöhnlichen Studien vollendet hatte, fand er einen Ueberdruß an den Universitäten und schloß sich in einem Cabinette ein. Unter den akademischen Gelehrten herrschte damals die spitzfindige scholastische Philosophie, welche er aufgab, da ihm das Studium der Classiker anziehender war. Die Werke des Descartes zündete ihm ein neues Licht in der Philosophie an. Auch fing er an, die Medicin mit Eifer zu studiren. Die Schwäche seiner Gesundheit nöthigte ihn, diese Wissenschaft aufzugeben: doch theilte er in der Folge die von ihm entworfenen Bemerkungen dem Pierre Coste, seinem französischen Uebersetzer, mit, welcher sie 1725 durch Antonius Cocchi, in dessen Werke über die Bäder von Pisa zum Drucke befördern ließ. Nachdem Locke zwei Reisen, eine nach Deutschland, die andere nach Frankreich, gemacht hatte, übernahm er die Erziehung des nachmaligen Grafen Shaftesbury. Dieser, der in der Folge Großkanzler von England ward, beförderte Locke ebenfalls zu einem ansehnlichen Posten, den der Philosoph wieder verlor, als jener 1673 in Ungnade fiel. Aus Rücksichten auf seine Gesundheit begab sich Locke 1675 nach Montpellier, und von da nach Paris, wo man ihn mit großer Auszeichnung aufnahm. Hier vollendete er seinen Tractat über den menschlichen Verstand, ein Werk, welches von dem tiefsten Studium der geistigen Natur des Menschen zeigt, und mit dessen Ausarbeitung er neun Jahre zugebracht hatte. Um die menschliche Seele, ihre Begriffe und Affecten kennen zu lernen, suchte er weder bei den alten Philosophen, noch bei den neuen Rath. Er verfuhr

wie Malebranche: ging in sich selbst zurück, und gab dann, nachdem er lange sein eigener Beschauer gewesen war, der Welt den Spiegel, in welchem er sich selbst betrachtet hatte. Da er aber die menschliche Vernunft entwickeln wollte, wie der Anatom jeden einzelnen Theil des menschlichen Körpers zerschneidet; so hat er auch, wie durch die empirische Richtung, die er der Philosophie gab, den Materialismus mehr gefodert, als er vielleicht selbst glaubte. Sein Satz: „Gott kann durch seine Allmacht die Materie denkend machen," ist für eine, jeder Religion gefährliche Behauptung gehalten worden. Uebrigens zeichnet sich Locke's Werk auch durch die Methode aus, mit welcher es angeordnet ist. Es soll einer zufälligen Veranlassung seine Entstehung zu verdanken haben. Einige denkende Köpfe stritten sich, wie man sagt, über einen Gegenstand, ohne sich über denselben vereinigen zu können. Locke, der zugegen war und dem Streite stillschweigend zuhörte, bemerkte, daß jener Streit auf einem Mißverständnisse der Worte beruhe. Er erhob diese Bemerkung, zu einem allgemeinen Satze, stieg bis zu dem Ursprunge der Ideen, wie zur ersten Ursache, hinan, untersuchte die Gedanken in ihrer ersten Entstehung, und zeigte dann den Einfluß, welchen ein falscher Gebrauch der Sprache auf unsere Schlüsse ausübt. Locke hatte England kaum ein Jahr verlassen, als man ihn dort beschuldigte, in Holland Pasquille gegen die englische Regierung in den Druck gegeben zu haben. Diese Verleumdung war die Ursache, daß er seine Stelle im Collegium zu Oxford verlor. Nach dem Tode Carls II. erboten sich seine Freunde, sich für ihn zu verwenden; er aber antwortete, man bedürfe keiner Verzeihung, wenn man kein Verbrechen begangen habe. Indessen wollte es nun einmal sein Schicksal, daß er für einen Verschwörer gehalten werden sollte: er ward nämlich in die Sache des Herzogs von Monmouth verwickelt, ob er gleich nicht in der geringsten Verbindung mit demselben stand. Man ging noch weiter: Jacob II. verlangte von den Generalstaaten, daß sie ihn ausliefern sollten. Locke war daher gezwungen, sich zu verbergen, bis seine Unschuld anerkannt seyn würde. Aber kaum war Jacob II. vom Prinzen von Oranien, seinem Schwiegersohne, vom Throne gestoßen, als Locke auf derselben Flotte, welche die Prinzessin, nachmalige Königin von England, dorthin brachte, in sein Vaterland zurückkehrte. Vermöge seines Rufs hätte er nun auf wichtige Staatsämter Anspruch machen können: er begnügte sich jedoch mit der Stelle eines Commissärs bei dem Commerz-Collegium der englischen Colonien, welche er mit dem größten Beifalle bekleidete. Da aber die Luft von London seiner Gesundheit nachtheilig zu seyn schien, so legte er 1700 jene Stelle nieder, und begab sich, sechs Stunden davon, zu einem seiner Freundn, wo er zwischen Gebet und Studiren glücklich und in Ruhe den Rest seiner Tage verlebte. Hier hatte er noch das Vergnügen, den Sohn seines Freundes nach dem von ihm entworfenen Systeme zu erziehen, und dasselbe durch die Erfahrung mit dem größten Erfolge gekrönt zu sehen. Er starb am 28sten Oct. 1704, und ward zu Oates, in der Grafschaft Essex begraben. Die Königin Caroline, Gemahlin Georgs II., hat nachher, in einem von ihr erbauten und der Philosophie gewidmeten Pavillon, Locke's Büste neben der von Bacon, Newton und Clarke aufstellen lassen. Locke stand in seinem Vaterlande eben sowol wegen seines patriotischen Eifers und seiner Einsichten, als wegen seiner Philosophie im Ansehn. Er war es, der dem Parlamente den Rath ertheilte, auf Kosten des Publikums das Geld umschmelzen zu lassen,

ohne dasselbe zu erhöhen: diesen Rath befolgte das Parlament. Wir besitzen eine große Menge Werke in englischer Sprache von ihm, die zuletzt zu London, 1801, in zehn Octav-Bänden erschienen sind. Die merkwürdigsten einzelnen Werke davon sind: der genannte Versuch über den menschlichen Verstand (deutsch von Tennemann, Lpz. 1796 und 1797, 3 Thle. 8.), von welchem Wynne, nachher Bischof von St. Asaph, einen Auszug verfertigte, den Locke selbst billigte, und der noch jetzt von vielen Lesern dem Hauptwerke selbst, das nicht selten verworren und schwer zu verstehen ist, vorgezogen wird: Tractat über die bürgerliche Regierungsverfassung, in welchem der Verfasser die uneingeschränkte Gewalt verwirft; drei Briefe über Religionsduldung, wurden zuerst lateinisch geschrieben, kamen aber nachher auch englisch heraus; die neuern Anhänger der Toleranz, unter andern Voltaire, haben aus diesem Werke geschöpft: Gedanken über die Erziehung der Kinder (deutsch von Caroline Rudolphi, Braunschw. 1788, 8.), aus welchen Rousseau für seinen Emil, so wie aus dem Tractate über die bürgerliche Regierungsverfassung für seinen gesellschaftlichen Vertrag, viele Gedanken entlehnt hat. Das Werk selbst ist ins Französische, Deutsche, Holländische und Flamändische übersetzt worden; das vernünftige Christenthum, ein Werk, welches Sätze enthält, die, streng genommen, den Verfasser des Socinianismus verdächtig machen könnten. Er behauptet unter andern, in der geoffenbarten Religion sey nichts enthalten, was irgend mit den Begriffen der Vernunft im Widerstreite wäre: auch hätten Jesus Christus und seine Apostel keinen andern Glaubens-Artikel gelehrt, als an Jesus, den wahren Messias, zu glauben; Paraphrasen über einige Episteln des Paulus, enthalten Beweise des Studiums der heiligen Schrift, welchem er sich in den letzten Jahren seines Lebens gewidmet hatte; nachgelassene Werke, enthalten Abhandlungen über verschiedene philosophische Gegenstände. Da Locke eine ausgebreitete Kenntniß der Sitten aller Völker besaß; so wählten ihn die englischen Colonien in Amerika zu ihrem Gesetzgeber, und beeiferten sich, den Vorschriften, welche er für sie entwarf, gesetzliche Kraft zu geben. Er war großherzig, in aller Art ein edler Mensch und von der äußersten Gutmüthigkeit.

Lockmann, oder Lokmann, mit dem Zunamen der Weise, zuweilen auch Abre Anam (Vater des Anam) genannt, war ein berühmter Philosoph unter den Aethiopiern, oder Nubiern, von welchem die Araber eine Menge Mährchen erzählen. Sie sagen von ihm, er sey ein schwarzer Sclav mit dicken Lippen und krummen Beinen gewesen, und zur Zeit Salomo's an die Juden verkauft worden. Sein Charakter wird von ihnen ungefähr eben so geschildert, wie wir gewohnt sind, den Aesop zu denken. Man fragte diesen Weisen einst, von wem er die Weisheit gelernt habe? Er antwortete: „Von den Blinden, die nie einen Fuß vor den andern setzen, ohne erst den Weg vorher zu untersuchen." Einstens wurde eine Caravane bestohlen. Vergebens beschwor man die Räuber, mit Thränen in den Augen, doch so viel Mundvorrath zurückzulassen, daß man die Reise fortsetzen könne; die Räuber waren unerbittlich. Lockmann befand sich unter diesen, und einer der Kaufleute sagte zu ihm: „Wie? Auf solche Weise unterrichtest du diese Bösewichter?" Lockmann antwortete: „Ich unterrichte sie nicht; denn was würden sie mit meiner Weisheit anfangen." Jener fragte weiter: „Warum befindest du dich aber unter den Bö-

sen?" Lockmann erwiederte: „Ich bemühe mich, zu untersuchen, wie sie es geworden sind." Einstens hatte sein Herr ihm eine Melone von sehr schlechtem Geschmacke gegeben: er aß sie ganz auf. Jener darüber erstaunt, fragte ihn, wie er eine so schlechte Frucht habe essen können? Lockmann antwortete: „Ich habe so oft süße Früchte von dir bekommen, daß ich mir auch wol einmal eine bittere von dir gefallen lassen kann." Diese Antwort rührte seinen Herrn so sehr, daß er ihm auf der Stelle die Freiheit schenkte. Wir besitzen ein Werk, Fabeln und Denksprüche, welche die Araber diesem Lockmann zuschreiben; doch glaubt man, dasselbe sey in späterer Zeit, jedoch aus den Reden dieses Weisen abgefaßt worden. Die Geschichtschreiber schildern ihn als einen Mann, der durch seine Kenntnisse, wie durch seine Tugenden gleich schätzenswerth, und der stillen Betrachtung ergeben war. Erpenius gab die Fabeln des Lockmann arabisch mit einer lateinischen Uebersetzung heraus und fügte sie seiner arabischen Grammatik bei, welche zu Leyden, 1636 und 1656, in einem Quartbande erschien. Nachher wurde sie noch von Tanneguy in französische Verse übersetzt. Im Vatican ward eine alte, von Persern verfertigte Abschrift dieser Fabeln aufbewahrt. Die Zeit seines Lebens wird verschieden angegeben. Einige setzen sie in die Zeit Davids.

Lodi, eine ziemlich große und wohlgebauete Stadt, seit 1814 der Hauptort der Provinz Lodi, in dem lombardischen Gouvernement des neuen lombardisch-venetianischen Königreichs, an der Adda, in einer sehr fruchtbaren Gegend, war, wärend der Existenz des Königreichs Italien ein Departement des obern Po, und zählte 1774 beinahe 16,000 Einwohner, unter welchen allein 795 Geistliche waren. Jetzt hat die Stadt 12,300 Einwohner. Das dortige Bisthum steht unter dem Erzbischof von Mailand. Die Stadt hat ein festes Schloß. Die sogenannten Parmesankäse werden nicht in Parma, sondern einzig und allein in und um Lodi verfertigt und für die besten in ganz Italien gehalten; die Einwohner von Lodi treiben damit einen starken Handel; auch ist die dortige vortreffliche unächte Porzellan- und Fayance-Arbeit berühmt. Ueber die Adda führt eine mehr als 1000 Klaftern lange Brücke. Sie ist durch das Treffen berühmt, welches Bonaparte 1796 bei derselben mit 60,000 Mann gegen die österreichische Armee von 25,000 Mann unter Beaulieu gewann. Die Oesterreicher hatten die Adda passirt, Lodi geräumt und standen in einer furchtbaren, von 30 Canonen vertheidigten Stellung, zu der nur eine enge Brücke führte, welche zu passiren unmöglich schien. Bonaparte erschrack nicht über diese Schwierigkeit. Er führte sein Heer in einer gedrängten Colonne, ließ seine ganze Artillerie vorbringen und rückte im Sturmschritt vor. Das Blutbad war anfangs schrecklich; das österreichische Geschütz streckte ganze Reihen nieder. Die Franzosen wankten, und der Sieg schien verloren, als Berthier, Massena, Cervoni, Dallmeyer, Lannes sich an die Spitze der Colonne stellten, über die Brücke drangen und die österreichischen Batterien nahmen. Die Oesterreicher wollten dieser Kühnheit mit gleicher Kühnheit antworten; sie thaten Wunder der Tapferkeit: der Kampf war fürchterlich; beide Heere schlugen sich mit Erbitterung, und ungewiß schwebte der Sieg zwischen ihnen. Da erschien Augereau an der Spitze seiner Division und die Schlacht war entschieden. Die Oesterreicher, aus ihrer Stellung geworfen, verloren einen Theil ihres Geschützes und 3000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen; aber Beaulieu rettete die Ehre der österreichischen Waffen

durch einen mit Ordnung und Kaltblütigkeit bewerkstelligten Rückzug. Der Verlust der Franzosen betrug 12,000 Mann. Kenner haben beide Feldherren getadelt, Bonaparte, weil er eine Position mit so großen Aufopferungen wegnahm, deren er mit einem Zeitverlust von 24 Stunden sich leichter und sicherer bemächtigen konnte, und Beaulieu, weil er Lodi so übereilt räumte, daß er nicht Zeit hatte, die Brücke abzutragen, wodurch er der französischen Armee das weitere Vordringen würde unmöglich gemacht haben.

Logarithmus (griechisch; deutsch Verhältnißzahl) ist ein mathematischer Kunstausdruck für eine Zahl, wodurch die Größe eines Zahlenverhältnisses in Beziehung auf ein Grundverhältniß ausgedrückt wird. Jede Zahl ist nur in Beziehung auf ihre Einheit denkbar, z. B. 3 nur in Beziehung auf 1, wovon sie das 3fache ist. Diese Beziehung heißt das Verhältniß: daher hat jede Zahl ein Verhältniß zu ihrer Einheit, und sie selbst spricht den Werth desselben aus. Der Werth eines Verhältnisses wird erkannt, wenn man zwei Zahlen mit einander vergleicht, und die Größe desselben kömmt durch eine dritte Zahl zu unserm Bewußtseyn, z. B. 9 zu 3 durch die Zahl 3, 9 zu 8 durch 2 u. s. w. Denkt man sich nun eine Reihe von Verhältnissen nach einander, welche alle einerlei Werth haben, wie 1 zu 3, 3 zu 9, 9 zu 27, 27 zu 81 u. s. w. (wo sich 9 zu 3, 27 zu 9, 81 zu 27 eben so verhält, wie 3 zu 1), und man nimmt das Verhältniß 3 zu 1 als Einheit an, so ist 9 zu 1 in sofern das doppelt so große, 27 zu 1 das dreifache, 81 zu 1 das vierfache. Die Zahlen 1, 2, 3, 4, welche den Werth eines solchen Verhältnisses in Beziehung auf sein Grundverhältniß aussprechen, heißen Logarithmen. Ist also hier 1 der Logarithmus von 3, so ist 2 der Logarithmus von 9, 3 der Logarithmus von 27, 4 der Logarithmus von 81 u. s. f. Nähme man aber ein anderes Verhältniß, als 4 zu 1, zum Grundverhältniß an, mithin 1 als Logarithmus von 4, so wäre 2 Logarithmus von 16, 3 Logarithmus von 64 rc. Die Logarithmen der dazwischen liegenden Zahlen, welche alle Brüche seyn müssen, lassen sich sämmtlich berechnen und nach der Reihe zusammen stellen. Eine nach einem gewissen Grundverhältnisse gemachte Berechnung der Logarithmen aller Zahlen bis zu einer gewissen Gränze nennt man ein logarithmisches System. Das gewöhnliche ist das briggsche, wo das Grundverhältniß 10 zu 1 ist, folglich 1 der Logarithmus von 10, 2 der Logarithmus von 100, 3 der Logarithmus von 1000 rc. Alle Logarithmen der dazwischen liegenden Zahlen sind berechnet und in Tabellen gebracht, deren Gebrauch in der Rechenkunst, besonders bei großen Zahlen, von sehr vieler Bequemlichkeit ist. Die dazu gehörigen Kunstgriffe sind sehr einfach und leicht. Denn hat man Zahlen zu multipliciren, so addirt man ihre Logarithmen, hat man sie zu dividiren, so subtrahirt man diese; soll man dagegen Zahlen zu Potenzen erheben, so multiplicirt man ihre Logarithmen mit den Exponenten, soll man Wurzeln ausziehen, so dividirt man die Logarithmen durch die Wurzelexponenten. Diese Rechnungsart soll im 17ten Jahrhunderte Joh. Neper, ein schottischer Baron, nach Andern ein deutscher Prediger Stiefel schon 1530 erfunden haben. In frühern Zeiten hat man die Logarithmen nur auf mathematische Rechnungen angewendet, und bei Rechnungen im Geschäftsleben unbeachtet gelassen. Allein diese außerordentliche Bequemlichkeit ist allen denen, welche mit großen Rechnungen zu thun haben, besonders Kaufleuten zu

empfehlen. Die Logarithmen sind schon bei jedem Regeldetri-Exempel anwendbar; z. B. wenn 460 Stück 1290 Thaler kosten, so werden 8150 Stück $\frac{8150 \times 1290}{460}$ Thaler kosten. Um nicht die umständliche Multiplication und Division zu haben, so addirt man den Logarithmus von 8150 zum Logarithmus von 1290 und zieht den Logarithmus von 460 von der Summe ab. Sucht man nun die Differenz in den logarithmischen Tabellen auf, deren man in neuerer Zeit mehrere geliefert hat, so ist die dazu gehörige Zahl die Zahl der gesuchten Thaler. F. A. Schröters Rechnung mit Decimalbrüchen und Logarithmen nebst den dazu gehörigen Tafeln. Helmstädt, 1799, ist zu diesem Zwecke brauchbar.

Logau (Friedrich, Freiherr von), ein deutscher Dichter, besonders Epigrammatist, wurde 1604 in Schlesien geboren, und trat als Canzleirath in die Dienste des Herzogs von Liegnitz. Im J. 1648 nahm man ihn unter dem Namen des Verkleinernden, in die fruchtbringende Gesellschaft auf. Die Liebe zur Dichtkunst äußerte sich bei ihm schon frühzeitig. In reiferen Jahren scheinen ihm seine Geschäfte nicht erlaubt zu haben, sich in größern und längern Gedichten zu versuchen, und er schränkte sich deßhalb besonders auf Epigramme ein. Er gab zuerst eine Sammlung von 200 Epigrammen unter dem Titel heraus: Erstes und anderes Hundert deutscher Reimsprüche Salomons von Golaw. Breslau, 1638. Die gute Aufnahme, welche diese erhalten hatten, bewog ihn, nach 16 Jahren, wahrscheinlich 1654, eine neue, vollständige Sammlung seiner Gedichte zu veranstalten, welche 3000 Sinngedichte enthielt und 2 Alphabete und 16 Bogen in 8. beträgt. Logau, als ein Zeitverwandter Opitzens, trat in die Fußstapfen dieses seines großen Vorgängers, und verräth öfters die Energie und den körnigten Ausdruck desselben. Wer indessen, wie Logau, die Epigramme zu Tausenden schreibt, dem muß manches Mittelmäßige, ja Schlechte mitunter laufen. Und so findet man bei ihm in der That eine solche Menge des gänzlich Mißlungenen, daß im Nothfalle Beispiele des Verfehlten aus ihm entlehnt werden könnten. Viele seiner Epigramme zeigen jedoch von origineller und glücklicher Erfindung, und sind eben so schön gesagt, als gedacht. Uebrigens treten Logau's Epigramme um desto merkwürdiger in der Geschichte unserer satyrischen Poesie auf, je sparsamer diese Gattung von den Deutschen bearbeitet worden ist. Der Ueberfluß des Schlechten, welcher sich in den logau'schen Epigrammen überwiegend zeigte, war vermuthlich Schuld, daß er sich bereits während seines Lebens von seinen Zeitgenossen vergessen sah. Erst Ramler und Lessing, die 1759 eine Auswahl seiner Epigramme veranstalteten, zogen aufs neue die Aufmerksamkeit auf ihn. Nach Lessings Tode gab Ramler 1791 diese Auswahl zum zweiten Male heraus. S. auch Lessings sämmtliche Schriften, B. 8. und Nachtrag 6 B. Logau starb zu Liegnitz am 25. Jul. 1655 in einem Alter von 51 Jahren.

Logik. Unter diesem abgekürzten griechischen Namen (eigentlich λογικη nämlich επιστημη) wird fast allgemein die Wissenschaft von den Gesetzen des Denkens und der richtigen Gedankenverbindung verstanden, obgleich ungewiß ist, ob dieser Name zunächst vom Denken, oder von der Sprache (denn beide Bedeutungen hat das Wort λογος) herzuleiten sey. Im Deutschen

at man dieser Wissenschaft auch den Namen Denklehre oder Verstandeslehre gegeben, weil hier die Rede von einer wissenschaftlichen Darstellung derjenigen Gesetze ist, welche der Verstand bei allem Denken befolgen muß (daher logische Gesetze), es habe übrigens inen noch so verschiedenen Gegenstand und Inhalt, und ohne deren Befolgung keine Wahrheit für uns möglich ist. Hierin liegt hauptsächlich der Werth der Logik, nicht nur der Canon (d. h. Richtschnur) für den practischen Verstandes-Gebrauch, sondern auch eine Vorbereitungs-Wissenschaft für alle andere Wissenschaften, namentlich zur Philosophie zu seyn, indem sie (gleichsam ein Organon der Wissenschaft, oder allgemeine Instrumental-Wissenschaft) die Anleitung enthält, wie jede Erkenntniß wissenschaftlichen Zusammenhang erhalten und zur Wissenschaft werden soll, und die Erfodernisse des wissenschaftlichen Zusammenhangs zur Bildung und Beurtheilung jedes wissenschaftlichen Denkganzen aufstellt; denn die Gesetze des Denkens sind zugleich die Gesetze der Wissenschaft und ihrer Anordnung. In wiefern aber die logischen Gesetze nur die abstracte Form unserer Erkenntniß bestimmen, keineswege aber Anweisung geben können, wie man den Stoff der Erkenntniß erlange, und sich der wahren Einsicht in die Dinge bemächtige (womit es die eigentliche Philosophie zu thun hat), in sofern hat man die Logik von der eigentlichen Philosophie neuerdings gesondert, oder formelle Wissenschaft, Formalphilosophie genannt. Nennt man jedoch eine philosophische Wissenschaft diejenige, deren Erkenntniß kein Gegenstand der Erfahrung, sondern aus der Vernunft selbst geschöpft ist, so ist die Logik ursprünglich eine solche: denn die Gesetze der Gedankenverbindung haben diesen Ursprung, und der Inhalt der Logik ist daher von so apodiktischer Art, oder von so demonstrativer Gewißheit, als der Inhalt keiner andern philosophischen Wissenschaft, eben weil sie es mit dem Denken, oder dem Verhältnißbestimmen in der gegebenen Erkenntniß zu thun hat. Daher hat man auch, vorzüglich zum Nachtheile der Metaphysik oder transcendentalen Philosophie, ihre Abgeschlossenheit und Vollständigkeit oft allzusehr gepriesen, und sie in dieser Hinsicht der Mathematik an die Seite gestellt. Allein das bloße, wenn auch systematische Denken, ist noch kein Philosophiren, das noch so systematische Anordnen macht Behauptungen noch nicht zu Wahrheiten; und die Begreiflichkeit ist nicht der höchste Zweck der Philosophie; ja alle demonstrative Gewißheit setzt die Wahrheit ihrer Principien voraus und einen Gegenstand, an dem sie sich offenbaren. Man darf daher den Werth der Logik eben so wenig überschätzen, wie die ältern Philosophen vorzüglich thaten, als dieselbe unbillig herabsetzen, wie die neuern oft thun. Bei den Alten wurde mit der genannten Aufgabe der Logik oft auch die tiefere philosophische Untersuchung über die allgemeinen Kennzeichen der Wahrheit, oder die materiellen Bedingungen der Wahrheit unserer Erkenntniß verbunden, welche Untersuchung einige neuere bald in die Metaphysik gezogen, bald in Ermangelung eines andern Ausdrucks, in dem Sinne einiger ältern Philosophen, Dialektik genannt, und sehr natürlich (der Etymologie und dem gewöhnlichen Gebrauche beider Ausdrücke nach, sind Dialektik und Logik wenig verschieden) an die Logik angeschlossen haben, welche letztere auch wirklich ohne Verbindung mit dieser Untersuchung, und ohne genauere Bestimmung ihres Kreises und Werthes oft mehr schädlich als nützlich gewesen ist, und die Philosophie zur bloßen Formal-Philosophie gemacht hat; wie

denn alle scharfe Absonderung des Formellen von dem Materiellen leicht gefährlich und beschränkend wird. Noch andere haben jener vorbereitenden Untersuchung den Namen Fundamental-Philosophie, Fundamental-Wissenschaft, philosophische Grundlehre u. s. w. gegeben. Man theilt die Logik oder Denklehre gewöhnlich in die reine und angewandte. Erstere soll das Denken an sich nach seinen Gesetzen, Operationen (Begreifen, Urtheilen und Schließen) und deren Producten (Begriff, Urtheil und Schluß) im Einzelnen und in Beziehung auf ein Denkganzes, wie in der wissenschaftlichen Vollendung des Systems und dessen Formen (Definitionen, Eintheilungen und Beweisen); die angewandte aber das Denken unter besonderen subjectiven und objectiven Rücksichten, die man bei der Anwendung der Denkgesetze zu nehmen hat, nämlich die Beziehung auf die Verbindung des Denkens mit andern Geistesäußerungen und die Einschränkung und Hindernisse des Denkens, welche hieraus hervorgehen, so wie die entgegenwirkenden Mittel, endlich auch in Beziehung auf die Hauptsphären des Denkens betrachten. In den letztern Beziehungen setzt die Logik die Erfahrungs-Sittenlehre voraus, mit welcher sie auch, als Vorbereitungs-Wissenschaft zur Philosophie, in genauester Verbindung steht. Eine natürliche Logik ist aber ein Widerspruch, weil Niemand eine Wissenschaft schon von Natur besitzt, wenn er auch die Gesetze derselben anwendet, und die natürliche Fähigkeit zu denken auch ohne wissenschaftliche Ausbildung zu einiger Fertigkeit erhoben werden kann, auf welcher der s. g. gesunde Menschenverstand beruht. Einen Logiker nennen wir daher auch nur denjenigen, der die Wissenschaft der Logik bearbeit, und lehrt, vornehmlich wenn er dieses mit Glück und Auszeichnung thut, oder überhaupt den, welcher die logischen Gesetze mit Bewußtseyn im Gebiete des Denkens anzuwenden versteht, und diese Anwendung der logischen Gesetze zur Kunst (Fertigkeit) erhoben hat; — dann auch Dialektiker. Die wissenschaftliche Ausbildung der Logik finden wir zuerst bei den Griechen. Zeno von Elea wird oft Vater der Logik oder Dialektik genannt: doch war die Bearbeitung derselben damals mehr vom praktischen Interesse, oder von der Rede- und Disputirkunst abhängig, und artete, als Kunst der Schlüsse und Beweise bald in die Sophistik aus. Die Sophisten und die megarische Schule (gestiftet von Euclid aus Megara) bildeten diese Kunst sehr aus; letztere wurde daher die eristische oder dialektische genannt, und ist durch die Erfindung mehrerer Sophismen berühmt. Den ersten umfassenden und rein wissenschaftlichen Versuch die Denkformen in abstracto darzustellen, machte Aristoteles, daher er auch mit mehrerem Rechte Vater der Logik zu nennen ist. Hieher gehören seine logischen Schriften, welchen die spätere Zeit den Namen Organon gegeben hat, und welche fast zwei Jahrtausende nach ihm in den Schulen der Philosophen das herrschende Ansehn behaupteten. Auch waren seine Untersuchungen zugleich auf die Criterien der Wahrheit gerichtet, worin Epicur, Zeno, der Stifter der stoischen Schule u. a. ihm nachfolgten. Das Ansehn, welches die Logik oder Dialektik in der spätern Zeit, namentlich im Mittelalter gewann, so daß sie fast unbedingt als reales Organon aller Wissenschaften angesehen, und vom achten Jahrhundert an als freie Kunst gelehrt wurde, stieg am höchsten in der scholastischen Philosophie, welche nur eine neue Art der Sophistik war, und vorzüglich der Theologie diente. Gegen dieses Ansehn traten Petrus Ramus (Pierre de la Ramée),

Baco und Andere mit gegründeten Einwendungen auf. Descar=tes und Malebranche vermischten die Logik wiederum mit der Metaphysik. Locke, Leibnitz und Wolf, Thomasius, Cru=sius, Ploucquet, Lambert (in seinem neuen Organon), Rei=marus, Feder u. a. haben um die Ausbildung der neuern Logik großes Verdienst. Eben so Kant und seine Schüler, Maaß, Hof=bauer, Jacob, Krug, Fries, so wie ein Maimon, Bar=dili, Schulze, Reinhold u. a. Fichte verwies sie aus dem Gebiete der Philosophie, und behauptete ihre Abhängigkeit von der Metaphysik. Schelling erklärte, sie sey als eine formale Wissen=schaft, der Philosophie sogar entgegengesetzt. Doch haben Klein und Thanner, welche seiner Ansicht folgen, und auf ganz eigen=thümliche Weise Hegel neuerdings die Logik darzustellen versucht, so daß man über den Hauptpunkt, nämlich ihr Verhältniß zur Metaphy=sik, und die Anwendung ihrer Formen auf dem Gebiete der philosophi=schen Speculation noch immer verschiedener Meinung ist. T.

Logistik nannte man sonst die Rechenkunst, oder Berechnungs=kunst, man theilte sie in Zahlen= oder Ziffernrechenkunst und in Buch=stabenrechenkunst oder Algebra. Auch nennt man so in der Kriegs=wissenschaft die Berechnung tactischer Bewegungen nach Raum und Zeit, welche sie brauchen. Logistisch ist, was aufs Rechnungswesen sich bezieht; es ist daher mit logisch nicht zu verwechseln: denn lo=gisch ist, was der Denklehre angehört, oder den logischen Gesetzen vorzüglich entsprechend ist.

Logogryph, Wort= oder Buchstabenräthsel, unterscheidet sich von der Charade (s. d. Art) nur dadurch, daß man nicht, wie in dieser, das zu Errathende hinter die Bedeutung der einzelnen Sylben verbirgt, sondern vielmehr durch die angedeutete Wegnahme, Hinzu=fügung oder Versetzung einzelner Buchstaben verschiedene Dinge in einem Worte errathen läßt.

Lohenstein (Daniel Caspar von) ward am 25sten Jan. 1635 zu Nimptsch, einer Stadt im schlesischen Fürstenthume Brieg, geboren und machte den Anfang seiner Studien in seiner Geburtsstadt. Nach=her setzte er sie auf dem Gymnasium zu Breslau fort, bis er 1650 die Universität zu Leipzig und nachher die zu Tübingen bezog. Dann trat er eine Reise durch Deutschland, die Schweiz, die Niederlande und Holland an und kehrte zu Wasser über Hamburg nach Breslau zurück. Nachdem er sich mit einer sehr reichen Dame verheirathet hatte, ward er 1666 zum Regierungsrathe, zum kaiserlichen Rathe und ersten Syndicus der Stadt Breslau ernannt. Schon in seinem 15ten Jahre verfertigte er 3 Trauerspiele, die auch späterhin gedruckt worden sind. Man kann ihm keineswegs Genie absprechen, aber es ging durch falsche Richtungen unter, und es fehlte ihm Geschmack. Er besaß neben einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine große Kennt=niß der neuern Sprachen. Neuerungssucht oder Begierde, seine Vor=gänger zu verdunkeln, führte ihn irre. Nichtsdestoweniger fand er bald Nachahmer, die seine Uebertreibungen noch mehr übertrieben, und so wurde er, ohne es vielleicht selbst zu wollen, der Stifter einer Secte, die man, obgleich Hofmannswaldau noch früher auf diese Ab=wege gerieth, nach ihm Lohensteinianer nannte. Die lohensteinischen Gedichte sind meistens voll von geschmacklosem Bombast, falschem Pathos und unnatürlichen Bildern. In den Trauerspielen, die unter seinen poetischen Werken leicht das Erheblichste seyn dürften, fallen diese Fehler, zu der höchsten Stufe gesteigert, doppelt auf. Auch in

seiner Prose herrscht, mit einigen Ausnahmen, Schwulst und Bombast, abwechselnd mit den niedrigsten Plattheiten. Seine Trauerspiele, welche der Zeitordnung nach unter seinen Werken die erste Stelle einnehmen, heißen: Ibrahim Bassa; Agrippine; Epicharis; Cleopatra; Sophonisbe und Ibrahim Sultan. Sie sind gesammelt in Lohensteins Trauer- und Lustgedichten, Breslau 1680; 1689. Leipz. 1733. 8. Lohensteins übrige Gedichte sind unter dem Namen Blumen von ihm gesammelt worden; das letzte der Hyacinthen, an Balthasar Friedrich von Logau gerichtet, beweiset, daß es Lohenstein, bei geläutertem Streben nach Vollkommenheit, leicht geworden seyn dürfte, ein vortrefflicher Dichter zu werden. Unter seinen prosaischen Schriften zeichnet sich der Heldenroman, Arminius und Thusnelda aus, über dessen Ausarbeitung er selbst starb, der aber von seinem Bruder, und, als auch dieser mit Tode abgegangen war, vom Prediger Wagner zu Leipzig vollendet wurde. Obgleich dieser Roman die oben angezeigten Fehler aller seiner übrigen Werke hat, obgleich Lohenstein selbst durch den Tod verhindert wurde, die letzte Hand daran zu legen, so sind doch wahrhaft kräftige Stellen darin zu finden, in welchen der Verfasser große und erhabene Gedanken in gedrängter Kürze vorgetragen hat. Dieser Roman erschien zuerst zu Leipzig 1689 und 1690 in zwei Quartbänden, worauf eine zweite vermehrte Ausgabe (Leipzig 1731) folgte. Lohenstein starb zu Breslau am 18ten April 1683 in einem Alter von 48 Jahren.

Loire, der größte Fluß in Frankreich, entspringt in einem Berge der Sevennen, Gerbier de Saur genannt, im Departement der Ardeche und ergießt sich unterhalb Nantes in Bretagne in das Meer. Die Länge seines Laufs beträgt gegen 90 Meilen. Ob er gleich viele seichte Stellen hat, so ist er doch für größere Kauffahrteischiffe bis Nantes, für kleinere bis Briare und für geringe Fahrzeuge bis Roanne schiffbar. Er hat bei der neuen Eintheilung Frankreichs nach der Revolution drei Departementern den Namen gegeben: das Departement der Loire, der Ober-Loire und Unter-Loire. Im J. 1815 erhielt die Scheidungslinie, welche die Loire in Frankreich bildet, eine politische Wichtigkeit, indem die französische Armee nach der Schlacht von Waterloo oder Belle-Alliance, und zurückgedrängt bis unter die Mauern von Paris, vermöge der Capitulation welche von dem provisorischen Gouvernement (an dessen Spitze sich Fouché befand), mit den obersten Heerführern, dem Fürsten Blücher und Lord Wellington abgeschlossen wurde, sich ohne weitere Feindseligkeiten unter Davoust's Oberbefehl hinter die Loire zurückzog und hiedurch den Namen Loire-Armee erhielt.

Loke, s. nordische Mythologie.

Lolli (Antonio), ein berühmter Geiger, den Schubart den Shakespeare unter den Geigern nennt, ward 1728, nach Andern 1740 zu Bergamo oder Venedig geboren, und stand von 1762 bis 1773 als Concertmeister in Diensten des damaligen Herzogs von Würtemberg. Hierauf ging er nach Rußland, wo sein Spiel der Kaiserin Catharina II. dergestalt gefiel, daß sie ihm einen Bogen schenkte, auf welchem sie mit eigener Hand die Worte geschrieben hatte: „dieser Bogen, von Catharinens Hand verfertigt, ist für den unvergleichlichen Lolli bestimmt.“ Im J. 1785 machte er eine Reise nach England, Frankreich und Spanien, auf welcher er in Madrid für jedes Concert außer vielen andern Geschenken, 2000 Realen vom Theater-Unternehmer

er erhalten haben soll. Dann ging er 1789 nach Italien zurück, er 1794 zu Neapel im 66sten Jahre seines Alters starb. Lolli hte die Vorzüge der nardinischen und ferrarischen Schule zu vereigen. Die Fertigkeit, welche er auf seinem Instrumente erlangt tte, setzte in Erstaunen, so daß man ihn auch den musikalischen Luftinger zu nennen pflegte. Noch keiner seiner Vorgänger hatte eine che Höhe auf dem Griffbrette erstiegen; aber dafür überließ er sich ch so wilden und regellosen Phantasien, bei denen er sich häufig gar keinen Takt band, daß auch der geübteste Begleiter ihn nicht accompagniren vermochte, so wie er seiner Seits auch Niemanden gleiten konnte. Auch gauckelte er nicht selten aus dem Pathos in rlekinaden über. Nichts destoweniger hatte er es im Beifalle der enge so weit gebracht, daß er in seiner spätern Zeit zu sagen pflegte: ch will nur noch vor gekrönten Häuptern spielen." Viel wird von nen Launen und Einfällen erzählt. Klopstock sagte einst zu ihm: Sie haben gewiß keinen Lehrmeister gehabt, denn sonst wären Sie kein ches Original." Er hat außer Violin-Concerten und drei Werken naten eine Violinschule in Quartetten für zwei Geigen, Bratsche d Violoncell, und mehrere Concerte und Quartetten im Manuscripte terlassen.

Lombard, s. Leihbank.

Lombardei, s. Longobarden und Italien.

Lombardische Schule, s. italienische Kunst.

Lombardus (Pet.), einer der berühmtesten Scholastiker, aus em Flecken bei Novara. Er war Abälards Schüler, Lehrer und letzt Bischof zu Paris, und suchte die theologischen Meinungen in System zu bringen, welches bis auf die Reformation ein fast ssisches Ansehn unter den Theologen hatte, und bei allen theologischilosophischen Untersuchungen und Vorlesungen zum Grunde gelegt rde. Er stellt in demselben die Aussprüche der Kirchenväter über ogmen, besonders aber des Augustinus zusammen, und führt dann eifel und Einwendungen so wie die Widerlegungen derselben an, ne selbst zu entscheiden. Sein vielmal aufgelegtes Werk heißt: ntentiarum IV. libri, daher sein Name magister sententiarum. starb 1164.

Lomonossow, Michailo Wassiljewitsch, ein berühmter russischer chter und Geschichtschreiber, geb. 1711. Es ist bekannt, daß er J. 1741 auf seiner Reise von Marburg nach Rußland über Hold von preußischen Werbern überlistet, angeworben, nach Wesel gecht wurde, bald darauf entsprang und glücklich in sein Vaterland ückkehrte. Er starb 1765. L. hat sich um die russische Sprache r verdient gemacht, seine Prosa zeichnet sich durch Correctheit und ohlklang aus; und seine Poesien, namentlich seine lyrischen Gehte, haben ihm den Namen Vater der neuern russischen Poesie errben. Doch hat er auch epische, dramatische und epigrammatische dichte von Werth geliefert.

London. Dieser merkwürdige, in mancher Rücksicht einzige Ort der Welt, die Hauptstadt des brittischen Reichs, mit einem Hafen, wichtigste Handelsplatz der Erde, und die größte Stadt in Eupa, enthält über eine Million Einwohner, eine Anzahl, die im inter durch den englischen Adel noch ansehnlich vermehrt wird, und teht aus drei Haupttheilen, I. aus der eigentlichen Stadt Lonn (welchen die Engländer die City nennen, und der den östlichen eil ausmacht); II. aus Westminster (oder richtiger zu reden,

Digitized by Google

aus der westlichen Seite der Stadt, von dem die eigentlich sogenannte Stadt Westminster nur einen kleinen Theil ausmacht), und III. aus Southwark. Die Stadt liegt an beiden Ufern der Themse, in der Grafschaft Middlesex; doch gehören mehrere Theile von London noch zu andern Grafschaften. Die ganze Stadt ist sieben englische Meilen oder drei Stunden lang, über eine halbe deutsche Meile breit, und faßt 149,430 Häuser in sich, unter denen man allein über 300 gottesdienstliche Gebäude, 22 Hospitäler und 95 Armenhäuser zählt. Das eigentlich sogenannte London (City) bildet mit der westlichen Seite der Stadt, sowol in Rücksicht auf die Beschaffenheit der Häuser, als auf die Bewohner derselben, einen auffallenden Contrast. Die Häuser in der City, welche größtentheils nach der schrecklichen Feuersbrunst im J. 1666 (wo 13,400 Häuser, 87 Kirchen, 26 Hospitäler u. s. f. abbrannten) aufgebauet wurden, sind unregelmäßig, unbequem und in engen, schlechten Straßen versteckt. Da nun der Hof, welcher seinen Sitz in Westminster hat, ohnedieß einen großen Theil der großen und glänzenden Welt dahin versammelt, so ist, besonders seit den letzten 30 Jahren eine ordentliche Volkswanderung aus der City nach dem westlichen Theile der Stadt, der allgemein für den Sitz der großen und feinen Welt gehalten wird, vorgefallen, so daß zwischen beiden Theilen der Stadt in Rücksicht der Sitten eine merkliche Verschiedenheit, und deßhalb auch eine gewisse gegenseitige Verachtung und Eifersucht Statt findet. Unter die großen öffentlichen Gebäude in der City gehört die Börse und die Bank (welche letztere in der That prächtig ist). In der Nähe derselben befindet sich eine zahllose Menge Kaffeehäuser, auf denen große Geschäfte gemacht werden, (hieher gehört Lloyds berühmtes Kaffeehaus, eigentlich mehr ein Sammelplatz der größten Kaufleute, besonders der Assecurateurs und Mäkler, dessen sich selbst die Regierung bedient, um der Kaufmannschaft schnell öffentliche Neuigkeiten mitzutheilen), das Posthaus, die Assecuranzhäuser, der Palast des Lord Mayors (der ersten Magistratsperson in der City), the Mansion-house genannt, die Häuser der ostindischen und anderer Handlungsgesellschaften, die Wohnungen fast aller Banquiers u. s. f., kurz Alles, was den Gang der Geschäfte beschleunigen kann. Ferner sind in der City merkwürdig: die vortreffliche Wasserkunst unweit der londner Brücke, wodurch die Stadt aus der Themse mit Wasser versehen wird, welche 1582 von einem Deutschen, Namens Moritz, angelegt und von Hadley nachher verbessert wurde: die Paulskirche, ein Werk von einer erstaunenden Größe, das jedoch zu versteckt liegt, um die gehörige Wirkung zu thun; der Tower, ein altes Fort, wo ein wichtiges Archiv und die Reichskleinodien verwahrt werden, das ferner der einzige Münzort im Königreiche ist, auch zum Staatsgefängnisse dient; das Bedlam-Hospital und das Versammlungshaus der Akademie der Wissenschaften. — In dem westlichen Theile der Stadt, der ganz von der City abgesondert ist, und fast mehr als die Hälfte von ganz London ausmacht, wo man fast nichts als zierliche Häuser, prächtige Plätze, schnurgerade, herrlich erleuchtete Straßen und das schönste Steinpflaster in Europa sieht, bemerken wir: den St. James Palast oder die königliche Residenz, ein altes unregelmäßiges Gebäude, auf dessen Platze ehedem ein dem h. Jacob (St. James) gewidmetes Hospital stand; die Westminster-Abtei oder Kirche, eins der größten noch vorhandenen Meisterstücke der gothischen Baukunst, wo sich das Begräbniß der Könige und vieler berühmter Männer aller Stände, mit einer unzäh-

igen Menge der herrlichsten Denkmäler ausgeschmückt, befindet (unter velchen letztern wir hier die Denkmäler Heinrichs VII., Heinrichs VIII., Newtons, Shakespeares und Händels auszeichnen); Westminster-Hall, wo der König gekrönt und Gericht gehalten wird: das Parlamentshaus, ein altes schlechtes Gebäude; die große und prächtige Westminster-Brücke, 1223 Fuß lang und 44 Fuß breit, welche vor ungefähr 30 Jahren vollendet wurde und 150,000 Pf. St. kostete; die londner Brücke und die Blakfriarsbrücke, welche letztere nach Beendigung der Westminster-Brücke im Mittelpunkte der Stadt errichtet ist und diese an Zierlichkeit und Pracht noch übertrifft; (eine erst kürzlich erbaute Brücke heißt die Waterlooer-Brücke, und sollte am 18ten Juni 1817, als am Jahrestage der Schlacht bei Waterloo, geöffnet werden); mehrere Kirchen in vortrefflichem Geschmack; mehrere schöne Plätze, in deren Mitte gewöhnlich ein schöner grüner Platz zum Spazierengehen eingerichtet ist, vorzüglich Großvenor Square, mit der Statue Georgs I. zu Pferde; der prächtige Palast der Königin; Carlton House (der Palast des Prinzen von Wallis); der St. James Park (s. diesen Art.); Sommersethouse, ein von der Nation erbauter prächtiger Palast, worin der königl. Akademie der Künste (zu deren Präsident nach Reynolds Tode West gewählt wurde) Zimmer eingeräumt sind; das Coventgarden-Theater; das Drurylane-Theater (das angesehenste in London, welches vor einigen Jahren von neuem gebaut worden ist); das Opernhaus in Haymarket; das prächtige Pantheon, wo Concerte, Bälle und Maskeraden gehalten werden, welches aber vor einigen Jahren abbrannte und neu erbaut wird; das brittische Museum, eine Sammlung von schätzbaren Alterthümern und Seltenheiten, welches zuerst aus der sloanischen Sammlung von Naturalien und Alterthümern entstanden, und vor nicht gar langer Zeit mit dem vortrefflichen Cabinette des berühmten Ritters Hamilton vermehrt worden ist, und auch in einem schönen Gebäude aufbewahrt wird; die vortreffliche hunterische Münz- und Medaillensammlung (unstreitig die erste in der Welt) und der Naturalienschatz des Ritters Ashton Lever, welcher vorzüglich eine unendliche Sammlung von Vögeln enthält; das Findlingshospital; das London-Infirmary oder Hospital, eine der schönsten Anstalten in ganz England. Southwark, in der Grafschaft Surry, wo vorzüglich das merkwürdige Schuld-Gefängniß, oder Kings-Bench, zu bemerken ist, innerhalb dessen die Gefangenen (welche nicht selten ihre Familien mit sich dahin nehmen) die größte Bequemlichkeit und Freiheit genießen, so daß sie sogar Bälle und Concerte darin geben. — Eine englische Meile von der Stadt, in dem Dorfe Chelsea, liegt das berühmte Ranelagh, in dessen ungeheurem und prächtigem Salon täglich vom April bis Juli glänzende Concerte gegeben werden, und zwei engl. Meilen von der Westminster-Brücke der berühmte Garten zu Vauxhall, einem schönen Dorfe an den Ufern der Themse, wo vom Mai bis August ebenfalls täglich Concerte gegeben werden. Uebrigens ist zu bemerken, daß London seit den letzten 30 Jahren durch mehr denn 50,000 neue, schöne, aber im Durchschnitt bloß einfache Privathäuser, für eine einzelne Familie eingerichtet, vergrößert worden ist. Zu bedauern ist, daß selbst das schönste Gebäude wegen des Steinkohlendampfs seine äußere Schönheit nicht lange behält, sondern auswendig schwarz wird.

Longimetrie, s. Geometrie.

Longinus (Dionysius), ein platonischer Philosoph und berühm-

ter Redner, hatte nach Suidas auch den Beinamen Cassius. In der vortrefflichen Disp. philol. de vita et scriptis Longini, welche unter David Rhunken, als Präses, unter dessen Namen sie gewöhnlich angeführt wird, gehalten wurde, wird gezeigt, daß Longinus beide Vornamen gehabt und vollständig Dionysius Cassius Longinus geheißen habe. Den griechischen Namen Dionysius empfing er bereits in seiner Kindheit und späterhin den römischen Namen Cassius Longinus, entweder, weil er in die Clientschaft der cassisch-longinischen Familie aufgenommen wurde, oder weil seine Vorfahren von irgend einem Cassius Longinus das Bürgerrecht erhalten hatten. Einige halten ihn auch mit dem Dionysius Phalctis für eine und eben dieselbe Person, aber wie Rhunken zeigt, unrichtig. Sein Vaterland weiß man nicht mit Gewißheit anzugeben; Einige glauben, er sey aus Emesa in Syrien gebürtig gewesen, vielleicht weil ein Rhetor aus Emesa, Cornelius Fronto, ein Enkel des Plutarchs, ihn zum Erben eingesetzt hatte, nach Rhunken hingegen war Athen sein Geburtsort. Er verstand die syrische Sprache sehr gut, weil er sich lange in Phönicien und zu Palmyra bei der Königin Zenobia aufgehalten hatte. Sein Hauptstudium wandte er auf die griechische Literatur und hörte zu Athen und andern Orten die damaligen berühmtesten Gelehrten. Er hatte die stoische und peripatetische Philosophie studirt, ward aber hernach ein so eifriger Anhänger der platonischen, daß er den Geburtstag ihres Stifters alle Jahre mit einem Gastmahle feierte. Ein ganz vorzügliches Studium hatte er jedoch auf Sprachkunst, Critik, Beredsamkeit und die Antiquitäten verwandt. Auf den Ruf der Königin Zenobia ging er nach Palästina, um sie in der griechischen Gelehrsamkeit zu unterrichten und ihre Kinder zu erziehen. Zugleich ward er von ihr auch in Staatsgeschäften gebraucht und zum Staatsrath ernannt. Eben dadurch ward er auch in das unglückliche Schicksal dieser Königin verwickelt. Denn als die vom Kaiser Aurelian gefangene Zenobia nur dadurch ihr Leben retten konnte, daß sie ihre Rathgeber entdeckte, so wurde Longin, als der vornehmste unter ihnen, ergriffen und im J. nach Chr. Geb. 273 enthauptet. Er erlitt seinen Tod mit aller Standhaftigkeit eines Philosophen. Von seinen Schriften, worunter sich auch einige philosophische befinden, ist nur noch, obgleich verstümmelt, sein Werk vom Erhabenen (Peri hüpsus) vorhanden, worin er mit dem feinsten critischen Gefühle die Natur des Erhabenen in Gedanken und Schreibart durch Regeln und Beispiele vortrefflich erläutert. Die beste Ausgabe davon ist: Gr. et Lat. c. n. Joh. Toupii, accedunt emendationes Dav. Rhunkenii, Oxon. 1778. 4. m. u. 8. m, Die neueste Ausgabe ist von Benj. Weiske, Leipzig 1809. Eine gute deutsche Uebersetzung ist die von Schlosser, Leipzig 1781. 8. m.

Longobarden oder Langobarden, (Einige leiten dieß ab von den langen Barden d. i. Spießen, durch welche sich dieses Volk von den andern nordischen Stämmen unterschieden haben soll, Andere von der langen Börde, d. i. dem Strich an der westlichen und östlichen Seite der Elbe vom Lüneburgischen bis ins Magdeburgische, den sie ursprünglich bewohnten), ein bekanntes, deutsches Volk vom Stamme der Hermionen, oder Sueven, das aber unter den Istävonen wohnte. Ihre ältesten Sitze waren auf der Ostseite der Elbe, in den östlichen Theilen des Fürstenthums Lüneburg, und in der Altmark, oder dem sogenannten Barden-Gau, der höchst wahrscheinlich von ihnen den Namen führt. Hier fand sie Tiberius auf seinem Zuge gegen

ie Elbe und kämpfte mit ihnen. Strabo erzählt, Tiberius habe sie is hinter die Elbe vertrieben, aber Vellejus Paterculus, der selbst den ug mitmachte, weiß nichts davon. Nachher findet man die Longoarden im Bunde mit den Marcomannen unter Marbod. Als dieser ber zu despotisch herrschte, schlugen sich die Longobarden zum Bunde er Cherusker. Auch scheinen sie damals ihre Sitze an der Elbe verissen und sich näher an die Cherusker gezogen zu haben. Nachdem un letztere durch eine lange Reihe von Unfällen geschwächt worden waren, benutzten dieß die Longobarden, um sich weiter auszubreiten nd die Cherusker zu demüthigen, so daß diese auch von ihnen gewungen wurden, ihren Fürsten Italicus, den die Cherusker vertrieben atten, wieder einzusetzen. Diese Cherusker, die sonst ein so mächtiges Volk gewesen waren, sahen sich jetzt so gedemüthigt, daß die Longoarden alle Wohnplätze derselben an der Nordseite des Harzes besetzn und das mächtigste unter den dortigen Völkern wurden. Den Nachrichten des Ptolemäus zufolge, treffen wir sie nun zwischen der Weser und dem Rheine in den Ländern der ehemaligen Angrivarier, Lubanten, Marser und Cherusker, oder, nach unsern Charten, in dem rößten Theile von Cleve, dem südlichen Striche des Bisthums Müner, in der Grafschaft Recklingshausen, dem nördlichen Theile der Grafschaft Mark, Ravensberg, Lippe, und dem nördlichen Theile des Fürstenthums Calenberg bis an den Steinhuder-See, in dem Herzoghume Wolfenbüttel, dem Hochstifte Hildesheim und im südlichen Theile es Fürstenthums Lüneburg, der von der Aller und Leine eingeschlossen wird. In diesen Wohnsitzen erhielten sie sich so lange als das herrhende Volk, bis der aus dem alten Cheruskerbunde neu entstandene Frankenbund die alten Rechte der Cherusker gegen sie wieder geltend machte und so nach aller Wahrscheinlichkeit die Longobarden wieder ı ihre alten Sitze an die Elbe zurückdrängte. Zweihundert Jahre ang hörte man dann von ihnen nichts weiter, bis sie am Ende des ünften Jahrhunderts auf einmal wieder an der Nordseite der Donau um Vorschein kamen und, nachdem sie von dem griechischen Kaiser Justinian I. einen Theil von Pannonien erhalten hatten, unter ihrem Könige **Alboin** 565 dem Reiche der Gepiden in Siebenbürgen und er Moldau mit Hülfe der Avaren ein Ende machten. Dann eroberen sie in kurzer Zeit, weil sie wenig Widerstand fanden, unter eben iesem Könige, in Vereinigung mit vielen tausend ausgewanderten Sachsen 568 ganz Ober-Italien (welches nunmehr das Reich der Lonobarden, späterhin die **Lombardei** genannt wurde), nebst einem roßen Theile des mittlern Italiens, und behaupteten sich daselbst in nem sehr blühenden und furchtbaren Zustande. Ihr König Luitprand, n Regent von großen Eigenschaften, breitete (713 — 726) das longoardische Reich im mittlern Italien noch weiter aus. Als die Longoarden aber den Päpsten zu furchtbar wurden, riefen diese die fränkien Könige wider sie zu Hülfe, und so geschah es, daß Carl der Gr. n longobardischen König Desiderius (774) in Pavia, nach einer lann Belagerung dieser Stadt, gefangen bekam, und dadurch seiner Reerung und dem longobardischen Reiche ein Ende machte. Zu den uellen über sie gehört Paul. Warnefridi de gestis Longobardoım libri VI. (in Lindenbrogs und Muratori's Sammlungen.)

Lootse (**Lootsmann**, **Leytsmann**, **Pilote**) heißt in den eestädten ein der Gegend und Anfuhrt eines Hafens, einer Rhede er Küste kundiger Steuermann, der die ankommenden oder abgehenn Schiffe sicher ein- und auszubringen versteht, so, daß sie weder

auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehmen können. Das Geschäft dieser Leute, welches Lootsen heißt, ist eine gefährliche Verrichtung, zu welcher sehr geschickte und erfahrene Leute gehören, die sich, ehe ihnen dieß Geschäft übertragen wird, zuvörderst einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu jeder Zeit stehen sie mit ihrer Schaluppe bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal sogleich zu Hülfe eilen zu können.

Lope de Vega (eigentlich Don Frey Lope Felix de Vega Carpio), ein berühmter spanischer Theaterdichter, welcher in der Theatergeschichte dieses Landes Epoche gemacht hat, 1562 zu Madrid geboren, ward, nachdem er zu Alcala Philosophie studirt, bei mehreren Großen als Privatsecretär gedient und auch für einige Zeit in Militärdiensten gestanden hatte, zuletzt Maltheserritter und starb 1635. Außer einem Werke: über die Kunst, Lustspiele zu verfertigen, schrieb er, nebst einer großen Anzahl Schäfergedichte, Lieder, Romanzen, Heldengedichte (unter welchen sich das eroberte Jerusalem durch einen großen Reichthum schöner Seelen auszeichnet), eine fast unglaubliche Menge Schauspiele, von denen nur eine kleine Anzahl (295) in 25 Quartbänden gesammelt sind. Doch scheint die Nachricht der spanischen Gelehrten, daß er über 400 religiöse und 1800 andere, theils komische, theils tragische Schauspiele verfertigt habe, übertrieben zu seyn. Seine Stücke standen in solchem Ansehn, daß die Schauspieler sie sich dem Golde gleich zuwiegen lassen mußten; auch werden sie noch jetzt in Spanien mit stets erneuertem Beifalle aufgeführt. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sagt über Lope Folgendes: „Unstreitig erscheint dieser bald zu sehr vergötterte, bald zu sehr herabgesetzte Vielschreiber in seinen Theaterstücken im vortheilhaftesten Lichte, da das Theater zur Ablegung seiner drei Hauptfehler, des Mangels an Zusammenhang, der Weitschweifigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrsamkeit, die beste Schule war. In einigen seiner Stücke, besonders den historischen, die sich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. dem Könige von Wamba, den Jugendstreichen des Bernardo del Carpio, den Zinnen von Toro u. s. w., herrscht eine gewisse Rohheit der Darstellung, die aber gar nicht ohne Charakter ist, und absichtlich für die Gegenstände gewählt zu seyn scheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit schildern, z. B. der muntern Toledanerin, der schönen Häßlichen, zeigt sich schon ein sehr gebildeter geselliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft interessanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht sind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn sie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel sind ungefähr die nämlichen: verschwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachlässigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen, welche eigentlich die Mysterien der Kunst ausmachen."

Lord (engl. Herr) ist der allgemeine Titel des hohen englischen Adels, welchen daher die Ritter und Baronets nicht bekommen. Die wirklichen Lords bilden größtentheils das Oberhaus im Parlamente und heißen Pairs. Doch gibt es auch Titular-Lords, welche entweder Söhne von Pairs, oder Schott- und Irländer sind, und gewöhnlich als Volksrepräsentanten im Unterhause sitzen. Die Damen dieses Standes heißen Lady's. Lord Mayor ist der erste Bürgermeister

er Stadt London. Seine Wahl ist sehr feierlich, und seine Gewalt rstreckt sich über die ganze Stadt London und einige Meilen über die Themse. Er regiert ein Jahr, bewohnt ein prächtiges Gebäude (Mansion-house) und bekommt den Titel Lord.

Lorme (Marion de), eine berühmte franz. Hetäre, geb. 612 aus einer bürgerlichen Familie zu Chalons in der Champagne, ie auch vielfachen Einfluß hatte, ward von einem Günstlinge Ludwigs XIII. mit einer heftigen Leidenschaft geliebt, bis sie hernach der Cardinal Richelieu zu seiner Mätresse erwählte. Auch der große Condé liebte sie und bei ihr hielten die Frondeurs (die Gegenpartei es Hofes, an deren Spitze der große Condé stand) ihre geheimsten Zusammenkünfte. Mazarin, der davon unterrichtet wurde, wollte sie ufheben lassen; sie hatte aber selbst im Cabinette dieses Fürsten Freunde. Diese benachrichtigten sie von dem, was ihr bevorstand, und ie entfloh. Nun gab man sie für krank und bald darauf für todt us; unter ihren Fenstern sah sie ihr eigenes Leichenbegängniß vorüberziehen, und mehrere ihrer Liebhaber, die demselben folgten, weinen aufrichtig über ihren Tod. In der folgenden Nacht reisete sie nach England, wo sie einen reichen Lord heirathete, der aber kurz darauf starb und ihr einen großen Theil seines Vermögens hinterließ. Nun verkaufte sie ihr sämmtliches dortiges Besitzthum, um ihr Leben n Frankreich zu beschließen, wo sie denn auch im späten Alter starb. In den Memoiren Grammonts befinden sich über sie und ihre Freundin und Rivale, die Ninon, interessante Notizen.

Lorrain (Claude), s. Claude Gelée.

Loretto, eine kleine, dreiviertel deutsche Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im päpstlichen Gebiete, hat einen Bischof, der zugleich Bischof zu Recanati ist, gegen 5000 Einwohner, die ihre meiste Nahrung von den zahlreichen Fremden haben, die hieher wallfahrten, und besteht nur aus einer einzigen langen Gasse. Zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen heiligen Hause (la Casa Santa), in welchem Maria zu Nazareth gewohnt haben soll, und welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati in Dalmatien, von da aber 1295 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen, werden alljährlich große Wallfahrten gemacht. Dieses heilige Haus, welches mitten in der Kirche steht, ist von außen mit Marmor überzogen, und aus Cedernholz und Backsteinen von ungleicher Größe gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem letztern Maria mit dem Jesuskinde steht. Es befand sich daselbst auch ein unglaublicher Schatz, der sich durch die Freigebigkeit der Pilgrimme und hoher Standespersonen nach und nach gesammelt hatte. Die Einkünfte des Hauses wurden auf 30,000 Scudi, ohne die Geschenke der Pilgrimme, gerechnet. Von diesen zählte man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigte man in diesem heiligen Hause das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger aber ist das Bild Raphaels, die heil. Jungfrau darstellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Die Einfälle der Franzosen 1798 verursachten, daß man darauf bedacht seyn mußte, sowol die Schätze, als auch das heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene sind zerstreut worden und größtentheils verschwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9ten

auf Sandbänke gerathen, noch an Klippen stoßen und Schaden nehmen können. Das Geschäft dieser Leute, welches Lootsen heißt, ist eine gefährliche Verrichtung, zu welcher sehr geschickte und erfahrene Leute gehören, die sich, ehe ihnen dieß Geschäft übertragen wird, zuvörderst einer Prüfung unterwerfen müssen. Zu jeder Zeit stehen sie mit ihrer Schaluppe bereit, um den Schiffen auf das gegebene Signal sogleich zu Hülfe eilen zu können.

Lope de Vega (eigentlich Don Frey Lope Felix de Vega Carpio), ein berühmter spanischer Theaterdichter, welcher in der Theatergeschichte dieses Landes Epoche gemacht hat, 1562 zu Madrid geboren, ward, nachdem er zu Alcala Philosophie studirt, bei mehreren Großen als Privatsecretär gedient und auch für einige Zeit in Militärdiensten gestanden hatte, zuletzt Maltheserritter und starb 1635. Außer einem Werke: über die Kunst, Lustspiele zu verfertigen, schrieb er, nebst einer großen Anzahl Schäfergedichte, Lieder, Romanzen, Heldengedichte (unter welchen sich das eroberte Jerusalem durch einen großen Reichthum schöner Seelen auszeichnet), eine fast unglaubliche Menge Schauspiele, von denen nur eine kleine Anzahl (295) in 25 Quartbänden gesammelt sind. Doch scheint die Nachricht der spanischen Gelehrten, daß er über 400 religiöse und 1800 andere, theils komische, theils tragische Schauspiele verfertigt habe, übertrieben zu seyn. Seine Stücke standen in solchem Ansehn, daß die Schauspieler sie sich dem Golde gleich zuwiegen lassen mußten; auch werden sie noch jezt in Spanien mit stets erneuertem Beifalle aufgeführt. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur sagt über Lope Folgendes: „Unstreitig erscheint dieser bald zu sehr vergötterte, bald zu sehr herabgesetzte Vielschreiber in seinen Theaterstücken im vortheilhaftesten Lichte, da das Theater zur Ablegung seiner drei Hauptfehler, des Mangels an Zusammenhang, der Weitschweifigkeit und der unnütz ausgekramten Gelehrsamkeit, die beste Schule war. In einigen seiner Stücke, besonders den historischen, die sich auf alte Romanzen und Sagen gründen, z. B. dem Könige von Wamba, den Jugendstreichen des Bernardo del Carpio, den Zinnen von Toro u. s. w., herrscht eine gewisse Rohheit der Darstellung, die aber gar nicht ohne Charakter ist, und absichtlich für die Gegenstände gewählt zu seyn scheint; in andern, welche Sitten der damaligen Zeit schildern, z. B. der muntern Toledanerin, der schönen Häßlichen, zeigt sich schon ein sehr gebildeter geselliger Ton. Alle enthalten, neben wahrhaft interessanten Situationen, unvergleichliche Späße, und vielleicht sind nur wenige darunter, mit denen man nicht, wenn sie gehörig bearbeitet und erneuert würden, noch heut zu Tage auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Ihre Mängel sind ungefähr die nämlichen: verschwendete, nicht zu Rath gehaltene Erfindung und vernachlässigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen, welche eigentlich die Mysterien der Kunst ausmachen."

Lord (engl. Herr) ist der allgemeine Titel des hohen englischen Adels, welchen daher die Ritter und Baronets nicht bekommen. Die wirklichen Lords bilden größtentheils das Oberhaus im Parlamente und heißen Pairs. Doch gibt es auch Titular-Lords, welche entweder Söhne von Pairs, oder Schott- und Irländer sind, und gewöhnlich als Volksrepräsentanten im Unterhause sitzen. Die Damen dieses Standes heißen Lady's. Lord Mayor ist der erste Bürgermeister

er Stadt London. Seine Wahl ist sehr feierlich, und seine Gewalt erstreckt sich über die ganze Stadt London und einige Meilen über die Themse. Er regiert ein Jahr, bewohnt ein prächtiges Gebäude (Mansion-house) und bekommt den Titel Lord.

Lorme (Marion de), eine berühmte franz. Hetäre, geb. 1612 aus einer bürgerlichen Familie zu Chalons in der Champagne, die auch vielfachen Einfluß hatte, ward von einem Günstlinge Ludwigs XIII. mit einer heftigen Leidenschaft geliebt, bis sie hernach der Cardinal Richelieu zu seiner Mätresse erwählte. Auch der große Condé liebte sie und bei ihr hielten die Frondeurs (die Gegenpartei des Hofes, an deren Spitze der große Condé stand) ihre geheimsten Zusammenkünfte. Mazarin, der davon unterrichtet wurde, wollte sie aufheben lassen; sie hatte aber selbst im Cabinette dieses Fürsten Freunde. Diese benachrichtigten sie von dem, was ihr bevorstand, und sie entfloh. Nun gab man sie für krank und bald darauf für todt aus; unter ihren Fenstern sah sie ihr eigenes Leichenbegängniß vorüberziehen, und mehrere ihrer Liebhaber, die demselben folgten, weinten aufrichtig über ihren Tod. In der folgenden Nacht reisete sie nach England, wo sie einen reichen Lord heirathete, der aber kurz darauf starb und ihr einen großen Theil seines Vermögens hinterließ. Nun verkaufte sie ihr sämmtliches dortiges Besitzthum, um ihr Leben in Frankreich zu beschließen, wo sie denn auch im späten Alter starb. In den Memoiren Grammonts befinden sich über sie und ihre Freundin und Rivale, die Ninon, interessante Notizen.

Lorrain (Claude), s. Claude Gelée.

Loretto, eine kleine, dreiviertel deutsche Meilen vom Meere entfernte Stadt, in der Mark Ancona, im päpstlichen Gebiete, hat einen Bischof, der zugleich Bischof zu Recanati ist, gegen 5000 Einwohner, die ihre meiste Nahrung von den zahlreichen Fremden haben, die hieher wallfahrten, und besteht nur aus einer einzigen langen Gasse. Zu dem in der Domkirche daselbst befindlichen heiligen Hause (la Casa Santa), in welchem Maria zu Nazareth gewohnt haben soll, und welches die Engel 1291 aus Galiläa nach Tersati in Dalmatien, von da aber 1295 nach Italien hinüber in die Gegend von Recanati und endlich 1295 an seinen gegenwärtigen Ort gebracht haben sollen, werden alljährlich große Wallfahrten gemacht. Dieses heilige Haus, welches mitten in der Kirche steht, ist von außen mit Marmor überzogen, und aus Cedernholz und Backsteinen von ungleicher Größe gebaut, 30 Fuß lang, 15 breit und 18 hoch, und von innen und außen mit vielen Kostbarkeiten geziert. Es hat eine Thür und ein Gitter von Silber, hinter welchem letztern Maria mit dem Jesuskinde steht. Es befand sich daselbst auch ein unglaublicher Schatz, der sich durch die Freigebigkeit der Pilgrimme und hoher Standespersonen nach und nach gesammelt hatte. Die Einkünfte des Hauses wurden auf 30,000 Scudi, ohne die Geschenke der Pilgrimme, gerechnet. Von diesen zählte man jährlich auf 100,000. Unter andern Seltenheiten zeigte man in diesem heiligen Hause das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zu Maria hereintrat, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Merkwürdiger aber ist das Bild Raphaels, die heil. Jungfrau darstellend, die einen Schleier über das Jesuskind legt. Die Einfälle der Franzosen 1798 verursachten, daß man darauf bedacht seyn mußte, sowol die Schätze, als auch das heilige Haus in Sicherheit zu bringen. Jene sind zerstreut worden und größtentheils verschwunden; das Gnadenbild aber wurde am 9ten

Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder an seine vorige Stelle gebracht. Acht Bischöfe trugen es dahin und eine ungeheure Volksmenge wohnte der Handlung bei. Während der Existenz des Königreichs Italien unter den Franzosen war Loretto der Hauptort eines Bezirks im Departement Musone.

Löschen, Losen, Lossen, Entlossen, in der Schiffersprache, die Waaren aus einem Schiffe ausladen. „Das Schiff muß gelöscht werden.“ „Das Getreide muß schnell gelöscht werden, sonst entzündet es sich.“ Gewöhnlich bedingt sich der Schiffer eine gewisse Zeit aus, in welcher ihm die Ladung vom Bord genommen werden muß: das sind die *Löschtage* oder *Liegetage*; und erhält für jeden Tag, den er, wegen noch nicht vollendeter Löschung, über die bedungene Zeit im Hafen oder auf der Rheede liegen muß, eine gewisse Entschädigung: das sind die *Ueberliegetage, Ueberliegegelder*.

Loth bedeutet in einigen Redensarten überhaupt einen schweren Körper und das Gewicht desselben. So sagt man: falsches Loth und Maß (statt falsches Gewicht und Maß) haben. Ehemals gebrauchte man Loth auch für die Ladung der Kanonen, wovon noch die Redensart, Kraut und Loth (statt Pulver und Blei), einen Beweis gibt. Dann heißt Loth ferner: 1) der an einer Schnur befestigte schwere, gewöhnlich bleierne Körper, mit welchem die Seefahrer die Tiefe und Beschaffenheit des Meers, oder die Maurer und Zimmerleute den senkrechten Standpunkt eines Körpers erforschen (Bleiloth). Das schwere Loth (Tiefloth) auf Schiffen wiegt 40 und mehrere Pfunde; 2) bedeutet Loth die Hälfte einer Unze, oder den 32sten Theil eines gemeinen Pfundes; 3) heißt Loth, besonders bei den Metallarbeitern, ein leichtflüssiger metallischer Körper, mit welchem die Fugen eines strengflüssigen Körpers zusammengeschmolzen werden können; daher *löthen*.

Lothringen, Lotharingen, eigentlich *Lothars Reich* (von Lothar dem jüngern, welcher jene Länder in der Theilung des fränkischen Reichs erhielt, also genannt), war ehemals ein Theil des Königreichs Austrasien und in zwei Theile, nämlich Nieder- und Ober-Lothringen, getheilt. Zum erstern gehörte alles Land, was zwischen dem Rheine, der Maas und der Schelde bis ans Meer lag; der andere aber umfaßte die Länder, welche sich zwischen dem Rheine und der Mosel bis an die Maas erstreckten. Das jetzige Lothringen, dessen größte Breite von Mittag nach Mitternacht etwa 26 deutsche Meilen, und dessen Länge von Abend nach Morgen nicht viel mehr beträgt, gränzt gegen Morgen an die Unterpfalz, und wird in eben dieser Richtung vom Elsaß durch das vogesische Gebirge geschieden: gegen Abend gränzt es an Champagne, gegen Mitternacht an die niederländischen Provinzen, und gegen Mittag an die Franche-Comté. Es ist fruchtbar an Getreide. Die beträchtlichen Wälder und Berghöhen, worunter der Wasgau als die vornehmste betrachtet wird, sind zur Viehzucht geschickt und enthalten viel Wild; auch findet man Bergwerke, die Kupfer, Eisen, Zinn und etwas Silber liefern. Dabei gibt es Salzquellen und fischreiche Seen; doch ist das Land nicht stark bevölkert. Seine Hauptflüsse sind: die Maas, die Mosel, die Saar und die Saone, welche letztere nur die lothringische Gränze berührt. Die Einwohner haben sich von jeher als gute Soldaten gezeigt; sie sind der katholischen Kirche zugethan, aber nicht bigott. Ihre Sprache ist die französische, bis auf das sogenannte deutsche Amt, wo deutsch

geredet wird. Der Stamm des Volks ist unleugbar deutsch, und doch ist Lothringen seit Jahrhunderten schon ein beständiger Zankapfel zwischen den deutschen Kaisern und den Königen von Frankreich gewesen. Kaiser Heinrich I. gab seinem Schwager Giselbert jene Länder als ein Herzogthum, und Otto I. that dasselbe mit seinem Eidam Conrad dem Weisen aus Franken. So geschah es auch von Otto II. und Heinrich III. Lothringen blieb also anerkannt ein deutsches Lehn. Mit Carl dem Kühnen begann eine neue Epoche; denn das Land kam, da er ohne männliche Erben starb, an seine Tochter Isabelle, und Isabellens Eidam, Friedrich, welcher Lothringen behauptete, stiftete durch seine beiden Söhne, Anton und Claudius, die lothringsche Haupt- und Nebenlinie, welche letztere sich in Frankreich ausbreitete. Von der Zeit an (1540) mischte sich Frankreich entscheidend in alle lothringische Händel. Carl von Lothringen wurde im 30jährigen Kriege, da er Oesterreichs Partei hielt, verjagt, erhielt 1659 unter harten Bedingungen seine Länder wieder, und machte 1662 mit Frankreich den Tractat: daß Lothringen nach seinem Tode an Frankreich fallen, auch das gesammte Haus Lothringen unter die Prinzen vom Geblüte gerechnet werden sollte. Dennoch ward er noch einmal verjagt und starb in österreichischen Kriegsdiensten. Erst seines Bruders Enkel, Leopold Joseph, wurde durch den Ryswicker Frieden (1697) wieder als regierender Herzog von Lothringen eingesetzt. Endlich erlangte Frankreich im J. 1735 doch seine Absicht, da Ludwigs XV. Schwiegervater, der verjagte polnische König Stanislaus, die Herzogthümer Lothringen und Bar zeitlebens erhielt, auch beide Länder nach seinem Tode mit völliger Souveränität auf immer Frankreich zufielen und damit vereinigt wurden. Seit der Zeit blieb Lothringen eine französische Provinz. Des Landes Hauptstadt ist Nancy, nicht weit von der Meurte in einer angenehmen Ebene gelegen. König Stanislaus hat die Stadt sehr verschönert, daselbst den Königsmarkt angelegt und eine Gesellschaft der Wissenschaften gestiftet. Seit dem Ryswicker Frieden, nach dessen Bedingungen die Außenwerke geschleift werden mußten, ist die Befestigung unbedeutend, und außer den Begräbnissen der alten Herzöge von Lothringen in der Collegiatkirche St. Georg, und dem Grabmale Carls des Kühnen, der 1476 vor der Stadt seinen Tod fand, hat Nancy wenig Merkwürdigkeiten. Für die neueste Geschichte ist unter Lothringens Städten Lüneville, durch den daselbst zwischen Oesterreich und Frankreich am 9ten Febr. 1801 abgeschlossenen Frieden am berühmtesten geworden. (s. d. Art. Friedensschlüsse).

Lotterie (von Lot, was in vielen alten und neuen Sprachen Loos bedeutet). Dieses öffentliche Glücksspiel zerfällt in zwei Hauptgattungen. 1) Zahlen-Lotterie oder Lotto (Lotto di Genua) wurde von den Genuesern dadurch erfunden, daß in den Zeiten ihrer Freiheit bei der Rathswahl die Namen der Candidaten in einen Topf (Seminario), nachher in ein Glücksrad geworfen und dabei auf diese Wahlen Wetten gemacht worden, zu welchen Wetten mit der Zeit der Staat die Bank übernahm. Man sagt, daß ein Rathsherr, Benedetto Gentile, im J. 1620 dieses Lotto zuerst eingeführt, und daß, weil dieses Gentile Name zufällig nie gezogen worden, der Volksglaube geherrscht habe: er sey sammt seinem Namen, zur Strafe für die unglückliche Erfindung, vom Teufel geholt worden. (Vox populi, vox Dei!). — Späterhin nahm man, statt der Namen der wählbaren Nobilis, Zahlen, und so bildete sich das Lotto, wie es jetzt in

mehrern Ländern, Gott sey es geklagt! existirt. Der Grund desselben besteht in den 90 Zahlen von 1 bis 90, wovon an dem bekannt gemachten Ziehungstage allemal 5 Zahlen als Gewinner aus dem Glücksrade gezogen werden. Jeder der Einsetzenden oder Lotteriespielenden wählt sich aus den 90 Zahlen eine beliebige Anzahl von Nummern, meldet sich bei einem Collecteur des Lotto und gibt an, mit welcher Summe, z. B. Kreuzern, Groschen, Gulden, Thalern rc. er jede ausgewählte Zahl, und auf welche Art des Gewinnes er sie besetzen will, worauf er darüber ein gedrucktes Loos erhält. In dieser Lotterie sind eigentlich vier Arten der Gewinne: 1) ein sogenanntes Estrado (Auszug), welches nur eine Zahl unter den herausgezogenen fünfen erfodert, und wobei der Einsatz 14mal als Gewinn an den Mitspielenden bezahlt wird. Hierbei gewinnt das Lotto 16 pCt., weil 17 Nieten auf einen Treffer kommen; 2) die Wette, wenn man mit dem Lotto gleichsam wettet, daß von den ausgewählten Zahlen eine die erste, zweite, dritte, vierte oder fünfte Stelle in der Ordnung der Herausziehung haben werde. Tritt nun dieser Fall bei der Ziehung ein, so erhält der Wettende den Einsatz der Wette 67mal vom Lotto ausgezahlt. 3) Ein Ambo (eine Ambe) ist, wenn man unter den herauskommenden fünf Zahlen zwei derselben getroffen hat, worauf der Mitspielende den Einsatz 240mal als Gewinn vom Lotto empfängt. Hiebei gewinnt dasselbe 37 pCt., weil 399 Nieten auf einen Treffer fallen. Endlich 4) ein Terno (Terne), (wobei das Lotto 54 pCt. gewinnt, indem 11,347 Nieten auf einen Treffer kommen), muß von den herausgezogenen fünf Zahlen drei treffen, und gewinnt alsdann den Einsatz 4800mal. Die Quaternen und Quinternen sind eine neuere Erfindung und selten in der Anwendung, weil bei denselben das Lotto 88 pCt. und mehr gewinnt, indem gegen einen Treffer 51,037 Nieten Statt finden. Ueberall, wo das Lotto zuerst hinkam, wurde es von der Menge mit einem zur Spielwuth wachsenden Interesse aufgenommen und die öffentliche Autorität und das imponirende Gepränge, womit die Ziehungen geschahen, machten die Sache zum Volksspectakel. Aberglaube und Speculation aller Art bemeisterten sich Aller, die nach jählingem Reichthum jagten und Traum- und Zeichen-Deuterei, Punktirkunst, Astrologie und Chiromantie, und wie alle die magischen Afterdinge heißen, kamen in vollen Schwung. Personen von günstiger Gesichtsbildung wurden auf der Straße von Unbekannten nach ihrem Alter und Geburtstage gefragt, und Alles, was nur einen Bezug auf das Zahlenspiel haben konnte, von dem erpichten Lottospieler für Fingerzeige des Glücks angenommen. Diese Spielwuth wurde durch die einzelnen Glücksfälle der Spieler frisch erhalten und um so gefährlicher, als die beliebige Summe des Einsatzes den niedrigsten und ärmsten Volksclassen den Zutritt verstattete. Weise Regierungen sahen sehr bald die Verderblichkeit des Lotto ein, hoben es auf oder verpönten den Einsatz scharf, manche aber lassen bis jetzt noch durch den ansehnlichen Canon der Unternehmer sich zur Versündigung an ihren und andern Völkern bestechen: und gleichen einem Hausvater, der des starken Kartengeldes halber, so er niederträchtiger Weise mit dem Bedienten theilt, seinen Kindern und Fremden ein ruinirendes Hazardspiel alle Tage in seinem Hause zuläßt. — Beim offenbaren Vortheile der Lotto-Bänke hat doch das launische Glück durch Ternen und Quaternen manche zum Umsturze oder doch nahe gebracht, und sie pflegen sich daher, wenn manche Zahlen zu stark besetzt werden, dadurch sichern, daß sie solche vor der Ziehung für gestrichen erklären und

keinen Satz darauf weiter annehmen. Auch haben Speculanten durch forcirte Ritte und Brieftauben diejenigen Lotto's bedrohet, deren entfernte Neben-Büreaus noch Sätze anzunehmen pflegten, wenn im Hauptbüreau schon die Ziehung vorgenommen wurde. — 2) Die eigentliche Lotterie, auch Classen-Lotterie genannt, wenn sie in Classen abgetheilt ist. Ihre Entstehung ist älter als die des Lottos. Busch in seinem Handbuche der Erfindungen sub voce Lotterie will ihren Ursprung in den römischen longiariis allein offenbar zu weit suchen. Näher liegt, daß sie aus Waarenverloosungen entstanden sind, deren sich die italienischen Kaufleute schon im Mittelalter bedienten und wovon man auch in Deutschland Spuren findet. Denn schon im Jahr 1521 soll der Rath zu Osnabrück (cf. Klock de aerario. II c. 118.) eine Waaren-Lotterie errichtet haben und Schriften de Ao. 1582 erwähnen dergleichen; so auch in Frankreich, wo unter Franz I. Ao. 1539 dergleichen Waaren-Lotterien unter dem Bedinge, daß von jedem Einsatze, un teston de dix Sols six deniers dem Könige aber gegeben werden sollte, und unter obrigkeitlicher Aufsicht Kaufleuten erlaubt wurde. Zu Florenz wurde 1530 eine Geldlotterie, der Einsatz à 1 Ducaten, errichtet; in Venedig kommt 1572 ein öffentlicher Beamter als Aufseher über die Lotterie vor. Aus Italien kamen die Lotterien herüber nach Frankreich unter dem Blanque (vom italienischen bianca, weil die meisten Loose Nieten, leeres weißes Papier [carta bianca] waren). Im J. 1572 und 1588 errichtete Louis de Gonzaga eine solche Blanque in Paris zur Ausstattung armer Mädchen von seinen Gütern und 1656 versuchte Laurentius Tonti (von welchem die Tontinen den Namen, jedoch nicht ihren Ursprung haben) die Errichtung einer großen Blanque royale vergeblich, welche im J. 1660 zu Stande kam. Seit dieser Zeit gab es in Frankreich nur Loteries royales, deren Ertrag gemeiniglich zu öffentlichen Gebäuden verwendet wurde. In England kommt die erste Lotterie 1567 bis 1568 vor, von welcher man noch bei der antiquarischen Gesellschaft in London den gedruckten ausgetheilten Plan zeigt. Im J. 1612 ward eine Lotterie zum Besten der englischen Colonie und 1680 dem Unternehmer einer Wasserleitung dergleichen gestattet. In Amsterdam ward schon 1549 eine Lotterie zur Erbauung eines Kirchthurms gezogen, und 1595 zu Delft. In Hamburg wurde 1615 eine Lotterie nach holländischer Weise und in Nürnberg 1699 die erste Classen-Lotterie errichtet und in Berlin die erste 1740 gezogen. Die mehrsten neuen deutschen Lotterien werden classenweise gezogen, um durch successive Zahlungen den Einsatz zu erleichtern; doch die hamburger ist bei Einer Ziehung stehen geblieben. Neuerer Zeit sind auch die Waaren-Lotterien aller Art, unter obrigkeitlicher Aufsicht, wieder häufiger geworden, und eine der drolligsten, wo man über der Plaisanterie am Ende den Betrug verzieh, wurde vor mehreren Jahren vom Buchhändler Füldner zu Camburg, einem kleinen Städtchen im Herzogthum Altenburg, unternommen. Er kündigte nämlich neben einer Bücherlotterie ein schönes Mädchen unter dem Namen Aurora Fortuna, mit Mitgift, als höchsten Gewinn an, allein das Publikum wurde betrogen und die Schöne blieb unsichtbar; der Directeur führte die Braut selbst nach Hause. — Noch ist zu bemerken, daß in der Regel die Haupt-Lotterie-Direction nur ganze und ungetheilte Loose ausgibt und bei der Zahlung der Gewinne annimmt und die Collecteure selbst zur leichtern Verbreitung der Loose und zur Beförderung des Absatzes solche in Halbe, Viertel, Achtel und

sogar in Sechszehntel vertheilen. Nicht selten mag es geschehen, daß ein wuchernder oder speculirender Collecteur die doppelte Zahl von solchen Theilen ausgibt, wodurch er bei Nieten viel gewinnt, aber auch bei einem Hauptgewinne in die Lage kommt, diesen einmal selbst bezahlen zu müssen. Schon mancher Collecteur ist bei diesem gefährlichen Spiele untergegangen und man hat daher beim Einkauf getheilter Loose wol besonders auf die Solidität des Collecteurs zu sehen. — In Holland geht die Industrie der Collecteurs sogar so weit, daß sie ganze und getheilte Loose auf eine oder eine gewisse Zahl von Ziehungen vermiethen, d. h. nur verbindlich sind, den Gewinn, der auf die Nummer fallen kann, zu zahlen, wenn die Nummer in den stipulirten Ziehungen herauskommt. — Bleiben die Hauptgewinne lange in dem Glückstopfe, so daß sich die Wahrscheinlichkeit, solche erhalten zu können, steigend vermehrt, so herrscht eine große Agiotage im Kauf und im Verkauf der Loose, und es gibt Fälle, wo in den letzten Ziehungen der ursprüngliche Preis zehn und zwanzigmal gefodert und geboten wird. — Neuester Zeit sind, namentlich in der österreichischen Monarchie, im Königreiche Baiern und im Mecklenburgischen die Güter-Lotterien aufgekommen, und Fabriken, Rittergüter, ja ganze Herrschaften unter öffentlicher Genehmigung und gewöhnlich unter Garantie bedeutender Handelshäuser, welche die Debitirung übernahmen, ausgespielet und dieß als Mittel angewendet worden, den verschuldeten Besitzern großer Güter zum Arrangement zu helfen. Gewöhnlich hat man damit eine Geldlotterie verbunden, und unter gewissen Umständen dürfte diese Operation oft das zweckmäßigste Mittel seyn, Concurse über große Güter zu arrangiren, welche im gewöhnlichen Wege der Veräußerung zum großen Schaden der Gläubiger weit unter dem Werthe versilbert werden. — Staatswirthschaftlich betrachtet (denn das Recht muß Lotto wie Lotterien für gültige Geschäfte an sich erkennen und erheischt sogar eine wahre Collision des Staatswohls, für den Fall, daß die Staatsgewalt die Freiheit der Unterthanen deßhalb beschränken will) dürfte die Sache mannichfache Ansicht gewähren. Bedenklich ist es allemal für die Ehre der Regierung, wenn sie zu solchen Mitteln, die Staatseinkünfte zu vermehren, schreitet, und selbst die gewöhnliche Bestimmung des Ueberschusses zu wohlthätigen Zwecken kann nur zur zweideutigen Glorie des heiligen Crispin helfen. Am allerwenigsten ziemt es dem Regenten, das einträgliche Geschäft für sich zu behalten und seinen Unterthanen dergleichen zu verbieten; und vollends an speculative Ausländer Lotto und Lotterien zu verpachten, ist eine gaunerische Mascopey. Diejenigen Lotterien, welche mit Einer Ziehung sich endigen, und überhaupt einen etwas bedeutenden Einsatz erheischen, haben den wesentlichen Vorzug, daß sie den niedrigern und ärmern Volksclassen den Zutritt erschweren, und unter allen Glücksspielen hat die Lotterie den Vortheil, daß der Spielende weder Zeit verliert, noch sich dem raschen Wechsel der Gemüthsbewegung aussetzt. Ein Fehler jedoch, welchen alle Lotterien, namentlich die deutschen, haben, ist der, daß sie so viele kleine indifferente Gewinne gewähren: denn so wie im Spiele nichts mehr langweilet, als am Schlusse der Partie weder gewonnen noch verloren zu haben, so ist es auch hier verdrießlich, mit einem Risico von vielen Thalern, nur einen geringen Ueberschuß oder die Einlage wieder zu gewinnen. Man mache wenigere und derbere Prämien und Gewinne und vermehre die Nieten; dieß wird die Zahl der Spiellustigernen eher vermehren als vermindern, denn wer einmal in die Lot-

rie setzt, der (so ist es der Menschen Art) hat doch seine geheime offnung auf das große Loos gestellt. — Lotto und Lotterie können da, o das Verbot nicht alles Klagerecht benimmt, zu eigenen Rechtshän- ln Anlaß geben, wenn aus Versehen des Collecteurs Loose, deren inlage er dem Spieler creditirt hat, in andere Hände kommen. Der nhaber des Looses, justo titulo, bekommt unstreitig den Gewinn, der der durch Schuld des Collecteurs um die Fortsetzung seines Loo- s gekommene Spieler kann denselben auf Schadensersatz belangen: — übrigens ist es schon ein alter Volksreim:

„Wer sein Geld setzt in die Lotterie,
Der kommt darum, er weiß nicht wie."

A.

Loudon, oder **Laudon** (Ernst Gideon von), kaiserl. österrei- hischer Feldmarschall, geb. 1716 und gest. den 14ten Juli 1790, einer er wackersten und tüchtigsten österreichischen Feldherren des vergange- en Jahrhunderts. Er war in Liefland geboren und nahm seine er- ten Kriegsdienste bei den Russen unter dem Feldmarschall **Münnich**. Dann suchte er preußische Dienste, wurde Friedrich dem Zweiten vor- estellt, von diesem aber nicht ohne Hohn, „weil ihm das Gesicht des Mannes mißfalle" abgewiesen. **Loudon** ging nun nach Wien, wo r gleich eine Anstellung fand, freilich nur unter des alten **Trenk** Panduren-Corps. Erst der siebenjährige Krieg bezeichnete unserm Hel- den seine höhere Laufbahn. Der Raum erlaubt uns hier nur die lüchtigsten Andeutungen seiner Thaten in diesem ewig denkwürdigen Kriege. Nach der Schlacht von Prag wurde L. mit in diese Festung eingeschlossen und leitete alle Ausfälle aus derselben, bis nach der Schlacht von **Collin** die Belagerung aufgehoben wurde. Dann ent- etzte er (1758) durch die Aufhebung der ungeheuern Transporte zur Belagerung von Olmütz diese wichtige Festung, die Vormauer **Wiens**, ntwarf den Plan zum Ueberfall bei **Hochkirch** und entschied zu rechter Stunde (1759) den Riesenkampf bei **Kunnersdorf**. Er schlug 1760 den General **Fouquet** aufs Haupt, erlitt aber auch sei- ner Seits vom großen Könige selbst bei **Liegnitz** eine empfindliche Niederlage. 1761 erhielt er ein von **Daun** unabhängiges Com- mando in Schlesien an der Spitze einer Armee von 60,000 Mann. Er eroberte durch Ueberraschung **Schweidnitz**, eine That, die, weil ie ohne Befehl des Hofkriegsraths ausgeführt war, ihm fast Entse- zung zugezogen hatte, und er bedurfte **Marien Theresiens** und hres Gemahls **Franz** eigener Vertretung! Im J. 1770 begleitete Loudon Joseph II. bei der berühmten Zusammenkunft zu Mährisch- Neustadt, über welche der Prinz von **Ligne** in seinen berühmt gewor- denen Briefen sehr interessante Details mitgetheilt hat. Der Krieg von 1778 bot unserm Helden keine Gelegenheit zu Auszeichnungen dar; wol aber that dieß der unglückliche Türkenkrieg vom J. 1788. Sobald er das Obercommando erhielt, wurde das temporisirende und unglückbringende Cordon-System aufgehoben und eine muthvolle Offen- ive ergriffen. Die Belagerung und Einnahme von **Belgrad**, wel- che am 9ten Oct. 1789 Statt fand, wurde zu den glorreichsten Kriegs- thaten des Jahrhunderts gerechnet. L. wurde nun zum Generalissi- mus ernannt, eine Würde, die seit **Eugen** von **Savoyen** Nie- mand bekleidet hatte. An weitern Triumphen gegen die Osmannen wurde er durch die Bewegungen der preußischen Armeen gehindert, welche jenen Erbfeinden der Christenheit eine Diversion zu machen uchten. Der Tod Josephs und die Verträge zu **Reichenbach** mach-

ten allem Streit ein Ende, und Loudon starb bald nachher in einem Alter von 74 Jahren.

Louisd'or, eine französische Goldmünze, welche von Ludwig XIII., der sie 1640 zuerst prägen ließ, ihren Namen erhielt. Der alte Louisd'or gilt gewöhnlich 5 Rthlr. 8 Gr.; der neuere oder sogenannte Schildlouisd'or (Carolin) 6 Rthlr. 4 Gr. Ludwig XIII. ließ 1641 unter dem Namen Louis blanc auch eine Silbermünze schlagen, welche, wenn sie wichtig ist, 1 Rthlr. 8 Gr., sonst aber nur 1 Rthlr. 6 Gr. gilt. Louis neuf heißt auch der Laubthaler.

Louise (Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen), Tochter des regierenden Herzogs von Mecklenburg-Strelitz und der Prinzessin Friederike Caroline Louise (Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt), wurde, als das jüngste Kind aus dieser Ehe, am 10ten März 1776 zu Hannover geboren, wo damals ihr Vater Gouverneur war. Schon im 6sten Jahre verlor sie ihre Mutter, und blieb darauf, als ihr Vater das nahe bei Hannover gelegene Lustschloß Herrenhausen zu seiner Wohnung gewählt hatte, daselbst fortwährend der vortrefflichen Aufsicht des Fräuleins von Wolzogen anvertraut. Nachdem sie eine zweimalige Reise zu ihrer Großmutter, einer an Geist und Herz gleich vortrefflichen Fürstin, nach Darmstadt gemacht, und sich diese zum Vorbilde jener schönen weiblichen Tugend erwählt hatte, verließ ihr Vater die englischen Dienste und wählte nun zu Darmstadt seinen beständigen Wohnsitz. Hier ward nun Louise ihrer Großmutter zur ferneren Erziehung und Bildung übergeben. Mit musterhafter Sorgfalt vollzog die würdige Fürstin das gern übernommene, wichtige Geschäft, und Louisens vielversprechender Geist empfing hier jene Richtung, und ihr bildsames Herz neigte sich zu jener Tugend und milden Güte hin, durch welche sie später ein Gegenstand der allgemeinen Verehrung ward. Der Pflegemutter hochgebildeter Geist und vielumfassender Verstand wirkte erhebend auf die geist- und gemüthvolle Zöglingin; und die prunklose, aber ächte Frömmigkeit der Erzieherin, und ihre stillwohlthuende Menschenliebe reizte zur Nacheiferung. Unter der Aufsicht der Landgräfin verwaltete eine sehr gebildete und gutmüthige Demoiselle Gelieux, aus der Schweiz, das Amt einer Hofmeisterin bei der Prinzessin; ihr pädagogisches Talent rechtfertigte die Wahl der Pflegemutter. Unter der Leitung dieser achtungswerthen Frauen, und in dem Genusse eines ruhigen, durch keine große Begebenheiten erschütterten Lebens blühte Louise in fröhlichem Gedeihen ihrer Bestimmung entgegen. Eine Reise in die blühenden Rheingegenden diente dazu, ihr inniges Wohlgefallen an Naturschönheiten neu zu beleben, ihre Kenntnisse zu erhöhen, so wie zwei andere Reisen nach Frankfurt am Main zu den Krönungen der deutschen Kaiser Leopold II. und Franz II. (am 11ten Oct. 1790 und am 14ten Juli 1792) ihren Sinn und Geschmack für schöne Künste zu erheben, sie mit der großen Welt vollkommen bekannt zu machen, und sie für ihren künftigen erhabenen Stand vorzubereiten. Bei den im J. 1792 eintretenden Unruhen des französischen Revolutionskrieges, der auch bis in die Nähe von Darmstadt wirkte, begab sich Louise zu ihrer Schwester, der regierenden Herzogin von Sachsen-Hildburghausen nach Hildburghausen, wo sie bis zum März 1793 blieb. Auf der Rückreise nahm sie den Weg über Frankfurt am Main, wo sich, seitdem am 2ten Dec. 1792 die Preußen wiederum dort eingerückt waren, der König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und seinem Bruder Ludwig befand. Die Fürst-

lichen Schwestern wurden, ihrem Verlangen gemäß, dem Könige vorgestellt und von ihm zur Tafel vorgeladen. Sobald Louise zu dem Könige eintrat, ward der Kronprinz (der jetzt regierende König) ohne zu ahnen, daß Louise einst seine Gemahlin werden würde, von ihrer Schönheit, von dem Adel, der auf ihrer Gestalt, so wie auf jeder ihrer Bewegungen unverkennbar schwebte, gefesselt. Aber größer und günstiger war noch der Eindruck, den bei näherer Bekanntschaft ihr Geist und Gemüth auf den Kronprinzen machte. Eine Annäherung, wie sie unter gleichgesinnten edlen Menschen aus allen Ständen gewöhnlich ist, erfolgte bald. Nicht die Politik, nicht die Convenienz schlossen hier ein Bündniß, sondern Einklang der Herzen und gegenseitige Hochachtung. Am 24sten April 1793 fand in Darmstadt die Verlobung Friedrich Wilhelms mit Louisen Statt; an demselben Tage verlobte sich auch der Prinz Ludwig von Preußen mit Louisens Schwester, der jetzigen Herzogin von Cumberland. Die wirkliche Vermählungsfeier verzögerte der König. Erst nach der Schlacht bei Pirmasens (am 14ten Sept. 1793) kehrte Friedrich Wilhelm II. mit dem Prinzen nach Berlin zurück, wo dann auch am 22sten Dec. desselben Jahres die verlobten Prinzessinnen eintrafen. Sowol zu Berlin, als zu Potsdam, wo der Kronprinz Louisen bewillkommte, fanden feierliche Einholungen Statt. Ein gutes Volk begrüßte freundlich und mit beglückender Hoffnung seine einstige Herrscherin. Am 24sten Dec. beging man mit stillem, der Würde des königlichen Hauses zustehendem Glanze die Vermählungsfeier. Der König, der bei der Verlobung zum Beweise freudiger Billigung den Ringwechsel in Person vollzogen hatte, segnete mit väterlichem Entzücken den Verein. Die Neuvermählten lebten der harmlosen Freude, der Häuslichkeit und der stillen Tugend, die den Palast, wie die Hütte, schmücken. Nachdem Louise am 7ten Oct. 1794 von einer todten Prinzessin entbunden war, gebar sie am 15. Oct. 1795 den jetzigen Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm II. (am 16ten Nov. 1797) bestieg ihr Gemahl den Königsthron, und führte seine Gemahlin den neuen, wichtigen Pflichten der Landesmutter entgegen, deren Erfüllung ihrem Herzen so theuer ward: und redlich vereinte Louise die Königin mit der Gattin und Mutter. Wir sehen sie forthin im neuen erhabenen Wirkungskreise kräftig für jedes Gute handeln, und täglich mehr die Liebe und Achtung der Nation verdienen und empfangen. Als Schutzgeist des Landes begleitet sie ihren Gemahl auf seinen Reisen durch die Provinzen, um seine Sorgen zu mindern und seine Freuden zu verschönern. Wie die Bürgerin, ist sie ihrem Manne treue, unzertrennliche Begleiterin. Die mit Innigkeit dargebrachten Huldigungen der Völker nimmt sie mit freundlicher, würdevoller Güte an; die unverschuldeten Unglücklichen und Dürftigen finden in ihr eine Wohlthäterin, welche still und anspruchlos ihr Elend mildert. Ein schützender Engel am Throne söhnt sie die leidende Menschheit, die bedrohete Unschuld mit dem launenvollen Schicksale aus, und von Millionen wird ihr reiner Wille anerkannt. Vertrauensvoll naht das ungekannte Verdienst, und Louise erwirbt ihm Anerkennung und Belohnung. Ihrem hellen Blicke bleibt nichts verborgen; allenthalben gelingt es ihr, das Gute zu fördern und das Schöne zu verherrlichen. Schöne Kunst und Wissenschaft, von Louisen seit ihrer ersten Erscheinung beachtet, finden eine Beschützerin in ihr. Mit gerechtem Stolze nennt der Preuße seine Königin. Der Adel ihrer schönen Seele zeigte sich bei jeder Veranlassung und die allgemeine Verehrung stieg von

Tage zu Tage immer höher. So erbaten sich die Bewohner der cöllnischen Neustadt von Berlin im Jahre 1802 vom Könige die Erlaubniß, diese Louisenstadt nennen zu dürfen. Sie erhielten diese Erlaubniß, und seitdem trägt diese Vorstadt ihren Namen. Im Mai 1801 erhielt die Königin durch den russischen Gesandten am königlichen Hofe, Namens der verwitweten Kaiserin von Rußland, die reich mit Brillanten besetzten Insignien vom Großkreuz des St. Catharinen-Ordens, als Beweis der zwischen der kaiserlichen und königlichen Familie bestehenden Freundschaft, die auch im J. 1805 den Kaiser Alexander nach Berlin führte. Zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit reisete sie im J. 1806 nach Pyrmont, wo sie vom Ende Junius bis Anfang Augusts blieb. In diesem Jahre rief der Krieg den König ins Feld; Louise, die ihn auf allen Reisen begleitet hatte, folgte ihm auch dieses Mal nach Thüringen. Nach dem unglücklichen 14ten Oct. begab sie sich nach Königsberg und von dort nach Memel. Alle Leiden, die ein unglückliches Verhängniß über sie häufte, trug sie jetzt mit einem Muthe, mit einer Ergebung, die wahre Frömmigkeit und ein reines Bewußtseyn dem Dulder verleihen. Am 16ten Jan. 1808 kehrte das königliche Ehepaar von Memel nach Königsberg zurück, und von hier aus unternahm es am 27sten Dec. desselben Jahres eine Reise nach Petersburg zum Besuche der kaiserlichen Familie, von welcher Louise mit Beweisen von Achtung und Freundschaft überhäuft wurde. Ein Jahr später, am 23sten Dec., hatte darauf Berlin die Freude, das edle Herrscherpaar wiederzusehen und mit frohem Jubel zu begrüßen. Schön und im blühenden Glanze der Gesundheit erschien die geliebte Landesmutter unter der jauchzenden Menge. Aber der Schein täuschte. Die Hauptstadt hatte sie nur auf kurze Zeit wieder gewonnen, um sie auf immer zu verlieren. Am 25sten Juni 1810 reisete sie von Charlottenburg nach Strelitz zu einem Besuche bei ihrem durchlauchtigsten Vater ab. Auf dem Lustschlosse desselben, Hohenzieritz, ward sie am 30sten Juni von einer Brustkrankheit überfallen, die anfangs unbedeutend schien, bald einen lebensgefährlichen Charakter annahm, und an welcher sie bereits am 19ten Juli, Morgens um 9 Uhr, in den Armen ihres königlichen Gemahls verschied. Nur wenige Augenblicke vor ihrer Auflösung fing sie an, dieselbe zu ahnen, und als der Uebergang in eine andere Welt sich ihr nahte, da flehete sie nur die ewige Liebe um einen kurzen Todeskampf. Als ihre Leiche am 27sten Juli nach Berlin hier feierlich eingeholt wurde, und als die Beisetzung in der Sakristei der Domkirche am 30sten Juli erfolgte, da sprach der allgemeine, ungekünstelte Schmerz laut für den Werth der Frühverklärten. Am Morgen des 19ten Dec. wurden die theuren Ueberreste aus der Domkirche abgeholt, nach Charlottenburg gebracht und dort in dem einfach geschmackvollen Mausoleum, welches der König im Schloßgarten neu hatte erbauen lassen, beigesetzt. Noch heute vereinigen die Bessern der Nation ihre Thränen mit denen des königlichen Hauses. Seltene Thränen, die den Beweinten unsterblich machen, auch wenn kein Marmor ihn verewigt. Louisens edles Thun als Königin, Gattin und Mutter wird fortleben, wenn längst ihr Mausoleum von der allgewaltigen Hand der Zeit zertrümmert ist. Spät noch wird ihr Name genannt werden von den Enkeln der Armen, deren dankbare Thränen sie vor Gott nannten, von den Guten, die durch alle Zeiten, Räume und Geschlechter einander verwandt sind, von den Edeln des weiblichen Geschlechts. Denn diesen war sie ein stillleuchtendes, aber um so sicheres Vorbild. Auch mit

ihr Andenken durch die Louisenstiftung gesegnet. Wir empfehlen unsern Lesern die eben so sachreiche als gemüthvolle Schrift der Frau von Berg, welche im Jahre 1814 unter dem einfachen Titel: Louise die Königin, in Berlin bei Hitzig erschien. Man wird die edle königliche Frau hier durch ihre Briefe aus der verhängnißvollen Zeit von 1806 und 1807 und durch die Erzählung ihrer auch im Unglück königlichen Haltung und ihres großsinnigen Betragens bei der Zusammenkunft mit Napoleon zu Tilsit, erst ganz kennen und würdigen lernen. Vieles in diesem rauhen und rohen Herrscher und Emporkömmlinge wird die kältere Nachwelt ruhiger beurtheilen, als wir es konnten und noch können, aber seine Lästerungen der Königin Louise, in seinen verruchten Bulletins, und sein Uebermuth zu Tilsit der königlichen Frau gegenüber; — dieß wird immer strenger gerichtet werden, und seine moralische Nichtswürdigkeit stets beurkunden.

Louisiana, eine Provinz der vereinigten nordamerikanischen Staaten. Seit 1685 hatten die Franzosen in diesem Lande, dem sie zu Ehren Ludwigs XIV. den Namen Louisiana gaben, zu verschiedenen Malen in der Nähe des Missisippi Colonien angelegt, die aber wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens und aus anderen Ursachen wieder zu Grunde gingen. Im Jahre 1712 ließ sich Crozat, ein reicher und unternehmender Kaufmann, ein ausschließendes Privilegium zum Handel nach Louisiana auf 15 Jahre ertheilen, trat dasselbe aber 1717 an den berüchtigten Law (s. d. Art.) ab, der sich nun an die Spitze einer Compagnie stellte, welche er für den Handel an den Missisippi errichtet hatte. Da man absichtlich sehr vortheilhafte Nachrichten von den am Missisippi gemachten Entdeckungen und den davon zu erwartenden Vortheilen verbreitete, so wurden die Actien der Gesellschaft mit der größten Begierde gekauft, und es entstand jener berüchtigte Actienhandel, dessen Sucht sich zu gleicher Zeit nach England und Holland verbreitete. Als man aber im J. 1719 überzeugt wurde, daß jene vorgegebenen Vortheile ganz grundlos wären, fielen die Actien plötzlich, und die, in deren Händen die Papiere zuletzt blieben, litten einen ungeheuren Verlust, und der Name Louisiana wurde nun ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues. Als nach dem 7jährigen Kriege Frankreich 1764 ganz unvermuthet Louisiana bis an den Missisippi an Spanien abtrat, schien der Colonie eine neue Sonne aufzugehen. Denn Spanien, welches im ersten pariser Frieden sein Florida, eine seiner Vormauern von Mexico, an England hätte abtreten müssen, erhob nun das unermeßlich lange und 300 Meilen breite Louisiana (in welchem man damals an 150,000 Einwohner rechnete) zu einer neuen Barriere für die Deckung seiner mexicanischen Minen. Allein es ward 1802 im Frieden zu Amiens genöthigt, Louisiana an Frankreich zurückzugeben. Da aber das Land vermöge seiner vortheilhaften Lage, seines Klima's und Bodens, unter einer kraftvollen Regierung eine gefährliche Nachbarschaft für die vereinigten Staaten hätte werden können, so lehnte sich der Congreß gegen die Abtretung auf, und erhielt in Folge eines am 30sten April 1803 mit Frankreich abgeschlossenen Tractats für eine Summe von 15 Millionen Dollars, sowol die Souveränität der Stadt Neuorleans und deren Gebiets, als überhaupt des ganzen Louisiana auf den Fuß des bisherigen Besitzstandes Spaniens. Diese Provinz hat gegen Süden den mexicanischen Meerbusen, gegen Osten den Missisippi und Florida, gegen Westen Neumexico und gegen Norden wenig bekannte,

von Wilden bewohnte Gegenden zur Gränze. Der Himmelsstrich ist bei der großen Ausdehnung sehr verschieden; im südlichen Theile ist es im Verhältnisse der geographischen Breite wenig heiß, aber die Kälte gegen Norden unverhältnißmäßig strenger. Die Luft ist gesund, der Boden fruchtbar, doch etwas steinig, hat Ueberfluß an Kiefern, Cedern und grünen Fichten. Das Land hat Indigo, Tabak, Baumwolle, Flachs, Wildpret, Büffel, Elendthiere, Dammhirsche ꝛc. und hin und wieder Anzeigen von Silberminen und Erzgruben. Die vorzüglichsten Flüsse heißen: St. Pierre, der Moin, der Missouri (sehr groß), der Fluß der Akansas, und der rothe Fluß (rivière rouge), mit welchem sich der schwarze Fluß und der Ochsenfluß vereinigen. Die Zahl der Einwohner wird auf 136,000 angegeben; sie sind theils Europäer, theils Wilde, also: Chitimaichas, Cadodaquious, Nachitoches, Missouris, Akansas, Quachita ꝛc. Die Hauptstadt ist Neuorleans am Missisippi, und das ganze Land seit 1805 in drei Provinzen getheilt: Neuorleans (bis 25 Gr. B.), Missisippi (bis 41 Gr.) und Louisiana, im engern Sinne, (bis 45 Gr. und dem Wasserfall Antonio). Sobald jede dieser Provinzen eine Bevölkerung von 32,000 Einwohnern haben wird, tritt sie in die Rechte der übrigen Provinzen der vereinigten Staaten Nordamerika's, und kann alsdann zwei Deputirte in den Senat und einen in das Unterhaus schicken. Das Ganze zerfällt jetzt in 12 Grafschaften von sehr ungleicher Größe und Bevölkerung. Neuorleans ist bereits als ein besonderer Staat aufgenommen worden.

Loupe, s. Vergrößerungsglas.

Loutherburg (Philipp Jacob) ward 1730 zu Straßburg geboren, und ist einer der größten Landschaftsmaler, die es bis jetzt gegeben. Er hat unter Casanova studirt, und lebt jetzt fortwährend in England. Ganz unvermuthet fing dieser große Maler an, die Rolle eines Wunderthäters zu spielen und Taube und Blinde zu heilen. Er hat zwei große Gemälde verfertigt: Den Sturm auf Valenciennes im Juli 1793 und Howe's Seesieg im Juni 1794, welche in London gestochen worden sind. Auch hat er verschiedene Blätter radirt, unter welchen sich die Soldaten, und vier Landschaften, welche die vier Stunden des Tages benannt sind, besonders auszeichnen.

Louvet de Couvray (Jean-Baptiste) der Verfasser eines der schlüpfrigsten erotischen, aber auch geistreichsten Romane der Franzosen: des Faublas, und zugleich — Volksrepräsentant im Laufe der Revolution. Als Verfasser jenes Romans, durch dessen begonnene Uebersetzung sich Kotzebue eben auch keine Ehrenpforte erbaut hat, wird er — leider — länger im Gedächtnisse auch bei uns bleiben, als in der letztern Eigenschaft, ob er sich gleich in dieser als ein muthvoller, energischer und in seinem Sinne als ein patriotischer Mann gezeigt hat. Er gehörte zu der Faction der Girondisten und wurde mit Allen, die zu derselben gezählt wurden, am 31sten Mai 1793 geächtet. Louvet entfloh von Paris und durchirrte mit anderen Häuptern dieser Partei flüchtig und keine Minute seines Lebens sicher, unter tausend täglich wechselnden Gefahren ganz Frankreich, ohne jedoch erkannt zu werden. Eine Geliebte, die wir nur unter dem Namen Lodoiska kennen, nahm ihn endlich in Paris bei sich auf und verbarg ihn lange in einem allen Nachforschungen trotzbietenden, von ihr selbst angefertigten Verstecke. Die Klugheit gebot auch hier endliche Entfernung. Louvet flüchtete ins Juragebirge und blieb

[d]ort bis nach Robespierre's Sturze, wo er in den Convent zurückkehrte. Er hat diesen Zeitraum seines Lebens in einer sehr anziehenden Schrift beschrieben, unter dem Titel: Quelques notices pour l'histoire. Archenholz und C. Fr. Cramer haben solche bei uns in Uebersetzung bekannt gemacht.

Louviers, eine Stadt von 1019 Häusern und 6500 Einwohnern, und Grafschaft am Flusse Eure in der Normandie, gehörte vor der Revolution dem Erzbischofe von Rouen. Während des Kaiserthums war sie der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Eure. Zu dem Bezirke gehörten die Cantons: Louviers, Gaillon, Neubourg, Tourville und Pont de l'Arche. Diese Stadt hat sich in neuern Zeiten einen ausgebreiteten Ruhm in der Tuchfabrication erworben. Ihre feinen Tücher sind die schönsten, stärksten und theuersten in ganz Frankreich, dabei sehr leicht und geschmeidig.

Louvois (François Michel Le Tellier, Marquis de Louvois), Sohn des französischen Canzlers und Staatssecretärs Le Tellier, ward seit 1666, in einem Alter, wo Andere kaum in die untersten Stellen eintreten, Ludwigs XIV. Staatssecretär und Kriegsminister. Er starb 1691. Wenn der Staat des Krieges wegen, der Krieg aber des Kriegsministers wegen nothwendig ist; so kann Louvois, als der größte Kriegsminister angesehen werden. Eine umfassende Kenntniß seines Geschäftskreises, tiefe Einsicht in das Wesen der Kriegsverwaltung, ungemein viel Verstand, noch mehr Willenskraft und die rastloseste Thätigkeit zeichnen diesen, um die Triumphe der großen Feldherren Ludwigs sehr verdienten Geschäftsmann, vor allen seinen Vorgängern aus: aber wenn für jeden Minister richtige Begriffe von Menschenwürde, Staatszweck und Bürgerwohl unbedingt nothwendig sind, so war Louvois kein großer Staatsmann, am allerwenigsten ein guter Bürger oder ein edler Mensch. Wie tief steht er in dieser Rücksicht unter dem großen Sülly! Louvois Verdienst um Frankreich ist dagegen, aus dem wahren Standpunkte einer weisen Staatsregierung betrachtet, sehr untergeordnet, wenn es ihm überhaupt, da er seine seltenen Geisteskräfte selbstsüchtig mißbrauchte, zugestanden werden darf. Nur als Schöpfer, Ordner und erstes Triebrad der nach mathematischen und politischen Berechnungen zusammengesetzten Maschine des Kriegswesens kann man ihn einen Meister in seinem Fache, einen nützlichen Geschäftsmann nennen, den sein Werk überlebt hat, dessen Denk- und Handlungsweise, leider! wenigstens unter seiner Nation, mit ihm nicht ausgestorben ist. Die von Richelieu vernachlässigte französische Kriegsverwaltung dankt ihm die Einführung der Aufsicht über die Musterungen und eine zweckmäßige Heerschau; streng, wachsam, unermüdet und mit eiserner Festigkeit hielt er die Kriegszucht aufrecht, und gewöhnte selbst die wetteifernden großen Feldherren an Gehorsam. Das Genie- und Artilleriewesen erhielten zuerst von ihm jene treffliche Verfassung, die später bei vollkommener Entwickelung diesen Waffen so große Vorzüge gegeben hat; doch waren hier Vauban und Colbert seine Mitarbeiter. Das Einzelne hierüber hat für die Geschichte des Kriegswesens trefflich auseinandergesetzt der Historiograph des Kriegsdepots in Paris, Herr Xavier Audouin, in seiner Histoire de l'administration de la guerre. Paris, 1811. 4 Vol. 8. Wir wollen jetzt Louvois als Bürger und Staatsmann darstellen. In dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XIV. steht Louvois da als der Dämon des Krieges und der Zerstörung. Die Schätze, welche der umsichtige Colbert durch Ord-

nung und Fleiß sammelte, verschlang die wilde Geschäftigkeit seines Nebenbuhlers Louvois. Louvois Vater schlug ihn diesem Fürsten als einen jungen Menschen vor, der zur Arbeit tauge, und aus dem sich leicht ein tüchtiger Mann bilden lasse, wenn Se. Majestät sich die Mühe gäben, ihn zu leiten. Ludwig fühlte sich geschmeichelt, der Lehrer seiner Minister zu seyn: er unterwies Louvois, und dieser benahm sich ganz als Anfänger. Da nun der König in dem Wahne stand, Alles allein zu thun, so ward es dem Minister leicht, überall durchzugreifen. Letzterer wurde daher der unumschränkte Gebieter über die Armee, und erlangte auch äußerliche Vorrechte. Die Generale mußten ihm unmittelbar Bericht abstatten. Der einzige Türenne unterwarf sich dieser Abhängigkeit nicht, sondern schrieb an den König selbst, der aber dennoch Louvois diese Briefe mittheilte und sie nach dessen Meinung beantwortete. Louvois verwickelte den König bald in kühne, weitgreifende Pläne, deren Ausführung nur der eisernen Thätigkeit und der strengen Arbeits- und Dienstordnung des Ministers möglich war. Doch der harte, despotische, eigenwillige und stolze Mann fühlte bald, daß der König ihn nicht liebe; darum suchte er sich ihm, und wäre es auf Kosten des Staats, unentbehrlich zu machen. Sein Genie kannte kein besseres Mittel zu diesem Zwecke, als den Krieg. Daher überredete er den König, sich, trotz der feierlichsten Entsagung auf alle Ansprüche, der Franche-Comté und der spanischen Niederlande zu bemächtigen. Aus diesem Kriege (1667 und 1668) entspann sich eine Reihe Eroberungskriege, welche Frankreich entkräfteten und die schönsten Länder Europa's verwüsteten. Der unruhige, ehrgeizige, stolze, herrschsüchtige, kühne, unbewegliche Louvois war die Seele desselben. Alle Mittel waren ihm gleichgültig, wenn sie nur zum Zwecke führten. Er selbst war nicht Feldherr, wollte es aber seyn. Neidisch auf fremdes Verdienst, im Hasse unversöhnlich, in seinen Beschlüssen gewaltsam und unerschütterlich, dabei eifersüchtig auf seine Gewalt, opferte er Alles, sogar verdienstvolle Feldherren, seinem Ehrgeize als Minister auf. Er war nicht selten an den Unfällen des Krieges selbst Schuld, indem er Alles durch den von ihm ausgehenden raschen Umtrieb der materiellen Kräfte, durch Thätigkeit, Zwang und Schrecken zu erreichen glaubte. Sein Stolz machte den König andern Mächten verhaßt. Türenne's Waffenruhm reizte den Minister, ihm in dem Prinzen von Condé einen Nebenbuhler zu geben. Nach dem aachener Frieden nährte Louvois in Ludwigs Seele den Haß gegen die Niederländer. Ein wohlausgerüstetes Heer von 180,000 Mann machte den unpolitischen Rachekrieg von 1672 leicht. Aber der stolze Louvois bewog den König, die großen Anerbietungen der um Frieden bittenden Holländer zu verwerfen. Man brachte die Republik durch harte und schimpfliche Foderungen zur Verzweiflung; andere Mächte ergriffen für Holland die Waffen: so verwickelte Louvois den König in einen jahrelangen Krieg (bis 1678). Auch dann, als Condé Amsterdam mit dem Heere schnell zu überfallen vorschlug, war Louvois anderer Meinung, und verzog den Gang des Kriegs durch Besetzung der Festungen. So gewannen die Holländer Zeit, die Schleusen zu öffnen, und das französische Heer mußte sich zurückziehen. Nach dem Frieden von Nymwegen sorgte Louvois mit verdoppelter Kraft für die tactische Ausbildung der Armee. Dabei hielt er an allen deutschen Höfen Spione. Jetzt fingen die französischen Reunionen an; Oesterreich widersprach diesem Raubsystem: da stellte sich Louvois an die Spitze eines Heers, rückte vor

ie deutsche freie Reichsstadt Straßburg, und bewog durch Furcht nd Gold die Bürger zur Uebergabe (30. Sept. 1680). Dieß geschah, während man mit dem deutschen Kaiser friedlich unterhandelte. Auf gleiche Weise mußte Boufflers sich Casale's, des Schlüssels von Italien, bemächtigen. Damals fing der König an, die Witwe Scarron, in der Folge Frau von Maintenon, zu lieben und um Rath u fragen. Louvois bot Alles auf, seinen Einfluß zu behaupten. Aber jene stieg immer höher in des Königs Gunst; so wie Louvois Herrschsucht ihn zu stetem Argwohn stachelte. Doch gelang es Louvois, die öffentliche Bekanntmachung der Ehe des Königs mit jener außerordentlichen Frau zu hindern. Nachdem er sich nämlich vergeblich bemüht hatte, dem Könige von dieser Verbindung abzurathen, ließ er sich von ihm das Wort geben, daß die Ehe nie öffentlich erklärt würde. Bei der Trauung war er als Zeuge zugegen. Einige Zeit darauf hörte er, die Bekanntmachung solle dennoch erfolgen, da vereinigte er sich mit dem Erzbischof von Paris, Harlay, um den König an sein Wort zu erinnern. Noch vor dem Eintritte des Prälaten, warf sich Louvois zu den Füßen des Königs und beschwor denselben, ihm eher das Leben zu nehmen, als die Krone so herabzuwürdigen. Ludwig wollte sich losmachen; aber Louvois ließ nicht eher ab, seine Kniee zu umfassen, als bis der König ihm sein Wort aufs neue gegeben hatte. Dieser Zug hat etwas Aehnliches mit einer ruhmwürdigen Handlung Sully's, und beweiset, daß Louvois eine ungewöhnliche Kraft des Geistes und eine Hoheit des Willens besaß, die von Religion, Liebe und Gerechtigkeit geleitet, ihn zu einem wahrhaft großen Manne gemacht haben würde. Frau von Maintenon versuchte umsonst, als Gemahlin des Königs dem Hofe vorgestellt zu werden; Ludwig bat sie, ihm nichts mehr darüber zu sagen. Seitdem arbeitete die beleidigte Frau an dem Sturze des Ministers. Als der König das für den Staat so verderbliche Bekehrungswerk der Reformirten in Frankreich unternahm, beschloß Louvois, der überall sich geltend machen und auch im Frieden seine Soldaten gebrauchen wollte, Gewalt an die Stelle der Ueberredung zu setzen. Außer den harten Edicten, welche erlassen wurden, schrieb Louvois noch besonders an die Gouverneurs in den Provinzen: „es ist der Wille Se. Maj. des Königs, daß man die äußerste Strenge allen Denjenigen empfinden lasse, die Dero Religion nicht annehmen wollen." Er sandte Dragoner zu Tausenden in die Provinzen, um die Gewissen zu unterjochen. Der König ließ dieß zu, weil ihm Louvois einredete, es geschehe, um unruhige Bewegungen zu unterdrücken. Aber Louvois erweckte dadurch nur destomehr die Standhaftigkeit der muthigen Bekenner. Vergebens ließ er die Gränzen durch Truppen bewachen. Ueber 200,000 fleißige und ruhige Bürger wanderten aus. Bald darauf gab die augsburger Ligue, welche anfangs nur Vertheidigung gegen eroberungssüchtige Angriffe zum Zwecke hatte, dem Kriegsminister einen Vorwand, um in Deutschland einzufallen. Dieser stolze Mann fürchtete den Haß der Frau von Maintenon. Mit innerem Grimme bemerkte er, daß sein Ansehn beim Könige abnahm. Louvois führte seit Colberts Tode die Oberaufsicht über die königlichen Gebäude. Ludwig ließ damals Trianon bauen, und äußerte gegen ihn, ein Fenster sey nicht so groß, wie die übrigen. Der Minister widersprach hartnäckig, so daß der König endlich die Fenster durch den Baumeister Le Nôtre messen ließ. Es fand sich, daß Louvois Unrecht hatte. Der durch den Streit gereizte König ließ ihn daher in Gegenwart der Arbeiter

hart an. Louvois sagte bald darauf einem andern ihm vertrauten Minister: „Der König fängt an, sich um Alles bekümmern zu wollen; man muß ihm durch einen Krieg etwas zu thun geben; und bei Gott! er soll Krieg haben! Er oder ich muß ihn haben.„ In Folge dieses Entschlusses fielen hunderttausende durch das Schwert. Denn statt den augsburger Bund durch Unterhandlungen zu trennen, riß er das Cabinett von Versailles zu dem politischen Fehler hin, durch einen Einfall in Deutschland (1689) ganz Europa gegen sich zu bewaffnen. Louvois ahnete nicht, daß er dadurch sich selbst stürzen würde. Der Seeminister Seignelay rieth, vorzüglich England mit aller Kraft anzugreifen, um Wilhelm III. wo möglich zu entthronen. Allein Louvois setzte ungestüm seine Meinung durch, den Krieg hauptsächlich auf dem festen Lande, wo er Alles leitete, zu führen. Ludwig XIV. wollte jedoch Seignelay's Plan nicht ganz verwerfen. Daher ergriff man halbe Maßregeln; und England erlangte seit dem Siege bei la Hogue das entschiedene Uebergewicht zur See. Ludwigs Heere auf dem festen Lande aber waren über 300,000 Mann stark; diese Anstrengungen erschöpften die Kraft der Nation. Aber es geschah noch mehr als dieses, Louvois's Art, den Krieg zu führen, schändete die Ehre des Königs und seiner Feldherren, und machte den Namen der Franzosen in ganz Europa verhaßt. Unter dem Vorwande, die Gränzen Frankreichs durch eine Wüste sicher zu stellen, und zu verhindern, daß der Feind aus den Gegenständen keine Waffenplätze mache, ließ Louvois in den Monaten Januar und Februar 1689 die Pfalz in eine Einöde verwandeln. Heidelberg, Mannheim, Worms, Speier und viele andere Städte, nebst einer großen Zahl Dörfer wurden (den 16ten Febr. 1689) ausgeplündert und verbrannt. Die Einwohner wanderten als Bettler aus. In Speier wurden die Gräber der salischen Kaiser entweiht. Die französischen Soldaten raubten die silbernen Särge, streuten die Reste der Todten umher, und trieben mit den Schenkeln der Kaiser ihren Spott. Frau von Maintenon machte den König auf diese Greuel aufmerksam. Ludwig untersagte daher dem Minister, welcher auch Trier verbrennen wollte, diese Barbarei. Zwei Tage darauf schlug Louvois dieselbe Maßregel aufs neue vor, und sagte zum Könige, weil ihn ohne Zweifel ein zu zartes Gewissen hindere, in die Zerstörung von Trier einzuwilligen, so habe er, da Krieg und Mitleid sich nicht vertrügen, um dem Gewissen des Königs jede Unruhe zu ersparen, es auf sich allein genommen, und den Eilboten zur Vollziehung der Befehle bereits abgesandt. Diese Kühnheit reizte den Zorn des Königs so sehr, daß er die Feuerzange des Kamins ergriff, und auf den Minister losschlagen wollte. Frau von Maintenon warf sich zwischen beide, und Louvois verließ in größter Bestürzung das Zimmer. Der König rief ihn zurück, und befahl ihm mit funkelnden Augen: „Senden sie sogleich einen Courier ab, der zu rechter Zeit eintreffe; wird auch nur ein Haus verbrannt, so haftet ihr Kopf dafür." Der erste Courier war aber noch nicht abgegangen. Bald darauf reizte der Minister den König aufs neue durch Widerspruch so, daß dieser nach dem Stocke griff. Dieß untergrub die Gesundheit des ehrsüchtigen Mannes und er starb den 16ten Juli 1691. Der König bedauerte seinen Verlust nicht; er schien sogar froh, von diesem lästigen Minister befreit zu werden, und ließ dem Könige Jacob II. Stuart auf dessen Beileidbezeigung antworten: „um unsere Angelegenheiten wird es darum nicht weniger gut stehen." Dûclos, scharfsichtiger Beobachter, urtheilt so über ihn: man muß in

ouvois, diesem Gründer des Despotismus der Staatssecretäre, zwei Seiten unterscheiden. Als Minister war er in der Leitung des Kriegswesens einzig; betrachtet man ihn aber als Bürger, so war er ein Ungeheuer. Er hat den Staat seiner Ehrsucht, seinem Unmuthe und jeder kleinen Aufwallung seiner Eigenliebe aufgeopfert. Ueber Louvois's häusliches Leben läßt sich wenig sagen. Er war ganz Minister. Seine Aemter waren einträglich. Er kaufte die Herrschaft Meudon, und verwandte auf die Anlagen daselbst mehrere Millionen. Der König gab der Witwe für Meudon 900,000 Livres und Choisy.

K.

Louvre heißt der alte königliche Palast zu Paris, welcher an der Seine liegt, und ein prächtiges, aber noch unvollendetes Gebäude von 697 Toisen Länge ist. Nachdem der erste Anfang dazu bereits 1214 gemacht worden war, legte Franz I. den Grund zu dem Gebäude, welches jetzt das alte Louvre heißt. Nach ihm ließ Heinrich II. daran fortbauen, Ludwig XIII. das Mittelgebäude, und Ludwig XIV. die prächtige Façade gegen St. Germain l'Auxerrois zu aufrichten. Dieses Schloß war die gewöhnliche Residenz der Könige von Frankreich, bis Ludwig XIV. das Schloß zu Versailles zu seinem Aufenthalte erwählte. Die Ehre des Louvre hieß ehemals in Frankreich die Erlaubniß, in alle königliche Schlösser mit der Carosse einfahren zu dürfen. Anfänglich war dieß nur ein Vorrecht der Prinzen. Als aber im Jahre 1607 der Herzog von Egermont unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit in das Louvre fuhr, gab Heinrich IV. nicht nur ihm, sondern 1699 auch dem Herzoge von Sülly die Erlaubniß, solches beständig thun zu dürfen. Endlich erhielten, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII., alle hohe Kronbeamten und Herzöge von Marie von Medici dasselbe Vorrecht. Während des Kaiserthums wurden daselbst die Sitzungen des National-Instituts gehalten und die Producte der National-Industrie öffentlich ausgestellt. Auch sollte daselbst künftig die große Bibliothek, die Antikensammlung, das Kupferstich- und Münzcabinett aufbewahrt werden. Man hatte unter Napoleon angefangen, das Louvre durch eine Galerie mit dem Palaste der Tuillerien zu verbinden.

Lovelace (Richard), ein sehr correcter englischer Dichter, der im Anfange des 17ten Jahrhunderts lebte, im Jahre 1658 starb, und dessen Gedichte in einem leichten und fließenden Style geschrieben sind. — Richardson hat unter dem Namen Lovelace in seiner Clarissa einen Roué gleichsam in der höchsten Potenz aufgestellt; weßhalb man oft einen feinen Verführer der Unschuld einen Lovelace zu nennen pflegt.

Löwen (Loeven, Leuven, französisch Louvain), die ehemalige Hauptstadt eines der vier Gebiete des Herzogthums Brabant, am Flusse Dyle, ist eine große und angenehme Stadt, in deren Umfange es außer den Wohnungen auch Gärten, Aecker, Weinberge rc. gibt, hat aber nur 18,600 Einwohner. Am berühmtesten war Löwen durch seine, vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 gestiftete Universität, zu welcher vier wohl privilegirte Collegia, eine beträchtliche Bibliothek, ein botanischer Garten und ein anatomisches Theater gehörte. Im sechzehnten Jahrhunderte zählte sie 6000 Studenten. Nachdem sie durch den französischen Revolutionskrieg eingegangen war, ward sie später in ein Lyceum verwandelt. Zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, wo die Stadt 200,000 Einwohner hatte, ernährten die hiesigen Wollen- und Tuchfabriken gegen 200,000

Arbeiter, von denen sich aber, nach dem hart bestraften Aufstande 1378 viele nach England begaben und daselbst den Grund zu den dortigen Tuchfabriken legten. Die Tuchfabriken sind zwar mit den ehemaligen nicht zu vergleichen, doch aber nicht unbedeutend; eben so die dortige Bierbrauerei. Durch einen Canal, der bei der Vereinigung der Senne und Dyle anfängt, bei Mecheln vorbei, bis an die Rupel geht und eine Länge von fünf geographischen Meilen hat, ward 1753 die Handlung sehr erleichtert. Von mehr als vierzig Klöstern daselbst sind nur noch wenige übriggeblieben.

Löwendal (Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von), Urenkel Friedrichs III., Königs von Dänemark, am 6ten April 1700 zu Hamburg geboren, begann 1713 in Polen seine kriegerische Laufbahn als gemeiner Soldat und ward, nachdem er alle Grade durchgangen, 1714 zum Capitän ernannt. Da Deutschland damals Frieden genoß; so trat er als Freiwilliger in die Dienste Dänemarks, welches Krieg mit Schweden führte. Nachdem er sich hier durch Muth und Thätigkeit zu seinem Vortheile ausgezeichnet hatte, ging er 1716 nach Ungarn, und zeichnete sich daselbst sowol in der Schlacht bei Peterwardein, als bei den Belagerungen von Temeswar und Belgrad aus. Nicht weniger glänzte seine Tapferkeit in Sardinien und Sicilien, wohin er nach und nach gesandt ward: denn er nahm an allen Schlachten dieses Krieges von 1718 bis 1721 den thätigsten Antheil. Während des nun erfolgten Friedens verwandte er das eifrigste Studium auf das Artillerie- und Genie-Wesen, und ward darauf vom Könige August von Polen, in dessen Dienste er trat, zum Feldmarschall und Generalinspector der sächsischen Infanterie erwählt. Der Tod dieses Monarchen, welcher 1733 erfolgte, gab ihm Gelegenheit, sich durch seine muthige Vertheidigung Cracau's auszuzeichnen. Die Czarin von Rußland, welcher er nun empfohlen wurde, nahm ihn in ihre Dienste und war mit seinem Benehmen in der Krim und Ukraine, wohin sie ihn gesandt hatte, so zufrieden, daß sie ihn zum Commandeur ihrer Armeen ernannte. Der große Ruf, welchen er sich durch seine Tapferkeit erworben hatte, wurde Veranlassung, daß ihn Ludwig XV. in seine Dienste zog und ihn im Jahre 1743 zum Generallieutenant machte. Schon im folgenden Jahre rechtfertigte er die gute Meinung, welche der König von ihm gehabt hatte, denn er zeichnete sich 1744 bei den Belagerungen von Menin, Ypers, und Freiburg durch Klugheit und Tapferkeit vorzüglich aus; auch ward er hier gefährlich verwundet. Doch commandirte er im folgenden Jahre das Reservecorps in der Schlacht bei Fontenoi wieder, an deren glücklichem Ausgange er einen rühmlichen Antheil hatte. Auch hatte er das Glück, in demselben Feldzuge Gand, Oudenarde, Ostende und Nieuport zu erobern. Die Ereignisse des folgenden Jahres waren noch glorreicher für ihn: er belagerte l'Eclüse und Sas'de-Gand, und traf darauf, während seine Armee die übrigen Festungen von Holländisch-Flandern zur Uebergabe brachte, so vortreffliche Anstalten zur Vertheidigung von Antwerpen, daß der Feind dem Plane, einen Angriff auf diese Stadt zu wagen, gänzlich entsagte. Aber die Belagerung von Bergenopzoom brachte seinen Ruhm auf den höchsten Gipfel. Diese Stadt, welche bis dahin für unnehmbar gehalten worden war, und die durch ihre Lage sowol, als von einer zahlreichen Garnison und von einer noch zahlreichern Armee, die vor ihren Thoren ein Lager aufgeschlagen hatte, vertheidigt ward, eroberte Löwendal bei kaum eröffneten Laufgräben am 16ten September 1747 mit Sturm. Am

folgenden Tage empfing Löwendal den Marschallsstab. Er starb am 27sten Mai 1755. Mit einem durchdringenden Geiste geboren, hatte Löwendal eifrig die Kriegswissenschaften studirt, und auf seinen vielen Reisen die interessantesten Erfahrungen gemacht. Er besaß im Geniewesen, in der Geographie und Tactik die gründlichsten Kenntnisse, und sprach lateinisch, dänisch, deutsch, englisch, italienisch, russisch und französisch mit gleicher Geläufigkeit. Mit allen diesen Vorzügen verband er eine seltene Bescheidenheit und Herzensgüte. Gleich dem Marschall von Sachsen, seinem vertrautesten Freunde, wußte er übrigens das Studium der ernsten Kriegswissenschaften mit dem Genusse der rauschendsten Vergnügungen zu vereinigen.

Loyola, s. geistliche Orden.

Lübeck war ehemals ein lutherisches Bisthum, längs dem Flusse Trave und um den Eutinersee, in der holsteinischen Landschaft Wagrien, dessen Bischof zu Eutin residirte und ein Reichsfürst war, aber weder auf der geistlichen, noch weltlichen Fürstenbank, sondern auf der Queerbank saß, welche man für den Bischof von Osnabrück, wenn er evangelisch war, bestimmt hatte. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bisthume in den unruhigen Zeiten manchen Dienst erwiesen hatte; so ward 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, kraft dessen von dieser Zeit an sechs auf einander folgende Bischöfe aus dem holsteinischen Hause erwählt werden sollten. Daraus entstanden Streitigkeiten mit Dänemark, welches jedoch 1667 im glückstädtischen Frieden jenem Vergleiche seine Zustimmung gab. Im Jahre 1701 erhob sich, nach Absterben des Bischofs, ein neuer Streit, indem zwölf Vota für den königlich dänischen Prinzen Carl, neun aber für den holsteinischen Administrator, Herzog Christian August, stimmten. Auf Vermittelung Englands und Hollands schloß man endlich einen Vergleich ab, vermöge welches der Administrator von Holstein im Besitz des Bisthums verbleiben, Prinz Carl von Dänemark aber eine Summe Geldes bekommen sollte. Nachdem durch die Postulation des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp dem Vergleiche von 1647 Genüge geleistet worden war, wählte das Domkapitel 1756 den dänischen Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrichs V. aus der zweiten Ehe, zum Coadjutor. Dieser begab sich 1772 der Coadjutorie zum Vortheile Peter Friedrichs, eines Sohns des obgedachten Bischofs Friedrich August, welcher sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, abtrat, der alsdann 1785 die bischöfliche Regierung begann und zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg war. Im Jahre 1802 wurde endlich nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch das fast eben so beträchtliche Domkapitel dem Herzoge von Oldenburg für gemachte Aufopferungen als Fürstenthum zur Entschädigung übertragen, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck einen Theil von jenem Capitale als eigenthümlichen Besitz zuerkannte. Als im Jahre 1810 der Herzog von Oldenburg von Bonaparte vertrieben wurde, ward Lübeck von diesem zu dem Departement der Elbmündungen geschlagen. (s. den Art. Oldenburg) Seit 1814 ist das Bisthum Lübeck wieder an das herzogl. oldenburgische Haus gefallen. Das Fürstenthum Lübeck hat auf 10 Quadratmeilen 22,000 Einwohner; davon gehörten dem Bischofe 36 Dörfer nebst der Stadt Eutin, dem Domkapitel hingegen 46 Dörfer, von welchen der Stadt Lübeck 5 und einige Höfe zufielen. Die sämmtlichen Einkünfte des ganzen Fürstenthums rechnet man auf 75,000 Gulden.

Lübeck, vormals der Hansestädte Haupt, und noch jetzt eine von den drei freien Hansestädten, welche sich erhalten haben, war nach Verwüstung der Stadt Bucu von Graf Adolph II. von Holstein-Schaumburg ums J. 1144 auf derselben Stätte erbaut worden. Nach der neuen Stadt zogen viele Kaufleute aus Bardewick, und Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen, eifersüchtig über Lübecks schnellen Flor, verordnete, daß dort nichts weiter als Lebensmittel verkauft werden sollten. Als zehn Jahre später die Stadt abbrannte, trat Graf Adolph dem Herzoge den Ort ab. Heinrich ließ solchen neu aufbauen, gab den nordischen Völkern den Handel dahin frei, schenkte der Stadt das Stadtrecht (nachmals von mehrern Kaisern bestätigt), und verlegte das oldenburgische Bisthum, welchem die im J. 1164 entweihte Domkirche ihr Daseyn verdankt, nach Lübeck. Durch Kaiser Friedrichs I. Gnade legte Lübeck den ersten Grund zu seiner nachmaligen Reichsunmittelbarkeit; in der Folge trat es an die Spitze des Hansebundes, seine Flotten beherrschten das baltische Meer, innerhalb seiner Mauern fand der entflohene Gustav Wasa vor Christians II. Mordlust ein Asyl, und Lübecks Stimme entschied über die Angelegenheiten der nordischen Reiche. — Die Stadt liegt auf holsteinischem Boden, auf einem mäßig erhabenen, länglichten Hügel, dessen abhängige Seiten sich ostwärts gegen die Wackenitz und westwärts gegen die ins baltische Meer ausströmende Trave erstrecken. Ihre Befestigung ist alt und besteht aus starken Mauern, Thürmern und Zwingern. Die Wälle sind von tiefen Gräben eingefaßt, dienen aber mehr zum angenehmen Spaziergange, als zur dauernden Vertheidigung. Die Häuser sind massiv, doch geschmacklos nach alter Art erbaut. Die Zahl ihrer Bewohner schätzt man gegen 30,000. Herrschend blieb bis zur neuesten Zeit, vom J. 1530 an, die evangelisch-lutherische Lehre, gepredigt in den vier Haupt-, Pfarr- und mehreren Filialkirchen. Die Stadt hat treffliche Armenanstalten und in dem ehemaligen Catharinenkloster ein Gymnasium von sieben Classen. Mehrere seiner Lehrer nennt die Gelehrtengeschichte mit Ruhm. Lübecks Handel verbreitete sich besonders über die Länder der Ostsee; Hamburg bezieht die dorther kommenden Waaren größtentheils über Lübeck. Der Transport wird durch den, für flache Fahrzeuge bequemen Canal, welcher aus der Trave durch die Steckenitz nach der Elbe gezogen ist, sehr erleichtert. Man rechnet jährlich 1800 Schiffe, welche daselbst ein- und ausliefen; die Stadt selbst besaß 360. Sie hat auch beträchtliche Zuckerraffinerien und Manufacturen von Wollenwaaren u. s. w. Die jährlichen Einkünfte schätzte man auf 700,000 Gulden. Das ehemalige Gebiet der Stadt lag zerstreut. Außer dem unmittelbar um die Stadt gelegenen Bezirk gehört dazu noch der Flecken Schlukup an der Trave, und das befestigte Städtchen Travemünde nebst Hafen. Gemeinschaftlich mit Hamburg besitzt Lübeck die Vierlande und das Städtchen Bergedorf, einen sehr fruchtbaren Landstrich an der Elbe; außerdem gehören noch der Stadt die Aemter Rihen und Behlendorf im Lauenburgischen, das Dorf Malkendorf im Fürstenthume Lübeck und einige zerstreute Besitzungen; im Ganzen 4 Quadratmeilen, mit mehr als 10,000 Einwohnern. Bei den großen Ausgleichungen im J. 1802 ward Lübeck mehr arrondirt und in unmittelbaren Zusammenhang mit seinen Hafen gesetzt. Außer der kleinen Halbinsel Prideval, welche Travemünde gegenüber liegt, die [Mü]ndung der Trave beherrscht, und von Mecklenburg an Lübeck ab-

getreten wurde, erhielt letztere noch den Besitz der Domkirche, und aller dem Hochstifte Lübeck in der Stadt zuständigen Gebäude und Vorrechte, trat aber dagegen einige Dörfer an Mecklenburg ab. Dieser neue Erwerb betrug nicht viel über eine Quadratmeile, ward aber durch seine Lage der Stadt sehr wichtig. Als 1806 die ehemalige Reichsverfassung aufgehoben wurde, bestand Lübeck, jedoch ohne Verbindung mit dem übrigen Deutschland, als freie Hansestadt. Aus der neuesten Kriegsgeschichte ist die Schlacht und der Sturm von Lübeck am 6. Nov. 1806 bekannt genug. **Blücher** endigte hier seinen ruhmvollen Rückzug durch die Capitulation zu Ratkau, 9500 Preußen und 1500 zu spät eingeschiffte Schweden wurden von den Franzosen zu Gefangenen gemacht. Lübecks trauriges Schicksal bei jenen Mordscenen erleichterte **Bernadotte**. Das Jahr 1810 veränderte die Verfassung der Stadt völlig; die bis dahin freie Stadt wurde zum Departement der Elbmündungen geschlagen und erhielt nicht einmal den Vorzug, Hauptort eines Departements zu seyn. In dem Freiheitskriege haben Lübecks streitbare Männer wacker und tapfer in der hanseatischen Legion mitgefochten. Es fiel zwar vor Eintritt des Waffenstillstandes im Sommer 1813 noch einmal den Franzosen in die Hände, wurde aber gleich nach Ablauf desselben für immer von ihnen befreit. Seitdem hat es seine republikanische Verfassung wieder hergestellt. Der Rath besteht aus 4 Bürgermeistern und 16 Rathsverwandten; die gesammte Bürgerschaft aus 12 Collegien, deren jedes bei den bürgerlichen Berathschlagungen eine Stimme hat. Das Militär besteht aus 4 Compagnien. Auf dem deutschen Bundestag hat Lübeck mit den andern 3 freien Städten, eine Stimme.

Lüc (Andreas de), s. Delüc.

Lucanus (Marcus Annäus), ein Sohn des Annäus Mela, (eines Bruders des Philosophen Seneca), ward um das Jahr 38 nach Chr. Geb. zu Cordua in Spanien geboren, und kam frühzeitig nach Rom, wo er sich durch seine griechische und lateinische Beredsamkeit bekannt machte. Nero, der von den Talenten des jungen Lucan, mehr aber noch von den niedrigen Schmeicheleien, welche ihm letzterer im Eingange seiner Pharsalis gesagt hatte, bezaubert war, erhob ihn, noch ehe er das gehörige Alter erreicht hatte, zur Augur- und Quästorwürde. Nichts destoweniger beging Lucan eine Unvorsichtigkeit, die an einem Schmeichler in Erstaunen setzen muß. Nero wollte nämlich auf dem Parnasse denselben Rang behaupten, welchen er auf der Erde einnahm, und Lucan war unklug genug, ihm diesen Rang streitig machen zu wollen. Er wagte es, mit ihm um den Preis in der tragischen Poesie zu streiten und wählte den Orpheus, Nero hingegen die Niobe zum Gegenstande seiner Tragödie. Lucan siegte und Nero hatte den Schmerz, seinen Nebenbuhler auf dem Theater des Pompejus gekrönt zu sehen. Was war natürlicher, als daß Nero jede Gelegenheit mit Freuden ergriff, seinen Sieger zu kränken? Damit noch nicht genug, bot sich ihm bald eine Veranlassung dar, ihn ganz zu verderben. Lucan, über die Verfolgung seines Gegners erbittert, ließ sich in die pisanische Verschwörung ein; diese ward entdeckt und er zum Tode verurtheilt. Nero's ganze Gnade bestand darin, dem Unglücklichen die Wahl der Todesart freizulassen. Lucan ließ sich also im Bade die Ader öffnen und sagte in den letzten Augenblicken seines Lebens die Verse her, welche er kurz vorher auf einen Soldaten, der dieselbe Todesstrafe erlitten, verfertigt hatte. Er starb mit der Ruhe eines Philosophen im Jahre 65 nach Chr. Geb. Doch meldet uns

Tacitus, daß er, um dem Tode zu entgehen, seine Mutter angeklagt und das Verbrechen der Verschwörung auf diese geworfen habe. Von allen seinen Werken sind uns nur seine Pharsalia, sive belli civilis Caesaris et Pompeji, Lib. X. (Pharsalien, oder der Krieg zwischen Cäsar und Pompejus) übrig. Da er in diesem Gedichte der historischen Wahrheit nur allzu treu geblieben ist, so ist es dadurch ziemlich trocken und unfruchtbar geworden. Diese Fehler, so wie den Mangel der Erfindung, bemüht er sich vergebens durch die Hochherzigkeit seiner Charaktere ersetzen zu wollen; überdieß verfällt er nicht selten in das Schwülstige, ja oft Riesenmäßige und in das Falscherhabene. Daher kommt es, daß uns Cäsar und Pompejus oft klein erscheinen, weil sie sich gar zu groß darstellen. Aber wenn Lucan von dieser Seite dem Homer und Virgil nachstehen muß, so finden wir doch auch treffliche Züge bei ihm. Mitten unter schwülstigen Declamationen bietet er uns in seinen Reden so kräftige und kühne Gedanken dar, daß wir oft an Livius und Tacitus erinnert werden. In seinen Charakterschilderungen gleicht er dem Sallust; eine einzige Zeile enthält ein vollständiges Gemälde. Aber wenn er bloß erzählt, so gleicht er einem Zeitungsschreiber, der poetisch werden will. Der Werth Lucans beschränkt sich also darauf, daß er seinen Personen kräftige Gedanken von Stolz, Nachdruck und Erhabenheit in den Mund legt. Er hatte unstreitig Genie, welches aber ohne Geschmack und Regel war. Von vorzüglicher Schönheit ist die Stelle des Gedichts, wo man dem Cäsar des Pompejus Kopf aufdeckt, so wie die Reden des Labienus und Cato für unübertreffbar gehalten werden. Das Ende des zehnten Buchs, so wie vielleicht noch mehrere Bücher dieses Gedichts, sind, nebst allen anderen Werken des Lucan, verloren gegangen. Auch scheint er an die Pharsalien überhaupt noch nicht die letzte Hand gelegt zu haben. Die vorzüglichsten Ausgaben davon sind von Grotius Lugd. B. 1669 8. Mattaire Lond. 1719 8. Corte Lips. 1726. 8. und Glausguae 1751 8. Oudendorp Lugd. B. 1740 4. Brindley Lond. 1750. II. Vol. 12 u. a. — Dem Lucanus wird auch von vielen Gelehrten nicht unwahrscheinlich ein Carmen panegyricum ad Calpurnium Pisonem zugeschrieben. Zu seinen verloren gegangenen Werken gehören: Catacausmos Iliacus; Catalogus Heroidum; Hectoris Lytra; Orpheus; Saturnalia; Silvarum Libri X.; Satyricae Tabulae XIV.; Medea, ein unvollendetes Trauerspiel und andere.

Lucas ist der Verfasser eines Evangeliums, das sich unter den übrigen Nachrichten von dem Leben Jesu durch Vollständigkeit, Genauigkeit und Spuren nicht gemeiner Kenntnisse ausgezeichnet, und der Apostelgeschichte, in welcher er wohlgeordnete Nachrichten von der Entstehung der christlichen Kirche und insbesondere von den Reisen des Apostel Paulus gibt. Obgleich beide Bücher nur für einen Freund, Namens Theophilus, bestimmt waren, gelangten sie doch bald zu kanonischem Ansehn und wurden in den Kirchen öffentlich vorgelesen. Ueber die Lebensumstände des Evangelisten Lucas ist weiter nichts Zuverlässiges bekannt, als daß er ein geborner Jude, ein Zeitgenosse der Apostel, der die Nachrichten vom Leben Jesu aus dem Munde von Augenzeugen gehört haben konnte, und ein mehrjähriger Begleiter des Apostels Paulus auf seinen Reisen war, daher er auch in der Apostelgeschichte berichtet, was er selbst gesehen und mit erlebt hatte. Die Vermuthung, er sey ein Arzt gewesen, ist wahrscheinlicher, als die Sage, die ihn zu einem Maler macht und Anlaß gegeben hat

daß ein altes, zu Rom aufbewahrtes Christusbild für sein Werk gehalten wird, weßhalb die Zunft der Maler ihn als ihren Schutzheiligen ehrt, und eine berühmte Akademie dieser Künstler zu Rom sich nach ihm nennt. E.

Lucas von Leyden, einer der Begründer der neuern Kunst im Norden, steht an Dürers, Holbeins und Cranachs Seite als Muster der altdeutschen Schule, und muß deßhalb schon für uns Deutsche um so interessanter seyn, ob er gleich im strengen Sinne Deutschland nicht angehört. Geboren zu Leyden im Jahre 1494 genoß er frühzeitig den Unterricht seines Vaters, Hugo Jacobs, und später des Cornelius Engelbrecht, eines vorzüglichen Malers und Schülers des van Eyk. Bald zeigte sich sein großes Talent zur Kunst, denn schon im 9ten Jahre lieferte er einige selbsterfundene Bilder, und in seinem 12ten setzte er alle Kenner durch einen in Wasserfarbe gemalten heil. Hubertus in Erstaunen. Im 15ten trat er mit mehrern selbst componirten und gestochenen Blättern auf, worunter die Versuchung des heil. Antonius und die Bekehrung des heil. Paulus in Hinsicht der Composition, des charakteristischen Ausdrucks, der Drappirung, und der Behandlung des Grabstichels, musterhaft sind. Seit dieser Zeit lieferte er viele Gemälde in Oel, Wasserfarben, auf Glas, und eine Menge Kupferstiche, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurden und seinen Ruhm allgemein verbreiteten. In vorzüglich freundschaftliche Verhältnisse trat er mit dem berühmten Johann von Mebuse. Aber auch mit dem großen Albrecht Dürer schloß er ein inniges Freundschaftsbündniß, als ihn dieser in Leyden besuchte. Beide malten damals ihre Bildnisse auf Einer Tafel. Auf den Gipfel seiner Kunst gestiegen, bekam er einen siechen Körper und starb im J. 1533, in seinem 40sten Jahre. Dieser Künstler ist fast in allen Theilen der Kunst vortrefflich zu nennen, ungeachtet er sich von jenem Geschmacke, der die Kindheit der Malerei charakterisirt, nicht völlig losreißen konnte. Seine Erfindungen sind geistreich, scharfsinnig und mannichfaltig, seine Gruppirung verständig und natürlich. Charakter leuchtet aus allen seinen Figuren, besonders aus den Köpfen hervor, obgleich derselbe nicht allemal edel genannt werden kann. Die Stellungen und Wendungen der Figuren sind von großer Verschiedenheit, welches bei der großen Menge von Personen, die man oft auf seinen Bildern findet, um so mehr zu bewundern ist. Seine Zeichnung ist richtig, doch nicht ideal, sondern nach der Natur des Landes, worin er lebte, gestaltet. Die Gewänder sind zwar meist mit Wahrheit geordnet, doch immer ohne Wahl, überladen und durch viele kleinliche Falten verunstaltet. Die Färbung ist gefällig, natürlich, aber die Luftperspective vernachlässigt; und eine gewisse, der damaligen Kunstperiode eigene Härte darin unverkennbar. Ungeachtet großer Ausführung malte Lucas doch mit einem leichten Pinsel. Auch seine Kupferstiche und Holzschnitte zeugen von der sorgfältigsten Behandlung; sie sind sehr hochgeschätzt und selten. Vorzüglich interessant sind die Blätter, worin dieser Künstler, mit Albrecht Dürer wetteifernd, einen und denselben Gegenstand behandelt hat. Beide Freunde theilten sich dann oft ihre Ideen und Compositionen gegenseitig mit. Die vollständigste und schönste Sammlung der Kupferstiche dieses Meisters ist auf der Bibliothek zu Wien. Seine Gemälde sind in mehreren Galerien zerstreut, die vorzüglichsten davon aber in Leyden, Wien, Dresden, München, und in der Tribune zu Florenz. B. L.

Lucca war ursprünglich eine Colonie der Römer, welche mit dem Sturze des longobardischen Reichs 774 unter Carl dem Großen an Frankreich, und nachher durch Otto I. (den Großen) an Deutschland fiel. Ludwig der Baier ernannte 1327 den verrufenen Castruccio Castracani zum Herzoge, welche Würde jedoch bei dessen Tode wiederum erlosch. Darauf erkaufte der Genueser Spinola die Herrschaft über die Stadt, trat sie aber hernach bei Heinrichs VII. Anwesenheit in Italien an diesen ab. Dieser verkaufte sie an das parmesanische Haus Rossi, auf welches der veroneser Scaliger folgte, der aber ebenfalls nach kurzer Zeit die Herrschaft an Franz verkaufte. Unter Carl IV. erhielt sie 1370 ihre Freiheit, welche sie auch unter der Staatsleitung eines Gonfaloniere und eines Staatsraths, bis in die neuesten Zeiten behauptete. Nachdem ihr im Jahre 1797 die Franzosen unter Serrurier eine neue Verfassung aufgedrungen hatten, ward Lucca 1805 in ein Fürstenthum verwandelt und, mit Piombino vereinigt, dem Schwager Bonaparte's Bacciochi, gegeben. Im J. 1814 wurde es von den Oesterreichern besetzt, und durch die General-Acte des wiener Congresses (Art. 101. 102.) der Infantin Marie Louise, Tochter Königs Carl IV. von Spanien, und Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien, unter dem Titel eines Herzogthums mit völliger Souveränität überlassen. Zu den Revenüen des Landes wurde noch eine Rente von 500,000 Francs geschlagen, welche Oesterreich und Toscana, unter gewissen Bedingungen zu zahlen sich anheischig machten. In dem Falle, daß die Descendenz der Infantin ausstürbe, oder ihr ein anderes Etablissement angewiesen würde, soll das Herzogthum Lucca an Toscana fallen. Dieser kleine Staat gränzt an das Genuesische, Florentinische, an die vormalige Lombardei und an das ligurische Meer und hat auf 23 Quadratmeilen 120,500 Einwohner. Das Land ist größtentheils sehr schön, und hat einen überaus fruchtbaren Boden. Es hat nicht hinlänglich Getreide, aber Wein, Oel und Castanien im Ueberflusse. Vier geogr. Meilen von der Stadt liegen die berühmten und stark besuchten Bäder von Lucca. Die Religion ist die römisch-katholische, der dortige Erzbischof steht unmittelbar unter dem Pabste. Die Manufacturen, besonders die in Seide, sind sehr blühend; das Hauproduct des Gebiets ist Olivenöl; das luccheser Oel wird für das beste gehalten. Die Bevölkerung der Stadt Lucca hat in den letzten Jahren sehr abgenommen; man zählt jetzt nur 17,700 Einwohner, die wichtige Seiden- und Baumwollen-Fabriken, und Handel treiben. Seit 1802 ist daselbst auch eine Universität errichtet worden.

Lucchesini (Marquis von) ehemaliger preußischer Staatsminister, aus einer Patricierfamilie von Lucca, ward durch den Abbé Fontana Friedrich dem II. (nach 1778) vorgestellt, der ihn mit einem Gehalte von 2000 Thalern und dem Kammerherrntitel als Bibliothekar und Vorleser in Dienst nahm; Lucchesini wurde der literarische Freund Friedrichs II. und von diesem seiner Kenntnisse wegen ausnehmend geschätzt. Erst unter dessen Nachfolger ward er diplomatisch angestellt und nach Warschau gesandt, wo er sich 1788 bei Eröffnung des Staatsraths befand. Er benahm sich hier mit vieler Gewandheit, reizte die für Unabhängigkeit gestimmte Partei gegen Rußland auf, und brachte es im März 1790 zwischen Preußen und Polen zur Abschließung eines Allianztractats. Im darauf folgenden Juli wohnte er in der Eigenschaft eines bevollmächtigten Ministers dem Congreß in Reichenbach bei, um in Vereinigung mit dem englischen und holländischen Mini-

ter zwischen den Türken und dem Kaiser den Frieden einzuleiten. Im Juli 1792 ging er abermals nach Warschau, wo er durch die obwaltenden Umstände zum Bruche des Allianztractats, den er selbst unterzeichnet hatte, genöthigt ward. Im Januar 1793 ernannte ihn der König zum preußischen Botschafter in Wien; er begleitete jedoch den König während des größten Theils des damaligen Feldzugs. Erst im März 1797 ward er von Wien zurückberufen und im Sept. 1802 als außerordentlicher Gesandter nach Paris gesandt, von wo er sich später zu Napoleon nach Mailand begab. Seinen Anregungen gab man aber wol unrecht, besonders den Ausbruch des preußisch-französischen Kriegs im Sept. 1806 Schuld. Er begleitete den König bis nach der Schlacht bei Jena, unterzeichnete nach derselben zu Charlottenburg mit Napoleon einen Waffenstillstand, den aber der König nicht ratificirte, und nahm, in Folge aller dieser Ereignisse, weil er die Gunst des Königs verloren zu haben glaubte, seine Entlassung, um nach Lucca zurückzukehren. Späterhin ward er bei Napoleons Schwester, der Fürstin von Lucca, als Kammerherr angestellt, und begleitete diese zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Bald darauf starb er in seiner Vaterstadt. Der Graf von Segûr urtheilt in seinem Tableau historique et politique de l'Europe von Lucchesini, in Betreff seiner obenerwähnten polnischen Mission folgendes: „Niemand war zu einer solchen Stelle geeigneter, als er. Seiner Thätigkeit entschlüpfte kein Augenblick unbenutzt. Feurig in Verfolgung seines Ziels, schnell entschlossen, die zweckdienlichsten Mittel zu ergreifen, vereinte der Marquis von Lucchesini die Eigenschaften eines gewandten Höflings mit der Geübtheit eines Staatsmannes. Gelehrt, ohne Pedanterie, lieferte ihm sein glückliches Gedächtniß eben so viele nützliche Thatsachen zum Behufe seiner Arbeiten, als anziehende Anecdoten für die Belebung einer Gesellschaft. Seine Vertraulichkeit mit Friedrich II. hatte ihm ein bedeutendes Ansehn verschafft; sein einschmeichelnder Charakter führte ihn in das Innere aller Charaktere ein; seine Feinheit zog bald den Schleier von allen Geheimnissen, und seine warme Thätigkeit, die ihm ein offenes freies Wesen gab, während sie seinen wahren Sinn glücklich verdeckte, beredete die Polen, daß er ihre Angelegenheit mit einem Eifer umfasse, als wäre es seine eigene."

Lucian Bonaparte, s. **Bonaparte** (Lucian).

Lucianus, ein **griechischer Philosoph und berühmter Satyriker**, von Samosata in Syrien gebürtig, lebte wahrscheinlich von 120 bis 200 nach Chr., und scheint unter Trajan geboren zu seyn. Seine Aeltern scheinen arm gewesen zu seyn. Der Vater bestimmte ihn für die Bildhauerkunst, ohne daß er die geringste Neigung dafür hatte, und schickte ihn zu seinem Oheim mütterlicher Seite, bei dem er sie erlernen sollte. Als ihn dieser aber einst wegen seiner Ungelehrigkeit züchtigte, entfloh Lucianus und widmete sich den Wissenschaften. Zuerst begab er sich nach Antiochia, wo er die Kunst der gerichtlichen Beredsamkeit studirte, aber bald eine entschiedene Abneigung dagegen bekam, als er das nichtswürdige Verfahren der meisten Sachwalter kennen lernte. Nun widmete er sich dem Studium der Philosophie, durchreisete verschiedene Länder, legte in Italien, Spanien und Gallien, nach damaliger Sitte, öffentliche Proben seiner Beredsamkeit ab und erwarb sich dadurch schon als Jüngling einen ausgezeichneten oratorischen Ruhm. Aus Gallien begab er sich nach Griechenland, ward darauf unter dem Kaiser Marcus Aurelius Procu-

rator von Aegypten, und starb, wie man glaubt, in einem Alter von 90 Jahren am Podagra. Man bemerkt in seinen Schriften, welche eine seltene Kunst und Gewandtheit des Dialogs, so wie eine ungemeine Eleganz der Diction beurkunden, einen hohen Grad von praktischer Welt- und Menschenkenntniß, die vertrauteste Bekanntschaft mit der Denkart und den Sitten seiner Zeit, besonders der großen und philosophischen Welt, mit der Mythologie und Geschichte, den philosophischen Systemen der ältesten griechischen Weltweisen, den Mißbräuchen, welche die spätern Anhänger derselben davon machten, und mit den Schwärmereien des Orients, vorzüglich Alexandria's. Seine heitere Laune verhinderte ihn, die sittliche Verdorbenheit seiner Zeit mit dem Ernste eines Seneca zu rügen; er griff nur die lächerliche Seite derselben auf, und Spott war das Mittel, dessen er sich zur Heilung der Thoren bediente. Vorzüglich verlachte er den religiösen Aberglauben und die damaligen Afterphilosophen, die sich mit ihrem höhern Wissen aufblähten. Um die eigentliche theoretische oder speculative Philosophie scheint er sich wenig bekümmert zu haben. Dem Cynismus und Epicuräismus scheint er am meisten angehangen zu haben, obgleich er die Ausartungen beider Systeme in der damaligen Zeit mit seiner Geißel nicht verschonte. Verschiedene neuere Schriftsteller halten ihn für einen Skeptiker, aber richtiger könnte man ihn einen Eklektiker nennen, der sich aus jedem philosophischen Systeme nach Gutdünken das Beste nahm, ohne sich jedoch selbst zu einem eigenen, zusammenhängenden Systeme der Philosophie zu bekennen. In seinem **Peregrinus** schilderte er einen vollendeten philosophischen Schwärmer, dergleichen damals der Orient so viele hervorbrachte. Eine der besten Ausgaben seiner zahlreichen Schriften ist die von Tib. Hemsterhuis und I. F. Reitz, welche 1743 — 1746 zu Amsterdam in drei Quartbänden erschienen ist. Sie sind (1788 und 1789) von **Wieland** in sechs Octavbänden und mit Anmerkungen und Erläuterungen übersetzt worden.

Lucifer, **Lichtbringer** (bei den Griechen Phosphorus), Sohn der Aurora, vor welcher er auf einem weißen Pferde herzuziehen pflegt: also der Morgenstern. Er ist aber auch der Abendstern. Wenn er den Abendstern (Hesperus) bedeutet, hat er ein dunkles Pferd. Daher waren ihm überhaupt die Reitpferde gewidmet und die Römer gaben ihm den Namen: Desultor. Man nennt auch den Fürsten der Finsterniß Lucifer.

Lucilius (Cajus), römischer Ritter, Großonkel Pompejus des Großen, von mütterlicher Seite, ward 147 vor Chr. zu Suessa geboren und machte im Kriege gegen Numantia unter Scipio Africanus, mit dem er sehr vertraut war, seinen ersten Feldzug. Man betrachtet ihn als den **Erfinder der römischen Satyre**, weil er ihr zuerst diejenige Form, unter welcher hernach diese Dichtungsart von Horaz, Persius und Juvenal ausgebildet worden ist, gegeben hat. Seine Satyren übertrafen die rohen Hervorbringungen eines Ennius und Pacuvius; doch ward er wiederum von Denen übertroffen, welche nach ihm kamen. Horaz vergleicht ihn mit einem Flusse, der unter mehrerem Unrathe kostbaren Sand mit sich führt. Von **dreißig Satyren**, welche von ihm angeführt werden, sind uns nur einige Fragmente übrig. Diese besitzen wir in verschiedenen Ausgaben, von denen die zu von Dousa, Leyden 1597, 4., Amsterdam (1661, in 4.) und zu Padua (1735, in 8.) für die besten gehalten werden. Bei seinen Lebzeiten hatten diese Satyren ein ungemeines Ansehn. Auch

oll Lucilius den Hexameter zuerst unter den Römern eingeführt ha-
en. Er starb zu Neapel um das J. 103 vor Chr. Geb.

Lucina, ein Beiname der Juno, nach Andern der Diana, wird entweder von lucus (Hain, weil ihr Tempel in einem Haine tand), oder von lux (Licht, weil durch sie die Kinder bei der Geburt ans Licht gebracht wurden), oder auch von luceo (ich leuchte, weil sie den Mond bedeuten sollte) hergeleitet. Am 1sten März wurde hr zu Ehren ein Fest gefeiert, bei welchem sich die Mütter in ihrem Tempel versammelten, ihn mit Blumen schmückten und sich eine glückliche und tapfere Nachkommenschaft, Fruchtbarkeit und eine leichte Entbindung erflehten. S. d. Art. Ilithyia.

Luckner (Nicolas), der bekannte franz. Marschall, war zu Camden in Baiern geboren und studirte 1737 zu Passau. Im siebenjährigen Kriege errichtete er ein Corps Husaren für Hannover, an dessen Spitze er überaus tapfer und glücklich focht. Als dieses Corps, dessen ganzes Zutrauen er besaß, nach dem Frieden entlassen wurde, ging er aus Verdruß in französische Dienste, in welchen er sich nachher so emporschwang, daß ihn Ludwig XVI. zu der Würde eines Marschalls von Frankreich erhob. Seine Bildung hatte nichts Einnehmendes; er war klein von Person und der französischen Sprache nicht recht mächtig, wie er selbst einmal öffentlich in der Nationalversammlung erklärte. Dessen ungeachtet stand er in großer Achtung bei den Soldaten und erwarb sich auch das Zutrauen der Regierung. Weil aber sein hohes Alter zu kühnen Unternehmungen nicht mehr tüchtig schien, so wurde ihm im Anfange des Kriegs 1792 das Commando über die Central-Armee übertragen. An Dümouriez konnte er sich anfänglich nicht recht gewöhnen, wurde zuletzt jedoch mit ihm vertraut. Die Bergpartei verzweifelte endlich an seinem Patriotismus und rief ihn von der Armee zurück. Er schmachtete in einem Kerker und mußte zum Lohne für seine Dienste, die er Frankreich eine lange Reihe von Jahren geleistet hatte, am 4ten Januar 1794 unschuldig die Guillotine besteigen.

Lucretia, s. Brutus.

Lucretius (Titus Lucretius Carus), ein römischer Ritter, wahrscheinlich im Jahre der Stadt 659 zu Rom, ungefähr 60 v. Chr. geboren, studirte zu Athen unter Zeno und Phädrus die epicurische Philosophie. Man erzählt, er sey durch einen Liebestrank wahnsinnig geworden und habe dann, in lichten Zwischenräumen, verschiedene Schriften verfertigt, sich nachher aber, im 44sten Jahre seines Alters, selbst entleibt. Alle diese Nachrichten sind nicht erwiesen. Wir besitzen von ihm ein Lehrgedicht in 6 Büchern: De rerum natura, in welchem er die Grundsätze der epicurischen Philosophie vorträgt. Er zeigte sich hier als geistvollen Nachbildner griechischer Muster, z. B. des Empedokles. Der meist ganz unpoetische Stoff dieses Gedichts mußte das Mißlingen desselben herbeiführen. Indessen zeigen mehrere Theile desselben, z. B. die Beschreibung des menschlichen Elends, die Gewalt der Leidenschaften, die schreckliche Pest Griechenlands rc., daß Lucrez wahrhaftes Dichtertalent besaß. Es wird, der veralteten Wörter und neuerfundenen Bedeutungen wegen, selbst von Quintilian für schwer zu verstehen gehalten; aus diesem Grunde hat es auch nur sehr geringe Aufmerksamkeit bei den Römern erregt. Unter den verschiedenen Ausgaben zeichnet sich besonders die von Thomas Creech, 1695, und London 1717, wegen der beigefügten Erläuterungen der epicurischen Philosophie, aus. Diese Ausgabe ist auch

1776 zu Leipzig wieder abgedruckt worden. Die von Eichstädt, Leipz. 1801, ist unvollendet.

Lucullus (L. Licinius), kann besonders durch seine Besiegung des Mithridates von allen seinen Vorfahren und Anverwandten, welche dieselben Vornamen führen, als der berühmteste unterschieden werden. Mit seinem Bruder, Marcus Licinius Lucullus, zugleich zum Aedilis Curulis erwählt, bewies er im marsischen Kriege sehr viele Klugheit und Tapferkeit; in dem Bürgerkriege des Sylla und Marius hielt er es mit dem ersten. Im Jahre der Stadt 679 ward er nicht nur Consul, sondern auch Befehlshaber der Armee, welche nach Cilicien gegen Mithridates marschiren sollte. Da er schon vorher während seiner Quästur den Mithridates als Unterfeldherr bekriegt hatte, so war ihm dieses Land hinlänglich bekannt. Als er in Asien angekommen war, war es seine erste Sorge, die alte Kriegszucht, welche die römischen Soldaten unter den schwelgerischen Asiaten vergessen hatten, wieder herzustellen. Mithridates hatte sich indessen in einen furchtbaren Vertheidigungszustand gesetzt und sogar den Feldzug durch eine siegreiche Seeschlacht gegen den Mitconsul des Lucullus, Aurelius Cotta, eröffnet. Lucullus war daher genöthigt, seinen Angriff zu Lande gegen diesen mächtigen Feind zu beschleunigen. Als er sich jedoch der ungeheuern Armee des Mithridates genähert und ihre Stärke erforscht hatte, hielt er es für rathsam, eine Hauptschlacht mit derselben zu vermeiden. Mithridates wollte nun die Stadt Cycicum, welche der Schlüssel von Asien und von den Römern besetzt war, mit einer beträchtlichen Macht belagern; Lucullus erfuhr dieß, und es glückte ihm, dem Nachtrabe desselben auf dem Marsche dahin eine starke Niederlage beizubringen. Damit noch nicht zufrieden, folgte er der Armee des Mithridates auf dem Fuße und schnitt derselben, durch Besetzung eines engen Passes, alle Zufuhr der Lebensmittel ab, wodurch jener genöthigt ward, die Belagerung von Cycicum aufzuheben. Nun rückte Lucullus an die Küste des Hellesponts, rüstete eine Flotte aus, schlug mit derselben eine Flotte des Mithridates bei der Insel Lemnos, und fügte dieser einen ansehnlichen Verlust zu. Dieser Sieg zur See setzte ihn in den Stand, alle übrigen Flotten des Mithridates aus dem Archipelagus zu verjagen, so, daß die Römer Herren dieses Meeres wurden. Nicht weniger glücklich waren auch die Unterfeldherren des Lucullus zu Lande, so, daß in kurzem ganz Bithynien und Paphlagonien in die Hände der Römer fiel. Er stellte sich nun wieder an die Spitze seiner Landarmee, um selbst in Pontus einzufallen, und eroberte verschiedene Städte, wurde aber dennoch in einem Treffen von Mithridates geschlagen. Zwei andere Feldherren des Mithridates litten jedoch eine solche Niederlage, daß dieser zu dem Entschlusse gebracht wurde, sich zurückzuziehen. Dadurch wurde das Heer desselben so muthlos gemacht, daß es, statt eines ordentlichen Rückzugs, förmlich die Flucht ergriff, den König verließ, und diesen dadurch nöthigte, bei seinem Schwiegersohne Tigranes in Armenien Schutz zu suchen. Nun ward ganz Pontus vom Lucullus erobert und zur römischen Provinz gemacht. Da Tigranes sich weigerte, den Mithridates an die Römer auszuliefern, so mußte Lucullus auch gegen diesen zu Felde ziehen. Tigranes ward geschlagen, er übergab daher den Befehl seiner Armeen dem Mithridates, welcher damit in Pontus eindrang, einen großen Theil desselben eroberte und die Römer unter dem M. Fabius in die Flucht schlug. Allein von Lucullus erlitt er abermals eine starke Niederlage. Mithridates verlor den Muth nicht und tro

sogar im folgenden Feldzuge über einen Unterfeldherrn des Lucullus wieder einen Sieg davon. Indessen ward Lucullus durch die Meutereien seiner Soldaten, die ihn, vielleicht nicht mit Unrecht, des Geizes und der Habsucht beschuldigten, an wirksamen Unternehmungen gegen den Mithridates gehindert. Die Nachricht von diesem Mißvergnügen der Soldaten gegen den Lucullus kam nach Rom, und da man hier die Klagen der Soldaten für gegründet erkannte, so wurde dem Lucullus das Commando abgenommen und er selbst nach Rom zurückberufen. Indessen empfingen ihn hier die Patricier mit allen Zeichen der Hochachtung und beehrten ihn mit einem außerordentlich glänzenden Triumphe. Von nun an lebte Lucullus als Privatmann in Rom und genoß die ungeheuern Reichthümer, die er mit aus Asien gebracht hatte, in verschwenderischer Ueppigkeit. Doch vergaß er über den Genuß der Vergnügungen nicht die edlern und ernstern Beschäftigungen seines unterrichteten, gebildeten Geistes. Während seines Aufenthalts in Griechenland, als Quästor in Macedonien, und als Feldherr im mithridatischen Kriege, war er mit allen damals lebenden Philosophen vertraut geworden. Sein vornehmster Lehrer war der Akademiker Antiochus, der ihn auch auf einigen seiner Feldzüge begleitete. Daher interessirte sich auch Lucullus am meisten für das platonische System. Nach seiner Rückkehr nach Rom setzte er mit allem Eifer das Studium der Philosophie fort, zog selbst viele Gelehrte nach Rom und verstattete ihnen freien Zutritt in seinem Hause. Auch legte er eine zahlreiche Bibliothek an, deren Gebrauch dem ganzen Publikum frei stand und die auch Cicero fleißig benutzte. Zur Errichtung und Verwaltung derselben bediente er sich des Tyrannion, den er im mithridatischen Kriege zum Gefangenen gemacht hatte, und welchen er nachher dem Murena überließ, der ihm die Freiheit schenkte. Durch sein Beispiel reizte er auch andere reiche und vornehme Römer, gelehrte Männer auf ihre Kosten nach Rom zu ziehen. Zuletzt soll Lucullus durch einen Liebestrank, den ihm sein Freigelassener, Kallisthenes, beigebracht hatte, so wahnwitzig geworden seyn, daß man ihm seinen Bruder zum Curator setzen mußte. Bald darauf starb er. Lucullus war es auch, der im J. 680 nach Erb. R. den Kirschbaum aus Cerasanto in Pontus zuerst nach Rom brachte und daselbst anpflanzen ließ, von wo sich nachher dieser Baum über ganz Europa verbreitet hat.

Ludwig IX. (der Heilige), König von Frankreich, ältester Sohn Heinrichs VIII. und Blanca's von Castilien, ward am 23sten April 1215 geboren und zu Poissy getauft, weßwegen er sich auch zuweilen Louis von Poissy unterschrieb. Unter der Vormundschaft seiner Mutter, die bis dahin auch Regentin von Frankreich gewesen war, gelangte er am 8ten Nov. 1226 zur Regierung, und hier geschah es zum erstenmale, daß Vormundschaft und Regentschaft sich in einer Person vereinigt fanden. Die Königin, unterstützt von dem Papste, war bis dahin sehr glücklich gewesen in der Unterwerfung der Barone und kleinen Fürsten des Reichs, welche, stets in Kriege unter sich verwickelt, ihre Unabhängigkeit nur dazu benutzten, die Ruhe des Reichs zu gefährden. Der junge König, zur Mündigkeit gelangt, setzte das begonnene Werk seiner Mutter mit Glück fort, rief die geschicktesten und rechtschaffensten Männer in seinen Rath, steuerte dem Mißbrauche der geistlichen Jurisdiction, stillte die Unruhen in Bretagne, wußte während der Zwistigkeiten Gregors IX. und Friedrichs II. eine kluge Neutralität zu behaupten und war überhaupt auf die Beglückung sei-

ner Unterthanen bedacht. Eine weise Verwaltung seiner Staaten setzte ihn in den Stand, gegen Heinrich III. von England, mit welchem sich die Großen der französischen Krone vereinigt hatten, ein mächtiges Heer zu werben; er hatte das Glück, ihn zuerst 1241 bei Taillebourg in Poitou und dann 4 Tage nachher in der Nähe davon bei Saintes zu schlagen, an welchem letztern Orte er einen vollkommenen Sieg über die Engländer davon trug, in dessen Folge der König von England genöthigt ward, einen ihm sehr nachtheiligen Frieden zu schließen. Als er im Jahre 1244 von einer heftigen Krankheit befallen wurde, that er das Gelübde, einen Kreuzzug nach Palästina zu machen, und weder die Bitten seiner Mutter noch die Beschwörungen seiner Gemahlin vermochten ihn vier Jahre später von der Erfüllung jenes Gelübdes abzuhalten. Er schiffte sich also mit seiner Gemahlin, seinen Brüdern und mit der Blüthe der französischen Ritterschaft ein und eroberte, als er auf der Rhede von Damiette gelandet war, 1249 diese Stadt. Darauf wandte er sich nach Aegypten, um daselbst den Sultan, in dessen Gewalt sich Palästina befand, anzugreifen. Er war so glücklich, diesen zweimal zu schlagen, und that selbst, besonders in der Schlacht von Massure, 1250, Wunder der Tapferkeit. Aber diesem glänzenden Anfange folgte ein unglückseliges Ende. Die franz. Armee, unter welcher sich Hungersnoth und ansteckende Krankheiten einstellten, ward zum Rückzuge genöthigt und auf demselben von den Saracenen fast gänzlich zu Grunde gerichtet; ja, der König und sein ganzes Gefolge, nebst einem großen Theile der Armee gerieth in die Gefangenschaft der Feinde. Diese unglückliche Lage nöthigte ihn, sich und die Seinigen mit der Zurückgabe Damiette's, mit einem großen Lösegelde und einem Waffenstillstande von 10 Jahren loszukaufen. Nichts destoweniger blieb er noch bis 1254 in Palästina, um daselbst die Sache der Kreuzfahrer durch seine persönliche Gegenwart aus Kräften zu unterstützen. Endlich begab er sich zurück nach Frankreich, wo die Königin Blanca, welche die Regierung musterhaft und zum Vortheile des Reichs geführt hatte, unterdessen gestorben war. Je tiefere Wunden seinem unglücklichen Vaterlande bis dahin durch den Krieg geschlagen worden waren, je mehr ließ es jetzt Ludwig seine Sorge seyn, das Glück seines Reichs zu begründen. Von neuem wandte er sein Augenmerk auf die Pflege der Gesetze, deren Anwendung bis dahin der Willkür seiner Barone überlassen war. An 4 königliche Gerichte konnten von nun an die Unterthanen gegen die Aussprüche ihrer Herren appelliren, und in die Parlamente, deren Sitzungen bis dahin nur von unwissenden Baronen, die oft nicht schreiben konnten, gehalten worden waren, wurden von nun an wirkliche Gelehrte aufgenommen. Auch verminderte er die Auflagen, die das Mark der Unterthanen erschöpft hatten. Aber neben diesen heilsamen Anordnungen gab er auch Gesetze, die von der Geistesfinsterniß seines Zeitalters zeugten: denn wer nur immer gegen irgend eine Satzung der Religion gesprochen hatte, dessen Lippen wurden mit einem glühenden Eisen durchbohrt. Im Jahre 1269 entwarf er die sogenannte pragmatische Sanction, kraft welcher den Haupt- oder Domkirchen ihre Rechte gesichert wurden. Nichts destoweniger unterdrückte er bei vorkommenden Gelegenheiten die Anmaßungen der Geistlichkeit, wenn sich diese ihrer Rechte überheben wollte. Welch ein Ansehn Ludwig IX. unter seinen Zeitgenossen hatte, beweiset der Umstand, daß ihn im J. 1264 Heinrich III. und dessen Adel zum Schiedsrichter ihrer Zwistigkeiten wählten. Nachdem er mehrere französische Provinzen, welche

is dahin in der Macht der Engländer gewesen waren, mit seinem Reiche verbunden hatte, entschloß er sich 1270, einen abermaligen Kreuzzug zu thun. Er schiffte daher nach Afrika über, belagerte Tunis und nahm die Citadelle dieser Stadt ein. Aber es brach eine ansteckende Krankheit aus und er selbst ward am 25sten Aug. 1270, nebst einem großen Theile seines Heers ein Opfer derselben. Die Lehren, welche er seinem Sohne geschrieben hinterließ, beweisen den vortrefflichen Geist, der diesen König beseelte; ein Geist, der, wenn er nicht von dem Aberglauben und der unheilbringenden Religionsschwärmerei seiner Zeit verhüllt gewesen wäre, seine Verwaltung zur segensreichsten aller Könige gemacht haben würde. Nach seinem Tode ward er 1297 von Bonifaz VIII. heilig gesprochen, und Ludwig XIII. erhielt es in der Folge vom Papste, daß in allen Kirchen das Fest desselben gefeiert werden durfte.

Ludwig XIII., mit dem Zunamen der Gerechte, wurde am 27. Sept. 1601 von Heinrich IV. und Marie von Medici geboren. Er bestieg, als der erste Dauphin seit 84 Jahren, am 14. Mai 1610 den Thron, an demselben Tage, an welchem sein Vater ermordet worden war. Marie von Medici, als Vormünderin ihres Sohnes und Regentin des Reichs, verschwendete die Schätze der Krone, um sich eine Partei zu bilden; die Truppen wurden entlassen und Sülly durch eine unweise Behandlung genöthigt, sich vom Hofe zurückzuziehen. Die hieraus entstandene Schwäche des Reichs benutzten die Prinzen vom Geblüte und die Großen: sie empörten sich, den Marschall Bouillon an ihrer Spitze. Gezwungen, ihren Foderungen nachzugeben, verleitete man sie dadurch zu immer größern Eingriffen in die Rechte der Krone und des Volks. Frankreich ward eine Beute innerer Factionen und daraus entstandener bürgerlicher Unruhen, welche die Untauglichkeit des Florentiners Concini, bekannt unter dem Namen Marschall d'Ancre, der damals als Premierminister Frankreich beherrschte, weit entfernt war, unterdrücken zu können. Die Unruhen stiegen aufs höchste, als nun auch Heinrich II., Prinz von Condé, die königl. Partei verließ und in Vereinigung mit den Hugenotten die Waffen ergriff. Da sich der König zu schwach gegen diesen Angriff fühlte, so schloß er 1615 mit dem Prinzen Condé einen verstellten Frieden, ließ ihn jedoch einige Zeit darauf in die Bastille setzen. Dieß war das Signal zum Aufstande aller Prinzen und Großen des Reichs gegen den König. Es entstand ein abermaliger Bürgerkrieg, in welchem die Aufrührer kein Glück hatten. Da nun auch der Marschall d'Ancre, mit welchem der junge König sehr unzufrieden war, am 24. Oct. 1617 auf der Brücke des Louvre ermordet worden, so schien die Ruhe im Allgemeinen wieder hergestellt zu seyn. Dieser Zustand des Reichs durfte um so dauerhafter scheinen, weil der König bald darauf auch seine Mutter, welche bis dahin ihn und alle Großen des Reichs in tyrannischer Knechtschaft gehalten hatte, nach Blois verweisen ließ. Aber eben daraus entstanden neue Spaltungen: denn das Volk, welches Marien wegen ihrer Tyrannei gehaßt hatte, beklagte sie jetzt im Unglück. Der König mußte sich also nothgedrungen mit ihr versöhnen, und es ward 1619 ein förmlicher Friede zu Angouleme zwischen den streitenden Parteien abgeschlossen. Aber, kaum unterzeichnet, ward er auch schon wieder gebrochen. Marie ergriff, auf Anrathen des Bischofs von Luçon, abermals gegen ihren Sohn die Waffen. Man versöhnte sich, um bald darauf abermals mit einander zu zerfallen. Während dieser innern Unruhen glaubten die Hu-

genotten, an deren Spitze Rohan und Soubise standen, ihr Haupt von neuem emporheben zu können. Ein großer Theil des Reichs empörte sich gegen den König. Nachdem der Sieg sich bald auf diese, bald auf jene Seite geneigt hatte, und beide Parteien das Bedürfniß der Ruhe gleich stark fühlten, ward 1623 zwischen dem Könige und den Hugenotten ein abermaliger Friede geschlossen. Auch dieser Friedensschluß dauerte nicht länger, als die vorigen: Rochelle, der Stützpunkt der Hugenotten, empörte sich auch und ward von England unterstützt. Der König schlug die Engländer zur See, eroberte die Insel Ré und endlich am 28. Oct. 1628 auch Rochelle, welches sich, unter der beispiellosen muthigen Anführung der Mutter des Herzogs von Rohan, gegen den Andrang der königl. Armee über ein Jahr vertheidigt und mit Hungersnoth und allen Schrecknissen einer belagerten Stadt gekämpft hatte. Diese Belagerung kostete der Krone 40 Millionen. Nachdem der König in den nun folgenden Kriegen mit dem Kaiser, der dem Herzoge von Nevers, als neuem Herzoge von Mantua, die Belehnung versagte, glücklich gefochten, ja im July 1630 die vereinigte kaiserlich-spanisch-savoyische Armee bei Veillane gänzlich aufs Haupt geschlagen hatte, erfolgte 1631 ein Friedenstractat, durch welchen der Herzog von Mantua in seinen Besitzungen bestätigt ward. Aber kaum nach Frankreich zurückgekehrt, fanden der König und sein Minister Richelieu daselbst neue Unruhen zu bekämpfen. Der einzige Bruder des Königs, Gaston von Orleans, und die Königin Mutter hatten sich von neuem gegen Ludwig XIII. empört. Die Aufrührer wurden jedoch besiegt, der Herzog von Montmorency, im Bunde mit Gaston, in dem Treffen bei Castelnaudary am 1. Sept. 1632 geschlagen, gefangen genommen, und am 30. Oct. desselben Jahrs zu Toulouse öffentlich hingerichtet; Gaston hingegen erhielt Verzeihung. In dem nun folgenden Kriege mit Spanien, der in Deutschland 13, gegen Spanien aber 25 Jahre dauerte, war Glück und Unglück auf beiden Seiten gleich vertheilt; doch gelang es dem Könige, die Spanier, welche in der Provence gelandet, und die Kaiserlichen, welche bis in Bourgogne vorgedrungen waren, 1636 vom französischen Gebiete zu vertreiben. Die Ereignisse des folgenden Jahrs waren noch günstiger für Frankreich, und würden vielleicht überwiegend gewesen seyn, hätte nicht die gänzliche Erschöpfung der Finanzen den Fortschritten der französischen Waffen unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt. In diesem Zustande eines glorreichen Unglücks, welches seine, durch keine Geisteserhabenheit gemilderte Herrschsucht über Frankreich gebracht hatte, starb Ludwig XIII. am 4. Mai 1643, und ließ das Reich, dessen Ruhe fortan den verschiedenen herrschenden Factionen zur Beute werden sollte, in einer Verfassung, welche das künftige Unheil Frankreichs vorbereitend, erst in unsern Tagen ihre verderblichen Folgen gänzlich offenbart hat. Von ihm haben auch die Louisd'or ihren Namen.

Ludwig XIV., König von Frankreich und Navarra, der dritte aus dem Hause Bourbon, geb. den 5. Sept. 1638. Nach 22jähriger Unfruchtbarkeit seiner Mutter Anna von Oesterreich, betrachtete man ihn als ein Geschenk des Himmels, und nannte ihn Dieu-donné. Er kam mit einigen Zähnen auf die Welt, worüber Grotius als politischer Seher in seinen Briefen scherzt. Er starb 1715, den 1. Sept.; war vermählt, 1) 1660 mit Maria Theresia, Tochter Kön. Philipps IV. von Spanien (starb 1683, 30. Jul.); 2) heimlich seit 1684 mit Francisca d'Aubigné, Witwe Scarron (Frau von Mainte-

n, st. 1719, 15. Apr.). Von seinen Mätressen sind merkwürdig: :ancisca le Blanc de la Baume, Herzogin von Valiere, die 1675 s Kloster ging, und 1710 starb. Francisca Athanasia von Roche=)uart, Gemahlin des Marquis von Montespan, Mutter des Her= gs von Maine und des Gr. v. Toulouse, die 1692 ins Kloster ging ıd 1707 starb; — und Maria Angelica d'Escorailles, Herzogin von ontange, st. 1681. Ludwig XIV. war fünf Jahr alt, als sein Va= r, Ludwig XIII., starb. Seine Mutter ließ sich zur Regentin und ormünderin erklären; Mazarin erhielt die Oberaufsicht über die rziehung des Königs. Diese ward sehr vernachlässigt. Doch, wenn ıch Ludwig von seinem Lehrer, dem Erzbischof Persire, nichts lernte, :cht einmal orthographisch schreiben, so hatte er doch viel gesehen! inen tiefen Eindruck machten auf ihn während seiner Minderjährig= :it die Unruhen der Fronde, welche so vielartige Charaktere in Be= egung setzten. Den 7. Sept. 1651 erklärte Ludwig seine Volljährig= :it, aber Mazarin stand an der Spitze der Staatsverwaltung bis n seinen Tod, den 9. März 1661. Seitdem regierte Ludwig vier= ndfunfzig Jahre ohne ersten Minister. Dieß war seine Hauptmaxime. ;on Mazarin hatte er Verachtung gegen die ehrwürdige Versamm= ıng des Parlaments und die Behandlung der großen Politik gelernt; uch verstand er diese meisterhaft, aber mit einem ganz andern Cha= akter und in einer ganz andern Lage. Um ihn richtig zu beurtheilen, ıuß man seine Persönlichkeit, sein Regentenleben und sein Zeitalter nterscheiden. Alles vereinigt, hat ihn mit einem Glanze von Ma= :stät und Ruhm umgeben, den die Franzosen so gern Größe nennen.)och legt ihm die Geschichte diesen Namen nicht bei. Ludwig esaß einige königliche Eigenschaften, vielleicht alle, die zur Repräsen= ation erfoderlich sind. Er befriedigte dadurch ganz die Neigung, velche die Franzosen mehr, als jede andere Nation, für theatralische Würde haben; ja Ludwig gab dieser Neigung eine bleibende Richtung. Glücklicher Weise lebten unter seiner Regierung große Männer im Staate, im Felde, in der Kirche und im Gebiete der Wissenschaft ınd Kunst. Die Unruhen der bürgerlichen Kriege hatten, wie später :in die Revolution, Männer von Talent, Geist und Kraft erzogen, ie den Nationalruhm und den Glanz ihres Königs zu ihrem Strebe=)unkte machten. Ludwig selbst hatte Sinn für eine Art von Groß= ;eit. Dieser war, wie Johannes von Müller sagt: „die Quelle des Guten, was für Künste und Wissenschaften durch ihn geschah, der Unruhe von Europa, der Uebertretung aller Tractaten, der hohen Merkwürdigkeit seiner Regierung." „Der König war unwissend und ohne helle Grundsätze; ein großes Unglück! Der Muth guter und großer Dinge, wenn sie zugleich Aufsehn machten, würde ihm nicht gefehlt haben, und er hätte Minister und Feldherren in den letzten Jahren besser gewählt." — Betrachten wir Ludwigs Persönlichkeit. Sein Aeußeres, von einer kräftigen Gesundheit unterstützt, entsprach seinem Range. (Joh. Kettler aus Zürich goß 1699 zu Paris Lud= wigs XIV. Statue zu Pferde.) Mit schönen Gesichtszügen, einem hohen Wuchse und edlem Anstande verband er eine eigene Würde im Sprechen und im Betragen. Der edle und einnehmende Ton seiner Stimme gewann ihm die Herzen; aber die Hoheit seines ganzen We= sens flößte Ehrfurcht ein. Seine Güte ging nie in Vertraulichkeit über. Ein Blick von ihm hielt den unbesonnenen Witzling im Zaum. Mit dem laconischen Worte: das ist ein Fall! hemmte er jede, auch von den angesehensten Staatsmännern eingelegte Bitte für immer!

die ihm von seiner Mutter angeerbte spanische Gravität milderte er durch französische Grazie. Von Natur so ernsthaft, daß selbst die ältesten Höflinge nicht mehr als einen einzigen Scherz aus seinem Munde gehört zu haben sich erinnerten, liebte er doch die Fröhlichkeit an Andern, klatschte Beifall bei Molière's Lustspielen, und lächelte über die witzigen Einfälle der Frau von Montespan. An seinem Hofe, der dadurch ein Muster für jeden andern in Europa wurde, bezog sich Alles würdig und mit Anstand auf den König. Je näher man seiner Person kam, desto höher stieg die Ehrfurcht. Es war eine dem Cultus ähnliche Verehrung, die man dem Throne, der Persönlichkeit des Königs und dem Stolze der Nation zu gleicher Zeit darbrachte. Im Ganzen hat kaum jemals, nach dem alten Ausspruche Bolingbroke's, ein König seine Rolle besser gespielt. Doch wollte er stets nur repräsentiren, selbst in Kleinigkeiten; so ließ er z. B. in seinen spätern Jahren sich vor Niemanden ohne seine große weite Perücke sehen. Indeß besaß er allerdings auch seltene Eigenschaften, ohne die man die Rolle eines Monarchen doch nur schlecht spielt. Les qualités de son esprit, sagt Grouville, étoient la justesse, la solidité, la constance et l'application. Il y joignoit l'habitude de la discrétion et ce sérieux qui dissimule l'insuffisance. Il étoit silencieux par goût, ce qui mène à être observateur. Ludwig hatte nichts Heroisches, aber er besaß die Kunst, über die Menschen zu herrschen, die ihn umgaben. Er war nicht Feldherr; kaum verstand er etwas vom Belagerungskriege; aber er wußte den Ruhm seiner Feldherren sich zuzueignen. Muth, Entschlossenheit, ritterliche Kraft hoben ihn zuweilen über die Schranken der Hofsitte empor. Als Mazarins Wille einst nicht durchdringen konnte, trat der 17jährige König in Stiefeln und Spornen, mit der Spitzruthe in der Hand, in den Parlamentssaal in Paris, und — befahl. Er tanzte früher in den Ballets. Als er aber einst im Theater, wo man den Britannicus gab, die Verse gehört hatte, welche dem Nero den Vorwurf machen: il excelle — à se donner lui-même en spectacle aux Romains — tanzte er nie wieder öffentlich. Die Sitte seiner Zeit öffnete sein Herz der edlern, ja der schwärmerischen Empfindung der Liebe. Er liebte mit inniger Beständigkeit; er äußerte seine Gefühle mit Würde und Zartheit; er genoß die Freude mit Anstand. Bei seinem trefflichen Gedächtniß war sein Urtheil gesund und zusammenhängend; er wußte zur rechten Zeit das Schickliche mit Würde und Einheit zu sagen; er verstand durch Worte zu strafen und zu loben. So gab er der Witwe Scarron, nachdem sie, durch viele Gönner unterstützt, vergebens um das Jahrgeld ihres Mannes von 1500 Livres gebeten hatte, nach mehrern Jahren eine Pension von 2000 Livres mit den Worten: Madame, je vous ai fait attendre longtems, mais vous avez tant d'amis, que j'ai voulu avoir seul ce mérite auprès de vous. Folgender Zug beweiset, daß er selbst in die Großmuth Repräsentation legte. Als der Marquis von Uxelles, 52 Tage nach Eröffnung der Laufgräben, Mainz hatte übergeben müssen, begab er sich an den Hof, und warf sich dem Könige, dessen Vorwürfe er fürchtete, zu Füßen, indem er sich auf die Gründe der Uebergabe bezog. „Stehen Sie auf, Marquis," sagte der König, „Sie haben die Festung als ein Mann von Herz vertheidigt, und als ein Mann von Verstande capitulirt." Nicht weniger Geist, als Huld, zeigt die Art, mit welcher Ludwig dem alten Boileau, der sich nach Auteuil zurückgezogen hatte, und nur selten bei Hofe erschien,

erkennen gab, daß, wenn ihm seine Gesundheit nach Versailles zu
mmen erlaube, er stets eine halbe Stunde für ihn übrig haben
erde. Selbst über das Lob der Kleinigkeiten war Ludwig erhaben.
ls Herr von Grammont einst ein Madrigal des Königs sehr schlecht
nd, freuete sich Ludwig, daß der Hofmann, weil er den Verfasser
icht kannte, so freimüthig gesprochen habe. Auch Boileau durfte
erse tadeln, die der König gut fand, und Ludwig nahm den Wider=
pruch nicht übel: „er versteht das, es ist sein Fach!" Niedrige
Schmeicheleien wies er von sich zurück; so verwarf er z. B. die Preis=
age der französischen Akademie: „welche von den Tugenden des Kö=
igs wol den Vorzug verdiene?" Dagegen trug er durch die Ach=
ung, welche er Boileau, Racine, Molière, Bossuet, Massillon u. a.
ewies, dazu bei, daß man in den ersten Classen der Gesellschaft Kunst
nd Literatur schätzen lernte, und talentvolle Männer in denselben
ern aufnahm. Allein auch diese Form war nichts, als nur ein glän=
endes Mittel zu herrschen. — Ludwig war 20 Jahre alt und durch
ie Freuden des Hofes und der Jagd verwöhnt, als Mazarin starb.
An wen sollen wir jetzt uns wenden?" fragten ihn seine Staats=
ecretäre. „An mich," antwortete er mit Würde; und der schönste
Mann des Königreichs, in völliger Unwissenheit aufgewachsen, das
Herz voll romantischer Galanterie, verlor keinen Anlaß, sich zu unter=
ichten. Er arbeitete in der ersten Hälfte seiner Regierung täglich
cht Stunden. Sein natürlicher Stolz ging oft in Hochmuth über;
r griff nur nach äußerm Glanze, und sein Sinn für Pracht wandte
ich zu nutzloser Verschwendung, seine Festigkeit zum Despotismus
in. Als er den Calvinismus nicht mehr in Frankreich dulden wollte,
agte er: „Mein Großvater liebte die Hugenotten und fürchtete sie
nicht; mein Vater liebte sie nicht, aber er fürchtete sie; ich liebe sie
weder, noch fürchte ich sie." Dieselbe durchgreifende Härte zeigte er
gegen den Oberaufseher der Finanzen, Fouquet, von welchem er ein
Fest annahm, indem er ihn zu ewigem Gefängniß zu verdammen im
Begriff war (im J. 1661), und mit gleicher Härte rächte er seinen
beleidigten Stolz an dem Papste im J. 1662. Indessen war er, wie
man aus seinen Instructions pour le Dauphin sieht, ein Despot
aus religiöser Ueberzeugung. Als unumschränkter Herrscher hielt er
sich für den Eigenthümer aller Güter, doch verpflichtet zu weiser Be=
nutzung. Daher sah er auch die Nation, den Staat und sich als
Eins an, nach seinem bekannten Worte: l'Etat, c'est moi! Doch
verkannte er nur selten die außerordentlichen Menschen, welche sein
Zeitalter und Frankreich verherrlichten. Er zeigte Empfindung und
Theilnahme für jeden Fortschritt seiner Nation. Aber getäuscht von
Selbstliebe, gab er bald und auf immer sich fremdem Einfluß hin,
während er sich frei und unabhängig glaubte. Die größte Gewalt
über ihn übte die Frau von Maintenon aus, mehr durch Verstand,
Frömmigkeit und tugendhafte Grundsätze, als durch Sinnenreiz. Lud=
wigs Ruhm ist das Werk seiner Minister und Feldherren. Türenne
und Condé hatten den Sieg an die französischen Fahnen gefesselt.
Spanien wich vor Frankreichs Macht im pyrenäischen Frieden (1659)
zurück. Die Niederländer zitterten. Darauf entwickelte sich des Mar=
schalls von Luxemburg besondere Geschicklichkeit in Märschen und La=
gern; dann der Geist Catinats und der gesunde Blick des Mar=
schalls von Villars. Zugleich vervollkommnete der kriegsgelehrte
Feuquieres die Kriegskunst zur Wissenschaft. Louvois brachte
Ordnung in das Heer, erweiterte und lenkte dessen Streitkraft mit

eiserner Faust; die Befestigungskunst hob Vauban auf den höchsten Grad der Stärke. Die Unterhandlungskunst ward einheimisch in Frankreich durch Männer, wie Estrades und d'Avaux; Ludwig selbst verstand es sehr wohl, über Staatssachen mit den Gesandten unmittelbar zu unterhandeln. Der Glanz des Hofes, die Kühnheit im Cabinette und im Felde, der Ruhm der Waffen wie der Künste führten die französische Sprache an den Höfen von Europa ein, und seit dem nymweger Frieden 1678 u. flg. drängte sie nach und nach die lateinische aus dem Besitze des Rechts, die öffentliche Staatensprache zu seyn. Doch Ludwigs und Frankreichs Größe lag in Colbert. Dieser ordnende, schaffende, vorsehende Mann rüstete die großen, stehenden Heere Ludwigs aus, und wälzte zuerst diese Last auf alle Regierungen Europa's; zugleich hielt er hundert Linienschiffe, und beförderte Gewerbfleiß, Schifffahrt und Handel. Es entstand die erste französische Niederlassung in Ostindien, zu Pondichery. So entwickelte Colbert Frankreichs erstaunenswürdige Kräfte, seine Volksmenge, seinen natürlichen Reichthum, den eigentlichen Geist und den Geschmack der Nation. Ludwigs Hof überglänzte jeden andern durch ein edles Kunstgepränge; und Colberts Ideen öffneten alle Quellen des Nationalvermögens. Aber Louvois und Ludwig pflückten nach Colberts Tode 1683 die Frucht, indem sie den Baum umhieben. Der Stolz des Königs und die Eitelkeit der Nation boten dazu der Ehr- und Herrschsucht des despotischen Kriegsministers die Hand. Das Mißvergnügen fand bei allem Druck nirgends einen Mittelpunkt des Widerstandes; so sehr gefiel sich die Nation in dem Glanze einer strengen und verschwenderischen Regierung! Fünf Kriege, die Aufhebung des Edicts von Nantes, der Bau von Versailles, der Fluch der Völker, die Schlacht bei la Hogue, und Wilhelm's III. von England tiefblickende Staatskunst stürzten Ludwigs Macht im spanischen Erbfolgekriege zu Boden; nur glückliche Umstände, die Meinung des Zeitalters, und das Kraftgefühl eines noch nicht verdorbenen Volks hielten den wankenden Thron des alternden Königs aufrecht. Der Tod raffte schnell Diejenigen hinweg, die seinem Throne am nächsten standen; zuerst seinen einzigen Sohn, hierauf seinen Enkel und dessen Gemahlin und dessen ältesten Sohn, die Hoffnungen Frankreichs! Aber geregelte Hofkunst, Uebersättigung, Andächtelei, und der Frau von Maintenon geistig-fromme Ueberlegenheit mit des Beichtvaters le Chaise und seines weit schlimmern Nachfolgers Tellier (seit 1709) betäubender Einrede machten das stumpfe Herz des königlichen Greises gegen seines Reiches Zustand gleichgültig. Der stolze Ludwig, der Alles selbst zu thun wähnte, der nach dem Tode seiner großen Minister, junge Männer nahm, die er nach seiner Hand ziehen wollte, wurde zuletzt von seinem Beichtvater Tellier so irre geführt, daß er die, nach dessen Plane von drei Jesuiten entworfene Constitution Unigenitus, als Bulle, von dem ebenfalls getäuschten Papste Clemens IX. im J. 1713 sich zuschicken ließ, und so der jesuitischen Partei den Triumph über die edlern Gegner verschaffte, aber zugleich Bewegungen hervorbrachte, die über 40 Jahre in der Kirche und im Staate fortdauerten. Doch zeigte er Seelengröße (oder war es unempfindliche Kälte?) und Standhaftigkeit im Tode, so wie bei den Unglücksfällen, die in den letzten Jahren seinen Thron und sein Haus erschütterten. Er wollte kämpfend für die Ehre des Throns fallen, wenn das letzte Heer, welches Villars gegen Eugen führte, geschlagen werden sollte. Heinsius, Eugen und Marlborough hatten nämlich, ehe Josephs I. Tod

nd Villars Sieg bei Denain dem zweiten Enkel Ludwigs die spa- ische Krone sicherten, Frankreichs und Ludwigs Stolz aufs tiefste ebeugt. Er entschloß sich zu jeder Bedingung; nur die entehrenden erwarf er mit Unwillen. Als endlich Philipp von Anjou in Madrid egierte, fiel dennoch die Scheidewand der Pyrenäen nicht nieder, wie udwig, als er beim Abschiede zu seinem Enkel sagte: Il n'y a plus le Pyrenées, gehofft hatte; und auf Frankreich lastete eine Schuld on 2500 Millionen Livres! Den Plan, Spanien an Frankreich zu esseln, um der Verbindung Englands mit Holland, (welche Frankreichs Entwickelung durch Handlung, Schifffahrt und Colonien bedrohete) ntgegenzuwirken, führte Frankreichs Erschöpfung herbei, und legte en ersten Grund zu jener Revolution, die erst 100 Jahre nach Lud- wigs XIV. Tode endigen sollte. Grouvelle sagte daher mit Recht von hm: On peut lui accorder de bonnes qualités, mais non de a vertu. Les malheurs des regnes, qui suivirent le sien, fu- ent en partie son ouvrage, et il n'influa guère sur la posté- ité que pour sa ruine! — Dauernder war die Entwickelung der geistigen Kräfte der französischen Nation, und der Ruhm der Denk- näler, welche der Aufschwung des Nationalgenies hervorbrachte. Dieß nennt man das **Zeitalter Ludwigs XIV.**, und läßt es gewöhn- ich auf die des Perikles, des Augustus und der Medici folgen. Lud- wig, der selbst keinen großen, umfassenden Geist besaß, der sich mit Kleinigkeiten viel und mühsam beschäftigte, hielt gleichwol Geist und Genie für wichtige Mittel seiner Pläne. Nach Colberts Rath stif- tete er die Gesellschaft der Wissenschaften und die der Inschriften; er vervollkommnete die französische Akademie; er ermunterte vortreffliche Schriftsteller, seinen Ruhm und die französische Sprache über den Haß der Völker zu erheben und ihr Wirkungskreis reichte weiter, als seine Heere. Er machte seine Nation in Sachen des Geschmackes und Witzes zur Gesetzgeberin; der Ton der französischen Gesellschaft ward eine Modepuppe für die deutschen Höfe, und verdarb den Geist des Adels, indem er die Sitten abschliff, und dem Alterthümlichen mit der Rauhheit das Ehrwürdige nahm. Doch darf man nicht verges- sen, daß zu gleicher Zeit auch die aus Frankreich vertriebenen Huge- notten französische Sprache und Sitte verbreiteten. Die große Kunst zu gefallen beseelte alle Künste in Frankreich; sie öffnete selbst der Wissenschaft den Weg in die Zirkel der gebildeten Stände. Dieses Verdienst gebührt jenem Pascal, der seine Sprache eben so kräftig als fein schrieb; dem Adler von Meaux, dem erhabenen Bossuet, und dem Schwan von Cambray, dem in Demuth glänzenden Fenelon! Doch vergab Ludwigs betroffenes Selbstbewußtseyn diesem ächt evan- gelischen Manne, dem Erzieher des trefflichen Duc de Bourgogne, des Enkels Ludwigs, nie, sein Meisterwerk, den Telemach geschrieben zu haben. Dieser Vorgänger, und der große Corneille, der kühn aus umringender Barbarei seinen hohen Schwung nahm, der einzige Mo- lière, der unnachahmliche Lafontaine, und der heitere Denker und geist- reiche Spötter Despreaux Boileau, des classischen Racine edler Freund: diese großen Genien entzündeten den Funken des Lichts und der Philosophie in Frankreich. Ihr elektrischer Schlag weckte, wie Johannes von Müller sagt, unsern Norden aus dem einförmigen Stu- dienwesen der Universitäten. Auch die bildende Kunst trat in jenen dämonischen Kreis. An le Brün's Kunstepoche unter Ludwig XIV. erinnern noch 34 Gemälde von diesem Meister im Museum des Louvre. Die flamländische Schule, namentlich Teniers, gefielen dem Könige

nicht. Le Sueur, Poussin und Mignard wurden die Zierden der französischen Schule. Unter den Bildhauern zeichnete sich Girardon aus. Le Nôtre schuf die Gärten des prächtigen Versailles; Perrault baute die Colonnade des königlichen Louvre, Hardouin Mansard den Dom der Invaliden. Lulli ward der Schöpfer der französischen Tonkunst. Fast Alles, was den Reisenden in Staunen setzt, die meisten großen öffentlichen Denkmäler entstanden unter Ludwigs Regierung. Er legte die bewundernswürdigen Hafen-, Schiffbau- und Festungsgebäude zu Brest, Rochefort, l'Orient, Havre, Dünkirchen, Cette und Toulon an. Der königliche Canal von Languedoc verband auf sein Geheiß das mittelländische Meer mit dem Ocean. Dieß ist Ludwigs Zeitalter! — Man vergleiche Voltaire's Siècle de Louis XIV. et de Louis XV., das aber nach Spittler mehr ein geschmackvoller historischer Entwurf, als eigentliche Geschichte ist. Auch muß man den kaustischen, aber wahrheitsliebenden und sicher urtheilenden Hofmann, den Dúc de St. Simon, in seinen Oeuvres complètes pour servir à l'histoire des cours de Louis XIV, de la Régence et de Louis XV. über jene Zeit hören. Noch müssen hier die von dem Diplomatiker Grouvelle und dem Grafen Grimoard herausgegebenen Oeuvres de Louis XIV. T. 1 — 6, à Paris, 1806 8. genannt werden; und die in dieser Sammlung aufgenommenen Considérations sur Louis XIV. von Grouvelle, die, obgleich zu günstig, dennoch eine treffliche Vorarbeit zur Geschichte dieses Monarchen sind. Die in jenen Werken befindlichen Instructions pour le Dauphin von den J. 1661 — 1668 hat Pelisson größtentheils, wie man glaubt, nach den mündlichen Mittheilungen des Königs niedergeschrieben. Es herrscht in denselben nicht allein der Geist des Königs, sondern selbst im Style ist sein Ton unverkennbar. Sie beweisen übrigens, so langweilig auch an sich der eintönige, dürre, mit spanischem Ernste fortschreitende Vortrag ist, das gerade, gesunde Urtheil des Königs. Nur wenige der hier aufgestellten Maximen sind höchst einseitig oder falsch. Doch er selbst befolgte die bessern nicht in seinen spätern Jahren. Er warnt z. B. den Dauphin vor dem Einflusse der Günstlinge, noch mehr vor Frauenliebe, die den Geist fessele und von Geschäften abziehe, nicht sich in diese mischen soll. Wie sehr vergaß dieß Ludwig im Umgange mit der Frau von Maintenon! Auch enthalten jene Schriften, außer andern geschichtlichen Erinnerungen, mehrere Aufklärungen über die von Ludwig XIV. selbst an deutschen Höfen, z. B. in Berlin, angewandte Bestechungspolitik. Die mémoires und pièces militaires, welche den 3ten und 4ten Band der Werke ausmachen, betreffen die Feldzüge von 1672 bis 1678 und den von 1692. Sie sollen nach Grimoards Vorbericht für das Studium der Kriegsgeschichte nicht unerheblich seyn. Ludwigs Briefe in den beiden letzten Bänden seiner Werke sind größtentheils unbedeutend; auch aus ihnen geht die große Geistestrockenheit und Ideenarmuth Ludwigs hervor. Doch machen die Briefe an Philipp V. eine Ausnahme. Bemerkenswerth ist die Höflichkeit und Würde, mit der dieser stolze König an seine Minister und Generale schreibt. Dieser feine Ton ward damals allgemein und gab der Sprache wie den Sitten jene gefällige Ausbildung, welche die Ausländer nach Paris zog. Ist nach diesem Allen Ludwig groß zu nennen? Er steht vor uns ausgezeichnet durch seltene Naturgaben; ganz ein Franzose, schimmernd von Ruhm, anziehend durch edle und gefällige Formen, nicht ohne Huld, die das Herz gewinnt, nicht ohne

;eist, der dem Verstande Achtung abnöthigt, und erhaben durch jene
;ste Willenskraft, vor der seine Nation am willigsten sich beugt; aber
: ging weder seinem Zeitalter voran, noch ragt er über dasselbe her-
or. Dieses war vielmehr größer als Er! K.

Ludwigs XIV. Regierung und Zeitalter. Die glän-
ende Zeit dieser Regierung war die Periode vom pyrenäischen Frie-
en, den Mazarin im J. 1659 schloß, bis zum Tode des großen
Colbert im J. 1683. Jener Friede dauerte aber nur bis zum J.
665, wo Ludwigs XIV. Herrschsucht nach dem Tode Philipps IV.
Königs von Spanien, seines Schwiegervaters, kraft eines sogenann-
en Devolutionsrechts (welches ein Privatgesetz in einem Theile der
Niederlande war, keinesweges aber, als Staatsgesetz, auf die Erb-
olge in diesen Staaten selbst angewandt werden konnte) Anspruch auf
ie spanischen Niederlande machte. Holland schloß daher mit Eng-
and und Schweden 1668 zur Rettung der Niederlande eine Tripel-
llianz, durch welche, ungeachtet Ludwig in zwei Feldzügen Sieger
var, der aachner Friede (d. 2ten Mai 1668) zu Stande kam. Lud-
vig behielt zwar die eroberten niederländischen Plätze, hatte aber
eine Absicht auf ganz Belgien aufgeben müssen; da er nun dieß je-
ner Tripelallianz zuschrieb, so beschloß er einen Rachekrieg gegen
Holland, nachdem er vorher England und Schweden von ihrer Ver-
bindung mit dieser Republik loszureißen und mit sich selbst (England
gleich im Anfange, Schweden erst später) zu verbünden gewußt hatte.
Dieser ohne alle Rücksicht auf Frankreichs Handel, dem er sehr nach-
theilig ward, unternommene Krieg, in welchem bald auch Spanien,
der Kaiser und Brandenburg wider Frankreich auftraten, dauerte von
1672 bis zu dem 1678 und 1679 geschlossenen nymweger Frieden, in
welchem Holland, gegen das der Krieg eigentlich gerichtet war, nicht
das Mindeste verlor, Ludwig XIV. hingegen von Spanien die Graf-
schaft Burgund (Franche-Comté), welche der König von Spanien
bisher als Zubehör des burgundischen Kreises unter der Hoheit des
deutschen Reichs besessen hatte, und 16 schöne niederländische Plätze
erhielt. Auch verlor Ludwig in diesem Kriege seine beiden größten
Feldherren, Türenne und Condé, der erstere blieb 1675 bei Sasbach;
der zweite begab sich 1676 wegen seiner geschwächten Gesundheit zur
Ruhe; doch hatte Ludwig immer noch einen Catinat, Crequi, Luxem-
burg, Schomberg und Vauban. Nach dem nymweger Frieden wäre
es sehr heilsam für Ludwig gewesen, in seinen Vergrößerungsplänen
still zu stehen; allein unmittelbar darauf begann er die sogenann-
ten Reunionen. Es waren nämlich in den 3 letzten Friedenstracta-
ten an Frankreich eine Menge Plätze mit allem Zubehör abgetreten,
jedoch durch keine Gränzcommission ausgemacht worden, was dazu
gehöre; Ludwig legte daher in Metz und Breisach im J. 1680 Reu-
nionskammern an, die ihm in Form Rechtens Alles zusprechen muß-
ten, was nur einigermaßen zu diesen Dependenzen gerechnet werden
konnte. So erwarb Frankreich große Districte an den niederländi-
schen und deutschen Gränzen. Gern hätte sich Ludwig auch Straßburg
zusprechen lassen; da aber selbst die Reunionskammern keinen förm-
lichen Anspruch darauf erheben konnten, so wurde dieser wichtige Ort
in der Stille mit so vielen französischen Truppen umringt, daß er
sich 1681 auf die an ihn geschehene Auffoderung ohne Schwertschlag
ergeben mußte. Zwar erhoben sich vorzüglich Spanien und das deut-
sche Reich dagegen; beide fanden aber gerathen, im Jahre 1684 einen
20jährigen Waffenstillstand mit Ludwig XIV. einzugehen, in welchem

dieser einstweilen außer Straßburg, Luxemburg u. a. alle bis zum 1sten Aug. 1681 reunirte Oerter behielt. Unterdessen war 1683 Colbert gestorben. Von dieser Zeit an sank Frankreich eben so schnell wieder, als es sich unter Colberts Verwaltung gehoben hatte. Der erste Schlag, der Frankreich traf, war die nach mehrjährigen gewaltsamen Bedrückungen der Reformirten erfolgte Aufhebung des Edicts von Nantes (d. 22sten Oct. 1688), wodurch das Reich gegen 700,000 der nützlichsten Unterthanen verlor. Zu diesem Beschlusse hatte sich der König durch die gemeinschaftlichen Bemühungen der beiden, im übrigen einander entgegengesetzten, Parteien am Hofe, des Staatssecretärs Louvois und der (mit dem sonst gutmüthigen Beichtrath des Königs, la Chaise, in Gemeinschaft handelnden) Maintenon, überreden lassen, während Colbert bis an seinen Tod den Ausbruch gewaltthätiger Maßregeln, welche die Auswanderung der Reformirten veranlassen konnten, hintertrieben hatte. Bald darauf wurde Frankreich in einen neuen Krieg verwickelt. Mehrere zusammentreffende Irrungen gaben Ludwig XIV. und Louvois hinlängliche Veranlassung, trotz des 20jährigen Waffenstillstandes, von neuem auf den Kampfplatz zu treten. Diesen Krieg, den Ludwig 9 Jahre hindurch (von 1688 — 1697) gegen Deutschland, Holland, Spanien, Savoyen, und England führte, endigte der ryswicker Friede (1697), in welchem Ludwig alle reunirte Orte wieder herausgab, und überdieß Breisach, Freiburg, Kehl und Philippsburg, nebst allen kleineren, diesseits des Rheins von Frankreich angelegten Festungen an Deutschland abtrat. Wiewol Ludwig in dem ganzen Kriege mehr Sieger als Besiegter war, so wollte er doch durchaus Frieden haben. Sein, vorzüglich durch die Vertreibung der Hugenotten, im Innern geschwächtes Reich, besonders auch der Gedanke, daß er bei einem längern Kriege seine Absichten auf die spanische Erbfolge verfehlen könnte, nöthigten ihn zur Nachgiebigkeit. Der von Ludwig erwartete Tod Carls II., Königs von Spanien, erfolgte zu Ende des Jahres 1700. Ludwig hatte schon vorher mit England und Holland wegen der spanischen Erbfolge Theilungs-Tractate geschlossen. Carl II. hingegen, in einem geheimen Testamente, Ludwigs Enkel, Philipp von Anjou, zum alleinigen Erben eingesetzt. Ludwig hielt sich nach Carls II. Tode an dieses Testament, wodurch er in den 11jährigen spanischen Erbfolgekrieg (1702 — 1713) verwickelt wurde, den er überdieß durch die, wider den ryswicker Frieden laufende Anerkennung des englischen Prätendenten (des Sohns des vertriebenen Königs Jacobs II.) beschleunigte. Ludwigs Finanzen waren in großer Unordnung; auch hatte er viele seiner großen Männer im Cabinette, wie im Felde verloren, da hingegen seine zahlreichen Feinde, England, Holland, der Kaiser und das deutsche Reich, Preußen, Portugal und Spanien, ihm zwei der größten Feldherren, Eugen und Marlborough, entgegensetzen konnten. Frankreich litt unaussprechlich durch diesen Krieg, der sich endlich, nachdem Ludwig mehrmals Frieden angeboten hatte (welcher aber wegen der zu harten Bedingungen seiner Feinde nie zu Stande kam), durch die Vereinigung mehrerer glücklicher Zufälle für Frankreich, vorzüglich durch die 1710 erfolgte Veränderung im politischen Systeme von England, vermittelst der Friedensschlüsse zu Utrecht (1713), Rastadt und Baden (1714) endigte. Ludwig trat zwar Einiges an England, Holland und Savoyen ab, sah aber doch seinen Enkel (wiewol gegen Renunciationen zur Verhinderung einer künftigen möglichen Vereinigung der spani-

chen und französischen Kronen) unter dem Namen Philipp V., als König von Spanien, anerkannt. Der innere Wohlstand des Reichs war durch diesen Krieg, in welchem allein die Ausgaben des J. 1712 sich auf 345 Millionen Livres beliefen, ganz zu Grunde gerichtet. Was Ludwigs verderbliche Kriegs- und Eroberungslust vorzüglich reizte und unterhielt, war das stets schlagfertige Heer. Er hielt eine größere stehende Armee, als irgend ein Fürst seiner Zeit. Ihre Zahl stieg von 140,000 bis auf 300,000 Mann. Ueber die Staatskunst Ludwigs XIV. stehe hier Flassan's Urtheil. „Das Cabinett Ludwigs XIV., sagt dieser Schriftsteller, zeigt, ungeachtet der Verschiedenheit der Talente seiner Minister, in seinen wichtigsten Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten fast beständig denselben Charakter von Hoheit und Anmaßung. Der Geist seiner Politik geht deutlich hervor aus der Art, wie sein Cabinett die Verträge zu Münster, den pyrenäischen und nymweger Frieden verstanden wissen wollte, so wie die Entsagungsacte der Königin Maria Theresia. Die Mittel, solche willkürliche Erläuterungen geltend zu machen, waren Waffenmacht, listige Unterhandlungen, geschickte Kundschafter und Bestechung. Der König wandte große Summen auf, um die Könige, z. B. Carl II. von England, ihre Minister und Maitressen in sein Interesse zu ziehen. Gegen seine Feinde gebrauchte er, selbst in Friedenszeiten, das Mittel heimlicher Völkeraufwiegelung; er unterhielt die Unruhen in Catalonien, Sicilien, England, Portugal und Ungarn. Mehr als ein anderer König vor ihm, erweiterte er die Gränzen des Königreichs, vorzüglich gegen Norden, wodurch er die Hauptstadt gegen etwanige Unfälle des Krieges sicher stellte. Er behauptete das Gleichgewicht auf dem Meere, und verschaffte seiner Flagge Achtung bei den Barbaresken und bei den mächtigsten Seestaaten. Auf dem festen Lande behielt er bis zum nymweger Frieden ein entschiedenes Uebergewicht, so daß er keine Coalition der Continentalmächte fürchten durfte. (Hierzu trug vorzüglich seine Verbindung mit Schweden und mit einzelnen kleinen deutschen Fürsten bei.) Seitdem sank er etwas von dieser Höhe herab; blieb aber immer der erste Souverän in Europa, selbst nach seinen Niederlagen im spanischen Erbfolgekriege; denn nachdem er den gegen ihn geschlossenen Bund durch den Frieden mit England getrennt hatte, konnten ihm weder Oesterreich noch das deutsche Reich lange Widerstand leisten." Zu dieser auswärtigen, durch die Schwächen und Staatsfehler der Nachbarn begünstigten Politik, kam noch Polizei-Willkür in der inneren Verwaltung. Das von d'Argenson in Ludwigs letzten Jahren gebildete System der Polizei, ward in seinen Wirkungen so furchtbar, als eine Inquisition. Wie verhaßt übrigens die Franzosen damals den Deutschen durch ihre Denk- und Handlungsweise in und außer dem Felde geworden waren, beweiset ein im J. 1672 gedruckter lateinischer Aufruf eines deutschen Gränzwächters an seine Landsleute, von dem hier nur der Titel und einige Stellen als Probe stehen mögen. „Germani vigilis ad secure soporatos Germanos Classicum, ut ad ferale gallicinium hostis galli evigilent." — „Galli, heißt es, simplicitatem nostram producunt et argento probe emunctos variis inquinant vanitatibus;" — „si non vis falli, fugias consortia Galli!" Der wackere Deutsche nennt die Franzosen gentem superbe gentes meliores despicientem, libertati bonisque nostris inhiantem dissidiis minis, fraudibus exteras gentes turbantem, juraque gentium

violantem, und apostrophirt sie also: Lotharingiae regulum in media pace spoliastis, exturbastis. Jugo intolerabili populum onerastis. Subditos fideliter dominum defendentes tractavistis non hostium instar, sed instar latronum et rebellium! Dieser Ausruf beurkundet den Haß der Völker, welchen die gallische Staatslist seit Richelieu aufreizte. Türken und Franzosen galten unsern Vätern als die Erbfeinde der Christenheit. K.

Ludwig XV., der Urenkel Ludwigs XIV., und der Sohn des vortrefflichen, von Fenelon erzogenen Duc de Bourgogne; geboren den 15ten Febr. 1710, kam zur Regierung 1715, starb den 10. Mai 1774. Er vermählte sich 1725 mit Maria, Tochter des Königs Stanislaus Leszinsky (st. 1768). Die Geschichte Ludwigs XV. von Antoine Fantin Desodoards (Paris, 3 Th. an VI. 8.) und das Jahrhundert Ludwigs XV. von Arnoux Laffrey, herausgegeben von Maton (Paris, 2 Th. 1796. 8.) leisten das nicht, was man nach Voltaire's Werk über die Regierung dieses Königs von französischen Schriftstellern erwarten konnte. Die Memoires von Düclos, St. Simon und ähnliche, die Geschichte Frankreichs im 18ten Jahrhunderte von Lacretelle (Paris, 6 Th. 1811. 8., deutsch von Sander mit Berichtigungen), und die bekannte Schrift: la vie privée de Louis XV. (4 voll. 8.) enthalten die wichtigsten Materialien zu der Geschichte dieses unwürdigen, willenlosen Königs, der durch Wollust, Andächtelei, Verschwendung und Despotismus aus Schwäche, die Uebel des Staats unheilbar machte. Das Zeitalter, das ihn erzog und verdarb, und auf welches er und sein Hof gleich verderblich zurückwirkten, erklärt nicht bloß die Entstehung, sondern auch den Geist und die Bösartigkeit der Revolution. Doch fällt ein großer Theil dieser Schuld auf die Regentschaft, welche Philipp Herzog von Orleans und der Cardinal Dübois bis zum J. 1723 führten (s. d. Art. Orleans, Regent). Der Geschichtschreiber Ludwigs wird seine Persönlichkeit, seine Regierung und seine Zeitgenossen, sowol nach ihren gemeinschaftlichen Beziehungen darstellen, und dabei die fortwirkenden Einflüsse des Zeitalters Ludwigs XIV. auf die allgemeine religiöse und politische Denkart der gebildeten Stände, vorzüglich aber die während seiner Regierung sich ausbildende Gewalt der öffentlichen Meinung in Frankreich scharf ins Auge fassen müssen. Das Eigenthümliche der Zeiten Ludwigs XV. besteht in jener geistigen Entwickelung der Nation, in dem Glanze und in der Kühnheit neuer wissenschaftlicher Ansichten, die in das Leben eindrangen. Aus ihnen ging hervor jene furchtbare Trennung des Verstandes von der Sittlichkeit, der Leidenschaft von der Gerechtigkeit, und der Aufklärung der Begriffe von den Formen des Staats und der Kirche. Die unmäßige Genußgier, welche von oben herab alle Stände durchdrang, verband sich mit einer gewinnsüchtigen Selbstsucht, welche durch die falschen, leichtsinnigen Finanzgrundsätze Law's geweckt, durch den Banquerout von 500,000 Bürgern, die von ihrem ganzen Vermögen nichts als Papier übrig behielten, mit Betrug und Verzweiflung gepaart, und durch die Philosophie des Tages in Schutz genommen oder entschuldigt wurde. Aus dieser Genußgier und Selbstsucht entwickelten sich die meisten Fehler und Laster von Ludwigs XV. Zeitgenossen. Es entstand eine Sittenvergiftung, welche sich bei der Eitelkeit und dem Leichtsinne der Nation immer weiter verbreitete, und immer tiefer an den Wurzeln des Gemeingeistes und jeder Bürgertugend nagte. — Ludwig XIV. nahm mit den Worten von seinem Urenkel und Nachfolger Abschied: „ich habe wi-

er meine Neigung meinem Volke große Lasten aufgelegt; aber lang-
wierige Kriege, die ich führen mußte, nöthigten mich dazu: liebe den
Frieden und unternimm nie einen Krieg, wenn ihn nicht das Beste
es Staats und die Wohlfahrt der Völker nothwendig machen." Noch
iefern Eindruck hätte auf das Gemüth des königlichen Kindes das
Betragen des Volks machen können, welches den Leichenwagen des
Königs mit Schimpfworten begleitete, und sich einer schamlosen Freude
uf den Straßen, durch welche der Zug ging, überließ. Was mußte
ber der 6jährige Knabe von dem Lit de justice, (die stärkste Aeu-
ßerung des Despotismus, welche ihn der Regent zur Bestätigung sei-
ner Regentschaft halten ließ) sich für eine Vorstellung machen? Wie
anz anders dachte sein Vater, der edle Duc de Bourgogne, welcher
ie Absicht hatte, wenn er den Thron bestiege, dem Volke seine ver-
ornen Rechte wieder zu geben! — Erst mit dem siebenten Jahre kam
udwig unter männliche Aufsicht. Sein Führer, der Marschall von
Villeroi, war aber kein Montansier, Beauvilliers oder Fenelon. Als
inst Ludwig von einer gefährlichen Krankheit genas, äußerte das
Volk seine Freude durch wiederholte Festlichkeiten. Der Hof und der
Garten der Tuilerien wurden nicht leer von Menschen. Da führte
Villeroi den König von einem Fenster zum andern. „Hier sehen Sie,
nein König, Ihr Volk; dieses Volk gehört Ihnen ganz an; Alles,
was Sie sehen, ist Ihr Eigenthum; Sie sind Herr und Meister da-
on!" Der Lehrer des jungen Königs, der kluge, bescheidene Fleury,
Bischof von Frejus, suchte und gewann das Vertrauen seines Zöglings
uf eine edlere Art. Ein Dritter, der jedoch auf den jungen König
weniger Einfluß erhielt, war sein Beichtvater, der Jesuit Linieres.
Der Cardinal Dubois hatte dessen Ernennung zu dieser wichtigen
Stelle, gegen Fleury's Wunsch und den Rath des wackern Cardinals
Noailles, durchgesetzt. Indeß behielt Fleury das ganze Vertrauen
Ludwigs, der nach dem Tode des Regenten, im J. 1723, auf seines
Lehrers Rath, den Duc de Bourbon zum obersten Staatsminister er-
nannte; doch konnte dieser nichts ohne Wissen und Zustimmung des
73jährigen Prälaten unternehmen. Der König, welcher im J. 1723
die Regierung selbst antrat, dem bisherigen Regenten aber, als erster
Staatsminister, die Leitung der Geschäfte ganz anvertrauete, hatte
bis jetzt eine gänzliche Willenlosigkeit gezeigt. Man bestimmte ihm
ine spanische Prinzessin von 6 Jahren zur Gemahlin; man schickte
ie ihren Aeltern zurück; man verwies vom Hofe den Marschall von
Villeroi; man vermählte den König mit Maria Leszinska, ohne daß
r bei diesem Allen mehr, als eine gleichgültige Nachgiebigkeit, bewie-
en hätte. Jetzt wollte die Partei des Ducs den Prälaten entfernen:
er beleidigte Fleury zog sich in sein Landhaus zurück; allein der Kö-
nig verlangte seine Rückkehr mit solcher Festigkeit, daß der Duc selbst
n den Prälaten schreiben, und ihn im Namen des Königs zurück-
ukommen bitten mußte. Bald darauf, im J. 1726, trat Fleury an
ie Spitze der Verwaltung. Er lehnte den Titel eines obersten Mi-
isters ab, war es aber bis an seinen Tod (im J. 1743). Seine Ver-
tellungskunst ging auf den König über, in dessen Privatleben jetzt
ine große Veränderung, wahrscheinlich selbst durch Fleury begünstigt,
intrat. Die gute Hoffnung, welche seine Jugend, sein Fleiß und ei-
nige gutmüthige Aeußerungen seines Charakters gegeben hatten, er-
tickte im sinnlichen Genuß und in der Ueppigkeit des Hoflebens. Der
riedliche, auf Ordnung und Sparsamkeit hinarbeitende Cardinal Fleury
gab dem entkräfteten Reiche den Genuß einer 7jährigen Ruhe; den-

noch war er nicht aufgeklärt genug, um den Streit über die Bulle Unigenitus beizulegen. Bald sah er sich wider seinen Willen in einen Krieg verwickelt. Als nämlich August II., König von Polen, im J. 1733 starb, wünschte Ludwig XV., seinen Schwiegervater, den edeln Stanislaus Leszinsky, zu Augusts Nachfolger erwählt zu sehen, und erklärte, daß die Freiheit der Wahl durch keine fremde Macht gestört werden sollte; allein der Kaiser Carl VI. schloß mit dem Churfürsten von Sachsen ein Bündniß, unterstützte dessen Wahl zum Könige von Polen, und Ludwigs Plan ward vereitelt. Doch erhielt Frankreich, nach zwei Feldzügen, für den aus Danzig mit Lebensgefahr entflohenen Leszinsky, durch die wiener Präliminarien 1735, den Besitz des, nachher an Frankreich abgetretenen, Herzogthums Lothringen. Nach Carls VI. Tode (im J. 1740) zog des französischen Marschalls Belleisle, der von Frankreich anerkannten pragmatischen Sanction widersprechende, Entwurf, die österreichische Erbmacht zu zerstückeln, den alten Cardinal in einen Krieg hinein, dessen glücklichen Erfolg die Kargheit des 85jährigen Ministers vereitelte. Frankreichs Heere fochten für das Interesse eines Alliirten, des Churfürsten von Baiern, welcher die ganze österreichische Monarchie in Anspruch nahm. England war auf Maria Theresia's Seite. Die Eroberung Böhmens mißglückte; kaum konnten Maillebois, Belleisle und Broglio die Trümmern der geschlagenen Heere aus Böhmen und Baiern über den Rhein zurückführen. Noch mehr verlor Frankreich zur See; denn Fleury hatte die französische Seemacht vernachlässiget. Nach seinem Tode (im J. 1743) gaben des Grafen Moritz von Sachsen (s. d. Art.) Siege den französischen Waffen einen neuen Glanz; und Frankreich erhielt im aachner Frieden 1748, die verlorenen Colonien wieder. Der Staat aber war durch einen ungerechten und unpolitischen Krieg mehr als je erschöpft. Ludwig hatte selbst an einigen Feldzügen Theil genommen; und als er zu Metz in eine schwere Krankheit fiel, den Beinamen des Vielgeliebten (le-bien-aimé) erhalten. Die Liebe der Franzosen war größer als sein Verdienst: denn Ludwig machte sich seit dieser Zeit der öffentlichen Achtung immer unwürdiger, indem er zur größten Trägheit und Sinnlichkeit herabsank, und die Führung der Staatsgeschäfte der Marquise von Pompadoar (s. d. Art.) überließ. Diese war Regentin; der Monarch schien abwesend zu seyn: ihn beschäftigten nur seine Orgien, oder kindische Unterhaltungen und Despotenfurcht. Der Hof zeigte sich ohne Würde, als das Spiel kleiner Leidenschaften, und das Werkzeug fremden Einflusses. Die Nation, auf welche eine so kraftlose Regierung nicht einwirken konnte, folgte ganz ihrer unruhigen Beweglichkeit. Kämpfe der öffentlichen Meinung, Entwürfe, kühne Hoffnungen, neue Systeme belustigten und beschäftigten alle Classen der Gesellschaft. Jeder sehnte sich nach einem neuen, bessern Zustande; der Gehorsam wurde immer schlaffer; der Wunsch nach Veränderung immer lauter; es fehlte nichts, als Aufruhr und Empörung. Die Sinnlichkeit des Königs gab ihn ganz in die Gewalt der herrschsüchtigen Pompadour. Während sie ihn ein schändliches Serailleben führen ließ, gab sie, launenhaften Einfällen folgend, die Ehre, das Vermögen und den Flor des Staats allen denen Preis, die durch schimmernde Eigenschaften zu ihr sich hinzudrängen wußten. Sie gewöhnte den König an die acquits du comptant oder Anweisungen auf Zahlungen, welche den Schatz nach Willkür erschöpften und das Rechnungswesen zerrütteten. Die Kosten des sogenannten Hirschparks (Parc-aux-Cerfs), das schändlichste Mittel für

Ludwigs verächtliche Wollust, wurden mit solchen Acquits bestritten, und Lacretelle glaubt sie (seit 1753), ohne Uebertreibung, auf 100 Millionen schätzen zu können! Ludwig spielte gern hoch, und legte dazu eine Privatcasse an, deren Verlust er aber aus der Staatscasse ersetzte. Die an ihn verloren, wurden durch einträgliche Staatsämter entschädigt. Um jene Casse zu vermehren, trieb er ohne Bedenken Agiotage und Kornwucher. Das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Kornpreise beschäftigte ihn ganz im entgegengesetzten Sinne, als es einem Könige geziemt hätte. Er legte zu diesem schimpflichen Handel ein Capital von 10 Millionen aus seinem Privatschatze an, und ließ ohne Scheu in dem königlichen Staatsalmanach vom Jahre 1774, unter den Finanzbeamten auch einen Herrn Mielavand als trésorier des grains pour le compte de S. M. aufführen. Aus Langeweile druckte er auch manchmal Bücher; in sofern machte ihm selbst das bekannte physiokratische System seines Leibarztes Quesnay Vergnügen. Er nannte ihn seinen Penseur, hörte gern, wenn er die Handlungen der Minister tadelte, kümmerte sich aber nicht um die Anwendung seiner Ideen. Gegen die Frauen betrug er sich öffentlich mit der Artigkeit eines französischen Ritters, mischte sich aber zugleich in ihre kleinen Händel und Angelegenheiten, und spielte die Rolle eines Vertrauten. Denn er war neugierig und wußte um alle Hofintriguen in Europa. In dieser Absicht unterhielt er geheime Agenten, von denen oft seine Minister nichts erfuhren. Das ernste, männliche Betragen des Dauphins, die Tugenden der Dauphine machten auf ihn keinen bleibenden Eindruck. Doch schien er bisweilen, vorzüglich nach dem Tode der Königin, Reue zu fühlen. Aber bald suchte und fand er Trost in den alten Vergnügungen. Seit 1769 beherrschte ihn die du Barri, welche dem königlichen Schatze in 5 Jahren 180 Millionen Livres gekostet haben soll. Als Ludwig älter wurde, nahmen seine Frömmelei und Stumpfheit zu, je tiefer er in niedrige Sinnlichkeit versank. Seine geheimen Ausschweifungen entehrten die Unschuld und vergifteten das Familienglück seiner Unterthanen. Die öffentliche Verachtung äußerte sich gegen einen solchen König durch Satyren, Kupferstiche, Spottlieder und Libelle, an welche sich das Volk schon unter der Regentschaft gewöhnt hatte. Verhaftbriefe konnten das verlorne Ansehn dem Könige nicht wieder geben. Der Haß des Volks glaubte die ungereimtesten Beschuldigungen, und Ludwig entzog sich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblicke. Bei dieser stumpfen Sorglosigkeit nahm die französische Frivolität immer mehr überhand; Jedermann war mit Kleinigkeiten und persönlichen Entwürfen beschäftigt; die großen Angelegenheiten des Staats hingegen, die Finanzen und das Kriegswesen wurden vernachlässigt. Gleichwol sah sich Frankreich im J. 1754 wegen der Forts am Ohioflusse in Amerika mit England in einen Seekrieg verwickelt; und als ob dieser Kampf nichts bedeute, trat es leichtsinnig (im Jahre 1756) auf die Seite Oesterreichs gegen Preußen. Der kluge Kaunitz hatte die eitle, durch Friedrichs II. Sarcasmen beleidigte Pompadour gewonnen. Diese ließ einen Lothringer, den Duc de Choiseul, an des Abbé Bernis Stelle zum dirigirenden Minister ernennen; und es wurde im J. 1758 den 30. Dec. ein neuer Allianzvertrag zu Versailles mit Oesterreich geschlossen, der eben so seltsam, als in der Geschichte einzig ist (s. Choiseul). Die Franzosen erlitten zu Wasser und zu Lande große Verluste; selbst ihr militärischer Ruf war seit der Schlacht bei Roßbach (7. Nov. 1757) sehr gesunken; und nach sieben

unglücklichen Jahren mußten sie sich glücklich schätzen, daß Choiseul 1762 mit England den Frieden zu Fontainebleau und den Definitivfrieden zu Paris 1763, abschloß, in welchem Frankreich Canada bis an den Missisippi, Cap Breton und die Inseln Grenada, Tabago, St Vincent und Dominique verlor. Ludwig blieb bei allen Ereignissen gleichgültig. Als er den Marschall von Richelieu, nach der glänzenden Einnahme von Mahon (im J. 1756) wieder sah, wandte er sich bloß mit der Frage an den von der ganzen Nation gefeierten Feldherrn: „Wie haben Ihnen die Feigen in Minorca geschmeckt?" Der berühmte bourbonische Familien-Tractat, durch welchen Choiseul im Laufe des Krieges im J. 1761, Spaniens, Siciliens und Parmas Politik mit dem französischen Staatsminister auf immer zu vereinigen hoffte, war für Frankreich keine große Hülfe. Nach dem Kriege zeichnete sich Choiseuls Ministerium durch mehrere despotische und größtentheils unnütze Reformen, insbesondere aber durch die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich (im J. 1764) und die Erwerbung von Corsika (1769) aus. Bald darauf stürzte die Du Barri, welche an die Stelle der Pompadour getreten war, in Vereinigung mit dem Kanzler Maupeou, den Herzog von Choiseul (1770), und erhob den Herzog von Aiguillon auf dessen Posten. Sein Proceß war die Veranlassung, daß der König oder der Kanzler Maupeou in der Nacht vom 20sten Jan. 1771 die Parlementsglieder durch versiegelte Cabinettsordres aus Paris verwies; eine Unternehmung, welche kein König von Frankreich je für möglich gehalten hätte. Ein des Kanzlers Maupeou würdiges Gegenbild war der Generalcontrolleur der Finanzen, der Abbé Terrai, der das Land ungeheuer aussog, während er sich ein jährliches Einkommen von 1,200,000 Livres erwarb. In dem Maße, als der König im Innern verachtet war, fiel zugleich auch Frankreichs auswärtiges Ansehn. Polen wurde im J. 1773, ohne Frankreich zu fragen, zerstückelt. Endlich starb der zu einem völligen Nichts herabgesunkene König, den kein häuslicher Unglücksfall, nicht einmal der von einem Fanatiker, Damiens (s. d. Art.), im J. 1757, versuchte Messerstich, noch das öffentliche Elend, je hatten zur Erkenntniß bringen können, an den Kinderblattern, mit welchen ihn ein junges Mädchen, durch das die Gräfin Du Barri seine Melancholie zerstreuen wollte, angesteckt hatte. Er hinterließ eine Schuldenlast von 4000 Mill. Livres. K.

Ludwigs XV. Zeitalter. War die Regierung Ludwigs schwach und dem Staate verderblich; so erhob sich desto kräftiger der Geist der Nation, geweckt durch die Erinnerung an die Zeiten Ludwigs XIV., und durch ausgezeichnete Männer in dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft. In Paris entstanden schöne und gemeinnützige Anstalten; Paläste und Kirchen wurden gebauet, z. B. der Dom de St. Geneviene von Soufflot u. a.; der Kriegsminister Graf d'Argenson gründete im J. 1751 die Kriegsschule in Paris, und ließ die champs Elysées anlegen, der Intendant Trudaine leitete mit Erfolg den Straßenbau; der Handel Lyons und Bourdeaux's schmückte diese Städte mit königlicher Pracht; Stanislaus Leszinsky stellte in Lothringen den öffentlichen Wohlstand bei geringen Mitteln mit der glücklichsten Einsicht wieder her; und Pigal führte ein prächtiges Denkmal aus, das dem Marschall von Sachsen (er starb 1750) in Straßburg errichtet wurde. Allein der edlere Kunstgeschmack verlor sich unter dem Einflusse eines üppigen Hofes. Unter den vielen Malern in dieser Zeit waren die besseren Le Moine und Ver-

et. Ihr Luxus gefiel sich in eitler, schimmernder Pracht; doch zugleich vervollkommnete er die von Colbert gegründeten Manufacturen. Der kunstreiche Vaucanson wandte seinen Erfindungssinn auf die Verbesserung der Gobelins an. Ludwig XV. selbst nahm einigen Antheil an dem Fortgange der, auf der Frau von Pompadour Rath gestifteten Porzellanfabrik zu Seves. Dagegen soll er die Erfindung eines Zerstörungsmittels, das furchtbarer als das griechische Feuer gewesen sey, aus Menschlichkeit unterdrückt haben; eine Handlung, die ihm zur Ehre gereichen würde, wenn sie historisch erwiesen wäre. Unternehmende und einsichtsvolle Männer, wie la Bourdonnaye, der Stifter der Colonien Isle de France und Bourbon, und selbst sein Verleumder, der ränkesüchtige Dupleix, erweiterten den Handel Frankreichs. Louisiana, Canada, vorzüglich aber St. Domingo und die kleinen Antillen, die Colonie am Senegal und die Häfen in der Levante beschäftigten die französische Thätigkeit und bereicherten die Seestädte. Allein durch la Bourdonnaye's empörend ungerechte Behandlung beraubte der Staat sich selbst der in Ostindien über England erhaltenen Vortheile; und während Frankreich durch den leichtsinnig geführten Krieg (von 1756—1762) Canada und mehrere Inseln verlor, beförderte es durch eigene Schuld die brittische Macht in Indien. Bei dem Allen erhielt nach und nach durch Reichthum und geistige Bildung der dritte Stand Ansehn und Einfluß, der je länger, desto wirksamer wurde. Die öffentliche Meinung nahm in Ludwigs XV. Zeitalter den Charakter der Beweglichkeit, des Leichtsinns und der Kühnheit an, der sich später in der Revolution so furchtbar entwickelte. Auffallende Begebenheiten, wie der Proceß des unglücklichen Jean Calas und die Hinrichtung des 17jährigen Religionsspötters, Ritters de la Barre, waren, brachten neue Ansichten und Ideen in allgemeinen Umlauf. Aber das Unglück Frankreichs wollte, daß der Verfall der Sitten und Religiosität, gleichzeitig mit den Mißbräuchen der willkürlichen Gewalt, mit herrschenden Vorurtheilen und Priesterdruck, das in Frankreich aufgehende Licht der Wahrheit in einen verzehrenden Feuerbrand und die Schutzwaffen der Erkenntniß in zweischneidige Dolche verwandelte, daß der Egoismus der Sinnlichkeit sich des Gebietes des Verstandes bemächtigte, und daß der glänzende Witz mehr galt, als ein ernster Wille und ein gediegener Charakter. Dieses unglückliche Zusammentreffen des öffentlichen Elends mit der sittlichen Verwilderung erstickte jedes Samenkorn der wissenschaftlichen Erkenntniß des Bessern, welche Männer, wie Montesquieu, in ihrem Zeitalter verbreiteten, wodurch Frankreich seinen geistigen Einfluß auf die höheren Classen der Gesellschaft in einem großen Theile von Europa erlangte. Der unwissende, stumpfsinnige Ludwig XV. hatte einen natürlichen Abscheu vor Allem, was geistige Cultur hieß. Er fürchtete talentvolle Schriftsteller, und sagte öfters von ihnen: sie werden die Monarchie zu Grunde richten. Doch folgte er in den ersten Jahren seiner Regierung dem Beispiele des Cardinals Fleury, welcher die Wissenschaften schätzte, und später gab er dem Urtheile seines Hofes und vorzüglich der Frau von Pompadour nach, welche sich gefiel, eine Beschützerin des Genie's und Kennerin des Vortrefflichen zu heißen. Den mächtigsten und den dauerndsten Einfluß auf den Geist der Nation, deren geistiger Repräsentant er genannt werden kann, übte Voltaire aus. Kaum war er aus der Bastille entlassen, als er mit Oedip (im J. 1716) seine glänzende Laufbahn eröffnete. Ludwig war ihm abgeneigt; aber die Marquise

bewog dessen ungeachtet den König, Voltairen zum Historiographen und Kammerjunker zu ernennen. Bald verleidete aber der dem Dichter Crebillon absichtlich vom Hofe gegebene Vorzug dem Sänger der Henriade den Aufenthalt in Paris. Mit ihm zugleich weckte das Nachdenken und den Witz der Nation der unsterbliche Montesquieu. Seine lettres persannes (im J. 1721) zündeten den Funken des öffentlichen Urtheils, und sein Werk sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains, das 1734 erschien, wurde so wie der esprit des loix, den er 1748 herausgab, ein classisches Handbuch für das Studium der Politik. Um diese Zeit hatte das allgemein angeregte Interesse an wissenschaftlichen Gegenständen den Cardinal Fleury und den Grafen Maurepas veranlaßt, den König zu bewegen, daß er Newton's Meinung von der Gestalt der Erde durch eine im hohen Norden und unter dem Aequator unternommene Gradmessung, seit den J. 1735 und 1736, prüfen ließ, und Cassini's Charte von Frankreich unterstützte. Schnell hinter einander traten jetzt seit 1749 Büffon, J. J. Rousseau, Diderot, D'Alembert, Dûclos, Condillac und Helvetius in die Reihe der großen Schriftsteller Frankreichs. Die größten Reibungen in der öffentlichen Meinung veranlaßte das Unternehmen das Dictionnaire encyclopédique von Diderot und d'Alembert, gegen das sich die Geistlichkeit, die Jesuiten und die Minister erhoben. Von dem Werke des J. Helvetius de l'esprit sagt Malesherbes, daß es eben so viel Aufsehn als die Encyklopädie gemacht habe. Die Frauen nahmen mit großer Lebhaftigkeit an dem Privatkampfe der Philosophen Antheil. Es bildeten sich Bureaux d'esprit; und aus den philosophischen Zirkeln beim Baron v. Holbach und bei Helvetius gingen mehrere materialistische und atheistische Schriften hervor, vorzüglich in den Jahren von 1758 bis 1770. Das berühmteste darunter ist das Système de la nature, für dessen Verfasser der Baron von Holbach selbst gehalten wird. Die Religion wurde am frechsten angegriffen von La Methrie, D'Argens, dem Abbé de Prades, die sämmtlich aus Frankreich verbannt bei Friedrich II. Schutz suchten, und deren Meinungen leicht in Frankreich Eingang fanden. Die Verbannungsurtheile der Sorbonne erregten nur mehr Widerstand: und die Frivolität des Zeitgeistes nahm die kühnsten und glänzendsten Irrthümer am liebsten in Schutz, wenn sie das Talent des Witzes vortrug. Keine Schrift aber war für die öffentliche Sittlichkeit verderblicher, als Voltaire's pucelle, ein geistvolles Gedicht, welches nur der unsaubere Geist der Zeiten der Regentschaft seinem Verfasser einhauchen konnte. Doch arbeiteten wackere Männer, wie Türgot, Malesherbes, nicht ohne Beifall der Bessern, diesem Verderben entgegen, und retteten die Ehre der gesunden Vernunft. Dahin gehören Dûclos's Considérations sur les moeurs, von denen Ludwig XV. selbst sagte: sie sind das Werk eines Ehrenmannes. Thomas, Marmontel und La Harpe erklärten sich laut gegen den Atheismus. Jene Angriffe auf die christliche Religion gelangen vorzüglich dem Witze Voltaire's, als der Duc de Choiseul, um alle Stimmen gegen die Jesuiten für sich zu haben, der Philosophen und des Verfassers des Dictionnaire philosophique sich annahm. Den heftigsten Zorn der Antiphilosophen reizte Rousseau durch seinen Emil gegen sich. Jesuiten und Jansenisten vereinigten sich gegen ihn; und er mußte ungeachtet der allgemeinen Begeisterung, die ihn schützte, Frankreich verlassen. Diese wenigen Züge können hinreichen, um sich ei-

en Begriff von dem revolutionären Geiste des Zeitalters Ludwigs XV. u machen. Die öffentliche Meinung in Frankreich war längst im Zustande wilden Aufruhrs, ehe die durch Ludwigs XV. verächtliche Regierung vernichtete Achtung für den Monarchen, die durch sein Beispiel verdorbene Moral des Volks, und die durch seine Verschwendungen zerrüttete Staatskraft den Ausbruch der Revolution und mit ihr den Umsturz des entweihten Thrones herbeiführten. K.

Ludwig XVI., Ludwigs XV. Enkel, zweiter Sohn des Dauphin, von dessen zweiter Gemahlin, Marie Josephe, Tochter Friedrich Augusts, Königs von Polen und Churfürsten von Sachsen, geb. den 23. Aug. 1754, vermählt 1770 mit Maria Antonia von Oesterreich. Mit dem besten Willen, aber in Regierungsgeschäften völlig unerfahren, bestieg dieser unglückliche Fürst 1774 in einem Alter von kaum 20 Jahren den Thron. Bescheiden lehnte er den Beinamen des Ersehnten, le desiré, ab, welchen die Nation ihm entgegenrief. Sein Großvater hatte ihn nach dem Tode des Dauphin im J. 1765, absichtlich von Allem, was sich auf seine Bestimmung bezog, entfernt gehalten; und die Gräfin Du Barri suchte sich an der Verachtung, welche der ernste, sittlichstrenge Prinz ihr bewies, der seine, von ihr gehaßte Gemahlin innig liebte, dadurch zu rächen, daß sie ihn in den Augen des Königs lächerlich machte. Auch die Minister ließen insgeheim die Meinung verbreiten, daß der Prinz hart und weit entfernt von der nachsichtigen Güte seines Großvaters sey. Sein Aeußeres schien dieses zu bestätigen. Er war gewöhnlich in sich gekehrt, still und verlegen, und wagte nicht die Gefühle seines Wohlwollens laut werden zu lassen. Seine Blödigkeit galt für Mißtrauen. Er fühlte sich fremd an einem Hofe, wo das Laster unter tausend glänzenden Formen ihn umgab. Da Schmeichelei an ihm nicht haftete, so wurde er bald den Hofleuten gleichgültig. Der Duc de Choiseul sagte daher mit Recht: auf dem schönsten Throne der Erde war Er der einzige König, der nicht nur keine Schmeichler hatte, sondern dem man auch nicht die geringste Gerechtigkeit widerfahren ließ. In seinem Gesichte, das nicht ohne Würde war, drückten sich die Grundzüge seines Charakters aus: Redlichkeit, Unentschlossenheit und Schwäche. Doch schadete ihm ein gewisses störriges Benehmen, das die Mittheilungen der Freundschaft von sich wies; den Franzosen aber mißfiel am meisten seine Haltung, die nichts von der Anmuth hatte, welche fast alle Prinzen von Geblüt besaßen. Nur im Vertrauen sagte er oft ein sinnreiches, treffendes Wort, erröthete aber, wenn man es wiederholte. Fassungskraft, Fleiß und ein außerordentliches Gedächtniß erleichterten ihm seine Studien; aber leider! betrafen sie nicht unmittelbar die Pflichten und Kenntnisse eines Fürsten; er beschäftigte sich zu sorgfältig mit dem Besondern und Kleinlichen. So machte er sich durch eigene Uebung mit nützlichen Künsten vertraut. Er druckte z. B. im J. 1766, als Dauphin in 25 Exempl.: Maximes morales et politiques, tirées de Télémaque, imprimées par Louis-Auguste Dauphin. Versailles, de l'imprimerie de Monseigneur le Dauphin. Er hatte diese Maximen aus Fenelons Werk selbst gezogen. Auch konnte er sich über geographische oder chronologische Einzelnheiten gut unterhalten; aber das Pragmatische der Geschichte, wodurch sie Könige warnend belehrt, war ihm fremd geblieben, ungeachtet er als Dauphin gute historische Werke gelesen, und sogar Hume's Geschichte des Sturzes Carls I., Walpole's Werk: Historische Zweifel über die Verbrechen, deren Richard III. beschuldigt worden, und: Bruchstücke aus Gib-

bon's Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs, übersetzt hatte. Letztere Uebersetzung erschien unter dem Namen des Herrn le Clerc de Sept Chenes, Vorlesers Ludwigs XVI. Aufrichtig fromm und duldsam neigte er sich, obgleich im Mißtrauen gegen die Philosophen aufgewachsen, zu einer den Menschen und Völkern wohlwollenden Philosophie hin. Die Tugenden seines Vaters, die stille Häuslichkeit seiner Mutter, hatten ihm einen sittlich-religiösen Sinn tief eingeprägt. Doch sein Beispiel sollte zeigen, wie unzureichend auf dem Throne die Tugenden eines Privatmannes sind. Er wählte den Grafen Maurepas, einen Mann von Geist und Erfahrung, der aber frivol dachte und in Epigrammen glänzen wollte, zu seinem Staatsminister; an des verrufenen Abbé Terrai Stelle übertrug er das Finanzwesen dem aufgeklärten, genialen und rechtschaffenen Türgot, der streng nach philosophischen, zum Theil physiokratischen Grundsätzen, die Gebrechen des Staats durch umfassende Reformen zu heilen sich vornahm. Er sah in den privilegirten Ständen die Quelle alles Uebels. Aber sogleich vereinigten sich gegen ihn die Freunde der alten Mißbräuche, der hohe Adel, der Hof und die Geistlichkeit. Als nun auch die Parlamente auf Maurepas's Rath, gegen Türgots Meinung, wieder hergestellt worden waren, so verwickelte der Meinungskampf der alten mit der neuen Zeit mehr, als je die Schritte der Regierung. Der Graf von Vergennes leitete die auswärtigen Angelegenheiten; Graf Muy war Kriegs-, und Sartine Seeminister. Die neuen Theorien, welche Türgot im Staatsrathe vortrug, hatten zwar den Beifall der Philosophen; auch nahmen die geistreichen Männer und Frauen, welche Mad. Helvetius, Mad. Geoffrin, Mlle. Espinasse, die Prinzessin von Beauveau und die Herzogin d'Enville bei sich versammelten, lebhaften Antheil an Türgots liberalen, von den edelsten Fürsten Europa's, von Joseph II. und Leopold, laut gebilligten Plänen; allein die Unzufriedenen fanden an den alten Parlamenten eine Stütze ihres öffentlichen und geheimen Widerstandes. Beschwerliche Frohndienste, willkürliche Abgaben, die Leibeigenschaft in den Gebirgen des Jura und die Folter wurden abgeschafft; mehreres Gute ward ohne stürmische Neuerungssucht vorbereitet; doch konnte Türgot des Königs Furchtsamkeit, den Kampf mit der Geistlichkeit, dem Adel und den Parlamenten entschlossen zu bestehen, nicht überwinden. Diese Corporationen vereinigten sich gegen den Minister; die Nation war auf Türgots Seite, aber selbst ohne Stellvertreter, konnte sie ihm gegen den Bund der Privilegirten keinen Beistand leisten. Da die mindere Zahl in den Classen der Letztern den Grundsätzen Türgots zugethan war, so gewannen die Uebrigen den Pöbel, und reizten ihn gegen das Edict auf, das den Getreidehandel frei gab. Schon damals fielen Auftritte vor, wie zur Zeit des Pöbelregiments in der Revolution. Der furchtsame, unerfahrne Ludwig glaubte sich vom Volke gehaßt, und war gegen die Meuterer nachgiebig; endlich gebrauchte er auf Türgots und Muys Vorstellungen Nachdruck, und die Unruhen, welche man in Paris la guerre des farines nannte, wurden gedämpft, nach der Amnestie vom 17ten Mai 1775. Auf die Krönung des Königs (11ten Juni 1775) folgte die Ernennung des edeln gewissenhaften Malesherbes zum Minister. Er war Türgots Freund. Beider gemeinschaftliches Wirken hätte vielleicht den Widerstand der alten Unordnung besiegt, gegen welche im Jahre 1776 sechs königl. Edicte erschienen. Unglücklicherweise aber verfuhr der neue Kriegsminister, der Graf von St. Germain, in seinen Neuerungen ge-

waltsam, und griff nicht Vorurtheile, sondern den militärischen Geist der Franzosen selbst an. Die aufgehobenen oder verminderten Corps, und der beleidigte Militäradel erklärten laut ihren Unwillen über das, den höhern Ständen ohnehin verhaßte Neuerungssystem. Der Staat gehe dabei zu Grunde, war das allgemeine Geschrei, und das Parlament weigerte sich, fünf Edicte des Königs einzuregistriren. Ludwig entschloß sich zwar, sein Ansehn durch ein Lit de justice den 12ten März 1776 zu behaupten; aber die Königin, eine Fürstin, die ihrem Gemahle eben so an Lebhaftigkeit des Verstandes als an Witz überlegen war, und dabei den Glanz und die Freude liebte, folgte, nebst Maurepas, der Türgots geheimer Feind war, der öffentlichen Stimme. Ihr vermochte der König nicht zu widerstehen. Er wankte; das Deficit, welches die Bezahlung der Schulden und die Krönungskosten im J. 1775 hervorbrachten, flößte ihm Mißtrauen gegen Türgots philosophische Ansichten ein. Malesherbes nahm seinen Abschied; Türgot mußte ihn nehmen. Die Privilegirten hatten gesiegt; aber der Haß des dritten Standes und die Sehnsucht aller Hellsehenden und Wohlmeinenden nach einer durchgreifenden Reform wurden nur um so größer. Doch wollten sie keinen Umsturz des Ganzen; ihre kühnsten Wünsche blieben innerhalb der Schranken einer monarchischen Form, bis der nordamerikanische Freiheitskrieg den Zündstoff in diese brennbare Masse warf. Der Tag, wo Ludwig XVI. das Bündniß mit den nordamerikanischen Staaten schloß, den 6ten Febr. 1778, bestimmte sein Schicksal: denn der hieraus entstandene Krieg von 1778 bis 1782, (welcher Frankreich nach Audouin 1400 Mill. Livres gekostet hat) machte die Nation und das Heer mit republikanischen Ideen vertraut, und führte ein unheilbares Deficit, dieses die allgemeine Ständeversammlung, diese aber den Fall des Monarchen und der Monarchie herbei. Ludwig selbst war gegen die Theilnahme an diesem Kriege; allein er ward im Staatsrathe überstimmt, indem die Minister glaubten, den Flor des französischen Handels dadurch auf Englands Ruin zu gründen. Nach Türgots Entfernung nahm die Verschwendung bei Hofe zu; während Ludwig sich jede große Ausgabe versagte, bewilligte er sie nur zu leicht der Königin und den Prinzen des Hauses. Er bezahlte die Schulden des Grafen Artois. Luxus und Pracht machten die verschiedenen Hofhaltungen überaus kostbar. Man spielte hoch; man baute; man hielt Wettrennen; man befriedigte jeden Einfall, und Ludwigs Mißbilligung, der sich oft diesen Festen entzog, galt für das Zeichen gemeiner Gesinnung. Die Regelmäßigkeit seiner Lebensweise, wo Studien und häusliche Freuden mit ernstern Geschäften wechselten, machte auf die fröhlichen Verschwender keinen Eindruck. Ludwig wußte nicht dem Hofe und den Prinzen Ehrfurcht einzuflößen. Die Königin überließ sich ihrem fröhlichen Sinne. Geschmack und Kunstsinn herrschten in den Festen von Versailles und Klein-Trianon, aber auch die Mode mit ihren Launen. Maurepas durchschaute entweder nicht, wohin das Alles führen mußte, oder er fügte sich mit egoistischem Leichtsinne in die Nothwendigkeit. Das Vergnügen war auch sein Element. Er blieb dirigirender Minister bis an seinen Tod, den 21sten Nov. 1781; doch theilte er das Vertrauen Ludwigs mit der geistvollen Königin, und mit Jedem, der den Monarchen durch Vorspiegelungen von Gemeinwohl zu täuschen vermochte. Der Wechsel mit den Finanzministern, Clugny, Taboureau, Necker, Joly de Fleury und d'Ormesson vermehrte die Verwirrung. Anerkannt war das Daseyn großer Mißbräuche;

aber eben so unmöglich das Ausreißen ihrer tiefen Wurzel. Die Verabschiedung Neckers, dem sein stolzer compte rendu Haß und Verfolgung zugezogen hatte, ward vom Tiers Etat, um dessen Gunst Necker buhlte, als ein öffentliches Unglück betrachtet. So herrschte in der öffentlichen Meinung längst vor der Revolution eine wahre Anarchie, die selbst bis in den Staatsrath drang. Nach dem Frieden von Versailles 1783, der einige Vortheile brachte, die jedoch den Aufwand nicht aufwogen, ward der höchst leichtsinnige, viel versprechende und wenig leistende Calonne Finanzminister. Zwar behauptete Vergennes in den auswärtigen Verhältnissen (z. B. in dem Scheldestreite), die Ehre der franz. Krone; allein der Handelstractat, den er im J. 1786 mit England abschloß, ward als der größte Fehler seiner Staatsverwaltung betrachtet, ob er gleich eine Folge der geheimen Bedingungen des Tractats von Versailles war. Auch machte man ihm den Vorwurf, daß er die von Joseph II. angebotene, vortheilhafte engere Verbindung nicht angenommen und dadurch Oesterreichs Annäherung an Rußland veranlaßt habe. Der König selbst verrieth eine gefährliche Schwäche, daß er Minister, deren Plane er anfangs gut hieß, vor deren Ausführung entließ. Man erzählt, er habe zuweilen seine Nebenstunden mit Schlosserarbeit ausgefüllt, und sey dabei zum Genuß von starken Getränken verleitet worden. Dieß und die Arbeit beim Feuer hätten sein Blut zu sehr erhitzt und seine Ueberlegung geschwächt, späterhin aber hätte seine natürliche Indolenz, bei zunehmender Körperstärke, die selbstständige Kraft und freie Thätigkeit seines Geistes gehindert, und eine phlegmatische Gleichgültigkeit erzeugt. Allein man weiß auch, daß Ludwig sich gern wissenschaftlich beschäftigte, und gemeinnützige Unternehmungen mit Liebe betrieb. Er entwarf mit vieler Einsicht den Plan und die Instruction für la Perouse zu einer Reise um die Welt, im J. 1786. Mehrere Stellen in letzterer sprechen auf eine rührende Art den wohlwollenden Sinn dieses arglosen Fürsten aus. Er beklagte das unglückliche Schicksal dieses Seefahrers oft mit den Worten: „Ich sehe zu wohl, daß ich nicht glücklich bin." Sein Wohlwollen machte ihn besonders für die ärmern Geistlichen besorgt; indeß befolgte er auch den Grundsatz Ludwigs XV., Bisthümer und reiche Pfründen keinem aus dem Bürgerstande zu geben. Eine eben so unbillige und weit nachtheiligere Scheidungslinie zog er bei der Armee, wo er die militärischen Grade ausschließend dem Adel bestimmte. Der dritte Stand mußte schweigen; aber desto bitterer und leidenschaftlicher erklärte sich die Menge über den Hof und die höhern Stände, als der berüchtigte Halsbandprozeß gegen den Cardinal Prinzen von Rohan den 15ten August 1785 seinen Anfang nahm. Das schändliche Libell der gebrandmarkten Gräfin de la Mothe und ihres Mannes streute die gröbsten Verleumdungen gegen die unschuldige Königin aus, die von dem Volke nur zu leichtgläubig aufgenommen wurden. Der Thron wurde durch diesen Vorfall herabgewürdigt, und man glaubt, daß schon damals der unversöhnliche Feind der Königin, der Herzog von Orleans, die verächtliche la Mothe als ein Werkzeug seines Hasses benutzt habe. Bei dieser Gährung der öffentlichen Meinung überredete Calonne den König, die Notabeln zu berufen, und die heimlichen Republikaner triumphirten, daß die Verlegenheiten des Schatzes einen solchen Schritt nöthig machten. Zum Unglück starb der Graf von Vergennes, den 13ten Febr. 1787; und den 22sten Febr. eröffnete der König die Versammlung mit einer Rede, die auf die Gemüther nicht vortheilhaft wirkte. Die

Deficit (der General-Controlleur hatte es zu 112 Mill. angegeben; man schätzte es aber auf mehr als 140 Mill.) machte Calonne's Pläne verdächtig. Es bildete sich eine Opposition, und Calonne erhielt den Abschied. Das Parlament widersprach zwei neuen Auflagen (timbre et subvention territoriale), welche den großen Gutsbesitzern lästig fielen, und verlangte die Zusammenberufung der Reichsstände. Dieses große Wort zerriß wie ein Blitzstrahl den dunkeln Schleier der Zukunft. Die Nation hörte es mit Jauchzen; der Hof zitterte. Ludwig wagte ein Lit de justice; aber das Parlament erklärte es für ungültig. Nach Lacretelle war ein Calembourg der Funke, welcher die Mine zündete, die den Thron umstürzte, indem die verdorbene, durch Ideen und Leidenschaften aufgeregte, durch Haß und Verachtung erbitterte, durch den Anblick vielfacher Noth zur Verzweiflung gebrachte, und durch Nordamerika für die Freiheit begeisterte Masse der Nation Ziel und Maß zu halten unfähig war (s. franz. Revolution). Der König verwies das Parlament nach Troyes. So war der Krieg zwischen dem Throne und der Nation erklärt. Ueberdieß hatte damals die Regierung bei dem Kampfe der holländischen Patrioten mit dem Erbstatthalter im J. 1787 ohne Würde gehandelt; dadurch verlor sie vollends ihr Ansehn in Frankreich. Der König selbst zeigte gegen seine nächsten Umgebungen, die sich, wie z. B. der Duc de Coigny, in die Einschränkungen des Hofstaates nur mit dem größten Widerwillen fügten, eine an Schwachheit gränzende Gutmüthigkeit. Die Partei Orleans arbeitete insgeheim und öffentlich dem Minister Lomenie de Brienne entgegen. Man unterhandelte endlich mit dem Parlamente. Es kam zurück. Aber der Herzog von Orleans reizte dessen Widerstand von neuem auf. Die Schritte wurden seit dem 19ten Nov. 1787 auf beiden Seiten immer gewaltsamer; in Bretagne brach im Juni 1788 die Empörung aus; der Adel und die Officiere des Regiments Bassigny wagten es daselbst zuerst, die Waffen gegen die Befehle des Königs zu führen. Selbst die Geistlichkeit foderte ungestüm die Berufung der Stände. (Ueber die verderblichen Intriguen der Royalisten überhaupt geben Besenvals und Molleville's Memoiren Aufschluß). Der schwache, in allen seinen Plänen gehinderte Prinzipalminister Brienne ging ab, und Necker trat im J. 1788 als Director der Finanzen in den Staatsrath ein, mit der eiteln Ueberzeugung, Alles retten zu können, indem er Alles aufs Spiel setzte. Ludwig versammelte zum zweiten Male die Notabeln, um die Form der Stände und der Abstimmung festzusetzen. Hier bewilligte er dem dritten Stande die doppelte Repräsentation, so daß er nun an Zahl den beiden andern Ständen gleich war. Den 5ten Mai 1789, fünf und zwanzig Jahre vor der Wiederherstellung des Thrones, den er umstürzte, ward der Reichstag eröffnet! Mitten unter dem Parteienkampfe der Privilegirten und der neuen Theorien, stand der König fromm und schüchtern, verlassen und allein. „Gott verhüte, sagte er zu dem Adel, welcher sich mit dem dritten Stande nicht vereinigen wollte, daß ein einziger Mensch um meiner Angelegenheiten willen umkomme!“ Er suchte einzig nur das Gemeinwohl mit redlichem Willen. Um ihn her aber schwankte Alles; wie sollte er Festigkeit zeigen! Die Demokraten haßten ihn als König; die Emigranten und die in Frankreich zurückgebliebenen Aristokraten hielten ihn für untauglich zur Regierung. Er selbst brachte dem Staate die größten Opfer, sogar solche, die seine persönliche Sicherheit in Gefahr setzten, z. B. die Entlassung seiner Leibwache. Dennoch konnte er der giftigsten

Verleumdung nicht entgehen. Unter andern verbreitete man, daß er eine heimliche Acte ausgestellt und darin gegen Alles protestirt habe, was von ihm gegen die alten königlichen Vorrechte gezwungener Weise bewilligt worden sey. Mitten unter den gröbsten Beschuldigungen erschien doch auch — so ist der Sinn des Franzosen! — zu Zeiten ein glänzendes Schmeichelwort. Als Ludwig XVI. der Nationalversammlung den 4ten Febr. 1790 beiwohnte, ließ die Nationalgarde von Versailles eine goldene Münze schlagen, worauf ein Pelikan vorgestellt war, der seine Jungen mit Blut nährt. Die Umschrift hieß: François, sous cet emblême adorez votre Roi! — Die Tage des 11ten, 12ten und 14ten Juli 1789; die Nacht des 4ten Augusts; der greuelvolle 5te und 6te October; die vereitelte Flucht des Königs den 21sten Juni 1791, wo Ludwig unentschlossen, Gewalt zu gebrauchen, Bouillé's Plan zu seiner Rettung selbst vernichtete und zugleich durch die zurückgelassene Erklärung an seine Unterthanen die öffentliche Meinung gegen sich aufbrachte; die Annahme der Constitution, den 14ten Sept. 1791, welche ihn für unverletzlich erklärte; der Angriff des Pöbels von Paris auf den königlichen Palast den 20sten Juni 1792, wo Ludwig eben so standhaft als würdevoll unbefangen die Foderungen der demokratischen, mit Orleans verbundenen Faction zurückwies und den 22sten öffentlich erklärte, nie werde Gewalt seine Zustimmung erzwingen zu dem, was er dem allgemeinen Wohle für nachtheilig halte; die Katastrophe des 10ten Augusts, der Ludwig unterlag, weil er die Gefahr zu besiegen nicht den Muth hatte; seine Verhaftung in der Nationalversammlung, in deren Mitte er sich geflüchtet hatte; endlich der schändliche Prozeß vor dem Convente, wo er, über sein Unglück erhaben, mit Würde und Gegenwart des Geistes die Anklagepunkte beantwortete; diese Ausbrüche der entfesselten Parteienwuth gehören in die Geschichte der französischen Revolution. (S. über die Flucht des Königs den Bericht des Herrn von Valory, in der Minerva, Nov. 1815.) Der König bewies unter diesen Mißhandlungen den Muth der Unschuld und eine Geistesstärke, welche man früher an ihm nicht gekannt hatte. Als Gefangener der Gemeinde von Paris im Tempel versagte man ihm, bis kurz vor seinem Tode, Feder, Dinte und Papier. (S. Clery's, des treuen Dieners seines Königs, Journal de ce qui s'est passé à la tour du temple pendant la captivité de Louis XVI. und Hue's (der Ludwig in den Tempel folgte), Schrift über denselben Gegenstand. Seine gewöhnliche Beschäftigung war der Unterricht seines Sohnes und Lectüre. Er zog lateinische Schriftsteller den französischen vor. Fast täglich las er im Tacitus, Livius, Seneca, Horaz, Virgil und Terenz; in seiner Muttersprache aber gewöhnlich nur Reisebeschreibungen. Am Abend vor seinem Tode fand er, daß er in den fünf Monaten und sieben Tagen seiner Gefangenschaft 257 Bände gelesen habe. — Ludwig ward, nachdem man bei wiederholter Zählung eine künstliche Mehrheit von 5 oder 6 Stimmen auf 721 Stimmende, für das Todesurtheil herausgebracht hatte, zum Tode verurtheilt, und, ohne auf die, von seinen Vertheidigern Malesherbes, Tronchet und Deseze eingelegte Berufung auf die Nation zu achten, noch ihm die erbetene dreitägige Frist, um sich auf seinen Tod vorzubereiten, zu bewilligen, im 39sten Lebensjahre, im Angesichte seines ehemaligen Palastes, den 21sten Jan. 1793 guillotinirt. S. Posselts Prozeß gegen den letzten König von Frankreich, Ludwig XVI. Nürnb. 1802. Er starb mit dem Muthe christlich frommer Ergebung. Sein letztes Wort, das seine Unschu

etheuerte und seinen Richtern vergab, wurde durch Trommelwirbel nd durch das Geschrei erstickt: Es lebe die Republik!! Ueber Ludwigs letzte Stunden s. Memoirs of the Abbé Edgeworth, (des Priesters, der ihn zum Tode vorbereitete) containing his narrative f the last Hours of Louis XVI, Lond. 1816. (Vergl. Zeitgenossen I. 4.) Die Franzosen sind nur gerecht, wenn sie die Herzensgüte dieses Monarchen der Heinrichs IV. gleichstellen. Ludwig eigte schon in seiner Jugend eine in den höhern Ständen seltene Empfindsamkeit. Er brauchte den Unglücklichen nicht zu sehen; hörte er on ihm reden, so vergoß er Thränen, und eilte ihm zu helfen. Unerkannt milderte er das Elend in den Hütten und unter den Dachbewohnern. Als er nach dem Tode seines Vaters, des Herzogs von Bourgogne, zum ersten Male bei Hofe als Dauphin begrüßt wurde, onnte er sich der Thränen nicht erwehren. Noch größer war sein Schmerz beim Tode Ludwigs XV. „O Gott, rief er aus, soll ich enn das Unglück haben, regieren zu müssen!“ Sein Lieblingsgrundsatz und die Regel seiner Handlungen war: „die Könige sind nur eßhalb auf der Erde, um durch ihre Regierung die Völker glücklich und durch ihr Beispiel tugendhaft zu machen.“ Er befreite das Volk von der Abgabe bei der Thronbesteigung, berief die Parlamente wieder und gab das Beispiel der Wirthschaftlichkeit. Die Errichtung des Leihhauses und der Discontocasse, die Aufhebung der Frohnen, der Tortur und der Leibeigenschaft im Jura, sind nur einige seiner wohlthätigen Verfügungen. Er entließ daher Minister, welche ihre Gewalt mißbrauchten. Er ließ die Staatsgefängnisse untersuchen, und befreite die unschuldigen Opfer der Willkür. Man vergleiche die Zahl der Gefangenen in der Bastille am 14ten Juli 1789, und die unter Napoleon Bonaparte im J. 1813! Ludwig erklärte, daß er nie einen Verhaftbrief, lettre de cachet, im Voraus unterzeichnen würde. Kurz, er beabsichtigte nichts als das Glück und die Liebe des Volks. Auf seiner Reise nach Cherbourg im J. 1786, wo er den berühmten Hafenbau seit 1784 zuerst unternommen und 37 Mill. Livres dazu bestimmt hatte, erhielt er die unzweideutigsten Beweise von der Liebe der Franzosen. Er schrieb damals an die Königin: „die Liebe meines Volks hat mich in meinem Innersten gerührt; denke Dir, ob ich nicht der glücklichste König auf Erden bin?“ Und in seinem Testamente vom 25sten Dec. 1792, (s. den Abdruck desselben im Journ. de Francf. Nr. 25, 25 Janv. 1816.) sagt dieser Monarch: „Ich vergebe von ganzem Herzen denen, die sich als meine Feinde betrugen, ohne daß ich ihnen dazu Ursache gab; und ich bitte Gott, ihnen zu vergeben. Meinen Sohn aber ermahne ich, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, stets daran zu denken, daß er allen Haß und alle Empfindlichkeit vergesse, namentlich in Beziehung auf mein Unglück und meine Leiden. Ich empfehle ihm, stets zu bedenken, daß man sich ganz dem Glücke seiner Mitbürger widmen soll; daß er das Glück seiner Völker nur dann macht, wenn er nach den Gesetzen regiert, daß aber der König dem Gesetze nur dann Achtung verschafft, und seinen guten Zweck erreicht, so weit er das dazu nöthige Ansehn besitzt.“ Mit derselben Gesinnung schrieb er an Monsieur (Ludwig XVIII.) folgenden von Hrn. Despreaux im J. 1815 bekannt gemachten Brief: „Ich gehorche der Vorsehung und der Nothwendigkeit, indem ich mein unschuldiges Haupt auf das Blutgerüst trage. Mein Tod legt meinem Sohne die Bürde der königlichen Würde auf. Sey sein Vater und regiere den Staat, um denselben ihm ruhig und blühend zu übergeben.

Meine Absicht ist, daß du den Titel eines Reichsverwesers annimmst; mein Bruder Carl Philipp wird den eines Lieut. Generals annehmen. Allein weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch die Versicherung einer weisen Freiheit und guter Gesetze wirst du meinem Sohne sein durch die Aufrührer usurpirtes Erbtheil wiedergeben. Vergiß nie, daß es mit meinem Blute gefärbt ist, und daß dir dieses Blut Gnade und Verzeihung zuruft! Dein Bruder bittet dich darum, und dein König befiehlt es. Gegeben im Thurme des Tempels, am 20sten Jan. 1793." — Ludwigs Grab befand sich auf dem Magdalenen-Kirchhofe zu Paris, zwischen den Gräbern derer, die einst bei seinem Vermählungsfeste im J. 1774 im Gewühle auf dem Ludwigsplatze erdrückt worden waren, und zwischen dem Grabe der am 10ten August 1792 in der Vertheidigung des Königs gefallenen Schweizer. Ein Privatmann hatte diesen Platz in der Revolution gekauft und seines unglücklichen Königs Andenken still gefeiert, bis Ludwigs XVI. Tod in allen Kirchen Frankreichs seit 1815 wieder öffentlich durch die Vorlesung seines Testamentes gefeiert wurde. — Desodoard's Werk über die Geschichte dieses Fürsten ist unbedeutend; J. J. Regnault's Siècle de Louis XVI., sehr einseitig, es preiset u. a. die erste Constitution von 1791 als ein chef d'oeuvre de l'univers, welche man bald darauf in Frankreich eine monströse Mißgeburt nannte. Des Grafen von Angiviller, welcher in Hamburg unter dem Namen Truemann lebte, Brief an Ludwig XVI., geschrieben am Tage nach der Taufe des Dauphin, ist ein schätzbarer Beitrag zur Charakteristik des unglücklichen Monarchen. Die kürzlich erschienene Vie privée et politique de Louis XVI., avec un précis historique sur Marie-Antoinette, Mme. Elisabeth etc., par M. A. . . enthält nur wenig unbekannte Materialien. De Moulières Esquisse du Portrait de Louis XVI. K.

Ludwig XVII. oder **Ludwig Carl Capet**, geb. den 27sten März 1785, und seit 1789, wo sein älterer Bruder starb, Dauphin, wurde zugleich mit seinem Vater, Ludwig XVI., seiner Mutter, Schwester und Tante, den 10ten Aug. 1792 in das Gefängniß des Temple gebracht. (S. d. Art. Antoinette.) Nach Ludwigs Hinrichtung riefen die Royalisten den jungen Capet, wie ihn die Republikaner nannten, unter dem Namen Ludwig XVII. zum Könige von Frankreich und Navarra aus; und Monsieur, der Graf von Provence, erklärte sich während der Minderjährigkeit des jungen Ludwig zum Regenten von Frankreich. Die Machthaber in Frankreich abrissen das Kind, sechs Monate nach des Vaters Tode, von der Seite seiner Mutter, und übergaben ihn der Aufsicht des Schusters Simon, eines unwissenden, wilden Jacobiners. Von diesem Manne erlitt der Knabe, welcher die glücklichsten Anlagen des Kopfes und Herzens mit einer sanften und einnehmenden Bildung vereinigte, eine so unsinnige Behandlung, daß er, durch Schändlichkeiten aller Art betäubt, die Freude am Leben mit der Kraft zugleich verlor, und funfzehn Monate lang ein hartnäckiges Stillschweigen beobachtete, bis er an den Folgen dieser Qual, an der Rachitis, den 7ten Juni 1795 im Tempel starb. S. Vie du jeune Louis XVII., par A. Antoine. Paris 1816. Vier Pseudo-Ludwige XVII. sind bereits zu verschiedenen Zeiten aufgetreten, ohne jedoch viel Aufsehn zu machen. K.

Ludwig XVIII. (le-desiré), Ludwig Stanislaus Xaver, sonst Graf von Provence, dritter Sohn des Dauphin, des Sohnes Ludwigs XV., Bruder Ludwigs XVI., geboren den 17ten November 1755, ver-

mählt den 14ten Mai 1771 mit Marie Josephe Louise, Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, welche im Jahre 1810 starb. Er hieß nach dem Regierungsantritte seines Bruders im Jahre 1774 Monsieur; nach dem Tode Ludwigs XVI. Regent von Frankreich. Nach dem Tode seines Neffen (s. d. vorigen Art.) nannte er sich Ludwig XVIII., Europa aber, selbst England, erkannte ihn als König von Frankreich nicht eher an, als nach der Einnahme von Paris, den 31sten März 1814. Als König von Frankreich und Navarra regierte er, anfangs durch seinen Bruder, Monsieur, Grafen von Artois, der als Generallieutenant und Statthalter in Paris den 13ten April 1814 an die Spitze der provisorischen Regierung trat; hierauf übernahm er selbst die Regierung durch seine Bekanntmachung aus St. Quen, den 2ten Mai 1814. Er zählt seine Regierungsjahre vom Tode seines Neffen, Ludwig XVII., an. Während der Regierung seines Bruders nahm er sehr wenig Antheil an dem Factionen-Umtriebe und an den Lustbarkeiten des Hofes. Ludwig XVI. beschäftigte sich am liebsten mit Landcharten; der Graf von Provence mit Büchern; beider Gemahlinnen folgten andern Lieblingsneigungen. Man bemerkt, daß Ludwig XVIII. in frühern Jahren viel Sinn für Poesie gezeigt hat, und Verfasser mehrerer artiger Gedichte ist. Auch hat er einige Bände von Gibbons Geschichte ins Französische übersetzt, und sich mit dem Studium der Philosophie beschäftigt. Bei der ersten Versammlung der Notabeln im Jahre 1787 stand er an der Spitze des ersten der sieben Ausschüsse, und schien aus Ueberzeugung auf die Seite der Opposition gegen den Generalcontroleur der Finanzen, Calonne, zu treten; wenigstens wurde dieser von dem Ausschusse unter dem Vorsitze des Grafen von Provence am heftigsten angegriffen. Das Volk faßte daher eine Vorliebe für ihn; und als er vom Könige den Auftrag erhielt, dem Oberrechnungshofe die Einregistrirung einiger Edicte anzubefehlen, begrüßte ihn das Volk mit Freudengeschrei. Sein Bruder hingegen, der Graf Artois, welcher nicht zur Opposition gehörte, wurde mit Beleidigungen überhäuft. Bei der zweiten Versammlung der Notabeln, welche der König den 9ten November 1788 eröffnete, sprach Necker den Wunsch aus, daß der dritte Stand eine doppelte Repräsentation haben möchte. Der Graf Artois und die Prinzen der beiden Häuser Condé widersetzten sich diesem Verlangen; der Graf von Provence hingegen war ihm geneigt; daher machte ihm der Prinz von Conti in der Sitzung vom 28sten November nachdrückliche Vorstellungen. „Die Monarchie werde angegriffen; es sey nothwendig, um den Staat zu erhalten, die neuen Formen zu verbannen, die alten aber unverletzt zu erhalten." Der König war mit diesen Aeußerungen, welche die Schritte des Ministers, folglich auch die des Königs, tadelten, unzufrieden; er schrieb daher an Monsieur: „Die Prinzen können sich mit ihren Vorstellungen unmittelbar an mich wenden; in der Versammlung aber sollen sie sich nicht von den Gegenständen entfernen, für welche ich die Notabeln berufen habe. Ich verbiete den Ausschüssen, mit diesen fremdartigen Fragen sich zu beschäftigen, und verlange, daß sie in dem ordentlichen Gange der Geschäfte fortfahren." Indessen erklärte sich von allen sechs Ausschüssen dieser Versammlung ein einziger, der unter Monsieur's Vorsitz, für die doppelte Zahl der Deputirten des dritten Standes; die übrigen hatten sie mit einer kleinen Stimmenmehrheit verworfen. Der König bekräftigte die Meinung Monsieur's, behielt aber, was damit im Widerspruche stand, die getrennte Berathschlagung der drei Stände bei. In der Revolution

konnte Monsieur so wenig, als der König selbst, den Verleumdungen der Volkspartei entgehen. Nach der Zerstörung der Bastille begleiteten die beiden Brüder den König, am 15ten Julius, in den Saal der Nationalversammlung, wo Ludwig derselben erklärte, daß er auf die Liebe und Treue seiner Unterthanen rechne, und daher den Truppen Befehl gegeben habe, sich von Paris und Versailles zu entfernen. Aber das Volk in Paris hatte den Grafen Artois in Paris bereits geächtet; dieser verließ daher den 16. Jul. mit seinen zwei Söhnen das Königreich. Ihm folgten die Prinzen von Condé und Conti, die Herzöge von Bourbon, von Enghien und von Luxemburg. Monsieur blieb. Als das Volk die Hinrichtung des Marquis von Favras verlangte, weil er den König habe entführen, und eine Gegenrevolution machen wollen, woran auch der Graf von Provence Theil genommen, begab sich dieser den Tag nach der Verhaftung des Marquis, den 26sten December 1789, auf das pariser Stadthaus, um sich persönlich wegen jener Beschuldigung zu rechtfertigen. „Er stehe mit dem Marquis in keiner andern Verbindung, als daß dieser ihm habe zwei Millionen Livres zur Bezahlung seiner Schulden negociren sollen.“ Von diesem Gelde glaubte das Volk, es sey zur Anwerbung von Truppen bestimmt gewesen. Der Marquis wurde vom Chatelet zum Tode verurtheilt, und den 19. Februar gehangen. Endlich bewogen die stürmischen Bewegungen der Parteien in Paris den König, sich an die Gränze des Königreichs zu begeben. Ludwig schlug die Straße von Montmedy, der Graf von Provence aber die nach Mons ein. Jener wurde in Varennes den 21sten Junius 1791 angehalten; dieser entkam glücklich nach Brüssel. Er nahm hierauf an den Schritten der Emigranten in Coblenz Theil, protestirte gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung und die Beschränkung der Freiheit des Königs. Auf des Königs Auffoderung an ihn, vom 30sten und 31sten October 1791, daß er zurückkehren solle, erließen die Prinzen eine Erklärung, daß sie die Constitution als ein Werk von Aufrührern ansähen, daß der König zwar den Besitz des Königreichs habe, aber nicht als Eigenthum, sondern als Fideicommiß, das er seinen Nachfolgern so überliefern müsse, wie er es bekommen. Solche Ansichten machten die Trennung zwischen Alt- und Neu-Frankreich, wie man den Hof der Prinzen und das kleine Heer der Prinzen von Condé nannte, unheilbar, und verwickelten den König immer tiefer in den Haß der Parteien. Die gesetzgebende Versammlung erklärte den 16ten Jan. 1792 den Grafen von Provence seines Rechts auf die Regentschaft für verlustig. Bald darauf brach der Krieg aus. Die beiden Brüder des Königs schlossen sich an der Spitze von 6000 Mann Cavalerie an die preußische Armee an. Nach Ludwig XVI. Tode nahm Monsieur den Titel, Regent von Frankreich, an, und ernannte den Grafen von Artois zu seinem Generallieutenant. Hierauf verlegte er, unter dem Namen eines Grafen von Lille, seinen Hof nach Verona. Hier wurde er im Jahre 1795, nach dem Tode seines Neffen, von den Emigranten zum Könige von Frankreich und Navarra ausgerufen. Alle Unfälle, die ihn seitdem trafen, ertrug er mit Würde und Fassung. Als ihn das Jahr darauf der venetianische Senat, durch Bonaparte's Drohungen erschreckt, nöthigte, Verona zu verlassen, unterwarf er sich zwar dieser strengen Maßregel; doch ließ er sich bei seiner Ankunft in Venedig das sogenannte goldene Buch vorlegen, in welchem die Namen der edeln Familien Venedigs standen, und Aller, die gleiche Privilegien besaßen. Er suchte den Namen Heinrichs IV., und durchstrich denselben. Jetzt führte er, gleich Carl II. nach der Schlacht

ei Worcester, ein wanderndes Leben, unterstützt von fremden Höfen und einzelnen Freunden des Hauses Bourbon. Ludwigs Lage erregte Mitleid, selbst bei seinen Feinden. Von Venedig ging er zuerst zum Condé'schen Heere am Rhein, um als Freiwilliger zu dienen, ward aber genöthigt, die Armee zu verlassen. Nun begab er sich nach Blankenburg, wo er unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig lebte, und einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Frankreich, namentlich mit Pichegrü unterhielt. Nach dem Frieden vom Jahre 1797 begab er sich nach Mitau, wo er die Vermählung des Duc d'Angouleme mit Ludwigs XVI. Tochter feierte. Als aber Paul I. ihm den fernern Aufenthalt in seinen Staaten untersagt hatte, erlaubte ihm die preußische Regierung, sich in Warschau niederzulassen. Hier machte Bonaparte im Jahre 1803 einen Versuch, den Prätendenten zur Entsagung zu bewegen. Allein dieser wies alle glänzende Anerbietungen von sich, und antwortete dem Unterhändler des ersten Consuls den 28sten Februar: „Ich verwechsele Herrn Bonaparte nicht mit seinen Vorgängern; ich schätze seine Tapferkeit, seine militärischen Talente, und weiß ihm Dank für manches Gute, das er meinem Volke erzeigt. Allein nie werde ich meine Rechte aufgeben, treu dem Range, in welchem ich geboren bin. Als Enkel des heiligen Ludwig werde ich selbst in Ketten mich achten; als Nachfolger Franz's I. will ich wenigstens sagen können, wie er: Wir haben Alles verloren, nur die Ehre nicht." Die Prinzen traten den 23sten April der Antwort des Königs bei. Jener Abgesandte war bald darauf wieder beim Prätendenten gewesen, und hatte einige Aenderung in der Form der Antwort gewünscht, weil sie den Oberconsul erbittern, und dadurch das Unglück der Bourbons vermehren könnte. Allein Ludwig änderte nichts. „Den Souverän," erklärte er, „der sich durch Bonaparte's Verlangen genöthigt glaubte, mir seinen Schutz zu entziehen, den werde ich bedauern, und gehen. Ich fürchte die Armuth nicht; ich würde, müßte es seyn, schwarzes Brot essen mit meinen Getreuen." Der hamburger Correspondent vom 9ten September mußte zwar durch ein Schreiben aus Paris vom 31sten August diese dem Prätendenten gemachte Anträge für Erdichtungen erklären; auch die mannheimer französische Zeitung erklärte sie für grundlos; allein der Moniteur widersprach nicht. Im Jahre 1805 verließ Ludwig Warschau, und ging mit Genehmigung des Kaisers Alexanders nach Mitau zurück. Die Höfe, besonders der englische, sandten ihm ansehnliche Unterstützungsgelder. Endlich nöthigte ihn der tilsiter Frieden, das feste Land zu verlassen, und er begab sich am Ende des Jahres 1807 nach England. Hier lebte sein Bruder Karl Philipp Graf von Artois, (geb. 1757), der sich seit 1795 Monsieur nannte, vom Jahre 1796 an, meistens zu Edinburgh. Ludwig hatte mehrere Schritte gethan, eine Wiederherstellung seines Hauses in Frankreich zu bewirken. So ließ er dem französischen Heerführer Pichegrü, welcher diesen Plan hatte, um Frankreich der Anarchie zu entreißen, Vollmachten durch den Prinzen von Condé einhändigen. Er schrieb an ihn, aus Riegel im Badenschen, den 24sten Mai 1796, und dieser Brief ist ein Beweis der großen Achtung und des Vertrauens, das er zu diesem „tapfern, uneigennützigen und bescheidenen" Feldherrn hatte, von dem er damals glaubte, „daß ihm die Ehre der Wiederherstellung der französischen Monarchie vorbehalten sey." Das condé'sche Corps, bei welchem der Herzog von Berry seit dem Jahre 1798 ein in russischen, und dann

in englischen Sold genommenes adeliges Cavalerieregiment commandirte, wurde durch die Ereignisse aufgelöset. Rußland wies ihm in Vollhynien Wohnplätze an. Die Prinzen des Hauses Bourbon nahmen hierauf nur aus der Ferne und mittelbar an den spätern Begebenheiten Antheil. Denn erst nach 25 Jahren sollte der Kreislauf der Revolution geschlossen seyn; und Frankreich wieder auf den Punkt gestellt werden, von welchem es 1789 ausging. Ludwig XVIII. blieb bis zur Entscheidung des letzten großen Kampfes in England, wo er zu Hartwell in Buckinghamshire sehr einfach lebte, und sich hauptsächlich mit politischen Studien beschäftigte, so daß Unglück und Erfahrung, vorzüglich aber die Kenntniß der brittischen Verfassung, seine frühern Ansichten berichtigt, und ihn für die bessern Ideen unserer Zeit empfänglicher gemacht haben können. Daß er in der Denkart seinem unglücklichen Bruder nicht unähnlich sey, beweisen mehrere Züge von Gutmüthigkeit. So erließ er bald nach dem Unglücke des französischen Heeres in Rußland an den Kaiser Alexander ein Schreiben, in welchem er die in Kriegsgefangenschaft befindlichen Franzosen, als seine Kinder, der Großmuth dieses Monarchen empfahl. Auch feierte er die Siegesfeste in England nicht mit, weil er die umgekommenen Franzosen nur bedauern konnte. Als die Verbündeten in Frankreich eingedrungen waren, begab sich der Graf von Artois den 2ten Febr. 1814 nach Basel. Sein ältester Sohn, der Duc d'Angouleme, war zu Wellingtons Armee abgegangen; der jüngere, Duc de Berry, wollte zu gleicher Zeit von Jersey aus nach der Westküste Frankreichs übergehen, was ihm aber ein Priester widerrieth. Sie machten ienen, von Ludwig XVIII. an die Franzosen, aus Hartwellhouse, den 1sten Februar 1814 erlassenen Aufruf bekannt, welcher zuerst in Bourdeaux, dann selbst in Paris, eine Partei bewog, sich für die Bourbons zu erklären, ohne welche Partei die Verbündeten schwerlich in Paris eingedrungen seyn würden. Der König versprach in jenem Aufrufe volle Amnestie des Vergangenen, Beibehaltung der Verwaltungs- und richterlichen Behörden, Fortdauer des eingeführten Gesetzbuchs (mit Ausnahme der Gesetze, welche Religionslehren zuwider wären), Schutz den neuen Eigenthümern gegen gerichtliche Klagen der alten, der Armee alle ihre Rechte, Titel und Sold, dem Senate Gewähr seiner politischen Rechte, Vernichtung der Conscription, und für sich und seine Familie jedes Opfer, das zur Ruhe Frankreichs beitragen könnte. Aber ohne die Siege der Verbündeten und Napoleons Starrsinn bei den Unterhandlungen zu Chatillon würden diese Proclamation und ähnliche, z. B. vom Herzoge von Angouleme, aus St. Jean de Luz vom 11ten Februar, dennoch keinen entscheidenden Erfolg gehabt haben. Bald nach der Aufhebung jenes Friedenscongresses, den 19ten März, traf der Graf von Artois in Nancy ein. Doch zuerst auf französischem Boden, sah der Herzog von Angouleme in Bordeaux, den 12ten März die Lilien der Bourbons aufpflanzen. Indeß erhielt die öffentliche Meinung in Frankreich, (nach 25jähriger Verwirrung einer selbstständigen Richtung nicht mehr fähig), ihre feste Richtung auf die Wiederherstellung der Bourbons erst bei dem Einzuge der Alliirten in Paris durch die Erklärung des Kaisers Alexander vom 31sten März, daß man nicht mit Napoleon oder einem Gliede seiner Familie unterhandeln wolle. Diese wichtige Erklärung, welche die Restauration entschied, hatten vorzüglich Talleyrand der Herzog von Dalberg, Louis und de Pradt in der Unterredung mit Alexander, dem Könige von Preußen, Schwarzenberg, Nessel

ode, Poppo di Borgo, und Lichtenstein am 31sten März, durch die Versicherung bewirkt, daß dieß der Wunsch der großen Mehrheit sey. s. de Pradt's Recit historique sur la restauration de la Royauté en France la 31. Mars 1814). Hierauf ernannte der Senat ine provisorische Regierung unter Talleyrand's Vorsitz, welche das Decret der Absetzung Napoleons, die der Senat am 2ten April eschlossen hatte, den 3ten April gesetzlich aussprach, und schon am ten April den Tags vorher angenommenen Constitutionsentwurf, nach welchem die Bourbons auf den Thron zurückberufen wurden, im Moniteur bekannt machte. Schon am 4. April übertrug ein Senatsdecret die Oberstatthalterschaft an den Grafen von Artois bis zu dem Zeitpunkte, wo Ludwig Stanislaus Xaver, welcher auf Frankreichs Thron berufen sey, die Constitutionsurkunde Frankreichs angenommen habe. Jetzt verließ Ludwig XVIII. sein Asyl zu Hartwell, und kam den 20sten April zu London an, von wo ihn der Prinz Regent nach Dover begleitete. Von Dover führte ihn den 23sten April der Herzog von Clarence nach Calais. Mit Ludwig XVIII. stiegen hier zugleich ans Land: die Herzogin von Angouleme, Ludwigs des Unglücklichen Tochter, der Prinz von Condé und dessen Sohn, und der Herzog von Bourbon. Als er landete, drückte er die Herzogin von Angouleme an sein Herz, und sagte: ich erhalte die Krone meiner Ahnen wieder; wäre sie von Rosen, so würde ich sie auf dein Haupt setzen; da sie aber von Dornen ist, so steht es mir zu, mir damit die Stirn zu bedecken. Das Andenken seines ersten Schrittes auf Frankreichs Boden erhält eine, in Calais aufgerichtete dorische Säule von Marmor, und die Aufbewahrung der Spur seines ersten Fußstapfens in Erz. Der König blieb hierauf in Compiegne einige Tage, wo er, so wie in St. Quen, Deputationen der Behörden von Paris empfing. Auch bewillkommneten ihn die in St. Quen der Kaiser von Oesterreich, und in Compiegne der Kaiser von Rußland. Von St. Quen erließ er am 2ten Mai die merkwürdige Erklärung, durch die er das Wesentliche der Constitution des Senats vom 6ten April in zwölf Punkten annahm, das Ganze aber, als zu flüchtig abgefaßt, einer Commission des Senats und des gesetzgebenden Körpers unterwarf. Dieser bedeutende Sieg der alten Monarchie über die Revolution wurde durch die äußern Umstände sehr begünstigt. Denn eben jene Urkunde, in welcher unwürdige Senatoren eben so voreilig, als selbstsüchtig ihren Vortheil bedacht hatten, widersprach der öffentlichen Meinung nicht minder, als dem folgerechten Monarchismus. Den 3ten Mai hielt Ludwig seinen feierlichen Einzug in Paris. Aller Hoffnungen wandten sich ihm entgegen. Hatte doch Johannes von Müller schon 1795 von ihm gesagt: Er werde der einst besser belehrten Nation, als König, Frieden und Consistenz wiederbringen!" — Als Vollzieher des Testamentes seines unglücklichen Bruders, das Vergebung empfahl, gab er die feierliche Versicherung: „Alle Untersuchungen der Meinungen und Stimmen bis zur Zeit der Wiederherstellung sind verboten. Dasselbe Vergessen des Vergangenen wird den Gerichtshöfen wie den Bürgern zur Pflicht gemacht." Hierauf bildete er sein Ministerium aus Mitgliedern der bisher bestandenen provisorischen Regierung und aus eifrigen Royalisten, wie der Kanzler d'Ambray war. Eine seiner ersten Verordnungen betraf die, bei der Lage des Staats nothwendige Beibehaltung der drückenden vereinigten Abgaben, deren Abschaffung zwar versprochen war, deren Erhebung aber nur gemildert werden konnte. Durchgreifend war die

neue Organisation der Armee, und die Einführung der neuen Constitution. Allein die Regierung verstand zu wenig den Geist der öffentlichen Meinung, noch wußte sie die geheimen und öffentlichen Parteien der Unzufriedenen durch Weisheit und Festigkeit in Ordnung zu erhalten. Sie neigte sich zu alten Vorurtheilen hin, und erfüllte keine von den gerechten Erwartungen der Nation in Ansehung der Preßfreiheit und der Herrschaft liberalen Ideen. Indeß sahen sich die alten Royalisten, so wie die Enthusiasten Napoleons, in den Träumen ihres Stolzes und ihrer Habsucht getäuscht. Jene dürsteten Rache, und griffen nach den verlornen Rechten. Diese aber, so wie die trotzigen Soldaten Bonaparte's, welche zu Hunderttausend aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, wurden nur auf kurze Zeit durch den Frieden, welchen Ludwig XVIII. der Nation, als die erste Frucht der neuen Ordnung, zum Geschenk brachte, entwaffnet. Durch diesen mit Oesterreich, Rußland, England, Preußen, Spanien, Portugal und Schweden, den 30sten Mai 1814, geschlossenen Vertrag trat Frankreich in die Gränzen zurück, die es den 1sten Jan. 1792 hatte, erhielt jedoch durch die Departements von Montblanc und Vauclüse nebst einigen Gränzstrichen, einen Zuwachs von ungefähr 160 Quadratmeilen und mehr als 400,000 Einwohnern. England gab alle Colonien zurück, bis auf die Inseln Tabago, St. Lucie, und Isle de France. Dagegen versprach Frankreich, nach fünf Jahren den Sclavenhandel abzuschaffen. Auch ließ den Franzosen die Großmuth der Verbündeten den Besitz der im Museum des Louvre und in der Bibliothek aufgestellten Kriegsbeute an Kunst und wissenschaftlichen Schätzen. Wenig Tage nach Bekanntmachung des Friedens ließ Ludwig in seiner Gegenwart durch seinen Kanzler, d'Ambray, die Constitution des Reichs, la charte constitutionelle, welche die drei Minister, d'Ambray, Montesquiou und Ferrand, entworfen, neun Senatoren und neun Deputirten aber geprüft hatten, dem gesetzgebenden Körper und den Senatoren den 4ten Juni vorlegen. Sie wurde sogleich einmüthig als des Königs Wille anerkannt und einregistrirt. Ihr Grundsatz war monarchisch: Ich der König; aber die Formen waren beschränkend, und den Foderungen der Zeit angemessen. Die durch diese Urkunde gestiftete Kammer der Deputirten der, von 131 bei Frankreich gebliebenen 87 Departements bat den König, den Beinamen des Ersehnten, Louis-le-désiré, anzunehmen. Ihre Thätigkeit wurde bald mit wichtigen Gesetzentwürfen beschäftigt, bei deren Prüfung eine besonnene Freiheit die Redner leitete. Die Wiederherstellung der Finanzen war ein Hauptgegenstand. Als bei dieser Gelegenheit die Civilliste bestimmt werden sollte, erklärte Ludwig den Deputirten der Kammer: „Wenn Sie sich mit der Civilliste beschäftigen, so denken Sie eher an den Staat, als an mich!" — Zugleich ernannte der König aus altem und neuem Adel, aus Senatoren und Marschällen 151 Mitglieder der Kammer der Pairs, welche mit der Deputirtenkammer und dem Könige die gesetzgebende Macht in Frankreich bildete. 53 der bisherigen Senatoren, unter diesen 23 Ausländer, wurden vom Könige nicht zu Pairs ernannt; andere wurden ausgeschlossen, wie Coulaincourt, Fesch, Fouché, Gregoire, Röderer, Sieyes. Sie behielten aber ihre Einkünfte; selbst ihren Witwen wurde ein Jahrgeld ausgesetzt. Es war natürlich, daß Männer, die für den Tod Ludwigs XVI. gestimmt hatten, nicht Pairs von Frankreich seyn konnten. Das volle Vertrauen des Königs besaß sein Hausminister,

rr von Blacas, und der Kanzler d'Ambray. Dieser und die
ıf Staatssecretäre, die Minister der auswärtigen Angelegenheiten,
alleyrand) des Innern, des Kriegs, der Finanzen, der Marine
d die Generaldirectoren der Polizei und der Posten machten, nebst
n Staatsräthen und den Maîtres des Requètes, den Staats=
ıth des Königs aus, in welchem ohne Unterschied ausgezeichnete
ånner vom alten und neuen Adel, und ehemalige Staatsdiener an=
stellt wurden. Die neue Armee sollte 201,640 Mann stark seyn.
ıter Ludwig XVI. bestand sie aus 239,793 Mann. Die neuen aus=
ärtigen Verhältnisse ordnete Talleyrand mit gewohnter Feinheit,
cht ohne Würde und mit schonender Rücksicht auf die Eitelkeit und
n Stolz der Nation. Vorzüglich trat er auf dem Congresse zu
ien als ein bedeutender Wortführer der Opposition gegen Rußland
ıd Preußen auf. Seine Diplomatik athmete jetzt nur Völkerrecht
ıd Großmuth. Dagegen verfehlte der Minister des Innern, der
ɔbé Montesquiou ganz den rechten Weg, um die öffentliche Mei=
ıng in Frankreich für die Bourbons zu gewinnen. Noch weniger
ar der Kriegsminister, General Graf Dupont, geeignet, den Rot=
ngeist der Armee, die ihn haßte, zu beschwichtigen. Auch sein Nach=
lger Soult trug durch harte Maßregeln viel bei, den Unwillen des
eeres gegen den König aufzureizen. Die Verhaftung des Generals
xcelmanns, welchen das Kriegsgericht einmüthig frei sprach, fiel
oult allein zur Last. Ludwigs XVIII. persönliche Mäßigung, Güte
ıd Gerechtigkeitsliebe wurde daher, bei allem Verstande, den er
cht selten bewies, oft falsch oder widersprechend geleitet. Man ta=
ılte an ihm, daß er sich mit Chouans=Chefs und Emigranten um=
ıb, und diese vorzugsweise in die königliche Garde aufnahm. Das
eer erbitterte die Verminderung der Pensionen der Mitglieder
r, übrigens mit wenig Abänderungen beibehaltenen, Ehrenlegion,
nd die Strenge, mit welcher so viele Offiziere auf halben Sold ge=
tzt wurden. Auch die Pairskammer, welche großen Theils aus Emi=
ranten und Altadeligen bestand, die an ihren Vorurtheilen hingen,
rbeitete den bessern Einsichten der Deputirtenkammer entgegen. Der
anzler d'Ambray zeigte große Schwachheit zu Gunsten der privile=
irten Classe, nnd war sorglos in seinen Amtsgeschäften. Der mit
rankreich unbekannte Hausminister Ludwigs, Graf Blacas, verdiente
icht das Zutrauen des Königs; er war allen Parteien verhaßt, und
rieb mit den von der Regierung abhängenden Stellen einen wahren
handel. Doch hatte eben dieser Blacas die Einführung der geheimen=
nd Gegenpolizei verworfen; auch war er der Verfasser der nachher
nerfüllt gebliebenen Ankündigung der Abschaffung der droits réunis.
Die Censur der Minister untergrub die Verfügungen der Kammern
vegen der Preßfreiheit. Dagegen verbreiteten sie Schmähschriften ge=
gen Männer, die der Regierung mißfielen. Man wollte das Natio=
ıalinstitut auflösen, und es sollten dreißig verdienstvolle Männer bloß
urch die Folge einer politischen Reaction aus demselben ausgestoßen
verden. Besoldete oder enthusiastische Schriftsteller bewiesen, daß die
Verkäufe der Nationalgüter nichtig wären; „die Verbrechen der Re=
volution seyen nicht zu verzeihen." Auf dem Lande sprach man unge=
scheuet von Herstellung der Zehnten und alten Privilegien. Die von
Blacas veranlaßte Ordonnanz wegen der Sontagspolizei hatte in
Paris so viel Mißvergnügen erregt, daß man sie aufheben mußte.
Noch mehr mißfiel das Verbot der Maskenbälle während der Fasten=
zeit; und die Tollheit des Pfarrers von St. Roch, der sich dem Be=

gräbnisse einer berühmten Schauspielerin in geweihter Erde widersetzte, erbitterte gegen die Priester überhaupt. Kurz, Alles schien Lally-Tolendal's Warnung zu bestätigen: „Es fehlte Frankreich nur Eine Thorheit noch, und auch die haben wir; nämlich die Königsfreunde den Königsthron erschüttern zu sehen!" Gegen die sogenannten reinen, späterhin Ultra genannten Royalisten, vereinigten sich jetzt drei Parteien: die republikanische, die militärische, und die royalistisch-constitutionelle. Um die außerordentlichen Begebenheiten im März 1815 zu begreifen, muß man (S. Comte's und Dunoyer's Censeur ou examen des actes et des ouvrages qui tendent à détruire ou à consolider la Constitution de l'Etat, und den Examen rapide du Gouvernement des Bourbons en France, depuis le mois d'Avril 1814, jusqu'au mois de Mars 1815.) sich an das erinnern, was die Mehrheit der Nation (und was alle gebildete Völker jetzt von ihren Regenten erwarten), von Ludwig XVIII. erwartete, und wessen sie seine Regierung anklagte. Die Nation wollte 1) ungekränkt ihre politische Freiheit bewahrt wissen, oder das Recht, durch Abgeordnete, welche das Volk selbst ernenne, vertreten zu werden; sie foderte 2) die persönliche Freiheit der Einzelnen, oder die Gewähr, daß Niemand verfolgt werden könne, als wegen wirklicher Vergehen, und auch dann nur nach den durch die Gesetze bestimmten Formen; 3) die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze und das Allen zustehende Recht, durch Verdienst und Talent zu jeder bürgerlichen und militärischen Würde zu gelangen; 4) die Abschaffung aller Feudal- und Dienstbarkeitsrechte; 5) das Recht, bei peinlichen Anklagen durch seine Mitbürger, d. h. durch Geschworne (die in Corsica bis 1817 noch nicht eingeführt waren) gerichtet zu werden; 6) die *völlige* Unabhängigkeit der Gerichte von jeder andern Gewalt im Staate; 7) das Recht, durch das Organ von Repräsentanten selbst über Auflagen zu stimmen, und die festgesetzten Abgaben nach dem Maßstabe des Vermögens eines Jeden zu vertheilen; 8) das Recht eines Jeden, seine Industrie nach Belieben, so bald sie den Rechten anderer Bürger nicht schade, auszuüben; 9) das Recht, seine Gedanken in öffentlichen Schriften seinen Mitbürgern mitzutheilen, und deßhalb keiner andern Verantwortlichkeit, als der durch das Gesetz genau bestimmten unterworfen zu seyn; endlich 10) das Recht eines Jeden, seinen Gottesdienst ungestört auszuüben. — Dagegen bezogen sich die Klagen der drei genannten Parteien vorzüglich auf folgende Punkte: Die Bourbons hätten dem Geiste der öffentlichen Meinung zuwider jene Volksrechte zu untergraben gesucht, und dadurch die Anhänglichkeit der Franzosen verloren, und zwar nannte man: 1) die Abschaffung der Nationalfarben (s. hierüber die Notice sur la Duc d'Otrante, S. 44.); 2) die Uebergabe aller festen Plätze jenseit der Gränzen des alten Frankreichs an die Verbündeten durch Monsieur als Generallieutenant, den 23sten April 1814: mit diesen Festungen habe er 13,000 Kanonen abgetreten und den Verlust Belgiens und des linken Rheinufers vorbereitet; 3) die königliche Declaration, wodurch die neue Constitution kraft des königlichen Willens und der königlichen Gewalt der Nation auferlegt worden sey, während sie derselben zur Annahme hätte vorgelegt werden sollen. Aus der Form, die man bei dieser Gelegenheit beobachtet habe, folge, daß jeder Nachfolger des Königs diese Urkunde aus eigener Machtvollkommenheit wieder zurücknehme, oder abändern könne; 4) die Kränkung der Nationalehre, indem der König erklärt habe, daß er seine Krone dem

Prinzen Regenten von England verdanke; 5) die Vertreibung vieler muthvoller Mitglieder des Senats aus der Pairskammer, und ihre Ersetzung durch Andere, die seit zwanzig Jahren die Waffen gegen Frankreich getragen; 6) die versprochene und nicht gehaltene Abschaffung der vereinigten Gebühren und anderer mit Plackereien verbundenen Auflagen; 7) die der königlichen Urkunde zuwiderlaufende Abschaffung der Preßfreiheit; 8) die vielen, gegen die Besitzer von Nationalgütern Statt gehabten Provocationen, und die Aeußerungen des Staatsministers, Grafen Ferrand, in der Repräsentantenkammer über diesen Gegenstand; 9) die Verfolgung Aller, die an der Revolution Theil genommen, durch Schmähschriften, ob dieß gleich die Constitution untersagt habe; 10) die ausschließliche Ernennung von Altadeligen zu Gesandtenstellen; 11) die willkürlich, durch Ordonnanzen und ohne Zuthun der gesetzgebenden Versammlung angeordneten Auflagen; 12) den großen Einfluß der Priester u. s. w. — Vieles konnte hierauf mit Recht erwiedert werden; allein der Haß der Franzosen glaubte Alles, was gegen die Bourbons gesagt wurde. Ludwig XVIII. hatte in der That den Franzosen persönliche Sicherheit gegeben, indem er die Unabhängigkeit der Tribunale und die Verantwortlichkeit der Minister feststellte; doch kam das letztere Gesetz nicht zu Stande, weil die Revolution im März eintrat. Die Preßfreiheit war nur theilweise (nach der Bogenzahl) und nur auf gewisse Zeit beschränkt. Indeß bleibt es immer wahr: der König hätte bei seiner Rückkehr die alten Ideen vergessen und auf eine populäre Weise regieren sollen. Heinrich IV. hatte ja, als er den Thron bestieg, selbst seine Religion verändert, und dadurch die Ergebenheit seines Volks sich gewonnen! Aber Ludwig und die Prinzen kannten die Revolution so wenig, als die Leute, die mit ihnen zurückgekommen waren. — Von der Gährung in Frankreich, wie von dem Zwiespalte auf dem Congresse, war Napoleon auf Elba genau unterrichtet. Ohne von Verschwornen — deren Daseyn bis jetzt unerwiesen geblieben ist — gerufen zu seyn, landete er unerwartet in Frankreich den 1. März 1815. Seine Erscheinung wirkte wie ein Zauberschlag auf das Heer und die Nation. Offenbar hatte der gutmüthige Ludwig die Polizei vernachlässigt, und war daher mit der öffentlichen Stimmung gänzlich unbekannt. Seine eben so unwissenden Umgebungen täuschten ihn noch überdieß durch Nachrichten, welche sie sich von der Ergebenheit der Armee und von der Desertion unter Napoleons Soldaten einreden ließen. Endlich rissen zwar Labedoyere's und Ney's Abfall den König aus seinem Traume; allein zu spät! Er mußte aus Paris fliehen, in der Nacht zum 20sten März, nachdem er am 19ten beide Kammern aufgehoben hatte. Den 22sten Abends kam er in Lille an, von wo er mehrere Decrete erließ, welche die Entrichtung von Abgaben und jede Werbung für Bonaparte's Fahnen verboten, und das im Aufruhr begriffene Heer verabschiedeten. Allein schon nach 24 Stunden mußte er Lille verlassen, um nicht in die Hände des Usurpators zu fallen; er ging über Ostende nach Gent. Ihm voraneilend und folgend verließen auf dieser Seite Frankreich der Herzog und die Herzogin von Orleans, der alte Prinz Condé, der Graf von Artois und der Herzog von Berry. In der Vendée blieb zurück der Herzog von Bourbon, und im südlichen Frankreich der Herzog und die Herzogin von Angouleme. Diese versuchten, den Volksgeist für die Sache des Königs zu beleben. Es bildete sich auch wirklich eine königliche Armee in der Vendée, und der Herzog von Angouleme sammelte ein

Heer National- und Linientruppen, allein, von einem Theile derselben verlassen, und von Napoleons Generalen eingeschlossen, mußte er eine Capitulation zu Pont d'Esprit, den 8ten April, mit dem Generale Gilly abschließen, in deren Folge er sich den 15ten April zu Cette nach Barcelona einschiffte. Die Herzogin von Angouleme, welche die öffentliche Meinung bis dahin bloß für eine fromme Dulderin gehalten, zeigte in Bordeaux den Muth einer Heldin. Stadt und Volk waren ihr ergeben; allein die Truppen begünstigten das Vordringen des General Claupel, und die Herzogin mußte sich den 2ten April nach England einschiffen. Dem Könige waren, außer den Ministern und mehrern Offizieren, die Marschälle Berthier, Victor, Marmont und der Herzog von Feltre gefolgt. Zuletzt wuchs der Haufe seiner Treuen auf einige Tausend an. In Gent erließ er aus seiner Staatsrathsversammlung ein Amtsblatt, das Journal universel, welches mehrere Aufsätze von Chateaubriand enthielt. Ludwigs Manifest an sein Volk war aber mit schwacher Gutmüthigkeit abgefaßt, und voll eingebildeter Täuschungen. So höflich dasselbe zu „seinem guten Volke" sprach, so stolz klang es späterhin, als Ludwig durch die Waffen der Alliirten, ohne Zuthun der Franzosen, nach Paris zurückgekehrt war. „Ich will," sagte er, „noch Einmal zwischen euch und die verbündeten Mächte treten." — Talleyrand hatte unterdessen in Wien für das Wohl seines Königs thätig gearbeitet, und Ludwig ward, nach der am 13ten März gegen Napoleon erklärten Acht, in den Bund vom 25sten gegen ihn aufgenommen. Als hierauf Blücher auf Paris losging, betrat auch Ludwig XVIII. wieder den französischen Boden, und begab sich nach Cambray. Hier erklärte er in einer Proclamation eine allgemeine Amnestie, mit Ausnahme der Verräther, und versprach alle Fehler zu vermeiden, die von ihm 1814 aus Unbekanntschaft mit dem französischen neuern Geiste gemacht worden wären; er versprach, das Ministerium zu concentriren, und entließ Blacas. Die von Napoleon berufenen Kammern hatten unterdessen eine Regierungscommission unter Fouché's Vorsitz, und Abgeordnete ernannt, welche mit den Alliirten auf den Grund einer zu behauptenden Unabhängigkeit der Wahl einer Regierungsform unterhandeln sollten. Allein die Verbündeten ließen sich hierauf nicht ein. Blücher und Wellington umzingelten Paris, und Fouché, der bereits das größte Hinderniß beseitigt und den Exkaiser Napoleon zur Abreise aus Frankreich bewogen hatte, endigte das Blutvergießen, indem er die Capitulation von Paris den 3ten Juli zu Stande brachte. Dadurch öffnete er Ludwig XVIII. eine weniger gewaltsame Rückkehr auf den Thron von Frankreich. Was er damals an ihn über die Lage des Ganzen schrieb (s. die Notice S. 87.), und was er später in seinem Briefe an Wellington (s. Correspondance du Duc d'Otrante avec le Duc de Wellington Leips. 1816.) darüber bemerkte, hat die Zeit bestätigt. Den 7ten Juli rückten die verbündeten Preußen und Engländer in Paris ein; und den 8ten Nachmittags erfolgte unter Wellingtons Schutz, der feierliche Einzug Ludwigs XVIII. Der König ernannte sogleich am 9ten Juli sein neues Ministerium, an dessen Spitze Talleyrand trat, und zu welchem auch Fouché als Polizeiminister gehörte; ein Beweis, daß Ludwig sowol der Gesinnung, als dem Talente dieses Staatsmannes Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die erklärtesten Anhänger Bonaparte's verloren jetzt ihre Stellen. Darauf wurde den 13ten Juli die vorige Kammer der Deputirten aufgelöset und an deren Stelle eine neue ernannt, die aus 395, statt der vori-

zen 262 bestehen sollte. Zu den entscheidenden Maßregeln, durch welche der König seinen Thron zu befestigen suchte, gehörte die auf das Verlangen der Bundesgenossen erlassene Ordonnanz vom 16ten Juli, welche die Ordonnanz aus Lille vom 23sten März vollzog, und die bisherige Armee, welche sich unter Davoust hinter die Loire gezogen und bereits für den König erklärt hatte, gänzlich auflösete; ein Geschäft, das Macdonald, der an Davoust's Stelle getreten war, mit großer Klugheit ausführte. Der König bestimmte hierauf durch die Ordonnanz vom 10ten August: die active Macht Frankreichs solle künftig aus 86 Legionen, jede zu 1687 Mann und 103 Offizieren an Infanterie, 12 Regimenter Artillerie und 47 Regimenter Cavalerie, zusammen aus 200,= bis 250,000 Mann, darunter 24,000 Mann Haustruppen neu zu organisirender Soldaten bestehen. Vorher schon hatte die königliche Verordnung vom 24sten Juli die Rebellen bezeichnet, welche von der Amnestie ausgeschlossen wurden. Nach ihr sollten 19 Generale und Offiziere, Ney, Labedoyere, die Gebrüder l'Allemand, Erlon, Lefevre=Desnouettes, Ameilh, Drouot, Brayer, Gilly, Mouton=Duvernet, Grouchy, Claupel, Laborde, Debelle, Bertrand, Cambrone, Lavalette und Savary verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt werden; 58 andere mußten Paris binnen 3 Tagen verlassen, und unter Polizeiaufsicht die Entscheidung der Kammern über ihr Schicksal erwarten, namentlich Soult, Carnot, Excelmans, Bassano, Vandamme. Lamarque, Lobau, Barrere, Arrighi, Regnault de St. Jean, d'Angely, Real, Merlin von Douay, Hulin u. A. 29 wurden der Pairschaft entsetzt, wie Lefebre, Suchet, Augereau, Mortier, Cadore, Piacenza u. A. Doch reinigten sich Einige durch den Beweis, daß sie den Sitz in der neuen Kammer von Bonaparte nicht eingenommen hätten. Von den Rebellen, für welche indeß mehrere Umstände das Wort: Gnade, anriefen, wurden Labedoyere den 19ten August, Ney den 7ten December 1815, und Mouton=Duvernet erschossen, Lavalette entkam den 21sten Decbr. 1815 aus dem Gefängnisse, durch den Muth seiner Frau und die Großmuth der Engländer Wilson, Hutchinson und Bruce; Drouot und Cambrone wurden freigesprochen; die meisten befanden sich außer Landes in Sicherheit, und einige, wie Debelle, wurden begnadigt. Unterdessen erhielt die Partei der Royalisten, die sich rectilignes nannten, immer mehr Einfluß. Die Prinzen waren mit der Ernennung Fouché's zum Minister unzufrieden. Zugleich machte sich dieser durch seine Berichte an den König über Frankreichs neuere Lage, den verbündeten Mächten verhaßt. Ohnehin wurden Talleyrand und Fouché, ob sie gleich der Sache des Königs von Frankreich aufrichtig ergeben waren, von den eigentlichen Royalisten als Männer angesehen, deren politische Rolle sich mit den neuen Verhältnissen nicht mehr vertrüge. Sie glaubten, daß die Bonapartisten sich noch immer auf diese beiden Revolutionsmänner stützten, von denen jene sich Schutz und Straflosigkeit des Vergangenen versprächen. Man beschloß daher, jede halbe Maßregel zu vermeiden, und die Regierung von revolutionären Einflüssen zu reinigen. So erfolgte die Ministerialveränderung den 25sten Sept. 1815. Fouché foderte und erhielt seine Entlassung (s. d. Art.) An Talleyrands Stelle wurde, um Rußland zu gefallen, der Herzog von Richelieu Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der kräftige und gewandte DeCazes erhielt das Polizei=, Corvetto das Finanz= und Clarke, Herzog von Feltre, das Kriegsministerium u. s. w. Nun erhoben sich die Ultraroyalisten. In ihren Augen war der Zu=

stand Frankreichs vor 1789 der allein rechtmäßige; Alles aber, was seitdem geschehen, ein Verbrechen, und jeder einzelne Theilnehmer an demselben ein Verbrecher. Die Wahlen der Deputirten wurden in diesem Sinne geleitet, und Viele, statt der gesetzlichen 40 J., 25 Jahre alt gewählt Man sprach laut von einer Abänderung der Constitution. Zur schnelleren Bestrafung der Aufrührer wurden Prevotalgerichte eingeführt; und der thätige DeCazes entdeckte und unterdrückte bald mehrere Verschwörungen, unter denen aber nur eine einzige unter Didier in der Gegend von Grenoble im Mai 1816 zum Ausbruche kam. Die Verhaftungen erregten Aufsehn, und mehrere Ausländer, wie die Engländer, welche Lavalette's Flucht begünstigt hatten, Lord Kinaird (in seinem Briefe an Lord Liverpool, der zuerst in der Isis bekannt gemacht worden), und der polnische Graf Sierakowski, beschwerten sich laut über die Willkür der französischen Polizeigewalt. Der Minister war zu durchgreifenden Maßregeln berechtigt, denn das Gesetz vom 29sten Oct. 1815 hatte der Regierung die außerordentliche Macht eingeräumt, alle diejenigen zu verhaften und im Verhaft zu behalten, welche strafbarer Anschläge gegen den König und den Staat schuldig schienen, wenn auch vor Gericht die Schuld nicht erwiesen war, und oft keine Oeffentlichkeit zuließ. Es fiel besonders auf, daß der Herzog von Richelieu als Minister in dem Prozesse gegen Ney in der Kammer die Strenge des Gesetzes vor der Verurtheilung aufgerufen hatte. Unter den Prinzen äußerte allein der Herzog v. Orleans mildere Gesinnungen. Denn als in der Pairskammer beim Vorlesen der von Chateaubriand verfaßten Dankadresse an den König die Stelle vorkam, in der man die Verräther der Gerechtigkeit des Königs übergab, schlug der Herzog als Abänderung vor, man solle die benannten Personen der Gnade des Königs empfehlen. Die Censur erlaubte den Abdruck seiner Rede nicht, und der Herzog, für den sich, ohne daß er dieß gewollt hätte, eine Partei in Frankreich zu bilden anfing, begab sich bald darauf (im Oct. 1815) nach England. Richelieu schloß jetzt mit den verbündeten Mächten den Vertrag vom 20sten Nov. 1815 ab (s. d. Art. Frankreich), welcher die Nation tief kränkte, und den Schatz des Reichs, der vom 1sten Dec. 1815 an jährlich 140 Mill. auf die Kriegsbuße von 700 Mill. und 130 Mill. zum Unterhalte des europäischen Occupationsheeres zahlen mußte, bald in drückende Verlegenheit setzte, die im J. 1817 nur durch eine große in England abgeschlossene Anleihe und durch die von den Alliirten bewilligte Verminderung des Occupationsheeres um 30,000 Mann für das laufende Jahr gehoben werden konnte. Das Königreich verlor durch die Abtretungen einiger Gränzlandstriche nebst Landau, 434,000 Einwohner. Bald nach dem Abschlusse des Friedens erhob sich in den Kammern ein heftiger Kampf über das Amnestiegesetz. Die Ultraroyalisten setzten den 6ten Jan. 1816 einige Abänderungen durch, welche die vom Könige vorgeschlagenen Bestimmungen weiter ausdehnten und schärften. Alle Verwandte Napoleons wurden bei Todesstrafe aus Frankreich verbannt, verloren die ihnen geschenkten Güter, und mußten die erworbenen verkaufen. Ferner wurden alle die, welche für den Tod des Königs gestimmt (régicides) und Aemter vom Usurpator angenommen hatten, auf immer aus dem Königreiche verwiesen, wo sie keine bürgerliche Rechte genießen, oder Güter, Titel und Pensionen besitzen können. Von 366, die für den Tod gestimmt haben, sollen -63 noch lebende aus Frankreich verbannt worden seyn. Nur drei, [illegible]ien, Mithaud und Richard haben unbestimmten Urlaub erhalten.

So streng man gegen die ehemaligen Anhänger der Revolution verfuhr, so schlaff handelten die öffentlichen Behörden, um den Unruhen in Nismes und im Garddepartement, wo politischer und religiöser Fanatismus die Protestanten Monate lang, in d. J. 1815 und 1816, blutig verfolgte und ermordete, Einhalt zu thun. Uebrigens geschah Vieles, um die Blutschuld Frankreichs in Ansehung Ludwigs XVI. zu tilgen. Die Prinzessin von Condé erhielt den Tempel geschenkt, wo sie eine Sühn-Capelle und ein Kloster für sich und andere Damen einrichtete. Man errichtete Denkmäler dem gemordeten Fürsten, und stellte die königliche Begräbnißcapelle zu St. Denis wieder her. Ein merkwürdiges Actenstück aus jener Zeit wurde aufgefunden, das Testament der Königin Marie Antoinette, wovon den 22sten Febr. 1816 jedem Mitgliede der Kammer der Deputirten ein Fac Simile zugestellt wurde. Die Vermählung des Herzogs von Berry mit der Prinzessin Maria Carolina von beiden Sicilien d. 17ten Juni 1816 wird eine wichtige Begebenheit seyn, wenn der gehoffte Erbe das Haus Orleans von der Thronfolge entfernt. Unterdessen neigte sich der Sieg in den Kammern von den Constitutionellen zu den Royalisten, die man exagérés, auch weiße Jacobiner nannte. Daher hob der König die Sitzung der Kammern, nachdem sie das Gesetz, wonach keine Trennung der Ehe in Frankreich mehr Statt findet, genehmigt hatten, den 29sten April 1816 auf. Der bisherige Präsident der Kammer der Deputirten wurde zum Minister des Innern ernannt. Er, Corvetto, Richelieu und De Cazes bildeten seitdem im Ministerium die constitutionelle Mehrheit; der Marineminister Dubouchage schien sich ihnen anzuschließen; so daß der Kanzler d'Ambray und der Kriegsminister Feltre (sogenannte plein-purs) allein das Vertrauen der Ultra's behielten. Bei den fortdauernden unruhigen Bewegungen in Frankreich, gelang es endlich jener Mehrheit, der noch der russische Gesandte Poppodi Borgo, und Wellington durch ihren Rath (Fouché hatte durch seinen Brief — s. die Correspondance — darauf wol auch eingewirkt) ein höheres Gewicht gaben, den König zu der Ordonnanz vom 5ten Sept. 1816 zu bewegen, durch welche er die Kammer der Deputirten auflösete, und für die Wahl der neuen die gesetzliche Zahl von 40jährigen Männern wieder gelten ließ; zugleich erklärte er, daß die Verfassungs-Urkunde keiner Durchsicht unterworfen werden sollte. Dieser Sieg der liberalen Partei hat dem gefährlichen Treiben der Ultraroyalisten, denen Ludwig XVIII. selbst nicht Royalist genug zu seyn schien, und ihrem vive le Roi, quand même! fast gänzlich ein Ende gemacht, und zur Beruhigung der Gemüther in Frankreich viel beigetragen. Der Sprecher jener Partei, Chateaubriand, griff jene Maßregel, ohne Erfolg, in seiner sonst interessanten Schrift an: De la monarchie selon la charte. *) Er machte darin der Regierung den Vorwurf, daß die individuelle Freiheit und die Preßfreiheit in Frankreich aufgehoben wären, und behauptete, daß jene Verordnung den Gesinnungen des Königs widerspräche. Die Wahlen der neuen Kammer fielen so aus, daß die Minister, seitdem jene den 4ten Nov. sich zuerst versammelten, darin die Mehrheit für sich gehabt haben. Die wichtigsten Berathungen der beiden Kammern betrafen das neue Wahl- und das Finanzgesetz. Die Lage des Volks bedurfte bei der allgemeinen Theurung und bei

*) Ludwig XVIII. strich ihn wegen seiner in dieser Sache gezeigten Kühnheit aus der Zahl seiner Minister; doch blieb er Pair.

der Höhe der Abgaben, jeder möglichen Erleichterung, wozu der strenge Ordnungssinn des Königs viel beitrug. Indeß hatten die Bedürfnisse des Staats eine furchtbare Höhe erreicht. Von den Jahren 1814 bis 1816 war ein Rückstand von mehr als 83 Mill. geblieben, durch den das Budjet der Ausgaben von 1817 auf 1088 Mill. 294 Fr. also um 246 Mill. 699,000 Fr., höher als das für 1816, anwuchs, während für das Jahr 1817 nur eine Einnahme von 774 Mill. berechnet werden konnte, so daß ein Deficit von 314 Mill. zu decken war, weßhalb im Februar 1817 eine Anleihe in London und Amsterdam abgeschlossen werden mußte. Unter diesen Umständen fühlt Frankreich das Eingeschränkte seiner Verhältnisse mit geheimem Unwillen; und an der Spitze der Unzufriedenen, welche alles Uebel von Richelieu's Vertrage mit den Verbündeten vom 20sten Nov. 1815 ableiten, steht der Oberkammerherr Talleyrand, welcher deßhalb in Ungnade gefallen ist. Die Verminderung des Occupationsheeres um ein Fünftheil war daher für den König und die Nation eine glückliche Begebenheit. Unter den übrigen Regierungshandlungen Ludwigs XVIII. muß noch bemerkt werden, daß das Nationalinstitut seit dem Jahre 1816 in die ehemaligen vier Akademien umgebildet worden ist, daß die Unterhandlungen mit Pethion und Christoph auf Hayti, um sie durch vortheilhafte Bedingung zur Unterwerfung zu bewegen, gänzlich fruchtlos gewesen sind, und daß das Concordat mit dem Papste noch nicht zu Stande gekommen ist. Das Urtheil der Geschichte falle einst über Ludwig XVIII. aus, wie es wolle, so wird es zwei Fehler an ihm rügen, durch die er die öffentliche Meinung Frankreichs gegen sich gekehrt hat. Er hat die Reaction der Emigranten-Partei nicht kräftig unterdrückt, sondern bei mehreren Gelegenheiten aufkommen lassen, dadurch aber bei der Nation den Verdacht erregt, daß die Bourbons nicht aufrichtig vergeben, und das Testament Ludwigs XVI. nicht redlich vollzogen haben. Dann hat er unterlassen, durch eine besondere feierliche Urkunde die Käufer der Nationalgüter in Ansehung ihres Besitzstandes und Eigenthums völlig zu beruhigen. Seine, obgleich sehr natürliche, Vorliebe und Schwäche für die prinzliche Partei hat die entgegengesetzte Partei der Antibourbonisten sehr verstärkt, welche in einem, nicht unmittelbar zur bourbonischen Linie gehörigen Regenten ihr Heil zu finden glaubt. Aber in Ansehung der Wahl dieses Regenten theilt sie sich in drei andere Parteien. Die erste wünscht den Herzog von Orleans, der, weil seine Familie selbst mit in die Revolution verwickelt gewesen, kein Gedächtniß für die Greuel derselben haben dürfte. Sie rühmt den Edelmuth dieses Prinzen, mit welchem er, bei dem ersten Sturze Bonaparte's, die ihm von einer mächtigen Partei, an deren Spitze Talleyrand stand, angetragene Krone zu Gunsten seines Vetters ausgeschlagen habe. Die zweite will zum Regenten einen ausländischen Prinzen, der kein Andenken der Vergangenheit hegend, die Gegenwart als ein Geschenk der Nation ansehen und sich an dieselbe mit Liebe und Ergebenheit anschließen möchte. Sie hat ihren Blick auf den Kronprinzen der Niederlande geworfen, der von Rußland unterstützt und einstens das Reich der Niederlande mit Frankreich vereinigen dürfte. Die dritte Partei endlich, zu der sich alle Anhänger der vorigen Glanzepoche Frankreichs und der größte Theil der Armee gesellen, wollen den jungen Napoleon zum Könige. Erst Ludwigs XVIII. Tod wird entscheiden, ob sein Geschlecht auf Throne von Frankreich sich behaupten wird.

Ludwig Bonaparte, Exkönig von Holland, geboren zu [A]jaccio den 2ten Sept. 1778., war der vierte der bonapartischen Brüder. Er kam jung nach Frankreich, und sobald sein Bruder Napoleon General wurde, umfaßte er ebenfalls die militärische Laufbahn. In den italienischen Feldzügen begleitete er Napoleon, ohne sich jedoch auszuzeichnen und bemerkt zu werden. Indessen avancirte er zum Brigadegeneral, wurde zu einigen diplomatischen Sendungen, wie nach Berlin, wo er sehr üppig lebte, gebraucht und heirathete 1802 die Stieftochter Napoleons, Hortensia Beauharnois. Die scandalöse Chronik behauptete eine galante Verbindung zwischen dieser und Napoleon, und wollte Ludwig nicht die Ehre der Vaterschaft der Kinder seiner Ehe zugestehen. Auf alle Fälle trat zwischen beiden Ehegatten bald ein Mißverhältniß ein und sie lebten ganz von einander getrennt. Im Jahre 1805 wurde er Generalgouverneur von Piemont, und als der batavische Großpensionair Schimmelpennink im Jahre 1806 wegen Erblindung resigniren wollte, benutzte Napoleon die Gelegenheit, um seinen Bruder allen Tractaten zum Trotze, und ganz dem Willen der Nation entgegen, derselben zum Könige aufzudrängen. In den 2 ersten Jahren seines Königthums benahm er sich scheu, wankelmüthig und unentschlossen, indessen entwickelte er später große Energie und zeigte sich auf alle Weise thätig, das Wohl des holländischen Volks, so weit es die unglücklichen Verhältnisse mit Frankreich und das Continentalsystem erlaubten, zu befördern, und dasselbe gegen die immer wachsenden Anmaßungen seines Bruders zu vertreten. Er zerfiel darüber auch ganz mit diesem, wurde nach Paris entboten und es gelang ihm nur mit großen Aufopferungen, für den Augenblick dem Herzen des Staats noch eine Art von unabhängiger Existenz zu erhalten. Indessen war dieß nur von kurzer Dauer. Benachrichtigt, daß ein franz. Armeecorps unter Oudinot in Anmarsch sey, um Amsterdam und die Küsten zu besetzen, legte er die Regierung in der Mitte von 1810 auf einmal nieder, setzte der Constitution gemäß, seine übrigens abwesende Gemahlin zur Regentin ein und verließ ganz in der Stille, nur von zwei Vertrauten begleitet, Holland und begab sich nach Töplitz. Von hier wandte er sich späterhin nach Grätz, wo er den Wissenschaften lebte und selbst einen schlechten Roman schrieb. Nachher lebte er auch eine Zeitlang in der Schweiz, wo er sich auch jetzt noch befindet, aber immer mit Napoleon entzweit und von seiner Gemahlin getrennt. Auch die zweite Usurpation seines Bruders änderte die Gesinnungen Ludwigs nicht und er folgte keinesweges der Umstimmung Lucians, der jetzt eine der stärksten Stützen Napoleons wurde.

Luft heißt im weitern Sinne jedes Gas (s. d Art.), im besondern das atmosphärische Gas, welches als Luft- und Dunstkreis unsern Erdball umgibt. Dieses Gas ist aus Stickstoffgas und Sauerstoffgas zusammengesetzt und hat die allgemeinen Eigenschaften der übrigen Gasarten: es ist eine bleibend elastisch-flüssige, durchsichtige, wägbare (schwere) Substanz, welche sich in Gefäße einschließen läßt und in kleinen Massen im gewöhnlichen Zustande unsichtbar bleibt. Wird sie durch Hitze so stark ausgedehnt, daß ein Heranströmen kälterer Luft daraus entsteht, so kann sie allerdings gesehen werden. Dieß wird z. B. über der Oeffnung eines Backofens, der im Freien steht, oder in heißen Sommertagen auf erhitzten Ebenen und im Winter vor dem Fenster eines stark geheizten Zimmers beobachtet. Die Luft, welche hier in flimmender Bewegung erscheint, hat keine

Farbe, sondern ist helldurchsichtig, wie der reinste Crystall. In großen Massen erscheint sie jedoch himmelblau. Die Elasticität der Luft wird weder durch Kälte, noch durch den Druck zerstört; sondern sie ist, wie die Elasticität der Wasserdämpfe, bleibend; daher heißt sie auch permanente elastische Flüssigkeit. Daß die Luft aber eine wahre Flüssigkeit sey, erhellt daraus, daß sich ihre Theile durch die geringste Kraft von einander trennen lassen; auch diese Flüssigkeit ist permanent. Doch kann die Luft durch kein denkbares Mittel in eine tropfbare Flüssigkeit verwandelt werden, sondern sie bleibt immer, wie sie ist. Nur durch chemische Operationen kann man sie binden oder festmachen. Vor Galiläi ward die Schwere der Luft geleugnet; dieser aber verdichtete sie in einem gläsernen Gefäße und fand darauf, daß das Glas am Gewichte schwerer geworden war, als vorher bei noch nicht verdichteter Luft. Die Schwere der Luft gegen Wasser ist wie 1 zu 400. Nach Erfindung der **Luftpumpe** ist die Schwere außer allen Zweifel gesetzt worden. Man pumpt nämlich, so weit dieß möglich ist, die Luft aus einem Gefäße heraus, und wiegt dasselbe, wo dann eine merkliche Verschiedenheit im Gewichte mit dem vorher lufterfüllten Glase gefunden wird. De Lüc fand die Schwere der Luft zu der Schwere des destillirten Wassers in der Temperatur des schmelzenden Eises wie 1 zu 760. Die Schwere, oder das Gewicht der Luft verursacht, daß die untern Luftschichten nah über der Erde am dichtesten sind, weil die obern Schichten auf ihnen ruhen. Je höher man sich erhebt, desto dünner wird die Luft, und endlich gelangt man gar in Gegenden, wo man nicht mehr athmen und kein Vogel mehr fliegen kann. S. **atmosphärische Luft**. Von der beträchtlichern Dichtigkeit, welche die Luft in den untern Gegenden hat, überzeugt man sich, wenn man eine, völlig luftdicht verstopfte gläserne Flasche auf einem hohen Berge öffnet. Dann strömt die Luft mit einem zischenden Laute heraus und bewegt eine davor gehaltene Lichtflamme. Metalle, Glas, Steine, nasses Leder, Thierblasen, gefirnißter Taffent rc. sind luftdicht, d. h., sie haben so feine Zwischenräume, daß die Luft, trotz ihrer unermeßlichen Feinheit, dieselben nicht durchdringen kann; doch kommt es hierbei auch auf die Verwandtschaft an, welche zwischen der Luft und einigen Materien vorhanden ist. Die Elasticität derselben bleibt übrigens bei der größten Zusammendrückung viele Jahre lang ungeschwächt. Es hat, z. B., eine geladene Windbüchse noch nach sechzehn Jahren dieselbe Wirkung gethan. **Luftarten**, s. **Gas**, **Gasarten**, **Gazometer**, **Eudiometer**.

Luftball, **Luftballon**, **Luftmaschine**, s. **Aerostat** und **Luftschiffkunst**.

Lufterscheinungen, s. **Meteore**.

Luftkreis, s. **Atmosphäre**, **Dunstkreis**.

Luftperspective, s. **Perspective**.

Luftpumpe, (antlia pneumatica) ist, in der weitesten Bedeutung, eine Maschine, vermittelst welcher man die in einem Raume eingeschlossene Luft entweder verdünnen oder verdichten kann. Im letzten Falle heißt sie **Druckpumpe**, im erstern **Saugpumpe**. Gewöhnlich wird unter Luftpumpe die letzte Art verstanden. Dieses nützliche mechanische Kunstwerk, welches mehr wie jedes andere zur Vollkommnung der physikalischen Wissenschaften beigetragen hat, wurde um 1650 von dem Bürgermeister Otto von Guerike erfunden. Vorher bediente man sich zu jenen Versuchen der **toricellischen Röhren**. Die

wesentlichen Stücke einer Luftpumpe sind ein hohler, starker, messingener oder überhaupt metallener Cylinder, welcher der Stiefel heißt. In diesen Cylinder paßt der Stämpel, welcher durch eine daran angebrachte Zugstange mit einem Handgriffe bequem in dem Stiefel auf- und niedergezogen werden kann. Der Boden des Stiefels steht mit einer Röhre in Verbindung, welche in das Gefäß geleitet wird, aus welchem die Luft ausgepumpt werden soll. Wird nun der Stämpel vom Boden des Stiefels in die Höhe gezogen, so müßte eigentlich, weil er überall luftdicht in den Stiefel einpaßt, ein luftleerer Raum in letzterm entstehen. Allein durch die hineingehende Röhre strömt vermöge der ausdehnenden Kraft der Luft, die überall das gestörte Gleichgewicht herzustellen strebt, ein Luftstrom aus dem Gefäße herbei. Damit nun, bei dem Zurückstoßen des Stämpels, diese eingedrungene Luft nicht wieder in das Gefäß zurückgetrieben werde, sondern einen andern Ausweg nehmen müsse, sind in der am Boden befindlichen Röhre ein oder zwei Ventile angebracht, wovon sich das eine im Boden des Stiefels, das andere im Stämpel befindet, beide aber sich aufwärts öffnen. Das Gefäß, dessen man sich bedient, um die Luft aus demselben zu pumpen, ist am schicklichsten eine gläserne Glocke. Diese steht auf einem horizontalliegenden, in der Mitte durchbohrten messingenen Teller, unter welchem die mit dem Stiefel verbundene, aufwärts gekrümmte Röhre nach der Glocke geht. Es braucht nicht erinnert zu werden, daß Alles völlig luftdicht seyn müsse. Die Beschreibung dieser wesentlichen Theile der Luftpumpe ist hinlänglich für unsern Zweck. Ihre Einrichtung hat nach und nach, insonderheit zu unsern Zeiten, sehr beträchtliche Verbesserungen erhalten; doch sind wir noch weit davon entfernt, derselben die erwünschte Vollkommenheit gegeben zu haben. Die mancherlei physikalischen Versuche, welche sich mit der Luftpumpe anstellen lassen, sind ungemein lehrreich und interessant. Stellt man ein Barometer unter die luftleere Glocke, so fällt das Quecksilber: ein offenbarer Beweis von dem Drucke der Luft; eine schlaffe, fest zugebundene Thierblase mit etwas atmosphärischer Luft schwillt unter der Glocke auf, sobald die Luft verdünnt wird, und fällt beim Hinzulassen derselben wieder in ihren vorigen Zustand zurück; der Heber hört auf zu laufen; die Saugpumpe gibt kein Wasser mehr; Taucher, welche im Wasser in der atmosphärischen Luft sinken, schwimmen bei verdünnter Luft; Wasser braucht nur mäßig erhitzt zu werden, um sogleich zu sieden und in völlig durchsichtigen, elastischen Dämpfen aufzusteigen; Holz gibt eine Menge Luft von sich und sinkt dann im Wasser unter, ein Beweis, daß die mit ihm verbundene Luft es über dem Wasser erhielt; das beste Feuerzeug gibt unter der Glocke mit verdünnter Luft keine Funken; Schießpulver entzündet sich nicht; ein brennendes Licht erlischt; alle warmblütige Thiere sterben sogleich, kaltblütige hingegen, zum Beispiel Frösche, erholen sich wieder, wenn bald Luft zugelassen wird.

Luftröhre heißt derjenige, im thierischen Körper befindliche, aus Häuten und Knorpeln zusammengesetzte Canal, der sich vom Schlunde bis in die Lungen erstreckt und überhaupt aus drei Stücken, dem Luftröhrenkopfe (Kohlkopfe), der eigentlichen Luftröhre (Kehle) und den Aesten der Luftröhre, besteht. Sie ist ganz ihrem Zwecke gemäß eingerichtet: die Schnellkraft ihrer knorplichen Ringe erhält sie für den Ein- und Austritt der Luft beim Ein- und Ausathmen beständig offen. Sie läßt sich auch vermöge ihres Baues bei allen Bewegungen des Halses ohne beträchtliche Verengung ihrer Höhlung be-

Digitized by Google

quem beugen, strecken, drehen, heraufziehen und hinabschieben. Derjenige Theil der Luftröhre, welcher der Kehlkopf heißt, leistet insonderheit noch beim Singen und Sprechen dem Menschen wesentliche Dienste.

Luftschiffkunst (Aëronautik), s. Aërostat und Aërostatik.

Luftspiegelung (Erhebung, Seegesicht), s. Fata morgana.

Lüge ist eine vorsätzliche Unwahrheit, welche den Zweck hat, Andern über einen Gegenstand eine irrige Meinung beizubringen. Soll dadurch ein böser Zweck befördert werden, dann heißt sie eine **boshafte Lüge**; hat der Lügner gar keinen bestimmten Zweck dabei vor Augen, eine **leichtsinnige Lüge**; oder will man dadurch einen guten Endzweck befördern, der aber durch andere Mittel, und zwar ohne Verletzung der Wahrhaftigkeit, hätte erreicht werden können, so ist dieß eine **unbedachtsame Lüge**. Damit aber müssen die im Scherz gesprochenen Unwahrheiten nicht verwechselt werden, die unter Leuten, welche sich verstehen, bloß zur Unterhaltung dienen sollen, und auf die ernsthaften Zwecke der gegenseitigen Pflichten keinen Einfluß haben. Eben so wenig wird man poetische Erdichtungen und Fabeln hieher rechnen, denen man sich mit dem Bewußtseyn der Illusion hingibt. Gebraucht aber Jemand eine Lüge als das einzige Mittel, sich oder einen Andern gegen eine offenbare, gewaltsame Verletzung seiner menschlichen Rechte zu retten, so heißt dieß eine **Nothlüge**. Die drei ersten Arten von Lügen sind gänzlich unerlaubt. Bei der boshaften Lüge fällt dieß von selbst in die Augen. Da die Wahrhaftigkeit allgemeine Pflicht und die Bedingung alles wahrhaft menschlichen Verkehrs ist, die Lügenhaftigkeit aber somit ein allgemein verwerfliches Laster ist: so begreift man, warum die Menschen so sehr aufgebracht werden können, wenn man sie Lügner nennt, oder sie Lügen straft. Ihr Interesse muß selbst darunter leiden, wenn sie keinen Glauben mehr finden. Die Nothlüge dagegen hält man gewöhnlich erlaubt. Andere sagen dagegen, die Wahrhaftigkeit hängt von der Gesinnung ab, und diese kann nicht **gezwungen** werden, ihre Pflicht zu verletzen; denn der Zwang erreicht nicht die Gesinnung. Wenn daher die Vernunft das Gesetz aufstellt, du sollst nicht lügen, so ist dieß Gebot uneingeschränkt und ohne Ausnahme; folglich können alsdann auch keine Nothlügen Statt finden: wie Kant behauptet, daß wir selbst dann nicht lügen sollen, wenn wir das Leben eines Menschen damit erkaufen könnten.

Pq.

Lully (Giovanni Baptista) ein **berühmter italienischer Tonkünstler, der sich in Frankreich ausbildete**, und Oberintendant der königl. Capelle und Director der Oper wurde, ward 1633 zu Florenz geboren, und in seinem zwölften Jahre vom Chevalier von Guise, der bei seiner Abreise nach Italien der Mademoiselle von Montpensieur einen schönen, muntern italienischen Knaben mitzubringen versprochen hatte, nach Frankreich mitgenommen, wo er zuerst als Küchenjunge in die Dienste dieser Dame trat. Hier erregte er bald, durch sein artiges Geigenspiel, welches er ganz ohne Meister erlernt hatte, solche Aufmerksamkeit, daß ihn Ludwig XIV. nicht allein in seine Dienste nahm, sondern auch die sogenannte Bande des petits violons errichtete, und ihm über dieselbe die Direction ertheilte. Schon vorher hatte eine Bande des vingt quatre violons existirt, welche damals als die geschickteste Capelle in ganz Europa

betrachtet wurde. Bald aber trug die Bande des petits violons, durch die Sorgfalt, welche Lully auf deren Ausbildung verwandte, und durch die angenehmen Compositionen, welche er für dieselbe verfertigte, über die Gesellschaft der Vierundzwanziger den Sieg davon, und Lully wurde gleich sehr berühmt. Lully führte in die Composition mehrere glückliche Neuerungen ein. Vor ihm waren nämlich der Baß und die Mittelstimmen stets nur die Oberstimme begleitend behandelt worden; Lully hingegen behandelte auch die Mittelstimmen obligat, und vertheilte zwischen ihnen und der Hauptstimme die Melodie. Er führte ferner in seine Instrumental-Musik zuerst die Fuge ein, und erweiterte die Gränzen der Harmonie auf eine damals in Frankreich ungekannte Weise, indem er durch die sogenannten falschen Accorde, so wie durch Dissonanzen, die überraschendsten Effecte auf seine, damals noch nicht sehr musikkundigen Zuhörer hervorzubringen wußte. Besonders war es ihm vorbehalten, der großen Oper in Paris diejenige Einrichtung zu geben, deren sie sich, mehr oder weniger, noch in diesem Augenblicke zu erfreuen hat. Ihm trat der Abbé Perrin, der das Privilegium der großen Oper vom Könige erhalten hatte, 1672 dasselbe ab, und Lully begann nun, als Director derselben, diejenigen Opern zu componiren, welche ein halbes Jahrhundert hindurch die französische Nation entzückt haben, und ungeachtet aller Revolutionen, welche die französische Theatermusik von Piccini, Sacchini, Gluck, den neueren Italienern, und von den deutschen Componisten, erlitten hat, den Franzosen noch immer theuer sind. Lully's Opern hatten ihren großen Beifall vorzüglich dem damaligen italienischen Geschmacke zu verdanken, in welchem er sie componirt hatte, so wenig wir vielleicht noch jetzt denselben in seinen Werken finden mögen. Lully verwandte auch die größte Mühe auf deren Ausführung, so wie auf Bildung seiner Musiker und Sänger überhaupt. Er hatte ein so geübtes Gehör, daß er von einem Ende des Theaters bis zum andern hörte, welches Instrument etwa gefehlt hatte; dann gerieth er oft in einen so heftigen Zorn, daß er das Instrument auf dem Rücken des fehlenden Musikers zerschlug. Er besaß jenen feurigen Enthusiasmus, ohne welchen man es in keiner Kunst zur Vollkommenheit bringt. So lebhaft er für die Kunst fühlte, eben so launig war er im gesellschaftlichen Leben. Diese Laune verließ ihn selbst in den letzten Augenblicken seines Lebens nicht. Ludwig XIV., der ihn sehr liebte, erhob ihn selbst in den Adelstand. Nach der Vorstellung der lully'schen Oper: Isis (1677), erließ Ludwig XIV., den die Musik entzückt hatte, einen Cabinetts-Beschluß, durch welchen jedem Edelmann, unbeschadet seiner Würde, auf dem Opern-Theater zu singen erlaubt wurde. Das Parlement trug ohne Widerrede diesen Beschluß in seine Register ein. Lully's Oper: Armide, gefiel bei der ersten Vorstellund (1686) nicht; Lully ließ sie daher für sich allein aufführen. Der König, welchem dieser sonderbare Einfall hinterbracht worden war, vermuthete, daß das Werk doch nicht schlecht seyn müsse, da Lully damit zufrieden sey. Die Oper ward also zum zweiten Male aufgeführt, und nun erhielt sie sowol vom Hofe, als vom Publikum den entschiedendsten Beifall. — Es wird unsern Lesern nicht uninteressant seyn, zu erfahren, auf welche Weise die so berühmten lullyschen Opern zu entstehen pflegten. Es geschah auf folgende Weise. Nachdem Quinault verschiedene Opern-Süjets ausgesucht hatte, legte Lully diese dem Könige zur Auswahl vor. Hatte der König gewählt; so mußte Quinault den Plan zum Stücke entwerfen: diesen erhielt dann

Lully und ordnete darnach die Tänze und Decorationen. Dann erst arbeitete Quinault Scene für Scene aus, und übergab dasselbe der französischen Akademie zur Beurtheilung. Nachdem dieß geschehen war, untersuchte Lully seiner Seits das ganze Stück Wort für Wort, änderte daran, und wider seine Critik fand durchaus keine Appellation Statt. So sandte er dem Quinault ganze Scenen seines Phaëton wol zwanzig Mal zurück, um selbige zu verändern, ob sie gleich von der Akademie bereits längst gebilligt worden waren. Aerger aber behandelte er einst den Pierre Corneille, den er bei Gelegenheit seiner Oper, Bellérophon (1679 zuerst aufgeführt), wol zwei tausend Verse verwarf, ehe das höchstens sechshundert Verse enthaltende Stück zu Stande kam. War nun das Gedicht endlich fertig; so überlas er es so lange, bis er es ganz auswendig wußte. Dann setzte er sich an das Clavier, die Schnupftabaksdose daneben, welche letztere er so fleißig gebrauchte, daß alle Tasten mit Tabak dick überzogen und immer von frischem damit bestreuet wurden. Merkte er nun, daß ihm die Arbeit nicht von Statten gehen wollte; so ließ er sie liegen. Dagegen stand er oft in der Nacht auf und setzte sich ans Clavier, wenn ihm ein guter Gedanke kam. Nun sang und spielte er die Melodie so lange, bis sie nach seinem Sinne war. Dann ließ er einen Musiker kommen, dem er Alles singend und spielend in die Feder dictirte. Er selbst aber schrieb keine Note, außer in den Fugen, wo er bloß den Eintritt des Satzes, da, wo er ihn haben wollte, anzumerken pflegte. Auf diese Weise arbeitete Lully drei Vierteljahre an einer einzigen Oper. War sie endlich fertig: so bekümmerte er sich nicht weiter um sie, sondern überließ die Arrangements derselben seinen Untergebenen. Aber bei der Probe bewies er die größte Thätigkeit. Lully hat neunzehn Opern componirt, deren Texte größtentheils von Quinault sind. Dieser berühmte Mann starb zu Paris am 22. März 1687, im vierundfunfzigsten Jahre seines Alters. Bei Annäherung der Gefahr ließ er seinen Beichtvater rufen, der ihm nur unter der Bedingung die Absolution ertheilen wollte, wenn er ihm seine neueste Oper, Achille et Polyxène, ausliefern würde. Lully that es, und der fanatische Pater verbrannte die Partitur in seiner Gegenwart. Als es sich mit Lully nach einigen Tagen etwas gebessert hatte, machte ihm ein Großer des Hofes, der Lully und seine Kunst hochschätzte, die bittersten Vorwürfe darüber, den aberwitzigen Eingebungen eines träumerischen Jansenisten ein solches Opfer gebracht zu haben. Lully flüsterte ihm ins Ohr: „Still, still, gnädiger Herr! Ich habe eine Abschrift davon!"

Luna bedeutet 1) den Mond als Gestirn, 2) eine Göttin der Römer (von den Griechen Selene genannt). Selene war eine Schwester des Helios, eine Tochter des Hyperion und der Thia. Auch Diana wird für die Göttin des Mondes gehalten; Selene aber scheint älteren Ursprungs zu seyn: beide aber werden oft mit einander verwechselt. Doch hatte insbesondere Selene Einfluß auf die Geburt des Menschen. Sie war eine Geliebte des Jupiter, welcher mit ihr die schöne Pandia und die Ersa (den Thau) zeugte. Sie ward vom Pan, in der Gestalt eines schneeweißen Widders, in einen Hain gelockt und daselbst von ihm umarmt. Abgebildet wird sie mit einem in die Höhe stehenden halben Monde, an welchem zwei Spitzen befindlich sind, und mit einer Fackel. Sie fährt auf einem mit Pferden oder Hirschen bespannten Wagen, um ihre Bewegung am Himmel anzuzeigen. In ihrem Gefolge werden die Sterne abgebildet.

such nahm man eine männliche Mondsgottheit (Deus Lunus) an. In der Chemie bezeichnet Luna das Silber; ihr Zeichen ist ☽.

Lüneburg, ein Fürstenthum und Theil des Königreichs Hannover im ehemaligen niedersächsischen Kreise, gränzt gegen Osten an die Mark Brandenburg, gegen Norden an das Herzogthum Lauenburg und die Elbe, gegen Westen an die Herzogthümer Bremen und Verden, und gegen Süden an das braunschweigische Gebiet. Dieses Land gehörte ehemals einer besondern Linie des Hauses Braunschweig, Lüneburg oder Celle, fiel aber, als diese mit Herzog Georg Wilhelm 1705 ausstarb, an Hannover. Es hat 200 Quadrat-Meilen Flächeninhalt, und 246,000 Einwohner in 12 Städten und 1670 Flecken und Dörfern. Die Beschaffenheit des Bodens ist sehr verschieden; die Gegenden an der Elbe und andern Flüssen sind sehr fruchtbar an Getreide, und haben gute Viehzucht; die schlechtesten Gegenden sind mitten im Lande; zu diesen gehört besonders die bekannte, 12 Meilen lange lüneburger Haide, durch welche die Landstraße nach Hamburg führt. In dieser Haide ist die Schaf- und Bienenzucht sehr beträchtlich; die letztere soll jährlich 200,000 Thaler einbringen. In einigen Gegenden ist die Pferdezucht sehr bedeutend. Es gibt viele Waldungen, besonders in der Mitte des Landes schöne Tannenwälder. Die Elbe, Aller und Ilmenau, letztere beide ebenfalls schiffbar, sind dem Lande sehr vortheilhaft. Das Salzwerk bei der Stadt Lüneburg ist sehr einträglich. Unter den Manufakturen zeichnen sich besonders die Leinewebereien aus. — Seit 1810 gehörte das Fürstenthum zu dem Königreiche Westphalen, kam aber 1813 wieder an Hannover zurück. Durch einen besondern, im Febr. 1815 zu Wien geschlossenen Vertrag trat Hannover das, von der Alt-Mark ganz eingeschlossene Amt Klötze an Preußen ab. — Lüneburg, die alte, etwas feste Hauptstadt des Fürstenthums, liegt an der schiffbaren Ilmenau, und hat in 1780 Häusern 10,000 Einwohner und eine Ritterakademie. Sehenswerth ist die Sülze, oder das vortreffliche Salzwerk, welches einen eigenen Theil der Stadt ausmacht. Die Sole ist so reichhaltig, daß sie ohne Gradirung sogleich versotten werden kann. Der fünfte Theil davon gehört dem Landesfürsten. An der Westseite der Stadt liegt der befestigte Kalkberg, aus welchem in großer Menge der Kalkstein gebrochen und häufig auswärts verführt wird. Außer dem Handel mit eigenen Produkten, ist daselbst auch ein beträchtlicher Speditionshandel nach Hamburg, Leipzig, Lübeck u. s. w. Die andern bedeutenden Städte sind Haarburg und Celle.

Lunel, kleine Stadt in Frankreich in Nieder-Languedoc, vier Meilen von Montpellier, ist wegen des daselbst gebauten, süßen Muscatellerweines merkwürdig. S. Weine.

Luneville, eine kleine, schön gebauete Stadt in Lothringen, an der Vezouse und Meurthe, mit 1300 Häusern, 9800 Einwohnern und einem schönen Schlosse. Als 1735 dem König Stanislaus Leszinsky von Polen der Besitz von Lothringen und Bar überlassen worden war, nahm dieser seine Residenz zu Luneville, und seit der Zeit hat diese Stadt viele Verschönerungen erhalten. Nach ihm wurde das Schloß zur Caserne eingerichtet. Das dortige Pflaster ist schön, aber von einer Art Kalkstein, der bei trockenem Wetter einen, den Augen sehr schädlichen Staub verursacht, weßwegen jeder Hausbesitzer im Sommer täglich das Pflaster begießen muß. Nach Stanislaus Tode hat die Stadt sehr abgenommen. Außer einer Fayence-Fabrik gibt es hier auch Tuch-, Strumpf- und Leder-Fabriken. In der neuesten

Zeit ist die Stadt durch den am 9. Febr. 1801 zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossenen Frieden berühmt geworden (s. *Lothringen* und *Friedensschlüsse*).

Lunge, das in der Brusthöhle der Thiere eingeschlossene und zur Verrichtung des Athmens bestimmte Eingeweide. Jedes lebende Thier bedarf des Einflusses der atmosphärischen Luft zur Erhaltung seines Lebens. Daher sind bei allen Thieren besondere Organe zur Aufnahme der Luft und ihrer Verbreitung im Innern eingerichtet und bestimmt, welche man Respirationsorgane oder Organe des Athemholens nennt (s. den Art. *Respiration*). Diese Organe sind aber bei den Thierclassen nach ihrer gradweisen Ausbildung sehr verschieden. So sind bei den Insekten die Luftkanäle, Tracheen, bei den Fischen die Kiemen zu diesem Zwecke bestimmt. Bei den Amphibien zeigt sich schon die eigentliche Bildung einer abgesonderten Lunge, und bei den vollkommenern Thierclassen, den Vögeln und Säugthieren, so wie bei den Menschen, tritt diese erst ganz deutlich hervor. Das Lungensystem ist sogar bei den Vögeln am ausgedehntesten. Die Brusthöhle ist im Verhältnisse gegen den Unterleib viel größer, die Luftzellen setzen sich sogar bis in den letztern um den Magen, um die Leber, das Herz und die größern Gefäße, selbst in die Zwischenräume der Muskeln, bis in die Röhren der hohlen Knochen fort. Beschränkter und in sich geschlossener ist das Lungensystem bei den Säugthieren. Bei dem Menschen ist die in der Brusthöhle eingeschlossene Lunge in zwei Hälften getheilt, von denen die rechte etwas kürzer und breiter ist, als die linke. Zwischen beiden Lungen liegt nach unten das Herz, welches bei Ausdehnung der Lungen von ihnen umfaßt wird. Beide Lungenhälften sind getrennt durch eine Scheidewand, welche von einer Hautfalte der Brusthaut gebildet wird. Jede Lungenhälfte ist daher ganz frei und abgesondert in ihrer eignen Höhle, welche sie, bei der Ausdehnung durch das Einathmen völlig ausfüllt, und hängt nur nach oben durch ihren Luftröhrenast mit der Lungenröhre zusammen, nach hinten ist sie durch starke Blutgefäße, die aus dem Herzen kommen, mit demselben verbunden. Die Masse der Lungen ist zellig, schwammig, bei Kindern von blaßröthlicher, bei Erwachsenen von bläulichgrauer Farbe. Sie besteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Läppchen), deren zarte, häutige Wände sich so berühren, daß sie zusammen ein Ganzes ausmachen. Jedes Läppchen ist wieder durch viele, noch kleinere häutige Scheidewände in mehrere Zellen, *Lungenbläschen* genannt, getheilt. Diese sind eigentlich die Enden der feinsten Zweige der Luftröhrenäste, welche durch immer wiederholte Theilungen endlich zu den kleinsten, zartesten Röhrchen werden. Die unendliche Menge und zahlreiche Vertheilung dieser Enden bildet die schwammige Substanz der Lunge. Folglich geht die eingeathmete Luft in ununterbrochener Strömung durch die Luftröhre in die beiden Lungen über, durch die größern Aeste in kleinere, von diesen in Zweige, und in unendlich viele kleine Zweigelchen bis in die letzten Röhrchen und Luftzellchen. Außer dieser Anhäufung von Luftzellchen besteht die Lunge noch aus einem Gewebe der feinsten Blutgefäße von vier verschiedenen Systemen, nämlich von den Verzweigungen der Luftröhrenarterien, welche alle Verzweigungen der Luftröhre begleiten, indem sie dieselben umschlingen, durchdringen, und für jeden abgehenden Ast derselben ein Aestchen abgeben. Sie dienen zur Ernährung der Luftröhrenäste und zur Absonderung der Feuchtigkeit in dem Innern derselben. ihnen sammeln sich die rücklaufenden Blutadern, welche nur zum

theil rückwärts in einen Stamm (die Bronchialvene) sich vereinigen, um Theil in die Lungenvenen übergehen. Ferner stellen die Lungenrterien und Lungenvenen einen Haupttheil der Lungenubstanz dar. Aus der rechten Hälfte des Herzens kömmt nämlich der roße Stamm der Lungenarterie, welcher sich sogleich in zwei Theile, ür jede Lunge einen, theilt, welche sich in derselben in Aeste, Zweige und kleinere Zweigelchen abtheilt. Die feinsten Verzweigungen der Lungenarterie umgeben, als ein Netz von Haargefäßen, die Lungenläppchen und Luftzellchen, öffnen zum Theil sich in die Luftröhrenzellchen, und gehen zum andern Theil in Venen über, welche rückwärts sich zu immer größeren Aesten vereinigen, und endlich, aus jeder Lungenhälfte in zwei Stämme vereinigt, als die Lungenvenen zur linken Hälfte des Herzens zurückgehen. Endlich gehören zum Ganzen der Lungen auch noch die ihnen zugehörigen Nerven, welche theils die Luftröhrenzweige tief in die Lungen begleiten, theils mit den Blutgefäßen derselben verlaufen. So besteht also die ganze Substanz der Lunge aus einer zahllosen Menge neben einander liegender Luftröhrchen und Luftbläschen, aus den Haargefäßnetzen der Bronchialarterien, der Bronchialvenen, Lungenarterien und Lungenvenen und deren Nerven, welche allesammt durch die gemeinschaftliche Lungenhaut zu einem Ganzen zusammengehalten werden. Durch das Einspritzen gefärbter Massen in die Stämme der Gefäße kann man die Verästelungen und feinsten Verzweigungen eines jeden abgesonderten Systems sehr deutlich machen, von denen alsdann jedes gleichsam ein Bäumchen mit seinen stärkern und schwächern Aesten und Zweigen bis in die feinsten, den Haaren ähnlichen, Gewebe von Aederchen darstellt. So kann man z. B. mit Quecksilber die Luftröhrenäste, mit einer blauen Masse die Lungenarterien, mit rother die Lungenvenen anfüllen; jedes dieser Systeme stellt so ein Bäumchen dar, und diese so in einander gefügt, daß alle um und neben einander aufs innigste sich umfassen, begleiten, umstricken, stellen ungefähr das Ganze der Lungenmasse dar. H.

Lungenprobe, ein Versuch, den man (bei dem Verdacht des Kindermords) mit den Lungen eines todten, neugebornen Kindes vornimmt, um auszumitteln, ob das Kind vor der Geburt gelebt habe, oder nicht. Dieser Versuch besteht darin, daß man die Lungen in ein Gefäß, mit reinem Wasser angefüllt, thut, um zu beobachten, ob sie zu Boden sinken, oder oben schwimmen. Der Grund der Lungenprobe ist der unwiderlegbar wahre Satz, daß wirkliches Leben des zur Welt gebornen Kindes ohne Athemholen nicht Statt finde; daß aber das Athmen bestimmte Veränderungen in den Lungen hervorbringe, wodurch sie sich von denen, welche noch nicht geathmet haben, unterscheiden. Vor der Geburt sind nämlich die Lungen dunkelroth, in einen engen Raum der Brusthöhle zusammengezogen, fest, und specifisch schwerer, als das Wasser, wie die Substanz anderer Eingeweide. Sie sinken daher im Wasser sowol ganz, als stückweise zu Boden, und wenn man sie zerschneidet, so dringen keine Luftbläschen hervor, weder in noch außer dem Wasser, auch zeigt sich wenig Blut dabei. Hat aber das Kind nach der Geburt gelebt, folglich geathmet, so ist auch Luft in die Lungen eingedrungen, dadurch die Brusthöhle erweitert, die Lungen selbst sind ausgedehnt worden, erscheinen von lockerer schwammiger Substanz, blaßrother Farbe, bedecken das Herz und füllen die Brusthöhle aus. Sie schwimmen nun specifisch leichter als das Wasser auf demselben, sowol in Verbindung mit dem Herzen, als auch ohne dasselbe, sowol ganz, als in einzelne Stücke zerschnitten.

Beim Zerschneiden selbst hört man einen eigenen Ton, die Luft dringt aus den Lungen und steigt, wenn man die Lunge unter dem Wasser zusammendrückt, in Bläschen in die Höhe. Aus den zerschnittenen Lungen dringt rothes, mehrentheils schaumiges Blut. Man hat zwar gegen die Gewißheit der Lungenprobe verschiedene Einwürfe gemacht, welche aber dieselbe nicht umstoßen, sondern nur gewisse Bedingungen und Voraussetzungen nöthig machen, durch deren Erfüllung jene unumstößlich werden. Die gemachten Einwürfe sind vorzüglich folgende: 1) es kann Luft in den Lungen gefunden werden, ohne daß das Kind geathmet hat. Dieß könnte nur der Fall seyn: a) durch Einblasen: allein in diesem Fall ist die Brust des Kindes nicht gewölbt, es ist nur sehr wenig Blut in den Lungen zu finden, und es ist nicht hellroth, nicht schaumig; b) durch Fäulniß: allein in diesem Falle müßten auch die übrigen Theile davon ergriffen seyn; die Lungen sind nicht ausgedehnt, nicht blaßroth, die Luftbläschen zeigen sich an denselben nur auf der Oberfläche, und nicht bis in die innere Substanz, wenn nicht der äußerste Grad der Fäulniß alle Theile ergriffen und zerstört hat. 2) Das Kind kann geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen zu finden wäre. Dieß ist unerweislich und streitet mit der Natur der Sache und mit dem Begriffe von Lebensäußerung. 3) Es kann ein Theil der Lungen schwimmen, ein anderer untersinken: dieser Fall könnte nur bei krankhaften, mit Knoten, Geschwüren oder Schleim angefüllten Lungen denkbar seyn, und bei großer Schwäche des Kindes einen geschehenen Versuch, Athem zu holen, ohne Möglichkeit, das Leben weiter fortzusetzen, beweisen. 4) Es kann ein Kind gelebt haben, ohne zu athmen; aber der Zustand von Scheintod kann nicht Leben genannt werden, wirkliches Leben ohne Athmen findet nicht Statt. Mit gehöriger Rücksicht auf alle zugleich vorhandenen Umstände, Merkmale und Beobachtung der durch obige Einwürfe nöthigen Vorsichtsmaßregeln, ferner gehörige Untersuchung des äußern Ansehens des Kindes und der Beschaffenheit der übrigen Eingeweide, ist die Lungenprobe als zuverlässig zur Entscheidung über die Frage: ob das Kind nach seiner Geburt gelebt habe oder nicht, anzusehen. Man hat außer der erwähnten noch eine Lungenprobe vorgeschlagen, welche auf dem Verhältnisse des Gewichts des ganzen Körpers, sowol zu einer Lunge, welche geathmet, als zu einer, welche nicht geathmet hat, beruht; so wie eine andere, von dem Umfange des Brustkastens vor und nach der Respiration; allein beide sind verwickelter, mühsamer, und doch unsicherer, als die erstere.

Lupercalien, s. Pan.

Lusiade, s. Camoens.

Lusitania, Lusitanien, s. Portugal.

Lustration, Reinigung, wurde insbesondere die feierliche Reinigung oder Weihung des römischen Volks vermittelst eines Sühnopfers (sacrificium lustrale) genannt, welche jedes Mal nach geendigtem Census (s. d. Art.) vorgenommen wurde. Der Name kann von luere (in der Bedeutung von solvere, weil bei dieser Gelegenheit alle öffentliche Pachtungen an die Censoren bezahlt werden mußten), oder auch von lustrare (aussöhnen, weil nach geschehenem Census das allgemeine Sühnopfer für das römische Volk dargebracht ward) abstammen. Das bei dieser Feierlichkeit Statt findende Opfer bestand in einem Stiere, einem Schweine und einem Schafe oder Widder (suovetaurilia). Der Widder war dem Jupiter, das Schwein Ceres und der Stier dem Mars gewidmet. Die feierliche Hand-

ung selbst nannte man lustrum condere. Die dabei von dem Censor gesprochene Formel hieß anfänglich: Ut dii immortales res Romanas ampliores melioresque facerent. Nachdem sich das römische Gebiet aber sehr vergrößert hatte, wurde das Gebet folgendergestalt verändert: Ut res Romanas perpetuo incolumes ferent. — Da nun diese Lustration alle Mal am Ende eines jeden fünften Jahres angestellt wurde, so bedeutete lustrum auch eine Periode von fünf Jahren, welches Zeitmaß von Dichtern oft mit der griechischen Olympiade, welche nur vier Jahre enthielt, verwechselt, ja oft sogar nur für ein Jahr genommen wurde. Auch wird lustrum zuweilen im Allgemeinen für eine gewisse Reihe von Jahren gebraucht.

Lustspiel, s. Schauspiel.

Luther, Martin, der größte Mann des 15ten Jahrhunderts, wurde den 10. Nov. 1483 von armen Aeltern in Eisleben geboren. Sein Vater, Hans Luther, war ein Bergmann, und kam späterhin zu Mansfeld (wohin er 1484 gezogen) wegen seiner Rechtschaffenheit in den Rath. Martin wurde von ihm mit Strenge zur Gottesfurcht erzogen und im 14ten Jahre zuerst nach Magdeburg, 1498 aber, weil er hier keine Unterstützung fand, nach Eisenach auf die Schule geschickt, wo er anfangs sein Brot als Currentschüler mit Singen vor den Thüren verdienen mußte, bald aber zu einer bemittelten Verwandtin seiner Mutter in Pflege kam. Hier machte er unter der Leitung des Rectors Trebonius schnelle Fortschritte im Latein und in den übrigen Schulwissenschaften, so daß er 1501 die Universität zu Erfurt beziehen und schon 1503 daselbst Magister werden konnte. Um diese Zeit entdeckte er auf der Universitätsbibliothek zu Erfurt eine lateinische Bibel, und sah mit nicht geringer Freude, daß sie mehr als die gangbaren Pericopen enthielt. Nach dem Willen seines Vaters dem Rechtsstudium gewidmet, wurde er durch diese nähere Bekanntschaft mit der Bibel, von der damals auch die Geriker gewöhnlich nur die evangelischen und epistolischen Texte kannten, der Theologie geneigt, und der schreckbare Tod eines jungen Freundes, Namens Alexis, der auf einer Reise von Mansfeld nach Erfurt entweder durch den Blitz oder durch Meuchelmord an seiner Seite umkam, bestimmte sein, durch den Druck einer äußerst strengen Erziehung und niederbeugenden Dürftigkeit ohnehin eingeschüchtertes Gemüth, sich dem Mönchsstande zu widmen, um durch fromme Uebungen die Seligkeit zu verdienen, an der er oft gezweifelt hatte. Er ging daher gegen den väterlichen Willen 1505 ins Augustinerkloster zu Erfurt, und unterwarf sich mit schweigender Geduld allen Büßungen und Erniedrigungen, welche die Ordensobern den Novizen auflegen. Dabei glaubte er immer noch nicht genug zu thun; unschuldig und unverdorben, wie Wenige, quälte er sich selbst mit den schrecklichsten Vorwürfen und fiel in eine schwere Krankheit, in der ein alter Ordensbruder sein geängstigtes Gewissen beruhigte, und ihn auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an Jesum Christum verwies. Diese damals, über dem Dringen des Clerus auf sogenannte gute Werke, und dem Handel der Kirche mit Ablaß und Indulgenzen beinahe vergessene christliche Lehre brachte neues Licht und Leben in Luthers Seele, und die väterliche Milde, mit welcher Staupitz, sein Ordensprovinzial, seine hervorstechenden Talente und Kenntnisse auszeichnete, ihn von allen niedrigen Diensten für das Kloster befreiete, und zur Fortsetzung seiner theologischen Studien aufmunterte, weckte

sein Selbstgefühl. Er erhielt 1507 die Priesterweihe und das Jahr darauf durch seinen Gönner Staupitz den Ruf als Professor der Philosophie auf der neugestifteten Universität Wittenberg. Schnell entwickelte sich in diesem neuen Wirkungskreise sein großes Genie. Ohne zu ahnen, welche Erfolge er dadurch vorbereitete, warf er die Fesseln der mit dem hierarchischen System des römischen Stuhles innig verwebten scholastischen Philosophie von sich, machte die Rechte des gesunden Verstandes geltend und sammelte bald zahlreiche Schüler und Anhänger um seinen Lehrstuhl. Eine Reise, die er 1510 in Angelegenheiten seines Ordens, welcher ihm späterhin die Revision der thüringischen Augustinerklöster übertrug, nach Rom an den Hof des Pabstes Leo X. unternahm, enthüllte das Scandal der Irreligiosität und Sittenlosigkeit des römischen Clerus vor seinen Augen und befreite ihn von der gewohnten Scheu vor der päpstlichen Heiligkeit. Nach seiner Zurückkunft nahm er ein Predigtamt in Wittenberg an, und wurde 1512 Doctor der Theologie, eine Würde, deren Eid ihn nach seinem Glauben zur unerschrockensten Vertheidigung der heiligen Schrift verpflichtete. Seine gründliche Gelehrsamkeit, welche die alten Classiker wie die Kirchenväter umfaßte, und in den Geist der griechischen und hebräischen Sprache eindrang, so wie der Ruf seines geistvollen Vortrags machte ihn bald den größten Gelehrten seiner Zeit bekannt und als einen kräftigen Beförderer des Lichts der neu eindringenden, wissentschaftlichen Aufklärung werth. Um so mehr mußte der entscheidende Schritt, den er den 31. Oct. 1517 durch den Anschlag von 95 Sätzen gegen den Ablaßkram des Dominicaners Tetzel vor den Augen von ganz Deutschland that, Aufsehen erregen. Luthern trieb nichts dazu, als die Liebe zur Wahrheit und der Unwille über das öffentliche Aergerniß des Ablaßhandels, dessen verderbliche Wirkungen sich schon bei seiner Gemeinde zu Wittenberg äußerten. Ehrgeiz oder Ordensneid gegen die Dominicaner hatte, wie jetzt erwiesen ist, keinen Antheil an diesem Schritte. Seine Sätze wurden jedoch eben so schnell verketzert, als verbreitet. Der Dominicaner Hogstraaten zu Cöln, Dr. Eck zu Ingolstadt und Prierias, ein Official des römischen Hofes, griffen Luthern mit Streitschriften an, aber weder ihre Schmähungen, noch die Citation des Papstes nach Rom, welcher er nicht folgte, so wie die glimpflicheren Unterredungen, die der Cardinal Cajetan 1518 zu Augsburg und 1519 der Nuntius von Miltiz zu Altenburg nicht ohne lockende Anerbietungen von Seiten des Papstes mit ihm hielten, waren im Stande, ihn zum Widerruf zu bewegen. Er antwortete seinen Gegnern kühn und gewaltig und fuhr, auch nach der 1519 mit Eck zu Leipzig gehaltenen Disputation, fort, die Unstatthaftigkeit der Indulgenzen und des päpstlichen Primats zu behaupten. Widerlegt hatte ihn Niemand, und mit gutem Grunde appellirte er von der Entscheidung Cajetans an den Papst, und von diesem an ein allgemeines Concilium. Daher erschien 1520 die päpstliche Bannbulle gegen ihn und seine Anhänger, mehrere Universitäten beeiferten sich, ihn zu verdammen, und seine Schriften wurden zu Rom, Cöln und Löwen verbrannt. Luther verbrannte dagegen nach dem bescheidenen Briefe, in dem er, immer noch zum Frieden willig, dem Papste seine Ergebenheit bezeigt, und zur Reform der Kirche gerathen hatte, durch diese offenen Feindseligkeiten empört, zu Wittenberg den 10. Dec. 1520 die Bannbulle und die Decretalen des päpstlichen canonischen Rechts. Mit diesem Schritte sagte er sich förmlich vom Papste und der römischen Kirche los. Begeistert jauchzten die trefflichsten Männer der

[A]dels deutscher Nation, die er zur Vertheidigung des neuen Lichts [a]ufgerufen hatte, ein Hutten, Sickingen, Schaumburg, [d]em Helden der evangelischen Freiheit Beifall zu, und boten ihm, da [d]er Churfürst Friedrich von Sachsen unschlüssig schien, ob er ihn schützen [w]ollte, ihre Vesten und Schwerter an. Aber Luther wollte von Nie[m]and geschützt seyn, denn von Gott. Die besorgten Freunde, die ihm [N]achgeben und Gelindigkeit anriethen, hört er nicht mehr; ein inne[r]er, gewaltiger Geist, den er selbst nicht hemmen kann, treibt ihn [z]ur That fort. Mit Bewunderung und Erstaunen vernimmt das [V]olk die Rede dieses Mönchs, der sich allein gegen Papst und Cle[r]isei, gegen Kaiser und Fürsten stellt. Denn nichts Geringeres that [e]r, als er den 4. April 1521 in Begleitung weniger Freunde und des [k]aiserlichen Herolds, der ihn gefodert hatte, die Reise zum Reichstage [n]ach Worms antrat. Sie glich einem Triumphzuge. Alles wollte [d]en Mann sehen, der es mit den Vorurtheilen und Mißbräuchen ei[n]es Jahrtausends und mit allen Mächten der Gegenwart aufnahm. Bei 2000 Personen zu Pferd und zu Fuß kamen ihm eine Stunde vor Worms entgegen. Die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Sache war so stark in ihm, daß er dem Boten, durch den Spalatin ihn war[n]en ließ, antwortete: und wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern — doch wollte ich hinein. Vor dem Kaiser, dem Erzherzoge Ferdinand, 6 Churfür[s]ten, 24 Herzögen, 8 Markgrafen, 30 Bischöfen und Prälaten und vielen Fürsten, Grafen, Herren und Gesandten erschien Luther den 17. April in der Reichsversammlung, bekannte sich zu seinen Schriften und schloß am folgenden Tage seine zweistündige Vertheidigunsrede vor dieser Versammlung mit den Worten: „Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der heil. Schrift oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen." Daß er wirklich nicht anders konnte und nur dem götlichen Worte gehorchte, davon mußte Jeder sich überzeugen, der ihn hörte und verstand, und er verließ Worms in der That als Sieger, aber unter so unzweideutigen Vorbedeutungen des Unterganges, den seine Feinde ihm bereiteten, daß Friedrich der Weise ihn unterwegs wegfangen und heimlich nach der Wartburg schaffen ließ, um sein Leben zu sichern. Weder die kaiserliche Achtserklärung noch die Bannbullen des Papstes konnten ihn in der Muße stören, die er hier zur Verdeutschung des neuen Testaments anwendete. Doch dauerte sie nur 10 Monate. Auf die Nachricht von Carlstadts Bilderstürmerei (s. d. Art. Carlstadt) hielt ihn nichts mehr zurück und troz der neuen Achtserklärung, welche der Kaiser zu Nürnberg wider ihn erließ, und selbst auf die Gefahr der Ungnade des Churfürsten, eilte er, mitten durch das Land des schrecklich gegen ihn erzürnten Herzogs, Georg von Sachsen, nach Wittenberg. Der Brief, in dem er sich wegen dieser Entweichung bei dem Churfürsten Friedrich rechtfertigt, ist eben so, als sein Betragen auf dem Reichstage zu Worms ein Beweis seines unerschrockenen Muthes und seiner Seelengröße *). So

*) Luther schrieb dem Churfürsten damals: „Ich kehre nach Wittenberg zurück in gar viel einen höheren Schutz, als ein Churfürst von Sachsen mir geben kann. Ich habs auch nicht in dem Sinn, Ew. Churf. Gnaden Schutz zu begehren. Ja wenn ich wüßte, daß Ew. Churf. Gn. mich könnte und wollte

zuversichtlich und kühn durfte nur Luther zu seinem Fürsten sprechen, denn schon hatte er ein Ansehn in der Welt, welches das fürstliche überwog. Muster von Mäßigung, Lehrweisheit und Volksberedsamkeit sind die Predigten, mit denen er gleich nach seiner Rückkehr im März 1522 acht Tage nach einander fortfuhr und den Aufstand der wüthenden Neuerer in Wittenberg stillte. Sie zeigen, wie sehr diejenigen irren, die in Luthern nur den ungestümen, plumpen Eiferer sehen und die Behutsamkeit seines Verfahrens bei der Kirchenreformation, seine feine Menschenkenntniß und seine Sanftmuth gegen Irrende, die es nur sonst mit der Wahrheit gut meinten, nicht bemerken wollen. Diese Mäßigung verließ ihn freilich, wo er bösen Willen und eine unlautere Gesinnung sich ihm entgegen stellen, oder die evangelische Wahrheit in Gefahr sah. Daher seine harte, beißende Antwort auf die kleinliche Schmähschrift des Königs Heinrich VIII. von England, und die Erbitterung in seinen Streitigkeiten mit Carlstadt und Erasmus. Den Letztern hielt er, nicht ohne allen Grund, für etwas irdisch gesinnt und lau gegen die gute Sache; in Carlstadts Angriffen auf seine Abendmahlslehre glaubte er aber offenbare Abtrünnigkeit und ehrgeizige Eifersucht zu erkennen. Unter diesen Kämpfen und Anfechtungen war sein Entschluß, auf eine völlige Reformation der Kirche, welche die Nation laut verlangte, hinzuarbeiten, zur Reife gediehen. Seines Berufs zum Reformator sich deutlich bewußt, schritt er nun mit Nachdruck zur Ausführung des Werkes. Zuerst fing er 1523 in Wittenberg an, die Liturgie abzuändern und von leeren Ceremonien zu reinigen, und gab, da er selbst 1524 die Mönchskutte ablegte, das Signal zur Aufhebung der Klöster und zur bessern Verwendung der Kirchengüter. Er nahm eine Nonne, welche das Kloster verlassen hatte, Catharinen von Bora, 1525 zum Weibe; ein Schritt, den der 42jährige Mann erst nach schwerem Kampfe mit unzähligen Bedenklichkeiten, aber gewiß eben sowol aus Grundsatz, als aus Neigung that. Denn ganz sollten die Lehren des Evangeliums der Menschheit wiedergegeben, und die Rechte der Natur und Wahrheit wo möglich in allen Verhältnissen wieder hergestellt werden. Doch nur auf dem Wege der Ordnung wollte Luther die neue Form des kirchlichen Wesens eingeführt wissen. Während er den Reichsstädten und fremden Fürsten dabei mit Rath und That zur Hand ging, erklärte er sich auf das Nachdrücklichste gegen die Unordnungen der aufrührerischen Bauern und Wiedertäufer, und seine Feinde haben ihm mit dem Verdachte der Anstiftung dieser gefährlichen Meutereien und Ausbrüche des Fanatismus um so größeres Unrecht gethan, je mehr

schützen, so wollte ich erst nicht kommen. Dieser Sache soll, noch kann kein Schwert rathen oder helfen, Gott muß hier allein regieren ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer hier Gott traut, der ist sich selbst und andern Schutz. Da ich Ew. Churf. Gn. noch viel zu schwachgläubig spüre, so kann ich Ew. Churf. Gn. nicht für den Mann ansehn, der mich schützen oder retten könnte. — Ew. Churf. Gn. wissen nur und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders, als zu Nürnberg über diese Sache beschlossen ist. — In Leipzig wollte ich hineinreiten, wenns gleich neun Tage eitel Herzog George regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Es ist ein andrer Mann, denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel. — Wenn Ew. Churf. Gn. glaubte, sie würde sie Gottes Herrlichkeit sehen, weil sie aber nicht glaubt, hat sie auch noch nichts gesehen."

nem gesunden, nüchternen Verstande alle Schwärmerei und Ueberspannung lebenslang fremd und zuwider war. Mit der Ruhe eines [...]ten und bedachtsamen Mannes, der wol weiß was er will, gab er [...]her von 1526 bis 1529 unter Autorität des Churfürsten, mit Hülfe [M]elanchthons und anderer Freunde, der Kirche in Sachsen eine neue, [de]r Lehre des Evangeliums entsprechende Ordnung, und vom höchsten [G]ewichte war das Verdienst, das er sich durch die Abfassung des gro[ße]n und kleinen Katechismus um den Schulunterricht erwarb. [N]ur mit Schmerz kann man dagegen der Intoleranz und Härte ge[de]nken, die Luther um dieselbe Zeit und noch weiter hinaus sich gegen [di]e schweizerischen Reformatoren, wegen ihrer abweichenden Ansicht in [de]r Abendmahlslehre, zu Schulden kommen ließ (s. d. Art. Sacra[m]entiren, Sacramentsstreit). Es ist unstreitig, daß er da[d]urch eine Hauptursache jener Scheidung wurde, welche die Reformirten [u]nd evangelisch Lutherischen von einander trennt; aber dabei läßt [si]ch auch nicht leugnen, daß er ohne diese Unbiegsamkeit in Sachen [d]es Glaubens schwerlich ein Werk vollbracht haben würde, zu dessen [V]ereitlung List und Gewalt unaufhörlich geschäftig war. Die seit dem [ö]ffentlichen Vortrage der Confession der Protestanten, auf dem [R]eichstage zu Augsburg 1530 (s Reformation), immer weiter [fo]rtschreitende Ausbreitung und Befestigung der Reformation benahm [n]un zwar den päpstlichen und kaiserlichen Edicten gegen Luthern alle [K]raft; aber desto mehr mußte er gegen die Versuche der schlauen Pa[p]isten, ihm durch Unterhandlungen von der gewonnenen Wahrheit et[w]as abzudingen, auf seiner Hut seyn, und es bedurfte gerade dieses, [n]icht selten an Troz und Starrsinn gränzenden Festhaltens derselben, [u]m den Sieg zu behaupten. Ganz consequent schrieb daher Luther in [d]iesem Geiste 1537 die schmalkaldischen Artikel, gab den brandenbur[g]ischen und anhältischen Gesandten, die 1541 vom Reichstage zu Re[g]ensburg an ihn geschickt wurden, um ihn zur Nachgiebigkeit gegen [d]ie Katholischen zu stimmen, eine abschlägliche Antwort, und verwei[g]erte 1545 die Theilnahme seiner Partei am Concilium zu Trident. [D]ie Schärfe und Heftigkeit des Tones, in dem er seinen Glauben ver[f]ocht, schmälert keinesweges das Verdienst seiner Beharrlichkeit; und [b]eweisen auch die Persönlichkeiten, die er sich bisweilen gegen seine Gegner erlaubte, daß er sich nicht ungeahndet beleidigen ließ; so darf [m]an doch nur an die herrschende Denk- und Sprechart seines Zeital[t]ers, an die Natur seines Unternehmens, das ohne Kampf und Streit [g]ar nicht von Statten gehen konnte, an die Einflüsterungen der Zu[t]räger und Aufhetzer, von denen er, wie jeder große Mann, umgeben [w]ar, an die Kränklichkeit, die ihn nicht selten verstimmte und an seine [l]ebhafte, Alles leicht ins Ungeheure treibende Phantasie denken, um die Rauhheit seiner Aeußerungen verzeihlich zu finden. Eben so erklären sich die Schreckbilder teuflischer Anfechtungen, die ihn oft mehr beunruhigten, als mit seinem gesunden Verstande verträglich schienen; denn der Teufel war jenem Zeitalter eine wirkliche Person, ein immer geschäftiges, böses Princip und wer sich der Sache Gottes widmete, mußte den Angriffen des Teufels nothwendig überall begegnen. Genug, daß Luther die Kraft hatte, es mit dem Teufel aufzunehmen: „Ich bin dazu geboren," sagte er selbst, „daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten; aber Philippus (Melanchthon) fährt säuberlich und still daher, bauet

und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott seine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber einen Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“ Mit Recht konnte er sich dieß rühmliche Zeugniß geben: daß er ohne Falsch und überall ehrlich zu Werke gehe, mußten ihm auch seine Feinde zugestehen. Bei keinem Manne war der Grundcharakter des deutschen Gemüths, Geradheit, Treue und Redlichkeit, herrlicher entwickelt und offener dargelegt. Er scheute sich eben so wenig seine Schwächen zu gestehen, als die Fehler Anderer zu züchtigen, und neben diesen Schwächen, mit welchen milden, liebenswürdigen Eigenschaften war die überlegene Kraft und Größe seines Geistes vereinigt! Man erstaunt über die unermüdete Thätigkeit, mit der er nach allen Seiten hinwirkte; — das Werk der Bibelübersetzung, schwer und weit umfassend genug, um ein ganzes Leben zu beschäftigen, brachte er von 1521 bis 1534 völlig zu Stande und schon darum würde sein Name der Nation unsterblich seyn; dabei aber kam er durch die Menge seiner Abhandlungen über die wichtigsten Gegenstände des Glaubens den fruchtbarsten Schriftstellern aller Zeiten gleich, und übertraf an Geist und Gehalt die Meisten; seit 1512 predigte er in jeder Woche mehrere Male, ja in gewissen Perioden täglich, verwaltete das geistliche Amt im Beichtstuhle und am Altare, führte eine ausgebreitete lateinische und deutsche Correspondenz über Gegenstände aller Art mit Großen, Gelehrten und Freunden, — und mitten in diesem Drange von Arbeiten, die ihm täglich noch einige Stunden zu Gebet und Selbstbetrachtung Zeit lassen mußten, war er für jeden Besuchenden zugänglich, half er mit Rath und That, wo es Noth war, bekümmerte sich um jeden Armen, der ihn ansprach, und gab sich mit der ganzen Seele den Freuden der Geselligkeit hin, wo man ihn immer jovialisch, voll von Einfällen (sie sind in seinen Tischreden aufbehalten), körnig und geistreich in seiner Unterhaltung, und mäßig in seinen Genüssen fand. Dabei blieb er auch der Kunst nicht fremd; seine trefflichen Kirchenlieder sind bekannt, wie seine entschiedene Vorliebe für die Musik, in welcher er, so oft es nur möglich war, durch Singen und Spielen auf der Flöte und Laute seine Erholung suchte. Nur eine seltene Geistes- und Körperkraft konnte dem Allen gewachsen seyn; bei einer minder starken Natur wäre ein so thatenreiches, müh- und wechselvolles Leben frühzeitig zum Ende geeilt. Zwar hatte Luther schon seit 1532 mit harten körperlichen Leiden (Steinschmerz und Schwindel) zu kämpfen und war in mehrern Krankheiten dem Tode nahe, doch erhielt ihn Gott bis ins 63ste Jahr. Kurz vor der letzten Reise nach Eisleben, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit riefen, schildert er seinen Zustand in einem Briefe: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann, hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; so werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt satt und die Welt meiner, wir sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr.“ So hatte er im Januar 1546 geschrieben; den 18. Febr. starb er zu Eisleben und wurde in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Seine zärtlich geliebte Frau (st. zu Torgau 1552) hinterließ er mit 4 Kindern (2 waren früher gestorben) in geringen Um-

den, und mit Martin Gottlob Luther, der 1759 als
htsconsulent in Dresden starb, erlosch seine männliche Nachkommen-
ft. Sein Name aber kann nicht verlöschen, so lange das Evange-
n auf Erden gilt und die Wahrheit noch Freunde hat. Wider
en Willen wird seine Partei nach ihm die lutherische genannt,
er seinen Willen hat sie die Kriege geführt, die gleich nach seinem
de ausbrachen, und Deutschland schrecklich verwüsteten. Luther rieth,
lange er lebte, zum Frieden und erhielt ihn; er achtete es für Fre-
mit menschlicher Gewalt verfechten und durchsetzen zu wollen, was
ttes Sache ist, und wirklich hat durch 30 Jahre des Werdens und
achsens der Reformation sein unerschütterlicher Glaube mehr dafür ge-
n, als alle Kriege und alle Tractate nach ihm. Die Umsichtigkeit
iger pragmatischen Geschichtschreiber ist bemüht gewesen, eine Menge
n äußern Umständen aufzuzählen, welche die Reformation herbeige-
hrt haben würden, auch wenn kein Luther erschienen wäre. Wir
lten uns an das, was wirklich geschehen ist, und finden die Grund-
wegkraft des größten aller deutschen Werke in dem Charakter, den
amer in seiner Ode „Luther" also zeichnet:

Nie hat er geheuchelt;
Mit Glauben seine freie Brust gestählt,
Hat keinem Fürsten je um Schutz geschmeichelt,
Daß er ein Mensch war, nie verhehlt,
War Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröster; ging die hohe Bahn
Des himmlischen Gebots mit festem Schritte,
Blieb arm und seine Lust war Gott,
Sein Glück hier, trotz des Wahnes Spott,
Ein keusches Weib und eine Hütte.

E.

Lüttich (franz. Liège, holländ. Luyk), war ehemals ein Bis-
thum im westphälischen Kreise, wurde 1794 von den Franzosen besetzt,
m Frieden zu Lüneville ihnen förmlich abgetreten, und zum Departe-
ment der Ourte gezogen. Durch den Beschluß des wiener Congresses
nd einen besondern Tractat vom 23sten März 1815 wurde dieses
and als ein souveränes Fürstenthum dem Könige der Niederlande
berlassen. Dieses Land liegt an der Maas, hatte ehemals auf 105
Quadratmeilen, 200,000 Einwohner in 26 Städten und 1400 Dör-
fern, ist zum Theil bergig, im Ganzen fruchtbar, und reich an Mi-
neralien und mineralischen Wassern (Spa). — Lüttich, die Haupt-
stadt, an der Maas, deren Ufer sehr angenehm sind, und welche die
Stadt in verschiedene Theile trennt, die durch 17 Brücken, unter de-
nen einige schöne, verbunden worden. Die Stadt hat 50,000 Ein-
wohner (ehemals 80,000), die sehr betriebsam sind; die lütticher Tuch-,
Leder-, Gewehr- und Metall-Fabriken und ihre Producte sind be-
kannt. — In den Jahren 1789 — 1791 empörten sich die Einwoh-
ner des Hochstifts Lüttich gegen die zu weit getriebenen Anmaßungen
des Bischofs, wurden aber, nach verschiedenen Vorfällen, durch öster-
reichische Truppen mit Gewalt zur Unterwerfung gezwungen.

Lützen, s. Leipzig.

Lützow und die lützowsche Freischaar. — Wir erwäh-
nen dieser Erscheinung in dem großen Befreiungskriege von 1813 und
1814, da die Idee dazu herrlich war, wenn gleich die Ausführung
durch Schuld und Zufall verunglückte. — Der Tugendbund verband
während der Zeit der Bedrückung würdige und feste deutsche Männer,

welche durch Bildung und Belehrung der Jugend für eine bessere Zukunft arbeiteten. Diese sandten, sobald die erste Kunde von der Vernichtung der französischen Heeresmacht in Rußland erscholl, Botschafter durchs Land, besonders nach den Universitäten, wo der schlummernde Funke in den jugendlichen Gemüthern sich schnell entzündete. Der Major von Lützow, ein tapferer, unternehmender, versuchter Krieger, von dem Könige von Preußen dazu bevollmächtigt, rief die Jünglinge zu einem Freicorps nach Schlesien. Zwar sagte er sich los von dem geheimen Rathe größerer Unternehmungen, aber er wollte als erster Führer dastehen, wo es galt, in die feindlichen Reihen mit dem Schwerte zu schlagen. Für innere Kriegszucht, Ordnung und Mechanik sorgten der Major von Petersdorf und Hauptmann von Helmenstreit. Schnell sammelte sich die Schaar; die Begüterten brachten Kleid und Waffen mit, die Unbegüterten wurden durch die reichlichen Beiträge vaterländischer Freunde unterstützt. Eingesegnet in der Kirche zu Rochau zog die Schaar schon im Anfange Aprils in Sachsen ein mit der Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen, Volksaufstand in Thüringen, Hessen und Westphalen zu erregen, und so den Franzosen in Deutschland eben so verderblich zu werden, wie die Guerillas in Spanien. Im thüringer Walde, auf dem Harze, im Spessart hatte man treue Freunde, deren Wort ihre Dörfer schnell bewaffnet hätte; 4000 Gewehre lagen in Suhl bereit; man unterhielt Verbindungen bis nach Ostfriesland. Was die innere Verfassung betrifft, so bildete die Auswahl drei Jägerabtheilungen und ein Schwader; Oberjäger und Führer wurden gewählt; Keiner konnte eintreten, der nicht als Gemeiner dienen wollte. Die übrigen bildeten drei Fahnen (Bataillons) und vier Schwadern. Unter diese waren aus den Jägerabtheilungen mehrere als Oberjäger und Führer vertheilt. Einer rühmlichen Erwähnung sind werth die Bergknappen von Rothenburg an der Saale, die biedern Altmärker und Meklenburger, die Sachsen und Baiern, die ihr Vaterland früher erkannten, als es ihre Könige und Landsleute thun konnten, und wie die Holländer aus den feindlichen Reihen herübertraten. An heißer Wuth aber übertrafen Alle die Spanier; nur die Tiroler, geführt von Riedl und Ennemoser, einst Hofers und Speckbachers Gefährten, kamen ihnen an glühender Rache gleich. Beim Rückzuge der Heere nach der lützner Schlacht war ein Theil der Fußjäger des Corps, der in Leipzig gestanden, nach Schlesien zurückgegangen. Dadurch wurden Jahn, Reil und andere Führer von Lützow getrennt, welcher, durch den Alles umfassenden Friesen, der später bei Vercul von französ. Bauern getödtet wurde, und den Alles begeisternden Körner (s. d. Art.) noch mehr fortgezogen, mit der Reiterei über die Elbe und Saale ging, während der zurückgebliebene Theil des Fußvolks unter der Führung des Majors von Petersdorf in unruhiger Thatenlosigkeit an der Elbe auf- und abschwärmte. Die Hoffnung, am 7ten Juni 1813 vereint mit Woronzow und Czernitscheff Leipzig siegreich zu besetzen, wurde durch den Waffenstillstand vernichtet. Hiermit ging die Freischaar ihrer frühern Idee nach unter. Dazu kam das Unglück, daß die Reiterei, während des Waffenstillstandes, durch den berüchtigten Ueberfall von den Franzosen und Wirtembergern zu Kitzen bei Leipzig fast ganz aufgerieben wurde. Nach dem Waffenstillstande waren die Lützower jedoch wieder stärker als vorher, versehen mit Reiterei und schwerem Geschütze, beinahe 4000 Mann. Auch jetzt wurde das Corps aus unbekannten Ursachen nicht zweckmäßig verwendet. Es kam unter den

Befehl des Generals Wallmoden, der durch die Umstände genöthigt war, mehr beobachtend als handelnd, mehr abwehrend als angreifend zu Werke zu gehen. Der Ruhm der Tapferkeit, öfter noch der kühnen Verwegenheit, wurde den schwarzen Jägern in vielen kleinen Gefechten zu Theil, die an der Elbe und Weser gegen bedeutende Uebermacht geliefert wurden, aber Großes konnte um so weniger ausgeführt werden, als das Corps beständig getrennt war. Erst im Dec. sammelte es sich wieder in Boitzenburg. Der General v. Bülow rief es jetzt nach Holland. In Celle trafen die Lützower auf die schwedische Armee, und der Kronprinz von Schweden wählte sie zu seinem Vortrabe, eine Auszeichnung, die für den Ruhm, der in Frankreich zu gewinnen war, keinen Ersatz gab. Lützow, kaum genesen von seinen schweren Wunden, fühlte die drückende Lage der Seinen vor Hamburg und Glückstadt; er beurlaubte sich nebst einem Theile der Reiterei, mit dem Versprechen, die Uebrigen bald zu sich zu rufen. Bei dem Rückzuge des blücherschen Heers führte er Aufträge an St. Priest, die ihm Blücher gab, mit Muth und Einsicht aus. Aber besorgt, eine Abtheilung preußisches Geschütz zu decken, verweilte er sich und fiel mit seiner kleinen Mannschaft den Bauern in die Hände. Er verlor viele seiner Leute und wurde selbst, schwer verwundet, nur durch die seltene Ehrlichkeit eines französischen Landmannes vom gänzlichen Untergange gerettet. Am Ende des Januars brach der andere Theil des Corps, unter der Führung des Hauptmanns von Helmenstreit vom baltischen Meere nach dem Rhein auf. Neue Befehle des Kronprinzen schickten die leichte fliegende Schaar vor die Festung Jülich, wo sie mit 1300 Mann, so weit war ihre Zahl geschmolzen, drei Wochen lang gegen die täglichen Ausfälle eines sechsfach stärkern Feindes streiten mußte. In Laon kam sie zu spät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen. — Nach dem Frieden ist dieses Corps zum Theil auseinander gegangen, und zum Theil zu einem regulären Regimente organisirt worden. Lützow selbst wurde in der Schlacht von Ligny (am 16ten Juni 1815) gefangen.

Luxembourg (François-Henri von Montmorency, Herzog von), Marschall von Frankreich, einer der berühmtesten französischen Feldherren unter Ludwig XIV. Er war der Sohn des berüchtigten Grafen Boutteville, und ward am 8ten Jan. 1628 geboren. Dem großen Condé, dessen Schüler er war, und unter welchem er 1643 der Bataille von Rocroi beiwohnte, blieb er in guten und bösen Schicksalen stets treu. Schon bei der Eroberung der Franche-Comté im J. 1668 zeigte sich das glänzende Genie Luxembourgs, der hier als Generallieutenant commandirte. In Holland, wo er das Obercommando führte, eroberte er in dem Kriege von 1672 die holländischen Festungen und schlug die Armee der Generalstaaten bei Bodegrave und Woerden. In diesem Feldzuge hatte er zugleich Gelegenheit, den berühmten Rückzug zu machen; er ging nämlich mit einer Armee von 20,000 Mann durch eine feindliche von 70,000, ohne daß ihm diese etwas anzuhaben vermochte. Er war nachher bei dem zweiten Feldzuge in der Franche-Comté, befand sich bei der Schlacht von Senef (den 11ten August 1674), und erhielt 1675 den Marschallstab. Nach Türenne's Tode befehligte er einen Theil der franz. Armee, war aber anfangs nicht sehr glücklich, denn er mußte vor seinen Augen Philippsburg nehmen lassen, und sein Versuch, der Stadt mit einer Armee von 50,000 Mann zu Hülfe zu kommen, war vergebens. Glücklicher war er jedoch gegen den Prinzen

Wilhelm von Oranien (1678), von dem er sich unvermuthet überfallen sah, den er aber mit Erfolg zurückschlug. In dem darauf folgenden Kriege Frankreichs gegen die verbündeten Mächte (England, Holland, Deutschland und Spanien) gewann Lüxembourg drei große Schlachten: die erste bei Fleurus (den 1sten Juli 1690) gegen den Fürsten von Waldeck; die zweite bei Steinkirchen (den 4ten August 1692), wo ihn König Wilhelm von England plötzlich überfiel, aber dennoch zurückgetrieben wurde; die dritte und blutigste unter allen bei Neerwinden (den 29sten Juni 1693), in welcher der König Wilhelm eine große Niederlage erlitt. Von den in diesem mörderischen Treffen genommenen Fahnen ward die Kirche von Notre-Dame zu Paris fast ganz angefüllt. Als Lüxembourg kurz darauf nach Paris kam, um einer Festlichkeit, welche in dieser Kirche begangen werden sollte, beizuwohnen, rief der Prinz Conti, der den Marschall begleitete, der Menge, welche die Thüre besetzt hielt, zu: „Meine Herren, lassen Sie doch den Tapezierer von Notre-Dame passiren." Lüxembourg endigte seine so glorreiche militärische Laufbahn durch den langen und beschwerlichen Marsch, den er im Angesicht der Feinde von Vignamont bis zur Schelde nahe bei Tournay machte. Er starb am 4ten Jan. 1695, und ganz Frankreich beweinte in ihm den größten General seiner Zeit.

Luxemburg, ehemals ein Herzogthum und eine Provinz der österreichischen Niederlande, wurde 1795 von den Franzosen besetzt, und machte seitdem einen Theil des Wälder-Departements (des Forêts) aus. Durch den Beschluß des wiener Congresses (1815) wurde der größte Theil dieser Provinz dem Könige der Niederlande, als Entschädigung für seine in Deutschland abgetretenen nassauischen Fürstenthümer, überlassen. Der König der Niederlande führt deßwegen den Titel als Großherzog von Luxemburg, ist als solcher Mitglied des deutschen Bundes, und hat bei dem Bundestage eine Stimme. Ein kleiner Theil des Landes ist an Preußen überlassen worden, und gehört zum preußischen Großherzogthume Nieder-Rhein. — Dieses Land macht den Mittelpunkt des berühmten ardenner Waldes aus, ist größtentheils bergigt und waldigt, hat gute Viehzucht und viele Eisengruben. — **Luxemburg**, die Hauptstadt des Landes, an der Elze, mit 9000 Einwohnern, ist eine der wichtigsten Festungen. Sie besteht aus der obern und untern Stadt; jene liegt größtentheils auf Felsen, in welchen die Festungswerke eingehauen sind. Nach der General-Acte des wiener Congresses (Art. 67) ist Luxemburg, in militärischer Beziehung, eine deutsche Bundesfestung; der Großherzog hat das Recht, den Gouverneur und Militär-Commandanten der Festung, jedoch mit Genehmigung der executiven Gewalt des Bundes, und unter andern, künftig noch zu regulirenden Bedingungen, zu ernennen.

Luxus, Pracht oder Ueppigkeit, ist eine Folge des Reichthums und entspringt aus der Neigung und dem Bestreben zur Verschönerung des Lebens und zur Veredlung unseres Daseyns. Sie zeigt sich in der Erfindung und Anwendung immer neuer Genußmittel, die zum Glanze, Putze und zur Befriedigung künstlicher Bedürfnisse des Wohllebens und der Weichlichkeit dienen, z. B. in Ansehung der Wohnungen und ihrer Umgebungen, in Ansehung der Bekleidungen, Fuhrwerke, Pferde, Geschirre, Bedienungen, Mahlzeiten, Getränke und noch vieler anderer Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Abgesehen von dem Nachtheile, welchen er der Sittlichkeit, Gesundheit und Naturkräftigkeit des Menschen bringt, wird der Luxus dadurch sehr nützlich und

Staate nothwendig, daß er den physischen Wohlstand erleichtert, unter die größtmögliche Menschenmasse verbreitet, und so der, dem gemeinen Nationalwohlstande nachtheiligen Vermögensungleichheit es entgegenarbeitet, welche kein Staat, in Absicht des Mobiliarvergens, zu verhindern vermag. Da nun der höchste physische Zweck Menschen Wohlleben, auf dauernden Wohlstand gegründet, ist, hat die Regierung beim Luxus nur die sehr bedingte Pflicht der nschränkung, wenn Jemand durch denselben aus dem Zustande des ohlstandes herabzusinken in Gefahr ist, oder die öffentliche Sittlicht und Religiosität dadurch verletzt wird. Der Luxus ist kein ausschließliches Vorrecht des Reichen, sondern jeder Mensch kann ihn nach nen Vermögensumständen anwenden, um durch mehrere Genußmittel sich das Leben zu verschönern. Die häufigen Klagen der Vornehen und Reichen über die Fortschritte und Nachtheile des Luxus scheien größtentheils aus Stolz und Neid gegen die niedere Volksclasse tsprungen zu seyn, indem die höhern Stände sich an den, durch die ortschritte der Industrie unverkennbar erweiterten Wohlstand der niederen Classen noch nicht gewöhnen können. Mit Unmuth sehen sie e scharfe Abmarkung der Vorzeit verschwinden, wo Armuth und Mangel der Antheil des Volks, und vorzüglich des Landmanns war. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß von den archischen Luxusoder Aufwandsgesetzen der Römer vom J. 572 an, bis zu den as Unendliche vervielfältigten Aufwandsgesetzen der Franzosen, Schweier, Schweden rc., alle Aufwandsgesetze stets ein fruchtloses Bestreben er Regierungen geblieben sind, und statt den Geist der Nation umzuwandeln, diesen vielmehr verdorben, und zum Schleichhandel geneigt gemacht haben. X.

Luynes (Carl Albert, Herzog von), ein berüchtigter Günstling Ludwigs XIII., Königs von Frankreich, geboren 1578. Sein eigentlicher Familienname war Alberti; seine Vorfahren, florentiner Edelleute, hatten sich vor mehr als hundert Jahren, aus Florenz vertrieben, in Frankreich niedergelassen. Er und seine beiden jüngern Brüder waren schon von Heinrich IV., dem Dauphin, zur Gesellschaft zugegeben worden; dieser Carl Luynes hatte sich aber besonders die Gewogenheit des jungen Königs, durch die kindischen Zeitvertreibe, mit welchen er ihn unterhielt, erworben, und dadurch den Grund zu seinem nachherigen großen Einflusse gelegt. Der Marschall d'Ancre, der damals Alles am französischen Hofe vermochte, begünstigte ihn, und verschaffte ihm die Statthalterschaft von Amboise; und doch war es vorzüglich de Luynes, der den Marschall d'Ancre und dessen Gattin, welche die verwitwete Königin Maria de Medici unumschränkt beherrschte, stürzte (1617). De Luynes erhielt das ganze, viele Millionen betragende Vermögen des Marschalls, verschiedene von dessen bisherigen Stellen, und regierte nun eben so wie jener, nur noch schlimmer; denn er bereicherte sich in einem Jahre mehr, als der Marschall in siebzehn Jahren. Die ganze Regierung war in de Luynes Händen, und er vereitelte alle Unternehmungen der Mutter des Königs und der französischen Großen, die sich wider ihn verbunden hatten. Er wurde selbst (1621) zum Connetable von Frankreich ernannt, ob er gleich die zu dieser Stelle erforderlichen Eigenschaften gar nicht besaß. Ludwig XIII. wurde doch zuletzt seines Günstlings überdrüssig, weil er ihn mit zu vieler Gewalt beherrschte, und großes Unheil im Staate angerichtet hatte. De Luynes starb daher zu rechter Zeit (den 15ten December 1621) im 43sten Jahre, an einer Krankheit. Sein Tod

Digitized by Google

verursachte viel Freude, und große Veränderungen am französisch Hofe.

Luzac (Johannes), Professor der schönen Wissenschaften und vaterländischen Geschichte zu Leyden, bekannt als Herausgeber der ganz Europa verbreiteten leydner franz. Zeitung, die, so lange sie ihm redigirt wurde, als die Gazette diplomatique von al Staatsmännern und Freunden der Geschichte betrachtet war, auch durch vortreffliche Schriften in den genannten Fächern, so durch die Unfälle, welche ihn während der Revolution, wegen sei Abneigung gegen die demokratische Partei, trafen, endigte am 12 Jan. 1807, beim Auffliegen des mit Pulver beladenen Schiffes, eine höchst unglückliche Weise sein verdienstvolles Leben.

Luzern, einer von den 22 Cantons des jetzigen Schweizerbundes, und einer der drei Vororte (Zürich und Bern), wo die Tagsatzung sich abwechselnd versammelt. Er enthält 36 Quadratmeilen m 100,000 Einwohnern katholischer Religion. Nur ein kleiner Theil d Cantons besteht aus Alpen, unter denen der Pilatusberg, 7 Fuß hoch, der vorzüglichste ist; der größere Theil enthält bloß Hü Die Souveränität ist in den Händen des aus 100 Personen bestehenden großen Raths, davon der aus 36 Mitgliedern bestehende klei Rath die vollziehende Gewalt hat. Das Militärcontingent des Cantons beträgt 862 Mann. Die Hauptstadt ist Luzern, am Ausflusse der Rüß aus dem Vierwaldstädtersee, dessen hieher sich erstreck der Busen der luzerner See heißt. Die Stadt ist, wegen der viel Gärten, in ihrem Umfange bedeutend groß. Der Fluß theilt sie zwei, durch vier Brücken verbundene, ungleiche Theile. Sie hat üb 5000 Einwohner. Die dortige Seidenmanufactur und die Papiermühle ist von Wichtigkeit; außerdem treibt die Stadt einen starken Transitohandel. Auch werden viel Käse, Schweine, gemästete Stücken (nach Italien), viel Getreide, gedörrte Zwetschen, Kirschwasser und Floretseide ausgeführt. Es gibt in Luzern schöne Kunst- und Naturaliensammlungen. Nach den neuesten Verhandlungen soll der Si des zu errichtenden schweizerischen Nationalbisthums hieher verlegt werden; auch ist Luzern gewöhnlich die Residenz des päpstlich Nuntius.

Lyäos, Lyäus, Löser, Befreier (von Sorgen und Grillen) Beiname des Bacchus, nicht zu verwechseln mit Lycäos, dem Beinamen des Zeus (von dem Berge Lycäon in Arcadien), des Pan und Apollo (letzterer heißt jedoch nach Andern vielmehr Lykeios oder Lykius.)

Lyceum, Lykeion, ein Gymnasium (Ringschule) zu Athen, welches von dem in der Nähe stehenden Tempel des Apollo λύκειος (Wolfstödter), seinen Namen hatte und in dessen bedeckten Gängen Aristoteles seine Philosophie vortrug. Ihm zu Ehren wurden bei den Neueren die höheren lateinischen Schulen in den Städten Lyceen genannt, weil in denselben ehemals die aristotelische Philosophie in der scholastischen Form gelehrt wurde. Der Sprachgebrauch ist sich in Rücksicht des Ranges der Lyceen vor oder nach den Gymnasien, nicht in allen Ländern gleich; überall aber sind sie Schulen für die eigentlich gelehrte Bildung, aus denen die Schüler unmittelbar zur Universität übergehen. E.

Lycien und Lycaonien, beides Landschaften in Kleinasien.

Lycophron, aus Chalcis in Euböa gebürtig, ein griechischer Grammatiker, und Verfasser vieler Trauerspiele, lebte um 280 v.

hr. Geb. unter Ptolemäus Philadelphus, bei welchem er sich durch ie von ihm erfundenen Anagrammen beliebt gemacht hatte. Er oll an einer Wunde gestorben seyn, welche ihm einer seiner Gegner nit einem Pfeile beibrachte, als er über die Vorzüge der alten Dichter disputirte. Von seinen Schriften ist uns nur noch ein Trauerspiel, Cassandra (Alexandra), übrig, welches in Jamben abgefaßt st, und überall das Gepräge einer durch mühseligen Fleiß erworbenen Gelehrsamkeit trägt, daher auch sehr schwer und mit dunkeln Anspielungen überladen ist. Es ist eigentlich ein unterbrochen fortlaufender Monolog, in welchem Cassandra den Untergang der Stadt Troja und die Schicksale aller darin verflochtenen Helden und Heldinnen voraussagt, und der vorzüglich in mythologischer und antiquarischer Hinsicht einigen Werth hat. Ein späterer Grammatiker, Johannes Tzetzes, hat einen Commentar dazu geschrieben. Ausgaben von diesem Trauerspiele sind: Cum comment. Is. Tzetzae cura Jo. Potteri, Oxon. 1697 u. 1702, in einem Folio-Bde.; dann mit dem Commentar Canters von Reichard (Lpz. 1788) und zuletzt von Sebastiani (Rom 1803). Tzetzes bezeugt, daß Lycophron vier und sechszig, oder sechs und sechszig Trauerspiele geschrieben, von denen Suidas zwanzig namhaft macht. Die noch übrigen Fragmente seiner verloren gegangenen Schriften hat Guil. Canterus, lib. VI. novar. lectionum, c. 17. gesammelt und erläutert. Aus einem satyrischen Drama des Lycophron, in welchem er den Menedemus, den Stifter der eretrischen Schule, und andere Philosophen geißelt, ist uns im Diog. Laertius, Hesychius und Athenäus Einiges aufbehalten worden. Letzterer legt ihm auch noch ausdrücklich ein Werk über die Comödien bei, in welchem er den Aristophanes, Cratinus und Andere erläutert zu haben scheint.

Lycurgus, der berühmte Gesetzgeber der Spartaner, lebte vor und nach der ersten Olympiade des Iphitus (um 888 vor Chr. Geb.), und war der jüngste Sohn des spartanischen Königs Eunomus (s. Lacedämon). Sein älterer Bruder, Polydectes, folgte dem Vater in der Regierung, starb aber bald, und hinterließ also das Königreich dem Lycurgus. Aber bald darauf ward bekannt, daß die hinterlassene Gemahlin des Polydectes schwanger sey. Als dieß Lycurg erfuhr, erklärte er, daß, wenn sie einen Thronerben gebären sollte, er der erste seyn würde, ihn als seinen König anzuerkennen. Um die Lacedämonier von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, legte er den königlichen Titel ab, und verwaltete das Reich nur als Vormund des künftigen Thronerben. Indessen ließ ihm die Königin sagen, daß, wenn er ihr verspräche, sie zu heirathen, sie ohne Anstand ihr Kind tödten würde. Indem er ihr nun mit der Erfüllung dieses Wunsches schmeichelte, bekam er den Knaben, welchen die Königin gebar, in seine Gewalt. Von der Freude des Volks über dieses Ereigniß bekam das Kind den Namen Charilaus (die Freude des Volks). Lycurgus hatte schon durch die Weisheit seiner Staatsverwaltung sich allgemeine Hochachtung erworben; diese Handlung der erhabensten Uneigennützigkeit aber erhob ihn auf den Gipfel des Ruhms, weckte jedoch auch den Neid vieler vornehmen Spartaner gegen ihn, mit denen sich die Königin, aus Rache über ihre vereitelte Hoffnung, verband. Sie streute unter dem Volke aus, es sey gefährlich, das Leben des künftigen Thronerben einem Manne anzuvertrauen, welchem an dem Tode desselben das meiste gelegen seyn müsse. Um diesem entehrenden Verdachte zu entgehen, fand sich Lycurg bewo-

gen, nicht nur die Vormundschaft des jungen Königs freiwillig niederzulegen, sondern sogar sein Vaterland zu verlassen. Ob nicht dieser Entschluß auch von der Begierde, fremde Nationen und ihre Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, geleitet wurde, ist unbekannt; wenigstens nützte Lycurg seine Reisen zu diesem Endzwecke. Nachdem er zuerst Creta besucht hatte, wo die weisen Gesetze des Minos seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, ging er nach Jonien. Hier machte die weichliche, luxuriöse Bildung und Lebenssitte der Einwohner und die Kraftlosigkeit ihrer Gesetze, welche mit der Einfachheit und Strenge der cretischen Gesetze einen schneidenden Contrast bildete, den entgegengesetzten Eindruck auf ihn. Dafür entschädigte ihn, wie man sagt, die Auffindung der homerischen Gedichte. Von hier soll er noch mehrere Reisen, unter andern nach Aegypten, Indien und Spanien, gemacht haben. Da jedoch in den lycurgischen Gesetzen auch nicht die geringste Spur von ägyptischer oder indischer Weisheit zu finden ist, so zweifelt man daran. Während der Zeit wurde Lacedämon von neuen Unruhen zerrüttet. Da nämlich die beiden Könige Archelaus und Charilaus weder bei dem Volke noch bei den Vornehmen in Achtung standen und auch keine Gesetze vorhanden waren, durch welche die allgemeine Ruhe hätte aufrecht erhalten werden können, so überstiegen die Bedrückungen der Großen und der Uebermuth des Volks alle Gränzen. In dieser bedenklichen Lage des Staats war Lycurg der einzige Mann, von dem man Hülfe und Rettung erwartete. Das Volk suchte in ihm Schutz gegen die Großen, und die Könige glaubten, daß er den Ungehorsam des Volks bändigen werde. Mehr als einmal erschienen Gesandte bei ihm, welche ihn baten, dem Staate zu Hülfe zu eilen. Lange widerstand er, aber endlich gab er dem dringenden Wunsche seiner Mitbürger nach. Bei seiner Ankunft in Sparta fand er bald, daß nicht bloß von Abschaffung einzelner Gesetzwidrigkeiten und Mißbräuche die Rede seyn dürfe, sondern daß vielmehr eine gänzliche Wiedergeburt der Staatsverfassung nöthig sey. Die Achtung, welche ihm seine Persönlichkeit, seine Geburt, und die augenblickliche Lage des Staates bei seinen Mitbürgern verschaffte, machte ihm Muth, sich durch keine Hindernisse abschrecken zu lassen. Der erste Schritt, den er nun that, bestand darin, daß er den Königen die Gerusia, einen Senat von acht und zwanzig durch ihr Alter ehrwürdige Personen (Geronten), an die Seite setzte, ohne dessen Einwilligung jene nichts unternehmen sollten. Dadurch bewirkte er ein heilsames Gleichgewicht zwischen der Macht der Könige und dem Uebermuthe des Volks. Letzteres erhielt zugleich die Gewalt, über die Staatsangelegenheiten seine Stimme geben zu dürfen, ohne jedoch die Freiheit der eigenen Berathschlagungen zu haben, indem es sich darauf beschränken mußte, das, was die Könige oder der Senat vorschlagen würden, entweder zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Spartaner willigten meistens in alle Einrichtungen Lycurgs ohne Widerrede: bloß die gleiche Vertheilung des Eigenthums erregte unter den Reichen einen Aufruhr, der am Ende so heftig wurde, daß Lycurg nur durch die schleunige Flucht in einen benachbarten Tempel sein Leben zu retten vermochte. Auf dem Wege dahin erhielt er einen heftigen Schlag über den Kopf, der ihm ein Auge gekostet haben soll. Er aber that weiter nichts, als daß er sich umwandte und seinen Verfolgern das von Blut überströmte Gesicht zeigte. Dieser Anblick erfüllte Alle mit Schaam und Reue; sie baten ihn um Verzeihung und begleiteten ihn ehrfurchtsvoll nach Hause. Der

iter, ein vornehmer Jüngling von heftigem und aufbrausendem
rakter, ward ihm ausgeliefert. Lycurg verzieh ihm, und entließ
mit Beschämung. Nachdem die Verfassung Sparta's völlig ge-
ndet war, sorgte Lycurg auch für deren künftige Aufrechthaltung.
ließ nämlich alle Bürger einen feierlichen Eid schwören, daß sie
seiner Zurückkunft nichts an den eingeführten Gesetzen ändern
llten, reisete dann nach Delphi und fragte den Gott, ob die neuen
setze für Sparta's Glück hinreichend wären? Die Antwort war:
parta wird der blühendste Staat bleiben, so lange es diese Ge-
e beobachten wird." Diesen Spruch sandte er nach Lacedämon,
begab sich hierauf freiwillig ins Exil. Fern von seinem Vater-
de starb er, wie man sagt, einen freiwilligen Hungertod, nach Ei-
en zu Cirrha, nach Andern zu Elis oder zu Creta. Auf seinen
fehl ward sein Körper verbrannt, und die Asche in das Meer ge-
euet, damit sie nie nach Sparta zurückgebracht, und das dortige
lk sich des geleisteten Eides für entbunden halten könnte. Ihm zu
ren ward in Sparta ein Tempel errichtet, und von seinen Freunden
e Gesellschaft gestiftet, welche noch bis in die spätesten Zeiten Spar-
's fortdauerte, und den Zweck hatte, das Andenken seiner Tugen-
n zu feiern. Der Hauptzweck der lycurgischen Gesetzge-
ung war, eine gemischte Regierungsform in Sparta einzuführen.
iese setzte Lycurg aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie zu-
mmen, so daß die eine durch die andere eingeschränkt wurde. Die
iden Könige und der ihnen zur Seite stehende Rath der Geron-
n (s. d. Art.) standen an der Spitze der Regierung, jedoch erhielt
as Volk einen mittelbaren Antheil an der Regierung. Er theilte
lle Bürger Sparta's in drei, nach Andern auch in sechs und meh-
re Stämme, und diese wiederum in dreißig Zünfte ein. Mit dieser
Einrichtung hing wahrscheinlich die Polizei- und Rechtsverwaltung,
wie die Anordnung zum Kriegsdienste zusammen. Da übrigens
Sparta kein roher, wilder Staat mehr war, sondern die Einwohner
desselben schon eine mäßige Stufe von Bildung erstiegen hatten: so
muß man billigerweise die Macht des Willens und des Genie's in
Lycurg bewundern, der es vermochte, die Spartaner nicht allein bür-
gerlich, sondern auch moralisch und sittlich umzuwandeln, und einem
solchen Volke Entsagung und Aufopferung bis auf die Nothdurft des
Lebens aufzuerlegen. Sein Vorschlag zur gleichmäßigen Vertheilung
des Eigenthums fand daher zwar anfangs den heftigsten Widerstand,
ward aber dessenungeachtet bald darauf von allen Bürgern als beste-
hendes Gesetz genehmigt. Als Lycurg Sparta's Verfassung umän-
derte, fand er drei Classen von Einwohnern; die herrschenden Spar-
taner, die zinsbaren Lacedämonier und die leibeigenen Heloten.
Letztere, die alten Einwohner der Stadt Helos, hatten sich schon un-
ter dem zweiten Könige von Sparta, Agis, dem Drucke desselben wi-
dersetzt, und waren dafür von ihm zu Leibeigenen des Staats ge-
macht worden. Ueber ihr Leben und ihre Freiheit hatte kein einzel-
ner Bürger, sondern nur der ganze Staat, zu gebieten. Zu ihren
Vorzügen gehörte, daß sie heirathen durften, und daß sie den ihnen
zugetheilten Acker für einen gewissen Zins, den der Herr nicht erhö-
hen konnte, benutzten. So hart es uns nun auch scheint, daß Lycurg
die Heloten in ihrer Sclaverei lassen konnte; so wenig Anstößiges
hatte dieses bei den Griechen, deren Freiheit überhaupt den Gegen-
satz der Sclaverei nicht nur gestattete, sondern sogar nothwendig
machte. Auch hatte Lycurg wahrscheinlich selbst noch keine Idee von

Digitized by Google

der Unrechtmäßigkeit eines solchen Unterschiedes zwischen Menschen. E
suchte die Bande, welche Natur, Blutsfreundschaft und Liebe zwisch
Menschen knüpfen, so sehr als möglich dem Wohle des Staats un
zuordnen und so einzuschränken, daß sie demselben nicht hinder
seyn könnten. Er behandelte die Liebe, wie ein bloßes Mittel, d
Staate kraftvolle Bürger, und damit Unabhängigkeit von außen
zu verleihen; er setzte für Hagestolze, oder solche Personen, die
spät, oder eine Person von ungleichem Alter und Leibeskräften ge
rathet hatten, gewisse Strafen fest, erschwerte den Neuvermählten d
Beisammenseyn, damit sich ihre Begierden stets ungeschwächt erhal
sollten, und erlaubte abgelebten und unvermögenden Männern, i
Weiber an kraftvolle Jünglinge zu leihen, so wie gesunden Männ
welche schwache und unvermögende Weiber hatten, sich andere Wei
zu nehmen. Nach seinen Gesetzen waren die Kinder nicht Eigenth
der Aeltern, sondern des Staats. Dieser entschied zuerst über das
ben und den Tod der Kinder, und ordnete dann, ohne alles Zuth
der Aeltern, die Erziehung an. Um Mäßigkeit unter dem Volke
bewirken, verordnete er einen einfachen Bau der Häuser, und gem
schaftliche Mahlzeiten, so wie er harte Strafen auf Schwelgerei u
Trunkenheit setzte. Kein Fremder durfte sich länger, als es noth
war, in Sparta aufhalten; kein Spartaner, Kriegszeiten ausgen
men, außer Landes gehen; keiner Gold und Silber besitzen; zu
Gelde sollte nur Eisen genommen werden, und endlich sollten d
Spartaner sich niemals den Wissenschaften widmen, nur die unen
behrlichsten Kenntnisse erlernen, keine Schauspiele aufführen, die M
sik nicht weiter vervollkommnen, und weder Künstler, noch Redne
sollten sich, ohne Erlaubniß der Obrigkeit, unter ihnen aufhalten
In der religiösen Verfassung Sparta's änderte Lycurgus nichts; e
benutzte sie im Gegentheile zu seinen politischen Zwecken, und ver
nigte die höchste Priesterwürde mit der königlichen. Er befahl ein
einfache Beerdigung der Todten, untersagte alles öffentliche Wehkla
gen und schränkte die Privattrauer auf 11 Tage ein, ließ aber di
Todten in der Stadt begraben, und ihnen Denkmäler bei den Tem
peln errichten, theils um ihr Andenken zu ehren, theils auch, dam
die Hoffnung, nach dem Tode dergleichen Ehrenbezeigungen zu e
halten, die Furcht, das Leben zu verlieren, mindern möchte. I
Rücksicht der Gerechtigkeitspflege gab er nur wenige Gesetze; auch b
durfte es deren wenige, so lange es bei seinen übrigen Anordnunge
blieb. Die entstandenen Streitigkeiten wurden entweder vom König
oder von der Volksversammlung, oder von der Gerusia, oder viel
leicht am häufigsten durch unparteiische und billige Bürger entschieden
Endlich gehört zu den Einrichtungen Lycurgs, durch welche die Spa
taner zu tapfern und furchtlosen Kriegern gebildet werden sollten
auch noch die kriegerische, jedes Gefühl für Schmerz und Todesfurc
unterdrückende Erziehung der spartanischen Jugend. Der Anfang e
nes Krieges war ihnen der Anfang eines Festes, und das Lager der
Ort der Erholung. In diesem hörte jedoch alle Strenge der Lebens
art auf, die sie zu Hause beobachten mußten; selbst die körperliche
Uebungen verminderten sich. Siegen oder sterben war ihr höchste
Ruhm; ewige Schmach hingegen traf den Feigen und Fliehenden. Zu
Erweckung des Muthes der Spartaner dienten auch noch die Gesetze
daß Sparta nicht mit Mauern umgeben, daß keine Festungen be
stürmt, mit demselben Feinde keine wiederholte Kriege geführt, di
Geschlagenen nicht zu weit verfolgt, der Getödtete nicht während de

essens geplündert, und daß der gefallene Held auf eine feierliche
d ausgezeichnete Weise begraben, und seinem Andenken Bildsäu=
n, Feste und Tempel errichtet werden sollten. Uebrigens sollte
parta, nach Lycurgs Meinung, kein eroberndes Volk werden, wel=
es auch aus dem Verbote erhellet, K... gsflotten zu unterhalten.
s einstens ein spartanischer König die Argier g... lagen hatte, und
e Bundesgenossen ihm riethen, dieses Volk zu unterjochen, antwor=
te er: „das wäre eine Ungerechtigkeit. Wir führen nur Krieg,
n unsere Gränzen zu sichern, nicht aber, ein Land zu erobern, auf
as wir kein Recht haben." Die spartanische Regierungsform des
ycurgus ist von einigen alten Schriftstellern eben so oft getadelt,
ls gelobt worden. Zu den Tadlern gehört insbesondere Plato, der
en lycurgischen Gesetzen vorwirft, daß sie, mit gänzlicher Unterdrük=
ung alles Menschlichen, die mechanische Tapferkeit zur ersten Tugend
rhoben hätten, und daß gerade in dieser Tödtung aller Menschheit
er Keim zu allen den unzähligen Uebeln begründet gewesen wäre,
velche Lacedämon getroffen hätten, und von diesen auch andern Völ=
ern zubereitet worden wären. Pericles tadelt beim Thucydides, daß
die Tugend der Spartaner nur trübsinnig und einzig auf Furcht ge=
gründet gewesen, und daß die Erziehung derselben sie unmenschlich und
grausam gemacht habe.

Lydia, in ältern Zeiten Mäonia, eine ansehnliche und frucht=bare Landschaft in Kleinasien, ward an den Küsten nach dem ionischen Meere zu von Ioniern bewohnt. Gegen Süden ward das Land durch den Mäander (jetzt Meinder) von Carien getrennt, gegen Osten gränzte es an Phrygien und gegen Norden an Mysien. In den älte=sten Zeiten war hier ein berühmtes Königreich, dessen Gebiet durch den Fluß Halys (jetzt Kizel Irmak) vom Persischen geschieden wurde. Cyrus überwand den letzten lydischen König Crösus. Das Land war außerordentlich fruchtbar und die Einwohner, besonders unter diesem Könige, das reichste, aber auch bald das weichlichste und üp=pigste unter allen asiatischen Völkern. Sie waren die Erfinder der weichlichsten Kleider und der kostbarsten Tapeten, der wohlriechendsten Salben und der leckerhaftesten Gerichte, und eine der Haupttonarten in der griechischen Musik, welcher man den Charakter der Weichlichkeit beilegte, hieß von ihnen die lydische. Sie legten herrliche Gärten an, wo sie die feinsten sinnlichen Vergnügungen ge=nossen; sie entdeckten zuerst das Geheimniß, auch Mädchen in den Stand des Unvermögens zu versetzen, um sie zu Hüterinnen ihrer Weiber und Beischläferinnen zu gebrauchen. Zu Herodot's Zeiten war die Sittenverderbniß unter den Lydiern bereits so groß, daß die Mädchen öffentlich mit ihren Reizen wucherten, und sich von dem Er=trage derselben einen Brautschatz sammelten. Von diesem Sittenver=derbnisse wurden auch die Ionier angesteckt. Der so sehr gerühmte Reichthum der Lydier mag sich vielleicht nicht sowol über das ganze Volk, als vielmehr nur über die Könige und Vornehmsten im Staate verbreitet haben. Denn außerdem, daß diese aus den goldreichen Flüssen Hermus (jetzt Sarabat) und Pactolus und aus den Bergwer=ken ihre Schatzkammer füllen konnten, erhielten sie alle ihre Bedürf=nisse durch die Arbeit der Sclaven, welche sie nicht in baarem Gelde, sondern mit eigenen Landesproducten bezahlten. Sie konnten also edle Metalle immer mehr anhäufen. Daß Crösus reicher war, als alle seine Vorfahren, ist nicht zu verwundern, da er sich die ganze Küste von Vorderasien unterwarf, und alle Handelsstädte ausplün=

derte. Ob es gleich nicht erwiesen werden kann, daß die Lydier schon vor uralten Zeiten einen erträglichen Handel gehabt haben: so ist doch nicht zu leugnen, daß sie schon lange vor den Griechen eine gewisse Cultur erreicht, und daß die griechischen Colonien in Niederasien die schnelleren Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften, welche sie vor den Griechen im Mutterlande machten, den Lydiern zu verdanken hatten. Unter andern verdankt man ihnen die Erfindung der Gold- und Silbermünzen, der Gasthöfe, gewisser musikalischer Instrumente, der Manufacturen, besonders der Kunst, Wolle zu färben, welche nachher in Milet so sehr vervollkommnet wurde, deßgleichen die Kunst, das Erz zu schmelzen und zu verarbeiten, vielleicht auch den ersten Anfang der Malerei und des Bergbaues. Auch trieben sie wenigstens einen starken Landhandel, denn Sardes, die Hauptstadt des Landes, wird als ein Ort geschildert, wo Griechen, Phrygier und selbst die nomadischen Völker zusammenkamen, ihre Waaren gegen einander auszutauschen. Hier war besonders ein Hauptmarkt des Sclavenhandels, der die Harems der Perser mit Verschnittenen versah. — Jetzt gehört Lydien zu der türkischen Statthalterschaft in Natolien (Anadoly).

Lymphe, Lymphengefäße oder lymphatische Gefäße, siehe d. Art. Säfte, Gefäße, Impfung.

Lynceus (Lynkeus), s. Danaiden.

Lyon, Hauptstadt im Departement der Rhone, und nach Paris die wichtigste Stadt in Frankreich, liegt in einer mit Bergen umgebenen Ebene, die mit schönen Gärten und Landhäusern bedeckt ist, am Zusammenflusse der Rhone und Saone, welcher letztere Fluß durch einen Theil der Stadt fließt. Sie hat 8000 Häuser, darunter viele ansehnliche Privat- und öffentliche Gebäude, schöne öffentliche Plätze (Place Bellecour), und 90,000 Einwohner — vor der Revolution 160,000. Lyon ist vorzüglich wegen seines bedeutenden Handels — nächst Paris ist daselbst auch der stärkste Buchhandel — und wegen seiner wichtigen Seidenfabriken berühmt, die aber nicht mehr so ansehnlich sind, als vor der Revolution. Die meisten Einwohner sind Manufacturisten, und verfertigen eine Menge seidener, goldener und silberner Tressen, Sammet, seidene Strümpfe, Bänder ꝛc. Man rechnete, daß ehemals wöchentlich 200 Ballen Seide, jeder zu 120 Pfund, in Lyon verbraucht wurden. Jährlich wurden für 5 Millionen Livres Gaze und Flor verfertigt. Die Stickerei allein beschäftigte 6000 Personen. In den J. 1725 — 1739 waren daselbst 30,000 Weberstühle vorhanden, kurz vor der Revolution noch 15,000, und im Jahre 1788 beschäftigten nur noch 9335 Stühle 58,600 Menschen; im J. 1803 standen sogar von 7000 dergleichen 5447 gänzlich still. Die große Fabrik von gewalkten Hüten, welche täglich 8 — 10,000 Hüte verfertigte, beschäftigte ehemals 8000 Menschen, jetzt nur noch 1500. Jetzt ist besonders die Fabrication der seidenen Shawls ein wichtiger Zweig für Lyon geworden. Diese Stadt hat, mehr wie jede andere, durch die Revolution gelitten. Es waren anfangs viel Königlichgesinnte daselbst. Im Mai 1793 wurde die jacobinische Municipalität in Lyon abgesetzt, und die Stadt weigerte sich, dem National-Convent zu gehorchen; dafür ward sie aber belagert und ausgehungert, und mußte sich am 10ten October an die Jacobiner auf Gnade und Ungnade ergeben. Die für Schuldiggeachteten wurden nun nicht, wie gewöhnlich, durch die Guillotine hingerichtet: sondern in Haufen zu Hunderten zusammengetrieben und mit Cartätschen niedergeschossen.

Lyonnet (Pierre), ein berühmter Naturforscher, ward am 22. Jul. 1707 zu Mastricht geboren, und stammte aus einer französischen Priesterfamilie, welche durch religiöse Verfolgungen aus Lothringen vertrieben worden war. Er zeichnete sich nicht allein durch eine ungemeine Sprachkenntniß aus, sondern hatte auch in den bildenden Künsten große Fortschritte gemacht. Man hat noch jetzt ein Meisterstück von ihm, ein Basrelief in Burbaum, welches Apollo und die neun Musen vorstellt. Für die Kirche bestimmt, änderte er seinen Studirplan und widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit. Nachdem er einige Zeit als Advocat practisirt hatte, ward er zu einem der Staatssecretäre Hollands und zum geschwornen Uebersetzer für die französische und lateinische Sprache erwählt. Von jetzt an erwachte sein leidenschaftlicher Hang für die Naturgeschichte, besonders für Insektenkunde. Zuerst beschrieb er die Insekten, welche sich in der Nähe vom Haag befanden; dann legte er eine Muschelsammlung an, welche die reichste in Europa ward. Unter seinen naturhistorischen Werken zeichnet sich insbesondere aus: Traité anatomique de la chenille qui rouge la saule (anatomische Abhandlung über die Weidenraupe), 1764, welches Werk nicht allein durch seine Originalität, sondern auch durch die Pracht des Druckes in Erstaunen setzt: Histoire des polypes d'eau douce (Geschichte der Polypen der süßen Gewässer), welche er in Vereinigung mit Trembley herausgab, der seinem Mitarbeiter in der Vorrede die größten Lobsprüche ertheilte. Noch zeichnet sich dieses Werk dadurch aus, daß Lyonnet, der bis dahin die Kupferstecherkunst noch gar nicht ausgeübt hatte, die acht letzten Platten zu demselben gestochen hat, die den fünf ersten von Wandelaar nichts nachgeben. Lyonnet starb im Haag am 10ten Januar 1789 im 81sten Jahre seines Alters.

Lyra, das älteste besaitete Instrument bei den Aegyptern und Griechen. Die Lyra der erstern, welche für die älteste gehalten wird, soll vom ägyptischen Hermes auf folgende Weise entdeckt worden seyn. Als der Nil nach einer Ueberschwemmung einst wieder in sein Ufer zurückgetreten war, blieben auf dem Lande eine Menge Thiere liegen, unter andern eine Schildkröte, deren Fleisch zum Theil verfault, zum Theil von der Sonne so vertrocknet war, daß nichts, als die durch diese Vertrocknung ausgespannten und dadurch klingend gewordenen Sehnen und Spannadern unter der Schale übrig geblieben waren. Hermes, der am Ufer spazieren ging, stieß zufällig mit dem Fuße an die Schale dieser Schildkröte, und wurde durch den Klang so angenehm überrascht, daß er auf den Gedanken gerieth, ein ähnliches Instrument zu verfertigen. Sie hatte anfangs nur drei Saiten; ihre Gestalt war aber verschieden, denn auch die dreieckige Lyra will man für eine Erfindung der Aegypter halten. Die Griechen schreiben die Erfindung der Lyra ihrem Hermes, das heißt, dem Sohne des Jupiter und der Maja, zu. S. d. Art. Merkur. Nach Einigen verbesserte der griechische Hermes die Erfindung der ägyptischen Lyra, und setzte dieser eine vierte Saite hinzu. Nach Andern soll Apollo selbst der dreiseitigen ägyptischen Lyra die vierte hinzugefügt, und dann das Instrument Cither genannt haben. Diodorus Siculus erzählt, Apollo habe nach dem Wettstreite mit dem Marsyas, aus Reue über die am letztern bewiesene Grausamkeit, die Saiten von seiner Cither abgerissen, und somit die von ihm erfundene Harmonie wieder vertilgt. Hierauf hätten die Musen den Ton Mese, Linus den Ton Lichanon, Orpheus und Thamyris die Töne Hypate und Parhy-

vate wieder erfunden, und aus diesen vier neuen Tönen und der dreisaitigen ägyptischen Lyra sey darauf das Heptachord, oder die siebensaitige Lyra der Griechen entstanden. Sonst wird auch ihre Erfindung dem Linus, Orpheus, Amphion, Terpander und allen denjenigen zugeschrieben, welche Veränderungen damit vornahmen. Die ersten Lyren des ägyptischen und griechischen Hermes waren mit Thiersehnen überzogen. Uebrigens finden sich über die Anzahl und Vermehrung der Saiten auf der Lyra die größten Verschiedenheiten und offenbarsten Widersprüche in den Sagen. Nur so viel läßt sich mit Bestimmtheit angeben, daß die Zahl der Saiten am Ende bis auf elf vermehrt wurde. Sehr oft wird die Lyra bei den Alten auch Cither genannt. Ob sie beide einerlei, oder verschieden von einander gewesen sind, hat bis jetzt noch nicht ausgemacht werden können. Nach Einigen soll die Cither ein, aus mehreren einzelnen Stücken zusammengesetztes Instrument gewesen seyn. Die beiden Seiten desselben waren in der Form von Ochsenhörnern gegen einander gekrümmt, so daß ihr oberes Ende auswärts, das untere einwärts gebogen war. Bei der Lyra standen die beiden Hauptseiten weniger aus einander und der Boden war gekrümmt, wie eine Schildkrötenschale. Sie konnte nicht, wie die Cither, aufrecht gestellt, sondern mußte beim Spielen zwischen den Knieen gehalten werden. Von der Lyra des Merkur wird erzählt, daß sie Corybas, der Sohn des Jasus und der Cybele, nach Phrygien gebracht habe, als er mit seinem Onkel Dardanus dahin ging. Nach Einigen wurde sie zu Lyrnessus aufbewahrt, wo sie Achilles bei Erobernng dieser Stadt erbeutete. Andern Nachrichten zufolge, soll sie auch nach dem grausamen Tode des Orpheus, der sie vom Apollo, so wie dieser vom Merkur erhalten hatte, auf Bitten der Musen vom Jupiter unter die Gestirne versetzt worden seyn. S. Sternbilder.

Lyrik, lyrische Poesie ist diejenige Gattung der Poesie (oder Dichtungsart), durch welche der Dichter sein inneres Leben im Zustande des bewegten Gefühls unmittelbar darstellt. Dadurch, daß in derselben das Gefühl das Herrschende ist, ist sie von der dramatischen Poesie, in welcher die Anschauung zu einem, von dem Innern des Dichters verschiedenen Leben selbstständig ausgebildet ist, und von der epischen verschieden, welche in ihren vollendetsten Werken, einen umfassenden Kreis von Handlungen in einer anschaulichen Begebenheit als von dem Dichter angeschaut, darstellt, und beides, Gefühl und Anschauung, im vollen Gleichgewicht enthält. Verglichen mit Epos und Drama ist das lyrische Gedicht das beschränkteste, denn das Gefühl ist beschränkt auf den Moment der Gegenwart, aber um desto tiefer, voller und mächtiger spricht es das Gemüth an. Was der lyrische Dichter gibt, gibt er als sein eigenes Inneres, weßhalb man auch die lyrische Poesie die subjective, im Gegensatze der übrigen Dichtungsarten genannt hat. Auch heißt daher im weiteren Sinne jede Darstellung lyrisch, welche nicht sowol die Gegenstände des Gefühls, wie sie an sich erscheinen, als vielmehr den subjectiven Zustand, oder wenigstens die Gegenstände durch den Eindruck schildert, welchen sie auf das Gemüth hervorbringen. Indem aber die lyrische Dichtkunst das Gefühl am unmittelbarsten durch die Sprache ausdrückt, nähert sie sich der Tonkunst, welche das Gefühl durch Töne und deren Verbindung am reinsten darstellt; daher auch die griechische Lyrik von λυρα ihren Namen t, und Gedichte bezeichnet, die zur Lyra gesungen werden konnten.

zleich nun in der lyrischen Dichtkunst sich Alles in Gefühle auflö- und zum Gefühle wird, so ist doch, selbst ein lebhaftes Gefühl n lyrischen Dichter nicht hinreichend, und nicht jeder Ausdruck des haften Gefühls in Versen ein lyrisches Gedicht zu nennen, so Viele meinen, welche sich deßhalb für die lyrische Poesie am isten geeignet glauben. Ueberhaupt hat man den auf das Wesen lyrischen Poesie gegründeten Satz: die lyrische Poesie soll das in- e Leben und Gefühl des Dichters (d. i. das harmonische, etische Gefühl) darstellen, von jeher in die falsche Behauptung um- kehrt, der lyrische Dichter (wofür sich Jeder hält, der mit einiger chtigkeit im Gebrauche der poetischen Sprache ein lebhaftes Gefühl bindet, oder irgend einmal ein lebhaftes Gefühl in sich wahrnimmt) le sein subjectives Leben oder sein Gefühl darstellen. Es fragt) also, in wiefern ist das Gefühl poetisch zu nennen? Ein sol- es muß, zufolge der Natur des Kunstwerks, in sich selbst harmonisch, d nicht nur würdig seyn, in der Sprache aufbewahrt zu werden, ndern sich auch durch eigenthümlichen und schönen Lauf der Rede, d in einer reichen Mannichfaltigkeit von Gedanken und Bildern bstständig aussprechen. Durch ersteres wird gefodert, daß ein be- immtes Gefühl das herrschende sey, gleichsam der Grundton, aus elchem sich die Empfindungsreihe entwickelt, und daß es nichts Wi- erstreitendes in sich enthalte, was mit der zum Grunde liegenden Stimmung unvereinbar wäre, daß es mithin des Gegenstandes, wel- er es veranlaßte, würdig, demselben sowol der Art, als dem Gra- e nach entsprechend, (nicht matt oder überspannt) sey, eine Reihe on Anschauungen hervorrufe, welche dazu dienen, die innere Stim- nung zu schildern, und daß es den durch die Sprache dargestellten Gedanken ganz durchdringe. Dieses Gefühl aber in allen anschauli-)en Beziehungen des Gedankens auszudrücken, dasselbe in der Be- vegung der Worte (Rhythmus), und ihrem entsprechenden Klange leichsam äußerlich zu machen und entsprechend darzustellen, so daß es icht bloß als das Gefühl des Einzelnen, sondern als das Ge- fühl des vollendeten Menschen erscheine, ist nur dem Genius mög- ich, und man kann in dieser Beziehung das lyrische Gedicht die in er Sprache festgehaltene Stimmung des geniellen Dichters, als solchen, nennen; daher auch nichts sosehr, als eine Reihe, oder Sammlung lyrischer Gedichte das innere Leben ei- nes Dichters schildert. Aus der Natur des Gefühls ergibt sich der beschränktere Umfang des lyrischen Gedichts, so wie der Wechsel und die größte Mannichfaltigkeit des Styls und Rhythmus, welche sich n den tausendfältigen lyrischen Versarten, in der kühnern Gedanken- verbindung und in der Eigenthümlichkeit lyrischer Bilder an den Tag legt. So mannichfaltig sich nun das Gefühl poetisch äußern kann, so mannichfaltig ist das lyrische Gedicht: zunächst aber offenbart sich das Gefühl, und am reinsten in der Gegenwart; mittelbarer, wenn es als Vergangenes durch die Reflexion modificirt erscheint. Hiernach könnte man die Lyrik in die reinlyrische Poesie, wozu der Hymnus (bei uns größtentheils eine religiöse Ode), die Ode und das Lied gehören, an welche sich mehrere poetische Formen der Ita- liener und Spanier anschließen, und in die elegische eintheilen, an welche sich das Epigramm im Sinne der Griechen, und mehrere sogenannte didactische Gedichte anschließen. Siehe hierüber die besondern Artikel. T.

Lysander, der berühmte lacedämonische Feldherr, welcher den peloponnesischen Krieg durch die Eroberung Athens beendigte. Mit der Verschmitztheit, Thätigkeit, dem Ehrgeize und durchdringenden Scharfsinne des Themistocles vereinigte er die Biegsamkeit und das einschmeichelnde Wesen des Alcibiades; nur hatte er vor diesem den Vorzug, daß er die Gunst der Großen und Mächtigen eben so leicht zu gewinnen und länger zu erhalten wußte, als jener die Herzen der Weiber und des Pöbels. Sein Grundsatz war: ohne Bedenken das Wohl des Vaterlandes seinem eigenen Ehrgeize aufzuopfern. Wer sein Freund war, den suchte er durch Aufbieten aller seiner Kräfte zu heben, so wie er auf der andern Seite auch nichts sparte, um seinen Feind zu stürzen. Gerechtigkeit und Wahrheit waren ihm leere Worte, die nur Werth durch ihre Nützlichkeit erhielten, und welche er ohne Scheu vernachlässigte, sobald sie anfingen, ihm schädlich zu werden. Er pflegte zu sagen, daß man sich da, wo man in der Löwenhaut den vorgesetzten Zweck nicht zu erreichen vermöge, des Fuchspelzes bedienen müsse. Seine Politik kannte nur zwei Mittel: Gewalt und Betrug. Am Hofe des jüngern Cyrus, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, ertrug er den empörenden Stolz der asiatischen Satrapen ohne Murren; gleich darauf ließ er die Griechen die nämliche Verachtung erfahren. Sein Haß war unversöhnlich und seine Rache fürchterlich. Dieser Mann, dessen herrschende und einzige Leidenschaft der Ehrgeiz war, zertrümmerte das mächtige Athen und faßte den Plan, sein Vaterland auf den höchsten Gipfel zu heben, um dann über dasselbe herrschen zu können. Um diesen Zweck zu erreichen, benutzte er alle ihm zu Gebote stehende Mittel, und es gelang ihm, eine Flotte zusammen zu bringen, mit welcher er die Flotte der Athenienser schlug, die dabei funfzig Schiffe einbüßten. Lysander hatte sich durch diesen Sieg in großes Ansehen gesetzt, war aber auch äußerst thätig, dasselbe durch verschiedene Ränke noch mehr zu vergrößern. Als daher sein Nachfolger im Commando, Callicradides, die unglückliche Schlacht bei Aeginusä gegen den Athenienser Conon, und dabei zugleich sein Leben verloren hatte, wurde dem Lysander, wider die in Sparta eingeführte Gewohnheit, zum zweiten Male der Oberbefehl über die Flotte aufgetragen. Er suchte die, der spartanischen weit überlegenen, atheniensische Flotte auf, die auf der Rhede von Aegos Potamos vor Anker lag, und überfiel sie in einem Augenblicke, wo die Athenienser ganz sorglos waren. Von der ganzen atheniensischen Flotte retteten sich nur neun Schiffe: eins, welches die Nachricht von der Niederlage nach Athen brachte, und acht andere, mit welchen der atheniensische Admiral Conon zum Evagoras nach Cypern entfloh. Die übrige Flotte fiel fast ohne Schwertschlag in die Hände der Spartaner, und Lysander lief triumphirend mit ihr in den Hafen von Lampsacus ein. Alle Gefangene, deren Zahl sich auf 3000 Mann belief, ließ er nebst ihren Feldherren ermorden, weil sie die Mannschaft zweier corinthischen Schiffe von einem Felsen gestürzt und den Beschluß gefaßt hatten, allen gefangenen Peloponnesern die rechte Hand abzuhauen. Als nun nach dieser entschiedenen Niederlage alle Bundesgenossen der Athenienser zu den Spartanern übergegangen waren und er in allen Städten und Inseln, die sich ihm ergeben hatten, die Demokratie abgeschafft und an deren Stelle die Oligarchie eingeführt hatte, rückte er mit einer Flotte von 180 Schiffen vor Athen und sperrte es von der Seeseite, während Agis und Pausanias mit einem mächtigen Heere dasselbe von der Landseite einschlossen. Als die Hun-

snoth in der Stadt aufs höchste gestiegen war, ergaben sich die
enienser, und verloren ihre Unabhängigkeit; doch mußten sie sich
st noch glücklich schätzen, daß nicht, wie die spartanischen Bundes-
ossen verlangten, ihre Stadt zerstört wurde. Aber es begann nun
ch die Einsetzung der **dreißig Männer** eine mit der schrecklich-
Tyrannei verbundene Oligarchie. Lysander kehrte nach Lacedä-
n zurück, wo er, ob man gleich seinen Charakter und sein Verfah-
an sich zu würdigen wußte, dennoch durch den Glanz seiner
ege, durch seine außerordentliche Freigebigkeit und durch seine
einbare Uneigennützigkeit sich einen solchen Anhang verschaffte, daß
wo nicht dem Namen, doch der Sache nach, das eigentliche Ober-
upt von ganz Griechenland wurde. Da er nun auch ungeheure
mmen Geldes und einen unermeßlichen Schatz von Kostbarkeiten,
nz gegen Lycurgs Gesetze nach Sparta brachte; so wurden dadurch
n nun an die eigenthümlichen spartanischen Tugenden zu Grabe ge-
gen und allen Arten von Lastern die Thore geöffnet. Endlich be-
loß Lysander, den schon längst gefaßten Plan, die Verfassung sei-
s Vaterlandes umzustürzen, ins Werk zu setzen. Er wollte näm-
) die Thronfolge nicht allein auf alle Heracliden, sondern sogar auf
e eingeborne Spartaner auszudehnen, und dann sich selbst auf den
ron zu setzen suchen. Da dieser Zweck durch offene Gewalt nicht
reicht werden konnte; so nahm er seine Zuflucht zum Betruge:
ollo selbst sollte erklären, Sparta könne nur dann vor künftigen
glücksfällen gesichert seyn, wenn es die Tugendhaftesten unter sei-
n Mitbürgern zu Königen wählte. Aber in dem Augenblicke, wo
Tempel zu Delphi der Betrug gespielt werden sollte, trat einer
n den Priestern, aus Furcht vor den Folgen, zurück, und der ganze
lan Lysanders scheiterte, ob er gleich erst nach seinem Tode durch
nen von ihm selbst geschriebenen Entwurf entdeckt wurde. Lysander
ard nachher als Anführer im böotischen Kriege in einem Gefechte von
n Feinden erschlagen. Sein Andenken wurde in Sparta in Ehren
halten: denn, blind gegen seine großen und abscheulichen Verbre-
en, hielt man ihn bloß deßhalb für einen tugendhaften Spartaner,
eil er sich selbst nie bereichert, sondern immer in strenger Armuth
lebt hatte. Plutarch hat sein Leben beschrieben.

Lysias, ein **berühmter atheniensischer Redner**, lebte
vischen der achtzigsten und hundertsten Olympiade (um 458 v. Chr.)
sein Vater war der Redner Cephalus, von dem Plato im Anfange
iner Republik eine so vortreffliche Beschreibung macht. Kurz nach
ines Vaters Tode kam Lysias in seinem funfzehnten Jahre nach
Thurium in Großgriechenland, wo er sich von den beiden Syracusa-
ern, Nicias und Tisias, in der Beredsamkeit und Philosophie un-
errichten ließ. Er ließ sich darauf gänzlich in Großgriechenland nie-
er und ward daselbst mit zur Verwaltung der Republik gezogen, bis
nan ihn, nach der in Sicilien erlittenen Niederlage der Athenienser,
ebst mehrern derselben aus Großgriechenland verwies. Als er hierauf
ach Athen zurückgekehrt, aber auch von dort durch die dreißig Ty-
annen bald verwiesen war, ging er nach Megara. Bei Wiederher-
tellung der Freiheit bewies er sich in Athen sehr thätig, indem er
inen großen Theil seines Vermögens für das allgemeine Beste opfer-
e, dafür aber nicht einmal das Bürgerrecht zu Athen erhalten konn-
e. Anfangs gab er in der Redekunst Unterricht, da er aber hierin
on dem Theodorus übertroffen wurde, so fing er an, Reden für An-
dere zu schreiben, deren er nach und nach mehr als 200, nach Andern

sogar 400 verfertigte, von denen aber nur 223 für ächt gehalt wurden. Er übertraf in denselben alle Redner seiner Zeit und kan nur von wenigen seiner Nachfolger übertroffen werden. Insbesond ist seine scheinbare Leichtigkeit fast unnachahmlich. Dionysius rü die Reinheit, Klarheit, Gedrängtheit und Schicklichkeit seines A drucks; seine durch die höchste Kunst natürlich und kunstlos schein Wortstellung; seine Kenntniß und lebendige Darstellung der Mens in ihren natürlichen Eigenheiten, vor allen aber seine unbeschreib und unnachahmliche Anmuth. Nach eben demselben war er in gerichtlichen Reden am glücklichsten; auch preisen die alten tiker die Magerkeit (dieß ist ihr Ausdruck) seines scharfen, gewähl lieblichen und kurzen Ausdrucks, als ein vollendetes Beispiel des ternen attischen Styls in der Beredsamkeit. Denn der gesunde schmack der Athener verbannte mit Recht alle unnütze Pracht und zweckmäßige Schwulst. Uebrigens ist Lysias in den panegyri Reden nach dem Urtheile desselben Dionysius ungleich schwächer, sein Bestreben, erhaben und prächtig zu seyn, will ihm hier ganz gelingen. Da wir von diesen Reden nur noch eine, den nannten Epitaphios, übrig haben, dessen Aechtheit bezwei wird; so können wir davon nicht sicher urtheilen. Von seinen Red deren vollständiges Verzeichniß man in Fabric. Bibl. Gr. II. p. findet, sind nur vier und dreißig auf uns gekommen, welche Taylor, London 1736. 4. und Cambridge 1740. 8., von Auger, P ris 1783. 2 Voll. 8. und von Reiske (in der Sammlung der Red herausgegeben worden sind. Zwei derselben findet man übersetz Wielands attischem Museum 1. Bd. 2. St.

Lysimachus, der Sohn des Agathokles, eines berühm Feldherrn und Freundes des Alexanders, erhielt nach des letztern de, bei der Vertheilung der eroberten Länder, die Statthalt von Thracien. Da sich aber die Einwohner seinem Einmarsch Hartnäckigkeit widersetzten; so mußte Lysimachus diese Statthalt erst erobern. Er erbaute nachher die Stadt Lysimachia auf dem thr cischen Chersones, nahm, nach dem Beispiele der übrigen Feldherr Alexanders, den königlichen Titel an, und verband sich mit einig derselben gegen Antigonus, der die von Alexander in Asien eroberte Länder sich unterworfen hatte. Nach der Schlacht bei Ipsus in Phr gien, welche dem Antigonus das Leben und seine Länder kostete, b setzte Lysimachus ganz Kleinasien, das eigentliche Cappadocien u alle Provinzen, die innerhalb des Taurus und Antitaurus lage Lysimachus begann nun, die an Thracien gränzenden Völker zu b kriegen und durch ihre Länder seine Provinz zu erweitern. Mit ein gen glückte es; als er jedoch die jenseit der Donau wohnenden Get unterjochen wollte, fiel nicht nur erst sein Sohn, sondern endlich au er selbst, durch die Verrätherei eines Ueberläufers, in ihre Gefang schaft. Er mußte sich mit seinem ganzen Heere ergeben, und erwa tete seinen Tod, welchen die Barbaren mit lärmendem Geschrei von ihrem Könige verlangten. Dieser handelte jedoch edler, als der erobe rungssüchtige Lysimachus hoffen durfte. Er ließ nämlich den Gefan genen kostbar auf griechische Weise und aus dessen eigenem, prächt gem Hausgeräthe speisen, während er nur geringe Kost aus irdene und hölzernen Gefäßen verzehrte. Und als er nach geendigter Taf den gefangenen König gefragt hatte, welche Mahlzeit ihm vorzügl cher dünke, die der Geten oder die seinige, ermahnte er ihn zu Frieden gegen ein Volk, bei dem so wenig zu gewinnen wäre, ge

hm seine Rechte, nannte ihn seinen Freund und entließ ihn ohne ösegeld. Ein so großmüthiges Benehmen mußte auf einen tyrannichen Eroberer, wie Lysimachus war, Eindruck machen: er gab dem Könige der Geten die jenseit des Ister eroberten Länder zurück, schloß inen Frieden mit ihm und gab ihm seine Tochter zur Ehe. Von der leit an ward die Macht des Lysimachus immer ausgedehnter, und er würde vielleicht seine Länder bis an seinen Tod in Ruhe besessen haben, wenn nicht seine eigenen Familienverhältnisse dem Reiche und ndlich auch ihm selbst den Untergang zugezogen hätten. Er hatte ich nämlich, aus staatsklugen Rücksichten, von seiner ersten Gemahin geschieden und Arsinoe, eine Tochter des Ptolemäus geheirathet, velche ihn zu mancherlei Thorheiten, und endlich sogar zur Ermorung seines Sohns, Agathokles, aus der ersten Ehe verleitete, um hren eigenen Kindern den Thron zu verschaffen. Da Agathokles, eines vortrefflichen Charakters wegen, viele und bedeutende Freunde gehabt hatte; so schwuren diese dem grausamen, schwachen Lysimachus Rache. Sie flohen zum Seleucus und reizten diesen zum Kriege gegen ihn auf. Seleucus eroberte, fast ohne Schwertstreich, ganz Kleinasien. Bei Corupedion in Phrygien kam es zwischen ihm und Lysimachus zu einem Haupttreffen, in welchem dieser zwar einen tapfern Widerstand leistete, aber am Ende völlig geschlagen wurde, und endlich gar sein Leben (282 v. Chr. im 74sten Jahre) einbüßte. Sein zweiter Sohn Alexander begrub ihn bei Lysimachia und errichtete ihm ein herrliches Grabmal, das noch zu Pausanias Zeiten vorhanden war.

Lysippus, ein berühmter Bildhauer von Sicyon, lebte angefähr in der hundert und vierzehnten Olympiade (um 330 v. Chr.) and war ein Zeitgenosse Alexanders des Großen. Dieser schätzte seine Künstlertalente so sehr, daß er sich nur von ihm in Erz gießen, so wie nur von dem Apelles malen lassen wollte. Lysippus war anfangs ein Kupferschmidt, und widmete sich erst nachher der Bildhauerkunst. Der Maler Eupompus, den er befragte, welche Meister er zu seinen Vorbildern wählen sollte, wies ihn auf die Natur, und dieser kam Lysyppus auch sehr nah. Seine Porträtstatuen waren mit weit mehr Eleganz gearbeitet, als die seiner Vorgänger: die Körper schlanker, die Köpfe kleiner, die Haare flüchtiger, natürlicher und feiner; auch vermied er alles Eckige und Scharfe, und suchte den Theilen mehr Rundung und Weichheit zu geben. Er pflegte von sich zu sagen, er bilde die Menschen, wie sie ihm zu seyn scheinen; seine Vorgänger aber, wie sie wirklich wären. Auch die kleinsten Theile arbeitete er mit der größten Sorgfalt aus. Ob er auch Werke aus Marmor verfertigt hat, ist nicht bekannt; aber der ehernen Werke waren viele von ihm vorhanden, und die Anzahl der letztern wird von Plinius auf 610 angegeben. Die merkwürdigsten sind: Ein sich im Bade reibender (Apoxyomenos). Diese Statue wurde nach Rom gebracht und von Marcus Agrippa an den Eingang seiner Bäder gestellt. Kaiser Tiberius, dem sie sehr gefiel, ließ sie in sein Schlafgemach bringen, bis sie endlich, dem allgemeinen Wunsche des Volks gemäß, wieder an ihrem vorigen Orte aufgestellt wurde. Mehrere Alexander; in dem er diesen Fürsten von seiner Kindheit an in verschiedenen Situationen dargestellt hatte. Eine dieser Statüen ließ Nero mit Gold überziehen; es wurde aber bald wieder abgenommen, weil es die Feinheit des Werks zu erkennen verhinderte. Eine

Gruppe von Satyrn, welche sich zu Athen befand. Alexander und seine Freunde, eine Anzahl von Bildsäulen, welche mit den Originalen die größte Aehnlichkeit gehabt haben sollen. Es scheinen dieß Ritterstatüen derjenigen Begleiter Alexanders gewesen zu seyn, welche im Treffen am Flusse Granicus fielen: Lysipp mußte sie abbilden und in die Mitte die Statüe des Königs setzen. Metellus ließ sie sämmtlich aus Macedonien nach Griechenland bringen. Ein Jupiter zu Tarent, von kolossalischer Größe, vierzig Cubicus hoch. Das Gleichgewicht dieser Statüe war so vollkommen getroffen, daß man sie mit einer Hand bewegen konnte, und der größte Sturm nicht im Stande war, sie umzustoßen. S. den Art. *Bildnerei, Bildhauer der Griechen.*

Lysistratos, Lysistratus. Siehe *Bildhauer der Griechen.*

Lyttelton, Georg, Lord, ward 1709 in der Grafschaft Worcester geboren und gab schon von früher Jugend an ungewöhnliche Talente zu erkennen. Bald erwarb er sich durch seine *poetischen Briefe, durch seine Fortschritte in der Liebe* und durch einige *Poesieen* einen literarischen Ruf. Nachdem er von seinen Reisen nach Frankreich und Italien zurückgekehrt war, trat er in das Unterparlement und zeigte sich von nun an als einen der eifrigsten Anhänger der Opposition. Sein Name ertönte während mehrerer Jahre bei allen Verhandlungen im Unterparlamente: er widersetzte sich dem Antrage, eine stehende Armee zu halten, unterstützte den Vorschlag, Walpole aus dem Ministerium zu entfernen, und ward 1733 Secretär des Prinzen von Wallis, der damals entfernt vom Hofe lebte. Nachdem er aber 1744 zum Lord der Schatzkammer ernannt worden war, änderte er sein politisches System und unterstützte von nun an die Pläne des Hofes und des Ministeriums. Seine politischen Beschäftigungen entfernten ihn jedoch nicht ganz von ernstern und wichtigern Arbeiten. Von Jugend auf der Sittenverderbniß junger Wüstlinge hingegeben, hatte er lange Zeit an den Grundwahrheiten der christlichen Religion gezweifelt. Dieser Zweifel trieb ihn zur selbstthätigen Betrachtung der heiligen Wahrheiten des Christenthums. Sein eifriges, unermüdliches Streben führte ihn zu dem vorgesetzten Zwecke. Im Jahre 1747 gab er seine *Bemerkungen über die Bekehrung und das Apostelthum des heiligen Paulus* heraus, ein Werk, dem der Unglaube selbst nichts weiter vorwerfen kann, als daß es zu weitläufig ist. Er ward nachher zum Schatzmeister und zum geheimen Cabinettsrath ernannt, vertauschte aber diese beiden Aemter gegen die Stelle eines Kanzlers. Ungefähr um diese Zeit gab er seine geistreichen *Todtengespräche* heraus, welche mehr augenblicklicher Erguß in Stunden der Erholung, als Frucht des Nachdenkens waren, und zu ihrer Zeit mit großer Begierde gelesen wurden. Als gegen das Ende der Regierung Georgs II. das unglückliche Beginnen des Krieges die Auflösung des Ministeriums nöthig machte, ward er zwar auch seiner Stelle entsetzt, aber 1757 durch die Würde eines Lords für seinen Verlust entschädigt. Sein letztes literarisches Werk war die *Geschichte Heinrichs II.*, auf deren Ausarbeitung er eine zwanzigjährige Anstrengung verwendet hatte. Von 17[illegible] bis 1767 erschienen drei Ausgaben der drei ersten Theile des Werks

ind das Ende desselben ward endlich 1771 gedruckt. Trotz der un-
gemeinen Vorsicht und Genauigkeit, mit welcher der Druck besorgt
vorden war, sah man sich dennoch am Ende genöthigt, dem Werke
in Druckfehler-Verzeichniß von neunzehn Seiten hinzufügen zu müs-
en. Lyttelton starb am 22sten August 1773 in seinem vier und sech-
igsten Jahre.

Verzeichniß

der

im fünften Bande enthaltenen Artikel.

Jason	Seite 1	Idylle	Seite 14
Ibarra	2	Iferten	—
Iberien	—	Iffland	15
Ibycus	3	Ignaz von Loyola	18
Icarus	—	Ikonographie	—
Ich	—	Ikonoklasten	—
Icon	4	Ikonologie	—
Ida	—	Iliade	—
Idalium	5	Ilithyia	—
Ideal	—	Ilium	—
Ideal=Geld	7	Illuminatenorden	19
Ideal=Münze	—	Illusion	21
Ideal=Real=Münze	9	Illyrier	22
Idealisiren	—	Iman	25
Idealismus	10	Imbert	—
Idee	11	Immatriculation	26
Identität	12	Immediatstände	—
Identitäts=System	—	Immensurabel	—
Ideologie	—	Imperativ	—
Idioelectrisch	—	Impfen	—
Idioma	—	Imperator	—
Idiosynkrasie	—	Impost	—
Idiotikon	—	Imprägnation	—
Idiotismus	13	Improvisatoren	27
Idolatrie	—	Imputation	30
Idomeneus	—	Inca	—
Idria	14	Incest	—
Iduna	—	Inclination	—

Incommensurabel Seite 30
Incognito 31
Incubus —
Incunabeln —
Independenten —
Indien —
Indifferentismus 37
Indigenat 38
Indigo 39
Indirect 40
Indossation —
nduction —
ndulgenz 41
ndult —
ndustrie —
nes de Castro 42
nfamie 44
nfant —
nfel —
nferien —
nfinitesimalrechnung —
nfluenza 45
nful 46
nfusions-Thierchen —
ngenhouß —
ngenieurkunst 47
nhalt 48
njurie —
nnuny —
nnviertel —
no —
noculation 49
nquisition —
secten 58
sel 60
seln der Seligen 61
spiration —
spruck 63
stanz —
stinct 64
stitut 65
stitut (National) 67
stitutionen 69
strument —
strumentalmusik 70
surrection 72
tegralrechnung —
tellectuell —
telligenz 73
telligenzblätter 74
telligibel —
tension —
terdict —

Interesse Seite 75
Interim 76
Intermezzo —
Internuntius 77
Interpolation —
Interpretation —
Interpunction —
Interregnum 80
Intervall —
Intoleranz —
Intonation 81
Intrade 83
Introduction —
Invaliden —
Inventarium 84
Investitur —
Io 85
Jocaste —
Iole —
Ion —
Ionien 86
Ionische Inseln 89
Iphigenia —
Irene —
Iris 90
Irkutsk —
Irland —
Irmensäule 93
Irokesen —
Ironie —
Irrational 94
Irregulär —
Irretabilität —
Irrlicht —
Irrthum —
Isaak 96
Isabelle von Castilien —
Iselin (Isaak) 98
Isenburg —
Iserlohn 99
Isidorus 100
Isis —
Isistafel 102
Islam —
Island —
Isle de France 103
Ismaeliten 104
Ismail 105
Isocrates —
Isoliren 106
Ispahan 107
Israel —
Istakar —

Istambol Seite 107
Isthmische Spiele —
Isthmus —
Istria 108
Italien 109
Italienische Blumen 128
Italienische Buchhaltung —
Italienische Musik 129
Italienische Sprache 133
Italienische Poesie 135
Italienisches Theater 144
Italienische Prosa 146
Italienische Kunst 148
Ithaca 154
Irion —

Jod.

Jacob 155
Jacob I. von England 157
Jacob II. 158
Jacob III. 159
Jacobi (Friedr. Heinr.) 161
Jacobi (Joh. Georg) 163
Jacobiner 165
Jacobiten 173
Jacobson (Israel) —
Jacobsorden 175
Jagd —
Jagellonen 177
Jahr —
Jamaica 178
Jamben 179
James (St.) —
Janitscharen 180
Jansen (Cornelius) 181
Januarius 185
Janus 186
Japan 187
Jaspis 191
Jassy 192
Java —
Jeanne d'Arc 193
Jeddo 197
Jefferson —
Jehova 198
Jemappe 199
Jena —
Jena (Schlacht bei) 200
Jenner 202
Jenny-Maschinen 203
Jeremias 204
Jericho Seite 204
Jersey —
Jerusalem (Abt) 205
Jerusalem (Stadt) 206
Jesaias 207
Jesuiten —
Jesus Christus —
Joachim I. 210
Joachim II. —
Joachim Murat —
Joachimsthaler 215
Jöcher —
Johann von Leyden 216
Johann von Schwaben —
Johann der Beständige —
Johann Friedrich der Großmüthige —
Johann Georg I. II. III. u. IV. —
Johann Adolph von Sachsen —
Johann (Bapt. Joseph) Erzherzog 219
Johann Sobieski 220
Johann ohne Land 221
Johanna die Päpstin 223
Johanna von Orleans —
Johannes der Täufer —
Johannes der Evangelist —
Johannes Parricida 224
Johannes Secundus 225
Johannisberg —
Johanniter-Ritter —
John Bull 228
Johnson (Benjamin) —
Johnson (Samuel) 229
Jomelli 231
Jones (William) 233
Jones (Inigo) 234
Jongleurs 235
Jordan (Fluß) —
Joseph —
Joseph I. 236
Joseph II —
Joseph Bonaparte 240
Josephine (Kaiserin) 243
Josephus Flavius 244
Jourdan 245
Journale 246
Jouy 247
Joyeuse Entrée —
Jubeljahr —
Jubiläum —
Juchten 248

ida	Seite 248	Kallugier	Seite 298
idas Makkabäus	—	Kalmar	—
idäa	—	Kalmäuser	—
ide	—	Kalmücken	—
iden	—	Kälte	299
iften	253	Kalypso	300
igurtha	—	Kammerknechte	301
ilia	256	Kammermusik	—
ilianus	257	Kämpfer	302
ilianischer Calender	260	Kamtschatka	—
ilich	—	Kandaules	304
ilius Cäsar	—	Kanonen	—
ing (Stilling)	—	Kant (Immanuel)	—
inger	262	Kanzellei	310
ingfrau von Orleans	263	Kapet	311
unius Briefe	—	Kapital	—
uno	264	Kapitalrente	312
unta	266	Kapitalstoff	313
upiter	267	Kapitalzins	—
ura (Gebirge)	272	Kapudan-Pascha	—
urisprudenz	273	Karat	—
ury	—	Karlstadt	—
ussieu	277	Karnieß	315
ustinianus I.	—	Kärnthen	—
ustitia	280	Karren	—
ustitium	—	Karschin	—
ustizhoheit	—	Kartenspiel	317
üterbock	—	Kartoffeln	—
ütland	—	Kassiopeja	—
Juvenalis	281	Kastenvogt	—
Juventa	—	Kästner	318
Jynx	—	Katafalk	—
		Katalecticus	319
		Kataphracten	—
K.		Katapult	—
		Kataract	—
K	283	Katastrophe	—
Kaaba	—	Katt	—
Kabel	—	Katzbach (Schlacht an der)	—
Kabeljau	284	Kauf und Verkauf	321
Käfer	—	Kauffahrteischiff	322
Kaftan	—	Kaufmann	—
Kain (le)	—	Kaufmann (Angelica)	323
Kaiser	—	Kaufmännisches System	—
Kaiserslautern	285	Kaufungen (von)	—
Kakerlaken	286	Kaunitz (Fürst von)	—
Kaland	—	Kauscher	327
Kalif	—	Kausticität	—
Kalk	296	Kaviar	—
Kalkmalerei	297	Kegel	—
Kalligraphie	—	Kehl	328
Kalliope	298	Keil	—
Kallisto	—	Keilschrift	—

Keim Seite 328
Keith (Jacob von) —
Keiser (Reinhard) 330
Kelàno —
Keledon —
Keller (Joh. Balthasar) —
Kellermann 331
Kemble 332
Kempelen 333
Kempis (Thomas a) —
Kempten 334
Kennicott —
Keppler 335
Kerguelen Tremarec 336
Kesselsdorf 337
Kette —
Kettenbruch —
Kettenrechnung —
Ketzer 338
Keuchhusten 339
Kew —
Kiel (Stadt) 340
Kiel —
Kienlong 341
Kiesel 342
Kilogramm —
Kind —
Kind (Joh Friedr.) —
Kinderkrankheiten 343
Kindermord —
Kings=Bench —
Kingston (Stadt) —
Kingston (Herzogin) —
Kiosk 345
Kiow —
Kirche —
Kirchenagende 347
Kirchenbuße 348
Kirchengesang —
Kirchengesetze 349
Kirchenjahr —
Kirchenmusik —
Kirchenraub 351
Kirchenrecht —
Kirchensatzungen —
Kirchenspaltung —
Kirchenstaat —
Kirchenstrafen 353
Kirchenväter 354
Kirchenversammlung —
Kirchenzucht —
Kirchsprengel 355
Kirchweihe —
Kircher Seite 355
Kirchgeßner (Mariane) 357
Kirgisen 358
Kirnberger —
Kislar Aga 359
Klafter —
Klagen und Einreden —
Klagenfurt 361
Klang —
Klaproth (Martin Heinr.) —
Klaproth (Heinr Julius von) —
Kleist (Ewald Christian von) 363
Kleist (Heinrich von) 364
Klerus 367
Klinger (Fried. Max. von) 368
Klockenbring 371
Klopstock —
Kloska 375
Kloster —
Klotz 378
Klugheit 379
Knall 381
Knappe 382
Knechtschaft 383
Knees 384
Kneller 385
Knigge 386
Knight 387
Knipperdolling —
Knittelverse 388
Knobelsdorf —
Knochen —
Knoten 389
Kobalt 390
Kobolt 391
Kochkunst —
Kochsalz 393
Kohle —
Kolon 394
Komisch —
Kommerzielle Production 395
Komödie 396
Komorn —
König —
König, römischer König —
Königsberg 397
Königsmark (Gräfin) 398
Königsstuhl 400
Königsstein —
Königswasser —
Konstanz —
Kopf —
Koppeljagd 401

Koppelwirthschaft Seite 401
Korallen 402
Kork 403
Körner (Theodor) —
Körper 407
Korybanten 408
Kosacken —
Kosegarten 411
Kosciuszko 412
Kothe 415
Köthen (Anhalt) 416
Kottabos 417
Kotzebue 418
Kotzeluch 422
Krahn —
Krain 423
Krake —
Krampf —
Krankenhäuser 424
Krankheit 428
Krater 430
Kräuter abdrucken —
Kräuterkunde —
Krebs 431
Kreide —
Kreis —
Kreml 432
Kretinen 433
Kretschmann —
Kreuz —
Kreuzen 435
Kreuz (Orden des eisernen) —
Kreuzfahrer —
Kreuzherrn —
Kreuzzüge —
Krieg 437
Kriegsbaukunst 438
Kriegsgefangene —
Kriegsgesetze 439
Kriegsgott 441
Kriegskunst —
Kriegsrecht, Kriegslasten, Kriegsschaden 443
Kriegsschiffe 444
Kritik 445
Kritik der reinen Vernunft —
Kritische Philosophie 448
Krone —
Kronion 449
Kronus —
Kropf —
Krummacher 450
Krümmung Seite 450
Krunitz —
Krusenstern —
Kuff 453
Kugel —
Kugeldreieck 454
Kügelgen —
Kuh (Ephraim Moses) 457
Kuhblattern 458
Kuhlichan —
Kunkellehn 459
Kunst —
Kunstausstellung 468
Kunstbildung —
Kunstfertigkeit 469
Künstler —
Kunsttriebe —
Kunstwerk 470
Kunstwort —
Kunz von Kaufungen —
Kunzen 472
Kupfer 473
Kupferstecherkunst 474
Kuppel 477
Küraß 478
Kurbel —
Kurilische Inseln —
Kurzsichtig 479
Kutschen 480
Kutusow 481
Kur 483
Kyau —

L.

L 484
Laar (Peter von) —
Labé (Louise) 485
Labédoyère 486
Labesnadiere —
Labrador 487
Labyrinth —
Lacaille 488
Lacedämon —
Lacépède 495
Lachen 496
Lächerlich 498
Lächesis 500
Lachter —
Lackington —
Laclos 501
Laconien 502

Lacretelle Seite 502
Lacrimä Christi —
Lactanz —
Lady —
Laertes —
Lafare 503
La Fayette —
Laffete —
Läson —
Lafond 504
Lafontaine (August) —
Lafontaine (Jean) 505
Lagerbuch —
Lagerkunst —
Lagunen —
Laien —
Lainé —
Lairesse (Gerard de) 506
Laharpe 507
Lais —
Lälage 508
Lalande —
Lälius 510
Lajos 511
Lally Tolendal —
Lama —
Lamballe (Prinzessin von) —
Lambert —
Lamoignon Malcsherbes 513
Lamettrie 514
Lamothe Valois —
Lampen 515
Landamman —
Landau —
Landbau 516
Landbaukunst —
Landeshoheit —
Landfriede 517
Landgut 525
Landcharten 526
Landrecht 528
Landschaft —
Landschulen 532
Landshut 534
Landstände —
Landstandschaft 539
Landstraßen —
Landsturm 540
Landtage —
Landwehr —
Landwirthschaft 541
Länge (geographische) 542
Lange (Joseph) 544
Langsdorf Seite 544
Lanjuinais 545
Lannes —
Laokoon 547
Laperouse 550
Lapidarschrift —
Lapide, Hippolytus —
Lapis Lazuli —
Laplaze —
Lappland 551
Laren —
Largo 552
Larive —
Laroche (Marie Sophie) 554
La Roche-Jaquelin 555
Larva —
Las Casas —
Lascy (Graf) —
Last 556
Laster —
Lasurstein 557
Lateiner —
Lateran 558
Laterne 559
Latium —
Latôna 560
Lattaignant (Abbé de) —
Latûde 561
Lauchstädt 562
Lauderdale —
Laudon —
Lauenburg —
Laufgraben 564
Laugensalze —
Laune —
Laura de Sades 567
Lauriston —
Lausanne 568
Lausitz 569
Laute 572
Lauterbrunnen 573
Läuterung —
Lava —
Lavalette —
Lavater 574
Lavinen 582
Laviren 585
Lavoisine —
Law (John) 588
Lazarus 589
Lazaristen —
Lazur —
Lazaroni —

azzi	Seite 587
eander	—
eben	—
ebendiges Capital	589
ebensluft	—
ebensmittel	—
ebensversicherung	590
eber	591
eberreime	—
eck	—
eda	—
eder	593
ee	—
eeds	—
eere	—
egat	594
egaten	—
egationsrath	—
egate	—
egende	—
egion	596
egiren	—
egislation	597
egislative Gewalt	—
egitima	—
egitimität	—
ehnswesen	600
ehrbegriff	607
ehrgedicht	—
ehrsatz	608
ehrstyl	609
eib	—
eibeigenschaft	—
eibgedinge	611
eibnitz (Freiherr von)	—
eibrenten	615
eicht	616
eichten	—
eidenerflasche	—
eidenschaft	—
eihbank	617
ein	618
eipzig (Stadt)	619
eipzig (Schlacht bei)	620
eisewitz	636
eiter	—
ekain	—
emberg	638
emierre	—
emma	639
emnius	—
emnos	640
emures	641
Lenclos	Seite 641
Lenhard (Dr.)	643
Lento	—
Leo	—
Leo I.	644
Leo X.	—
Leo (Leonardo)	646
Leoben	647
Leonardo da Vinci	—
Leonidas	—
Leontium	649
Leopold I.	—
Leopold II.	651
Leopold III.	653
Leopold (von Sachsen-Coburg)	654
Lernäische Schlange	656
Lesbos	—
Lesemethoden	658
Lesüeur (Jean François)	659
Lesüeur (Eustachius	—
Lessing	660
Leß (Gottfried)	665
Lethe	666
Letten	667
Lettres de Cachet	668
Leuchtfackeln	—
Leuchtthurm	—
Leucippus	—
Lencothea	669
Leucothoe	—
Leuthen	670
Leuwenhock	—
Levante	—
Lever	—
Leviathan	671
Lexicon	—
Leyden	—
Leydner Flaschen	672
Leidner (Kleistisches)	—
Leyen	—
Leyer (deutsche)	—
L'Hombre	673
Libanon	—
Libatio	—
Libau	—
Libell	—
Libev	674
Liberales	—
Liberalität	—
Licent	675
Licentiat	—
Licenzen	—
Licht	—

Lichten Seite 676
Lichtenau (Gräfin) —
Lichtenberg 678
Lichtwehr 681
Lictoren —
Liebe 682
Liebesfamilie 683
Liebesmahle —
Lied 684
Liederspiel —
Liefland —
Ligne (Fürst von) —
Ligny (Schlacht bei) 687
Ligue 688
Lille 689
Lima —
Lindau 690
Lindwurm —
Linguet —
Linie 691
Linienschiffe —
Linné (Carl von) 692
Linsengläser 696
Linz —
Liparische Inseln 697
Lippe —
Lippert 698
Lips 699
Lipsius —
Liscov 700
Lissabon —
Litanei 701
Lit de Justice 702
Literatur —
Literatur-Zeitungen 703
Lithographie 708
Lithauen —
Litre 709
Littorale —
Liturgie —
Liverei —
Liverpool —
Livia Drusilla 710
Livius (Titus) 711
Livorno 712
Livre 713
Locke (John) —
Lockmann 715
Lodi 716
Logarithmus 717
Logau (Freiherr von) 718
Logik —
[illegible]ogistik 721
Logogryph Seite 721
Lohenstein —
Loire 72[illegible]
Loke —
Lolli —
Lombard 72[illegible]
Lombardei —
Lombardische Schule —
Lombardus —
Lomonossow —
London —
Longimetrie 72[illegible]
Longinus —
Longobarden 72[illegible]
Lootse 72[illegible]
Lope de Vega 728
Lord —
Lorme (Marion de) 729
Lorrain —
Loretto —
Löschen, Losen, Lossen, Entlossen 730
Loth —
Lothringen —
Lotterie 731
Loudon 73[illegible]
Louisd'or 73[illegible]
Louise (Königin von Preussen) —
Louisiana 739
Loupe 740
Loutherburg —
Louvet de Couvray —
Louviers 74[illegible]
Louvois —
Louvre 74[illegible]
Lovelace —
Löwen —
Löwendal (Graf von) 746
Loyola 747
Lübeck (Bisthum) —
Lübeck (Stadt) 748
Lüx (Andreas de) 749
Lucanus —
Lucas 750
Lucas von Leyden 751
Lucca 75[illegible]
Lucchesini —
Lucian Bonaparte 75[illegible]
Lucianus —
Lucifer 75[illegible]
Lucilius —
Lucina 75[illegible]

ˈuckner	Seite 755	Lusiade	Seite 808
ˈucretia	—	Lusitania	—
ˈucretius	—	Lustration	—
ˈucullus	756	Lustspiel	809
ˈudwig IX. (der Heilige)	757	Luther (Martin)	—
ˈudwig XIII.	759	Lüttich	815
ˈudwig XIV.	760	Lützen	—
ˈudwig XIV. Regierung und Zeitalter	767	Lützow und die lützowsche Freischaar	—
ˈudwig XV.	770	Luxembourg	817
ˈudwig XV. Zeitalter	774	Luxemburg	818
ˈudwig XVI.	777	Luynes (Herzog von)	819
ˈudwig XVII	784	Luzac	820
ˈudwig XVIII.	—	Luzern	—
ˈudwig Bonaparte	799	Lydos	—
ˈuft	—	Lyceum	—
ˈuftball	800	Lycien	—
ˈuftcrscheinungen	—	Lycophron	—
ˈuftkreis	—	Lycurgus	821
ˈuftperspective	—	Lydia	825
ˈuftpumpe	—	Lymphe	826
ˈuftröhre	801	Lynceus	—
ˈuftschiffkunst	802	Lyon	—
ˈuftspiegelung	—	Lyonnet	827
ˈüge	—	Lyra	—
ˈully	—	Lyrik	828
ˈuna	804	Lysander	830
ˈüneburg	805	Lysias	831
ˈunel	—	Lysimachus	832
ˈuneville	—	Lysippus	833
ˈunge	806	Lysistratos	834
ˈungenprobe	807	Lyttelton	—
ˈupercalien	808		

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Um bei dem neuen und noch frischen Druck das Abschwärzen zu verhüten, darf nicht versäumt werden, beim Schlagen zwischen jeden Bogen Maculatur zu legen. — Ferner bittet man zu bemerken, daß von den zwei Titeln und dazu gehörigen Schmutztiteln immer der eine oder andere Haupt- und Schmutztitel zu cassiren ist, nach der beliebigen Bestimmung des Eigenthümers. Auf den gewählten Haupttitel folgt das Privilegium, hierauf das Verzeichniß der Pränumeranten, und dann der Text 2c.

Literarische Anzeigen.

In der ersten Hälfte dieses Jahrs 1817 sind in der Verlags-Buchhandlung von F. A. Brockhaus zu Altenburg und Leipzig folgende neue Werke und Schriften wirklich fertig geworden und durch alle deutsche Buchhandlungen zu erhalten.

Allgemeine medizinische Annalen des 19ten Jahrhunderts, herausgegeben von Dr. J. Fr. Pierer. Für das J. 1817. 4. 6 Thlr. 16 Gr.

Isis; herausgegeben vom Hofr. Oken. Für das Jahr 1817. Mit Kupfern. 4. (Commissions-Artikel.) 6 Thlr.

Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Zweiten Bandes zweite und dritte Abtheilung. (VI—VII.) gr. 8. Jede Abtheilung 1 Thlr. Schreibpap. 1 Thlr. 12 Gr. Velinpap. 2 Thlr.

Conversations-Lexicon oder Encyclopädisches Handwörterbuch für die gebildeten Stände. Vierte Original-Auflage mit Kön. Würtemb Privilegien. 1 — 8r Band. Das Ganze aus 10 Bänden bestehende Werk kostet im noch fortdauernden Pränumerationspreise auf Druckpapier 12 Thlr. 12 Gr., auf Schreibpapier 18 Thlr. 18 Gr. und auf Velinpapier (in gr. 8.) 40 Thlr. Dieses Werk hat bei der jetzigen 4ten Auflage auch einen zweiten Titel bekommen, als:

Allgemeine Hand-Encyclopädie für die gebildeten Stände. In alphabetischer Ordnung.

Deutsche Taschen-Encyclopädie oder Handbibliothek des Wissenswürdigsten in Hinsicht auf Natur und Kunst, Staat und Kirche, Wissenschaft und Sitte. In alphabetischer Ordnung. (Das Ganze in 4 Theilen, mit 50 Kupfern.) Zweiter Theil E—K, mit 15 Kupfern. (Von einer Gesellschaft dresdner Gelehrten, und herausgegeben von Prof. Hasse in Dresden.) 12. 2 Thlr. (jeder Theil.)

Saalfelds, Friedr., (Prof. in Göttingen) Geschichte Napoleon Buonapartes, oder Grundriß der Geschichte des neuesten europäischen Staaten-Systems von dem Jahre 1796 bis 1815. Zweite ganz umgearbeitete Auflage. In zwei Theilen. Zweiter Theil. gr. 8. 3 Thlr. Beide Theile complet (106 Bogen) 5 Thlr. 12 Gr.

Desselben Verf. und Werks 2r Theil zur ersten Auflage, enthaltend die Geschichte Napoleons von seiner Ankunft auf Elba bis zu der auf St. Helena. (Aus dem Vorhergehenden besonders abgedruckt [8 Bogen]). 16 Gr.

Bibliothek neuer englischer Romane. 5r und 6r Band, enthaltend den Guerillas-Anführer, von Mstrs. Emma Parker. Bearbeitet von Henriette Schubart. 8. 3 Thlr. (Ist auch mit besonderm Titel zu haben.)

Die Constitutionen der europäischen Staaten seit den letzten 25 Jahren. zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Simonde Sismondi die Literatur des südlichen Europa. Deutsch bearbeitet von Ludwig Hain. (In zwei Bänden.) Zweiten Bandes erste Abtheilung. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Archiv für den thierischen Magnetismus; herausgegeben von v. Eschenmayer, Kieser und Naße. Erstes und zweites Heft. gr. 8. jedes Heft 18 Gr.

Kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche Monographien aus der neuern Zeit seit dem Jahre 1792. Erster Theil, mit 3 Planen und 1 Vignette. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Seckendorf, G. von, Grundzüge der philosophischen Politik. gr. 8. 20 Gr.

Sprengel (Prof. Curt) Geschichte der Botanik. Neue Bearbeitung und bis auf die jezige Zeit fortgeführt. In zwei Theilen. Erster Theil mit 8 illuminirten Kupfern. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Reise eines Gallo-Amerikaners (Simond's durch Großbritannien in den Jahren 1810 und 1811. In zwei Theilen. Deutsch herausgegeben von Ludwig Schlosser. Erster Theil mit 3 Kupfern. gr. 8. 2 Thlr.

Walter Scott's schottische Lieder und Balladen. Uebers. von Henriette Schubart. gr. 8. 1 Thlr.

Chateaubriand souvenirs d'Italie, d'Angleterre et d'Amérique. nouvelle édition. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

Gemmen, gedeutet von Arthur von Nordstern. 4. 1 Thlr.

Jeanne d'Arc. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Von F. G. Wetzel. Mit einem Kupfer nach Opiz von Krüger. gr. 8. 1 Thlr.

Der Traum und das fieberhafte Irreseyn. Ein physiologisch-psychologischer Versuch, von Dr. G. F. C. Greiner. gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Das Heer von Inner-Oesterreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809, in Italien, Tyrol und Ungarn. Von einem General-Offizier des k. k. General-Quartiermeister-Staabs. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Preußen über alles, wenn es will. Von einem Preußen. gr. 8. 20 Gr.

Mahnung der Zeit an die protestantische Kirche, bei der Wiederkehr ihres Jubelfestes. Nebst einer Nachschrift an die katholische Kirche und deren Oberhaupt. Für Kleriker und Laien, von einem Laien. gr. 8. 8 Gr.

J. von Arnoldi Wilhelm I., König der Niederlande. Biographie und Charakteristik. gr. 8. (Aus den Zeitgenossen besonders abgedruckt.) 8 Gr.

Friedrich II., König von Würtemberg. Biographie und Charakteristik. (ebenfalls aus den Zeitgenossen besonders abgedruckt.) 8 Gr.

Aktenstücke, die Aufhebung des Klosters Neuenzelle in der Niederlausitz betreffend. No. I. gr. 8. 6 Gr.

Ueber den jetzt herrschenden Geist der Unruhe und Unzufriedenheit unter den Völkern Europa's. Ein Versuch zur Beschwichtigung dieses Geistes. 8. 6 Gr.

John, Prof. J. F., Handwörterbuch der allgemeinen Chemie. Erster Band, A – E, mit 5 Kupfertafeln. 8. (mit Nonpareille gedruckt.) 2 Thlr. 8 Gr.

Rosengarten. Dichtungen von O. H. Grafen von Löben. Erster Theil. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Germar, Ernst Friedrich, Reise in Dalmatien und das Gebiet von Ragusa. Mit 9 illuminirten Kupfern und 2 Charten. gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Verzeichniß derjenigen Artikel, welche im Laufe von 1817 erscheinen.

I. Fortsetzungen.

Pierers Allg. Med. Annalen des 19. Jahrhunderts für 1817.
Okens Isis, (in Commission.)
Pierers Realwörterbuch der Anatomie und Physiologie. 2r Bd.
Zeitgenossen, vom 8n Hefte an.
Conversations-Lexicon, 9r und 10r Theil.
Urania für 1818.
Venturini's Befreiungskriege. 3r. Bd.
von Schlieben, Elemente der Mathematik. 2r und 3r Theil.
Deutsche Taschenencyclopädie. 3r und 4r Theil.
Saalfelds, Friedr., allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit 1789. Zweiten Bandes 1. und 2. Abtheilung
Dante, übersetzt von Kannengiesser und Hain. 3r Theil.
Fortschritte der nationalökonomischen Wissenschaft. 2s Bändch. u. folg.
Woltmann's Blicke und Berichte. 2r Theil.
Sismondi Literatur. 2n Bandes 2e (und letzte) Abtheilung.

II. Neuigkeiten.

Eschenmayers, Kiesers und Nasse's Archiv für den thierischen Magnetismus.
Rosenmüllers, D. J. G., Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In 2 Bänden. gr. 8.
Depping, Sammlung alter span. Romanzen; mit einem Commentar.
Petrarca's Leben von Fernow, mit Zusätzen von Hain.
Petrarca, übersetzt von Prof. Carl Förster. 2 Theile.
Kriegsgeschichtliche und kriegswissenschaftliche Monographien aus der neuern Zeit. Erster und zweiter Theil.
Köthe, D. F. A., das Jahr 1517 oder Geschichte der Reformation.
Handbuch der ital. Poesie von Ludw. Hain. 2 Bände.
M. Ebert, bibliographisches Lexicon.
Opiz, Gemälde von Paris. In 24 Blättern, mit einem Commentar.
Curt Sprengel, Geschichte der Botanik, fortgeführt bis auf die neueste Zeit. Mit Kupfern. 2ter Band.
Handbuch der classischen röm. Poesie, von Prof. Messerschmidt. 2 Bde.
Handwörterbuch über Handlungs-, Comptoir- und Waarenkunde mit einem Anhange, Literatur, Buchhaltungskunde, Formulare und ein europäisches Handlungs-Adreßbuch enthaltend. 2 Bände.
Europa's Gestaltung. Erste Abtheilung: Europa im Jahre 1792. Mit einer historischen Karte.
Meineke, technologisches Hand-Lexicon.
Kreyßigs, D. und Hofr., klinisches Handbuch.
Neue Sammlung der classischen Dichter Italiens, mit Commentaren, besorgt von Ludw. Hain. (im Wetsteinschen Format.)
Supplemente zum Conversations-Lexicon.
Isidorus, Rosengarten, enthaltend romantische Dichtungen und Mährchen. 2 Theile.
Böttiger, Chr. Aug., Vorlesungen und Aufsätze zur Alterthumskunde. Erster Band mit 6 Kupfern.

Böttiger, Chr. Aug. Die Dresdner Antiken-Gallerie.
Murhard, D. Carl, Theorie des Geldes und der Münze.
Schopenhauer, Johanne, Reise an den Rhein, im Sommer des ersten friedlichen Jahres.
Weimarische Nächte.
Histoire de l'Economie Politique. 2 Vol. (Ist ein Originalwerk.)
D. und Prof. Puchelt, medicinisch-chirurgisches Handwörterbuch. In zwei Bänden.
J. von Arnoldi historische Denkwürdigkeiten. 1r Bd.

Ankündigung einer Zeitschrift unter dem Titel: Kriegsgeschichtliche Monographieen, aus der neueren Zeit, seit dem Jahre 1801 oder neueste Beiträge zur Geschichte der Kriegskunst.

Die Kriegskunst hat einen so wesentlichen Antheil an der gegenwärtigen Entwickelung des Staatenschicksals von Europa gehabt, daß es für den Geschichtsfreund überhaupt, wie für den Kriegskundigen insbesondere, ein wissenschaftliches Bedürfniß geworden ist, einzelne, für größere Werke oft gar nicht geeignete, und dennoch für die Theorie sowol als für die Praxis, oder für die allgemeine Geschichte wichtige Beobachtungen und Erfahrungen, überhaupt Alles, was die Geschichte der Kriegskunst in dem 19ten Jahrhundert betrifft und neu ist, von Augenzeugen zu sammeln, und die Ansichten sachkundiger Männer von denkwürdigen Kriegsereignissen in einem, diesem Zwecke ausschließend gewidmeten Archive zu vereinigen.

Die schätzbarsten Beiträge zu von Bülow's, von Scharnhorst's u. A. Schriften, liegen in den Tagebüchern verdienter Offiziere verborgen, welche in einer Zeitschrift, wie von Rouvroy's militärische Minerva, oder von Rühl's Pallas, oder die österreichische militärische Zeitschrift und ähnliche Archive der Kriegsgeschichte waren, einen Ehrenplatz einnehmen würden. Sollen diese handschriftlichen Bemerkungen und Nachrichten für die Wissenschaft verloren gehen und vergessen werden; oder soll man warten, bis sie spät nach dem Tode der Augenzeugen, in zerstreuten Denkwürdigkeiten erscheinen, wo sie der öffentlichen Prüfung uud Vergleichung mit andern Thatsachen weniger unterliegen?

Jetzt, da die Waffen ruhn und die mit Lorbeern umwundenen Feldtagebücher geordnet werden, jetzt ist die Erinnerung an alles was geschehen, eben so lebendig und frisch, als das Bedürfniß des Forschens und Wissens lebhaft Sollten daher unsere tapfern Zeitgenossen nicht unter sich austauschen und gegenseitig kriegskundig prüfen wollen, was sie beobachtet, gethan und erfahren, was sie Schätzbares für Kunst und Wissenschaft selbst eingesammelt haben? Die Kriege des 19ten Jahrhunderts bieten für die Geschichte der Kriegskunst, welche der verdienstvolle von Hoyer in seinem geschätzten Werke bis an das Ende des 18ten fortgeführt hat, so reiche Ausbeute dar, daß es einer

kriegsgeschichtlichen Zeitschrift

in einer zwanglosen Folge von Bändchen, wie die unsrige seyn soll,

nicht an neuem Stoffe von wissenschaftlichem Werthe fehlen wird, wenn die einsichtsvollen Kriegsmänner aus allen Heeren, welche seit 1801 in den meisten Ländern Europa's fast nach denselben Grundsätzen kriegskünstlerischer Bildung gefochten haben, sich für unsern Zweck mit uns vereinigen wollen.

Wir laden sie, als die vollgültigsten Zeugen der ewig denkwürdigen Geschichte unsrer Zeit, hierzu mit dem Vertrauen ein, das uns unsere Ueberzeugung von dem geistigen Zusammenhange und dem Gemeingeiste, der jetzt alle Gebildete zu wissenschaftlicher Thätigkeit hinführt, nicht ohne Ursache einflößt. Denn schon erfreuen wir uns der Zusage mehrerer würdiger Männer, und wir können dem Publicum versprechen, daß es in unsern

kriegsgeschichtlichen Monographieen

nur Erzählungen und Charakteristiken von bedeutenden oder minder bekannten, denkwürdigen Kriegsbegebenheiten, vorzüglich aus der neuesten Zeit, von Augenzeugen und Theilnehmern kriegskundig abgefaßt, oder aus weniger zugänglichen Quellen mit Kritik ausgewählt, und durch Karten und Plane, wo es die Wissenschaft erfodert, erläutert, ohne Beimischung von Politik, noch fremdartigen Dingen

finden wird. Jedes Bändchen von etwa 24 bis 30 Bogen soll sechs und mehrere Erzählungen oder Darstellungen dieser Art enthalten. Das erste wird zur Ostermesse d. J. erscheinen; und die Fortsetzung unseres Unternehmens kann, wie wir nach den getroffenen Maßregeln hoffen dürfen, nur an Neuheit und Interesse gewinnen.

Alle Beiträge, zu denen dringend eingeladen wird und die auf Verlangen angemessen honorirt werden, sind an unterzeichneten Verleger zu senden. Der Herausgeber selbst wird sich künftig nennen.

Leipzig und Altenburg, im April 1817.

F. A. Brockhaus.

Archiv für den thierischen Magnetismus.

Plan und Ankündigung.

In der gegenwärtigen Zeit, wo das Leben zum strengsten Ernste aufgerufen, nachdem es seine Kraft im äußern Kampfe bewährt hat, sich nach Innen zu den Wissenschaften zurückwendet, wo, nachdem dem Menschen die tiefe Bedeutung des politischen Lebens in großen Zügen erschienen, ihm nun das zur Gewohnheit gewordene Streben nach dem Höheren zu den innersten Geheimnissen des Lebens ruft und zur Erforschung derselben treibt, ist der thierische Magnetismus derjenige Gegenstand, welcher mit seinen wunderbaren Erscheinungen die Kräftigeren der Zeit zu einem vorzüglichen Studium auffodert. Im thierischen Magnetismus erscheint uns das verschleierte Bild der Isis, welches, wie es einerseits jeden Wißbegierigen anzieht, und die größten Geheimnisse des Lebens zu enthüllen verspricht, andrerseits nur dem mit ernstem und reinem Sinn sich ihm Nahenden das Geheimniß eröffnet, und jede frevelnde Berührung ahndend straft. Nachdem der thierische Magnetismus anfänglich unverstanden in seiner hohen

Bedeutung, aber mit Enthusiasmus aufgenommen werden, und späterhin dem nüchternen Verstande, der Alles, auch das Geistigste aus hergebrachten Formeln und untergeordneten Naturgesetzen erklären will, als Spiel der Einbildung oder als Werkzeug des Betrugs erschienen, scheint jetzt die Zeit gekommen zu seyn, wo man es wagen darf, mit kritischer Sichtung der Thatsachen und mit strenger Sonderung des Wahren und Falschen, unter der Leitung der höheren, immer mehr Feld gewinnenden und erfreulichere Resultate gebenden Ansichten der Natur, auch die bisher ganz unerklärt gebliebenen Erscheinungen des thierischen Magnetismus physiologisch zu untersuchen und die Ursachen derselben auf die allgemeinen Gesetze des Lebens zurückzuführen. Denn, ist die allgemeine Ansicht der Natur, welche uns die Philosophie giebt, wahr, so muß auch Alles, was im Kreise der Natur liegt, sich aus dieser Ansicht erklären lassen. Da im thierischen Magnetismus sich darstellt, was keines Sterblichen Auge sah, und keines Wachenden Mund enthüllt; da die Erscheinungen desselben immer fremdartiger und überraschender auftreten, und aller, bloß materieller, Erklärung spottend, eine geistige Welt uns eröffnen, in welcher die räumlichen und zeitlichen Beschränkungen der irdischen Welt fast verschwinden, und da die Natur im thierischen Magnetismus ihre geheimsten Tiefen eröffnet, und als das wiederaufgefundene Orakel der frühern Zeit redet; so darf man hoffen, wenn man den Erscheinungen desselben unbefangen und vorurtheilsfrei folgt, zu Resultaten in der Psychologie, Physiologie und Pathologie zu gelangen, welche uns das bisher noch so dunkele Feld der Erkenntniß des psychischen Menschen erhellen, und also hierdurch auf einem sicheren Wege das den Menschen zunächst betreffende höchste Wissen zu vervollkommnen.

Zu diesem Endzweck haben sich die Unterzeichneten in Vereinigung mit mehreren, dieselben Ansichten hegenden Männern zur Herausgabe eines **Archivs für den thierischen Magnetismus** nach folgenden Plane verbunden:

1) Der Inhalt des Archivs ist theils **rein wissenschaftlich**, theils **praktisch**. In erster Hinsicht ist die nähere Erforschung des Wesens des thierischen Magnetismus und der Entstehung seiner Erscheinungen, überhaupt also die physiologische Untersuchung desselben der Hauptzweck. Da indessen jede wissenschaftliche Theorie der Natur nur auf einer reellen Basis, auf Beobachtung der Erscheinungen der Natur, ruhen kann, so soll dieses Archiv hauptsächlich dazu dienen, unbezweifelte Erfahrungen und Beobachtungen wirklicher Thatsachen, gemacht von vorurtheilsfreien, das Wahre und Falsche kritisch zu unterscheiden vermögenden, aber die hohe Bedeutung des thierischen Magnetismus nicht verkennenden Männern, zu vereinigen, also die Materialien zu einer künftigen Theorie des thierischen Magnetismus zu sammeln, und hierdurch den Grund zu einer strengeren wissenschaftlichen Bearbeitung desselben zu legen, als bis jetzt häufig der Fall gewesen ist. Aehnliche Sammlungen haben früher **Gmelin**, **Böckmann**, **Wienhold**, **Nordhoff** uud **Wolfart** begonnen, in Frankreich vorzüglich **Puysegur** und **Tardy**; der Nutzen derselben ist von den Zeitgenossen nicht verkannt worden; aber die allgemeine Philosophie schien nicht vorgeschritten genug gewesen zu seyn, um diese Thatsachen der Physiologie des menschlichen Leibes aneignen zu können. Sie kämpfte damals noch zu sehr in der Feststellung allgemeiner Ideen, und die Anwendung der allgemeinen Gesetze des Lebens auf die besondern Erscheinungen desselben konnte nicht durchgeführt wer-

sen. Eine erfreulichere physiologische Zeit läßt uns erfreulichere Resultate erwarten, die materiellen, chemischen, und übrigen einseitigen Theorien haben in der philosophischen Ansicht der Natur ihr Grab gefunden, und wir dürfen jetzt hoffen, vermittelst einer Reihe von Beobachtungen und Thatsachen bestimmtere Blicke in das Wesen des thierischen Magnetismus thun zu können. Nächst dieser reinen Geschichte der magnetischen Erscheinungen, der Basis der wissenschaftlichen Untersuchung, werden dann nach Zeit, Gelegenheit und innern Aufforderung eigne wissenschaftliche Ansichten und Untersuchungen, gestützt und hervorgerufen von jenen, erfolgen, um die reine Beobachtung zur Theorie zu läutern, die Theorie zum Systeme vorzubereiten und sie zugleich in der Wirklichkeit nachzuweisen, und hierdurch für Psychologie, Physiologie und Pathologie fördernd zu wirken.

2) Praktisch ist der Zweck des Archivs nicht allein dadurch, daß jede theoretische Untersuchung nur durch eine praktische Beziehung zum Leben Werth und Bedeutung erhalten kann, sondern auch in sofern schon jetzt vor Vollendung der Theorie des thierischen Magnetismus derselbe zur Heilung von Krankheiten angewendet werden kann, hier die überraschendsten Resultate giebt, und also neben der rein wissenschaftlichen Behandlung dieses Gegenstandes auch die künstlerische Anwendung desselben zur Heilung von Krankheiten immer mehr ausgebildet, und die näheren Verhältnisse angegeben werden dürfen, unter welchen der thierische Magnetismus als Heilmittel zu betrachten ist. Diese Heilungsgeschichten werden dann wieder als physiologische Erscheinungen des thierischen Magnetismus zum ersten wissenschaftlichen Zwecke benutzt, so daß auch hier sich Wissenschaft und Kunst wechselseitig durchdringen, ergänzen und unterstützen, und die Wissenschaft ins Leben thätig eingreifend erscheint. Eine eigene Berücksichtigung verdient hier die ganz verschiedene Anwendungsweise des thierischen Magnetismus zur Heilung von Krankheiten in Frankreich und Deutschland. Hier wird er gewöhnlich unmittelbar zur Heilung von Krankheiten angewendet, und er erscheint nur als psychisch-organisches Heilmittel in den Händen des Arztes und für die gegenwärtigen Uebel; dort wird er allein als Mittel gebraucht, um das der Krankheit entsprechende specifische Heilmittel zu erfahren, und die kommenden Uebel oft auf lange Zeit vorher zu verhüten; und die das Vergangene wie im geistigen Spiegel reflectirende und das Kommende, in sofern es von dem Gegenwärtigen bedingt wird, prognosticirende Somnambüle ist das Orakel, aus welchem die Natur selbst spricht. Wir werden uns daher Gelegenheit zu verschaffen suchen, von jener eigenthümlich verschiedenen Behandlungsweise des Nachbarvolkes unseren Lesern mehrere wichtige Actenstücke mitzutheilen.

3) Endlich werden wir in diesem Archive eine Critik der über diesen Gegenstand erscheinenden neuen Schriften niederlegen, theils um eine fortlaufende Uebersicht dessen, was in diesem Felde geschehen, zu haben, und die künftige Geschichte des thierischen Magnetismus vorzubereiten, theils aber auch um diejenigen Beobachtungen, welche zur Förderung der Theorie des thierischen Magnetismus wesentlich sind, vereinigt darzustellen; so daß, wie das reilsche Archiv für die Physiologie seit längerer Zeit als der Sammelplatz der einzelnen physiologischen Untersuchungen anzusehen gewesen, wir hier einen Vereinigungspunct des Studiums des thierischen Magnetismus zu geben versuchen werden.

Digitized by Google

4) Das Archiv für den thierischen Magnetismus zerfällt da-
her in folgende Abtheilungen:

a) Eigenthümliche Abhandlungen und Originalbeobachtungen.
b) Critik der erscheinenden Schriften über den thierischen Magne-
tismus.
c) Notizen, Anfragen, Bemerkungen u. s. w. über den thierischen
Magnetismus, wissenschaftlich=practischen Inhalts.

5) Das Archiv erscheint in zwanglosen Heften, von unbestimm-
ter Bogenzahl, deren zwei bis drei einen Band ausmachen. Die schon
vorhandenen Materialien, welche mehrere magnetische Behandlungen
von dem höchsten Interesse enthalten, setzen uns in den Stand, für
das nächste Jahr 3—4 Hefte liefern zu können.

6) Die Redaction des Archivs hat der Professor Kieser in
Jena übernommen. Da es uns daran gelegen seyn muß, alle unbe-
zweifelten Thatsachen, Beobachtungen und Erfahrungen über den thie-
rischen Magnetismus hier zu vereinigen, und diese Sammlung von
Materialien zur künftigen streng wissenschaftlichen Bearbeitung dieses
Gegenstandes möglichst vollständig zu machen, so ersuchen wir alle
Aerzte und Naturforscher, welche im Besitz solcher noch nicht bekannt
gemachten Beobachtungen sind, sie uns zu diesem Zwecke gegen ein an-
ständiges Honorar gefälligst mittheilen zu wollen. Da indessen nur
das mit der größten Umsicht und strengsten Critik Beobachtete und
über allen Einwand der hier so leicht möglichen Selbsttäuschung und
des Betrugs Erhabene als reine Thatsache angesehen und hier aufge-
nommen werden kann, indem es uns hier durchaus nicht um eine
Masse zweifelhafter Beobachtungen, welche der strengen Critik ein
weites Feld eröffnend, alle Sicherheit der daraus zu folgernden wis-
senschaftlichen Induction vernichtet, sondern um rein geschichtliche Fa-
cta zu thun ist: so bitten wir um so mehr um strenge Würdigung
des Einzusendenden, ob es den angegebnen Forderungen entspricht,
da eine einzige rein aufgefaßte und hinlänglich constatirte Beobach-
tung mehr werth ist, als eine unendliche Menge zweifelhafter, wie sie
häufig die letzte Zeit gegeben hat, und da eine uncritische Beobach-
tung, deren Mangelhaftigkeit leicht schon aus dem Gange der Beob-
achtung zu erkennen ist, nur den Gegnern des thierischen Magnetis-
mus Gelegenheit geben würde, denselben von Neuem zu bekämpfen.
Daher müssen wir auch um die Erlaubniß bitten, bei jeder Beobach-
tung den Namen des Beobachters hinzusetzen zu dürfen, wenn beson-
dere Umstände es nicht verbieten, und nur solche Geschichten magneti-
scher Behandlung werden dem angegebenen Zwecke gemäß seyn, welche
völlig beendigt und vor allem Vorwurf der Täuschung, der Verstel-
lung und des Selbstbetrugs sicher gestellt sind.

7) Was endlich noch die sub 4. a) berührten eigenthümli-
chen Abhandlungen zur wissenschaftlichen Erörterung und Deu-
tung des Wesens des thierischen Magnetismus betrifft, so werden
solche Abhandlungen, von des Gegenstandes gewachsenen, wissenschaft-
lichen Männern, uns um so angenehmer seyn, je weniger der genü-
genden Versuche dieser Art bis jetzt erschienen sind. Wir bemerken
hierbei nur noch, daß nach unserer Ansicht das Daseyn des thierischen
Magnetismus in seinen höchsten Formen und seiner geheimnißvollsten
Gestalt außer allem Zweifel ist, daher keiner Polemik zur Widerle-
gung negativer Meinungen mehr bedarf, welche Polemik um so un-
fruchtbarer ist, da dem, welchem das geistige Organ zur Beobachtung
desselben mangelt, schwerlich durch andere der Blick in diese geheim-

nißvolle Welt eröffnet werden möchte; und fügen daher den Wunsch hinzu, daß, wie in unsern eignen wissenschaftlichen Abhandlungen über das Wesen dieses Gegenstandes, so auch in denen, welche andere wissenschaftliche Männer uns mitzutheilen für gut finden werden, alle Polemik im angegebenen Sinne entfernt gehalten werden möge.

8) Den Druck und Verlag des Archiv's hat der Buchhändler Brockhaus in Altenburg übernommen, welcher für correcten Druck und gutes Papier sorgen wird.

Tübingen, Jena und Halle, im Sept. 1816.

Dr. C. A. v. Eschenmayer. Dr. D. G. Kieser. Dr. Nasse.

Das erste Heft ist bereits erschienen und in allen Buchhandlungen für 18 Gr. oder 1 fl. 21 Xr. zu haben. Der

Inhalt:

Plan und Ankündigung.

I. Eigenthümliche Abhandlungen und Originalbeobachtungen. 1) Allgemeine Reflexionen über den thierischen Magnetismus und den organischen Aether, von Prof. Dr. C. A. v. Eschenmayer. 2) Merkwürdige und eingetroffene Vorhersagung zweier Somnambulen auf das Ende des Octobers 1816, (den Tod des Königs von Würtemberg betreffend), von v. Eschenmayer. 3) Sonderbare, mit glücklichem Erfolg animal-magnetisch behandelte Entwickelungskrankheit eines 13jährigen Knaben, von Dr. Tritschler in Cannstadt. 4) Abhängigkeit der magnetisirten Person von der magnetisirenden im Tode, von Prof. Dr. Fr. Nasse.

II. Critik der erschienenen Schriften über den thierischen Magnetismus. 1) Versuch die scheinbare Magie des thierischen Magnetismus aus physiologischen und psychischen Gesetzen zu erklären von C. A. v. Eschenmayer 1816 — von Dr. Nees v. Esenbeck. 2) C. W. Hufeland, Auszug und Anzeige der Schrift des Herrn Leibmedicus Stieglitz über den thierischen Magnetismus, nebst Zusätzen. Berlin 1816, vom Prof. Dr. Kieser.

III. Notizen, Anfragen, Bemerkungen ꝛc. über den thierischen Magnetismus. 1) Somnambulismus traumaticus, durch eine in eine in der Magengegend befindliche Schußwunde eingebrachte metallene Sonde erzeugt. 2) Neu erschienene Schriften über den thierischen Magnetismus im J. 1816.

Coxe, Wilh., Geschichte des Hauses Oestreich von Rudolph von Habsburg, bis auf Leopold II. Tod. (1218—1792.) Deutsch herausgegeben von Hans Karl Dippold und Adolph Wagner. 4 Bde. gr. 8. 1817. Leipzig und Altenburg. F. A. Brockhaus. 10 Thlr. (18 Fl.)

Unter den Mächten des europäischen Continents behauptet der [Oe]streichische Kaiserstaat seit Jahrhunderten den ersten politischen Rang, wenn gleich sein Areal und seine Bevölkerung von Rußland [ü]bertroffen wird. Schon dadurch gewinnt die Geschichte dieses Kaiser[r]eiches ein großes und allgemeines Interesse. Noch wird aber dieses [I]nteresse durch die neuesten Ereignisse der Zeit gesteigert, seit Oester-

reichs Beitritt zum Weltkampfe gegen Napoleons Dictatur den Ausschlag gab. Demungeachtet fehlte es bis jetzt noch an einer gründlichen und lesbaren Geschichte dieses Staates; denn frühere Werke waren nach Stoff und Form veraltet, und mehrere neuere — innerhalb Oestreich selbst erschienene — befriedigen nicht den politischen Blick, auch dürfte die Darstellung des Ausländers, sobald sie unbefangen, neutral und auf historische Forschung gegründet ist, den Vorzug vor dem Einheimischen verdienen. Alle diese Forderungen erfüllt das vorliegende, durch eine treue und mit angemessenen Berichtigungen ausgestattete Uebersetzung auf deutschen Boden verpflanzte, Werk des Britten Coxe. Er hebt mit Rudolph von Habsburg an, und gibt eine wahre und beglaubigte Darstellung des allmähligen Anwachses der Macht des östreichischen Kaiserhauses; besonders aber arbeitete er von Karls VI. Thronbesteigung an nach sehr reichen handschriftlichen Quellen, welche er in den Papieren und Depeschen der brittischen Minister am Wiener Hofe von 1714—1792 vorfand. Es ist daher ein wahrer Gewinn für unsere Literatur, da in diesem Werke der östreichische Kaiserstaat nach seiner politischen Stellung zu dem gesammten europäischen Staatensysteme geschildert, und dessen innere Geschichte im pragmatischen Zusammenhange, mit sicherem politischen Tacte und mit der bekannten brittischen Freimüthigkeit verzeichnet wird, so daß nun auch die Geschichte Oestreich, neben so vielen minder wichtigen deutschen Specialgeschichten, ihr volles Recht durch eine würdevolle Abhandlung erhalten hat.

Theorie des Geldes und der Münze, von Dr. Carl Murhard. Leipzig und Altenburg, bei Brockhaus. gr. 8. Preiß 1 Thlr. 12 Gr.

Die Lehre von Geld und Münze war bisher in den staatswirthschaftlichen Systemen theils mangelhaft, theils einseitig vorgetragen worden, und noch immer fehlte es an einem Werke, welches das Ganze dieser wichtigen Lehre frei nicht nur von Irrthümern und Vorurtheilen, sondern zugleich auch im gehörigen Zusammenhange und mit möglichster Vollständigkeit entwickelte. Der einsichtsvolle, durch frühere gehaltreiche Schriften bereits um die Vervollkommung der Nationalökonomie verdiente Verfasser hat es versucht, diese bedeutende Lücke in der staatswirthschaftlichen Literatur zu ergänzen, und die Theorie, welche er dem Publikum vorlegt, zeichnet sich eben so sehr durch Reichthum an neuen scharfsinnigen Ideen, wie durch Klarheit und Gewandtheit der Sprache aus. Vertraut mit Allem, was Deutsche, Britten, Franzosen und Italiener über die verwickelte und schwierige Lehre von Geld und Münze geschrieben und zugleich im Genuße einer glücklichen, wissenschaftlicher Unternehmungen der Art vorzüglich begünstigenden, Unabhängigkeit, fühlte sich der Verfasser berufen, die gedachte Lehre zum besondern Gegenstand seiner Forschungen zu erwählen, und es ist ihm solches in einem Grade gelungen, der wenig zu wünschen übrig läßt. Eingeweiht in die Theorie ächter Staatsweisheit hat derselbe mit dieser Theorie zugleich die Erfahrungen einer mehrjährigen praktischen Laufbahn im höhern Staatsdienste geschickt zu verbinden gewußt, welche er in seinen frühern Verhältnissen als Beisitzer des Staatsraths und als Chef der

Sektion des Handels und der Gewerbe im vormaligen Königreiche Westphalen zu machen Gelegenheit gehabt hat. Gleich interessant für den eigentlichen Staatsgelehrten, wie für den praktischen Geschäftsmann darf dieß Werk mit Recht eine vorzüglich günstige Aufnahme beim Publikum erwarten.

Voss neue und vollständige Uebersetzung von Shakspeare's Schauspielen:

Wilhelm Shakspeare's Schauspiele, übersetzt und erklärt von Johann Heinrich Voss und dessen Söhnen, Heinrich und Abraham Voss. In acht oder neun Bänden.

Der Zweck dieses vereinigten Bestrebens ist eine dem zartesten Ausdrucke des Sinnes in lebendiger Form nachgebildete Verdeutschung: die angehaucht von dem Geiste des großen, auch in Kunst der Sprache und des Versbaues gewaltigen Urhebers die vielfach wechselnden Empfindungen dem Deutschen in entsprechenden Tonarten wiedergebe, und wie ein einheimisches Erzeugniß, des Lesers und des Schauspielers Vortrag so erleichtere durch Klang und kräftige Bewegung, wie hebe und beseele durch richtige Wortstellung der Leidenschaft. Zur Ostermesse 1818 erscheinen gewiß 2 Bände, vielleicht 3. Für den ersten sind bestimmt: der Sturm, von J. H. Voß; Romeo und Julia, von J. H. Voß; Gleiches mit Gleichem, von A. Voß. Für den zweiten: Was ihr wollt, von J. H. Voß; Viel Lärmens um nichts, von H. Voß; Der Kaufmann von Venedig, von J. H. Voß. Für den dritten: Wie es euch gefällt, von J. H. Voß; Ende gut, alles gut, von H. Voß; Zähmung einer bösen Sieben, von A. Voß; König Johann, von J. H. Voß. Den Verlag hat der Unterzeichnete übernommen, und wird das Ganze längstens in drei Jahren abgeliefert seyn, da das Manuscript selbst vollendet ist.

Leipzig und Altenburg, den 1. Juli 1817.

F. A. Brockhaus.

Anzeige.

Auf die mir von mehreren soliden Buchhandlungen zugekommenen Nachricht, daß es einer einzelnen Buchhandlung in Thüringen gefalle, das in meinem Verlage herauskommende Conversationslexicon zu einem niedrigern Preise zu verkaufen, als derselbe von mir selbst festgesetzt ist, erkläre ich hierdurch, daß eine nach soliden Grundsätzen verfahrende Buchhandlung ein vollständiges Exemplar dieses Werkes auf Druckpapier nicht unter 12 Thlr. 12 Ggr., und auf Schreibpapier nicht unter 18 Thlr. 18 Ggr. geben könne, indem

der Vortheil, der bei diesen Preisen für die fournirende Buchhandlung bleibt, ihr vollkommen zusteht, und billig nicht geschmälert werden darf. Jede Buchhandlung, welche niedrigere Preise macht, muß, da ich der Verleger keine vor der Andern begünstige, dabei unlautere und nicht zu rechtfertigende Nebenabsichten haben. Ich halte es für Pflicht, zur Ehre vieler schätzenswerther Handlungen, welche sich dem Debit dieses beliebten Werkes unterzogen haben, diese meine Erklärung öffentlich bekannt zu machen.

Leipzig und Altenburg.

F. A. Brockhaus

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized b

Digitized by Google